Princeton University Library
32101 064469446

Digitized by Google

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

19. Jahrgang.

II. Semester. III. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1860.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1860. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Der Fürstenbesuch in Baden und die preußische Politik. S. 33. 74.

Der Gustav-Adolf-Verein. S. 41.

Die Ereignisse im Libanon. S. 71.

Die preußische Politik. S. 115.

Alt- und Neugotha. S. 121.

Russische Zustände. 3. Polizei, Presse, Militärverwaltung. S. 141. 4. Die Staatskirche und die Secten, S. 201.

Gewerbefreiheit und Freizügigkeit in Deutschland. S. 152.

Die Lage Oestreichs. S. 191.

Von der preußischen Grenze. S. 195. 232. 277. 281. 318. 475. 516.

Die Stellung der Rittergutsbesitzer in Mecklenburg. S. 217. 261.

Die preußische Politik seit der Zusammenkunft von Baden. S. 321.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten. S. 336.

Die Krisis in den Vereinigten Staaten. S. 382. 417.

Der Friede zu Basel. S. 396.

Die Aufgabe des Nationalvereins. S. 401.

Plaudereien über Tagesfragen. S. 435.

Die Dänen in Schleswig. S. 441. 481.

Bilder und Schilderungen.

Pfefferſäcke und Krippenreiter um 1660. S. 1.

Brasilianische Waldmenschen. S. 60.

Bilder aus der Geschichte des Pietismus. S. 161. 441. 497.

Die Russen in Jerusalem. S. 241. 313.

Deutsche Erntegebräuche. S. 300.

Ein Bild aus dem deutschen Hofleben 1760. S. 330.

Zur Charakteristik der Schotten. S. 339.

Die Polizei bei Griechen und Römern. S. 361.

Ein Bild aus Neuöstreich. S. 373.

Ein Besuch in Ferney. S. 431.

(RECAP)
65887

Digitized by Google

Militärische Tagesfragen.

Die neapolitanische Armee. S. 27.
Messina. S. 54.
Der Kriegsschauplatz in Unteritalien. S. 408.
Umbrien und die Marken. S. 511.

Literatur und Kunst.

Roger Bacon. S. 81.
Reuchlins Geschichte Italiens. S. 97. 128.
Eine neue Finanzwissenschaft. S. 107.
Das städtische Museum in Leipzig. S. 269.
J. Chr. Günther. S. 281.
David Strauß. S. 345.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.

Geschichte: Carlyle. S. 40. Beitzke. S. 79. Meerheim. S. 79. Heinemann. S. 240. Böttcher. S. 320. Friedrich. S. 358. v. Reumont. S. 359. Wachsmuth. S. 359. Giesebrecht. S. 480. Balzer. S. 520. Bülau. S. 520.
Literaturgeschichte: Reicke. S. 239. Hebels Briefwechsel, S. 439. Braun. S. 239. Labes. S. 239. Somerlad. S. 239. Boden. S. 239. Allihn und Ziller. S. 240. Sackmanns Predigten. S. 359. Bodenstedt. S. 360. Eschenhagen. S. 440.
Politische Literatur: Kalisch. S. 278. Manecke. S. 279.
Naturwissenschaft: Drechsler. S. 358.
Pädagogik: Hauschild. S. 520.
Finanzwissenschaft: Stein. S. 40.
Theater: Wolzogen. S. 240. 440.
Reiseliteratur und Geographie: Fontane. S. 80. Ziegler. S. 238. Rasch. S. 240. Steinhard. S. 320. Lallemant. S. 357. Scherer. S. 479. Kiepert. S. 479.
Romane und Novellen: Ott. S. 160. Frenzel. S. 160. Posthumus. S. 160. Waldmüller. S. 160. v. See. S. 160. Bucher. S. 240. Kretzschmar. S. 240. Polko. S. 279. Nordmann. S. 280. Js. Müller. S. 280. v. Seld. S. 280. Weil. S. 280.
Gedichte: Petöfi. S. 200. Nitschmann. S. 200. Seeger. S. 200. Scheerenberg. S. 200. Pilgram-Dahl. S. 200. Auerbach. S. 200. Förkert. S. 200. Zirndorf. S. 200. v. Fallersleben. S. 200. Mevert. S. 240. Beck. S. 240.
Dramen: Gruppe. S. 280. Eckardt. S. 280.
Musik: Moscheles, Ausgabe der Classiker. S. 200.

(RECAP)

Digitized by Google

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Pfeffersäcke und Krippenreiter um 1660.

Der große Krieg war beendet, statt der Bagagewagen fuhren wieder Frachtgüter auf den alten Straßen, die Grundherren flickten an ihren verdorbenen Hofgebäuden und ließen die ausgemusterten Reiterpferde an die Pflüge spannen. Unermeßlich waren die Schäden, welche der Krieg dem Wohlstand, dem Selbstgefühl, der Sittlichkeit des lebenden Geschlechtes beigebracht hatte. Am längsten hatte an ihnen der Bauer zu leiden, am lebhaftesten empfand sie der Bürger, am seltsamsten offenbarten sie sich am niedern deutschen Adel.

Dieser privilegirte Stand hatte vor Beginn des Krieges grade in unholdem Uebergange gelebt, er war auf dem Wege einige Traditionen des Mittelalters zu vergessen. Aus den raublustigen Junkern vom Stegreif waren trunkliebende händelsüchtige Grundbesitzer geworden. Noch zogen häufig ihre Söhne der Kriegstrommel nach, und schon vor 1618 ist eine häufige Klage, daß die Junker vom Adel bei den Heeren überall bevorzugt werden, und wie schwer es für einen tüchtigen Mann aus dem Volke sei, von der Pike heraufzu kommen. Schon vor 1618 reisten die Erben der reichen und anspruchsvollen Häuser nach Frankreich hinüber, dort Sprache, Bildung, das Kriegshandwerk zu erlernen. Nicht nur in Paris, auch in andern großen Städten Frankreichs waren sie zahlreicher, als etwa jetzt müßige Russen und Engländer, sie suchten es den Franzosen in Liederlichkeit und Duellen gleichzuthun, und waren als ungeschickte Nachahmer des fremden Brauches schon damals berüchtigt. Lebten doch selbst mehre der westlichen deutschen Höfe schon vor 1618 in so großer Abhängigkeit von französischer Sitte, daß ihnen das Französische bereits die elegante Sprache für Rede und Schrift geworden war. So im Hofstaat des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen. Unterdeß vegetirte die große Masse des Landadels in der Heimath unter Gelagen und Processen im Ganzen unter dem Fluch der Verkümmerung, welchem

Digitized by Google

zuletzt unvermeidlich diejenigen erliegen, welche lieber genießen als erwerben wollen. Neben ja über ihnen war die freie Kraft der Nation in kräftiger Entwicklung. Die neue Bildung der Reformationszeit, durch die bürgerlichen Theologen und Schulmänner getragen, bezwang oder verachtete auch die Landjunker; die Geschäfte der Fürsten und ihrer Territorien, die Stelle am Kammergericht, die Spruchcollegien an den Universitäten, fast die gesammte Justiz und Administration war nicht in den Händen des Adels; der größte Wohlstand, das beste Behagen war durch Handel und Handwerk in die Städte geleitet, außer dem Kriegshandwerk und den Höfen war ihnen wenig geblieben. So war bis zum Jahre 1618 die Nation auf gutem Wege, das Junkerthum des Mittelalters zu überwinden und Ansprüche, welche mit dem neuen Leben unvereinbar geworden waren; zur Ruhe zu bringen.

Es war eine verderbliche Folge des großen Krieges, daß auch dies anders wurde. Die Kraft des Bürgerthums war durch den Krieg vollständig gebrochen, die Schwächen des Adels entwickelten sich unter der Gunst, welche ihm in den meisten Landschaften das neue Soldatenregiment der Fürsten, vor Allem der Kaiserhof gewährte, zum Nachtheil des Ganzen. Wie sehr die Einnahmen des Grundbesitzers verringert waren, er lernte doch zuerst aus der Arbeit der geknechteten Bauern Vortheil ziehen. Auch die Familien des Landadels waren decimirt, dafür war man am Kaiserhofe sehr bereit, für Geld neuen Adel zu schaffen. Das war im Kriege gebräuchlich geworden, gern kaufte sich der Hauptmann oder Oberst von seiner Beute einen Adelsbrief und verwüstete Güter. Nach dem Frieden wurde der Briefadel eine häßliche Erweiterung des Standes. Eine kindische, widerwärtige Großmannssucht, Devotion, Kriecherei, Sucht nach Titeln und äußern Auszeichnungen wurden nun in den Städten allgemein. Am wenigsten litten darunter die Handelsstädte an der Nordsee, am meisten die Länder, welche unmittelbar von dem wiener Hofe abhingen. Damals wurde in Wien gebräuchlich, jeden, welcher gesellschaftliche Ansprüche zu machen berechtigt schien, als Edelmann anzureden.

Unter der Masse der Privilegirten, welche sich jetzt als besondrer herrschender Stand im Gegensatz zum Volke empfanden, war allerdings die größte Verschiedenheit der Bildung und Tüchtigkeit, aber man thut dem Andenken an viele ehrenwerthe und einige bedeutende Männer nicht Unrecht, wenn die Thatsache hervorgehoben wird, daß diese Zeit, in welcher der Adel am meisten galt und regierte, die allerschlechteste Periode der ganzen langen Geschichte Deutschlands ist.

Ohne Zweifel führte in dieser schwachen Zeit das behaglichste Leben der wohlhabende Sproß einer alten Familie, welcher größre Güter sein Eigenthum nannte und durch alte Verbindungen mit Einflußreichen und Regierenden geschützt war. Seine Söhne erwarben einträgliche Hofämter oder höhre Offi-

Digitized by Google

gesellen, auch die Töchter, gut ausgestattet, vergrößerten den Kreis seiner „Freunde“. Der Gutsherr hatte wol selbst im Heere gedient, ein Reise nach Frankreich oder Holland gemacht und von dort eine Anzahl Curiositäten mitgebracht, Waffen und gemaltes Geräth asiatischer Völker, ein ausgeblasenes Straußenei, polirte Muscheln, künstlich geschnittene Kirschkerne und gemalte Töpfe, oder marmorne Gliedmaßen, die in Italien aus der Erde gegraben waren. Er hat vielleicht irgendwo einem Gelehrten seine Bekanntschaft gegönnt und erhält von Zeit zu Zeit eine dickleibige juristische Abhandlung oder gar einen Band Gedichte mit respectvollem Schreiben zugesandt. Ja er hält mit einigen andern Cavalieren von Education um gutes Geld eine geschriebene Zeitung, welche ein wohlunterrichteter Mann in der Hauptstadt unter der Hand an zahlungsfähige Abnehmer sendet; denn es widersteht ihm, nur die „gewöhnliche, ungründliche Schmiererei“ der gedruckten Zeitungen zu lesen. Er spricht etwas französisch, vielleicht auch italienisch, und wenn er auf Universitäten gewesen ist, was nicht zu häufig geschah, vermag er auch ein lateinisches Elaborat herzusagen. In diesem Fall ist er wahrscheinlich Commissarius des Landesherrn, ein Würdenträger seiner Landschaft, dann fehlen ihm nicht Geschäftsreisen und gelegentliche Verhandlungen und er besorgt schlecht und recht das Anvertraute mit Hilfe seiner Schreiber. Er ist höflich, auch gegen solche, welche unter ihm stehen, und kommt mit dem Bürgersmann vortrefflich zurecht. In sicherem Selbstgefühl sieht er auf das Volk, mit Achselzucken beklagt er, daß die Kaiser schon seit Carl dem Fünften auch geringe Salzhändler für 25 Ducaten oder etwas mehr tapfer geadelt hätten, er weiß recht gut, daß sein Adel nicht auf den vielen Titeln und nicht auf den Ritterzeichen des Wappens beruht, und er lächelt vornehm über die vielen Löwen, Bären, Türkenköpfe und wilden Männer, welche eifrig in die Wappen gemalt und von dem Heroldsamt zu Wien ausgetheilt worden. Mit Stolz blickt er auf den *Adel* der Franzosen, der durch pariser Kaufleute und italienische Abenteurer zu viel fremdes Blut eingenommen hat, auf die Ungarn, die ihren Adel gefällig um eine Reverenz bei dem Palatin und eine Kanzleitaxe ertheilen, auf die Dänen, deren Edelleute aus dem Viehhandel ein Monopol machen, und auf die Italiener, welche in unaufhörlichen Mesalliancen leben. Noch ist auch ihm einiges von den Traditionen des Ritterthums geblieben: ein tapfrer Offizier wird von ihm mit Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern seines festgemauerten Hauses sind der beste Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern schöne Gewehre, Pistolen, Hirschfänger und jede Art von Jagdgeräth. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüse und Obst liegt ein Reitplatz, dort sind auch Vorrichtungen, nach dem Ringe zu rennen und leichte Lanzen nach dem Quintan zu brechen. Seine Pferde haben noch italienische und französische Namen:

Digitized by Google

Furioſa, Bellarina, Stella, Liſette, Amormio; denn noch iſt das engliſche Blut nicht eingeführt, mit Neapolitanern und Ungarn wird gezüchtet, türkiſche Klepper werden, wie jetzt die Pony geſucht, edle Pferde aber verhältnißmäßig höher bezahlt als jetzt, denn der lange Krieg hat die Pferdezucht in ganz Europa ſchmählich heruntergebracht. Auch ſein Hundeſtall iſt wohlverſehen, denn außer den Bullenbeißern braucht er auch Hetzhunde, Vorſtehhunde und Dachshetzer, auch dieſe einflußreichen Begleiter ſeines Lebens ſchmückt er mit wohlklingenden Namen: Favor, Rumor, Nero, Delphin, Paſſanda, Moſerta, Primerl, Visperl. Zwar die hohe Jagd iſt das Recht ſeines Landesherrn, aber aus Frankreich iſt ſchon vor längerer Zeit der häßliche Gebrauch, das Wild zu hetzen, ins Land gekommen. So reitet er eifrig mit ſeinen Hunden nach Haſen und Füchſen, oder er begleitet, eingeladen, einen großen Herrn auf die Hirſchjagd und empfängt Beſuche eines befreundeten Hofbeamten, der noch eine Falknerei unter ſich hat, dann läßt man auf Krähen ſtoßen. Im October verſchmäht er auch nicht, auf den Lerchenſtrich zu gehen und die Garne zu beaufſichtigen.*). In der Regel beginnen ſeine Tage mit Würde und endigen mit Behagen, regelmäßig wird purgirt, zur Ader gelaſſen und zur Kirche gegangen, allwöchentlich hält der Gutsherr ſeinen Verhör- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunſch der Familie läßt er an freien Tagen die Roſſe reiten, in den Erntewochen reitet er auch wol auf das Feld und ſieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Theil ſeiner Zeit vergeht mit Beſuchen, die er in der Nachbarſchaft abſtattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz nach 12 Uhr ſtattfindet, ſpielt das Wild die Hauptrolle, hat er Gäſte, ſo werden 7—8 Gerichte aufgeſetzt, immer mehre zuſammen. Wenn die Unterhaltung einen höhern Flug nimmt, ſo berührt ſie vorſichtig die Politik, ſehr ungern Glaubensſachen, noch gelten viel ſchöne Sentenzen und Maximen auch bei Leuten von Welt; eine Feinheit iſt, Schriftſteller des Alterthums oder elegante Franzoſen ohne Pedanterie zu citiren, das Eigenthümliche fremder Völker, auch Curioſitäten der Naturgeſchichte, wie ſie Beobachtung und Lectüre nahe legt, werden gern erörtert. Es iſt dabei guter Ton, die Einzelnen der Reihe nach um ihre Anſicht zu fragen. Uns würde ſolche Unterhaltung, auch wenn die Cavaliere von den beſten Qualitäten wären, zuweilen immer noch unbehilflicher und pedantiſcher erſcheinen, als jetzt in einer Geſellſchaft armer Schulmeiſter; aber auch aus dieſer Converſation, von der uns einige zuverläſſige Proben geblieben ſind, iſt trotz dem engen Geſichtskreis und zahlreicher Vorurtheile, das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verſtändniß der Welt zu entnehmen. In der Regel freilich läuft die Unterhaltung in

*) Mehre Einzelheiten nach dem handſchriftlichen Tagebuch eines öſtreichiſchen Freiherrn von Teuffel vom J. 1672 und folg., deſſen Mittheilung Schreiber dſs. der Güte des Herrn Grafen Wolf Baudiſſin verdankt.

Digitized by Google

familiengeschichten, Complimenten, bedenklichen Anecdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird stark getrunken und nur die Feinsten entziehen sich dem Gelage. Zuweilen wird auch eine gesellige Zusammenkunft mit Damen an einem dritten Orte arrangirt, im Gasthof oder Posthause, dann sorgt jede Dame einige Speisen, die Herren aber Wein und Musik: ist ein Bad in der Nähe, so wird die Badefahrt ungern versäumt; auch Schießfeste werden eingerichtet mit ausgesetzten Preisen, das „Beste" ist dann wol ein Ochs oder Widder, die Herren schießen entweder mit dem Volk oder untereinander.

Zahlreich sind die Mitglieder des Haushaltes und die Dienerschaft, darunter originelle Gestalten. Außer dem Hauslehrer lebt im Hause vielleicht noch ein alter dem Trunk ergebener Söldner des großen Krieges, „ein Luxbruder," der viel von Torstenson oder Jean de Werth zu lügen weiß; er lehrt die Söhne des Edelmanns fechten, die Pike gebrauchen und mit der Fahne „spielen", was damals für Salut und Commando noch viel größere Wichtigkeit hatte, als jetzt und er hat ein Patent aufzuweisen, daß er in Frankfurt a. M. zum approbirten Meister des langen Schwertes von St. Marco und der Leuenburg geschlagen ist.*) Selten fehlt ein heruntergekommner Seitenverwandter der Familie, Gebieter des Hundestalls, der den Titel: „Jagdmeister" erhalten hat, der Bewahrer finsterer Waidmannsgebräuche; er weiß

*) Zu vergleichen Schlesischer Robinson. 1723. 8. I. S. 16. Der Verfasser dieses Buches hat die geschriebene Selbstbiographie von Paul Winckler vielfach benutzt und manche Mal ausgezogen. Er hat den Verfasser des Edelmanns selbst in seine Erzählung verflochten und scheint ihn persönlich gekannt zu haben, wenigstens benutzt er mehrere Veranlassungen, mit besonderer Hochachtung von ihm zu sprechen. Seine Hauptquelle aber waren andere biographische Aufzeichnungen eines schlesischen Adligen aus dem Herzogthum Brieg, den er selbst von C. nennt. Es ist sehr zu bedauern, daß das interessante Detail dieser Biographie in einer Form überliefert ist, in welcher wirklich Erlebtes und vom Verfasser Erfundenes nicht *immer* mit Sicherheit getrennt werden kann. Im Verlauf der Erzählung ist Vieles aus andern ungedruckten und gedruckten Quellen zusammengearbeitet, im zweiten Theil z. B. das geschriebene Tagebuch einer italienischen Reise, den Schluß bildet der wörtliche Abdruck einer kleinen Druckschrift: Umständlicher Bericht von Herrn Johann Wilhelm Herzogen von Sachsen auf der Ost-See erlittenen Schiffbruch (Gotha, 1702. 4). — Der Verfasser dieses Robinsons ist mir unbekannt. Da der Sohn Paul Wincklers, Ferdinand (geb. 20. März 1676) in die adlige Familie von Gladis heirathete, und eine Zeit lang ein kleines Gut in der fürstlichen Domaine Briesen bei Brieg besaß, so liegt die Vermuthung nahe, daß er einen Antheil an der Abfassung des Buches haben könnte, er hatte wenigstens ebenfalls studirt und sich im Kriege versucht. Dem widerspricht freilich der Umstand, daß dem Manuscript der Selbstbiographie Wincklers, welches zu Breslau in der städtischen Bibliothek von St. Bernhardin aufbewahrt wird, ein Zettel von fremder Hand angeheftet ist, welcher Fragen nach dem Todesjahr Wincklers und dem Schicksale seiner Kinder enthält. Von den dazu geschriebenen Antworten eines Dritten ist mehreres fast wörtlich in den schlesischen Robinson (II. S. 2.) aufgenommen worden. Darnach hätte der Verfasser nur die erwähnte Abschrift der Biographie und vielleicht einige andere Papiere aus der Hinterlassenschaft Wincklers in Händen gehabt. — Der erste Theil der Geschichte ist sehr anschaulich erzählt, mit nicht unbedeutendem Talent.

Digitized by Google

das Rohr zu versprechen, das Wild durch Charaktere zusammenzubringen und hat größere Bekanntschaft mit dem höllischen Nachtjäger, als dem Ortspfarrer nützlich erscheint. Er gilt als altes Hausmöbel für treu, und würde sich sicher bei rittermäßiger Veranlassung für seinen Herrn Vetter ohne Bedenken todtschlagen lassen, aber er macht sich wol auch kein Gewissen daraus, den Bauern, mit welchen er in der Schenke zecht, mehr Holz zuzuschanzen, als Recht ist und der Gutsherr muß durch die Finger sehen, wenn der alte Junker einmal seinen Hirschfänger mit Silber beschlägt, dessen Ursprung zweifelhaft ist.*)

So vergeht das Leben eines wohlhabenden Adligen um das Jahr 1660. Es ist vielleicht nicht ganz so nützlich und tüchtig, als es sein sollte, aber es ist auch nicht vorzugsweise schädlich für die Umgebung und vermag wol Familiensinn und Gutherzigkeit der nächsten Generation zu überliefern. Doch wohlgemerkt, es war eine kleine Minderzahl des deutschen Adels, welche im 17. Jahrhundert in so bevorzugter Stellung saß.

Wer fern von seiner Familie in fremdem Land Fortune machen wollte, dem drohten andre Gefahren, denen sich nur die kräftigsten entzogen. Die Kriege in Ungarn und Polen, die schmählichen Kämpfe gegen Frankreich, vollends ein längerer Aufenthalt in Paris, waren nicht angethan, gute Sitte zu erhalten. Die Laster des Orients und des verdorbenen Hofes von Frankreich wurden durch sie in Deutschland umhergetragen. Die alte Raufluft wurde nicht besser durch das neue Cavaliercartell, der liederliche Verkehr mit Bauerdirnen und leichtfertigen Edelfrauen wurde nur schlimmer durch die nächtlichen Orgien der alamodischen Cavaliere, bei denen sie die mythologischen Figuren festlicher Aufzüge darstellten und sich als Waldgötter, ihre Damen als Venus und Nymphen drapirten.**) Auch das alte Landsknecht- und Würfelspiel war nur grade so schlimm gewesen, als das neue Hazard, das jetzt in den Bädern und an den Höfen überhand nahm und außer den einheimischen Abenteurern auch noch fremde im Lande umhertrieb.

Seltsamer aber und grotesker erscheinen uns zwei Classen von Adligen jener Zeit, beide zahlreich, beide in starkem Gegensatz zueinander. Sie wurden damals kurzweg als Stadtadel und Landadel bezeichnet und drückten ihre gegenseitige Antipathie in den sehr gebräuchlichen Schmähworten Pfeffersäcke und Krippenreiter aus.

Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb sich des Kaisers Brief. In den alten Reichsstädten suchten die Patricierfamilien

*) P. Winckler, der Edelmann. S. 510.

**) Es widersteht, die erotischen Bücher zu citiren, welche seit dieser Zeit auch deutsche Leser verderben; hier sei nur eine kleine seltene Novelle genannt, worin einige dergleichen Orgien, — nach holländischem Original — beschrieben werden: Der verkehrte, doch wieder bekehrte Soldat, Adrian Wurmfeld von Orsoy, durch Crispinus Bonifacius von Düsseldorp. 1675. 4. S. 4.

Digitized by Google

ihre Adelsansprüche hervor und ließen sie von dem Kaiser bestätigen, aber auch in den größeren Städten des Kaisers, z. B. Prag, Breslau waren die Bürgermeister, Beisitzer des Rathes sehr häufig geadelt. Außer ihnen vorzugsweise reiche Handelsleute. Noch immer war in Deutschland der Großhändler bei den Privilegirten und beim Volke nicht eben beliebt und durchaus nicht so angesehen, wie die großen Interessen verdienten, die er nicht selten vertrat. Mißtrauen und Abneigung waren uralt, sie stammen vielleicht noch aus der Zeit, wo schlaue Römer unter den barbarischen Kindern Tuiskos die fremden Silbermünzen mit gezahntem Rand und mit der Biga gegen die ersten Producte des Landes verhandelten. Das ganze feudale System des Mittelalters beförderte diese Zurücksetzung, nicht weniger der Glaube des Gekreuzigten, welcher die Güter dieser Welt zu verachten befahl und den Reichen so geringe Aussicht auf das Himmelreich gewährte. Seit der Hohenstaufenzeit, seit der Adel als privilegirter Stand constituirt war, bildete sich der Gegensatz zwischen den reichen Erwerbenden der Städte und den begehrenden Kriegern der Landschaft immer stärker aus. Freilich in den Hansestädten des Nordens erzwang sich der kriegerische Kaufmann durch seine bewaffneten Schiffe Furcht und Herrschaft bis in entlegene Länder. Aber selbst die reichen und hochgebildeten Herren zu Nürnberg und Augsburg waren dem Volke kaum weniger unbehaglich, als den Fürsten und Edlen, welche raublustig an den Grenzen ihres Gebietes saßen; es waren nicht die Fugger allein, denen von den Reformatoren Wucher und undeutsche Gesinnung Schuld gegeben wird. Nach dem dreißigjährigen Kriege schoß diese Feindschaft in neue Blüthe, und es ist leicht zu begreifen, daß der große Kaufmann nicht wenig Veranlassung gab, solche Antipathieen rege zu erhalten. Keine menschliche Thätigkeit bedarf so sehr die freie Concurrenz und ungehinderten Verkehr, als der Handel. Die ganze Richtung der alten Zeit aber war, nach außen abzuschließen und den Einzelnen durch Privilegien zu schützen. Solche Richtung der Zeit mußte den Egoismus des Kaufmanns vorzugsweise hart und rücksichtslos machen, sein Bestreben, Monopole zu erwerben, unsinnige Gesetze gegen Geldzins zu umgehen, gaben dem Volke häufig mit Recht die Empfindung, daß der Gewinn des Kaufmanns durch den Druck hervorgebracht sei, den er auf die Verzehrenden ausübte. Diese Empfindung wurde nach dem dreißigjährigen Kriege besonders lebendig. Während in Holland und England das moderne Bürgerthum vorzugsweise durch großartigen Handelsverkehr erstarkte, war in dem deutschen Binnenhandel — die größern Seestädte immer ausgenommen — durch die zahllosen Territorien, die Willkür der Zölle, die Unsicherheit der Valuten und nicht zuletzt durch die Armseligkeit des Volkes eine gesunde Entwicklung verhindert, dagegen Versuchung zu jeder Art von Wuchergeschäften nahe gelegt. Die Verschiedenheit der deutschen Münzen und die Gewissenlosigkeit der prägenden Landesherrn begünstigten eine endlose Kipperei:

Digitized by Google

gute Münzen mit Vortheil aufkaufen, vollwichtiges Gold beschneiden, leichtes Geld in Umsatz bringen, wurde die gewinnbringendste Thätigkeit. Wie jetzt die Zeitkäufe und der Aktienschacher, so war damals ein großentheils ungesetzlicher Handel mit gemünztem Metall das Leiden der Handelsplätze. Es war nicht auszurotten. Wurde einmal der Scandal zu groß, dann traten wol die Landesregierungen unbehilflich dazwischen, aber ihre Gerichte wurden blind gemacht. So war in Frankfurt a. M. das Beschneiden der Ducaten so massenhaft betrieben worden, daß von Wien eine Specialcommission in die freie Reichsstadt gesandt wurde; Juden waren die Colporteure gewesen, christliche Handelshäuser, darunter mehre große Firmen, die Hauptschuldigen, deren Namen noch jetzt bestehen. Es kam weiter nichts dabei heraus, als daß die kaiserlichen Commissare den größten Theil des unsaubern Gewinnes in ihre Tasche bargen.

Solcher Reichthum, schnell und gegen das Gesetz erworben, hatte, wie noch jetzt, alle Eigenschaften eines unsoliden Erwerbes; er dauerte selten bis auf die dritte Generation. Er machte die Schuldigen leicht zu Verschwendern und Genußsüchtigen, ihr Hochmuth, ihr Mangel an Bildung, ihre Prunksucht wurde den eignen Mitbürgern besonders auffällig. Solche Individuen waren es vorzugsweise, welche sich Adelsbriefe kauften; und es ist wol kein Zufall, daß von den zahlreichen Adelsfamilien dieser Art verhältnißmäßig viele wieder untergegangen sind.

Ein Neugeadelter aus solchem Kreise behielt in der Firma seinen wirklichen Namen, aber unter seinen Mitbürgern hielt er eifersüchtig auf die Privilegien des neuen Standes. Gern ließ er sein Wappen in Stein auf die Außenseite des schönen Hauses meißeln und reichlich vergolden, aber der Stein verbürgte nicht die lange Dauer des Hausbesitzes. Es erschien z. B. in Breslau auffallend, wie schnell die Häuser auf dem großen Ringe die damals fast sämmtlich dem neuen Briefadel gehörten, ihre Besitzer wechselten. Im Innern des Hauses wurde ein auffallender Luxus zur Schau gestellt, in dieser armseligen Zeit dem Volke doppelt unheimlich. Die Zimmer waren mit kostbaren Tapeten geschmückt, mit seidenen Spaglieren, Wandteppichen und Behängen, welche man zum Gebrauch an der Wand oder auf besonderem Gestell aufhängte, dann wol wieder abnahm und mit fenstergroßen venetianischen Spiegeln ersetzte. Die Frauen nähten diamantene Schlösser auf die Schuhe, es wird geklagt, daß sie keine Spitzen tragen wollten, wenn sie nicht von Venedig oder Paris waren und die Elle nicht wenigstens zwanzig Thaler kostete, ja es wurde ihnen nachgesagt, daß ihre Nachtgeschirre von Silber wären. Groß war die Zahl ihrer Lakaien, die Carossen wurden reich vergoldet, der Kutscher lenkte vom hohen Bock zuweilen vier Pferde, die dann nebeneinander gespannt waren, aber wenn die glänzende Equipage durch die Straßen rasselte, riefen die Leute doch höh-

Digitized by Google

wend, daß „der Topf immer noch nach der ersten Suppe schmecke“. Die schönen Pferde konnte der reiche Mann wol halten, weil er nebenbei einen Pferdehandel trieb, und zu Lakaien wurden die Arbeiter aus dem Geschäft costümirt: Hausknecht, Holzraspler, Handelslehrling, und der Page, welcher hinter der Dame herging, war ein Kind aus der Armenschule. In solchen Häusern war auch der größte Tafelluxus jener Zeit. Der geladene Gast wurde mit der Förmlichkeit empfangen, welch damals ein Kennzeichen des Gebildeten war, der Wirth ging ihm bis an die Treppe, dem vornehmsten bis an die Hausthür entgegen, weitschweifig waren die Complimente über den Vortritt oder über den höhern Platz bei Tische, und doch wurde der größte Werth darauf gelegt, dabei nicht zu niedrig geschätzt zu werden. Sobald man sich zur Tafel setzte, wurde der Schenktisch geöffnet, auf dem eine Masse des kostbarsten Siberwerks glänzte. Die Schüsseln mußten groß sein, ebenso umfangreich die Gerichte, außer Verhältniß zu der Zahl der Geladenen, das theuerste wurde mit einem Raffinement herbeigesucht, das uns noch jetzt befremdet: mächtige Pasteten, mit verschiedenem Geflügel gefüllt, Haselhühner, Hechtleber, welsche Salate. Die Fasanen und Rebhühner wurden kaponirt und gemästet, das Paar davon bis zu einem Ducaten bezahlt. Man fand greulich, daß diese Verschwender neue Heringe mit einem Gulden bezahlten, das Hundert Austern mit acht bis zehn Thalern. Dazu kamen die kostbarsten Weine des 17. Jahrhunderts: Tokayer, Canarienseet, Marzenin, Frontignac, Muscat, zuletzt gar Wein vom Libanon; zum Dessert war nicht mehr Marcipan, sondern Citronat die modische Ergötzlichkeit. Die Frauen saßen stumm und geziert. Ihre Hauptsorge war, so klagte man, schon bei der Wahl des Gatten, ob ihr künftiger Eheliebster vornehm sei, damit sie bei Begräbnissen desto näher hinter der Leiche hertreten und bei Hochzeiten obenansitzen könnten. Bei solchen Gelegenheiten fehlte wenig, daß sie nicht mit Ohrfeigen um den Vortritt fochten. So weit ging die Adelsucht dieser Kreise, daß sich der für bedeutend besser hielt, dessen neuer Adelsbrief nur zehn Jahre früher ausgestellt war, als der eines andern; auch diese Stadtedelleute schätzten den ganz neu geadelten keineswegs für ihresgleichen. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohledel“ genannt; wer einige Zeit in Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborne Gestrengigkeit“ nennen. Alles wurde angewendet, um noch außerdem eine Stadtwürde oder irgend einen Titel zu erlangen. Mit den unreifen Söhnen solcher Familien wurden häufig auch die militärischen Würden der Städte besetzt, dann lief ein Wicht, der niemals ein Schlachtfeld gesehn hatte, mit einem Stabe, der dick mit Silber beschlagen war, bewaffnete Leibschützen hinter sich, bei Tage von Thor zu Thor, um sich den Leuten zu zeigen und den Salut der Wache in Empfang zu nehmen.

Nur eins wurde von ihm verlangt, er mußte mit dem Degen umgehen

Digitized by Google

können; denn Duelle gehörten zum Wesen des Edelmanns. Und es war gut für ihn, wenn er wenigstens einmal durch ein „Cartell“ in Anspruch genommen war. Dann ritt er mit seinem Secundanten auf das nächste Dorf, zog hinter einem Zaun die Reitstiefeln aus, leichte Fechtschuhe an, steckte die langen gekräuselten Haare unter die Nachthaube, entblößte den Oberleib bis auf das Hemde und mußte eine von den Schlagklingen wählen, welche ihm präsentirt wurden. Man focht in Gängen auf Hieb und Stoß, auf das glücklich abgemachte Duell folgte unfehlbar ein Versöhnungsgelage. Mit vollbrachten Heldenthaten wurde gern renommirt.

So etwa sahen die Pfefferſäcke aus, welche vom groben Landadel auch Heringsnasen genannt wurden. Ein ganz andrer Schlag Leute war die Masse des Landadels.

Diese Familien saßen vor zweihundert Jahren noch zahlreicher als jetzt in den Dörfern. Außer den Rittersitzen waren auch Häuser des Dorfes und kleine Ackerwirthschaften in ihren Händen; zuweilen hatte ein Geschlecht so stark gewuchert, daß in der Nähe eines alten Stammsitzes viele Dörfer mit Geschlechtsgenossen besetzt waren, noch häufiger saßen in einem Dorfe Familien aus verschiedenen Geschlechtern durcheinander, in jedem Grade von Autorität. Noch in unserm Jahrhundert hat es mäßige Dörfer gegeben, welche zehn, zwölf und mehr Rittersitze umschlossen, an solchen Ortschaften hatte jeder der kleinen Despoten die Herrschaft über wenige elende Dorfleute und ritterliche Herrenrechte an einem Theil der Flur, die ärmsten aber wohnten ohne Grundrecht, zuweilen nur zur Miethe. So war es fast in allen Landschaften Deutschlands, am meisten jenseit der Elbe auf dem colonisirten Slavengrunde, aber auch in Franken, Schwaben und Thüringen. Viele von ihnen unterschieden sich von den andern Landleuten nur durch ihre Ansprüche und durch ihre Verachtung der Feldarbeit. Sie waren schon vor dem Kriege in der Mehrzahl verschuldet gewesen, der späte Frieden fand sie in noch schlechterem Glück. Das Eisen und die Seuchen hatten auch unter ihnen aufgeräumt, die überlebenden waren nicht besser geworden. Die Stärkern hatten sich als Soldaten und Parteigänger im Kriege versucht, zuweilen wenig verschieden von Straßenräubern. Die erworbene Beute hatten sie noch im Kriege wieder in einem kleinen Gute angelegt, auf dem sie friedlos und lauernd saßen. Solche Glückliche erhielten häufigen Zuspruch von alten Spießgesellen und wagten dann wol vom Gute aus einen Ritt auf eigne Hand, bei dem es ohne Blut nicht abging. Nach dem Kriege hörten sie zwar auf Raub zu wagen und zu dulden, aber auch den nächsten Generationen blieb die Verwilderung, das Bedürfniß nach Aufregung, das unruhige Umherreiten, die Neigung zu wüstem Trunk und Händeln. Sie bildeten zusammen eine große Genossenschaft, die trotz endloser Raufereien doch fest zusammenhielt, wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund, und

Digitized by Google

dieser Familienzusammenhang wurde für die Besseren unter ihnen eine unendliche Plage, ein Unglück des ganzen Standes, der mehr als ein andrer Uebelstand die Bildung und den Wohlstand der ritterlichen Grundbesitzer in dem nächsten Jahrhundert zurückhielt. Denn auch solchen, welche nicht ganz ohne Mittel waren, verging das Leben wie in einem Bann, von dem sie sich schwer lösen konnten.

Reiten, Tanzen und Fechten lernten die Söhne eines solchen Gutsbesitzers von mäßigem Wohlstand in der Verwandtschaft, vielleicht die ersten Anfänge des Latein bei einem armen Candidaten, dann dienten sie wol, wenn der Vater Verbindungen hatte, bei einem kleinen Hofe oder vornehmen Edelmann als Pagen, dort lernten sie vielleicht etwas von den guten Manieren, sicherer die Schwächen und Laster der Vornehmen kennen. Hatten sie einige Jahre in adligem Dienst ausgehalten, so wurden sie wol nach altem Herkommen von ihrem Herrn wehrhaft gemacht und mit einem gnädigen Backenstreich als Junker entlassen. Dann kehrten sie auf das väterliche Gut zurück, oder die Eltern verkauften, was sie entbehren konnten, um ihnen eine rittermäßige Ausrüstung zu verschaffen und sie als Aspiranten für eine Subalternstelle zum kaiserlichen Heer zu senden. Nur wenigen glückte es in den ruhmlosen Kriegen jener Zeit; die meisten kehrten nach einigen Feldzügen verdorben, arm an Ehren und Beute in die Heimath zurück, mit den Geschwistern das Vatererbe zu theilen. Bald unterschieden sie sich wenig von den Vettern, die in der Heimath zurückgeblieben waren.

Der Gutsherr hauste in einem Gebäude von Fachwerk mit Stroh oder Schindeln gedeckt, — es sind uns gelegentliche Beschreibungen und Abbildungen in genügender Zahl erhalten — über das Dach lehnte die große Feuerleiter, die Vorder- und Hinterthür des Flurs war mit hölzernen Sperrbalken zum nächtlichen Verschluß versehn, im Unterstock lag die große Stube, in der Nähe die weite Küche, zugleich ein warmer Aufenthalt für die Dienenden, neben der Stube ein gemauertes Gewölbe, mit Eisengittern am Fenster und womöglich mit eisernen Thüren gegen Diebe und Feuersgefahr, dort wurde aufbewahrt, was der Gutsherr von werthvoller Habe besaß, war einmal eine Summe Geld darin verschlossen, so wurde gern ein besonderer Wächter vor das Haus gesetzt. Ueber diesem Gewölbe im Oberstock lag die Schlafstube des Hausherrn, dort stand das Ehebett, auch dort war in der Wand oder in den Dielen ein verborgenes Behältniß, worin einiges Silbergeräth und der Schmuck der Frauen aufbewahrt wurde. Die Kinder, der Hauslehrer und die Ausgeberin schliefen in Gatterverschlägen, welche nicht heizbar waren. Zuweilen war an den Oberstock eine hölzerne Gallerie angebaut, „Lustgänglein," dort wurde wol Wäsche getrocknet, der Hof beobachtet, Frauenarbeit gethan. Das Haus stand unter besondrer Aufsicht eines alten Reisigen, oder eines

Digitized by Google

armen Vetters, der als Wächter innerhalb schlief; im Hofe und um das Haus liefen zur Nachtzeit wilde Hunde, welche auf Bettler und fremde Fußläufer besonders abgerichtet wurden. Alle diese Vorsichtsmaßregeln vermochten aber die Einbrüche bewaffneter Banden nicht ganz zu verhindern. — Selbst ein mäßiges Rittergut war ein freudearmer Besitz. Die Mehrzahl der Gutsherren war tief verschuldet, unförmliche Processe, oft noch von dem Kriege her, schwebten um Schornstein und Grenzhügel. Die Wirthschaft bewegte sich kümmerlich unter der Aufsicht eines armen Vetters oder eines unsichern Verwalters, die Getreidepreise waren nach dem Kriege im Durchschnitt so niedrig, daß kaum das Verfahren der Frucht lohnte, der Viehstand unvollständig, neue Kapitalien noch schwer zu erhalten. Denn das Geld war theuer und die Hypotheken auf adligen Gütern galten für keine vortheilhafte Anlage. Zwar gaben sie einige Realsicherheit, aber schon die Zinsen wurden zu oft unregelmäßig berichtigt und vollends das gekündigte Kapital konnte nicht leicht zurückgezahlt werden, die Erwerbung des verpfändeten Gutes durch den Gläubiger aber war — bei sehr verschiedner Gesetzgebung — nur in einzelnen Fällen nach umständlichem Verfahren möglich, sie wurde zuweilen gefährlich, denn den neuen Erwerber bedrohten die Freunde und Nachbarn des Schuldners mit ihrem Haß. So kam auch ein verständiger Grundbesitzer leicht in verzweifelte Lage. Eine Mißernte, ein Viehsterben, mochten ihn wahrscheinlich ruiniren. Aber was das Hauptleiden war, eine große Zahl hatte nicht den mäßigen Sinn, sich dauernd um die Wirthschaft zu kümmern und die Ausgabe nach den sicheren Einnahmen des Guts zu beschränken. So gedieh den Wenigsten ihr Leben. Die Mehrzahl erhielt sich unter häufigen Verlegenheiten, Processen und ewigen Schulden, auch von denen, welche mit besserer Hoffnung ihre Güter übernommen hatten, wurden manche zuletzt, was eine große Zahl ihrer Standesgenossen war, Mitglieder der großen Innung, welche das Volk Krippenreiter, Maßraufer, Schlackenläufer, Misthammel schalt.

Solche Verarmte ritten in „Kuppeln" von Hof zu Hof, als lästige Schmarotzer fielen sie in der Nachbarschaft ein, wo auf einem Gut ein Fest gefeiert wurde, wo sie Vorräthe in Küche und Keller witterten. Wehe dem neuen Bekannten, den sie am dritten Ort kennen gelernt hatten; sie waren sogleich bei der Hand, ihn auf einen oder acht Tage zu begleiten. Wo sie eingefallen waren, kostete es die größte Mühe, sie fortzubringen. In ihrem Umgange nicht wählerisch, tranken und rauften sie sich wol mit den Bauern in der Schenke, sie erwiesen in der Trunkenheit auch einem Bürger mit gefülltem Beutel die Ehre, ihn in ihre Brüderschaft aufzunehmen, dann wurde unter zerschlagenen Gläsern und Flaschen auf Knieen die Brüderschaft geschlossen, Leib und Seele zu ewiger Treue verschworen, und gemeinschaftlich der für den ärgsten Cujon erklärt, der nicht unverbrüchliche Freundschaft halten würde.

Digitized by Google

Solch Brüderschaft schützte allerdings nicht vor einer großen Schlägerei in der nächsten Stunde. Aber wie gemein sie sich bei solcher Gelegenheit machten, nie vergaßen sie, daß sie uralte, wilde Edelleute waren. Der Bürger oder wer vom Kaiser einen Adelsbrief hatte, konnte zwar ihr Bruder werden, solche Vertraulichkeit brachte der Lauf der Welt mit sich, aber die Prädicate der Familiengenossenschaft, „Oheim" und „Vetter" erhielt er nicht, auch wenn er durch Heirath mit ihnen verschwägert war, in ihre „Freundschaft" wurde nur aufgenommen, wer von altem Geschlechte war. Ihre Kinder gingen in Lumpen, ihre Frauen sammelten zuweilen Lebensmittel bei den Verwandten ein, sie selbst trabten auf zottigen Pferden in alten Regenröcken über die Stoppel, zuweilen statt der zweiten Pistole ein geschnitzeltes Holz in den alten Holstern. Ihre Niederlage hatten sie in Dorfschenken, wenn sie einmal nach der Stadt kamen, lagen sie in den schlechtesten Schenkhäusern, ihre Sprache war roh, voll Stallausdrücke und Flüche, von den Gebräuchen der Gauner war ihnen Bedenkliches in Rede und Gewohnheiten übergegangen, sie rochen mehr nach ihrem „Finckeljochem", als für andere angenehm war, sie selbst waren Lumpen, bei aller Raufsucht ohne festen Muth, sie wurden allgemein für eine Landplage gehalten, und von solchen, welche etwas zu verlieren hatten, mit Schmeißfliegen verglichen; aber sie waren bei alledem sehr hochmüthige, durchaus aristokratisch gesinnte Gesellen. Ihr Stammbaum, ihr Wappen, ihr Familienzusammenhang war ihnen das Höchste auf Erden. Unendlich war Haß und Verachtung, womit sie auf den reichen Städter sahen, sie waren immer bereit, mit einem Neugeadelten Händel anzufangen, wenn er ihnen nicht vollen Titel gab, oder sich gar anmaßte, ein Wappen zu führen, welches dem ihrigen ähnlich war.

Mit diesen Gesellen und ihrem Verkehr soll die folgende Mittheilung näher bekannt machen. Sie führt in eine Ecke des deutschen Landes, wo die Krippenreiterei besonders arg war, an das rechte Oderufer Schlesiens. Dort riß nach einem alten Volksscherz dem Teufel der Sack, als er in der Luft eine Anzahl Krippenreiter fortschaffen wollte, und er hat den ganzen Plunder auf diese Landecke ausgeschüttet.

Die folgende Schilderung ist aus der Erzählung: Der Edelmann genommen, welche der Schlesier Paul Winckler, politischer Agent und Rath des großen Kurfürsten zu Breslau, wenige Jahre vor seinem Tode (er starb 1686) verfaßte. Die Erzählung wurde erst nach seinem Tode in zwei Auflagen (zuletzt Nürnberg, 1697. 8.) gedruckt. Kunst und Erfindung darin sind nicht bedeutend, aber grade deshalb wird sie hier brauchbar. Winckler war ein gebildeter welterfahrener Mann,*) ein angesehener Jurist, durch seine zahlreichen Reisen, Verbindungen, und durch genaue Bekanntschaft mit den Ver-

*) Auszüge aus seiner Selbstbiographie in Nr. 22 d. Bl.

Digitized by Google

hältniſſen des deutſchen Landbeſitzes vorzugsweiſe befähigt ein ſicheres Urtheil abzugeben. Dazu beſaß er Eigenſchaften, welche dem Schleſier nicht ſelten ſind, er wußte ſich leicht in die Welt zu ſchicken, war ein guter Geſellſchafter, beobachtete unbefangen, und verſtand lebendig zu erzählen. Daß er Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft war, hat wahrſcheinlich dazubeigetragen, ſein Intereſſe an der deutſchen Literatur rege zu erhalten und ihn ſelbſt zu anſpruchsloſer Schriftſtellerei zu ermuthigen, aber der kluge und wohlbewanderte Mann ſah doch mit einiger Verachtung auf die puriſtiſche Pedanterei, womit Genoſſen ſeines Ordens der deutſchen Poeſie aufzubelfen verſuchten. „Sie ſitzen hinter der Küche des Parnaß und ſättigen ſich am Geruch des Bratens.“ Als er ſeine Erzählung ſchrieb, etwa 50 Jahre alt, durch die Gicht an ſein Zimmer gefeſſelt, war ſeine Abſicht in einem Bilde zu zeigen, wie ein rechter Edelmann ſein ſollte. Denn es war ſein Schickſal geweſen, ſein ganzes Leben hindurch in geſchäftlicher Verbindung und perſönlichem Verkehr mit dem Adel verſchiedener Landſchaften zu ſtehen, ſeine eigne Frau war aus dem Geſchlecht des Dichters von Logau, wie er ſelbſt ein Schweſterſohn des Andreas Gryphius. Zuverläſſig war durch manche eigne Erfahrung ſein Blick für die Lächerlichkeiten der Privilegirten beſonders geſchärft, aber er ſelbſt war doch ein Sohn ſeiner Zeit und bewahrte im Herzen einen tiefen Reſpect vor ächt adligem Weſen. Seine Erzählung iſt deshalb durchaus keine Satyre, wie ſie wol genannt worden iſt, und die Schilderungen, welche hier mitgetheilt werden, machen den Eindruck beſonders genauer Porträts. Die Erzählung Paul Winckler's iſt mit den Romanen des Simpliciſſimus verglichen worden. Productive Kraft, Phantaſie, Reichthum an Detail ſind bei dem Schleſier unvergleichlich geringer. Aber mit dem größeren Dichtertalent iſt bei Grimmelshauſen zuweilen eine Neigung zum Seltſamen und Phantaſtiſchen verbunden, welche an die Methode der Romantiker erinnert und das Dargeſtellte nicht durchweg als ein treues Bild der Zeit erſcheinen läßt. Davon hat der Schleſier allerdings nichts, er erzählt lebendig und mit innerer Freiheit, was er etwa ſelbſt geſchaut hat, nicht vieles, nichts beſonderes, glatt und gradezu. Und ihm iſt bei ſeiner Darſtellung begegnet, was auch neue Erzähler mit moraliſcher Tendenz hindert, er hat recht anſchaulich geſchildert, wie die Edelleute nicht ſein ſollen, für ſeine guten Geſtalten fehlten ihm ſcharfe Umriſſe und Farben, und weil er dieſelben Bildung und Grundſätze in langen Unterredungen an den Tag bringen läßt, werden ſie langweilig. Der Verlauf der Erzählung iſt ſehr einfach. Ein reicher, junger Holländer — die Holländer nahmen damals in deutſcher Geſellſchaft ungefähr dieſelbe Stellung ein, welche noch vor kurzem auch an deutſchen Höfen den Engländern gegönnt wurde, die Bedeutung ihrer Nation galt faſt ſoviel als ein Adelsbrief — kommt nach Breslau (Beliſſa), wird Zeuge eines Duells zwiſchen einem Neu-

gadelten und einem Krippenreiter, läßt sich von seinem Gastwirth das Landleben schildern, besucht das Haus eines verschwenderischen Pfefferſackes, wird von einem jungen Herrn v. K., einem, Bekannten aus früherer Zeit, auf ein Landgut geladen, lernt nahe dabei die Krippenreiter aus eigener Anschauung kennen, hört einen Bericht der Abenteuer, welche ein Schlesier als englischer Officier durchgemacht, und verbringt die übrige Zeit seines Landbesuches mit würdigen aber sehr breiten Gesprächen, in welche der Verfasser natürlich viel von seinen Ansichten und seiner Gelehrsamkeit eingepackt hat: über die Bildung des Soldaten, über Berufs- und Geburtsadel, über die politische Situation, über die Cultur der Alten im Vergleich zur Gegenwart, u. s. w. Bei der Rückkehr nach Breslau erfährt der Holländer, daß jener reiche Kaufmann, der ihn im Anfange zur Tafel geladen, Bankerott gemacht und sich heimlich entfernt habe, das Leben desſelben wird erzählt, der Held verläßt Breslau. — So enthält die ganze lange Erzählung nur etwa fünf Schilderungen, welche hier interessiren, zwei derselben werden mitgetheilt. Einzelne rohe Ausdrücke sind gemildert, weniges gekürzt, die Sprache nur soviel als unumgänglich nöthig schien, unserm Deutsch genähert. Zuerst erzählt der Gastwirth, wie er als Sohn eines Schneiders studirt, dann eine wohlhabende Kretschmerin, — Schenkwirthin — geheirathet, und nach ihrem Tode in dem unglücklichen Bestreben, groß zu thun einen Adelsbrief gekauft habe, um sich auf dem Lande niederzulassen. Dann fährt er also fort:

Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anschlag auf die Landecke, wo zwar die adeligen Rittersitze in niedrigem Preise, dabei aber auch von geringem Einkommen sind; zwar widerrieth mir dies ein andrer guter Freund und wies mir nach, was ich für Ueberlast und Widerwärtigkeit von den benachbarten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich mich ihnen mit dem Degen genugsam gewachsen wußte, und schlug die gute Warnung leicht aus dem Sinne; kurz ich kaufte ein Gut für 6000 Thaler, ward aber bald gewahr, daß ich unter den Blitz gerathen als ich dem Donner entwichen, und daß mein guter Freund mit seiner Prophezeiung sehr nahe ans Ziel geschossen hatte. Denn als ich mich kaum halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogelsang der erste, der mich nebst ein Paar seinesgleichen umstieß wie sie es nannten. Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar, nicht, daß er damals, oder jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte sondern er saß nur auf einer Bauernwirthschaft zur Miethe, die etwa ein paar Hundert Reichsthaler werth war, und brachte, wie andere seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er sein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit einem Karren und ein Paar abgerissenen Kindern bei den vermögenden Edelleuten auf der Garte gesehen habe, wie sie Getreide, Brod, Käse, Butter, und dergleichen einsammelte. Solche Bettelschatzungen forderten sie denn auch

Digitized by Google

insgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieser Vogelbach nun war, wie gedacht, der erste, der mir nebst ein paar seinesgleichen „den Tisch zu rücken", einsprach. Sie verhielten sich das erste und zweite mal noch ziemlich bescheiden, wohingegen auch ich ihnen vorsetzte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adligen Brüderschaft, welche sie mit mir schlossen, überflüssig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirne unmöglich länger eingesperrt bleiben konnte. „Es gilt Dir, Bruder Kretschmer;" fing er einmal an, als er sich den ganzen Tag über die Nase mit Bier und Branntwein begossen hatte. Doch aber gesegnete ich ihm diese Worte mit einer unversehenen Ohrfeige dergestalt, daß der gute Kerl mit dem Sessel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumstarker Mensch, der vormals Soldat gewesen, und den ich zumeist als Schutzgeist in dergleichen Nöthen aufgenommen hatte, kriegte, als er dies sahe, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er sich nicht rühren konnte. „Was," sagte er, „ihr Hallunken, ist es nicht genug, daß man euch, so oft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt, und eure magern Mähren ausfüttert? wollt ihr meinem Herrn dieses Deo gratias geben? dieser und jener hole mich, wo sich einer regt, so will ich ihm den Junkerrock so verbrämen, daß man die blauen Posamenten sechs Wochen auf dem bloßen Rücken sehen soll." „Wir haben nichts mit diesen Händeln zu thun," antworteten die zwei, „hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, so wird er solches als ein rechtschaffener Cavalier auch auszuführen wissen." Dieser hatte sich unterdeß wieder aufgerafft und wollte zum Degen greifen. „Laß deine elende Blutpeitsche stecken," sagte ich, „oder ich will Dir, sofern Du noch nicht völliges Maaß hast, mit dem dazu abgebrochenen Schemelbein dies gewiß dazu setzen." Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebst seinen ritterlichen Cumpanen auf und davon. Sie setzten sich zu Pferde und ritten zum Thore hinaus. Sobald sich aber diese drei für sicher hielten, ging erst recht das Schmähen an; hundertmal schalten sie mich einen Kretschmerknecht, der eine bemühte sich die Pistolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel, weil weder Hahn noch Rad am Schlosse war. Endlich merkten sie, daß ich ihnen mit einem halben Dutzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten sie sich eilends auf und davon und schickten mir etwa vierzehn Tage darnach alle drei zugleich ein Schlagcartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben, mich mit ihnen im freien Felde herumzuhauen, worin sie sich aber sehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich besorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen, und gemeinsam Kopfnüsse geben, so nahm ich ein halbes Dutzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir, und gab dem Vogelbach im ersten Gange eine so tüch-

nge Schmarre über die Achsel, daß er den Degen fallen ließ und die Faust nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Muth soweit, daß er im zweiten Gange Frieden machte. Keiner hielt sich besser, als Junker Michael v. S., den ich vorher für den verzagtesten angesehn hatte. Er hieb gut genug um sich, bis endlich dieser dreifache Zweikampf so endete, daß sich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach sich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt, sobald ihm der Arm geheilt sein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelassen hat.

So bekam ich Ruhe zwar nicht vor dem Zulauf der Krippenreiter, an denen es niemals mangelte, wol aber vor ihren Händeln, doch bald wurde mir eine viel größere und kostbarere Ungelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf selbst ziemlich geschnellt, sondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verschwiegen, außerdem bei weitem nicht Alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgesetzt war. So mußte ich ihn nothwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advocaten bedienen. Hier dauerte es nun sehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Ausflucht nach der andern ersann, festhalten konnte, und mir schien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Lust hätte, mir zu helfen. Mein Advocat, der am besten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rath, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte und schickte diesem anfangs ein in Polen erkauftes Wildschwein nebst ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit soweit aus dem Sumpf hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, seine Einwendungen in einer festgesetzten Frist beizubringen. Damit mußte ich vorerst zufrieden sein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Frist das Wildpret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einsatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn so wohl geschmeckt, daß er seit der Zeit keine andere genießen wolle, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebst einem Malter Hafer und einem schönen Rehbock denselben Weg gehen lassen. Darauf kam zwar bald ein neuer Befehl, meine Gegenpart war aber so lange nicht zu sehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachflog. Dieser brachte es zwar zum Termin, förderte die Sache aber nur so weit, daß dem Gegner das Klagelibell vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten sächsischen Frist zu excipitiren. Diese Frist zog sich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdeß dem Herrn Kanzler alles Geschenkte besser schmeckte, als was er kaufte, mußte ihm bald dies bald jenes zugeschickt werden. So wußte er ein paar schöne gezogene Stutzen bei mir, die er sich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermuthet selbst zu

Digitized by Google

mir und that, als ob er genöthigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzusprechen. Ich mußte mir dies für eine besondre Ehre schätzen und bewirthete ihn, so gut ich konnte. Unterdeß besah er meine Gewehre, lobte die Stutzen und gab vor, daß er ein besonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte sie ihm entweder gegen baare Zahlung überlassen, wenn sie mir feil wären, oder ihm ein paar von derselben Art bestellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den sauren Apfel beißen, und nicht nur dieses Paar Stutzen, sondern etliche Monate darauf noch ein schönes silbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand gesehn hatte, in Hoffnung eines guten Bescheides hingeben. „Das ist ein schöner Groschen, womit man einen Thaler gewinnen kann," sagte mein Advokat; „selten fällt in einen offnen Beutel ein schlimmes Urtheil, der Beutel eines Processirenden muß mit Spinnenweben zugeschnürt sein, grade wie bei den Verliebten. Und da man mit einer goldnen Lanze auch den Stärksten aus dem Sattel heben kann, wird wol Alles gut werden, wenn sich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann, zu geben." Kurz auch eine vier Mark schwere vergoldete silberne Flasche ging dem andern nach und zuletzt fand ich dort einen Esel, wo ich eine Krone gesucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächstens solle eine Commission niedergesetzt werden, um zu versuchen, ob wir in Güte mit einander verglichen und die hochlöbl. Regierung fortan dieses langen verdrießlichen Processes überhoben werden könnte. Wie sehr mir dies zu Herzen ging, ist leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Commission angesetzt war. Für 1600 Thlr., die ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500, und bekam damit kaum die aufgewandten Unkosten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Bestechung auch nicht weniger als 300 Thaler darauf gegangen wären. So wäre der beste Weg gewesen, wenn man sich gleich anfangs vertragen hätte.

Unterdeß hatte ich mich mit einem Hauskreuz belästigt, das mir viel mehr in die Seele schnitt, als dieser Proceß. Bald nach dem Kauf des Gutes hatte ich mich in ein altadliges Geschlecht der Nachbarschaft verheirathet und das bekam mir so wohl, wie dem Esel der Eistanz. Im Anfang zwar hatte ich geringe Neigung dazu, ich war gewillt, guter Leute Kind aus der Stadt mit etlichen tausend Thalern zu nehmen, und dadurch meine Wirthschaft um ein bedeutendes zu verbessern. Aber der falsche Freund, der mich zu dem Kauf überredet, rieth mir keine andere, als von gutem alten Adel, und zwar aus der Nachbarschaft zu nehmen. „Zunächst," sprach er, „ist sehr ungewiß, ob der Herr in Breslau eine reiche Partie antrifft, obgleich er sich darauf hat adeln lassen. Ferner haben dergleichen Stadtdamen soviel Kenntniß von der Landwirthschaft, daß sie nicht einmal wissen, was Kuh oder Ochse, was Käse

Digitized by Google

oder Quark sei. Die Wirthschaft des Herrn aber erfordert eine Wirthin, die von Jugend auf dabei erzogen ist; auch ist solche Heirath das einzige Mittel, seine Kinder mit der Zeit zu rechtschaffenen Landedelleuten zu machen." Zu diesem Ende schlug er mir eine Dame der Nachbarschaft vor, und erbot sich, selbst den Freiwerber abzugeben. „Sie ist schön, eine gute Wirthin, von guten Mitteln und altem Hause, das Alles wird der Herr unmöglich in der Stadt beisammen finden." Als ich ihn hierauf fragte, wie hoch sich ihre Mittel beliefen, schnitt er von 2000 Thalern auf. Zwar zweifelte ich schon damals daran, weil dies auf dem Lande ein so großes Heirathsgut ist, daß auch wol Freiherrn danach schnappen, doch ließ ich mich endlich dazu bereden, weil die Dame nicht übel gebildet war und der neue Adel mir alle gesunde Vernunft aus dem Hirn geschafft hatte. Bald fand ich, daß die vorgegebenen 2000 Thaler bis auf 400 schwanden, die noch dazu in einem zweifelhaften Proceß schwebten, der kaum so viel austragen konnte, als die darauf zu wendenden Unkosten betrugen, oder als mich ein standesgemäßes Beilager kosten würde. Dem ungeachtet hatte ich im Anfang Liebe zu ihrer guten Gestalt und schlug mir Alles aus dem Sinn. Da sie mir aber so gar nichts an Schmuck, Kleidern und andern Frauengeschmeiden zugebracht, fragte ich einst meine Frau Schwiegermutter, wo denn die Kettchen, Ringe und die paar taffetnen Röcklein wären, mit denen ich doch meine Liebste bekleidet gefunden hätte, als ich um sie warb. Sie aber gab mir mit höhnischem Gelächter zur Antwort, wenn ich sie auch nur im bloßen Hemde bekommen hätte, sollte ich dennoch damit zufrieden sein und mich begnügen, daß sie soweit von ihrem adligen Geschlecht herabgestiegen sei und mir ihr Kind gegeben hätte, sie werde noch Ungelegenheit genug haben, diesen Schimpf bei ihrer Freundschaft abzuwischen, welche die Heirath durchaus nicht hätte zugeben wollen. Was aber Kleider und Schmuck anbelange, so müßte ich wissen, daß sie noch mit mehr Töchtern versehen sei, und auch diese zu bedenken hätte. Auch sei es in der Gegend Gebrauch, mit einem Kleide und Aufputz zwei bis drei Töchter zugleich zu versorgen; wenn eine von ihnen geputzt wäre, müßte die andere unterdeß der Wirthschaft obliegen, oder wenn Gäste kämen, sich krank stellen, und im Bette gedulden, bis die Woche oder Reihe auch an sie käme. Damit mußte ich zufrieden sein, und meine Liebste, wollte ich sie mir nicht zum Schimpf gehen lassen, mit vollständiger adliger Kleidung und Schmuck von Fuß aus aus eigenen Mitteln versehen. Darüber ging denn mein baares Geld vollends darauf; zumal mir die Hochzeit sehr viel gekostet hatte, denn fast die ganze Landschaft lag mir mit Weibern, Kindern, Gesinden und Pferden länger als vierzehn Tage auf dem Halse und war nicht wegzubringen, so lange sie in Küche und Keller noch etwas für sich fanden. Aber auch was ich für meine Gemahlin machen ließ, war ihr

Digitized by Google

und ihrer Mutter niemals reichlich und kostbar genug, immer wußten sie daran Mängel zu finden, und wollten Alles vollständiger haben.

Gleichwol überwand ich mich und würde keine Unkosten angesehen haben, wenn ich damit nur den geringsten Dank verdient hätte, aber ich mußte, was mich am allermeisten schmerzte, empfinden, daß mich weder mein Weib noch ihre ganze Freundschaft im geringsten achteten. Besonders meine liebe Schwiegermutter war ein grundböses, hoffärtiges, falsches Weib, und weil insgemein die Blätter wie die Wurzel des Baumes sind, so nahm auch ihre Tochter bald ihr Wesen an. Und weil ich ihr deswegen nicht mehr hold sein konnte, bekam öfters mein Reitknecht freundlichere Blicke als ich. — Uebrigens durfte ich gar nicht klagen, daß ihre Freundschaft nicht mehr mein Haus besucht hätte, als mir lieb war, sie half redlich aufzehren, was sie nur fand. Sie hätten aber geglaubt, der Böse würde sie sofort holen, wenn sie mich Schwager oder Oheim genannt hätten, die Brüderschaft mußte Alles verblümen und meine eigene Schwiegermutter gab wol Achtung, daß ihr nicht das Wort „Sohn" entfuhr, besonders, wenn etwa ein Fremder dabei war. Niemals aber waren sie lieber beisammen, als wenn ich in Breslau oder sonst wo abwesend war, dann hatte die Schwägerschaft die beste Gelegenheit, sich recht adlig auf meine Unkosten lustig zu machen, wozu ihnen ein guter Trunk Wein, den ich in meinem Flaschenfutter von drei bis vier Töpfen für mich und meine Frau Gemahlin hielt, so wohl anstand, daß ich es gänzlich geleert fand, wenn ich nach Hause kam. Doch wäre auch das noch hingegangen, wenn man mir nur nicht auch das Getreide vom Boden, ja selbst Kühe und Kälber ohne mein Vorwissen genommen und der adligen Freundschaft zugesteckt hätte. Wer aber vier Thaler einnimmt, und sechs wieder ausgeben muß, hat nicht Ursache für einen Beutel zu sorgen. So konnte ich mir leicht die Rechnung machen, daß ich in Kurzem ein so guter Krippenreiter wie meine Nachbarn werden würde.

Da gefiel es Gott, mich durch den Tod meiner Liebsten, welche im Kindsbett starb, von dieser Gefahr zu erlösen. Auch bei diesem Ereigniß hatte ich einen harten Sturm mit meiner verdrießlichen Frau Schwiegermutter auszustehen. Diese erfüllte mit ihrem Geschrei über der Tochter Ableben Himmel und Erde und wollte alle Welt überreden, die gute Frau hätte sich zu Tode gegrämt, weil sie nicht ihrem Stande gemäß verheirathet war, und sie, die Schwiegermutter wäre Schuld an alle dem gewesen. Ich hörte eine Weile ihre Narrheit mit an und ertrug sie in der Hoffnung, daß das Spiel einmal ein Ende haben würde, bis sie endlich noch weiter herausbrach und allen Schmuck, den ich gekauft, nebst der Kleidung und was die Tochter sonst unter ihrem Verschluß gehabt, für ihre andern Töchter haben wollte unter dem Vorwand der Nistelgerade. Ich warf ihr ein paar mitgebrachte Lappen vor die

Digitized by Google

füße und ließ die Leiche in einem ehrlichen Sarge in die Geschlechtsgruft setzen, ohne die Schwiegermutter oder einen andern Verwandten dazu zu bitten. Und ich setzte mir vor, das Gut an die ersten besten zu verkaufen und mich wieder nach der Stadt zu begeben.

So saß ich einst eines Abends voller Gedanken am Fenster, und sah, wie das Gesinde seine Arbeit that; als ich von ungefähr gewahr wurde, daß sich jemand mit bloßem Degen am Thor gegen die anlaufenden Hunde vertheidigte. Ich schrie dem Gesinde zu, die Hunde abzuhalten, worauf ein wohlgekleideter Mann mit großen Complimenten auf mich zutrat. „Mein Herr Oheim," sprach er, „wird nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich mir nach Ritterart die Ehre gebe, auf ein Nachtlager einzusprechen, um dabei die Ehre seiner Bekanntschaft zu genießen." „Nicht im Geringsten," versetzte ich darauf, „wenn nur mein Herr beliebt vorlieb zu nehmen." Ich nöthigte ihn deshalb herein, da der Cavalier so freigebig mit der Vetterschaft war, konnte ich leicht erkennen, daß er nicht aus der Nachbarschaft sei. Er kam auch bald damit heraus, daß er ein freier Reichsritter aus dem Elsaß und durch die Franzosen so verdorben worden sei, daß er lieber seine abgebrannten Güter mit dem Rücken angesehn, als sich ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wollte; jetzt begäbe er sich nach dem Kaiserhofe, dort Kriegsdienste zu suchen. Die Richtigkeit dieser Aufschneiderei konnte ich schon daran erkennen, weil er keine von den adligen Familien kannte, mit denen ich bei früherer Anwesenheit im Elsaß bekannt worden war. Deshalb ging ich auch behutsam mit dem Kerl um, und der gute reichsadlige Herr und Bruder mußte mit einer Streu und Matratze nebst einem Kopfpolster vorlieb nehmen. Als ich am andern Morgen aufstand, fand ich weder Junker noch Bettgewand vor und vermißte dazu meinen Degen und Pistolen, die ich in der Stube gelassen hatte. Geschwind befahl ich meinen Knechten, sich mit Prügeln auf die Pferde zu werfen, und wenn sie den Halunken anträfen, ihn kräftig durchzuhauen und darnach laufen zu lassen, meine Sachen aber wieder abzunehmen. Denn ich konnte mir leicht einbilden, daß der Mensch ein Beutelschneider wäre, daß er mehr auf dem Kerbholz haben würde, und daß ich durch seine Verhaftung den Vortheil erlangen könnte, noch einen kostspieligen peinlichen Proceß, zuletzt sein Hängen zu bezahlen. Die Knechte trafen ihn mit seiner Beute im nächsten Holz und kamen dem Befehle redlich nach. Sie brachten mir zwar meine Sachen wieder zurück, diese kamen mich aber sehr theuer zu stehen. Denn kaum vier Tage darauf wurde mir ohne Zweifel von diesem Schelme des Nachts mein Gut über dem Kopf angezündet, so daß ich kaum das Wohngebäude retten konnte, im Uebrigen aber zusehen mußte, daß Scheuern und Ställe mit Getreide und Vieh bis auf den Grund abbrannten.

Dies Unglück nun verleidete mir das Landleben so sehr, daß ich nur ein

Digitized by Google

paar Ställe für das noch übrige Vieh aufbaute und kurze Zeit darauf das Gut, welches ich für 6000 Thlr. erkauft hatte, um 4000 wieder weggab. Darauf begab ich mich nach der Stadt zurück.

So erzählte der bekehrte Landwirth dem jungen Holländer. Wenige Tage darauf hatte der Fremde Gelegenheit, aus eigner Anschauung das schlesische Leben des verarmten Landadels in derselben Gegend selbst zu beobachten. Ein junger Herr v. K., ein gebildeter und gereister Cavalier, lud ihn auf das Gut seiner honetten Aeltern ein und forderte ihn auf, von dort einen Spazierritt auf ein Nachbargut zu machen, wo eine Taufe gefeiert wurde. Der v. K. bat unsern Helden, er möchte sichs gefallen lassen für einen Oberstwachtmeister in holländischen Diensten ausgegeben zu werden, „denn ich weiß," sagte er, „daß sonst diese adligen Bauern kein Bedenken haben werden, dem Herrn die letzte Stelle zu geben und ihn nicht im geringsten zu beachten, trotz seiner Bildung, und obgleich er, ohne arm zu werden, leicht ihre sämmtlichen Güter bezahlen könnte." Was der Holländer dort beobachtete, erzählt er folgendermaßen:

Das Tractament war so beschaffen, daß die Tafel nicht in Gefahr war, unter den schweren Schüsseln zu brechen, ein gutes Gericht Speisefische in einer gelben Zwiebelsauce, alle Regalien eines Kalbes, der ganze Inhalt eines Schweines, soviel Glieder, soviel Speisen, ein paar Gänse und ein paar Hasen, dazu ein rohes wässeriges Bier, so daß man bei Zeiten den nicht viel bessern Branntwein zu Hilfe rufen mußte. Dabei aber war diese adlige Gesellschaft, die aus etlichen zwanzig Personen bestand, rechtschaffen lustig und das Frauenzimmer viel aufgeweckter, als die gezierten Kaufmannsfrauen des Stadtadels. Als die Tafel aufgehoben war und ein Theil der Cavaliere nach ein paar Fideln lustig umher sprang, ein Theil das Zimmer mit Tabak voll rauchte, fing die Frau v. R. an: „Ich sehe meine Lust an diesem ausländischen Cavalier und bin der Hoffnung, daß mein Sohn, der auch Officier ist, an andern Orten ebenso lieb und werth gehalten wird." — „Ich, liebste Frau Schwester," versetzte die Frau Ilse von der B., „bin ganz anderer Meinung. Ich könnte nimmermehr so tyrannisch gegen die Meinigen sein, sie unter diese Kriegsgurgeln zu verstoßen, denn ich höre, daß sie bisweilen schlecht genug zu essen haben, viele Nächte in kein warmes Bett kommen, und noch dazu Niemand haben, der ihnen ein Warmbier machte, oder ein Glas Branntwein brächte. Sollte ich hören, daß meinen Sohn ein langhalsiger Tartar, wie ich ihn neulich im Kretschem abgemalt gesehn, gar gefressen hätte, so würde mich der Kummer auf der Stelle ersticken. Deswegen erachte ich besser, meinen Junker Hans Christoph daheim auf dem Gütlein zu erhalten, so gut ich kann. Zwar muß ich bekennen, daß er mich schon genug gekostet hat, als ich ihn rittermäßig ausstaffirte; meine zwei besten Kühe gingen damals drauf, und ich konnte den

Digitized by Google

Abgang noch nicht ersetzen. Nun was hilfts, sehe ich doch auch meine Lust, wie er sich in Allem so rittermännisch anzustellen weiß. Seh sie nur, liebe Frau Schwester, kann er nicht so hurtig tanzen, wie ein anderer, und die Dame herum drehen, daß es eine Art hat; er wird Keinem ein Glas Bier oder Branntwein abschlagen, der Tabak ist sein einziges Leben, bei allen Gesellschaften ist er so angenehm, daß er bisweilen kaum in drei Wochen nach Hause kommt, womöglich mit einem blauen Auge. Daraus kann ich mir leicht die Rechnung machen, daß er sich nach Reiterart herumschlagen und wacker wehren muß. So wird auch hier mein Junker Martin Andres werden." — Der Junker stand da und legte den Kopf in den Schooß der lieben Mutter. — „Der lose Kerl weiß auch schon, daß er ein Junker ist, darum begehrt er nichts zu lernen, sondern er reitet lieber mit dem Roßjungen im Felde herum; er darf wol schon auf den Gedanken kommen, einen Degen zu haben. Das macht mir neuen Kummer, denn ich kann mir leicht denken, daß es zuletzt auch noch ein Pferd kosten wird, und wenn Gott nicht sonderlich hilft, werden mir ein paar Kühe darauf gehen. Doch ich werde ihm auch wol endlich ein ABC kaufen müssen, denn sein Herr Vater hat immer gewollt, daß er ein recht scharfer Gelehrter werden sollte, wie er selber einer war. Ja, wenn es nichts kostete und die gelehrten Kerls nicht soviel theure Bücher haben müßten! Sonst sieht man wol seine Lust an ihnen, und mir gehn die Augen noch immer über, wenn ich daran denke, wie sein Herr Vater so schön die Dankreden nach der Bewirthung hielt und es wol so gut als der Pfarrer machen konnte; wie er auch einmal eine ganze halbe Stunde lauter Latein, ich weiß nicht was, vor dem Fürsten hersagen mußte. Eins gefällt mir sehr wohl an meinem Martin Andres, daß er so einen verschlagenen nachdenklichen Kopf hat. Er hat mir selber an die Hand gegeben, ihm zuweilen zu etwas Gelde zu verhelfen, indem ich ihm nämlich vergönne, das Lösegeld für das fremde Vieh zu behalten, das auf meinem Acker gepfändet wird. Darauf ist er nun so erpicht, daß er den ganzen Tag im Getreide auflauert, ein paar Schweine oder drgl. zu erhaschen, womit er sich auch schon bis zu einem halben Thaler erworben. — Dessen ungeachtet aber, und wenn ich nur gewiß wüßte, daß meinem Junker Hans Christoph der Handel im Kriege auch so glücken würde, wie ihrem Herrn Sohne, liebe Frau Schwester, ich wollte ja ein Jahr nicht ansehn, und wollte versuchen, wie ich ihn dazu beredete; wenn er nur auch gewiß Oberster und ein Freiherr würde, und auch eine reiche Dame kriegte. Die aber müßte mir bei meiner Seele von rechtem Adel sein; denn sonst schwöre ich, daß sie mir nicht unter die Augen kommen dürfte, wenn sie gleich in Golde steckte bis über die Ohren. Und wer weiß es, liebe Frau Schwester, ich habe mein Lebtag gehört, daß es in andern Ländern nicht so gute Edelleute gibt, als bei uns, und daß man in Holland, wo dieser Officier her ist,

Digitized by Google

die Weiber nackt und bloß, wie sie der liebe Gott geschaffen, nicht anders al Kühe zu Markte treibt. Denn meiner seligen Frau Mutter Schwester, di liebe Frau Grete v. T., mußte damals auch hören, daß ihren Sohn der Teufe ritt, und daß er ein solches wildes Weib mit nach Hause führte. Da hat si sich so sehr gegrämt, daß sie es nicht lange mehr gemacht hat, und sie is durchaus nicht zu bereden gewesen, daß sie dieses wilde Weib nur einma angesehn hätte. — Aber um wieder auf meinen Sohn Junker Hans Christop zu kommen, wenn es sich so mit ihm machte, daß er nicht dahin käme, wo die Tartaren sind, auch nicht Schildwacht stehen dürfte, so wollte ich wol mein alte Magd, die ihn ganz aufgezogen und beflohet hat, schon überreden, da sie auf ein Jahr mitzöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kop wüsche und die Hemden bereinigte, ich wollte ihr auch noch eine halbe Metz Lein aussäen."

Die Frau v. R. würde wahrscheinlich dieser Einfalt genugsam geantwor tet haben, wäre sie nicht durch den Herrn v. K. zum Tanz aufgeführt worden So ließ sie die Alte allein, zu welcher sich der anwesende Junker Vogelback mit einer fingerlangen Tabakspfeife im Munde verfügte und so Unterhaltung machte: „Wie gehts? wie stehts noch um ein gut Leben, meine liebe Frau Muhme? Ich merke, sie sieht ihre Freude an ihrem Junker Hans Christoph, daß er es so lustig mitmachen kann. Hol mich dieser und jener, er ist auch ein rechtschaffner Kerl, ich wollte wünschen, daß er vor etlichen Tagen dabei gewesen wäre, als ich mich mit einem Pfefferſack von Breslau herum schlug; er sollte sein Wunder gesehn haben, wie ich den Kerl drillte; er mußte das Leben von mir erbitten und nachher mir und meinem Secundanten einen stattlichen Schmaus zum Besten geben, wobei wir uns so lustig machten, daß der beste Wein in der Stube herumschwamm." Aber die alte Frau von der B. antwortete darauf: „Es ist euch eine schöne Ehre, daß ihr euch wegen eines Trunkes Wein mit den Bürgern so gemein macht. Und vor Allem ihr, Junker Martin Heinrich, dem der Mund nur immer nach Wein hängt; wenn ihr nur ein paar Gläser davon erschnappen könnt, trinkt ihr mit allen Leuten Brüderschaft, sie mögen Bürger oder Edelleute sein. Ja ihr nennt wol gar, wie ich mir habe sagen lassen, die Pfefferſäcke Oheim und Vetter. Sollte ich das wissen, so schwöre ich, daß ich euch mein Lebtag nicht Vetter nenne. Sagt mir, was habt ihr wieder für eine Schmarre auf der Stirn? Ohne Zweifel habt ihr euch wieder gekatzbalgt und eins bekommen, das ginge noch wol hin, wenns euch nur die Bürger nicht versetzt hätten."

„Seht ihr mich für einen Narren an," sagte Junker Vogelbach, „daß ich diese Kerle Oheim oder Vetter nennen sollte, hätte ihnen der Kaiser auch noch einen so großen Brief gegeben? Bruder geht noch an, so lange sie lustig Wein hergeben, hernach aber heißt es, laßt den Bärenhäuter gehen."

Digitized by Google

Unterdeß machten sich die Gäste mit Tabak, Trinken und allerhand Gesprächen ziemlich lustig, wobei der Holländer bemerkte, daß von den beiden nicht übel gebildeten Töchtern des Wirthes allemal nur eine im Reigen zu sehen war, und jede vom Haupt bis zu den Füßen wie die andere gekleidet, daraus konnte er leicht schließen, daß sich auch diese guten Mädchen mit ein und derselben Kleidung behelfen mußten, und daß, während die eine im Zimmer tanzte, die andere, welche abgelegt hatte, unterdeß draußen so lange in Geduld warten mußte, bis die Reihe wieder an sie kam. „Sind das nicht liebe Kinder," sagte ihre Mutter, die sich mit andern Frauen zu der Frau von der B. gesetzt hatte, „sie wissen sich in Alles so adlig zu schicken, ich sehe meines Herzens Lust, wie ihnen Alles so wohl ansteht. Und hätten die Pfefferſäcke in den Städten noch soviel Schmuck um sich hängen, der Bürger kleket doch allemal heraus." „Es ist nicht ohne" sagte die andere, „das Herz möchte mir im Leibe zerspringen, wenn ich diese Leute in der Stadt in so prächtigem Kleide und Schmuck auf goldenen Karreten herprahlen sehe. Prahlet, denke ich dann, wie ihr wollt, und wenn ihr gleich alle Tage statt eures bösen Weines gar Perlen söffet, so seid ihr doch Bürger, bleibet Bürger, und werdet es nimmermehr dahin bringen, uns gleich zu sein."

Unter solchem Weibergeschwätz, Lachen, Jauchzen, Tanzen und Springen war die Nacht hereingebrochen, und weil der von K. leicht erachten konnte, daß auch dieses Gelage mit den gewöhnlichen Stänkereien und Händeln würde beschlossen werden, so gab er unserm Holländer einen Wink und machte sich mit ihm auf die Seite zu einem bekannten Bauern, wo sie das Nachtlager auf einer Streu zubrachten. Am nächsten Morgen weckte sie der Reitknecht des Herrn v. K., wenn sie eine dreifache Schlägerei anzusehn verlangten, wobei der Vogelbach der vornehmste sein würde, so möchten sie bald aufstehn und sich auf die polnische Grenze nahe am Dorfe begeben. Dazu hatte aber keiner von ihnen Lust, der v. K., welcher sich solcher Lumperei seiner Landsleute schämte, gab seinem Reitknecht einen Wink zu schweigen, sie saßen auf und ritten unter anmuthigen Gesprächen ihres Weges.

Soweit die Erzählung Paul Wincklers. Um das Jahr 1700 waren die Sitten des Landadels bereits milder, das Leben ein wenig reichlicher, die Kopeln der Krippenreiter seltner geworden, aber bis tief in das 18. Jahrhundert dauerte das Schmarotzen, die Arbeitscheu und der Bettelstolz unter den alten Familien des Landes. Erst unter der straffen Zucht der Hohenzollern wurden diese Drohnen der modernen Gesellschaft zum Nutzen des Staates verwendet. Zumeist aus ihnen schufen Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große ihren Officieradel. Und nachdem die Fürsten mit kluger Berechnung erkannt hatten, daß hier ein brauchbarer Stoff für ihren neuen Staat zu fin-

Digitized by Google

den sei, wurde auch ihr eifriges Bestreben, den armen Adel zu heben. Es geschah seitdem viel, ihn vor dem Zurückfallen in die Masse des Volkes zu bewahren: auch nach dem Jahre 1806. Und nicht wenige Familien, deren Ahnen vor zwei hundert Jahren als Taugenichtse in Banden über die Aecker trotteten, haben ihre Namen für immer mit den ruhmvollsten Erinnerungen der Nation, mit den höchsten Leistungen in Kunst und Wissenschaft verbunden. Nach und nach haben unsre Junker besser gelernt, um ihre Wirthschaft zu sorgen, ihre Pferde sind nach Engländern gezüchtet, der Scheffel Getreide gilt das Doppelte, eine Kuh drei mal, die Wolle ihrer Schafe drei bis vier mal so viel, als vor zwei hundert Jahren. Die hiesigen Bauern sind trotz allen Protestationen und Drohungen des Adels freie Leute geworden, und dadurch ist wieder der Werth auch der adligen Güter um das Doppelte gestiegen. Endlich hat sich gar die Productionskraft der meisten Güter verdreifacht, bei vielen verzehnfacht, seit der Bürger seine Wissenschaft, Mechanik, Arbeitskraft auch auf die Ackerscholle übertrug. Auch die Unordentlichen unter ihnen sind durch die Pfandbriefsysteme der Landschaften, durch zahlreiche Geschenke und Gnaden der Souveräne wenigstens mehrere Jahrzehnte länger conservirt worden, als ihre eigene Kraft sie erhalten hätte. Aber in den Schwächeren von ihnen ist noch heut etwas von den gemüthlichen Stimmungen der alten Feldläufer zurück geblieben. Das neue Junkerthum, die häßliche Carricatur des adligen Wesens ist, wenn man genau zusieht, nichts weiter, als eine anspruchsvolle Fortsetzung der alten Krippenreiterei. Hinter Uniform und Ordenskreuz birgt sich nicht selten derselbe Haß gegen die Bildung ihrer Zeit, dieselben Vorurtheile, der gleiche tölpelhafte Hochmuth, eine ähnliche groteske Verehrung ihrer Privilegien und Familienrechte und hinter besserer Form derselbe rohe Egoismus gegenüber dem Gemeinwesen. Brutal, wo sie zu imponiren meinen, feige vor einer stärkern Gewalt, unterthänig, wo sie zu gewinnen hoffen, noch da eigennützig, wo sie am Loyalsten empfinden, betrachten nicht wenige unter ihnen noch immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor zwei hundert Jahren die gefüllte Vorathskammer eines Nachbars; aber stärker als vor zwei hundert Jahren erhebt sich grade jetzt gegen Solche der Haß und die Verachtung des Volkes. G. F.

Digitized by Google

Die neapolitanische Armee.

Nicht oft zeigt die Kriegsgeschichte Erfolge, wie die, welche die Waffen Garibaldis begleiteten. In Feldzügen civilisirter Heere ist eine solche Wiederholung des alten „veni, vidi, vici" geradezu unerhört, und wir müssten in die ferne Vergangenheit zurückgreifen, unter den ersten Zusammenstößen der modernen Kriegskunst mit Wilden und Halbwilden, in den Wunderzeiten der Cortez und Pizzarro, oder in den Triumphen Clives in Ostindien herumsuchen, um ein passendes Seitenstück zu diesem Zuge zu finden.

In Sicilien steht ein Heer von dreißigtausend Neapolitanern, wohlorganisirt und gut versehn mit allem Kriegsgeräth, im Besitz aller starken Stellungen, unterstützt durch eine zahlreiche Dampferflotte, überdies, wenn nicht grade von überströmender Begeisterung für den Thron, doch von heißem Nationalhaß gegen die Sicilier erfüllt, einem Haß, der ebenso tapfer ficht, wenigstens ebenso gern sengt und mordet, wie jene. Da erscheint Garibaldi mit seinen zwei Dampfern, landet am hellen Tag im Angesicht der königlichen Kriegsschiffe seine zwölfhundert Rothblousen und seine sechs kleinen Kanonen, vereinigt sich Tags darauf mit den Resten der bereits niedergeschlagenen einheimischen Insurrection, wirft die Gegner schon im ersten Treffen, stürmt raschen Laufs die für uneinnehmbar geltende Position bei Calatisimi und manövrirt so geschickt, daß er sich trotz der zehnfachen Uebermacht an Mannschaften und Geschützen, die ihm den Weg sperrt, — die „Squadre" der Sicilier scheinen mehr gelärmt, als gekämpft zu haben — vor Verlauf von vollen zwei Wochen vor den Thoren der Hauptstadt befindet. Ein unerschrockener Angriff der rothen Blousen, schwach unterstützt durch eine nicht recht zuversichtliche Erhebung der Palermitaner, und binnen wenigen Stunden ist die halbe Stadt in ihrer Gewalt. Noch einige schwere blutige Stunden, und die Königlichen sind ihrer Hauptmasse nach eingeschlossen und von ihrer Flotte abgeschnitten. Ein grausames Bombardement befriedigt ihre Blutgier, vermag aber ihre verzweifelte Lage nicht zu bessern, und so muß ihr General sich zu der Demüthigung entschließen, den Führer der Rothen, den „Räuberhauptmann" um einen Waffenstillstand zu bitten. Aus dem Waffenstillstand wird eine Capitulation, in welcher Garibaldi den Abzug der Königlichen mit Waffen und Gepäck zugesteht. Widerwillig, aber den Untergang von achtzehntausend seiner besten Soldaten vor Augen, schreibt der König seinen Namen unter den Vertrag und streicht damit bis auf Weiteres die Hälfte seines Titels aus.

Der Räuberhauptmann der Rote Carafas ist auf dem Couvert des Briefes, worin das Alter ego der neapolitanischen Majestät die Großmuth des Siegers

Digitized by Google

in Anspruch nahm, zur Excellenz geworden. Warum nicht? Wir möchten die Vermuthung wagen, daß unsre gesammte Reaction trotz ihres Feuerspeien über den „Raubzug" Garibaldis die Haltung des Generals im Stillen excellen findet. Daß sie den Grund seiner Erfolge begreife, wollen wir ihr nicht zu muthen. Ist doch auch unsre Erklärung des raschen Siegs, daß eben wiede einmal eine Idee stärker war als sogenannte Thatsachen, nur eine halb Erklärung.

Es ist nun die Rede davon, daß Garibaldi den Plan habe, ohne sich mi Messina aufzuhalten, sobald als möglich zu einem Angriff auf die festländischer Staaten des Königs Franz II. zu schreiten, und verschiedene Umstände scheiner dies zu bestätigen. In Bezug hierauf theilen wir im Folgenden Einige über die Widerstandsmittel mit, welche dem König zu Gebote stehen.

Diese Widerstandsmittel sehen in unsern Quellen sehr imposant aus, und es kommen mancherlei Dinge in Betracht, welche hier keinen so kurzen Kampf voraussagen lassen, wie jenseits der Meerenge. In Sicilien gab es keine, im Neapolitanischen gibt es eine starke königliche Partei. In Sicilien kämpften die Neapolitaner fern von dem Centrum ihrer Stärke, auf dem Festland haben sie alle ihre Hilfsquellen bei der Hand. Indeß scheint es für die Bewegung, deren Vorfechter Garibaldi ist, wenigstens innerhalb Italien, keine Unmöglichkeiten zu geben, und wenn wir auch wiederholen müssen, daß wir eine Vereinigung Süditaliens mit dem vergrößerten Sardinien im Interesse der Sache Italiens selbst für ein Unglück halten, so haben wir uns doch gefaßt zu machen, über kurz oder lang, wenn nicht von außen ein Veto kommt, von der Niederlage der Königlichen und der Aufpflanzung der Fahne Victor Emanuels auch im Neapolitanischen zu hören.

Das neapolitanische Heer galt bisher für sehr waffengeübt, und sollte viele tüchtige Officiere besitzen. Dasselbe ergänzt sich in den festländischen Provinzen in der Regel durch Conscription, und zwar treten die Mannschaften mit dem 19. Lebensjahr in die Armee, dienen fünf Jahre und gehören dann weitere fünf Jahre der Reserve an. Es gibt indeß viele Befreiungen von der Militärpflicht, z. B. für Söhne von Beamten, deren Vater nach unserm Gelde mindestens 15 Thaler monatlichen Gehalt bezieht, sowie für Wohlhabende, welche sich vom Staate für 240 Ducati, à 1 Thaler 4½ Sgr., einen Stellvertreter kaufen. Die Sicilianer duldeten bis auf die neueste Zeit keine Aushebung. Bei ihnen bestand immer blos Werbung, und nur der Auswurf der Bevölkerung ließ sich durch das Handgeld zur Anlegung der Montur locken. Mitte vorigen Jahres ward auch auf dem Festland Werbung versucht. Der Stand der Armee war um diese Zeit folgender:

Digitized by Google

Infanterie.	Garde: 1 Leibcompagnie 160, 2 Grenadierregimenter, 1 Jäger- und 1 Marineinfanterieregiment à 2337 Mann	9,508
	Linie: 13 Regimenter Musketiere, 1 Carabinierregiment à 2337 M., 4 Schweizerregimenter, 5808 M. 12 einheimische und 1 Schweizer-Jägerbataillone à 1329, dann 16 Provincialcompagnien 2240 M., 1 Veteranenregiment 2093, Invalidendepot 500, ferner 2 Schweizer-Invalidencompagnien, 2 Regimenter Gendarmen 4320, 1 Pompier-Compagnie 150 M.	65,296
Cavallerie.	Garde: 1 Leibschwadron 150, und 2 Husarenregimenter 1684 M.	1,834
	Linie: 1 Regiment Carabiniers, 3 Dragoner, 2 Ulanen, 1 Jäger, 1 Gendarmen, à 842 M. mit 750 Pferden.	6,736
Artillerie.	2 Regimenter 4446, nebst 1 reitenden Batterie 256 und 1 Schweizer Fußbatterie 160, 1 Trainbataillon 900 M.	5,622
Genie.	1 Bataillon Sappeure, 1 Pontoniere, 1 Pioniere . .	3,440
Reserve.	Infanterie 48,000, Küstenartillerie 3000	51,000
Total: (ohne Reserve 92,436 M. mit 8,997 Pferden) m. Reserve		143,436

Aufruhr unter den Schweizertruppen nöthigte den König im Juli 1859 denjenigen unter ihnen, welche nach Hause wollten, den Abschied zu ertheilen. Von ungefähr achttausend Mann blieben keine fünfhundert. Indeß war dieser Abgang schon im November ersetzt. Man schuf zwei neue Linienregimenter, Nummer 14 und 15, „Fremden“-, nicht mehr Schweizerregimenter genannt, zwei neue Jägerbataillone, Nummer 14 und 15, die den Namen leichte Carabiniers erhielten (das 13. Bataillon besteht großentheils aus dem Rest der Schweizer) und zwölf neue Gendarmencompagnien. Endlich wurde im Januar des laufenden Jahres die Bildung von vier neuen Jägerbataillonen verfügt. Zu dem Fremdencorps lieferte östreichisches und bayerisches Gesindel ein starkes Contingent, und noch jetzt führen die Dampfer des Triester Lloyd monatlich zweimal Kriegsvolk dieser Art in die Depots von Brindisi und Molfetta.

Will man Sicilien nicht ganz aufgeben, so muß man Messina und dessen Umgegend, sowie das, was bis jetzt noch nicht in den Händen Garibaldis ist, mit mindestens 20,000 Mann besetzt halten. So blieben von der Armee etwa 120,000 Mann für das Festland übrig. Davon die Invaliden, die Gendarmen und die Besatzungen der befestigten Orte und der Hauptstadt abgezogen, würden für die Feldarmee kaum mehr als 80,000 Mann übrig bleiben. Auf die Guardia Urbana, eine Art von Bürgerwehr, wäre kein Werth zu legen, sie enthält viele unzuverlässige Elemente, hat keine militärische Uebung und würde, wo sie überhaupt zu brauchen wäre, sich höchstens zur Localvertheidigung einigermaßen eignen.

Der militärische Charakter des Neapolitaners wird nicht sehr gerühmt.

Digitized by Google

Es mangelt ihm an Kaltblütigkeit, Ausdauer und Mannszucht im Unglück dagegen besitzt er einen aufgeweckten Sinn und momentane Entschlossenheit und die Rekruten aus Calabrien, Apulien und der gebirgigen Basilicata bilden als geborne Schützen und gewandte Springer und Bergsteiger ein gutes Material zu den Jägerbataillonen. Bei der Thronbesteigung des vorigen Königs (1830) befand sich die Armee im Zustande vollkommenster Verwahrlosung. Das Bewußtsein, daß er sich nur mit Hilfe eines tüchtigen Heeres die Krone beider Sicilien erhalten könne, bewog Ferdinand den Zweiten große Sorgfalt auf die Bildung und Erhaltung eines solchen zu verwenden und er hat in der That erreicht, was sich mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln erreichen ließ. Man rühmt die Geschicklichkeit der neapolitanischen Truppen im Manövriren, und dieselben sollen besonders reich an brauchbaren Unteroffizieren sein. Da die Armee keine Cadettenhäuser besitzt, so ergänzt sich ihr Officiercorps aus den Reihen der Unteroffiziere, wodurch demselben allerdings mancher in den niedern Zweigen des militärischen Wissens und Handelns erfahrene Mann zugeführt wird, andrerseits aber auch von großer Bildung unter der Mehrzahl der Officiere nicht die Rede sein kann.

Ueber die Stellung der Officiere zum Königthum lauten die Urtheile verschieden. Die Einen rühmen ihre Anhänglichkeit an den Thron, Andere behaupten, daß sich namentlich in den niedern Graden viele Muratisten und selbst Mitglieder von geheimen Gesellschaften mazzinistischer Farbe finden. Der Geist der Soldaten soll nach dieser Seite hin im Allgemeinen weniger gut sein, und wenn man während des Kampfes in Sicilien nicht viel von Ueberläufern vernahm, so erklärt sich das daraus, daß Sicilianer und Neapolitaner nicht zu einander passen, daß es für diese bei ihrem traditionellen Haß gegen jene gradezu Herzenssache war, bei ihrer Fahne zu bleiben. Kündigt sich der beabsichtigte Angriff Garibaldis auf das neapolitanische Festland nicht als ein Feldzug Siciliens gegen Neapel an, hat er gleich zu Anfang einige Erfolge, so kann sich Vieles leicht anders gestalten.

Die Ausrüstung der neapolitanischen Armee ist den Anforderungen der Gegenwart angemessen. Die Uniform hat Aehnlichkeit mit der französischen. Bis vor Kurzem trugen die Regimenter noch den Frack, jetzt ist bei der Mehrzahl der Waffenrock nach pariser Schnitt eingeführt. Als Kopfbedeckung wird von der Linieninfanterie und den Jägern das Käppi, von den Grenadieren die Bärmütze getragen. Die Dragoner haben Helme, die Ulanen Tschapkas. Die Beinkleider sind bei sämmtlichen Waffengattungen roth, die Waffenröcke bei der Linieninfanterie, den Dragonern und Ulanen dunkelblau, bei den Husaren hellblau, bei den Jägern grün. Die Schweizer waren roth gekleidet. Praktisch ist die Einrichtung, daß alle Soldaten im Sommer statt der tuchenen Röcke und Beinkleider solche von starkem lichtblauen Baumwollenstoff tragen.

Digitized by Google

Als die Elite der Armee muß die leichte Infanterie bezeichnet werden. Sie hat die tüchtigsten Officiere, und überdies eignet sich der Charakter des Neapolitaners vorzüglich für diese Waffe; auch ist auf ihre Ausbildung und zweckmäßige Ausstattung mit besonderm Eifer hingearbeitet worden. Weit weniger Lob verdient die Linieninfanterie, namentlich wenn man ihre Leistungen mit denen der Schweizer vergleicht. Es fehlt diesen Süditalienern ganz entschieden an dem, was vor allem den Soldaten germanischen Stammes auszeichnet: stramme zuchtgemäße Haltung, Gehorsam vor der Gefahr und Standhaftigkeit in Ertragung von Mühen und Entbehrungen. Die Bewaffnung besteht bei den Linienregimentern durchgehends noch in glatten Gewehren, während die Jäger theils mit Miniébüchsen, theils mit gezogenen Gewehren amerikanischer Erfindung versehen sind. Die Regimenter sind in zwei Bataillone, diese wieder in sechs Compagnien eingetheilt. Jedes Regiment hat 63 Officiere.

Die Cavallerie ist jedenfalls die glänzendste Waffe der neapolitanischen Armee. Sie reitet gleich der spanischen nur Hengste, von denen die Mehrzahl aus Apulien und Calabrien kommt und nach Bau und Charakter die Abkunft von arabischen Thieren dieser Gattung verräth. Auch die Manövrirfähigkeit der Schwadronen in größern Massen wird von Manchen gelobt. Dagegen warf man ihr Mangelhaftigkeit in Instruction und Detaildienst vor, der indeß in den letzten Jahren durch die in Caserta eingerichtete Normalinstructionsschule bedeutend abgenommen haben soll. Jedes Regiment derselben hat vier Schwadronen und zählt 33 Officiere.

Die Artillerie ist im Verhältniß zur Stärke des Heeres und der Ausdehnung des Landes zu schwach. Sie besteht, wie bemerkt, aus zwei Regimentern, die in drei Bataillone, zwei Feld- und ein Festungsbataillon zerfallen und zusammen 16 Feldbatterien zu je acht Geschützen, also im Ganzen 128, oder mit Hinzurechnung der reitenden Batterie 136 Geschütze haben.

An Pferden und Maulthieren hat die Artillerie und der Train gegen 2000 Stück. Daß die Raketenartillerie nicht besonders ausgebildet ist, scheint kein großer Schade zu sein, da dieser Zweig des Geschützwesens, wie der letzte italienische Krieg zeigte, keine sehr wesentliche Bedeutung hat und in Folge dessen mit der Zeit aufgegeben werden wird. Dagegen dürfte die Regierung es bald zu beklagen haben, daß sie der Gebirgsartillerie zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat. Im übrigen hat die neapolitanische Artillerie, zu deren Ausbildung sich der bekannte General Filangieri Verdienste erworben hat, viele intelligente und wissenschaftlich gebildete Officiere, von denen nur der Major Muratti genannt werden mag, der sich durch die Erfindung eines Systems von gezogenen Kanonen bekannt gemacht hat.

Als eine sehr tüchtige Truppe wird die 1815 eingeführte Gendarmerie

Digitized by Google

gerühmt, die sich das Verdienst erworben hat, das früher von zahlreichen Räuberbanden heimgesuchte Calabrien zu säubern, und welche so organisirt ist daß sie auch bei einem Kriege mit auswärtigen Feinden Dienste leisten könnte.

Daß die neapolitanische Armee der sardinischen auch nur auf einige Wochen Widerstand leisten würde, ist zu bezweifeln. Sie hat ihre Probe selbst gegen bloße Freischaaren bei Velletri und jetzt wieder bei Palermo übel bestanden, und ein Angriffe der Piemontesen durch den Kirchenstaat auf die Nordgrenze hin würde aller Wahrscheinlichkeit nach binnen wenigen Tagen damit endigen, daß Victor Emanuel in Neapel einzöge. Etwas anderes ist es, wenn wir uns einen Angriff zur See denken. Hier ist die Flotte Neapels der sardinischen bei Weitem überlegen, und auch Garibaldi gegenüber werden die Schiffe des Königs, vorausgesetzt, daß sie besser geführt sind als bei Marsala, sehr erhebliche Dienste leisten. Sardinien hatte nach der im Jahre 1858 ausgegebnen Liste nur 22 Schiffe mit 516 Kanonen, darunter nur zwölf Dampfer (vier Schraubenfregatten, zwei Schraubencorvetten und sechs Raddampfer). Dagegen zählt die neapolitanische Marine an Segelschiffen: zwei Linienschiffe, eins zu 90 und eins zu 80, ferner fünf Fregatten zu 44, 48 und 64 Kanonen, zwei Corvetten, zwei Brigantinen und zwei Goeletten, an Dampfern 14 Fregatten, vier Corvetten, elf kleinere Kriegsdampfer und drei Transportschiffe. Außerdem hat man noch gegen 50 kleine Kriegsfahrzeuge. Die Dampfer haben zusammen 6650 Pferdekraft, und die ganze Flotte führt 1320 Kanonen*), mit denen sie nächst der französischen die stärkste im ganzen Mittelmeere ist. Man hat ein Marineinfanterieregiment, ein Marineartilleriecorps und ein Matrosencorps. Zu letzterem liefert die lange Küstenstrecke am adriatischen und mittelländischen Meer mit ihrer Schiffer- und Fischerbevölkerung, die mittelst der den Franzosen nachgeahmten Marineeinschreibung vom sechzehnten bis zum fünfzigsten Jahre flottendienstpflichtig ist, im Frieden aber nur acht Jahre hindurch wirklich Dienst auf der Flotte thut, ein werthvolles Contingent. An Material zum Schiffsbau ist bei der Güte und Menge des Hanfs, welchen das Land erzeugt, bei dem Holzreichthum, dem Eisen und den Steinkohlen in Apulien und Calabrien auch kein Mangel. Dagegen mangelt es, da der Plan, den Averner See in einen Hafen zu verwandeln, noch nicht ausgeführt ist, der neapolitanischen Flotte an einem guten Schutzhafen. Palermo, dessen Haupthafen ziemlich gut ist, hat man aufgegeben. So bleibt nur der Golf von Neapel und die Rhede von Castellamare, wo sich auch das große Arsenal mit seinen Werften und Docks befindet. Dann können Messina,

*) So lesen wir in der vergleichenden Statistik Kolbs, einem sonst zuverlässigen Buche. Nach andern hätte die neapolitanische Flotte nur zwei Dampffregatten und im Ganzen nur 756 Kanonen, in welchem Fall sie auch der östreichischen und spanischen unterzuordnen wäre.

Digitized by Google

Gaeta und die Insel Capri als Zufluchtsorte für die Flotte gelten. Dagegen gibt es auf der adriatischen Küste keinen Hafen, welcher Schiffen von bedeutendem Tiefgang Schutz gewährte.

Ein Rückblick auf das Gesagte zeigt, daß wir in dem Heer und der Flotte Neapels eine äußerlich sehr respectable Kriegsmacht vor uns haben welche der Größe des Landes vollkommen, den Anforderungen der modernen Kriegskunst in den meisten Punkten entspricht. Es sind, wenn wir von dem Bombardement Palermos und von den muthwillig niedergebrannten Dörfern, den aus bloßer Blutgier niedergestochenen Frauen und ähnlichen Niederträchtigkeiten der Soldaten des Generals Salzano, des ehemaligen Räubers, absehen, keineswegs Wilde oder Halbwilde, die von Garibaldi besiegt wurden. Wenn sie dennoch besiegt wurden, so war der Grund außer der Ungeschicklichkeit ihrer Führer nur ein Mangel, der freilich heutzutage bei keinem Heer, welches siegen will, vorhanden sein darf: der Mangel an Liebe zu der Sache, für die man kämpft. Dem Franzosen ist die Sache der Ruhm, dem Norditaliener die Einheit des Vaterlandes und die Freiheit von der Fremdherrschaft, die 1813 auch bei uns ihre Wunder that. Was die Neapolitaner begeistert haben sollte, mögen uns die Herren sagen, die in den letzten Wochen mit ihrer Entrüstung Garibaldis Siegesgang gegenüber die Rolle des Mopses unter dem Monde spielten.

Der Fürstenbesuch in Baden und die preußische Politik.

1.

Das große Ereigniß der letzten Wochen ist durch die Tagespresse so reichlich behandelt worden, daß eine gewisse Befriedigung des Publikums wol vorausgesetzt werden darf. Auch Einzelheiten, welche zunächst nur einem kleinen Kreise sichtbar waren oder in den privaten Zusammenkünften der Souveräne besprochen wurden, haben durch die Blätter der verschiedenen Parteien ihre Wege zur Oeffentlichkeit gefunden, und wer diese Notizen mit einiger Kenntniß der leitenden Persönlichkeiten zusammenstellt, vermag sich ein in den Hauptsachen sicheres und ziemlich vollständiges Bild von dem Verlauf und den charakteristischen Momenten jener interessanten Lage zu entwerfen. Von der Presse des Auslandes hat die englische die Ereignisse zu Baden am unverständigsten, die französische am einseitigsten beurtheilt, das Mißtrauen, mit welchem die inspirirten Correspondenten Oestreichs hinblickten, mag ein Fingerzeig sein, wie man dort sehr lebhaft das Bedeutsame der Zusammenkunft empfand, die Thatsache, daß sich in Baden zum ersten Mal die Leitung und Vertretung der deutschen Angelegenheiten durch Preußen äußerlich darstellte. Der Regent

Digitized by Google

Preußens als Mittelpunkt der meisten größeren Souveräne Deutschlands gegenüber dem Herrscher von Frankreich, und noch mehr die Art, wie der Prinz von Preußen diese Repräsentation auf sich nahm, sind ein deutliches Zeichen, daß der Schwerpunkt der höchsten Interessen Deutschlands gegenwärtig bereits in dem preußischen Cabinet ruht, und daß sowol der Kaiser von Frankreich als die deutschen Fürsten diese Umwandlung vollständig begreifen.

Allerdings sind für Deutschland die Zeiten vorbei, wo die Souveräne ohne Beirath ihrer Minister große Acte der Politik verhandelten, ja die meisten Regenten werden mit Sorgfalt vermeiden, persönlich für die Politik ihres Systems einzustehn, sie werden sich mit Delicatesse hüten, Forderungen zu formuliren und vielleicht Verpflichtungen zu übernehmen, deren Tragweite ihrem juristisch und diplomatisch geschulten Ministerium durchsichtiger sein dürfte, als ihnen selbst. Indeß, wie Menschennatur ist, übt das Dramatische und Imponirende einer solchen politischen Fürstenzusammenkunft doch auch einen gewissen Einfluß auf die Empfindung, vielleicht auf die politischen Anschauungen unserer großen Herren. Und deßhalb war die Spannung wol gerechtfertigt, mit welcher die Nation jede Nachricht über Ursache, Zweck und Verlauf des Besuches zu Baden verfolgte.

Da noch jetzt Manchem wie ein Geheimniß erscheint, wie und warum die Zusammenkunft stattfand, werden hier kurz die Umstände erwähnt, welche ihr vorausgingen.

Die Annäherung, welche in diesem Winter zwischen Preußen und England stattfand, war durch die Unzuverlässigkeit des englischen Ministeriums gestört worden. Die greisen Männer, welche das Whigministerium führen, sind nicht reich an Erfindung und Kraft, unsicher und furchtsam. Jeder weitsehende Entschluß, ja jede consequente Defensive fehlt. Während das englische Volk sich in großartiger Weise bewaffnet — man wird dort in Kurzem 140,000 wohlexercirte Gentlemen-Schützen, zusammen für Landesvertheidigung ein Kriegsheer von c. 300,000 Mann in Waffen haben — schwanken seine Minister bald als widerwillige Knechte der Tagesstimmung, bald durch einen äußern Einfluß getrieben, immer ängstlich bemüht, sich nach keiner Seite hin zu engagiren. Hilflos sehen sie hinter der italienischen, die orientalische, hinter dieser die deutsche Frage aufsteigen, sie sind außer Stande, den Forderungen Frankreichs zu genügen, sie haben nicht Energie genug, ihnen zu widerstehn. So verletzen sie nach allen Seiten, ihre Entschlüsse werden unberechenbar, in den wichtigsten Momenten entziehen sie sich der Mitwirkung für eine Action, welche sie vielleicht selbst provocirt haben. Die Königin, selbst klar und entschlossen und einer großen Politik wol geneigt, ist bei der gegenwärtigen Stellung der politischen Parteiführer außer Stande, ihre persönlichen Ueberzeugungen vollständig ausführen zu lassen, ihr Einfluß vermag nur Anläufe hervorzubringen, keinen sichern Zug. Aus den Zeitungen ist bekannt, daß durch die abenteuerliche Indiscretion eines englischen Ministers ein Brief des Prinzen von Preußen an den Prinz Gemahl von England in die Hände des Kaisers von Frankreich kam. Grade dieser Brief enthielt, wie berichtet wird, eine Aufforderung zu gemeinsamem Protest gegen die Einverleibung von Savoyen und Nizza. Diesem politischen Act, der so sehr im Interesse Deutschlands wie Englands gewesen wäre, versagte sich das englische Ministerium.

Digitized by Google

So war Preußen grade in den letzten Wochen ohne Aussicht auf ein festes Zusammenwirken mit England, es blieb ihm nichts übrig, als seine eigene Wehrkraft so hoch zu steigern, als möglich, und auf sich selbst stehend jedem Gegner die Zähne zu weisen, im Nothfall allen zusammen. Nebenbei aber zu versuchen, ob das ganz isolirte Oestreich ein Jahr nach dem Frieden von Villafranca die Mäßigung gewonnen haben würde, deren Mangel kein Zeichen von Stärke zu sein pflegt. Unterdeß hatten die Rüstungen und die selbständige Haltung Preußens in Frankreich und Rußland Unbehagen erregt, dazu kam ein unverkennbares Aufwallen des deutschen Volksgeistes, dessen Bündniß mit preußischer Politik nach den Vorgängen von 1813 und dem neuern Beispiel Italiens drohend erschien. Vor allem aber war die Annäherung an Oestreich unwillkommen. Es galt, Preußen von Oestreich entfernt zu halten, wo möglich zum Bundesgenossen für die orientalische Frage zu gewinnen.

Die Allianze der drei Mächte Preußen, Rußland, Frankreich sicherte ein so großes Uebergewicht in Europa, daß es dann kaum etwas gab, was kühnem Entschluß unausführbar war. Deshalb wurden, — es ist längst ein öffentliches Geheimniß — von Rußland aus an Preußen wiederholte und dringende Anträge gemacht; Mitglieder der kaiserlichen Familie waren persönlich thätig, dieselben in Berlin zu empfehlen. Rußland forderte freie Hand in Constantinopel, dafür sollte Preußen Deutschland bis zur Mainlinie erhalten, nahe an 10 Million Seelen: die Herzogthümer Schleswig-Holstein, beide Mecklenburg, Oldenburg, Königreich Sachsen, Königreich Hannover, Thüringen, beide Hessen, Nassau und die kleinern Herzogthümer, die freien Städte und die betreffenden Stücke von Baiern, Frankreich dagegen das linke Rheinufer und Belgien. Dieser Plan, dem, wie man sagt, auch einzelne preußische Diplomaten nicht abgeneigt waren, wurde zwar zunächst von Rußland vorgelegt, man war aber in Berlin wol berechtigt anzunehmen, daß der Kaiser von Frankreich einem so festen und radicalen Antrage nicht fremd sei, zumal von Paris aus indirect nach derselben Richtung gearbeitet wurde.

Nicht die Tage in Baden, sondern jene Tage waren groß und folgenreich für Deutschland, in denen der Prinzregent von Preußen von dem langjährigen Bundesgenossen, aus dem nahe verwandten Herrscherhause, diese Anträge bekam, und darauf antwortete, wie dem Herrn von Preußen, dem Schutzherrn Deutschlands geziemte. Kein Dorf von Deutschland, nicht preußisches Gebiet, nicht das eines andern deutschen Landesherrn werde er verhandeln lassen, und mit den Waffen in der Hand, werde er jedem solchen Conat entgegentreten. Diese runde und entschlossene Antwort übte ihre Wirkung. Mit ihr zusammen traf die energische Forderung Preußens an Rußland, in der Türkei jetzt keinen neuen Sturm zu beschwören. Der Versuch, die Allianz der drei Festlandsmächte zusammen zu bringen, war gescheitert, Preußen und Rußland beschlossen, ihre türkischen Pläne zu vertagen, die letzte Note des Fürsten Gortschakoff über die Lage der Christen in der Türkei ist durch das doppelte Bestreben dictirt, sowol die Cabinete über die Pläne Rußlands zu beruhigen, als die Aufregung unter den türkischen Christen zu erhalten.

Unterdeß war Kaiser Napoleon durch das indiscrete Vorgehen Rußlands in eine Lage gekommen, welche seiner Natur keineswegs behaglich war. Auch er war ohne feste Allianzen, er wußte sehr gut, daß die Russen ihm bei einer allgemeinen Feindschaft des übrigen Europas wenig Hilfe abgeben würden. Immer höher sah

Digitized by Google

er die Flut des Mißtrauens gegen sich heranschwellen. Die Schießstände, welche sich in allen Grafschaften Englands so plötzlich erhoben, waren gegen ihn angelegt, unwillig trug Sardinien die Zügel, welche er ihm übergeworfen, immer heftiger arbeitete die öffentliche Meinung Italiens gegen seine Politik; Oestreich hatte er kennen gelernt, er überschüttete seine Diplomaten mit Artigkeiten, aber innerlich hatte er es aufgegeben, sogar in Spanien war übler Sinn gegen ihn eingenistet, und die Popularität, welche dort der Feldzug gegen Marocco gehabt hatte, war verbunden mit der Freude über eine nationale Kraftentwicklung, welche zum Widerstand gegen künftige Projecte Frankreichs helfen solle. Nicht besser war die Stimmung im belgischen Cabinet und sehr unhold in der Schweiz. Wenn politische Aufregung in den Völkern arbeitet, und die Cabinete einzeln und lauernd einander gegenüber stehn, dann gleichen die Staaten den schweren Wetterwolken, welche an einem heißen Tage in der Luft schweben. Ein kleiner Zugwind vermag sie zu einer großen Masse zusammen zu ballen, alle ihre Blitze konnten gegen sein Haupt fahren. Seinem weitsehenden Urtheil, welches liebt, in die Zukunft hinein zu combiniren, erschien die Gefahr möglicherweise näher als uns. Ihm ist durch das Schicksal seines Oheims und der spätern französischen Dynastien und durch die Eindrücke seines eigenen Lebens die größte Scheu vor der politischen Leidenschaft der Völker geworden; es war von je das eifrigste Bestreben seiner Regierung, die öffentliche Meinung zu leiten, zu temperiren, wo möglich zu machen.

Dazu kamen für ihn grade jetzt andere Besorgnisse. Frankreich hatte fast zu allen Zeiten seiner Regierung, während des orientalischen und während des italienischen Krieges, in Handel und Verkehr wachsendes Leben und ein Aufblühen gezeigt, welches zwar in den officiellen Berichten zuweilen vergrößert erschien, in der That aber doch so stattlich war, daß es gute Stützen für seine Regierung gab. In diesem Jahre schlug die Lähmung des europäischen Geldmarkts und Handelsverkehrs zum ersten Mal heftig auf Frankreich zurück. Die Unsicherheit über die nächste Zukunft wurde in den letzten Monaten dort sehr lästig empfunden. Große Geldmassen lagen in Paris ohne Verwendung zu finden, die Fabriken beschränkten ihren Betrieb. Für einen großen Theil Frankreichs befürchtet man eine Mißernte, Arbeiter wurden brodlos und Besorgniß verbreitete sich in den Massen.

Unter diesen Eindrücken, in Sorge um die Stimmung Frankreichs, die er erst vor Kurzem sich so siegreich unterworfen, nicht ohne Besorgniß über die Stimmung in Deutschland, die sich täglich lebhafter gegen ihn äußerte, und unbehaglich über die Ansichten des preußischen Cabinets, der ehrlichen Leute, welche durch die russischen Versuchungen sehr gegen ihn aufgeregt sein mußten, faßte er den charakteristischen Entschluß, durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Prinzregenten so viel als möglich das allgemeine Mißtrauen zu beruhigen und durch feierliche Versicherung seiner Friedensliebe, den möglichen Groll Frankreichs, den Zorn der Deutschen, und den Argwohn des berliner Cabinets zu beseitigen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm dieser Plan noch durch eine Empfindung von ganz anderer Art lieb wurde. Das Haus der Hohenzollern war die einzige der großen Dynastien, mit welcher er noch in keinem persönlichen Verhältniß stand; als gemüthlicher Herr hat er immer das Bedürfniß gehabt, Vertrauen einzuflößen, seinen Mitsouveränen gute Eindrücke zu

Digitized by Google

geben und von ihnen zu empfangen. Die Söhne des Kaiser Nicolaus hatten ihm die herzlichen Artigkeiten erwiesen, welche den menschlichen Verkehr der Souveräne verklären, das stolze Haus der Habsburger hatte Frieden und Freundschaft suchend unter seinem Zeltdach gestanden, die große Königin von England hatte in Cherbourg den Donner seiner neuen Kanonen hören müssen, nur das Haus Preußen stand noch mit kalter Höflichkeit ihm fremd gegenüber. Auch neben diese letzte Familie wollte er sich setzen, um in den Fürstenhäusern Europas so heimisch zu sein, wie dem mächtigen Herrscher Frankreichs gebührte. Er hatte schon vor Jahren eine persönliche Zusammenkunft gesucht, damals war die Krankheit des Königs ein triftiger Grund, sie ohne Verletzung seiner Würde abzulehnen.

Als er jetzt dem Prinzregenten officiell den Wunsch aussprechen ließ, ihn persönlich zu begrüßen, grade als man in Berlin noch unter dem Eindruck der russischen Vorschläge war, machte der Prinz von Preußen die Bedingung, daß bei den Unterredungen mit dem Kaiser die russischen Pläne überhaupt nicht erwähnt, und die Integrität Deutschlands in keiner Weise in Frage gestellt werden sollte. Der Kaiser ging auf diese Bedingung bereitwillig ein. In Berlin war schon früher wegen deutscher Fragen von einer Zusammenkunft mit andern deutschen Souveränen die Rede gewesen, jetzt, wo die Zusammenkunft mit dem Kaiser nahe der Grenze auf dem Gebiet und am Hoflager eines verwandten Fürsten des deutschen Bundes vor sich gehen sollte, wurden die benachbarten Landesherrn, die Könige von Baiern und Würtemberg durch den Prinzregent von dem Besuch benächrichtigt und eingeladen, derselben beizuwohnen. Wir wagen nur zu muthmaßen, ob außer der Courtoisie gegen verbündete Souveräne noch andere Motive zu solcher Einladung mitwirkten, in der Hauptsache hat der Erfolg gezeigt, daß sie gut war. Wie sehr die deutschen Cabinete untereinander durch Hausinteresse und Regierungssystem im Gegensatz erhalten werden, dieser Gegensatz soll niemals so stark sein, daß er in ernster Stunde fremden Mächten gegenüber fühlbar wird. Wie den Völkern, wird zuweilen auch den Fürsten Gelegenheit geboten, das zu beweisen. Aus den Zeitungen ist bekannt, daß unmittelbar vor der Abreise des Prinzen der König von Hannover in Berlin eintraf und den Wunsch aussprach, an der Zusammenkunft Theil zu nehmen. Darauf wurde, wie verlautet, auch an den König von Sachsen Anzeige und Einladung gesendet. Außerdem kamen die nächsten Verwandten der Souveräne von Preußen und Baden, der Großherzog von Weimar und der Herzog von Coburg, auch in der innern Politik treue Bundesgenossen Preußens, zu der Zusammenkunft, vom Rhein der Herzog von Nassau und später der Großherzog von Hessen — in seiner Uniform.

Es ist lehrreich, sich in die Stimmung zu versetzen, mit welcher mehrere der erlauchten Herren nach Baden fuhren. Wol war unleugbar, der Prinzregent hatte ehrlich gegen sie gehandelt, ja eine gewisse Liebenswürdigkeit war in seiner Politik nicht zu verkennen. Er hätte sie sämmtlich durch einen Federstrich, vielleicht ohne einen einzigen Kanonenschuß in dieselbe unbehagliche Lage versetzen können, in welcher die früheren Herren von Toscana und Modena zu verharren veranlaßt sind; das hatte er nicht gethan; dem Umstand verdankten sie grade jetzt die Verpflichtung zu einer friedlichen Repräsentation. Von der andern Seite hatte das Princip seiner Regierung ihnen seit zwei Jahren wehe gethan, seine Minister waren Liberale, kaum waren in Preußen die ersten Symptome dieser politischen Richtung erkennbar und

Digitized by Google

überall erhob sich in ihren eignen Landen die Opposition gegen ihre treuen Minister. Der Frieden ihres Regiments war ernstlich bedroht, ja noch mehr stand zu fürchten. Auch nationale Regungen wurden wieder in ihren Völkern sichtbar, überall forderte die Presse laut eine größere Concentration der deutschen Regierungen nach innen und außen. Ein Verein war entstanden, welcher für diese Forderungen öffentlich warb und eine Hegemonie Preußens zwar nicht in seinem Programm trug, aber doch wie selbstverständlich vorbereitete. Was half die Loyalität des Prinzregenten gegen ihre erlauchten Häuser, wenn im Volke wieder eine Fluth sich immer höher und drohender erhob gegen die Politik ihrer Regierungen, gegen eine Politik, welche doch nur die der Selbsterhaltung war.

Mit so gemischten Empfindungen kamen die Fürsten zusammen. Der Prinzregent hatte Gelegenheit, noch vor der Ankunft des Kaisers den deutschen Herren mitzutheilen, wie nach seinem Wunsch dieses Rendezvous anzusehn sei als eine private Begrüßung, in welcher die Fragen der europäischen Politik so wenig als möglich zu verhandeln sein würden.

Der Kaiser kam. Vor ihm Eisenbahnwagen mit Polizeibeamten und Mouchards; schwärzliche Gestalten, viele das rothe Band im Knopfloch, welche die Sicherheit ihres Gebieters überwachen und so viele Vivats zu rufen hatten, als für die französischen Zeitungsberichte nothwendig war, das letztere eine Mission, welche einigemal französische Hüte über die Ohren ihrer Besitzer hinabtrieb.

Die Aeußerlichkeiten des kaiserlichen Besuches sollen hier nicht wiederholt werden: Empfang auf dem Bahnhofe. Die gegenseitigen Besuche. Der Prinzregent hatte grade jetzt genügende Veranlassung sich als obersten Hauswirth des deutschen Landes zu fühlen, als solcher war es seine stolze Pflicht, zuerst den fremden Gast zu begrüßen, die deutschen Fürsten folgten diesem Beispiel. So weit die Unterredungen mit dem Kaiser zur Oeffentlichkeit gekommen sind, war in allen ein ähnlicher Inhalt. Der Kaiser versicherte seine Friedensliebe, desavouirte feierlich alle Gerüchte über Annexprojecte, dänisches Bündniß u. s. w. klagte über das Mißtrauen aller Völker gegen ihn, über die unaufhörlichen Angriffe der deutschen und englischen Presse, versicherte, daß er auch nicht für die ungeschickten Wendungen der französischen verantwortlich zu machen sei; dann wie sehr er sie leider bei der Lage Frankreichs überwachen müsse, oft mache eine tölpelhafte Zeitungsfanfare ihm mehr Aerger, als dem Auslande. — Gradeaus und unumwunden sprach er über die Verhältnisse Frankreichs, in welchem jetzt der Verkehr bedenklich stocke, dem Volk ein schweres Jahr drohe, alles wegen unseligem Mißtrauen. Den Preußen gegenüber soll er als einzigen politischen Wunsch einen Handelsvertrag mit dem Zollverein erwähnt haben.

Wol darf man voraussetzen, daß die Haltung der deutschen Herren ihm gegenüber fürstlich war. Die würdigen Formen, in denen die Courtoisie der Souveräne sich äußert, wurden diesmal vor dem fremden Gast, der sich zu rechtfertigen kam, noch durch die Empfindung geadelt, daß in diesem Augenblick die Aufgabe deutscher Landesherren sei, die Einmüthigkeit Deutschlands gegenüber dem Ausland darzustellen. Wo sich die Fürsten mit ihrem Gefolge versammelt zeigten, waren der Prinzregent und der Kaiser das Augenmerk Aller. Der Kaiser präsentirte sich nicht so wenig günstig, wie in einigen deutschen Zeitungen zu lesen war, sein ruhiges gehaltenes Wesen, die einfache, fast bürgerliche Art, in welcher er sich unterhielt,

Digitized by Google

ht kluge Urtheil, und dabei eine selbstbewußte, vornehme Haltung nahmen, wie man vernimmt, auch diejenigen erlauchten Herren für seine Persönlichkeit ein, die am wenigsten Grund hatten, ihn mit holden Augen zu betrachten, und das Urtheil der Deutschen über seine persönliche Erscheinung war ein günstiges. Wie weit dieselben Beurtheiler seinen Versicherungen von Friedensliebe glaubten, wagen wir nicht zu ermessen. Aber wie vortheilhaft sich der Kaiser Allen, welche mit ihm in Berührung kamen, zu zeigen wußte, ungleich größer war für deutsche Augen der Eindruck, welchen die Würde und die ehrliche Liebenswürdigkeit des Prinzregenten machten, von guten Beobachtern dieser Tage war das Urtheil zu hören, wo Preußen Eroberungen machen wolle, solle es sich nur in der Person seines Regenten ohne Heer und Waffen zeigen. Auch der Kaiser war voll von warmen Versicherungen über den schönen menschlichen Eindruck, den er von dem erlauchten Herrn mitnahm.

Als er abreiste, darf man wol annehmen, daß er und die Deutschen von einander mit der ächt fürstlichen Empfindung schieden, daß sie einen guten Eindruck zurück gelassen. Ihm gegenüber war Alles einmüthig gewesen. Nicht so einmüthig war man in den deutschen Angelegenheiten. Aus süddeutschen und preußischen Blättern ist zu ersehen, daß schon am 15. Juni eine starke Verschiedenheit der Ansichten hervortrat, über die Resultate, welche diese Zusammenkunft für Deutschland haben könne. Gegen die vier Könige standen Baden, Weimar, Coburg. Die ritterlichen Fürsten der zuletzt erwähnten Häuser wünschten eine Vereinbarung durchzusetzen, in welcher Preußens Stellung zum deutschen Bunde gehoben und ein enges Bündniß Preußens mit Oestreich bevorwortet werden solle unter Voraussetzung innerer Reformen in diesem Staate. Die vier Majestäten dagegen hielten besondere Zusammenkünfte, in denen, wie verlautet, davon verhandelt wurde, den Prinzregenten durch ein Memoire von den Uebelständen des gegenwärtigen liberalen Regiments in Preußen in Kenntniß zu setzen, ferner in dem Bundesheerwesen an die Stelle der preußischen Vorschläge eine Trias des Bundesheers zu setzen, oder doch ein Zusammenfassen in größere Gruppen, endlich, wenn dem nicht desavouirten Bericht mehrerer Zeitungen zu trauen ist, gemeinsame Maßregeln zur Unterdrückung des Nationalvereins. Der Prinzregent selbst ließ beide Theile gewähren, und wußte, wie man annehmen darf, zu verhindern, daß er selbst nicht in diese Discussionen hineingezogen wurde. Auf die Vorstellung von Baden, Weimar, Coburg aber, daß es in hohem Grade wünschenswerth sei, grade jetzt durch eine Ansprache an die versammelten Souveräne das deutsche Volk über die möglichen Folgen dieser Zusammenkunft aufzuklären, lud derselbe am 18. Juni, dem Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, um 4 Uhr Nachmittags zu der berühmten Zusammenkunft im großherzoglichen Schloß, und las dort die vielbesprochene Erklärung ab, welche ihrem Inhalte nach sogleich in alle Zeitungen überging, und den Ausgangspunkt für einige Betrachtungen des nächsten Artikels bilden soll.

Aus süddeutschen Blättern erfahren wir, daß der Großherzog von Baden, der erlauchte Wirth, nach dem Prinzregenten das Wort ergriff und seinerseits dem Prinzen gegenüber den erhebenden Empfindungen des Momentes Worte gab, wie dann der König von Würtemberg mit seinen erlauchten Vettern von Baiern, Sachsen, Hannover aus dem Kreise trat und dem Prinzregenten von Preußen mit dem Dank noch die Ansichten der vier Könige vortrug, daß sie Vorschläge für eine neue Mili-

Digitized by Google

tärorganisation machen würden, welche sich den preußischen Vorschlägen nähern solle, und daß sie eine Bekämpfung des Parteigeistes wünschten, welcher jetzt durch Vereine zu wirken anfange, besonders aber eine Unterdrückung des Nationalvereins. Der Prinz verwies diese Wünsche mit wenigen Worten auf Verhandlungen durch die Cabinete.

Darauf reisten die Herren auseinander. Allen war das Hervortreten innerer Differenzen peinlich gewesen, aber alle fühlten sich doch durch das Zusammenstehn in einem immerhin wichtigen politischen Momente erregt und gehoben.

So verlief die Zusammenkunft für die Fürsten, es ziemt auch zu betrachten, wie das deutsche Volk sich dazu zu stellen hat. ♀

Literatur.

Von der Uebersetzung von Carlyles Geschichte Friedrichs des Großen durch J. Neuberg (Berlin, Verlag der königlichen geheimen Oberhofbuchdruckerei), die vom Verfasser autorisirt ist und mit großem Geschick den eigenthümlichen Charakter desselben hervortreten läßt, ohne sklavisch nachzuahmen, hat der zweite Band die Presse verlassen. Ferner zeigen wir das Erscheinen der Schlußabtheilung der Reuchlinschen Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart (Leipzig, Verlag von S. Hirzel) mit wiederholter angelegentlicher Empfehlung dieses von bester Gesinnung beseelten Werkes an, das wir in einem der nächsten Hefte d. Bl. ausführlich besprechen werden.

Eine andere interessante Erscheinung ist das soeben erschienene „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" von Lorenz Stein (Leipzig, F. A. Brockhaus), welches sich hauptsächlich Aufklärung über die organischen Grundbegriffe bei der Besteuerung und Herstellung einer vergleichenden Finanzwissenschaft zum Ziel nimmt, und sich mit seinen Erörterungen an das bekannte „Lehrbuch der Volkswirthschaft" des Verfassers anschließt. Wir behalten uns eine ausführlichere Besprechung der Arbeit vor und bemerken nur, daß sich gegen mehre der in derselben ausgesprochnen Ansichten Einwendungen erheben lassen werden.

Druckfehler. Seite 4, Zeile 7 von oben zu lesen: Dachshunde statt Dachshetzer. — S. 8, Z. 8 von unten ist: ersetzte zu streichen. — S. 26, Z. 10 von oben: hörige statt hiesige.

Mit diesem Heft beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1860.

Die Verlagshandlung.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Der Gustav-Adolf-Verein.

Der Gustav-Adolf-Verein, oder wie er sich selbst officiell nennt: der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, obwol seit mehreren Jahren hin und wieder in öffentlichen Blättern eine Notiz von ihm zu lesen gewesen ist, hat doch dadurch noch so wenig eine seiner Bedeutung entsprechende Würdigung erfahren, daß es als Pflicht erscheinen muß, die allgemeine Erkenntniß und Anerkennung dieser Bedeutung ermitteln zu helfen.

Wenn man sagt, in der Existenz und Wirksamkeit dieses Vereins, in dem sich darin offenbarenden Geiste müsse eine der kräftigsten und erfreulichsten Lebensäußerungen der evangelischen Kirche erkannt werden, von welchen seit der Zeit ihrer ersten Entwicklung die Geschichte zu berichten hat, ja es möchte leicht insofern die bedeutsamste sein, als darin zum erstenmale ein klares und lebendiges Bewußtsein wirklicher innerer Zusammengehörigkeit der verschiedenen Zweige der evangelischen Kirche an das Licht getreten sei: so kann das vielleicht Manchem sehr viel gesagt zu sein scheinen; daß indeß damit nicht zu viel gesagt sei, davon wird man sich wol überzeugen, wenn man die Erscheinung etwas genauer ins Auge fassen will; ja selbst was alles dagegen gesagt worden ist und noch fortfährt gesagt zu werden, wird nur zur Anerkennung der Richtigkeit unserer Behauptung führen, wie denn wirklich bis jetzt alle gegen diesen Verein gerichteten Angriffe nur zu dessen Förderung haben gereichen müssen.

So schwer es nun auch ist, eine Darstellung der Entstehung und Entwicklung des Vereins, aus welcher doch allein eine richtige Vorstellung von seinem Wesen und Zweck, seiner Wirksamkeit und Bedeutung zu gewinnen ist, in der Kürze zu geben, welche der Umfang eines Artikels, wie der hier beabsichtigte, gebietet: so muß es doch versucht werden; und wenn dadurch nur dieses erreicht werden sollte, daß man sich veranlaßt findet, der Sache die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden und einen Blick in die schon sehr reiche,

Digitized by Google

eigenthümliche Vereinsliteratur*) zu werfen, so wird damit schon viel gewonnen sein.

Erwachsen ist der Verein in seiner ersten Form als G.-A.-Stiftung aus der bei Gelegenheit der Gedächtnißfeier des Todestages Gustav Adolfs (6. Nov. 1832) von dem Superint. Großmann in Leipzig ausgesprochenen, und weil im Bewußtsein der Zeitgenossen liegend, von denselben eifrig erfaßten Idee, daß das beste Denkmal für Gustav Adolf die Begründung einer Thätigkeit sein würde, welche denselben Zweck, den jener König mit dem Schwerte in der Hand verfolgen mußte, die Erhaltung der evang. Kirche, mit Waffen des Friedens zu erreichen trachtete. In Großmann selbst aber war die Idee durch die ihm in seiner amtlichen Thätigkeit gewordene, ihn tief ergreifende Kunde von dem Nothstande einer böhmischen evang. Gemeinde erweckt worden, welche aus Mangel an Mitteln zu ihrer kirchlichen Existenz gänzlich unterzugehen in Gefahr war. Aus mancher aus den östreichischen Ländern nach dem benachbarten Sachsen gelangten Kunde konnte man vermuthen, daß noch gar manche Gemeinde sich in einer ähnlichen Lage befinden möchte, daß eine hilfreiche Thätigkeit, wie die beabsichtigte, bald vielfältig in Anspruch genommen werden würde, mithin eine solche zu organisiren hinreichende Aufforderung vorhanden sei. Und so zeigte es sich denn auch bald, daß mit den Zinsen eines zuerst durch eine Sechserſammlung begründeten, dann durch jährlich wiederholte Sammlungen in Sachsen, und durch eine von dem Könige von Schweden, sechs Jahre nacheinander gewährte Landeskirchencollecte vermehrten, in den ersten neun Jahren bis auf ca. 12,000 Thlr. gestiegenen Capitals nur wenig geleistet werden könnte, um den nun immer mehr an den Tag tretenden Nothständen abzuhelfen.

Da geschah es, daß im Jahr 1841 auch im Westen und Süden Deutschlands derselbe Gedanke, aus dem dieser Anfang im Osten entsprungen war, lebendig wurde durch einen mächtig wirkenden Aufruf des Hofpredigers Zimmermann in Darmstadt, dem sich bei der Kunde von der eifrigen Sorge französischer Katholiken für ihre zerstreuten Glaubensgenossen, und zugleich von der zu einer ähnlichen Sorge auffordernden Lage der zerstreuten Protestanten die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Thätigkeit der Evangelischen zur Sicherung der gefährdeten Theile ihrer Kirche aufgedrängt hatte.

---

*) Wir verweisen hier nur auf Zimmermanns Schrift über den G.-A.-Verein, 5. Auflage. Darmstadt bei Zernin, auf die des Archidiac. Werner, Reichenbach, bei Haun und Sohn, auf Zimmermannsbauten des G.-A.-Vereins, auf die verschiedenen periodischen Blätter, den Darmstädter, den Thüringer, den Märkischen, den Königsberger Boten, die schlesischen Mittheilungen, die Rheinischen Blätter, ferner auf die jährlichen Berichte der einzelnen Hauptvereine und des Centralvorstandes, die als Manuscript gedruckten Auszüge aus den eingegangenen Unterstützungsgesuchen u. s. w. . .

Digitized by Google

Wie nun weiter aus der bald erfolgenden Verständigung zwischen den Gründern und Pflegern der ersten Stiftung, und zwischen dem Verfasser dieses Aufrufs, aus der sich daran schließenden Versammlung von gegen 600 Männern aus allen Gegenden Deutschlands, ja auch aus Norwegen, Ungarn, Siebenbürgen, der Schweiz, dem Elsaß, in Leipzig (im Sept. 1842) und endlich aus der ersten constituirenden Generalversammlung der Deputirten aller unterdessen gebildeten Vereine, in Frankfurt a. M., (im Sept. 1843) die Entstehung des Gesammtvereins sich ergab, und die Hauptsatzungen entworfen und beschlossen wurden, welche auf eine sehr glückliche Weise durch Sicherung sowol der individuellen Freiheit der einzelnen Vereine, als der festen Verbindung dieser zu einem Ganzen den Grund zu einer kräftigen Entwicklung des Ganzen legten, — das alles kann hier nicht im Einzelnen dargelegt werden, sondern es mag genügen, hier nur darauf aufmerksam zu machen, wie kräftig die bereits gebildeten Vereine in den verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes und in den verschiedenen Landeskirchen von der Idee der Wirksamkeit, zu welcher sie sich verbanden, durchdrungen sein mußten, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, welche, wie man sich wol denken kann, sich hier darboten, so wie daß diese erste Vereinigung der Evangelischen aller Länder zu einem gemeinsamen Zweck wesentlich aus einem wirklichen Gemeinbewußtsein entstanden ist.

Von nun an wuchs der Verein von Jahr zu Jahr, und wenn auch nach dem anfänglich von der Regierung verhinderten, erst nach mehreren Jahren erfolgten Beitritt Bayerns, zu den nun constituirten (45) Hauptvereinen keine neuen mehr hinzutreten konnten, so hatte doch die Bildung der den Hauptvereinen untergeordneten Zweigvereine ihren Fortgang bis heute und es bestehn und wirken deren jetzt mehr als tausend. Aber auch außerhalb Deutschlands bildeten sich ähnliche Vereine und traten mit dem deutschen Gesammtvereine in thätige Verbindung, so in der Schweiz, in Schweden, in Holland. Und endlich entstanden aus völlig freiem Antrieb nach dem Vorgange des ersten in Berlin gegründeten, die Frauenvereine (bis jetzt etwa 75) mit ihrer weiterhin anzudeutenden, die Wirksamkeit des Gesammtvereins eigenthümlich ergänzenden Thätigkeit; und es muß dies als ein besonderer Beweis dafür angesehen werden, wie tief und natürlich die Idee des Vereins in das gesammte evangelische Gemeindeleben eingriff, und sich zugleich durch den in den Frauen angeregten Trieb zur Betheiligung an dem Werke des Vereins ihre naturgemäßeste Entwicklung sicherte, indem so schon die heranwachsende Jugend früh mit ihr vertraut werden muß.

Dieser fortgehenden Ausdehnung des Gesammtvereins entsprach das Wachsthum der verfügbaren Mittel, wie aus der Angabe zu ersehn ist, daß, nachdem man gleich auf der constituirenden Versammlung in Leipzig den weisen Beschluß gefaßt hatte, nicht die Zinsen eines sich langsam mehrenden Capitals,

sondern in der Regel die gesammten jährlichen Einkünfte zu verwenden, in dem Jahre dieser Versammlung (1843) nur gegen 4000 Thlr. zur Verwendung kamen, von da an aber sich eine nur im Jahre 1848/49 unterbrochene Steigerung ergab bis zu der Summe von 160,000 Thlr., welche im letzten Rechnungsjahre verausgabt wurde. Dabei wuchs gleichwol in Folge der durch die Statuten den einzelnen Vereinen und Gebern frei gelassenen ausdrücklichen Verfügung, daß ein Theil ihrer Gaben capitalisirt werden möge, auch das Capital, so daß dasselbe jetzt gegen 50,000 Thlr. beträgt; und als ein bedeutsames Zeichen für das der Sache des Vereins zugewendete Interesse müssen auch die zahlreichen Vermächtnisse betrachtet werden, welche zusammen leicht die Summe von 60,000 Thlr. erreichen möchten.

Was sich bei der Betrachtung dieses auffallenden Wachsthums des Vereins und der zur Verwendung gekommenen Summen zunächst aufdrängen muß, das wird wol bei den meisten das Staunen sein über die ihnen unerwartete Größe des Bedürfnisses, dem zu genügen ist, und damit wol auch eine Ahnung von dem bedrängten Zustande, dem ein großer Theil der protestantischen Kirche ausgesetzt sein müsse. Was aber wird man sagen, wenn aus den Akten des Vereins nachgewiesen wird, daß mit allem dem, was bisher mit den vorhandenen Mitteln habe ausgerichtet werden können,*) eben doch verhältnißmäßig nur sehr wenig ausgerichtet worden sei, und daß das immerhin erfreuliche Wachsen der Hilfsmittel des Vereins in keinem Verhältnisse stehe mit dem Wachsthume seiner Nachrichten von den den bereits bekannten ähnlichen Nothzuständen. Viele werden fragen: aber wo ist denn solche Noth der Evangelischen zu finden? Der Verein antwortet: nicht blos in Böhmen, wo man sie zuerst vermuthete, und den übrigen östreichischen Ländern, in denen man sie bald auch entdeckte, sondern überall, wo evangelische Gemeinden oder zerstreute Bestandtheile von Gemeinden unter überwiegend katholischer Bevölkerung leben; in Ost- und Westpreußen, in Posen, wo nicht selten die evangelischen Einwohner in 100 und mehr weit auseinander liegenden Orten einem Pfarrer zugewiesen sind, und wo es also gilt, die zehnfache Anzahl von Pfarrsystemen zu gründen; in Schlesien, das so wie manche andre Länder einst ganz protestantisch gewesen war, dann mit allen Mitteln der Gewalt und der Verführung wieder zum Katholicismus zurückgebracht wurde, und in dem nun, seit es preußisch geworden, zwar die nicht erstickten evangelischen Elemente wieder frei

*) Seit mehren Jahren schon sind es jährlich gegen 500 Gemeinden, welchen Unterstützungen zu Theil geworden sind, theils zum Kirchen-, Schul- oder Pfarrhausbau, theils zum Pfarrer- und Lehrergehalt, theils zur Schuldentilgung, theils zur Gründung und Unterhaltung von Confirmandenanstalten, welche außer der Sorge für die innere Ausstattung von Kirchen und Schulen, für persönliche Unterstützungen von Pfarrerswittwen u. dgl. besonders die Frauenvereine sich angelegen sein lassen. Der bereits mit Vereinshilfe erbauten und ausgestatteten Kirchen sind schon über 100, der Schulen und Pfarrhäuser wol dreimal soviel.

Digitized by Google

wirthmen dürfen, aber nun aus Dürftigkeit umzukommen in Gefahr sind; in Westfalen, in den katholischen Theilen Hannovers, in Bayern, in Frankreich, ja man kann sagen in der ganzen Welt, wo in einzelnen Orten evangelische Gemeinden außer allem Verbande mit dem lebensfähigen und sicher wohnenden Theilen der protestantischen Kirche leben. Wir sagen: So antwortet der Mann; — denn eben das wird als einer der wichtigsten Erfolge seiner Thätigkeit angesehen werden müssen, daß es durch dieselbe an den Tag gekommen ist, in welchem Zustande sich die zerstreuten Theile unsrer evangelischen Kirche befinden; und wenn seit mehren Jahren der preußische Oberkirchenrath die besondere Erforschung der Verhältnisse der Evangelischen in den vorhin genannten preußischen Provinzen, sowie eine jährliche Landeskirchencollecte zur Befriedigung der sich dabei ergebenden Bedürfnisse veranlaßt hat, so wird schwerlich zu bestreiten sein, daß die durch die Wirksamkeit des Gustav-Adolf Vereins an das Licht gebrachten Schäden den Impuls dazu gegeben haben. Ja das unverkennbar in Vielen erwachte Interesse an der Sicherung und Kräftigung der protestantischen Kirche, und die davon zeugende besondere Thätigkeit vieler Einzelnen innerhalb und außerhalb des Vereins zur Gründung von Kirchen, Schulen, Friedhöfen u. s. w. aus eignen Mitteln, zur Gründung von, den ganzen Zweck des Vereins fördernden Stiftungen, die regere Aufmerksamkeit auf die Symptome eines sich wieder regenden gemeinsamen Bewußtseins der Evangelischen, es wird ohnstreitig zum großen Theil der, wenn auch bis jetzt noch unzulänglichen, dennoch im Vergleich mit allen bisherigen, großartig zu nennenden Lebensregung des evangelischen Gemeinbewußtseins im Gustav-Adolf Verein zuzuschreiben sein. Und wenn sich, wie zu hoffen ist, hieraus immer Mehreren die lebendige Ueberzeugung aufdrängen muß, daß sich die evangelische Kirche gegen die fortgesetzten Angriffe der schon durch die Wucht ihrer Masse, außerdem daß auch mit noch andern Kräften wirkenden katholischen schlechterdings nur zu erhalten vermag durch einen kräftigen, bis in ihre entferntesten Glieder dringenden, hilfreichen Gemeingeist, durch diesen aber auch gewiß, und so auch allein nicht nur erst zu bestehen verdient, sondern noch als das Salz der Erde sich zu erweisen haben wird: so wird also auch dazu der Gustav-Adolf Verein die erwünschte Veranlassung gewesen sein! Wenn es endlich Jedermann weiß, daß der Mensch der Noth und dem Elend zuletzt sicherer unterliegt, als der Gewalt, welche Gewalt die Kraft und den Muth des Widerstandes weckt, Noth und Elend aber beide allmälig lähmt, daß mithin in dem nun bekannt gewordenen Zustande vieler Hunderte von evangelischen Gemeinden eine viel größere Gefahr des gewissen, wenn auch unter Umständen langsamen Untergangs liegt, als in den furchtbarsten Verfolgungen früherer Zeiten: so wird auch hieraus die Bedeutung der Vereinswirksamkeit erhellen, indem mit der Nothwendigkeit derselben zugleich dieses einleuchtet, daß die durch die Liebesthätigkeit des

Digitized by Google

Vereins bewirkte Ermuthigung, und die dadurch wieder erwachende eigne Kraftanstrengung der unterstützten Gemeinden eine erfreulichere Erscheinung ist, als die unter Verfolgungen sich entwickelnde, freilich hoch zu rühmende, doch aber kaum je ohne Erbitterung und Leidenschaft mögliche Kraftanstrengung.

Wollte aber vielleicht Jemand nur daran noch zweifeln, nicht daß Nothstände der Art, wie sie der Verein zu besiegen trachtet, wirklich allmälig nothwendig zum Untergang führen müßten, aber daß sie wirklich vorhanden, und in dem angedeuteten erschreckenden Maße vorhanden seien, und etwa dafür anführen zu können meinen, daß ja nicht zu begreifen wäre, wie die nothleidenden Gemeinden sich denn nicht selbst nach Hilfe umgesehn haben sollten, so wird wol eine hinreichende Erwiderung hierauf dieses sein, daß wenn wir so lange in Unwissenheit bleiben konnten über die nach allen Gegenden hin versprengten Theile der evangelischen Kirche, die Unwissenheit dieser darüber, daß irgendwo noch eine protestantische Kirche in lebenskräftigem Zustande bestehe, wol eher zu begreifen sein möchte. Und es tritt hiermit die Bedeutung des Vereins, der durch seine Wirksamkeit zur Vermittlung der gegenseitigen Kenntniß, und zum Wiedererwachen eines gemeinsamen Bewußtseins so unverkennbar gewirkt hat und wirkt in ein neues Licht.

Doch die bald mit der Entwickelung der Vereinsthätigkeit sich ergebende Erkenntniß der ungeahnten Größe ihrer Aufgabe ist nicht der alleinige Grund der so kräftig sich entwickelnden Betheiligung an dem Vereine, sondern es sind deren noch andere. Zuerst die von Anfang an unter den ersten Gründern bestehende, auf der constituirenden Versammlung zu Frankfurt a. M. klar, entschieden und unangefochten hervorgetretene Einigkeit darüber, daß es kein lutherischer, noch reformirter, noch unirter Verein sein solle, sondern ein Verein Lutherischer, Reformirter und Unirter, und daß ebenso die Unterstützungen des Vereins ohne Unterschied lutherischen, reformirten und unirten Gemeinden, und wie man damals im Hinblick auf die Waldenser, welche jedenfalls mit eingeschlossen sein sollten, und bei dem Gedanken an die Möglichkeit, daß auch noch Andere sich als evangelische Christen möchten erweisen können, aussprach, allen solchen Gemeinden zu Theil werden sollten, welche ihren Zusammenhang mit der evangelischen Kirche glaubhaft nachweisen könnten. In der sich alsbald durch eine lebhafte Betheiligung an dem Verein aussprechenden, freudigen Zustimmung zu diesem Grundsatze offenbarte es sich, wie weit sich theils durch frühere, mannigfache aber scheinbar erfolglos gebliebene Versuche zur Bewirkung einer herzlichen und aufrichtigen gegenseitigen Anerkennung der verschiedenen Theile der protestantischen Kirche, theils trotz des so lange durch hartnäckige Confessionsstreitigkeiten genährten Geistes der Zwietracht und der Spaltung doch in aller Stille in den Gemüthern das Bewußtsein innerer wesentlicher Zusammengehörigkeit sich entwickelt hatte, nämlich bis zu dem Punkte, daß es zum

Digitized by Google

…vorbrechen nur der richtigen Loosung bedurfte, und daß eben durch den …ein diese Loosung gefunden und ausgesprochen worden war. Nicht durch …matische Erörterungen der Lehrunterschiede, oder theoretische Auseinander…ungen der hiernach zu regelnden Gemeinschaftsbeziehungen, auch wenn man …t den besten Vorsätzen oder Wünschen, ein friedliches Resultat zu gewinnen, …an ging; nicht durch Reden und Demonstriren, sondern allein auf dem Ge…te einer praktischen, jedem gesunden Sinn als nothwendig sich erweisenden, …emeinsamen Thätigkeit war die klare Ueberzeugung von dem in sich einigen …ien der evangelischen Gesinnung zu gewinnen, und der Verein war es, der …ses Gebiet zur unmittelbarsten und sichersten Verständigung eröffnete. Es …r nicht Gleichgiltigkeit gegen die Bedeutung geschichtlich erwachsener und …erlich berechtigter Verschiedenheiten, oder Mangel an wissenschaftlichem In…esse an der weiteren Entwickelung dieser Verschiedenheiten, oder Verzweiflung …n der Möglichkeit einer befriedigenden Vermittlung der Gegensätze in Lehre …nd Verfassung, welche sich hier gleichsam die Hand reichten zu einem schwäch…hen oder äußerlichen Frieden; es war vielmehr die aus dem Gegentheil von …esem Allen entsprungene, glückliche Ahnung, daß die Reinigung, Einigung …nd Stärkung der evangelischen Gesinnung durch eine gemeinsame Bethätigung …r aus dem Glauben fließenden Liebe, durch ein brüderliches, kräftiges Zu…sammenwirken vorerst zur Erhaltung der ganzen evangelischen Kirche, auch …achher den wissenschaftlichen Bestrebungen zum Gewinn gereichen werde. Aber …uch was in der statutenmäßigen Formulirung des Umfangs und Zweckes des …Vereins nicht ausgesprochen, wol aber auch von Anfang an factisch anerkannt …ar, daß nämlich die verschiedenen theologischen und kirchlichen Richtungen, …elche bekanntlich eben so tiefe, wenn nicht noch tiefere Entzweiungen und …ißverständnisse bewirkt hatten als die confessionellen Unterschiede, auf dem …Gebiete des Vereins freien Raum haben sollten, sofern sie nur den Zweck …erselben redlich wollten, erwies sich als eine gesunde, das Gedeihen des Ver…eins fördernde Lebensäußerung der evangelischen Gesinnung, sofern wiederum …ur auf dem Gebiete praktischer Bewährung des evangelischen Sinnes Männer, …ie vorher vergeblich einander zu verstehen gesucht hatten, oder wol noch öfter …ar nicht versucht hatten, einander zu verstehen und gerecht zu werden lernten …nd eben dadurch das Wachsthum des Vereins an Ausdehnung, Festigkeit und …ebendigkeit wohl und sicher gegründet war. Wenn aber, was freilich auch …icht fehlen konnte, allerdings auch wol Solche, namentlich in den ersten Zeiten …er Erregung dem Vereine zuströmten, welche in der That theils von allem …onfessionellen Wesen geringschätzig dachten, theils nur ihre Freude an allem …atten, wodurch ihnen die erwünschte Aufhebung alles Positiven herbei geführt …erden zu müssen schien, und welche außerdem durch ihren Beitritt die treff…lichste Gelegenheit zu erlangen hofften, Reden zu halten: nun so bewährte

Digitized by Google

der Verein seine gute Natur auch hier dadurch, daß er Solchen mit se
auf einen sehr positiven Zweck gerichteten Wirksamkeit entweder bald zum
wußtsein brachte, daß sie sich in ihm verrechnet hatten, und am besten thä
ihm wieder den Rücken zu wenden, oder ihnen zu bessren Begriffen
evangelischem Wesen und Streben verhalf, und ihnen nicht nur Achtung d
abnöthigte, sondern sogar Liebe dazu einflößte. Ja, was Alle gefunden ha
und finden mußten, welche es mit dem Vereine versuchten, nicht nur die, w
schon mit richtigen Vorstellungen und ganzem Herzen kamen, sondern
weniger die, welche mancherlei Vorurtheile, falsche Erwartungen oder A
trauen hegten, wenn sie nur sonst einen offnen Sinn hatten, was
Alle müssen erfahren haben, nämlich eine durch die immer großart
sich entfaltende Thätigkeit des Vereins wie durch die sichtlichen Erfolge bew
Befriedigung, sowie die erhebende Ueberzeugung, daß in dem Verein ein
bensorgan der evangelischen Gesammtkirche gefunden sei, wie es bisher
allzusehr zu vermissen gewesen, das ist es, was dem Vereine die große Th
nahme, die er gefunden, auch erhalten muß.

Doch es ist noch ein Anderes wol zu beachten, was zu der so lebenskräfti
Entwicklung des Vereins wesentlich beigetragen hat, das ist seine Verfassung
seine Verwaltungsform. Es ist schon angedeutet, daß der Gesammtverein
einer durch die Größe der protestantischen Bevölkerung der einzelnen klein
Staaten und der einzelnen Provinzen der größeren bedingten Zahl
Hauptgliedern oder Hauptvereinen (45), jeder von diesen aber aus einer
ßern oder kleinern Anzahl von Zweigvereinen (jetzt ca. 1000) besteht. Je
Zweigverein und jeder Hauptverein hat seine besondern, von ihm selbst
seinen Verhältnissen und Bedürfnissen entworfenen Statuten, von denen
verlangt wird, daß sie in keinem wesentlichen Punkte den Generalstatu
widersprechen, ebenso seinen eignen Vorstand, seine eigne Verwaltung
seine eignen Versammlungen. Die zu einem Hauptverein gehörenden Zw
vereine stehen mit diesem in fortwährender Geschäftsverbindung, die
sammten Hauptvereine ihrerseits mit dem in Leipzig seinen Sitz habend
aus 9 Leipziger und 15 in andern Ländern wohnenden Mitgliedern beste
den Centralvorstand, der mit der Gesammtverwaltung und der Vertret
des Ganzen beauftragt ist. Auf den Zweigvereinsversammlungen werden
Abgeordneten zu den Hauptvereinsversammlungen gewählt, auf diesen die zu
Hauptversammlungen des Gesammtvereins, und endlich auf diesen die A
glieder des Centralvorstandes, welche an die Stelle der gesetzlich oder zufä
ausscheidenden zu treten haben. Alle höchsten Entscheidungen gehen prov
risch von dem Centralvorstande, endgiltig von den Generalversammlungen
Gesammtvereins aus. Jeder Verein theilt seine jährliche Sammlung in
Theile; über die Verwendung des einen Drittels hat er ganz frei zu verfüg

Digitized by Google

auch über die Verwendung des zweiten, nur daß die Ausführung des darüber Beschlossnen durch die Gesammtverwaltung geschehen muß; das dritte Drittel wird dem Centralvorstand zur freien Verfügung gestellt. Dieser läßt jährlich eine Zusammenstellung sämmtlicher Unterstützungsgesuche im Auszuge an die Vereine gelangen, zugleich mit einem Unterstützungsplan, durch welchen, auch ohne daß die einzelnen Vereine absolut an denselben gebunden sind, doch immer im Ganzen eine zusammenstimmende, zweckmäßige Verwendung der Vereinsmittel gesichert wird. Außerdem aber wird durch einen fortlaufenden Verkehr zwischen den einzelnen Vereinen und dem Centralvorstande, durch ununterbrochene gegenseitige Mittheilungen Ordnung, Uebersicht und Zusammenstimmung erhalten, durch die Versammlungen aber, von denen der Zweigvereine an bis zu den Generalversammlungen, welche, wie jene, immer an verschiedenen Orten gehalten werden, die rechte Circulation des Vereinslebens vermittelt. Es ist keine Frage, daß durch die Beschaffenheit dieser Verfassung die Gesammtbewegung und Verwaltung des Vereins eine sehr complicirte ist, und sehr verschieden von der der meisten andern viel einfacher construirten, und alles einfach in das Gutdünken einer obersten Verwaltung legenden Gesellschaften; allein wenn einerseits durch die That bewiesen ist, daß jene Bewegung und Verwaltung weder eine unsichere noch schwerfällige ist, wie auch sehr mannigfaltige Elemente zu einer wirklichen Einheit verbunden werden können, und das richtige Maß individueller Freiheit der Theile die frei zusammenstimmende Bewegung des Ganzen nicht hindert; so möchte andrerseits nicht zu verkennen sein, daß grade in der dargelegten Verfassung des Vereins eine hauptsächliche Bedingung seines frischen und kräftigen Lebens liege, daß die bewußte, freie, nur durch die nothwendige Unterordnung unter das Ganze begrenzte, aber auch in diese sich frei fügende Thätigkeit jedes einzelnen Gliedes sein Interesse lebendig erhält und erhöht, daß überhaupt hier offenbar wird, wie das Leben desto vollkommner ist, je reicher und eigenthümlicher gegliedert sein Organismus ist, und daß endlich diese Verfassung sich deshalb als so zweckmäßig und heilsam bewährt, weil sie aus dem den größten Reichthum eigenthümlichen Lebens in sich tragenden und doch seiner innern Einheit sich tief bewußten deutschen Wesen natürlich und glücklicherweise im Ganzen ungehindert erwachsen und darum demselben wirklich angemessen ist.

Daß eine solche Lebensbezeugung der evangelischen Kirche, wie in dem Verein sich kund gibt, nicht ohne Widersacher bleiben konnte, daß sie sich vielfältiger Angriffe zu erwehren, gegen mancherlei Beschuldigungen, ja Verdächtigungen sich zu rechtfertigen, gegen Unverstand und Mißverstand, Ungunst und Mißgunst genug zu kämpfen hatte, ist zu begreifen; daß sie aber dem ohnerachtet sich immer kräftiger entfaltete, muß nur als ein neuer Beweis ihrer Nothwendigkeit, Bedeutung und Gesundheit erscheinen.

Digitized by Google

Ueber den Vorwurf der katholischen Kirche sind nicht viele Worte zu verlieren. Die Bestrebungen des Gustav-Adolf Vereins zur Unterstützung nothleidender evang. Gemeinden und dadurch zur Erhaltung und Kräftigung der evangelischen Kirche als einen feindseligen Angriff auf die katholische zu bezeichnen, wie wirklich geschieht, ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein Eroberer ein Volk, das sich zur Selbstvertheidigung rüstet, beschuldigen wollte, von demselben angegriffen worden zu sein. Die katholische Kirche soll wissen, daß die evangelische zwar auch nicht, so wenig als die katholische ohne den Trieb zur Verbreitung sein kann, daß sie aber zu diesem Zweck sich nur der natürlichen, von ihr allein für erlaubt gehaltenen Mittel der freien Selbstdarstellung, aber keiner besonderen Veranstaltungen bedient, dergleichen der Gustav-Adolf Verein eine ist zur Erhaltung ihrer in äußerer Noth mit dem Untergang oder mit Verlockung zur Untreue Bedrohten. Doch das sind hierüber schon Worte genug.

Was nun aber die von evangelischer Seite ausgegangenen Beschuldigungen und Angriffe betrifft, so wird es einerlei sein, mit welcher wir anfangen und mit welcher wir aufhören. Denn bei dem ziemlich gleichen Gewicht, welches sie sammt und sonders haben, würde eine interessante Klimax doch auf keine Weise herauszubringen sein. Zuerst soll schon der Name wenn nicht eine Art von Verrath sein, doch wenigstens eine die Ehre der Deutschen verletzende Erinnerung erwecken und es ist in der That dem Vereine zugemuthet worden, ihn mit einem andern zu vertauschen. Er hat es nicht gethan und hat Recht daran gethan. Der Name mag uns Evangelischen eine heilsame wiewol beschämende Erinnerung daran sein, daß wir einmal nicht im Stande gewesen sind, uns selbst zu schützen, daß wir es aber vermögen sollen und darnach trachten, nie mehr in die Lage zu kommen, uns schützen lassen zu müssen. Uebrigens möge hier nicht vergessen sein, daß weniger der Wille als die Lage der Protestanten, in welche sie freilich auch nicht ohne eignes Verschulden, doch aber noch mehr durch die feindselige Gesinnung ihrer Gegner im eignen Vaterlande gebracht worden waren, den Schwedenkönig veranlaßt hat, die deutsche Erde zu betreten. Wie man aber auch hierüber denken möge, es würde sicherlich ganz vergeblich gewesen sein, wenn auch der Verein etwa hätte genöthigt werden können, auf den angenommenen Namen zu verzichten; er würde doch fortgefahren haben, der Gustav-Adolf-Verein zu heißen. Denn was geschichtlich erwachsen ist, wie diese Bezeichnung, das ist so leicht nicht hinweg zu beschließen. Uebrigens wird die an den Namen sich knüpfende Erinnerung an eine sehr trübe Zeit einst von selbst verschwinden, wenn es nämlich mit durch die Wirksamkeit des Vereins dahin gekommen sein wird, daß die evang. Kirche die in ihr ruhenden Kräfte zu ihrer Erhaltung selbst recht organisirt haben und der Verein als solcher überflüssig geworden sein wird.

Eine andere Ausstellung ist die, daß der Verein nur ein äußerliches Werk

Digitized by Google

mibe; die Kirche bedürfe einer andern Erbauung als der Erbauung von Kirchen und Schulhäusern; er sei nichts mehr als eben ein Bauverein, oder auch eine große Wohlthätigkeitsanstalt im äußerlichsten Sinne. Aber aus dieser Ausstelluug fließt für den Verein nur ein zweifaches Lab, erstlich, daß er sich nicht anmaßt, in die allein der Kirche gebührende Wirksamkeit zu ihrer innern Erbauung, zur Berufung und Anstellung von Pfarrern und Lehrern, zur Leitung ihrer Amtsthätigkeit u. s. w. einzugreifen; zweitens, daß ihm die Sorge für Ermöglichung und Sicherung der nothwendigen äußern Bedingungen eines kirchlichen Lebens nicht zu geringe dünkt. Was würden jene Tadler wol sagen, wenn sich der Verein auch nur einen Einfluß verschaffen wollte auf das innere kirchliche Leben, auf Wahl und Anstellung der Lehrer und drgl.; und was würden die von ihnen ausgesendeten Lehrer des Evangeliums wol anfangen, wenn sie keine Versammlungsörter, keine Mittel der leiblichen Existenz fänden. Doch auch über diese unverständige, — wenn man leider nur nicht manchmal auch sagen müßte — scheinheilige Verachtung des Aeußern, ohne welches doch auch die geringste Manifestirung des Innern nicht möglich ist, sollte man kein Wort zu verlieren haben. Mögen die von dem Vereine zu Kirchen und Schulen zusammengefügten Steine reden, und jene Tadler sich zu der Frage veranlaßt finden, ob wol eine Beharrlichkeit, wie sie der Verein in seinem von ihnen so sehr verachteten Thun bewährt, aus etwas anderm als aus dem lebendigen Interesse für das evangelisch kirchliche Leben entspringen könne.

Ferner ließen die Ultras der Confessionellen sich keine Mühe verdrießen, wie sie meinten, den Beweis zu führen, daß der Gustav-Adolf Verein eine traurige, ja je großartiger, um so traurigere Erscheinung des Indifferentismus, ja nicht einmal Menschenwerk, sondern Teufelswerk sei, daß von Reformirten gegebenes Geld Lutherischen keinen Segen bringen könne und umgekehrt und was dergleichen Unsinn mehr ist. Die Mäßigeren nannten ihn einen confessionslosen, weil er die Confessionen der in seinen Statuten namhaft gemachten Gemeinschaften nicht an der Spitze dieser Statuten abgedruckt habe und thaten ihr Möglichstes, vor solchem Wesen oder Unwesen zu warnen. Auch Propheten standen auf, weissagten des Vereins baldigen Verfall, und compromittirten sich. Der Verein ging ruhig seinen Gang, wurde von der Gnade Gottes sichtbar gesegnet, und zeigte durch die That, daß Männer der verschiedenen evangelischen Bekenntnisse bei aller Treue gegen dieselben einig sein können, während die Angreifenden häufig unter sich zerfielen. Dies hat denn auch nicht verfehlen können, vielen durch jene Vorwürfe und Beschuldigungen Erschreckten oder Eingenommenen die Augen zu öffnen und immer Mehrern zur Klarheit zu verhelfen über den echt evangelischen Charakter, die wahrhaft christliche Aufgabe und die richtige Haltung des Vereins.

Digitized by Google

Ferner soll, so behauptete man, die Verfassung des Vereins eine feste und einheitliche Leitung ganz unmöglich machen, und keinerlei Sicherheit gegen die gefährlichsten innern Verwirrungen und Erschütterungen bieten; der Centralvorstand habe weder rechtes Ansehn noch rechte Gewalt, in der Willkür der Versammlungen liege alle Macht und also eine wie gefährliche! Es fehle dem schönen Vereine zu einem noch viel kräftigeren und zugleich sicheren Gedeihen nichts als ein strengeres Regiment, das da wirklich befehlen könne und nöthigenfalls sich Gehorsam zu verschaffen wisse, und wahrhaft verdient würde sich machen, wer den Verein dahin zu bringen vermöchte, sich einem solchen zu unterwerfen.] Unterdessen beharrt der Verein in seiner Verblendung, zu glauben, daß von dem Augenblick an, da dies geschähe, sein Verfall beginnen würde; denn wenn es wol nicht zu bestreiten sein möchte, daß er nicht etwa trotz, sondern kraft dieser vermeintlich so beklageswerthen Verfassung so weit gekommen sei, so sei nach Vernunft und Erfahrung anzunehmen, daß er nur auf demselben Wege noch weiter kommen könne. Auch habe er mit dieser seiner Verfassung, welche so gar keine Garantie gegen die gefährlichsten Erschütterungen bieten soll, bereits eine solche*) und zwar auf so glückliche Weise überwunden, wie sie schwerlich von irgend einem Regimente von anders begründetem Ansehn und durchgreifenderer Macht würde überwunden worden sein. Dabei sei es an den Tag gekommen, welch ein Segen in einer Organisation liege, durch welche das Hindurchdringen eines wirklichen Gesammt-Sinns,- Willens und Gewissens durch allen Lärm der Parteien gesichert ist. Wahrlich, anstatt im Widerspruch mit in die Augen springenden Thatsachen, von der Bedenklichkeit und Gefährlichkeit des Vereins zu deklamiren, sollte man eher aus den offen vorliegenden Wirkungen sich eines Bessern belehren lassen, ja könnte man wol das Beispiel des Vereins sich willkommen sein lassen, um von dem Bewährten für die doch früher oder später nöthige Umbildung der kirchlichen Organisationen selbst Nutzen zu ziehen. Die Regierungen müssen auch jene Besorgnisse und Befürchtungen nicht theilen, sonst würden und dürften sie den Verein nicht so ruhig gewähren lassen. Es geschieht aber von ihrer Seite nicht allein dieses, sondern der Verein hat sich sogar von vielen derselben entschiedener Zeichen des Vertrauens und der Theilnahme zu erfreuen, ohnerachtet man noch immer nicht aufhört, ihnen mit jenen Warnungen in den Ohren zu liegen.

Was endlich noch den Vorwurf der Ostentation betrifft, der wol auch dem Verein gemacht worden ist, so ist derselbe glücklicher Weise eben so unbegründet wie alle übrigen. Wir sagen: glücklicher Weise; denn aus innern

*) Es ist die auf der Berliner Generalversammlung (1846) durch die Zurückweisung eines Deputirten entstandene, allerdings bedenkliche Bewegung gemeint, die ein ganzes Jahr hindurch den Verein beunruhigte, auf der Generalversammlung in Darmstadt aber (1847) beschwichtigt wurde. Das Genauere ist in den oben angeführten Schriften zu finden.

Digitized by Google

finden wie nach aller Erfahrung muß man allerdings von der Identität der Oſtentation und der Richtigkeit einer Sache ſo überzeugt ſein, daß wäre dem einzige Vorwurf gegründet, man ſich um die Widerlegung aller andern ihre Mühe zu geben brauchte, und dem Verein alle Theilnahme verſagen könnte. Auf was ſich aber der Vorwurf ſtützt? auf die Verhandlungen, obwol ſie alle in der größten Oeffentlichkeit vor ſich gehen, nicht; ebenſowenig auf die Verwaltungsberichte, welche zahlreich und regelmäßig von den Vereinsſtänden und von dem Centralvorſtande ausgehen, und auf dieſe müßte man ſich doch beziehen können, wenn man von etwas ſpricht, wofür der Verein ſoll verantwortlich gemacht werden können; ſondern auf hier und da in Zeitungen erſchienene Artikel beruft man ſich, in denen wol einzelne Vereinsglieder, vielleicht auch nicht einmal ſolche, ſich lobpreiſend über den Verein ergehen und mit Verkennung ſeines Weſens wer weiß was Alles von ihm ſich verſprechen. Wer aber dürfte eine Geſellſchaft, ein Volk nach einzelnen renommiſtiſchen Individuen beurtheilen, oder könnte es für den Unverſtand dieſer zur Verantwortung ziehen wollen; und wie manche Regierung ſelbſt findet ſich nicht oft in der Lage, zu wünſchen, von den Auslaſſungen unverſtändiger Freunde und Lobredner verſchont zu bleiben; wie ſollte der Verein hoffen können allein die Wahrheit des „Gott beſchütze mich vor meinen Freunden" nicht an ſich zu erfahren?

So iſt es um die Beurtheilungen und Verurtheilungen beſtellt, welche dem Verein Verderben bringen ſollten, oder hätten Verderben bringen können, ja müſſen, wenn ihre Unhaltbarkeit, Grundloſigkeit, wol auch Gehäſſigkeit nicht gar zu augenfällig wäre, und ebenſo augenfällig auch Tendenz und Wirkſamkeit des Vereins und ſeine geſunde Art und Natur. Worüber man ſich vielleicht nach allem, was zu Gunſten des Vereins zu ſagen iſt, allein noch wundern zu können ſcheint, iſt dieſes, daß derſelbe nicht einen noch viel bedeutenderen Erfolg gehabt habe, nicht bereits geworden ſei, was er ſelbſt ſchon oft ausgeſprochen hat, erſt werden zu müſſen, wenn ſein großer Zweck ganz erreicht werden ſoll, eine Sache des ganzen evangeliſchen Volkes. Allein auch hier braucht man nicht etwa ſeine Zuflucht zu nehmen zu der Vermuthung, daß er ſich doch nicht genug müſſe haben angelegen ſein laſſen, dem Volke bekannt zu werden, oder zu der oft wol zu vorſchnell angebrachten Klage über die Verſunkenheit des Volkes in materielle Intereſſen und über ſeine daher rührende Unempfänglichkeit für ſeine eignen heiligſten Angelegenheiten, geſchweige für chriſtliche Theilnahme an Andern in dieſer Beziehung, ſondern man wird vielmehr behaupten dürfen, wer einigermaßen mit dem allmälig wirkenden Geſetz geſchichtlichen Werdens bekannt ſei und wiſſe, was dazu gehöre und wie lange Zeit oft erforderlich ſei, bis eine Idee die größere Maſſe durchdringt, der werde die Entwicklung des Guſtav-Adolf-

Digitized by Google

Vereins von ſeinem erſten Urſprunge an bis zu ſeiner jetzigen Geſtalt
Verbreitung eher eine ſchnelle als eine langſame nennen. Und wenn al
dings auch eine weitere kräftige Verbreitung deſſelben auf alle Weiſe zu w
ſchen ſein mag nicht nur zunächſt im Intereſſe der vielen Gemeinden, we
in wirklicher, zum Theil keinen Verzug der Hilfe geſtattenden Gefahr
Verkommens ſchweben, ſondern beinahe ebenſo ſehr auch im Intereſſe de
nigen Theils der evangeliſchen Kirche, welcher, wenn auch vorerſt nicht ſe
in äußerlicher Noth, doch derjenigen innern Belebung bedarf, welche ſich gr
aus der Wirkſamkeit des Vereins ſo natürlich ergibt, ſo wird man ihn d
eben ſo ſorgfältig wie vor der Trägheit ſeines Wachsthums, vor jeder
trügeriſchen Beſchleunigung deſſelben zu bewahren haben, welche vielleicht
der Gefahr des Verluſtes ſeiner Selbſtändigkeit oder mit einer Aenderung ſei
Principien verbunden ſein oder gar erkauft werden könnte.

Meſſina.

Wenn wir aus Sicilien vernehmen, daß Garibaldi ſich anſchickt, Meſſin
zu belagern, und daß bereits der Tag zum Aufbruch des Revolutionsheere
dahin feſtgeſetzt iſt, ſo ſcheint dies ein Gerücht zu ſein, ausgeſprengt, um di
neapolitaniſchen Generale irre zu führen. Schwerlich wird der Feldherr de
Inſurgenten das nächſte Ziel ſeiner Thätigkeit den Gegnern durch die Zei
tungen wiſſen laſſen, und nicht unwahrſcheinlich iſt, daß er nach Vollendun
der nöthigen Vorbereitungen den Krieg ſofort nach dem Feſtland hinübe
ſpielt. Indeß wäre auch eine Doppelfinte denkbar. Jenes Gerücht könnte i
der Vorausſetzung ausgeſtreut worden ſein, daß man ihm in Neapel nich
glauben, ſich vielmehr auf einen Angriff diesſeits der Meerenge vorbereiten,
hier ſeine Streitmittel concentriren und auf dieſe Weiſe die Einnahme Meſ-
ſinas erleichtern würde. Für dieſen Fall geben wir im Folgenden einige No-
tizen über den berühmten Brückenkopf am Faro.

Meſſina, mit dem Beinamen la nobile, die edle, beehrt, liegt auf der
Oſtſeite des ſiciliſchen Dreiecks im Hintergrund einer Bucht, die auf den Faro
di Meſſina mündet und den beſten Hafen des Mittelmeeres bildet. Die
Waſſerſtraße zwiſchen der Inſel und dem Feſtland (Calabrien) iſt hier nur

Google

durchschnittlich 17,000, an der engsten Stelle nur 11,913 Fuß breit. Hart an der sichelförmigen Landzunge, welche den Hafen der Stadt bildet, dem sogenannten Braccio di Santo Rainiere gewahrt man den berüchtigten Strudel der Charybdis, den Galofaro, der mit mehr Grund als die am calabrischen Ufer gegenüber brandende Scylla auch heutzutage noch gefürchtet wird, obwol er über große Schiffe selbst während der Ebbe, wo seine Wirbel am stärksten sind, keine Gewalt hat.

Seine Lage macht Messina zu einer der wichtigsten Städte Siciliens. Es ist militärisch der Uebergangspunkt von Calabrien nach der Insel und zugleich commerciell von der höchsten Bedeutung. Der Hafen faßt gegen tausend große Fahrzeuge, die Festungswerke sind in gutem Stande und große Arsenale bergen Massen von Kriegsmaterial. Der Umfang der Stadt beträgt eine deutsche Meile. Einwohner hatte sie im Jahre 1856 über 95,000.

Die Ostküste Siciliens ist an diesem ihrem nördlichen Ende eine schmale Ebene; landeinwärts, also nach Westen, Süd- und Nordwesten steigt die Stadt auf Hügeln amphiteatralisch an. Der Corso, die Hauptstraße, theilt sie, am Ende der Ebne und am Fuß der Höhen hinlaufend, in eine tief- und eine hochgelegene Hälfte. Vor der erstern, der eigentlichen Handelsstadt, zieht sich am Meeresufer, fast eine Meile lang, die Marina oder Schifferstadt hin, die in Gestalt einer einzigen langen Straße auf den Hafen hinausblickt. Der letztere besteht in der südlichen Hälfte einer unmittelbar südwestlich von der nördlichen Einfahrt in die Meerenge sich öffnenden Bucht. Seine Vortrefflichkeit liegt darin, daß die erwähnte sichelförmige Landzunge oder Halbinsel, südlich von ihr wurzelnd, seinen Osten und Nordosten einschließt und nur von Norden her eine Einfahrt gestattet. Auf dieser Landzunge erheben sich, der Marina gegenüber, wie aus dem Meer aufsteigend, die Bastionen und Courtinen von sechs starken Forts, von denen das letzte, auf der nordwestlichsten Ecke dieses natürlichen Molos, das San Salvatorfort, mit seinen 32 Geschützen jene einzige Einfahrt in den Hafen und die ganze Marina beherrscht. Den schmalen südlichen Wurzelpunkt der Landzunge, die Stelle also, wo diese sich an das sicilische Hauptland anschließt, nimmt die sehr starke Citadelle Terranova mit ihren 200 Feuerschlünden ein, welche eine Besatzung von 4000 Mann aufnehmen kann. Zwischen ihr und dem südöstlichen Theil der Stadt liegt ein freier Platz. Ein von dieser Citadelle nach dem Fort San Salvatore, also von Süd nach Nord gezogne Linie läuft mitten durch den Hafen parallel mit der Südhälfte der Marina. Die letztere und der Hafen würden somit gleichsam das Parterre, die an den Hügeln im Halbkreis ansteigenden Straßen die Logenreihen, die Citadelle und die Forts die Scene des Schauspiels sein, wenn Garibaldi sich zu dem Versuch entschlösse, Messina in seine Gewalt zu bekommen. Die Batterien der Forts und der Citadelle beherrschen

die Stadt, wie die Kämpfe von 1848 bewiesen, vollständig, sie könne binnen wenigen Tagen in einen Trümmerhaufen verwandeln. Gari würde seine Hauptbatterien auf dem Amphitheater von Hügeln über der U stadt anlegen müssen. Seine Kugeln würden über die letztere weg gehen bis zur Citadelle etwa 1500, bis zum Fort San Salvatore 2800 bis Fuß haben. Ohne sehr schwere (oder gezogene) Geschütze würde er gege Truppen Neapels wenig ausrichten*) und daß dieselben, wenn sie ihm n Wesentliches anhaben könnten, wenigstens die Stadt in Brand und S schießen würden, ist nach den Vorgängen in Palermo und dem barbari Bombardement von Messina im September 1848 als sicher anzunehmen.

Messina ist seit dem Erdbeben von 1783, welches den größten Theil Stadt zerstörte, regelmäßig gebaut. Die mit Lavablöcken gepflasterten S ßen sind breit und grade, die Häuser meist zweistöckig, massiv und fast d gehends mit Balkonen geschmückt. Die schönsten Straßen sind außer der Springbrunnen und Bildsäulen verzierten, mit verschiedenen Palästen ver nerten Marina der Corso, die Strada Ferdinanda und die Strada Austri Kirchen besitzt die Stadt gegen fünfzig, von denen die alte, von den Norm nen im zwölften Jahrhundert erbaute Kathedrale die interessanteste ist. selbe ist eines der ältesten Denkmale gothischer Baukunst, düster und sch fällig. Das Innere zeigt schöne Mosaiken, Granitsäulen, die von e antiken Neptunstempel stammen, eine alte Kanzel und einen sehr reich zierten Hauptaltar, welcher der sogenannten sacra lettera (einem Briefe Jungfrau Maria an die Messinesen) geweiht ist. Unter den übrigen Ki sind auch einige griechische. Daß es an Mönchs- und Nonnenklöstern mangelt, versteht sich bei einer süditalienischen Stadt von selbst. Eines schönsten Klöster ist das dem San Gregorio gewidmete, von welchem man prächtigste Aussicht auf den Golf und die Küste von Calabrien mit i Dörfern und Städten und auf die im Süden hinziehenden peloriſchen birge hat, auf deren zerklüfteten Felsgipfeln man die Trümmer von mittelalterlichen Burgen, San Salvatore, Griffone und Gonzaga erblickt.

Andere Gebäude von Interesse sind der königliche Palast, der des bischofs, der des Senats oder das Rathhaus, die Loggia oder Börse, theologische Seminar, das große Hospital und das Haupttheater. Der vor der Kathedrale ist mit der Reiterstatue Karls des Zweiten geschm Die bedeutendsten wissenschaftlichen Anstalten Messinas sind: die königl carolinische Akademie, eine Art Universität mit den Facultäten der Ju prudenz, der Philosophie, der Medicin und der schönen Wissenschaften; fe

*) Nach neuern Berichten verfügt Garibaldi über 12 gezogne Geschütze schwersten Ka und neuester Construction.

Digitized by Google

das erzbischöfliche Seminar, das nautische Seminar, die Stadtbibliothek, die peloritanische Akademie der Wissenschaften und die ökonomische Gesellschaft.

Als Hauptgewerbe der Einwohner muß die Seidenweberei bezeichnet werden. Der Handel war früher bedeutender. Namentlich hat die Einfuhr gegen erst beträchtlich abgenommen. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Schwefel, Seidenstoffen, Oliven und Oel, etwas Wein, Südfrüchten und Korallen. Die Einfuhr hat sich dadurch vermindert, daß die Zollbeamten sie trotzdem oder — wie die Weisheit der neapolitanischen Finanzmänner die Sache ansieht — weil Messina seit 1852 ein Freihafen heißt, mit allerlei Plackereien und unverständigen Abgaben belasten. Dennoch ist der Handel und Verkehr der Stadt noch immer sehr bedeutend. Im Jahre 1858 wurde der Hafen von 4085 Segelschiffen besucht, von denen allerdings mehr als die Hälfte Küstenfahrer von weniger als hundert Tonnen und nur 1863 große Fahrzeuge, zusammen mit 495,878 Tonnen waren. Dampfschiffe liefen 719 ein, darunter 259 französische, 141 neapolitanische, 90 englische und 78 östreichische (Lloyddampfer).

Wenn Garibaldi wirklich zu einem Angriff auf Messina schreitet, so hat er zu diesem Zwecke zunächst die große Straße über Catania, welches in der Gewalt der Aufständischen ist, einzuschlagen, da sich auf andern Wegen keine Artillerie fortschaffen läßt. Dann würde die starke Stellung bei Taormina zu nehmen sein, und zuletzt würde der General vermuthlich einem Theil des neapolitanischen Heeres bei und in Messina selbst begegnen. Der Unterschied zwischen den Kämpfen von 1848 und dem dann entbrennenden würde indeß ein großer sein. Damals auf sicilischer Seite eine unschlüssige, auf auswärtige Vermittelung vertrauende, zuletzt rathlose Regierung und ein Heer von Freischaaren, ungenügend bewaffnet, schlecht mit Munition versehen, ohne besonderes Geschick von Mieroslawski geführt, auf neapolitanischer gut geschulte Schweizerregimenter, gegen 4000 Mann stark, an 10,000 andere Truppen, mit Allem wohl gerüstet, von einem tüchtigen General wie Filangieri geführt, dahinter ein zu allen Mitteln entschlossner König, der aus dem Unterliegen Sardiniens im Kampf mit Oestreich Zuversicht geschöpft, der überhaupt die Revolution allenthalben bergab gehen gesehn. Jetzt auf sicilischer Seite ein Heer mit einem tüchtigen Kern, den Alpenjägern Garibaldis und Medicis, befehligt von einem General, der nach Victor Emanuel der populärste und glücklichste Soldat Italiens ist, dahinter eine aus energischen Männern gebildete, von einem Dictator zusammengehaltene Regierung, dahinter der Sieg der nationalen Sache in Norditalien und der rasch über die Uebermacht erfochtene Triumph des Marsches von Marsala bis Palermo, dahinter endlich die thätige Unterstützung der gesammten patriotischen Partei Italiens, auf neapolitanischer dagegen eine durch schmachvolle Niederlagen halb entmuthigte, zur Desertion geneigte Armee, befehligt von Generalen zweifelhaften Talents, ein wankender Thron,

Digitized by Google

zum Aufstand geneigte Provinzen und völlige Isolirtheit von auswärtige Hilfe.

Indeß liegen auch einige Bedenken vor, namentlich wenn man sich an die Uebelstände erinnert, durch welche sich 1848 der anfängliche Sieg der Sicilier in eine ziemlich ruhmlose Niederlage verwandelte — Bedenken, welche erst die Zeit widerlegen kann. Bis jetzt wurden jene Uebelstände von dem Glanze der Erfolge Garibaldis in den Hintergrund gedrängt. Sie sind aber jedenfalls noch vorhanden, und Garibaldi wird Mühe haben, sie unschädlich zu machen. Sie ganz auszurotten werden Jahre erforderlich sein. Sagen wir es offen, es ist ein großer Irrthum, sich die Sicilier als ein Volk opferfreudiger Freiheitshelden vorzustellen oder auch nur anzunehmen, daß sich unter ihnen viele von so reinem Patriotismus getriebene Gemüther finden, wie Garibaldi und die Mehrzahl seiner Alpenjäger. Das waren sie wenigstens 1848 nicht, obwol nicht geleugnet werden soll, daß sie sich damals in Messina und bei Catania großentheils besser geschlagen haben, als, mit Ausnahme der Schweizer, das neapolitanische Heer.

Freiheit hieß damals der großen Menge der Sicilianer Abschaffung aller Staatslasten. Woraus die Kosten einer Regierung bestritten werden sollten, die man mit südlicher Liebe zum Prunk mit königlichem Glanz ausgestattet wünschte, womit eine Armee zusammengebracht und erhalten werden sollte, in die niemand eintreten wollte (ein sicilisches Sprichwort sagt „piuttosto porco che soldato," lieber ein Schwein sein als Soldat), womit endlich die unbedingt nothwendige Flotte zu schaffen sei, wußte Niemand zu sagen. Man verweigerte die Steuern, suchte sie zu umgehen, stritt gegen sie in Schrift und Wort, und war wol geneigt, sich in eine Freischaar ohne Disciplin und Gehorsam einreihen zu lassen, nicht aber die ernsten Pflichten und Mühen des regelmäßigen Dienstes zu übernehmen.

Wieder für Andere hieß Freiheit der politische Zustand, wo der Staat denen, die sich bei ihm melden, Nahrung, Anstellung und reichliches Auskommen für Nichtsthun zu verschaffen verpflichtet ist, wo, weil Staatsgut gemeines Eigenthum ist, jeder sich von demselben nach Befinden ein Stück zum Privatgebrauch aneignen darf. Redliche Patrioten waren namentlich unter dem höhern Adel mehre vorhanden. Neben ihnen aber zehrte eine Menge von nichtsnutzigen Gesellen am Gute des Staates. Dahin gehörten vor Allem die oft erwähnten „Squadre", die auch jetzt wieder in Schwärmen erschienen sind, um mittelmäßig zu fechten und möglichst viel aufzulesen, was bei der Revolution abfällt.

Damals verhielt es sich mit diesen Banden etwa folgendermaßen. Einige Adelige warben auf dem Lande und unter der niedern Classe der Städter Leute, die sie der Regierung zur Verfügung stellten, wofür sie von derselben

Digitized by Google

mit hohen Officiersstellen bedacht wurden und den Sold der Bursche in Empfang nahmen. Bald machte man die unerfreuliche Entdeckung, daß diese „Squadre“ bei Weitem weniger Mannschaften zählten, als ihre Häuptlinge (die jetzt den Titel von Obersten und Majoren führten) in den Listen aufzuführen für gut befunden hatten, und daß in Folge dieser falschen Listen der Staat fast 4000 Mann mit 3 Tari täglich besoldete, welche gar nicht existirten – eine Ausgabe von etwa 2000 Gulden C. M. täglich, die lediglich in die Taschen jener epaulettentragenden Diebe am öffentlichen Vermögen floß. Daß diese Betrügerei geraume Zeit fortdauern konnte, war dadurch ermöglicht, daß die, welche damals den Kassen vorstanden, entweder betheiligt oder zu wenig energisch waren, den Bandenführern das Handwerk zu legen. Endlich wurden diese Vaterlandsvertheidiger, welche sich in den Wohnungen der entwichnen Neapolitaner und in den Kasernen so bequem eingerichtet, als dächten sie für ewig zu bleiben, denn doch aufmerksam gemacht, daß ihre Familien sich nach ihnen sehnen und die Bestellung ihrer Grundstücke ihre Anwesenheit in der Heimath erfordern möchte. Man zahlte ihnen eine Oncia Reisegeld (3 Rthlr. 10 Sgr.) und hieß sie sich auf den Heimweg machen. Sie nahmen das Geld, blieben aber und zogen, bewaffnet zusammenhaltend, in Palermo und dessen Nachbarschaft umher, führten trotzige Reden und versuchten gelegentlich Diebstähle und Raubanfälle. Zuletzt wurden die Bürger des Gesindels überdrüssig, es kam zu einem Gefecht mit der Nationalgarde, und auf deren Verlangen wurde die Austreibung der Squadre verfügt, die trotz der Einwendungen ihrer Häuptlinge, deren tägliche Einnahmen dadurch verkürzt wurden, zum Vollzug kam. Dieser traurige Zustand hatte volle vier Monate gedauert und den Staat um mehr als 160,000 Thlr. gebracht.

In welchem Zustand sich unter solchen Verhältnissen die Finanzen befanden, kann man sich vorstellen. Man rechnete, daß die Armee damals täglich 26,000 Thlr. brauchte, während den Finanzen in einem halben Monat nicht so viel zufloß. Die Aufforderungen der Regierung zu freiwilligen Opfern auf dem Altar des Vaterlandes brachten nur Unbedeutendes ein, obwol man die Namen der Geber zu veröffentlichen verheißen hatte. Eine außerordentliche Steuer auf Fenster und Thüren, sowie eine dreifache Gewerbstaxe auf alle Handelsleute wurde so schläfrig entrichtet, daß man Zwangsmaßregeln verhängen mußte, worauf alle Welt protestirte. Um eine Anleihe zu Stande zu bringen, nahm man den Kirchen ihr überflüssiges Silber und bot es den Capitalisten als Pfand an. Wenige willigten ein. Da hieß man die Bank ihre Baarzahlungen einstellen, ließ die darin befindlichen Privatgelder auf Rechnung des Schatzes schreiben und legte den Werth derselben in den erwähnten Kirchengeräthen in den Gewölben der Bank nieder. Auch mit dieser Summe würde

Digitized by Google

man nicht lange gereicht haben, wenn die Neapolitaner nicht wieder die Ob hand gewonnen hätten.

Aehnliche Uebelstände können auch jetzt sich geltend machen, wenn Sicilie lange sich selbst überlassen bleibt. Wir wenigstens sehen nicht ein, warur das Volk sich geändert haben sollte. Die rasch auflodernde Begeisterung hä nicht lange vor. Politische Bildung und vor allem das Gefühl der Pflich muß hinzutreten, wenn das von dieser Begeisterung Eroberte bleibendes Eige thum werden soll. Die Sicilier müssen lernen, die Freiheit zu verstehen ihrer würdig zu werden. Garibaldi ist ein guter Lehrmeister dazu, der di nöthige Energie besitzt, Widerstrebenden sein Beispiel aufzunöthigen. Immer hin aber ist er nur ein einzelner Mann, und es wird nicht blos für das Heer, sondern auch für die Civilverwaltung fortwährenden Zuflusses tüchtige Kräfte vom Norden bedürfen, wenn die erwähnten übeln Eigenschaften der Sicilier nicht das Feld behalten und damit alles Gewonnene in Frage stellen sollen.

Brasilianische Waldmenschen.

Versetzen wir uns in einen der jungfräulichen Urwälder, welche die Niederlassungen unserer Stammgenossen in Nordbrasilien umdüstern. Die mächtigste Entwickelung der Vegetation, unendlich reich an Farben und Formen, maßlos mannigfaltig nach unsern europäischen Vorstellungen umgibt uns. Am mühsam durch das Dickicht gehauenem Pfade rechts und links im Halbdunkel ein blühendes Gehege von Mimosen und Solanen, Smilax, Malven und Passifloren. Dahinter der Hochwald, Baumschaft an Baumschaft, gewaltige Säulen, rauh von Rinde, aber vollkommen walzenrund, sechzig bis siebzig Fuß emporsteigend ohne Ast, gerade und schlank wie eine Kerze: die riesige Sapucaya, der wunderbar geformte Barrigudo mit seiner bauchigen Basis, seinen in Zwischenräumen von einigen Ellen wiederkehrenden Ringknoten, die dem Stamme das Ansehen eines von Ringen umgebenen Schiffsmasts geben, und seiner winzigen Krone, die wie der Wimpel dieses Masts erscheint, und zahllose andere theils ungeschlachte, theils anmuthige Gebilde der Pflanzenwelt. An den Stämmen klettern Schlingkräuter mit prächtigen

Digitized by Google

Blumendolden empor. Andere Kletterpflanzen liegen wunderlich holzig am Boden umher wie die Ringe erstarrter Riesenschlangen. In den Astlöchern sitzen buntfarbige Schmarotzergewächse. Im Schatten der großen Verwandten strebte die kleine Welt der Sträucher und Kräuter nach Luft und Sonne empor.

Selten begegnet der Blick einem Vierfüßler in dieser einsamen Wildniß. Bisweilen sieht der Jäger eine Unze durch die Büsche schleichen. Gelegentlich hängt an einem Zweig ein Ameisenfresser mit seinem Wickelschwanz. Auch der plumpe Tapir, die Unte und das Armadill hausen im Dunkel des Waldes. Aber sie alle treten zurück vor der geschwätzigen, ewig geschäftigen Vogelwelt, die auf Tritt und Schritt sich dem Wanderer zeigt. Blauschillernde oder braune Krotophagen mit weißen Augenflecken auf dem langen und breiten Schwanz schlüpfen schreiend durch das Gebüsch. Ganze Geschwader von Periquitos, diesen grünen Sperlingen der Tropen, ziehen mit stetem lärmenden Gezänk von Baum zu Baum. Zahlreiche Papageien erheben über den seltnen Anblick eines ungeflügelten Zweifüßlers in ihrem Revier verwundertes Gekrächz. Wir vergessen sie über der prächtigen Erscheinung ihrer großen Vettern, der Araras, dieser Magnaten unter den Klettervögeln. Mit Füßen und Schnabel zugleich an den Stämmen emporsteigend, oft auch den langen Schwanz noch als Stütze benutzend, machen diese schönen Vögel die anmuthigsten Evolutionen, breiten die Fittiche aus und schlagen sie wieder zusammen, so daß die Glut ihres rothen Federkleides mit einzelnen blauen Strichen darin im Glanz der Morgensonne doppelt feurig aufleuchtet. Uns bemerkend heben sie sich, nachdem sie mit tiefster Baßstimme ihr Mißbehagen über den Eindringling ausgestoßen, raschen Flügelschlags ins Weite, aber aus weiter Ferne noch hören wir sie uns in ihrer Sprache verwünschen. Ist ihr Schimpfen verstummt, so vernehmen wir in dem Dickicht das Schroten und Bohren der Spechte, die in gefallenen Bäumen nach Käferlarven suchen. Dann wieder lenkt das Geräusch des Flügelschlags schwarzer Geier, die über uns nach Aas ausziehen, unsre Blicke empor nach dem blauen Himmel über dem Wipfeldach dieses ungeheuren Vogelhauses. Paarweise fliegt von Baum zu Baum der Cancao, der wilde Truthahn Brasiliens. Zahlreich erscheinen Crypturusarten und Penelopiden.

Nicht weniger staunen wir über die Insectenwelt dieses Urwaldes. Den ganzen Weg über umflattern uns die bekannten großen Morphonen. In dunklern Dickichten fliegt zwischen den Stämmen, der Uhu unter den fliegenden Kerbthieren und der größte aller Schmetterlinge, die graue Agrippina hin, die im Sitzen nicht von der Rinde der Bäume zu unterscheiden ist. In kurzem Flug hüpft hier und dort eine ungeheure Hymenoptere vor uns auf, einfarbig dunkelblau mit gelb gefärbter Fühlhornspitze. Mitunter belauschen wir

Digitized by Google

die vor ihrem Erdloch lauernde gewaltige Vogelspinne. In Schaaren kriecht an den Stämmen der Barrigudos der prachtvolle Buprestis, der König der metallisch glänzenden Käfer umher. Seine grünlichrothen Flügel, die ein dicker Goldstaub bedeckt, werden von ihm selten gebraucht, er gehört nicht zu den leichten Truppen dieser Käferarmee, das Fliegen wird dem erzumpanzerten Hopliten in der Hitze herzlich sauer.

Alle diese ungeheuerlichen Insectenformen kann man an einem Tage, oft mit einem einzigen Blick übersehen. Und die Nacht bleibt hinter dem Tage nicht zurück. Reisen wir in den Abend hinein, so treiben, nachdem die Schwärme von Sphinxen sich verzogen haben, oder nur noch am schnurrenden Flug um Blüthenbüschel zu erkennen sind, tausende von Leuchtkäfern ihr Wesen in den Büschen, vor allem wo die Ausdünstung von Bächen und sumpfigem Erdreich ihre Lampen nährt. Besonders auffallend sind die Elateren mit ihrem schnell dahin fahrenden starken Lichtglanz; mannigfacher Wechsel von grünem, rothem, gelbem und weißem Feuer verräth ebenso viele Species dieser Miniaturkometen des Urwaldes.

Im schroffsten Gegensatz zu dieser prunkvollen Natur, die wir nur in einigen Hauptformen andeuten, viel seltsamer als Pflanze und Thier, tritt uns in diesen Gebieten des Mucuristroms der Urwaldsmensch entgegen, so seltsam und eigenthümlich, wie wir in Brasilien nicht leicht etwas vor Augen bekommen. Vergebens hat man versucht, die Botokuden, die früher bis zur Meeresküste hinab wohnten und hier auf einem Gebiet von zwanzig Breitegraden der herrschende Stamm waren, für die Civilisation zu gewinnen. Sie zogen sich, um ihre wilden Gewohnheiten zu behaupten, weiter nach Westen zurück, und hausen noch jetzt in den Wäldern zwischen den Niederlassungen von Santa Clara und Philadelphia in vollkommen wildem Zustande. Ihre Horden werden von Kaziken geführt, die sich von den fremden Kolonisten, mit denen sie auf gutem Fuß stehen, gern „Capitano" nennen hören. Sie leben hauptsächlich von der Jagd, treiben indeß auch ein wenig Ackerbau, indem sie Bananen und Pataten bauen. Auf der Jagd errichten sie sich in niedrigen Hütten aus Heliconienblättern temporäre Zufluchtsorte für die Nacht. Wo sie Pflanzungen anlegen, werden etwas bessere Häuser aus rohem Holzwerk mit Lehmbewurf und einem Rinden- oder Blätterdach gebaut. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, unter ihrem Hausgeräth figurirt die Spindel. Ihre Tracht ist das einfache Kleid Adams vor dem Sündenfall. Eigenthümlich ist ihre Farbe, ein krankhaftes Hellgelb, was bei der Nacktheit der Leute einen widerlichen Eindruck wie Bleichsucht macht. Noch auffallender ist in der Regel (wenigstens in der Gegend von Philadelphia) ihr Bau. Mit ihren dünnen Schenkeln und Waden, ihren dünnen, in lange magere Hände endigenden Unterarmen und ihrem im Verhältniß zu den Extremitäten großen Rumpf, ihrem dicken Bauch muß man sie als Bauchmenschen

Digitized by Google

zeichnen, Menschen, bei denen alle Theile der Gliederung lediglich um des Ragens willen vorhanden zu sein scheinen. Ihre Köpfe sind leicht mongolisch modellirt. Die Stirn ist flach, schmal und knochig. Der Charakter, den ihre Züge ausdrücken, läßt sich in Worten nicht anders wiedergeben, als mit absoluter Nichtigkeit, vollkommenem Mangel an Temperament. Sie scheinen nichts zu sehen, sich für nichts zu interessiren, ihre Augen sind ohne irgend welchen Glanz, sagen nicht das Geringste, haben gewissermaßen gar keinen Blick. Matt, flau, nichts aufnehmend, nichts wiedergebend, schweift ihr Blick, wie ein welkes Blatt im Winde hierhin und dorthin, ohne auf einem Gegenstand zu haften. Weder Furcht noch Muth, nichts, auch gar nichts ist darin zu entdecken. Höchstens dann zeigt sich in dem Botokudenauge die Seele, wenn es von dem Blick des Europäers, des Culturmenschen getroffen wird. Da schleicht sich der Blick des Waldmenschen scheu und verlegen bei Seite, ja der ganze Körper nimmt eine Haltung an, als wollte er sich seitwärts drücken, wie wenn er ahnte, daß dieses feste Auge des Culturmenschen nach angestellter Analyse lauter Negativitäten im Botokuden herausfinden, und das ganze Individuum, die ganze Horde, das ganze Volk in nichts auflösen müßte.

Lallemant, der im vorigen Jahre einige ihrer Horden besuchte,*) sagt von einer dieser Begegnungen mit diesen Urwaldskindern: „So standen sie da, mit einer Art von Grinsen im Gesicht, Lemuren des Waldes und Fledermäuse, die zwischen Mensch und Thier umherflattern, ohne sich von der Natur des letztern klar machen, ohne sich zur Lichtseite des erstern aufschwingen zu können."

Unser Reisender sah einige von den Kunststücken dieser Menschen der Urwaldsdämmerung. Unter Anderm ergriff ein Häuptling seinen Bogen und schoß einen Pfeil bis zu einer Höhe empor, die den Fremden in Erstaunen setzte. Nun befestigte Lallemant ein Zwei-Milreisstück, eine Silbermünze von der Größe eines Speciesthalers an einen Bananenbaum und ließ die Botokuden aus einer Entfernung von etwa dreißig Fuß darnach schießen. Der Häuptling mit drei andern schoß wiederholt nach diesem Ziel. Mit außerordentlicher Gewalt sausten die Pfeile nach der kleinen Scheibe, aber kein einziger traf sie, ja kein einziger kam auch nur in die Nähe des Geldstücks. Ein scharfsehender, mit dem Gebrauch des Bogens vertrauter Europäer würde mehr Geschick gezeigt haben, als diese wilden Schützen. Und woher kam diese Ungeschicklichkeit bei Leuten, die nicht leicht einen Vogel im Flug verfehlen? „Weil sie nicht gewohnt sind," vermuthet unsre Quelle, „nach einem Silberstück zu schießen, weil sie es gar nicht kennen, seine Distanz nicht taxiren können, weil sie es vielleicht gar nicht einmal sehen. Hätte ich einen todten Vogel an die

*) Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Von Dr. Robert Avé-Lallemant. 1. Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Stelle der Münze gesteckt oder eine Banane, ich glaube, jeder Pfeil hätte sein Ziel durchbohrt."

Die Nachbarschaft europäischer Ansiedler hat nur sehr wenig auf die Wilden gewirkt. Indeß hat sie wenigstens den berühmten Klotz, mit dem die Botokuden ihre Lippen und Ohrläppchen zu schmücken pflegten, bei den meisten verbannt.

Wir fügen dem die Mittheilungen Lallemants über ein anderes Zusammentreffen mit den Botokuden an, welches am 13. Februar vorigen Jahres stattfand, und theilweise günstigere Eindrücke zurückließ. Der Reisende hatte einen am Ribeirao da Areia wohnenden Franzosen aufgesucht, um mit demselben die am Urucu hausende Horde des Häuptlings Juquirana in Augenschein zu nehmen. Lange wanderten sie durch den Wald, ohne eine Spur von den Wilden zu finden. Umsonst riefen sie den Namen des Kaziken in das Dickicht hinein, nirgends ließ sich ein Gegenruf hören. So kehrten sie, als die Dämmerung einbrach, nach der Hütte des Franzosen zurück.

Am nächsten Tage, als Lallemant zu einem am Ribeirao das Pedras wohnenden italienischen Ansiedler hinabritt, rief ihm der hinter ihm reitende Neger plötzlich zu: „Sehen Sie sich einmal um, wer hinter Ihnen geht!" Er blickte zurück und sah unmittelbar hinter seinem Maulthier mit rüstigem Schritt und heiterer Miene einen kräftig gebauten Botokuden herlaufen, nackt, wie ihn Gott erschaffen, nur mit Pfeil und Bogen in der Hand. Er war von so heller Hautfarbe, daß er ihn, wenn seine botokudischen Gesichtszüge nicht gewesen wären, für einen Europäer hätte halten können, der ein Vergnügen daran fände, Adam im Paradies zu spielen. Er gab dem lustigen Gesellen die Hand und fragte nach seinem Häuptling. „Juquirana hijäme," erwiderte er und wies mit der Hand voraus, woraus Lallemant schloß, der Kazike möchte auf einem Jagdzuge grade vor ihm sein. Dies bestätigte sich. Nach wenigen Schritten sahen sie eine Anzahl nackter Botokuden jeden Alters und Geschlechts aus dem Gebüsch springen, um die Reisenden zu begrüßen. Einige davon gingen mit ihm zu dem Italiener, wo sich schon ein paar andere von der Horde eingefunden hatten. Bald nachher kamen die Uebrigen ebenfalls an, Männer, Weiber, Kinder von allen Altersperioden, alle vollkommen nackt, alle ohne die entfernteste Spur von Verlegenheit, nackt zu sein. Juquirana befand sich an ihrer Spitze, indeß schien ihm durchaus kein Vorrang eingeräumt zu werden.

Wir lassen von hier an den Reisenden sein Abenteuer selbst erzählen.

„Auch in dieser Horde trugen die Männer keine Klötze, weder in den Lippen noch in den Ohren. Doch hatten einige von ihnen bedeutend große Löcher in den Ohrlappen zur Aufnahme eines Holzes. So sahen sie nur wenig entstellt aus, und die nackten, durchweg kräftig muskulösen Männer,

Digitized by Google

die unbedingt besser gebaut waren als ihre Stammesgenossen bei Philadelphia, und ihre nirgends bemalte oder tätowirte hellrothgelbe Haut ungemein rein hielten, machten wirklich einen vortheilhaften Eindruck. Juquirana war der einzige, der von meiner Größe war, ungefähr 5½ Fuß; die andern waren alle kleiner.

Grausig sahen dagegen die Weiber aus. Ohne irgend einen Ausdruck von Weiblichkeit im Gesicht, kurz und fleischig gebaut, standen sie halb blödsinnig lächelnd da, keine Spur, auch nicht die mindeste, von Schamhaftigkeit oder Befangenheit verrathend, die volle Vorderseite dem Blicke darbietend, ohne an die allergeringste Verhüllung zu denken, und wäre sie auch nur jene Einwärtsbiegung eines Knies, wie Leonardo da Vinci sie an seiner berühmten Leda gemalt hat und Wilkes sie uns in seiner „Weltumsegelung" von den Frauen der Südsee erzählt, — so standen diese Botokudinnen nackt zwischen den nackten Männern umher, Weibergestalten in der abschreckendsten Form, ja mehr als das, in einer wirklich entsetzlichen Weise.

Und dennoch hielten diese Botokudinnen auf zwei Toilettenstücke mit großer Gewissenhaftigkeit. Das eine war ihr Klotz in der Unterlippe, eine kreisrunde Scheibe aus dem Holze der Barriguda, um welche die Lippe wie ein rothes Band herumliegt. Beim Essen, Trinken, Sprechen geht diese Klappe auf und nieder, ohne je herauszufallen, und es hält ungemein schwer, die Frauen dazu zu bewegen, die Scheibe aus der Lippe herauszunehmen. Nur bei zweien gelang es mir, sie durch Darbietung von Maniocmehl dahin zu bringen, daß sie ihre Klötze aus der Lippe holten und mir schenkten. Augenblicklich aber hielten sie ihre Hände vor den Mund mit dem entschiedenen Ausdruck von Verlegenheit, Aerger und verletztem Sittlichkeitsgefühl. In der That wußte ich nicht, ob sie mit oder ohne Lippenklotz scheußlicher aussähen. Denn ohne die Holzscheibe hing ihnen der Fleischring der Lippe schlaff herunter am Kinn und aus dem unvollkommen geschlossenen Munde lief ihnen der Speichel heraus. Die größere Scheibe, die ich erhielt, war aus der Lippe von Juquirana's Frau. Sie mißt zwei Zoll und acht Linien im Durchmesser und ist gerade einen Zoll dick. Doch hatten einige Weiber noch größere Klötze. Sie liefen indessen davon, als ich Miene machte, sie ihnen abzuhandeln, und kamen erst wieder näher, als sie sahen, daß ich mich mit den beiden eingetauschten Scheiben begnügte. Mit so wenig Wahl nahmen die Botokudinnen das Material zu ihren Scheiben, daß die eine Scheibe, die ich besitze, schon an einer Seite etwas verkohlt ist und nicht einmal parallele Flächen hat.

Ein andres Toilettenstück war eine schwarze Schnur, welche die jüngern Weiber einmal fest um die Wade dicht unter dem Knie geschlungen trugen. Man sagte mir, diese Schnur wäre das Abzeichen der unverheiratheten aus-

Digitized by Google

gewachsenen Mädchen. Wenn dem so ist, so wären die meisten Weiber unverheirathet gewesen, und in diesem Falle war es mir ein Räthsel, wie diese schrecklich häßlichen Creaturen einen Mann bekommen wollten.

Einige junge Mädchen und Kinder trugen Ketten um den Hals und um ein Handgelenk, Pflanzensaat, wahrscheinlich von Leguminosen, und Capivarizähne auf Schnüre gezogen. An einigen dieser Ketten waren sogar drei bis vier Glasperlen aus europäischer Fabrik angebracht, die wahrscheinlich einmal im Tauschhandel unter diese Waldmenschen gerathen waren.

Das war alles, was an Kunst, an Schmuck, an Toilette bei diesen ganz unbefangen nackten Geschöpfen zu entdecken war.

In dieser Unbefangenheit drängten sie sich mir nach in Gasinellis Magazin hinein, wo man mir ein kleines Mittagsessen, Huhn mit Reis, auf einen Tisch gesetzt hatte. Gewaltig schien das bei den Männern die Eßlust anzuregen. Sie setzten sich mir so nahe zu beiden Seiten auf meine Bank, daß ich, um selbst essen zu können, die nackten Gesellen oft mit den Ellnbogen von mir schieben mußte. Das half aber nur auf Augenblicke. Gleich kamen sie mir wieder auf den Leib und schauten mir gierig auf das Messer und den Mund, die heiterste Eßlust in den Mienen, wie sie immer nur einem Wohlschmecker im Gesicht geschrieben stehen kann, der sich vor sein Austernfrühstück hinsetzt. Zuletzt wies der eine mit dem Finger auf das Huhn und sagte schnalzend: „Macaco ampiep" (der Affe ist gut) — sie scheinen alle kleine Thiere mit Rippen Affen zu nennen —; ich mußte laut auflachen und ließ dem ganzen Schwarm Maniocmehl zum Essen geben, wodurch ich selbst Gelegenheit bekam, meine Mahlzeit ruhig zu beendigen.

Dann suchte ich mich durch Zeichen und Vorzeigung verschiedener Sachen mit ihnen in Relation zu setzen und sie etwas zu studiren; aber alles, was ich thun und versuchen mochte, prallte bei ihnen ab. Ich wollte z. B. gern einige Wörter von ihnen erfahren, wies auf die Sonne und sagte: „Tupän!" Dann hielt ich ihnen mit dem Tone eines Fragenden meine Hand hin. Ich wollte auf diese Weise den denkenden Menschen in dem Botokuden herausfordern, mir zu sagen, wie er Hand in seiner Sprache nenne. Statt dessen aber kam mir ein gutmüthiger Affe entgegen. Ein Botokude zeigte genau, wie ich selbst gethan hatte, auf die Sonne, hielt mir seine Hand hin mit demselben Ausdrucke des Fragens wie ich selbst und sah mich dann mit großer Zufriedenheit an. Und nun mochte ich weiter versuchen, was ich wollte, immer gelang es mir nur, sie Orangutang spielen zu machen. Einem Botokuden, der neben mir saß, fühlte ich zählend den Puls. Als ich damit fertig war, nahm er, ganz genau wie ich gethan, ganz mit derselben Miene, wie ich sie wol gemacht hatte, meine Hand, legte seine Finger forschend an meine Handwurzel, ließ sie dort eine halbe Minute ernst und beobachtend, ganz wie

Digitized by Google

ein promovirter Doctor, liegen und sah mich dann, nachdem er alles wunderhübsch nachgemacht hatte, mit dem Ausdrucke vollkommener Selbstzufriedenheit an. So schlug mir alles fehl bei ihnen. Je mehr ich mich an die Menschennatur in ihnen wandte, desto mehr trat diese schüchtern und ungeschickt in den Hintergrund wie ein blödes Dorfkind, und desto mehr stieß ich auf die Affennatur und überzeugte mich mit tiefer Wehmuth davon, daß es auch zweihändige Affen gäbe.

Schon beim Essen hätte ich gern ausfindig gemacht, ob sie noch Menschenfresser wären. Sie hatten, als man ihnen zuerst in ihren Wäldern begegnete, die Gewohnheit, ihre im Kampfe erlegten Feinde zu braten und zu essen, und hatten, wenn man ihnen das Brutale dieser Kost auseinandersetzen ließ, wol entgegnet, sie sähen nicht ein, warum man nicht, wenn man doch Anten, Pacas, Unzen, Affen u. s. w. äße, auch einen Chiporoka (Feind) essen könnte, wenn er doch nun einmal erschlagen wäre. Gleiches hatte man mir schon an andern Orten von den Botokuden erzählt. Am meisten sollten sie nach solchen Erzählungen zum Negerfressen geneigt sein und besonders gern die Handflächen und Fußsohlen verschlingen. Sie nennen deswegen auch die Neger Macaco de chão, Affen des Bodens. Erinnert das nicht ganz an die Kannibalen der Südsee, welche die ankommenden Europäer fragten, ob sie lieber von einem kurzen oder einem langen Schweine, d. h. einem Menschen, essen wollten?

Beim Essen also machte ich mit dem vollen Gestus des Essens die Anfrage an den Kaziken Juquirana: „Oh Juquirana, chiporoka ampiep?“ Der Botokude erwiderte mir ganz mit demselben Gestus und langsam mit dem Kopfe nickend: „Chiporoka ampiep,“ ein Feind ist gut! Und dennoch ließ er mich im Zweifel, ob ich die Antwort eines Menschenfressers oder den Gestus eines nachahmenden Affen erhalten hatte, — das eine ebenso möglich wie das andere.

Eine eigenthümlich trübe Stimmung schien grade auf diesem Juquirana zu liegen. Während die andern Botokuden sich dicht um mich drängten, blieb er in einiger Entfernung stehen und sah niedergeschlagen aus. Er sollte schon 75 Jahre alt sein; ich hätte ihn höchstens für einen Mann von 50 Jahren gehalten; er hatte nicht ein einziges weißes Haar auf seinem Haupte. Bei so vorgerücktem Alter mochte der Botokudenhauptmann doch wol sich überzeugen, daß die Zeit der Wilden zu Ende ginge und die vielen Pogirums, die „weißen Hände“, bald ganz allein herrschen würden, wenn er sich auch noch immer für den Herrn der Wälder am Urucu hielt und anerkannt wissen wollte.

Außer seiner trüben Stimmung unterschied sich der Hauptmann in nichts von seinen Leuten; auch zeigte er keine größere Intelligenz. Nichts reizte seine

Digitized by Google

Neugier, ja nicht einmal seine Aufmerksamkeit. Ebenso planlos, ebenso gedankenlos und gehaltlos wie bei den andern schlichen seine Augen umher. Er blickte nach nichts; er schien gar nichts zu bemerken. Ich ließ ihn durch ein kleines Fernrohr schauen. Allerdings sah er fernere Gegenstände näher, und machte mit einigem Lächeln das Zeichen eines gewissen Herankommens aus großer Ferne bis zu seinen Füßen; doch besah er das Fernglas gar nicht, sondern gab es mir wieder, ohne es einmal den andern zu zeigen. Gasinelli hatte ihm ein Cigarrenende gegeben. Mit einem Brennglase zündete ich es an; Juquirana sah wol zu und rief, als nun der Tabak dampfte, mit einigem Erstaunen: „Ampeck," Feuer! Aber weiter fesselte ich seine Aufmerksamkeit auch nicht; ja er zeigte nicht einmal den andern das seltsame, von der Sonne herabgeholte Feuer. Doch fing er nicht an zu rauchen. Das fiel mir auf. Hatte ihn vielleicht mein Fernrohr und dann das Brennglas in eine innere Angst vor übernatürlichen Kräften versetzt, und hatte er vielleicht Furcht vor dem seltsamen Feuer?

Da sie auch unter sich nur wenig sprachen oder vielmehr sich nur angrunzten, anschnüffelten und annäselten, konnte ich von ihrer Sprache nichts auffischen, was der Rede werth wäre. Ihr Ja ist ein kurzes Einathmen, fast wie ein Schluchzen. Die Negation eines Wortes geschieht durch ein näselndes nh oder nj; z. B. ampiep gut, nhampiep nicht gut. Beim Zählen machen sie auch seltsame Grimassen. Sie legen den Daumen der rechten Hand an den Mundwinkel und dann drücken sie ihn in die linke Hand mit dem Worte Teputaplan! Wenn sie z. B. sagen wollen, daß sie in fünf Tagen wiederkommen wollen, so zeigen sie auf die Sonne, machen einen Kreis von Osten nach Westen, drücken fünfmal den Daumen an den Mund und fünfmal in die Hand, indem sie fünfmal teputaplan sagen. Von moralischen Eigenschaften der Menschen kennen sie offenbar nur zwei: ein Mensch ist entweder Jacjeminuck, ein Freund, und dann gut, oder er ist ein Chiporoka, ein Feind, und dann schlecht.

Einige Männer brachten Honig, Ipecacuanha und Unzenfelle zum Umtausch mit sich, wofür sie von Gasinelli Maniocmehl erhielten. Gefäße schienen sie in ihren Waldschlupfwinkeln nicht zu kennen. Daher transportirten sie den Honig in einer originellen Weise. Sie hatten eine große Kugel von lockerm Baumbast gemacht und über dieser den Waldhonig aus den Bienennestern ausgedrückt, bis der Bast vollkommen damit getränkt war. Diese Kugeln trugen sie unter dem Arme. Beim Austausch drückten sie dann die Kugel über einem Teller aus, den Gasinelli ihnen gab.

Die Ipecacuanha hatten sie in ganz kleinen Päckchen in die Blätter der Caité und ganz junge Palmenblätter gewickelt und ein Ende Schlingpflanze darum gebunden. An Unzenfellen, die noch nicht einmal trocken waren, brach-

Digitized by Google

ten sie drei Stück. Zwei waren von der gefleckten Unze; das dritte hatte die Ringflecken auf rothschwarzem Grunde. Alle drei hatten die Pfeilverwundung vorn an der Schulter; jedes hatte nur eine, aber eine breite Wunde, die offenbar mit einem Taquarapfeil gemacht war, dessen Spitze breit wie ein Messer ist und gewiß eine stark blutende Wunde macht.

Alles, was sie an Producten, an Pfeilen und Bogen besaßen, gaben sie für Mais und Maniocmehl her, womit sie sich sogleich den Bauch voll schlugen. So erstand ich ebenfalls einige Waffen von ihnen. Die Bogen sind aus dem harten, elastischen Holze der Breichaubapalme (Astrocaryum javari, auch Tonophoenix genannt) gemacht und sind sehr haltbar. Die Pfeile sind leichte Rohre, oben mit einer schon oft erwähnten Taquaraspitze versehn; oder es ist ein aus hartem Holz geschnittenes, mit scharfer Spitze und mehreren Widerhaken versehenes Ende aufgesetzt, sodaß solch ein Pfeil, wenn er einmal eindringt, kaum wieder herauszuziehen ist, sondern meistentheils ganz durch den getroffenen Theil durchgezogen werden muß, nachdem man das Rohr abgebrochen hat.

Die Weiber hatten, da sie nichts einzutauschen hatten, am Tauschhandel bisher keinen Theil genommen. Doch erstand ich außer den schon angedeuteten Lippenklötzen einige Ketten von ihnen, wofür sie ebenfalls zu essen haben sollten. Indessen gab Gasinelli durch Zeichen kund, daß sie erst einmal tanzen sollten. Und wirklich verstanden sie sich dazu.

Sie bildeten mit den größern Kindern einen Kreis, wobei sie, statt sich an den Händen anzufassen, sich dieselben wechselweise in die Oberarme legten, sodaß sie sich ziemlich nahe standen. Mehrere von ihnen trugen ihr jüngstes Kind auf dem Rücken. Diese ganz kleinen Kinder saßen, ebenfalls vollkommen nackt, in dem Reifen einer Schlingpflanze, welchen die Mutter über der Stirn trug. Die Hände der Kinder waren um den Hals der Mutter nach vorn geschlungen und dort von derselben mit einer dünnen Schlingpflanze zusammengebunden, ganz wie man Kälber und Schafe knebelt. So konnten zwar die Kinder nicht herunterfallen, befanden sich aber in einer gräßlichen Position, Und doch werden alle Kinder, die noch nicht laufen können, in der geknebelten Lage hängend und hockend tagelang von den Botokudinnen durch den Wald geschleppt.

Nun begannen die Weiber ein dumpfes Summen und Murmeln, wobei sie mit fest aneinander geschlossenen Füßen und Knien etwa einen Zoll hoch sprangen und dabei sich etwas im Kreise umherbewegten. Ihr Murmeln ward dann zu einem wirklichen Wortrefrain. Ein Mensch bei Gasinelli im Hause, der einiges von der Botokudensprache verstand und gerade hinzukam, übersetzte mir diese Worte. Der ganze Refrain hieß: Hier ist es gut, hier bekommen wir etwas zu essen!

Digitized by Google

Die idiotischen, grinsenden Gesichter, die sich auf- und abbewegenden Lippenklötze, die baumelnden Brüste, die vollkommene Nacktheit der Weiber, von denen eine hochschwanger war und zwölf Stunden nach dem Tanze niederkam, die dicken Narben aller auf dem Rücken und dem Kreuz, als den Folgen der brutalen Behandlung der Männer, das ungelenke Aufspringen — das alles machte einen so wahrhaft grausigen Eindruck, daß ich ihn mit Worten gar nicht wiedergeben kann. Gewiß wird ihn jeder Leser empfinden, ohne daß ich ihn weiter darstelle.

Nachdem sie so einigemal auf- und abgesprungen waren, brachte ihnen Gasinelli's Töchterchen von neun Jahren eine große Schüssel voll Essen. Das blondhaarige Kind, welches ganz unerschrocken hineintrat in den Kreis der Botokudinnen, sah wie eine Lichtgestalt aus zwischen den grausigen Waldcreaturen. Sie hockten sich auf die Hacken nieder und fingen an schmatzend wie die Schweine zu fressen, bis das Gefäß leer war.

Gegen Sonnenuntergang kehrten alle zu ihren Hijämes im nahen Walde zurück. Wie sie so einer nach dem andern im Gebüsche verschwanden, kam es mir vor, als hätte ich eine Vision gehabt. Noch nie hatte ich eine Fraction der Menschheit in so trüber, trauriger Nacktheit erblickt wie am Ribeirao das Pedras. Als ich nachts auf meinem Lager ausruhte in demselben Magazin, welches kurz vorher noch mit den wilden Männern und Weibern angefüllt war, drängten sich die unheimlichen Spukgestalten so lebhaft vor meinen Augen umher, daß ich nicht einschlafen konnte vor dem ersten Frühroth. —"

Wie das Paradies ausgesehn haben wird — wenn es überhaupt nur eines gab — zeigt uns der tropische Urwald mit seiner mächtigen Pflanzenpracht, seinen farbenreichen Vogelgeschwadern und seiner mannigfaltigen Insektenwelt. Wird es zu viel behauptet sein, wenn wir nach dem, was uns Lallemant von den Menschen dieses Waldes erzählt, der Meinung sind, daß er uns mit ihnen den Menschen des Paradieses geschildert hat, von dem ja auch die Bibel nichts weiter zu berichten weiß, als daß er aß und schlief?

Digitized by Google

Die Ereigniſſe im Libanon.

Wieder iſt der alte Streit der Parteien im Libanon entbrannt, und wieder ſind es die Chriſten, welche den Kampf begannen, die franzöſiſchen Agenten, welche ihn anſchürten. Wenn man aber in den Zeitungen klagt, daß die Truppen den Druſen gegen die Maronniten geholfen, ſo iſt das ein Mißverſtändniß oder eine Verdrehung der Thatſachen; man würde ſich vielmehr wundern müſſen, wenn ſie es nicht gethan hätten.

In den ſogenannten gemiſchten Diſtricten, d. h. denen, welche zwiſchen den ganz von Maroniten bewohnten, nordöſtlich von Beirut gelegnen und den nur von Druſen bewohnten, ſüdöſtlich von dort ſich hinziehenden Theilen des Gebirgs liegen, und wo ſeit einiger Zeit Druſen und Maroniten, erſtere als Gutsherrn, letztere als Bauern oder Pächter leben, haben ſich, von den franzöſiſchen Lazariſten aufgeſtachelt, die Chriſten erhoben und die Druſen angegriffen, um ſie zu verjagen. Es kamen Mordthaten, Brandſtiftungen und Plünderungen vor. Die vertriebnen Druſen holten ſich bei ihren Glaubensgenoſſen Hilfe und vergalten Gleiches mit Gleichem. Der Paſcha ſchickte Soldaten unter die kämpfenden Parteien, und dieſe halfen den Angegriffenen. Wenn ſie dabei mehr gethan, als nöthig, wenn ſie die Gelegenheit benutzten ihren Haß gegen die Giaurs zu kühlen und zugleich ein wenig zu rauben, ſo iſt zu bedenken, daß man eben in der aſiatiſchen Türkei iſt, daß die Truppen des Paſchas zum großen Theil aus Baſchibozuks beſtanden haben werden, die von Mannszucht nicht viel wiſſen, und vor allem, daß die Hauptſchuld an jenen liegt, welche ihnen durch Eröffnung der Feindſeligkeiten jene Gelegenheit zur Kundgebung ihrer wilden Natur ſchufen.

Der Zweck Frankreichs iſt bei dieſen Machinationen der, zunächſt den Chriſten in dieſen Gegenden der Mittelmeerküſte ſeine Bedeutung als Schutzmacht des Katholicismus ins Gedächtniß zu rufen, ſie ſo immer feſter an ſich zu ketten und auf dieſe Weiſe in ihnen eine verbündete Macht bereit zu haben für den Tag der Abrechnung, wenn die Türkei getheilt wird. Der Libanon wird einſt eine große Feſtung für Frankreich ſein, wenn die Frage, wem Syrien und Aegypten gehören ſoll, auftaucht. Er hat für die Franzoſen eine ähnliche Bedeutung, wie Korfu und Malta für die Engländer. Die Maroniten, faſt noch einmal ſo ſtark als die Druſen, ſind, ſeit ſie den Papſt anerkennen, als ein Glied der katholiſchen Kirche zu betrachten. Sie ſehen ſchon jetzt im Kaiſer von Frankreich ihren Schutzherrn, und ſie handeln, wenn ſie

Digitized by Google

die Druſen zu verdrängen ſuchen, nicht blos in ihrem eignen, ſondern auch im franzöſiſchen Intereſſe. Nebenher mag jetzt der Gedanke gegangen ſein, der Türkei, die im Norden von Rußland bedroht war, zugleich im Süden Verlegenheiten zu ſchaffen. Der Plan im Norden ſcheint vertagt zu ſein, und ſo wird jetzt auch im Libanon von Paris Ordre angelangt ſein, die Waffen bis auf Weiteres ruhen zu laſſen. Daß es an ſich zu wünſchen wäre, der Libanon würde durchaus von Chriſten bewohnt, ſoll nicht in Abrede geſtellt werden. Die nachfolgenden Notizen über die Druſen werden dieſen Wunſch noch natürlicher erſcheinen laſſen. Nur iſt damit der Uebelſtand verbunden, daß in demſelben Maß, in dem die Maroniten ſich ausbreiten, auch die Macht Frankreich in dieſen Gegenden wächſt, und daß mit jeder ſolcher Machtzunahme die Gefahr für England und ganz Europa näher tritt, das Mittelmeer unter franzöſiſche Botmäßigkeit gelangen zu ſehen.

Die Maroniten, deren Hauptſitz das ſogenannte Kesrawan iſt, bewohnen nicht nur den Libanon in ſeiner ganzen Ausdehnung, ſondern auch einzelne Striche von Galiläa und im Norden verſchiedene Dörfer bis nach Haleb hin. Sie ſind eine monotheletiſche Sekte, die, im ſechſten Jahrhundert n. Chr. von einem Abt Maron geſtiftet, im Mittelalter ſchon den Papſt anerkannte und in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Beſchlüſſe des tridentiner Concils annahm, aber noch jetzt verſchiedene alte kirchliche Sitten und Gebräuche, die von denen der katholiſchen Kirche verſchieden ſind, z. B. die Prieſterehe, ſowie einige andere Heilige als Rom hat. Ihr Oberhaupt in geiſtlichen Dingen iſt der ſogenannte Patriarch von Antiochien, der indeß nicht in der Stadt ſeines Titels, ſondern im Kloſter Kanobin auf dem Libanon wohnt. Derſelbe hat dem Papſt alle zehn Jahre Rechenſchaft über ſeine Verwaltung abzulegen. Unter ihm ſteht eine zahlreiche, in ſieben Graden abgeſtufte Geiſtlichkeit und eine große Anzahl von Mönchs- und Nonnenklöſtern.

Die politiſche Verfaſſung der Maroniten iſt die eines militäriſch organiſirten Freiſtaats. Nach alten Gewohnheitsrechten, unter denen die Blutrache noch eine Stelle einnimmt, leben ſie auf ihren Landſtücken als Ackerbauer, Seidenproducenten und Gärtner in theilweiſe ſehr großen Dörfern auf den Kämmen und Abhängen des Gebirgs. Unter ihren Tugenden nennt man vorzüglich Fleiß und Mäßigkeit, und an Gaſtfreiheit gleichen ſie den Arabern der Wüſte. Sie haben durchſchnittlich etwas mehr Bildung als ihre druſiſchen Nachbarn und beſitzen in der Schule zu Ain Warkah ſogar eine Art Univerſität, wo man außer der arabiſchen Mutterſprache auch Latein, Altſyriſch (ihre Kirchenſprache) und Italieniſch lehrt.

Die Druſen haben zum Stifter ihrer Sekte den bekannten fatimitiſchen Khalifen Hakim, einen Menſchen, der halb myſtiſcher Narr, halb blutiger Tyrann war. Derſelbe gab ſich anfangs für einen neuen Propheten, dann

Digitized by Google

für eine Incarnation Gottes aus. Einer seiner Anhänger, der Turkomane Ed Derusi, der den neuen Gott zu laut gepredigt, mußte vor dem Unwillen der Kairener fliehen und begab sich nach dem Libanon, um dort das Volk des Gebirges für Hakims Lehre zu werben. Es gelang ihm, eine Schaar von Gläubigen um sich zu versammeln, die sich nach ihm Ed Derusi nannten, und deren Gemeinden sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die Grundsätze ihrer Religion, deren Cultus ein Geheimdienst ist, sind folgende. Es ist nur ein Gott. Derselbe ist unbegreiflich. Indeß hat er sich den Menschen wiederholt offenbart, zuletzt in der Gestalt Hakims. Dieser wird einst wiederkommen und dem wahren Glauben zum Sieg verhelfen. Zur wahren Erkenntniß Gottes gehören fünf Mittler: der allgemeine Verstand, der zur Zeit Hakims sich in der Person eines gewissen Hamsa, des Verfassers ihrer Glaubensschriften, verkörperte, die allgemeine Seele, das Wort, der Vorgänger und der Nachfolger. Mittler niederen Ranges sind die Dais oder Missionäre. Einen eigentlichen Priesterstand kennen die Drusen nicht. Doch gibt es eine gewisse geistliche Aristokratie unter ihnen, indem sie sich in Eingeweihte (Akal) und Profane (Dschahel) theilen. Nur den ersten ist es erlaubt, die religiösen Bücher der Sekte zu lesen und sich des Donnerstags in den Kapellen derselben zum Gottesdienst einzufinden. Die Zahl der Eingeweihten, zu denen auch Frauen gehören, und die sich vor den Uebrigen durch einen weißen Turban auszeichnen, soll gegen zehntausend, die der Nichteingeweihten, welche mit Verrichtung religiöser Gebräuche nichts zu thun und überhaupt nur die Pflicht unbedingten Gehorsams gegen die Akal haben, etwa zwölf mal so viel betragen.

Die Drusen glauben ferner an eine Seelenwanderung, doch erscheinen die Verstorbenen nur in Menschenleibern wieder. So ging z. B. die Seele jenes Hamsa durch eine ziemliche Anzahl von Körpern geschichtlich bekannter Personen. Zur Zeit Adams verkörperte er sich in einem gewissen Schatnil, zur Zeit Noahs in Pythagoras, zu Abrahams Zeit in Melek Daud (König David), zur Zeit Mosis in der Person des Priesters Jethro, zu Jesu Zeit in Lazarus von Bethanien, zur Zeit Mohammeds in der Gestalt Salomos des Persers. Jesus und Mohammed sind falsche Propheten gewesen. Der, welcher von den Todten auferstand und durch verschlossene Thüren zu den Jüngern eintrat, war der eigentliche lebendige und unsterbliche Messias.

Wie der Islam sieben Gebote hat: den Glauben an Einen Gott und die Sendung Mohammeds als Propheten, Gebet, Zehnten, Wallfahrt nach Mekka, Krieg gegen die Ungläubigen und Unterwerfung unter die rechtmäßige Gewalt, so hat auch die Religion der Drusen sieben Gebote: Wahrhaftigkeit, gegenseitige Unterstützung, Verleugnung jeder andern Religion, Enthaltung vom Umgang mit Dämonen und Andersgläubigen, Glaube an die ewige Einheit Gottes oder Hakims, Zufriedenheit mit allen Werken Gottes und Ergebung

Digitized by Google

in seinen Willen. Das Gebot der Wahrhaftigkeit ist auf den Verkehr mit den Glaubensgenossen beschränkt, andere zu belügen ist gestattet. Das Gebot, mit Andersgläubigen sich nicht einzulassen, wird häufig gebrochen, und es geschieht sogar, daß die Drusen, wenn sie unter Moslemin sind, in die Moscheen gehen und alle Gebräuche mitmachen. Im Herzen aber hassen sie alle Bekenner eines andern Glaubens, und vor allem die Christen, da unter ihnen die Sage geht, die Franken würden dereinst ihr Gemeinwesen umstürzen. Dieses letztere ist eine Art Adelsherrschaft. Die größern Grundbesitzer kommen zu Dejr El Kamr, dem Hauptort des Landes in der Eigenschaft von Landständen zusammen, beschließen Gesetze, bestimmen die Abgaben u. s. w. Die Drusen können gegen 15,000 Bewaffnete ins Feld stellen. Sie gelten für tapfer und bei der Natur des Landes gelang ihnen bis jetzt die Erhaltung der meisten ihrer alten Freiheiten, mit denen sie sich ein Verhältniß zu der Pforte bewahrten, welches Aehnlichkeit mit dem der Montenegriner zu dem Sultan hat. Ihre Sprache ist die arabische. Nur wenige unter ihnen können lesen und schreiben, und so lassen sie sich Geschäfte, zu denen es der Feder bedarf, in der Regel von Maroniten besorgen. Als Hauptfehler werden ihnen Treulosigkeit und Rachsucht nachgesagt. Dagegen rühmt man ihnen auch mancherlei Tugenden nach. Ihr Muth verschaffte ihnen in den Kämpfen mit den Maroniten, wo die Zahlen gleich waren, fast ohne Ausnahme den Sieg. Sie sind mäßig, reinlich und sehr fleißig im Anbau ihrer Aecker und ihrer Oliven- und Rebengärten, sowie bei der Pflege ihrer Maulbeerpflanzungen. Weniger wird ihnen die Tugend der Keuschheit nachgesagt. Doch sind sie besser als ihre Nachbarn, die Nosairier, bei denen der altsyrische Astartedienst mit seiner Prostitution zur Ehre Gottes noch fast ganz wie vor dritthalbtausend Jahren im Schwange ist.

Der Fürstenbesuch in Baden und die preußische Politik.

2.

Die Ansprache, welche der Prinzregent von Preußen am 18. Juni im Schlosse zu Baden an die versammelten Souveräne hielt, ist deshalb von besonderem Interesse, weil sie, durch den erlauchten Herrn selbst ohne Beirath seiner Minister verfaßt, einen ziemlich genauen Einblick in das verstattet, was man wol die persönliche

Digitized by Google

Politik des Regenten von Preußen nennen darf. Während diese Zeilen geschrieben wurden, ist eine vollständige Publication des Wortlauts noch nicht erfolgt, wie sie dieselbe wegen der verschiedenen Auslegungen zu wünschen wäre, welche durch die Gegner einzelnen Sätzen derselben gegeben worden sind. Auch hier wird nur der Inhalt kurz angezogen, ohne vorgefaßte Meinung und ohne die Absicht einer tendenziösen Auslegung. Er ist klar und einfach und lehrt was die deutsche Einheitspartei von dem gegenwärtigen Preußen zu erwarten hat, was nicht; ferner was die Regierungen der Mittelstaaten besorgen mögen, was nicht; endlich wie der Herrscher von Preußen die Stellung seines Staates zu den deutschen Territorien und dem Auslande auffaßt. Zu diesem Zweck wird die Rede Satz für Satz kurz zusammengefaßt:

Dank den anwesenden deutschen Fürsten, wobei die beiden Herren von Bayern und Würtemberg, welche ursprünglich allein durch Preußen eingeladen waren, von den übrigen unterschieden werden.

Kaiser Napoleon hat die Zusammenkunft gesucht; der ausgesprochne Grund seines Wunsches war, dadurch vor Europa seine Friedensliebe zu beweisen und die Aufregung der Gemüther in Deutschland zu beschwichtigen. Er hat seine friedlichen Versicherungen Allen übereinstimmend wiederholt und vorgetragen. Wir haben ihm freimüthig und offen auch unsere Ansicht ausgesprochen. Ich habe in diese Zusammenkunft nicht gewilligt, ohne die Vorbedingung zu machen, daß die Integrität Deutschlands in keiner Weise in Frage gestellt werden dürfe.

Denn die erste Aufgabe der europäischen Politik Preußens ist, den Territorialbestand sowol des Gesammtvaterlandes als der einzelnen Landesherren gegen das Ausland*) zu schützen.

In dieser Aufgabe wird mich auch der Umstand nicht beirren, daß die Entwicklung der innern Politik, die ich für Preußen als unerläßlich erkannt habe, so wie meine Auffassung mehrerer Fragen der innern deutschen Politik von den Auffassungen einiger meiner hohen Bundesgenossen abweichen möge.

In Deutschland bemühe ich mich, die Kräfte des Volkes zu gedeihlicher Wirksamkeit zusammenzufassen; an meiner Loyalität dabei kann kein Zweifel sein; das völkerrechtliche Band, welches die deutschen Staaten umfaßt, soll nicht erschüttert werden; die Reform des Bundes soll nur unter gewissenhafter Wahrung der Interessen Aller erstrebt werden; ich halte den gegenwärtigen Augenblick nicht für geeignet zu einer Bundesreform, aber ich halte fest an den bereits anderweitig den deutschen Regierungen bezeichneten Punkten. (Diese Punkte sind: 1) Bundeskriegsverfassung, 2) Küstenbefestigung, 3) Rückkehr zur Verfassung von 1831 für Kurhessen, 4) Vertretung der Rechte Schleswig-Holsteins gegenüber Dänemark.)

Ich hoffe, daß alle deutschen Regierungen, sich allmälig meiner innern wie meiner deutschen Politik anpassen werden.

---

*) Diese Worte stehen nicht im Text, wol aber der Ausdruck Aufgabe der „europäischen Politik" Preußens, welche durch die ganze Rede neben die „innere" und „deutsche" Politik Preußens gestellt wird. Daß der Sinn dieses Satzes nicht der ist, Preußen werde jeden Landesherrn unter allen Umständen, etwa seinem eigenen Volk gegenüber bei der Regierung erhalten, bedarf keiner Widerlegung.

Digitized by Google

Ich hoffe auch auf eine Verständigung zwischen Preußen und Oestreich. Sollte dieselbe Fortschritte machen, so werde ich davon Ihren Cabineten Mittheilung zukommen lassen.

Möge die Einigkeit der deutschen Fürsten gegen das Ausland auf den nationalen Sinn gute Wirkung ausüben. Unserm Wirth, dem Großherzog von Baden, sage ich Dank, welchem Sie sich gewiß gern anschließen.

So faßt der Prinzregent von Preußen die Aufgabe seines Staates gegen das Ausland, gegen das deutsche Volk und gegen die Preußen auf, oder um die Ausdrucksweise der Rede zu gebrauchen, seine europäische, deutsche und innere Politik.

Die ausdrückliche, in dieser Rede nicht zum ersten Mal betonte Versicherung des Prinzregenten, daß er sein „liberales" Ministerium festhalten werde, war, wie die Zeitungen melden, durch vorhergegangene Besprechungen der vier Könige veranlaßt, Besprechungen, in denen die Rede gewesen sein soll, den Prinzregenten um Anstellung conservativer Minister zu ersuchen, weil das liberale Princip den übrigen Regierungen Gefahr drohe. Man ließ diesen Punkt fallen, vielleicht in der Erwägung, daß der Prinzregent grade jetzt, wo er gegen Rußland und Frankreich den Bestand der deutschen Dynastien vertreten hatte, möglicherweise für angemeßner halten könne, seinerseits die Entfernung der bisherigen Minister in den Mittelstaaten zu verlangen. —

Wir freuen uns, daß der Herrscher von Preußen auch bei dieser Gelegenheit sein Ministerium vertreten hat. In der That, wer Preußen ein wenig kennt, kann nicht zweifelhaft sein, daß ein Ministerium Manteuffel oder eine Herrschaft der Kreuzzeitung jetzt auf irgend welche Dauer unmöglich ist. Nicht nur wegen einem entschiedenen Mangel an regierungsfähigen Persönlichkeiten — denn die Talentlosigkeit dieser Richtung ist sehr viel größer, als bei den Liberalen — sondern noch mehr deswegen, weil das preußische Volk jetzt ein reagirendes Ministerium nicht vertragen würde. Noch zu frisch ist die Erinnerung an die elenden Jahre der Herren von Manteuffel und Westphalen, grade jetzt erhebt sich wenn auch noch unsicher und schwankend, ein kräftiges politisches Leben im Volke. Wenn die Einwirkung der Nationen auf die Regierung wie Flut und Ebbe nach gewissen Gesetzen steigt und fällt, so ist jetzt unverkennbar eine Periode steigender Volkskraft, der Beginn einer neuen Erhebung gekommen. Solches Anschwellen läßt sich nicht unterdrücken, jeder Damm den man ihm entgegenbauen wollte, würde überflutet werden. Zuviel Uebles und Unfähiges ist durch die letzten zehn Jahre in Preußen gethan und geduldet worden, unaufhörlich nagt die Erbitterung über diese Jahre in den Seelen, sehr viel Verdorbnes ist zu bessern, viele Hemmnisse gesunder Entwicklung beengen noch jetzt und müssen fort geschafft werden. Es ist ersichtlich, daß auf eine Reihe von Jahren die Fortschrittspartei in Preußen die größere Berechtigung zur Regierung hat, als die Conservativen, und diese Berechtigung wird dort sehr lebhaft empfunden, selbst von einzelnen Conservativen.

In der innern Entwicklung ist Preußen nicht nach allen Richtungen den übrigen deutschen Staaten voraus, ja ihm drohte die Gefahr, in mehrern wichtigen Punkten zurückzubleiben. Das Kammerleben dort ist noch neu, das Zusammenwirken von Volk und Regierung zu einer neuen Organisation des Staats geschieht noch unbehilflich, die Zahl der Führer, welche mit großem Geiste und Talent die Forderungen des Volks vertreten, ist nicht groß, auch dem Königshaus der Hohenzollern ist noch

Digitized by Google

n, ein persönliches Wollen gekreuzt und gehemmt zu sehen durch die Stimmungen
r Nation, wie sie sich in der Presse und auf der Tribüne äußert. So ist nicht unmög-
, daß die Zukunft in dem innern Leben Preußens noch manchen Gegensatz zwi-
en dem Willen der Krone und dem Wunsch der Völker zu Tage bringt, es ist
eifelhaft, ob das gegenwärtige Ministerium gegenüber dem Regenten und den
ammern den neuen Ausbau des Staates ohne Unterbrechung fortführt, es ist
öglich, daß heftige parlamentarisch- Kämpfe, starke Conflicte der Ueberzeugungen
thig sind, um neue Charaktere, e rgische Reformen durchzuführen, es ist möglich,
ß bei diesen innern Kämpfen auch vorübergehend ein „conservatives" Ministerium
n Versuch macht, sich zu behaupten. Sicher aber ist, daß über alle diese Schwie-
gkeiten eine gesetzmäßige Fortbildung Preußens in liberalem Sinne durchgesetzt
rd. Die Zukunft gehört unsern Freunden.

Sieht man aber genau zu, so ist es nicht das liberale Princip, welches zu
aden den Königen, wie man sagt, Besorgnisse eingeflößt hat, sondern etwas An-
res, Unvermeidliches und wahrscheinlich Unwiderstehliches. Auch ein preußisches
inisterium, welches in allen innern Fragen durchaus conservativ ist, wird fortan
em Lauf der Dinge nach sich keiner bessern Huld bei den Regierungen der Mittel-
aaten zu erfreuen haben. Das Ministerium Manteuffel war sehr gefügig, aber
and es denn wesentlich besser zu den übrigen Souveränetäten Deutschlands? Es
chien weniger gefährlich, weil es arm an Kraft und Selbstgefühl war; wo es
mal zu handeln versuchte, fand es denselben abgeneigten Willen. Stammen denn
e Minorität Preußens beim Bunde, die Würzburger und Bamberger Coalitions-
rsuche aus den Tagen des gegenwärtigen Ministeriums? Es ist lächerlich, uns
s einreden zu wollen. Denn es ist klar, daß jedes preußische Ministerium, so oft
s einen preußischen Willen äußert, in dieselben Conflicte mit den Mittelstaaten kom-
en muß, Graf Arnim und vollends Herr v. Bismark wären genau so unbequem,
s Herr von Auerswald und Herr v. Schleinitz. Und wir meinen, daß auch im
ohlverstandenen Interesse der kleineren Souveräne dasjenige Regierungssystem
reußens am willkommensten sein muß, welches am nachdrücklichsten und groß-
rtigsten die Führerschaft in Deutschland beansprucht.

Wir hoffen, daß deutsche Patrioten mit Freude die Stellung betrachten werden,
elche der Prinz dem preußischen Staat gegenüber dem Ausland angewiesen hat.
er Herrscher Preußens ist Schutzherr des deutschen Bodens, auch des kleinsten Terri-
riums gegen jeden Angriff eines auswärtigen Gegners. Das ganze Deutschland
hört zu ihm, und seine Herrscherpflichten reichen bis über die Flur des äußersten
renzdorfes. Welche Rechte aus der mannhaften Ausübung solcher Pflicht mit in-
rer Nothwendigkeit folgen, darüber wird auch die deutsche Nation zu entscheiden
aben. Und es ist wenig zweifelhaft, wie dieser Entscheid ausfallen wird, sobald erst
reußen seine Kraft, solche Ehrenpflicht zu erfüllen, tapfer und hochsinnig erweist.

Wir vernehmen, daß ein Bündniß Preußens mit Frankreich und Rußland, das
roject der Mainlinie, selbst die Aufopferung des linken Rheinufers hier und da von
armen Preußen ohne Mißfallen angehört wurde; ein Unternehmender mag wol
avon geträumt haben, die Rheinpfälzer etwa so aus dem deutschen Bunde zu ent-
assen, wie Victor Emanuel nach dem Gerücht die letzte Deputation der Savoyarden
ließ, die ihn bat, sie nicht an Frankreich auszuliefern. Der König hob nach kal-

Digitized by Google

tem Empfange beim Abſchiede die Hand gegen ſie auf und rief drohend: „Ihr Racker, auf dem Mont Cenis ſehe ich euch wieder, den Kopf meines Pferdes gegen Norden.“ Solche Politik iſt vielleicht in dem Vaterland der Sforza und Machiavell möglich, ſie iſt es nicht in Deutſchland. Wir mögen ſolch kühnes Spiel mit Theilnahme betrachten, aber wir ſollen nicht vergeſſen, daß es ein Spiel iſt mit dem Glück, ein abenteuerliches, gewagtes Spiel, und ein herbes Unrecht gegen das geopferte Volk. Wir ſind keine Italiener, und Preußen hat jede Urſache maßvoller und ſtolzer zu empfinden, als Piemont. Denn was nährt dem Deutſchen die Sehnſucht nach größerer politiſcher Concentration ſeines Vaterlandes? Iſt es der brutale Despotismus elender Regierungen, welche den Wohlſtand ihrer Völker niederhalten, durch wilde Polizeiwillkür Freiheit und Leben der Individuen unerträglich bedrohen? Iſt es ein ſchlaffes, kopfloſes Mißregiment voll abgeſtandener Traditionen? Sind es fremde, durch das Ausland aufgedrungene Dynaſtien, welche dem Volke unheimiſch gegenüberſtehn? Im Gegentheil. Faſt überall angeſtammte uralte Fürſtenhäuſer, ſie haben ihre Territorien durch Jahrhunderte regiert, ſchlecht und recht, wie grade der Geiſt der Zeit war, hier einmal ein Querkopf, ein ſchlechter Mann, eine elende Wirthſchaft, ein andermal wieder ein guter Landesvater, ein wohlwollendes Herz, ein ſorgfältiges Regiment, das ſich nach allen Seiten um das Wohl des Landes bemühte. So weit durch die Zeit, durch gemeinſame Leiden und Freuden ein Volk mit ſeinem Fürſtenhauſe verwachſen kann, ſind die Deutſchen mit ihren Territorialherren verbunden. Sie haben ihnen manches zu danken, und haben manches für ſie gethan; die Opfer, die ſie ihnen gebracht, ſind ſo gut ein Band geworden, wie die Gutthaten, die ſie empfangen. Wenn alſo die Deutſchen mit ihrer gegenwärtigen politiſchen Lage nicht zufrieden ſind, ſo liegt das doch im Ganzen nicht darin, daß ihre Regierungen die gewöhnlichen Anforderungen, welche der Einzelne an ſeinen Staat macht, ſchlecht befriedigen, ſondern darin, daß ihre Regierungen beim beſten Willen außer Stande ſind einige hohe politiſche Anforderungen zu befriedigen. Sie vermögen ihnen nicht die relativ größte Sicherheit gegen auswärtige Feinde zu geben, ſie vermögen der erwerbenden Kraft des Einzelnen, welche ſich in die Weite dehnt, nicht dies relativ weiteſte Gebiet zu gedeihlicher Thätigkeit zu öffnen, ſie vermögen endlich nicht das edelſte Selbſtgefühl, den Quell der männlichſten Sittlichkeit, zu fördern, das Gefühl, Bürger eines mächtigen Staates zu ſein, ein Herr der Erde, geehrt und gefürchtet von Fremden, Theil eines großen, lebendigen Ganzen. Es iſt von Haus aus gar nicht ihre Schuld, daß ſie das nicht vermögen. Und das Begehren des deutſchen Volkes geht nicht gegen ſie, ſondern über ſie hinaus.

Wie ſich der Regent von Preußen zu dieſer Sehnſucht der deutſchen Nation ſtellt, ſoll Gegenſtand der nächſten Betrachtung ſein. ♀

Digitized by Google

Literatur.

Von Major Beißkes „Geschichte der deutschen Freiheitskriege“ ist eine zweite Auflage (Berlin, Duncker und Humblot) erschienen. — Dieselbe ist in einigen Punkten berichtigt und an vielen Stellen ergänzt, wozu dem Verfasser die Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813, redigirt von der historischen Abtheilung des Generalstabes, die Memoiren Reiches, der dritte und vierte Band von Tolls Denkwürdigkeiten, der sechzehnte Band von Thiers Geschichte des Consulats und Kaiserreichs, die Memoiren von Marmont und die Biographien von Radetzky und Gneisenau den Stoff lieferten. Auch hat die Verlagshandlung zum bessern Verständniß des Feldzugs von 1814 eine Uebersichtskarte hinzugefügt. In der Vorrede vertheidigt sich der Verfasser gegen die Vorwürfe, die ihm die östreichische Militärzeitung wegen seines Urtheils über die Stellung Oestreichs in den Freiheitskriegen und die Bedeutung Fürst Schwarzenbergs gemacht, Vorwürfe, deren massiv grober Ton um so widerwärtiger klingt, als dasselbe Blatt Beißke kurz vorher mehr als billig gelobt hatte. Wir lassen seine Antwort folgen, nicht sowol weil sie Neues enthielte, als weil man gewisse Wahrheiten nicht oft genug wiederholen kann:

„Niemand leugnet, daß erst durch das Hinzutreten Oestreichs die Uebermacht gegen den Imperator so groß wurde, daß er besiegt werden konnte, aber es ist gewiß, das Oestreich bis 1814 nicht beabsichtigte ihn vom Thron zu stoßen. Der Oberbefehlshaber aller verbündeten Heere, Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, ein durch und durch edler Charakter, nicht ohne Verdienst und für die bestehenden Verhältnisse einer vielgliedrigen Coalition wegen seiner Uneigennützigkeit, Gewandtheit und Nachgiebigkeit vielleicht der passendste Mann, hat die große Kriegsarbeit nicht allein ausgeführt. Er ist nicht der Sieger in so vielen Schlachten. Die Hauptsache thaten die Preußen allein oder im Verein mit den Russen, bei vorherrschend preußischer Führung. Die Schlachten bei Großbeeren, Hagelberg, Dennewitz, an der Katzbach, bei Wartenburg wurden ohne seine Mitwirkung geschlagen. Bei Dresden erlitt er eine große Niederlage, und bei Kulm trat er den Befehl an Barclay ab. Bei Leipzig erlitt er an der Stelle, wo er selbst befehligte, Nachtheile, und bei La Rothière trat er wieder den Befehl an Blücher ab. Die einzigen Schlachten, wo er allein und verhältnißmäßig unabhängig befehligte, bei Bar sur Aube und Arcis sur Aube stempeln ihn nicht zu einem großen Feldherrn. Er war von mäßigen kriegerischen Gaben und diente im Feldzug von 1814 meist der Diplomatie seines Hofes, zum großen Nachtheil seines kriegerischen Ruhmes. Er hat Verdienste indirecter Art: eine Selbstverleugnung, wie sie selten gefunden wird in Lagen, wo ein stärkerer und talentvollerer Charakter alle Geduld verloren hätte.“

Erlebnisse eines Veteranen der großen Armee während des Feldzugs in Rußland 1812, herausgegeben von dessen Sohne R. v. Meerheim.

Digitized by Google

Dresden, Meinhold und Söhne. Interessante Mittheilungen über die Thaten und Schicksale der beiden sächsischen Regimenter Garde du Corps und v. Zastrow während jenes Feldzugs, an dem sich dieselben bekanntlich in rühmlichster Weise (vorzüglich in der Schlacht an der Moskwa) betheiligten, von dem sie aber auch nur zum zweihundertsten Theil ihrer ursprünglichen Stärke (7 Mann und einige Officiere) zurückkehrten. Der Dank, den die französischen Generale und Geschichtschreiber den Sachsen für diese Waffenthaten und Opfer sowie für die in frühern und spätern Feldzügen geleistete Hilfe abstatteten, ist bekannt. Er wird aber immer derselbe sein, wo ein Rheinbund seine Kräfte den Franzosen zur Verfügung stellt, und wenn der Soldat sich darüber zu beklagen hat — die, welche ihn schicken, haben sich nicht zu beklagen. Im Uebrigen ist zu bemerken, daß manche der Schilderungen in dem Buche ungemein anschaulich sind; namentlich gilt dies von den Einzelnheiten über den Rückzug der großen Armee aus Rußland, welche der vom Vater des Herausgebers verfaßte Hauptabschnitt der Schrift enthält und von den Abenteuern des Majors Scheffel, von denen wir vielleicht später Einiges mittheilen.

Jenseit des Tweed. — Bilder und Briefe aus Schottland von Th. Fontane. Berlin, Verlag von J. Springer. 1860. Der Verfasser hat Edinburg, dann das Schlachtfeld von Floddenfield, dann Stirling und das Land am Loch Katrine, wo Scotts „Mädchen vom See" spielt, besucht, ist hierauf nach Perth, dann hinüber nach Inverneß gefahren, wo er das Schlachtfeld von Culloden besuchte, und hat darauf auch Staffa und Iona gesehen. Nach Edinburg zurückgekehrt machte er zum Schluß Ausflüge nach Melrose-Abbey und Abbotsford, dem seltsamen Reliquienschrein voll Erinnerungen an Scott. Seine Schilderungen sind anschaulich und lebendig. Von Werth ist, daß er vorzügliche Aufmerksamkeit den Orten zuwendete, welche durch Shakespeares und Sir Walters Dichtungen bekannt wurden. Uebrigens hat er auch ein gutes Auge für die Menschen, und manches namentlich, was er uns von den Straßen Edinburgs, von den Gassenpredigern, den Spukhäusern der alten Puritanerstadt mittheilt, liest sich mit nicht gewöhnlichem Interesse.

Mit **Nr. 27** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juli 1860.

Die Verlagshandlung.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Roger Bacon.

Fr. Rogeri Bacon Opera quaedam hactenus inedita.
Vol. I, Containing Opus Tertium, Opus Minus, Compendium Philosophiae. Edited by J. S. Brewer, M. A. Published by the authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury, under the direction of the Master of the Rolls. London, Longman, Grun, etc. 1860.

Man hielt es einst Dr. Johnson vor, daß er selten etwas Gutes von andern Menschen sage. „Das ist nicht meine, sondern eure Schuld," antwortete der Doctor, „denn da ihr die Verdienste unserer Landsleute gewöhnlich übertreibt, muß ich sie herabsetzen, um sie auf das Maß der Wahrheit zurückzuführen." Wir befinden uns mit Rücksicht auf Roger Bacon zum Theil in einer ähnlichen Lage. Wir können nicht in das traditionelle Lob seines angeblich weit über seine Zeit erhabenen Geistes einstimmen. Bacon war ein Mann von großen Anlagen und zugleich von engherziger Beschränktheit, ein Freund der Wahrheit und ein Anhänger der Lüge, kurz ein bizarres Gemisch von Tugenden und Lastern, das den „Menschenfreund" tief kränkt, für den Beobachter menschlicher Natur aber besondern Reiz hat. Bevor wir von seinen Werken sprechen, müssen wir einiges über sein Leben sagen, denn sein persönlicher Charakter tritt auf jeder Seite in seinen philosophischen Schriften hervor.

Roger Bacon war wahrscheinlich im Jahre 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Somerset geboren. Er wurde früh für die gelehrte Laufbahn bestimmt. Der Ruhm, den man sich durch Gelehrsamkeit erwerben konnte, war damals unbegrenzt; der Einfluß berühmter Lehrer nicht nur auf die Jugend eines Landes, sondern auf die ganze katholische Christenheit und selbst auf die Ungläubigen sehr bedeutend. Die Araber standen von Spanien aus in engem wissenschaftlichen Verkehre mit dem übrigen Europa. Ein großer Gelehrter war ein Held und Kämpfer für die Ehre seines Landes und seiner Religion. Außerdem standen sich die Magister auch in pecuniärer Hinsicht nicht schlecht. Die Schüler bezahlten ihre Lehrer. Wer also Hörer in großer

Digitized by Google

Zahl erziehen konnte, wurde leicht reich. Schon Abälard war von 4000 Studirenden umgeben gewesen und seine Reichthümer verleiteten ihn, wie er es eingesteht, anfangs zu Ausschweifungen. Zur Zeit Bacons waren die Aussichten noch besser. Die Vorliebe für Wissenschaft war in stetem Wachsen. Friedrich der Zweite war, wie bekannt, einer der größesten Förderer von Gelehrsamkeit, die je gelebt. Dasselbe war Papst Urban der Vierte. Ludwig der Heilige, der mit der einen Hand Reliquien an fromme Bischöfe sandte, schützte mit der andern Philosophen, die wenig Respect vor Kirchenauctorität zeigten. Alfons der Weise war so unweise, daß er sich wie Prospero fast ausschließlich mit Astronomen und Mathematikern umgab, Bücher schrieb und den Lauf der Gestirne berechnete. Er verlor, ebenfalls wie Prospero, darüber seine Krone und sein Land. Wie die großen Könige, so waren viele kleinere Fürsten. Theobald von Vasconie z. B. trieb die Priester aus seinem Reiche, die sich der freien Entwickelung der Wissenschaft widersetzen wollten und kümmerte sich wenig um die Excommunicationen von Rom. Bacon erzählt uns, daß zu seiner Zeit Doctoren und namentlich Doctoren der Theologie „in jeder Stadt, in jedem Schlosse, in jedem Burgflecken" zu finden waren. (S. 398)

Bei dieser seltenen Vereinigung günstiger Umstände hätte Bacon wahrscheinlich eine glänzende Zukunft gehabt, wenn nicht neun Jahre vor seiner Geburt die Frau des Grafen Bollstädt zu Lauingen in Schwaben einen Sohn geboren hätte, der so zwergartig klein blieb, daß keine Rede davon sein konnte, einen Soldaten aus ihm zu machen. Albert Bollstädt mußte Gelehrter werden und folglich früher oder später mit Roger Bacon als Nebenbuhler zusammentreffen. Ein Ausweichen war unmöglich. Denn im dreizehnten Jahrhunderte gabs nur eine gelehrte Sprache im Abendlande, die lateinische, und nur eine Wissenschaft, die scholastische Philosophie. Sie umfaßte alle Zweige des menschlichen Erkennens von Theologie und Methaphysik bis zur Musik, zum Tanzen und zum Ackerbau. Der hiernach schon unvermeidliche Wettstreit wurde dadurch noch persönlicher gemacht, daß Paris den Mittelpunkt für alle Gelehrten bildete. Jeder, der den höchsten Ruhm beanspruchte, mußte sich wenigstens zeitweise dort hören lassen. Dieselben Richter entschieden in denselben Sälen über den Ehrenpreis.

Roger Bacon scheint vor Albert Bollstädt nach Paris gekommen zu sein. Er war mit seinem Empfange nicht unzufrieden Wenigstens liebte er es, in späterer Zeit von dem Ruhme zu sprechen, den er in jüngeren Jahren genossen. Aber schon 1245 erschien Albert auf dem Mont St. Geniève. Der Ruhm, der ihm voranging, war außerordentlich, seine neuen Erfolge ohne Beispiel. Roger Bacon schrieb von ihm zwanzig Jahre später mit Bitterkeit: „Er übte einen größeren Einfluß auf die Geister aus, denn je ein Mensch vor ihm. Selbst Christ ist nicht so erfolgreich gewesen, da seine

Digitized by Google

Lehre zu seinen Lebzeiten nicht geachtet wurde." (S. 30) Alt und Jung, Lehrer und Lernende versammelten sich um Albert, um aus seinem Munde Weisheit zu lernen. Sein Wort war Gesetz. Die größesten Hallen konnten seine Zuhörer nicht fassen. Er war genöthigt, auf den öffentlichen Platz hinauszuziehen, der noch jetzt nach ihm in der Zusammenziehung und Corruption Place Maubert genannt wird. Das war nicht mehr Albert Bollstädt, nicht mehr Magister Albertus, sondern bereits Albertus Magnus oder wie er von seinen Schülern genannt wurde, Divus Albertus Magnus, der Große und der Göttliche.

Bacon muß es bald eingesehen haben, daß er neben Albert keine andere Wahl hatte, als sich entweder dazu zu entschließen, im besten Falle der zweite zu sein, oder um jeden Preis etwas Neues zu erfinden, denn in den bekannten Reichen der Wissenschaft konnte er nicht hoffen, gegen die Popularität seines Rivalen Stand zu halten. Hätte er sich wenigstens zeitweise Alberten unterordnen können, so möchte er immer noch eine so ruhmvolle Laufbahn wie Thomas ab Aquino gehabt haben. Er wollte aber nicht der Zweite sein und machte es sich eben dadurch unmöglich, je der Erste zu werden. Im Jahre 1267 schrieb er, daß er vor zwanzig Jahren, also grade zur Zeit, von der wir sprechen, „den Weg der Gewöhnlichkeit verlassen" (neglecto sensu vulgi, S. 59). Neue Wege führen indessen selten zum Glück. Neuerungen sind fast nie Verbesserungen, wenn sie aus persönlicher Rivalität gesucht werden und nicht aus tiefer Ueberzeugung und aus der Nothwendigkeit in der Sache selbst fließen. Bacon verfiel seit dieser Zeit in eine Reihe von Irrthümern und in eine krankhafte Reizbarkeit, die es ihm oft unmöglich machte, die einfachsten Dinge richtig zu erfassen. Er sank schnell in der Achtung seiner Zeitgenossen. Wenn er zu seinen Freunden von neuen Entdeckungen sprach, lächelten diese mitleidig und antworteten, „das Alles sei entweder längst bekannt oder völlig werthlos." Wenn er in seinen Vorlesungen zu Oxford seine neuen Theorien vorbrachte, lachten ihm seine Hörer ins Gesicht. Bald blieben die Schüler ganz aus und er mußte seine Vorträge einstellen. Von der Zeit, die darauf folgte, sagt er: „Ich bin nun seit zehn Jahren allen Ruhmes verlustig. Niemand fragt nach mir und Niemand spricht von mir. Ich bin begraben in Vergessenheit und selbst mein Name ist aus der Welt verschwunden." (S. 7) Abälard war verfolgt worden, weil er für gefährlich gehalten. Bacon, im Gegentheile, wurde nicht gefürchtet, sondern verachtet. Während seiner Zeit sah er drei Magistri Parisii auf den päpstlichen Thron steigen, andere Magistri wurden Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe. Er blieb Franziscanerbruder bis zu seinem Ende, nicht weil man ihn als Gelehrten verfolgte, sondern weil man ihn nicht als Gelehrten anerkannte. Wenn er, wie es die Mönche seines Klosters nannten, sich selbst

Digitized by Google

und Andern lästig wurde, sperrten ihn Subalterne ohne Weiteres, wie einen Schulknaben, bei Brod und Wasser ein, während der englische Provincial John Beckham und der General des Ordens Bonaventura zu den größesten Gelehrten und zu den eifrigsten Förderern von Wissenschaft gehörten.

Nie war Ehrgeiz härter bestraft worden. Dieselbe Halsstarrigkeit, die Bacon ins Unglück geführt, gab ihm aber auch die Kraft es zu tragen. Wenn die Welt ihn verachtete, so verachtete er seinerseits die Welt noch weit mehr. Seit vierzig Jahren, das war seine fixe Idee, war das ganze Menschengeschlecht, degenerirt, verderbt und verdummt, und die Verderbtesten und Verdummtesten von Allen waren grade die Geehrtesten, nämlich die Magistri Parisii mit Albertus Magnus an der Spitze. Er, Bacon war das einzige Licht, das übrig geblieben. Er war im alleinigen Besitze aller Mittel, die Wunden der kranken Menschheit zu heilen — wenn sie ihn nur als Arzt anerkennen wollte. (Siehe z. B. S. 84) Er und nur er konnte Staat und Kirche vom Untergange retten. Während Bacon seine Weisheit so einem ungläubigen Publikum anpries, schickte Urban IV. den Cardinal von Sabina nach England, um zwischen der Partei von Simon von Montfort und Heinrich III. einen Vergleich zu Stande zu bringen. Der Vergleich scheiterte. Der Cardinal hörte bei dieser Gelegenheit aber von Bacon als einem guten Royalisten und einem Mann, der sich rühme, am besten zu wissen, wie die Verwirrungen gelöst werden könnten. Der Cardinal von Sabina wurde einige Jahre später selbst Papst Clemens IV. Er hatte Bacon nicht vergessen, und da die Schwierigkeiten der Kirche zahlreich und groß waren, hielt er es für gut, auch die Ansichten des englischen Franciscanerbruders zu hören. Er trug ihm auf, seine Verbesserungsvorschläge niederzuschreiben und nach Rom zu schicken, ohne das Manuscript jedoch jemand zu zeigen.

Bacon nahm sich keine Zeit, ruhig zu erwägen, was der Papst eigentlich von ihm verlangte. Er eilte nach Paris und schrieb da sein Opus Majus. Die wenigen Monate, die er darauf verwendet, sind gewiß die glücklichsten seines Lebens gewesen. Welcher Schriftsteller verspricht sich nicht überschwänglichen Erfolg von seinem ersten Buche? Und Bacon, so lange verhöhnt, schrieb jetzt für die höchste Person in der Christenheit. Sollte er nicht hoffen, aus dem Letzten plötzlich der Erste zu werden? Glück übt nur auf gemeine Menschen einen verderblichen Einfluß aus. Edlere Naturen werden dadurch besser. Die Härten und Ungerechtigkeiten von Bacon wurden gemildert, sein Urtheil ruhiger und das Opus Majus, obgleich durchaus nicht frei von Uebertreibungen und falschen Behauptungen, ist im Ganzen ein interessantes Werk über scholastische Philosophie ganz — nur etwas anderes, als was der Papst erwartet hatte. Mathematik und alte Sprachen waren gewiß sehr empfehlungswerth, aber sie schienen Clemens nicht grade die wirksamsten Mittel zu sein, Manfred aus Italien zu treiben, Carl von Anjou im Gehorsam der Kirche zu erhalten und

Digitized by Google

das gefährdete Ansehn des päpstlichen Hofes in England zu befestigen. Der Papst, der sich so getäuscht sah, nahm von Bacon keine weitere Notiz. Er antwortete ihm nicht einmal. Bacon glaubte aber, Clemens habe ihn nicht gehörig verstanden. Er arbeitete daher sogleich ein zweites, erklärendes Werk, das Opus Minus aus, welches wir nur als Fragment besitzen. Der Papst war natürlich vom Opus Minus nicht mehr erbaut als vom Opus Majus. Ein gewöhnlicher Mensch hätte sich wahrscheinlich bei dem zweimaligen Verunglücken seines Versuches, den Papst zu überzeugen, beruhigt. Bacon war aber so fest davon überzeugt, daß er dem heiligen Vater pures Gold geboten, während alle übrigen Gelehrten nichts als elende Schlacken zu geben hatten, daß er sich damit noch nicht zufrieden geben konnte. Ehe achtzehn Monate abgelaufen waren, hatte er bereits sein drittes Werk, das Opus Tertium, verfaßt und nach Rom gesandt. Seine Verirrungen, die im Opus Majus in milder Form erscheinen, treten hier in grellem Lichte zu Tage. Sie werden nur von einigen Stellen im Compendium Philosophiae übertroffen, das Bacon später schrieb, als er selbst den Papst oder wenigstens die römische Curie aufgegeben hatte.

Im Leben von Roger Bacon sind, wie wir gesehen, zwei Perioden strenge geschieden. Die erste, die bis ungefähr zu seinem 35. Jahre reicht, war mit ernsten Studien im gemeinen schlichten Sinn oder Sensu vulgi, wie er es nannte, angefüllt. Der Gewinn davon war bedeutend und dauernd. Die zweite Periode beginnt mit seiner fruchtlosen Opposition gegen Albertus, die Herz und Kopf mit böser Krankheit erfüllte. Dem Ursprunge nach verschiedenen Zeiten angehörend, erscheint Weisheit und Thorheit, Güte und Schlechtigkeit in den Schriften von Bacon dicht nebeneinander in denselben Kapiteln und auf denselben Seiten.

Der Grundzug von Bacons Charakter war zweifelsohne ein großes, sogar ein zu großes Selbstgefühl. Wenn wir indessen das Opus Tertium öffnen, finden wir ihn gleich im Anfange wie einen niedrigen Sklaven, im Staube liegen. „Wo gibt es solche Beredtsamkeit, wo solche Tiefe des Gedankens" u. s. w., um die Herablassung des Papstes zu beschreiben? Er nennt sich die „Sohle am Fuße des Papstes", „kaum ein Atom im Universum" u. s. w. Nachdem Bacon sich in solchen Bildern erschöpft, versichert er, daß „seine Zunge gelähmt" sei, „seine Hand zittert," „seine Sinne ihm schwinden bei dem Mirakel," daß der Papst ihn hören wolle, und daß er daher keine Worte für seine Dankbarkeit finden könne. Das war nicht die Sprache des Jahrhunderts. Die Gelehrten waren damals viel zu vornehm, um servil zu sein. Albertus Magnus gab sein Bisthum auf, um als unabhängiger Gelehrter seine ganze Zeit der Wissenschaft zu widmen und Thomas ab Aquino konnte nicht beredet werden, ein Erzbisthum anzunehmen. Sonderbar genug, Bacon war als Schmeichler eben

Digitized by Google

so ungeschickt, wie als Verleumder. In demselben Augenblicke, da er sich erniedrigte, beleidigte er den Papst aufs Gröblichste. Clemens war nämlich ein ausgezeichneter Civiljurist und hatte als solcher seine Carrière gemacht. Ob Bacon das nicht wußte, oder in seinem Eifer eine solche Kleinigkeit übersah, er erzählte dem heiligen Vater zu wiederholten Malen, daß die Juristen des Civilrechts eine Pest der menschlichen Gesellschaft seien, und daß der Verfall der Kirche daher komme, daß sie zu hohen Würden befördert würden. Wäre das Betragen von Bacon dem Papste gegenüber das eines Mannes gewesen, so könnten wir seine Ansicht vielleicht mißbilligen, ihn aber wegen seiner Freimüthigkeit achten. Wenn er dagegen seine Schmähungen aus dem Staube heraufwinselt, so fügt er unseres Erachtens nur eine Thorheit zu einer Niedrigkeit hinzu.

Die Liebe von Bacon zur Wissenschaft war jedenfalls echt und tief gefühlt, wenn sie auch nicht immer rein war. Er hatte sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen und seine ganze Zeit dem Studiren und Forschen geopfert. Er sah sich als einen Märtyrer des Wissens an. Dessen ungeachtet hören wir ihn dem Papste sagen, daß „Seine Hoheit der unbeschränkte Herr aller Länder und Könige" sei, „daß Seine Macht den Himmel durchdringe, das Fegefeuer öffne, die Hölle in den Abgrund trete und das Universum umfasse," daß es daher an ihm sei, alles Unrecht zu rechten. Wenn Bacon unmittelbar nach solcher Sprache auf seine Gegner in der Wissenschaft als die Urheber alles Uebels hinweiset, so können wir uns des Verdachtes nicht enthalten, daß er trotz seiner Liebe zur Forschung den Papst zu wissenschaftlichen Verfolgungen aufforderte.

Aber auch abgesehen hiervon konnte Clemens keine hohe Meinung von den Neuerungen Roger Bacons haben. Wenn wir uns nicht mit Hörensagen begnügen, sondern wirklich seine Werke lesen, so gehen wir gewöhnlich mit dem Vorurtheile heran, daß im dreizehnten Jahrhundert nichts als Aberglauben und Unwissenheit zu erwarten ist. Wir sind daher überrascht, so viel Licht zu finden, als die Schriften von Bacon ohne Zweifel enthalten. Die Folge davon ist, daß wir ihn für einen überlegenen Geist halten und ihm seine Behauptungen aufs Wort glauben. Clemens befand sich aber in einer ganz andern Lage. Clemens konnte nicht so unvollkommen mit der Literatur seiner Zeit bekannt sein, wie wir es sind. Er mußte Vincent von Beauvais, Jacob von Vitry, Campanus, Bonaventura, Albertus, Thomas ab Aquino, Wilhelm von Tocco und eine Menge anderer Gelehrten kennen und daher sehen, daß viele Behauptungen von Bacon nichts als Verleumdungen waren. Wenn wir z. B. lesen, daß alle Gelehrten der damaligen Zeit mit Ausnahme von Bacon selbst den Magnetismus einem mystischen Einflusse des Sterns Nautica zuschreiben, so mögen wir das glauben. Nicht so Clemens. Wir wollen nicht

Digitized by Google

m Schriftsteller, wie den Cardinal von Vitry (Oudin Script. Eccl. 3, 46) und Albertus de Mirabilibus erinnern. Clemens konnte aber das Speculum Majus von Vincent, damals und Jahrhunderte später ein Schulbuch, noch nicht ganz vergessen haben. Vincent erzählt, daß die Magnetsteine die Kraft Eisen anzuziehen, „occulta quadam natura“ (ungefähr die Worte des Aristoteles, die auch wir noch brauchen könnten) besitzen, und daß diese Eigenschaft auf Eisen übertragen werden könne. Er bespricht die Magnetnadel mit ihren zwei Polen und gibt eine interessante Beschreibung des Compasses, wie er damals gebraucht wurde. Nicht ein Wort vom Stern Nautica. (Speculum Maj. vin., 19, 20, 21. Spec. Naturale Magn.)

Roger Bacon beginnt seine Bemerkungen über Ebbe und Flut mit den Worten: „Et nunc ponam unum exemplum omnibus occultum.“ Clemens brauchte aber nur das Speculum Naturale aufzuschlagen, um zu sehen, wie sehr sich Bacon im Irrthum befand. Nicht nur die tägliche Flut, sondern auch das Wachsen und Abnehmen derselben während des Monats und des Jahres ist darin beschrieben und von der Constellation des Mondes zur Sonne abhängig gemacht. Bacon ignorirt das. Er gesteht aber zu, daß Abumasar in seiner Introductio in Astrologiam etwas darüber gesagt habe. Das ist ein Irrthum, die Introductio spricht in Verbindung mit dem Monde nur von Fürstenmord, Pest u. s. w. Bacon meinte wahrscheinlich die Flores Astrologiae, eine kleine Schrift, die viele interessante Bemerkungen über Naturphänomene enthält und damals nicht selten dem unsinnigen Astrologen Janfur Abu Maschur, gewöhnlich Abumasar genannt, zugeschrieben wurde, obgleich sie unmöglich von ihm sein kann. Wie dem indessen auch sei, Bacon hätte gut gethan, nichts mehr über diesen Gegenstand zu sagen. Unglücklicherweise brachte es die Rolle als Neuerer mit sich, daß er etwas von dem Seinigen hinzufügen mußte. Der wahre Grund der Ebbe und Flut, versichert er uns, besteht darin, daß die Strahlen des Mondes, wenn er im Zenith oder nahe dem Zenith steht, senkrecht aufs Meer fallen, bis in die Tiefe dringen und da durch ihre Hitze Dämpfe entwickeln, welche die Wasserschichten aufblähen. Wenn im Gegentheile der Mond nahe am Horizonte steht, berühren seine Strahlen nur die Oberfläche des Meeres, die Dämpfe auf dem Grunde kühlen ab und die Ebbe folgt. Si tacuisses! Und selbst diese krasse Theorie ist nicht einmal originell. Sie ist zusammen gesucht, wie aus alten Lappen. Wir finden darin eine Stelle von Aristoteles fast wörtlich wieder (Meteorol. 2, 2), nur daß der griechische Philosoph von den Dämpfen im thierischen Organismus spricht und Bacon eine falsche Anwendung davon auf das Meer macht. Das Beispiel von Flüssigkeiten, die in einem Gefäße über dem Feuer erhitzt werden, hat Bacon aus dem Speculum Naturale von Vincent entlehnt. Seine ganze Neuerung besteht in nichts anderem, als daß er die Sonne in den Mond,

Digitized by Google

den Topf (olla) in eine Vaſe (ampulla), das ſiedende Waſſer in ſiedende Bri verwandelt, und daß er die Gründe überſieht, aus denen Albert die ga Theorie von der Erhitzung des Meeres verwirft. (Bac. Op. Maj. S. Vinc. Spec. Nat. 5. 14; Alb. Mag. Meteor. 3, 16, Abumaſar Introd. Aſtrol., Luna; Flores Aſtrol., Luna cap. 4, 5.)

Dieſe Beiſpiele müſſen uns genügen. Die Behauptungen von Ba ſind alſo nicht ohne Weiteres als wahr hinzunehmen und ſeine Neuerun ſind nicht gerade Verbeſſerungen. Die Anwendung auf Moral und Religi iſt ſelten glücklich. Wir müſſen geſtehen, daß wir es ihm gerne erließen, a Chriſt, den zwölf Apoſteln und den 24 Aelteſten der Apocalypſe „ein ſ ſchönes Viereck" zu conſtruiren. (S. 138) Wir können uns auch wenig Vorth davon verſprechen, wenn Bacon die Unterſuchungen von Ariſtoteles über d Verhältniß von Ideen zum Raum auf die Engel anwendet und zum Reſult kommt, daß dieſelben „nicht theilbar" ſind. (S. 168) Die Welt, erzählt u unſer Autor im Compendium Philoſophiae, iſt ſeit 40 Jahren ein allgemein Sündenmeer geworden, vom päpſtlichen Hofe herunter bis zu den Kaufleut und Handwerkern, „die, wie ſich das von ſelbſt verſteht, in jedem Worte u in jeder That nichts als Betrug, Lüge und Falſchheit üben." Dagegen gib nur ein Mittel, das Abendmahl. Denn beim Abendmahl eſſen und trink wir Chriſt, der nicht verdaut und in unſere Subſtanz verwandelt, ſonde unverändert unſerem Körper zugefügt wird. Je mehr wir davon eſſen, de mehr werden wir chriſtlich und göttlich. (S. 401)

Ein Menſch von ſo bedeutenden Talenten wie Bacon, der Ariſtotel und Seneca ſtudirt, der die Werke vom H. Auguſtin kannte, der in perſönliche Verkehr mit Adam de Marino u. A. geſtanden hatte, mußte erſt tief ſinke ehe er ſich in eine ſo cyniſche Auffaſſung deſſen, was er für heilig hiel verlieren konnte. Sein Beiſpiel zeigt, daß wiſſenſchaftliche Größe nicht allei Verſtand und Fleiß, ſondern auch einen unverdorbenen Charakter vorausſetz Er ſelbſt iſt der Erſte, dieſen Satz anzuerkennen. „Wie der Menſch im Leber ſo iſt er in der Wiſſenſchaft," iſt ein Lieblingsthema von ihm. Er vergiß es nur, dieſe Wahrheit auf ſich ſelbſt anzuwenden. Solche große Perſönlich keiten mit verzerrten, aber ſtarken und ſcharf ausgeprägten Zügen werden ſelte in der Nähe geſchätzt, finden indeſſen faſt immer Anhänger in der Ferne So Bacon. Von ſeinen Zeitgenoſſen verhöhnt, hat er in ſpäteren Jahrhun derten eine Schaar von Lobrednern gefunden, die ihn grade wegen deſſen was Entſtellung war, preiſen, und ihm einen Dienſt zu erweiſen glauben wenn ſie ſeine Fehler noch vergrößern. Sie haben ihm alles Wiſſen, all Erfindungen bis zu den Eiſenbahnen und Dampfſchiffen hin zugeſchrieben Wir wollen hier nur an das Beiſpiel vom Kalender erinnern. Zur Zeit Ba cons war, wie bekannt, der Julianiſche Kalender im Gebrauch. Da mar

Digitized by Google

bereits vorher drei Schalttage ausgelassen hatte, so betrug die Abweichung desselben von der astronomischen Zeit im Jahre 1167, als Bacon schrieb, 7 Tage 4 Stunden 43 Minuten 10 Sekunden. Das war namentlich seit den Alfonsischen Tabellen ziemlich bekannt. Eine Berichtigung des Fehlers mußte aber nur größere Verwirrung hervorbringen, wenn sie nicht in allen Ländern gleichmäßig vorgenommen wurde. Kirchenversammlungen hatten daher einseitige Aenderungen ohne Zuthun des Papstes verboten. Unter solchen Umständen wagte es selbst Bacon nicht, sich dem Papste gegenüber als Entdecker des Irrthums im Kalender zu rühmen. Im Gegentheile, er behauptet, daß jeder Astronom und jeder gewöhnliche Kalendermacher (computista) ihn kennen. Seine modernen Freunde und darunter der Herausgeber des vorliegenden Werkes versichern uns dessen ungeachtet mit größester Zuversicht, daß Bacon nach endlosen Berechnungen zuerst den Fehler des Kalenders entdeckt, während die übrigen Gelehrten es nicht sahen, wie „Jahreszeiten und Kalender, gleich den Zeigern einer Uhr, selten nach derselben Richtung wiesen". Welche Uebertreibung! Im dreizehnten Jahrhundert oder ungefähr um die Zeit wurden der Compaß, die Uhren, Brillen und Ferngläser in Europa bekannt. Bacon hat aber keine dieser Erfindungen gemacht. Durch die Luft fliegen, auf dem Grunde des Meeres umherwandeln, Heere und Städte mit einem kleinen Instrumente vernichten, Alles das schwebte seinem Geiste in phantastischem Lichte vor. Aber die Mittel dazu aufzusuchen, sich in das Detail zu vertiefen, aus dem das Ganze zusammengesetzt werden muß, das war nicht seine Sache. Er hätte fliegen mögen, ehe er gehen konnte. Hätte Bacon mehr Weltkenntniß besessen, so wäre er vorzüglich dazu geeignet gewesen, andern, mühsam und bescheiden arbeitenden Gelehrten ihre Entdeckungen und ihren Ruhm zu entwenden. Selbst zu erfinden war er unfähig. Der Erfinder des Compasses kann er schon darum nicht gewesen sein, weil derselbe erweislich vor ihm in Gebrauch gewesen. Da bereits Saladin Kaiser Friedrich dem Zweiten eine Uhr zum Geschenke gemacht, so ist es etwas mehr als unwahrscheinlich, daß Bacon sie zuerst verfertigt. Es bleiben also nur die Brillen und Ferngläser übrig. Optik war die Lieblingswissenschaft von Bacon. Er hat sich viel mit ihr beschäftigt und spricht oft von ihr. Wenn wir indessen die Stellen S. 110 ff., 116. 534 ff u. s. w. mit Plinius Hist. Nat. 126, 26, 127, 2 und mit Seneca Quant. Nat. 1, 5, 6 vergleichen, so finden wir, daß Bacon auch in dieser Hinsicht aller Originalität entbehrt. Er wiederholt nur und fast wörtlich, was die Alten bereits von der Spiegelung der Glaskugeln und Kugelausschnitte gesagt. Wenn er etwas von dem Seinigen hinzufügt, so sind es wiederum unverständige Uebertreibungen, wie z. B. die Behauptung, daß Cäsar vermöge solcher Glaskugeln von Gallien aus die Bewegungen der Soldaten im Innern von England habe sehen können. Das zeigt, wie

Digitized by Google

Bacon nicht einmal auf dem Wege zur Erfindung war. Er kannte die Schwierigkeiten noch nicht.

Doch genug von Bacon dem „Allwissenden“ und dem „Weltverbesserer.“ Wir wollen zu etwas Erfreulicherem übergehen und nachsehen, was er als gewöhnlicher scholastischer Philosoph war.

„Tota sapientia concluditur in sacra scriptura, per jus tamen et philosophiam explicanda.“ (S. 81, 53) Alle Weisheit ist in der heiligen Schrift zu finden, wenn sie durch das Recht und durch Philosophie erklärt wird. Wir wüßten kaum, wie das Wesen scholastischer Philosophie in wenig Worten klarer ausgedrückt werden könnte. Die Scholastik ist der große Versuch, Glauben und Wissenschaft und Glauben und Kunst in ein harmonisches Ganze zu bilden. Die Zeit war noch stark im Glauben. Es war kaum ein Argwohn vorhanden, daß wesentliche Punkte der Religion das Licht der Wissenschaft zu scheuen hätten. „Es müßte traurig um das Christenthum stehen, wenn es, richtig verstanden, mit der Vernunft in Streit käme.“ „Die Christen würden sich in den Augen der Juden und Araber lächerlich machen, wenn sie Behauptungen aufstellten, die von der Wissenschaft widerlegt werden.“ Diese und ähnliche Behauptungen finden wir häufig in den Scholastikern und sie bilden den Grundton in den Schriften von Roger Bacon. Wie der Glauben an Religion, so war auch das Vertrauen zur Wissenschaft unbegrenzt. Die Wissenschaft, obgleich erst seit Kurzem wieder eingeführt, war selbst alt. Sie bestand in wenig mehr als in den Schätzen Griechenlands in verstümmelter Form. Griechische Originalwerke waren im Abendlande nicht viel bekannt. Sie hatten den weiten Umweg über Asien und Afrika gemacht und waren erst aus dem Griechischen ins Arabische und aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt worden. Die Juden hatten sich auch des literarischen Verkehrs angenommen. Der Jude Maschalla hatte unter Harun al Raschid dieselbe Rolle als Uebersetzer gespielt, wie der Jude Andreas ein halbes Jahrtausend später unter Friedrich II. Manche Fehler hatten sich eingeschlichen. Aber die so oft wiederholte Behauptung von Bacon, daß die Juden absichtlich den Text entstellt, ist eine Uebertreibung. Wir sprechen hier von wahren Gelehrten und nicht von wissenschaftlichen Betrügern, an denen es damals wie heut zu Tage nicht fehlte. Die Gelehrten hätten es leicht aus den römischen Nachahmern griechischer Philosophie, wie Cicero und Seneca, erkennen können, wenn die Uebersetzer den allgemeinen Sinn geändert hätten.

Dazu kommt, daß die griechische Sprache nicht vollständig unbekannt im katholischen Europa war. In Sicilien und Süditalien wurde sie noch gesprochen. Thomas ab Aquino und Wilhelm von Tocco, ein Brabanter, der später Erzbischof von Corinth wurde, übersetzten Aristoteles direct aus dem Urtext. Wir brauchen indessen zu keinen Vermuthungen nach Wahr-

Digitized by Google

heinlichkeiten unsere Zuflucht zu nehmen. Albertus Maganus hat uns in einen Commentaren über Aristoteles den größesten Theil der lateinischen Uebersetzung desselben, wie sie damals im Gebrauch war, aufbewahrt. Wir können sie noch heute vergleichen, und werden finden, daß griechische Philosophie im dreizehnten Jahrhundert sehr wohl verstanden werden konnte.

Dante, der, wir brauchen kaum daran zu erinnern, ein Zeitgenosse von Bacon war, nennt Aristoteles den „Meister der Wissenden". Er gruppirt um ihn herum Sokrates und Plato, Euklid, Ptolemäus und Galenus, Seneca und dem Arabar Avicenna. Wenn wir den Araber Averrhoes und den Juden Maimonides hinzufügen, haben wir ungefähr die Zahl der Philosophen, die damals im höchsten Ansehn standen. Und diese Heidengesellschaft, Griechen, Römer, Araber und Juden waren die Erklärer der heiligen Schrift? Im neunzehnten Jahrhundert würde das auf christlichen Universitäten schwerlich gelitten werden. Auch im dreizehnten Jahrhundert sah das die Kirche nicht immer gerne. Wir finden z. B., daß Aristoteles in 50 Jahren viermal von Rom aus auf der pariser Universität verboten wurde. Die Magistri Parisii waren aber keine folgsamen Kinder. Hatte doch Aristoteles, dieser „princeps philosophorum" lange vor den Aposteln an Alexander den Großen geschrieben: „der Glaube ist alt und von unseren Vätern her, daß Alles, was da ist, von Gott und durch Gott ist. Denn die Welt ist nicht durch sich selbst und kann nicht bestehen ohne den Erlöser .... Gott ist wahrlich und treulich der Erlöser von Allem, was ist, und der Schöpfer .." Wie sollten christliche Magister einen solchen Weisen für unchristlich halten? Und Plato, war er nicht allgemein, von Arabern und Christen, als ein Prophet anerkannt? Waren nicht die besten Schriften von Paulus, wie man damals nicht zweifelte, seine Briefe an Seneca? Damals glaubte man an diese Briefe, die noch existiren müssen und die der Schreiber dieses nur durch Unwohlsein verhindert ist aufzusuchen. Und dann, diese Magistri Parisii wurden gelegentlich Päpste, die vom apostolischen Stuhle herab das Studium der Heiden beförderten. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß Vincent von Beauvais, der, wie bekannt, Erzieher der Kinder Ludwig des Heiligen war, in seiner Einleitung zum Speculum Majus ganz unbefangen sagt: „Es ist nicht gut, die heidnischen Dichter und Philosophen zu schmähen, denn wer das thut, beschimpft die Apostel, die manches von diesen Dichtern und Philosophen entlehnt haben." Er führt Stellen des Komikers Menander und des Dichters Epimenides an, die sich bei Augustus Paulus wörtlich wieder finden. Und die Kirchenväter wie Augustin und Hieronymus, die doch am Ende das Christenthum erst ausgebaut haben, wo anders haben

Digitized by Google

sie ihre Weisheit hergenommen, als von den heidnischen Philosophen? Bacon behauptet ohne alles Bedenken, daß wir ohne das Studium der Philosophie keine echten Christen und auch keine so tugendhaften Menschen sein können, als die heidnischen Philosophen ohne Kenntniß der Bibel waren. (z. B. S. 50) „Denn," fügt er an einer andern Stelle hinzu, „die ganze Natur, materielle sowol als geistige, vom höchsten Himmel bis zu den Tiefen der Erde, bildet den Gegenstand der heiligen Schrift; und da es das Werk der Philosophie ist, die Natur zu erklären, so kann Theologie nur zugleich mit Philosophie verstanden und aufgefaßt werden." (S. 82) „Das Wort hat eine wundersame Kraft," heißt es weiter; wenn es indessen unphilosophisch gebraucht wird, „sinkt es zu der betrügerischen Kunst von Hexen und Betteln hinab und hat keine andere Wirkung, als daß der Teufel sein Spiel treibt." (S. 98).

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die Gebildeten im dreizehnten Jahrhundert das Christenthum nur in Verbindung mit classischer Literatur auffaßten. Hatte sich doch der Streit zwischen Abälard und St. Bernhard bereits in denselben Grenzen bewegt. Abälard verwarf nicht die Religion und St. Bernhard war kein Verächter der Philosophie. Bischof Neander will in ihm sogar einen Vorläufer der Reformation mit paulinischen Tendenzen erkennen. Wir sind anderer Ansicht. Wir glauben, daß Katholiken ganz aufgeklärt sein können, wie sie es damals nicht selten waren, und daß Aufklärung kein Zeichen von Protestantismus ist. Wie dem aber auch sei, der Unterschied zwischen den beiden berühmten Gegnern bestand nur darin, daß St. Bernhard der Theologie und Abälard der Philosophie die erste Rolle einräumen wollte. St. Bernhard sagte: Credo ut intelligam. Denn volles Wissen ist uns in unserem jetzigen Zustande noch unmöglich. Religion ist eine vorläufige Offenbarung, an die wir uns zu halten haben, bis wir in unserer Erkenntniß weiter fortgeschritten sind, und dann die Wahrheit als Wissen erkennen. Abälard im Gegentheile sagte: Intelligo ut credam, erst begreifen und dann glauben. Denn Reden, die weder der Sprechende noch der Hörer versteht, sind leerer Wortkram, an den Niemand glauben kann, wie viel Mühe er sich auch geben mag. Diese Verschiedenheit der Auffassung hatte sich seitdem nicht erweitert, sondern eher verengt. Wenn wir die sogenannten Realisten im Allgemeinen als die Nachfolger von St. Bernhard ansehen können, so finden wir, daß sie sich hauptsächlich auf Plato stützen, dessen Ideenlehre wirklicher, „realer" Existenz auch außerhalb der sinnlichen Natur zu sein schien. Die Dogmen der Kirche konnten damals in orthodoxer Weise erklärt werden. Ihre Gegner, die sogenannten Nominalisten, weil sie die allgemeinen Ideen nur für „Nomina," für bloße Abstractionen von der concreten Natur erklärten, hielten sich an Aristoteles, dessen physikalischen Werke ihrer Ansicht besonders entsprachen. Der philosophisch-religiöse Streit innerhalb der Scholastik war in seinen wesent-

Digitized by Google

höften Beziehungen nur eine Fortsetzung der Disputationen zwischen der Akademie und dem Lyceum.

Bacon war ein Nominalist, obgleich er in seinen wundersamen Launen nicht selten auch in Realismus, oder wie wir es jetzt nennen würden platonischen Idealismus umschlägt. Aristoteles war ihm unfehlbar. Wenn der Vater der Peripatetiker ihn gelegentlich einmal im Stiche läßt, so ist gewiß der Jude Andreas daran schuld. Dem Einflusse von Aristoteles ist es zuzuschreiben, daß Bacon wie die ganze Schule der Nominalisten einen so großen Nachdruck auf die „universitas scientiarum" legen. „Omnes scientiae sunt connexae," war ein Axiom bei ihnen. Denn die ganze Schöpfung, die geistige und die materielle Welt, stammt aus demselben Urquell, hat nur einen und denselben Zweck und wird von derselben Vernunft erkannt (S. 73). Wo der Gegenstand selbst eine Einheit ist, kann das Herausreißen eines Stückes nur Unverstand sein. Der gemeine Empyriker mag sich im Besonderen verlieren, der Weise sieht durch das weite Labyrinth des Details hindurch immer den Zusammenhang. Es ist demzufolge eine Nothwendigkeit der Philosophie, alle Fächer des Wissens in sich aufzunehmen. Je mehr sich diese Ansicht befestigte, desto mehr mußte der alte Streit zwischen Abälard und St. Bernhard seine Bedeutung verlieren. Wo jeder Theil gleich unentbehrlich ist, da muß er auch gleich wichtig sein. Der Theologie einen Vorrang zuerkennen zu wollen, konnte höchstens ein sentimentaler Versuch der Höflichkeit, eine leere Etikette sein. Sobald es ans Werk ging, mußte sie sehen, wie sie sich mit Physik, mit Astronomie, mit Geographie, Geschichte und sprachlicher Exegese u. s. w., die alle volles Bürgerrecht beanspruchten, zurecht finden konnte. Wenn sie sich dagegen sträubte, erklärte ihr Bacon, daß das „Erbsünde" sei, denn Erbsünde sei nichts Anderes als menschliche Dummheit. „Das ist der Unwissenheit der Erbsünde eigen, daß sie verachtet und verleumdet, was sie nicht versteht. Die Auserwählten (d. h. die Philosophen) wissen es aber, daß der Mensch nur dann Gutes üben kann, wenn er es erkennt, und Böses nur dann vermeiden, wenn er es unterscheidet." (S. 71 ff. Z. 10). Diejenigen also, die Theologie aus ihrem Verbande mit den andern Wissenschaften reißen wollen, arbeiteten an ihrem Ruin und waren Väter der Sünde.

In der Durchführung des Systems durch die verschiedenen Fächer des Wissens steht Bacon dem Albertus Magnus unendlich weit nach. Der unvergleichliche Ruhm, den Albertus Jahrhunderte lang genoß und den ihm noch Antheim, dieser gründliche Kenner scholastischer Literatur im 16. Jahrhundert in so reichem Maße spendet, beruht grade auf der Ausführung. Er behandelt alle die Fächer, die Aristoteles untersucht, und fügt hinzu, was christliche Theologie und römische und arabische Wissenschaft seitdem zu Tage gefördert

Digitized by Google

hatten. In manchen Zweigen (wie z. B. in der Alchemie, d. h. Chemie und Metallurgie) ist er besonders gut unterrichtet, in allen ist er vollkommen zu Hause. Seine speciellen Kenntnisse haben ihn dem Verdacht ausgesetzt, daß er in seiner Jugend die Hebammenkunst getrieben. Man hat ihn dagegen förmlich zu vertheidigen gesucht, indem man gewisse Stellen und Schriften für unecht erklärt. Wenn man sie indessen mit seinem Vorbilde Aristoteles De Generatione vergleicht, so wird man in dieser Beziehung nichts Ungewöhnliches bei Albertus Magnus finden. Er ist auch Arzt und Physiolog. Albertus ist selten originell, aber immer taktvoll. Er ist im Stande, mit großer Geschicklichkeit sogar die Schärfe der Consequenz abzubrechen, um nicht in eine Ungereimtheit zu verfallen. Seine Vollständigkeit, die ihn in der Zeit der Scholastik so hoch stellte, wird ihm in unseren Tagen der Theilung der Arbeit zum Vorwurf. Schriftsteller wie Tennemann und Victor Cousin, der Albertus einen „deutschen" Gelehrten, d. h. einen sinnlosen Compilator, einen Büffler, nennt, lesen nicht gerne Werke, die 21 starke Foliobände ausfüllen, und von denen man wenigstens einige kennen muß, um sich ein Urtheil über den Autor zu bilden. Im Vergleiche mit Albertus ist Bacon kaum ein Gelehrter nach damaligem Begriffe. Sein Plan ist, daß erst Grammatik und alte Sprachen gelernt werden müssen, denn die Sprache ist die Grundlage allen Wissens. Seine eigenen Kenntnisse in dieser Beziehung, so viel er sie rühmt, sind indessen nicht bedeutend und wahrscheinlich nicht größer als die von Albertus, der nicht damit prahlt. Vom Griechischen wußte er eben so viel, daß er die daher entnommenen Fremdwörter im Lateinischen erklären konnte. Im Hebräischen war er vollkommen unwissend. Wenn er Worte wie Batus, Cubus, Casius für echtes, reines Hebräisch erklärt, so zerbricht man sich den Kopf, woher er das genommen haben mag, bis man die Vulgata nachsieht (Ezech. 45. 10. 11: 2 Rom. 6, 25: 2 Sam. 11, 12) und findet, daß Bacon die lateinischen Ausdrücke, die er zum Theil noch falsch abschreibt, von den hebräischen nicht hat unterscheiden können. Bacon rühmte sich, die ganze griechische und die ganze hebräische Sprache jedem Schüler in drei Tagen lehren zu können. Ganz ernste Schriftsteller haben ihm das in unserer Zeit geglaubt. So dürfen wir denn auch nicht daran zweifeln und machen nur den Zusatz: „so weit er selbst diese Sprachen kannte." Drei Tage für sein Hebräisch scheinen uns noch zu viel zu sein. Nächst den Sprachen sollte Logik und Metaphysik folgen und dann zur Mathematik übergegangen werden. Die Mathematik enthielt Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik. Den Schluß bildete allgemeine und specielle Physik, was nach Bacon aber wenig mehr als Optik und die Anfangsgründe von Alchemie war. Bacon sagt kein Wort von Politik, Theologie, Geschichte, Naturgeschichte u. s. w. Geographie, der damals viel Aufmerksamkeit geschenkt

Digitized by Google

…kommt kaum bei ihm vor. Er meinte, er könne nach den Sternen …chnen, welche Berge und Flüsse, Städte und Einwohner die entferntesten …änder der Erde hätten. Nicht viele Jahre später dictirte Haython, ein ar…menischer Prinz, der in Frankreich studirte, dem Nicolaus Salzoni frei aus …m Kopfe und ohne alle geschriebene Hilfe eine Geographie von ganz Asien …die Feder, die allerdings nicht mit Ritter verglichen werden kann, die aber …ch so vollständig und im Ganzen so richtig ist, daß Wenige heut zu Tage …n Stande sein dürften, eine gleich gute Beschreibung von ihrem Continent …zu geben. Bacon hätte auch abgesehen von seinen Verirrungen neben den …elehrten seiner Zeit immer nur eine untergeordnete Rolle spielen können.

Bevor wir schließen, sei es uns gestattet, die Endresultate von Albertus …d Bacon kurz neben einander zu stellen. Als Schlußstein der Werke von …lbertus Magnus muß die kleine Schrift De adhaerendo Deo angesehen …rden. Nichts kann darüber hinausgehen. Der höchste Zustand des Men…schen besteht danach im unmittelbaren, einfachen und reinen Erkennen des …ttlichen durch den Verstand und die Liebe (nudo ac simplici ac puro in…llectu et affectu). Jede Vermittelung durch das sinnlich Wahrnehmbare, …n welcher Art es auch sein mag, gehört dem Thierischen in unserer Natur …, das wir zu überwinden haben. (De adh. Deo c. 1—4). Die sichtbare …che ist hienach nur ein trauriger Nothbehelf für den noch Rohen. Selbst …n Mittler zwischen Gott und den Menschen kann bei Albertus keinen Platz …den. Wenn Albertus sich hienach in die Stille philosophischer Gott…schauung zurückzieht, vertieft Bacon sich im Gegentheile, wenigstens in sei…e Phantasie, in die Werkstatt und ins Laboratorium. Lerne die Eigen…aften von Eisen und Gold, von Luft und von Wasser und so fort von allen …ingen kennen, und wenn du das vollbracht hast, so kennst du Gott und …r Schöpfung, alle menschliche und alle göttliche Weisheit (S. 389). Ba…n braucht also ebenfalls weder Kirche noch Christ. Er will seinen großen …tz an Beispielen weiter entwickeln und ist grade auf dem Punkte in eine …ar ungereimten Sonderbarkeiten zu verfallen, als das Manuscript mitten …n Satze abbricht. Entweder ist er vor sich selbst erschrocken, oder der Copist …r sich geweigert, das zu schreiben, was er für Lästerung hielt.

Es wäre interessant, wenn wir den Raum dazu hätten, die Geschichte …r Scholastik bis zur Reformation zu verfolgen. Religion wurde, wie wir …rens angedeutet, nicht nur mit der Wissenschaft, sondern auch mit der …unst vermählt. Musik und Beredtsamkeit wurden für die Kirche ausgebildet. …f Gewandung, Mimik, Gesticulation wurde großer Werth gelegt. Wir fin…n die Anfänge zum Theater in der Kirche und außerhalb der Kirche die …ramatischen Versuche doch nur mit religiösen Gegenständen beschäftigt. …berbleibseln davon begegnen wir noch jetzt. Wenn einer unserer Leser sich

Digitized by Google

zufällig während der Woche des Frohnleichnamfestes in Sevilla befinden sollte, so empfehlen wir ihm, des Abends in die Kathedrale zu gehen, wo, wie Schreiber dieses es mehr als ein Mal gesehen, ein Ballet im spanischen Nationalcostüm vor dem Hochaltar aufgeführt wird. Der Eindruck ist keineswegs frivol. Dante war der unübertroffene scholastische Dichter. Erwin von Steinbach und andere Meister bauten die Kirchen und Klöster, auf die wir mit so viel Stolz und Bewunderung hinblicken. Malerei und Bildhauerkunst entwickelten sich zuletzt zu einer Blüthe, die seitdem nicht erreicht ist. Der Proceß, den wir bei Albertus und Bacon beobachtet, entwickelte sich aber nicht nur in einzelnen Individuen, sondern in der Scholastik im Ganzen und Großen. Wissenschaft und Kunst zehrte allmälig, wenn auch nicht Religion, so doch jeden Kirchenglauben auf. Der Süden mochte sich damit befreunden. Julius der Zweite und Leo der Zehnte waren gewiß in Italien darum nicht minder geachtet, weil sie Michel Angelo und Raphael beschäftigten. Die Auffassung des Volkes im germanischen Norden war aber verschieden. Skelton, der kurz vor der Reformation schrieb, drückte gewiß nur die allgemeine Meinung aus, wenn er in den Gemälden nichts als freche Heiden sah, die, Männer und Weiber, die Unverschämtheit hätten, nackt in die Klöster und gelegentlich in die Kirchen zu kommen und da auf „Elephanten, Tigern und andern Bestien herumzureiten." Die reformatorische Reaction mit ihren Puritanern, Calvinisten und Bilderstürmern trat ein. Sie hat, von dieser Seite aus gesehen, einen religiös-conservativen Charakter.

Noch einige Worte über den Herausgeber. Er ist seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Wir weichen freilich in vielen Beziehungen von seinen Ansichten über Bacon ab. Das ist natürlich. Er ist der Freund Bacons, der ihn in die Welt einführt. Es ist nicht an ihm, auf die Schwächen desselben aufmerksam zu machen. Unser Amt ist dagegen das eines Richters, der sich durch keine Freundschaft bestechen lassen darf. Was den Text betrifft, so hat Dr. Brewer mit der größesten Gewissenhaftigkeit gearbeitet. Der Band ist als Vol. 1 bezeichnet. Dessen ungeachtet hören wir, daß die Fortsetzung zweifelhaft ist. Da die Herausgabe auf Staatskosten geschieht, so hat der Master of the Rolls darüber zu entscheiden. Wir möchten ihn fragen, welchen andern noch ungedruckten englischen Schriftsteller des Mittelalters er für wichtiger hält? Die Engländer wissen selbst des übertriebensten Lobes von Roger Bacon kein Ende. Dessen ungeachtet sind mit Ausnahme einiger kleinerer Schriften in England bisher nur zwei Bände von Roger Bacon erschienen. Der erste ist ein dünner Foliant, der vor etwa 130 Jahren von Dr. Jebb herausgegeben wurde und das Opus Majus, jedoch unvollständig enthält. Der zweite ist der uns jetzt vorliegende dicke Oktav-Band. Die venetianische Ausgabe des Opus Majus ist so sel-

Digitized by Google

ist, daß wir sie nicht zu Gesicht bekommen haben. Dieser dünne Foliant und dicke Oktav-Band sehen sehr armselig aus neben den stattlichen Bänden von Albertus Magnus oder gar neben der Prachtausgabe von Vincent v. Beauvais, die auf schneeweißem Pergament gedruckt und in Gold und Sammt gebunden ist. Die Engländer sollten weniger die Verdienste von Roger Bacon übertreiben und statt dessen ihm nicht die wohl verdiente Ehre einer Gesammtausgabe vorenthalten. Jetzt ist eine Gelegenheit dazu, die, wenn sie versäumt wird, wahrscheinlich nicht so bald wieder kommt.

G. Bergenroth.

Reuchlin's Geschichte Italiens.

1.

Die „Staatengeschichte der neuesten Zeit", welche mit Rochaus Frankreich einen hoffnungsvollen Anfang nahm, hat in dem obigen Werke eine würdige Fortsetzung erfahren. In der That war wol kaum jemand in Deutschland so geeignet, die Geschichte Italiens zu schreiben, als Reuchlin, der ihr ein langjähriges und liebevolles Studium gewidmet hat und Land und Leute aus eigner Anschauung gründlich kennt. Andrerseits muß uns Deutschen vorzugsweise am Herzen liegen, Italien kennen zu lernen, denn seine nationale Wiedergeburt hängt mit der unsres Vaterlandes eng zusammen. Und dies ist ein leitender Gedanke für unsern Verfasser. Er schreibt Geschichte nicht als Gelehrter, sondern zum Verständniß der Gegenwart; in seinem lebhaften Stile, der oft die subjective Seite etwas stark hervortreten läßt und drastische Epitheta liebt, spiegelt sich das Interesse mit dem sein Stoff ihn erfüllt. Deutschland und Italien, die beiden europäischen Centralländer sollen zur Einheit gelangen, um den übermächtigen Flankenstaaten Rußland und Frankreich widerstehen zu können. Mag Sardinien genöthigt gewesen sein, gegen die Fremdherrschaft Napoleon zu Hilfe zu rufen, eine dauernde Allianz wird zwischen Italien und Frankreich nicht bestehen können, denn das Interesse Frankreichs hat stets die Einheit Italiens zu hindern gesucht, die Interessen Deutschlands und Italiens widersprechen sich aber nicht, sie sind berufen, Träger der Cultur der Neuzeit zu sein und auf ein enges Bündniß angewiesen.

Digitized by Google

Diese Gedanken laufen als rother Faden durch Reuchlins Werk, welches das Verständniß für dieselben durch ein reiches Material begründet, bei dessen Bearbeitung kritischer Blick und Gewissenhaftigkeit besonders zu rühmen sind.

Wir glauben die Bedeutung dieser Geschichte nicht besser anerkennen zu können, als indem wir versuchen, unsern Lesern eine thunlichst genaue Idee von derselben zu geben, um sie zu ermuntern, das Buch selbst zur Hand zu nehmen. Um die gegenwärtige Geschichte Italiens zu verstehen, kommt es hauptsächlich darauf an, einmal das System des wiener Congresses zu kennen, gegen welches die jetzige Bewegung gerichtet ist und sodann die Revolutionen von 1848—49 zu betrachten, um ihr Mißlingen so wie die gegenwärtigen Aussichten zu beurtheilen.

Wir übergehn also die frühere Geschichte Italiens, von welcher der Verfasser in der Einleitung einen Abriß gibt und wenden uns zu dem Staatensystem, welches der wiener Congreß geschaffen und das sich bis zu den letzten Ereignissen gehalten. Neapel blieb in seinen Grenzen unverändert, die Bourbonen kehrten zurück, nachdem Mürat ein tragisches Ende gefunden, auch die Fürsten von Toscana und Modena, sowie der Papst erhielten wesentlich ihre alten Besitzungen zurück, der letztere rettete namentlich durch die Hilfe der akatholischen Mächte die Legationen von der Begehrlichkeit des Kaisers Franz, der nur den Gebietsstrich auf dem linken Ufer des untern Po erwarb. Das ganze Interesse richtete sich auf die Gebietsvertheilung in Oberitalien, wer dort herrscht, hält die Geschicke der Halbinsel in seiner Hand. Graf d'Haussonville erzählt, daß Graf Metternich dem französischen Botschafter in Wien 1830 sagte, für ihn sei die Frage Piemonts die Frage von ganz Italien. Oestreich sollte für seine Abtretungen in Deutschland und Polen in Italien entschädigt werden, wo seine Besitzungen vor der Revolution nur in einzelnen Vorlanden bestanden, welche schlecht mit dem Reichskörper zusammenhingen, durch den wormser Frieden (1743) hatte es noch Stücke der Lombardei, Tortona und Novara an Piemont verloren und der Tessino vom Lago Maggiore bis an den Po ward die Grenze gegen seinen westlichen Nachbar, Venedigs Gebiet war noch unangetastet. Die Revolutionskriege änderten diese Lage, Piemont ward das Opfer für die Coalition und gleichmäßig von Frankreich und Oestreich mißhandelt, letzteres dagegen breitete sich aus und wurde hier für seine Verluste in Deutschland und den Niederlanden entschädigt; nach wechselndem Kriegsglück ging es aus dem Frieden mit dem Erwerb Venedigs und Dalmatiens hervor, wodurch seine italienischen Besitzungen eine compacte, mit den übrigen Provinzen wohl zusammenhängende Masse wurden. Nach Süden zu erwarb es zwar nicht die Legationen, aber außer der Pogrenze das Besatzungsrecht in Ferrara und Comacchio. Sein ganzes Bestreben ging nun dahin, seine Westgrenze so weit als möglich vorzuschieben, wobei es natürlich an

Digitized by Google

Piemont den Hauptgegner fand. Der sardinische Vertreter auf dem Congreß Graf d'Aglié setzte in einer Denkschrift Lord Castlereagh die Gefahren auseinander, welche die Einengung seines Staates haben müsse. „Man hat," heißt es in derselben, „dem turiner Hofe den Wunsch sich zu vergrößern vorgeworfen, aber wenn der wiener Hof in seiner Absicht beharrte, alle Gebiete zu behalten, die er jetzt in Italien innehat, würde er denselben Vorwurf verdienen. Die Fürsten des Hauses Savoyen, zwischen zwei mächtige Nachbarn, welche stets ihre Staaten eifersüchtig bewachen, gestellt, haben natürlicherweise nach Mitteln suchen müssen, sich zu verstärken und zu vergrößern, je mehr sich ihre Nachbarn ausdehnten und je mehr das Militärsystem sich in einem Maße ausbildete, wie das in frühern Jahrhunderten unbekannt war. Früher hatte Piemont, gegen Frankreich durch die Alpen einigermaßen sicher gestellt, wenigstens auf der italienischen Seite durch die Schwäche seiner Nachbarstaaten keinen Grund der Beunruhigung. Allerdings war auch damals das Haus Oestreich ein mächtiger Nachbar, aber weder durch die Ausdehnung seiner Besitzungen, noch durch deren Lage furchtbar. Das Herzogthum Mailand war von den andern östreichischen Erbstaaten getrennt, die Zahl der Truppen während des Friedenszustandes gering, in Kriegszeiten aber machte diese Entfernung es Piemont möglich, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Da der König von Sardinien früher nichts von seiner italienischen Seite zu fürchten hatte, konnte er alle seine Sorge auf Vertheidigung seiner natürlichen Alpengrenze gegen Frankreich verwenden. Nun aber hat jene Sicherheit ein Ende; es geht über Piemonts Kräfte, im Frieden 40 bis 50,000 Mann zu halten, Oestreich kann also mit seinen bloßen Garnisonen in Italien jederzeit Turin selbst überfallen. Während der acht Jahrhunderte, welche das Haus Savoyen in Piemont herrscht, war es von seiner italienischen Seite nie einer solchen Gefahr ausgesetzt; es liegt vor Augen, bis zu welchem Grad der Rang und die Unabhängigkeit des einzigen in Italien regierenden italienischen Fürsten herabgesetzt wäre, wenn sich Oestreich diese Spolien bleibend aneignen dürfte. Wenn nun aber jetzt eine schon furchtbare Macht die Absicht kund gibt, sich den besten und größten Theil Italiens anzueignen und sein Gebiet bis zur Grenze Piemonts auszudehnen, so darf man die Anstrengungen, die der turiner Hof machen würde um eine Gebietserweiterung und Hilfsquellen, welche der Gefahr, von der er bedroht ist, entsprechen, nicht als Begehrlichkeit bezeichnen. In diesem Fall ist Vergrößerung nicht Ehrgeiz, sondern eine Garantie, ein unentbehrliches Mittel seine Unabhängigkeit zu bewahren. Dagegen sind die Absichten Oestreichs durch keine Nothwendigkeit gerechtfertigt und berühren weder seine Sicherheit noch seine Unabhängigkeit. Man darf selbst weitergehn und ohne Zaudern behaupten, daß die in Frage stehende Vergrößerung, obschon an sich beträchtlich, kein andres Resultat haben würde, als die Knechtung (asservissement)

Digitized by Google

Italiens und die Zerstörung des Gleichgewichts in Südeuropa, ohne Oestreich wahre und dauernde Vortheile zu bringen. Diese Behauptung, so auffallend sie auch scheinen mag, ist auf Vernunft und Erfahrung gegründet; die natürlichen Grenzen zwischen Italien und Deutschland sind zu klar, als daß diese beiden Länder jemals zu einem verschmolzen werden könnten. Die Bewohner der Oestreich untergebenen italienischen Provinzen können sich heute so wenig als vor hundert Jahren den Deutschen assimiliren." Um nun also ein besseres Gleichgewicht in Oberitalien herzustellen, legte d'Aglié eine Karte vor, welche Oestreich bei Eröffnung des Krieges 1809 mit Zustimmung seiner Alliirten (also namentlich Englands) dem sardinischen Hofe zu Erzweckung einer guten Grenze zwischen Oestreich und Piemont vorgelegt hatte. Die Grenzlinie zwischen Oestreich und Piemont folgt darauf den großen Gewässern, dem Gardasee, dem Laufe des Mincio bis zu seiner Einmündung in den Po bei Governolo, so daß die Festung Mantua an Piemont, Verona an Oestreich fiele; südlich vom Po liefe die Grenze Piemonts etwas weiter zurück von der Mündung bis zur Quelle der Enza, wodurch also grade Parma an Piemont gefallen wäre; jenseits des Apennins sollte die Magra bis zu ihrer Mündung bei Sarzana die Grenze bilden. Diese Länder und Bevölkerungen alle haben einen gemeinsamen oberitalienischen Charakter. Auf diese Weise hätte Sardinien etwa ein Fünftel von Italien besessen. Aber der Einfluß Metternichs vereitelte die günstigen Dispositionen, die England früher für Sardinien gehegt hatte. Oestreich erlangte nicht nur die ganze Lombardei, sondern auch das Besatzungsrecht und das Heimfallsrecht auf Piacenza, der einzigen Festung, welche das Land zwischen dem Tessin und Oglio unmittelbar beherrscht, so lag Piemont offen gegen Oestreich da. Gegen Frankreich suchten die Congreßmächte es thunlichst zu stärken, es erhielt Nizza und Savoyen zurück und empfing Genua, aus dessen Besitz seine maritime Stellung erwachsen ist. Die Metternichsche Politik hatte es erreicht Piemont ganz zu beherrschen, aber freilich war dasselbe dadurch gezwungen, wenn dieser Druck unerträglich ward, sich auf Frankreich zu stützen. Der Staatskanzler hatte es zu verhindern gewußt, daß auf dem Congreß ein italienischer Ausschuß nach Analogie des deutschen gebildet wurde, denn, sagte er, Deutschland solle allerdings nach den Bestimmungen des pariser Friedens einen Staatenkörper bilden, während Italien kraft desselben vom Po ab, blos eine Vereinigung von unabhängigen Staaten darstelle, welche unter dieselbe geographische Benennung zusammengefaßt seien. Er fürchtete jede Organisation, welche irgendwie den italienischen Staaten eine Unabhängigkeit bieten könnte, nach der Unterzeichnung der Congreßacte aber begann er eifrig auf den Beitritt der Regierungen zur heiligen Allianz und zu einem Bunde unter Oestreichs Protection nach Analogie des Rheinbundes zu arbeiten. Vollständigen Erfolg

Digitized by Google

doch hatte er nur in Neapel, mit dem der später zu erwähnende Vertrag zu Stande kam, nach dem der König sich verpflichtet in seinen Staaten niemals eine Regierungsform einzuführen, welche der im lombardisch-venetianischen Königreich bestehenden widerspricht. Wenn nun auch Toscana und der Papst ihre Unabhängigkeit besser wahrten und namentlich der letztere den Beitritt zur religionsmengerischen heiligen Allianz ablehnte, so überwog der österreichische Einfluß doch jede andre Tendenz. Anders war dies mit Piemont, wo der traditionelle Antagonismus gegen die Pläne des wiener Cabinetes zu tief eingewurzelt war, um den Hof Metternichs Weisungen blind folgen zu lassen. Selbst die Ultraconservativen aus de Maistres Schule wußten mit ihren Grundsätzen recht wol den bittersten Haß gegen Oestreich zu vereinigen. De Maistre selbst, den man nach dieser Seite hin erst durch den Blancschen Briefwechsel hat kennen lernen, schreibt: „So lange ich athmen kann, werde ich es wiederholen, daß Oestreich der ewige und natürliche Feind des Königs ist, während Frankreich es nicht ist. Was wünscht der König? Die Befestigung seiner Macht in Norditalien, was fürchtet Oestreich? Diese Befestigung. Also —" An einer andern Stelle sagt er sogar, „dies Haus Oestreich ist ein großer Feind des menschlichen Geschlechtes." — Lord Castlereagh ließ sich bereden in Turin den Beitritt zum projectirten italienischen Staatenbund zu empfehlen „da nach den neuen Verträgen die Kräfte der beiden norditalienischen Staaten in einen Knoten zusammenzufassen seien um die Uebergriffe Frankreichs zu verhindern." Aber Victor Emanuel lehnte den Beitritt ab, da es gegen die Politik des Hauses Savoyen sei mit seinen beiden mächtigen Nachbarn eine enge und dauernde Allianz zu schließen und zwar um frei zu bleiben, keine Eifersucht zu reizen und bei Gelegenheit gesucht zu werden.*) Oestreich drohte durch Erhebung vertragswidriger Ansprüche auf die Simplonthäler, aber Rußland legte sich auf dringende Vorstellungen de Maistres ins Mittel und Oestreich mußte darauf verzichten seinen Plan durchzusetzen. Sardinien ermannte sich sogar soweit an den andern italienischen Höfen gegen den Beitritt zum Bunde zu wirken, der Graf Barbaroux ward angewiesen in Rom darauf aufmerksam zu machen, wie unzuverlässig und gefährlich Oestreichs Macht für Italien sei, die Absicht des Vorschlages könne nur sein, daß der Kaiser sich die Oberherrschaft auf der ganzen Halbinsel anmaßen wolle.

Nachdem nun Reuchlin die Umstände erzählt, unter denen die Gebietseintheilung Italiens auf dem wiener Congresse zu Wege kam, schildert er in einem ausführlichen Capitel die Zustände der verschiednen Staaten der Halbinsel.

*) So hatte schon Emanuel Philibert gesagt: la Savoie fait pencher la balance du côté où elle met son grain.

Digitized by Google

Die Oestreicher waren in Oberitalien nicht mit Vorliebe, aber auch ohne Widerwillen aufgenommen, die mailändisch-mantuanische Besitzung hatte vor 1796 außerhalb des eigentlichen Reichsverbandes gestanden, so waren die unliebenswürdigen Seiten des wiener Regierungssystems fremd geblieben und die Verwaltung des aufgeklärten Grafen Firmian stand noch in gutem Andenken. Durch die Erwerbung Venedigs und der früher nicht östreichischen lombardischen Landstriche war das neue Königreich mit dem Reiche geographisch ebenso verbunden wie Böhmen oder Ungarn. Je verschiedner nun dies Kronland von den andern war, desto mehr bedurfte es einer seinen Eigenthümlichkeiten entsprechenden Regierung. Unter dem Königreich Italien waren zuerst nationale Regungen erwacht. Wenn auch Napoleon despotisch darein fuhr und Eugen schrieb, er habe in seinem kleinen Finger mehr Verstand von den italienischen Dingen als alle Italiener zusammen, so schuf er doch Institutionen, welche zum erstenmal das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit gaben. Es bestand eine italienische Armee; öffentliche Bauten, Vereinfachung des Rechtswesens, Organisation der Civilverwaltung hatten große Fortschritte gemacht. In Wien aber begriff man nicht, daß nur eine Fortbildung dieser Verwaltung durch Verleihung von municipalen und provinciellen Freiheiten die östreichische Herrschaft befestigen könne, der vicekönigliche Hof des Erzherzogs Rainer blieb ein Schatten, die Provincialcongregationen waren ohne alle Bedeutung, thatsächlich ward alles von den Wiener Hofstellen abhängig, die Anhänger napoleonischer Institutionen wurden von dem Metternichschen Polizeiregiment verfolgt, welches alles erbitterte, indem es in jede Ader des öffentlichen und privaten Lebens eindrang und so auch Oestreichs unleugbare Verdienste, wie z. B. im Erziehungswesen, den Italienern vergällte. Diese Unterdrückung aller nationalen Elemente, ihr Kampf gegen diese Unterdrückung bilden die Geschichte der Lombardei bis zum Ausbruch des großen Aufstandes von 1848. Modena und Parma kamen als selbständige Staaten nur formell in Betracht, sie folgen als Trabanten dem östreichischen Sterne wie sie noch im letzten Jahre bewiesen, übrigens war das Regiment von Marie Louise in Parma ein wohlwollendes, und so verziehen ihr die Italiener, daß der von Kaiser Franz ihr bestellte Regent, Graf Neipperg, auch ihr erklärter Liebhaber war. Auch die Regierung Toscanas war im ganzen human, wenn auch jeder politische Aufschwung durch den östreichischen Einfluß und die Polizei niedergehalten wurde. Fossombroni, der lange Jahre Minister war, hatte sich vor allem die Austrocknung von Sümpfen und Canalisirung des Landes zur Aufgabe gemacht, die Mobilisirung des Grundeigenthums der im Jahre 1809 aufgelösten 300 geistlichen Corporationen wurde aufrecht erhalten und dieselben durch eine Rente entschädigt, den klerikalen Zumuthungen gegenüber wurden im Wesentlichen die leopoldinischen Traditionen aufrecht erhalten,

Digitized by Google

gen Oestreichs Forderungen ward hie und da ein schüchterner Widerstand nach höfliche Weigerung oder Verzögerung versucht. Im Ganzen wurde trotz ller Mißbräuche und Unzuträglichkeiten Toscana um seine Regierung von en meisten Italienern beneidet, das laisser aller, was sich in Fossombronis Motto: „Die Welt geht von selbst" zeigte, war doch annehmlicher als die remdherrschaft in Oberitalien oder die stupide Reaction und Bigotterie in om und Neapel. Niebuhr, den niemand eines nivellirenden Liberalismus eschuldigen wird, der im Gegentheil überall die historischen Traditionen fest-elt, fand sich doch berufen den Verleumdungen über Roms Elend unter der anzösischen Herrschaft entgegenzutreten. „Das Pfaffenwesen, so wie es war nd ist, mit der Wurzel auszureißen, war eine nothwendige Amputation und e wurde im Ganzen mit Klugheit, Schonung und Mäßigung vorgenommen," reibt er 1818. Dieses alte Unwesen ward im vollsten Maße nach der ückkehr des Papstes wieder eingeführt, die exclusivste Regierung des Kle-us machte alle eingeführten Verbesserungen rückgängig, an die Stelle des ode Napoleon trat wieder ein unförmliches Gewirr von römischem und kano-nischem Recht, die Inquisition trieb offen ihr Wesen und lies Hunderte im erker schmachten, in den Finanzen herrschte die größte Willkür, die 1814 ibernommenen Staatsschulden wurden nur zu 25% anerkannt, die Lotterie ard als Einnahmequelle mit kirchlichen Ceremonien betrieben, am Sonntag ormittag, wo alle andern Geschäfte geschlossen sein mußten, stand die päpst-che Lottobude offen, die Banditenwirthschaft, welche unter Napoleon fast usgerottet war, erhob sich zu neuen Schrecken und bedrohte selbst die römi-den Villen. Ebenso schlimm wie das Priesterregiment im Kirchenstaat machte r der weltliche Despotismus in Neapel. Auch hier hatte die französische errschaft sehr wohlthätig gegen alte eingewurzelte Mißbräuche gewirkt, die ngemessenen Vorrechte des Adels waren beschränkt, Einheit in die Verwal-ung gebracht, die Finanzen befanden sich trotz der großen Opfer 1815 im esten Zustande. Die Neapolitaner sind wie die Römer schlechte Soldaten, ber Mürat, dessen phantastisches Wesen dem Volke zusagte, hatte seinem eere doch eine gewisse Disciplin und sogar Ehrgeiz eingeflößt. In allen iesen Dingen trat der traurigste Umschlag ein. Die Regierung Ferdinand des ierten ist ebenso lang als unheilvoll für sein Land gewesen, er selbst ein infiger, feiger, sinnlicher, bigotter Charakter hatte die Regierung der Königin Karoline überlassen; als die Bourbonen Napoleon das Festland räumen mußten, mpfing Sicilien die Dynastie mit offnen Armen, der König mißbrauchte dies ertrauen auf die unwürdigste Weise und suchte die Hilfsmittel des Parla-entes, sowie die Subsidien Englands nur zur Wiedereroberung Neapels nd für seine Günstlinge zu verwenden. Die Haltung der sicilianischen Aristo-katie, die sich ihres normännischen Ursprungs und ihrer Aehnlichkeit mit der eng-

Digitized by Google

lischen bewußt, den Ausbau der Verfassung eifrig betrieb und dafür gr
persönliche Opfer brachte, sowie das faktische Protectorat, welches L
W. Bentinck im Namen Großbritanniens übte, hinderte den Despoten se
Absichten unbeschränkter Regierung auszuführen, deshalb haßte er die Sicilia
und wandte sich sofort gegen sie als er durch ihre Hilfe wieder in Nea
eingezogen war, die Tories verließen ihre Schützlinge und die Mißhandl
der Insel begann, welche bis zum heutigen Tage fortdauerte, Banditen erb
ten Strafloſigkeit, alle unabhängigen Patrioten wurden mit unversöhnlic
Rache verfolgt. Zu dieser Mißregierung bildeten denn doch die Zustände
Piemont noch einen erfreulichen Gegensatz, zwar trat auch hier eine schr
Reaction des Adels und des Klerus mit der Rückkehr der Dynastie ein, a
die absolute Regierung verfuhr doch bei weitem vernünftiger und Män
wie Graf Prosper Balbo retteten manche wohlthätige Resultate der Revo
tion, wie das Recht der Käufer von Staats- und Klostergütern, ei
gewissen Schutz der Gewissensfreiheit, die grundsätzlich freie Concurrenz
die meisten Aemter. Viel zu schaffen machte der Regierung die Einver
bung von Genua, dessen reiches und unabhängiges Patriciat sich nur g
lend dem militärischen, meist nicht sehr begüterten Adel Piemonts füg
Land und Volk des Königreiches aber waren tüchtig und man konnte v
aussehen, daß ihnen eine bedeutende Zukunft bevorstand.

Eine derartige Unterdrückung in ganz Italien konnte nicht ohne verde
liche Folgen bleiben, nimmt man das Sicherheitsventil ab, so schafft sich
Dampf über kurz oder lang gewaltsam einen Ausgang, will man bei ein
intelligenten Volke keine Repräsentation gestatten, so schafft man gehei
Gesellschaften. So entstand jener Bund der Carbonari, der sich b
über die ganze Halbinsel verzweigte und sich in alle Stände einnistete,
Neapel, wo der Druck am ärgsten war, kam es zuerst zum Ausbruch, die mi
tistischen Officiere, welchen die müssige Langeweile des Kasernenlebens schl
behagte, wurden gewonnen und der König durch eine unblutige Militärre
lution gezwungen die spanische Verfassung, das Ideal des radicalen Libera
mus, zu proclamiren und zu beschwören. Die besonneneren Sicilianer, we
ihre Verfassung von 1812 zurückverlangten und die Neapolitaner, welche
auf das Festland ausdehnen wollten, wurden als Reactionäre verschrien.
Sicilien kam es zum Kampfe und die versöhnliche Capitulation, welche
treffliche General Florestan Pepe schloß, ward in Neapel verworfen; b
hörte alle Zucht und Ordnung auf, auf der Straße und im Lande herrsch
die Banditen, in der Kammer die Galerien. Solche Maßlosigkeit arbei
Metternich vortrefflich in die Hand, er sah, daß es darauf ankomme, di
einen entscheidenden Schlag Oestreichs bedrohten Einfluß in Italien zu stär
und allmächtig zu machen, die heilige Allianz zeigte sich ihm als gefügi

Digitized by Google

Mittel und auf den Congressen von Troppau und Laibach ward die bewaffnete Intervention beschlossen. Der König war dorthin eingeladen und unter dem Vorgeben, die beschworne Verfassung vor den Souveränen vertheidigen zu wollen, folgte er der Aufforderung, indem er den Kronprinzen als Regenten einsetzte. Aber er, der nur um sich zu retten der Revolution nachgegeben, ließ es sich gerne gefallen für unfrei erklärt zu werden und dem Regenten die unabänderlichen Beschlüsse der drei Monarchen mitzutheilen; der Kampf der darauf folgte und sein Ausgang sind bekannt. Die östreichische Armee rückte nach einem militärischen Spaziergang in Neapel ein. Später als im Süden brach in Piemont die Bewegung aus, um gleichfalls mit Annahme der spanischen Verfassung zu beginnen und mit dem Einmarsch der Oestreicher zu enden. Indeß hier erreichte Metternich doch nicht alles was er wollte. Karl Albert war zum Regenten ernannt und meinte es ernst mit seinem Anschluß an die nationale Bewegung, der Staatskanzler, der die entscheidende Wichtigkeit der Stellung Piemonts vollkommen würdigte, wollte seine legitime Anwartschaft auf den Thron ausschließen und die modenesische Linie zur Erbfolge bringen, um so die letzte unabhängige italienische Dynastie zu beseitigen. Daß das Princip der Legitimität durch diese revolutionäre Aufhebung der alischen Ordnung zu Gunsten der Tochter Victor Emanuels und Herzogin von Modena angegriffen wurde, störte den kaiserlichen Minister wenig, der bekanntlich nicht die Vorurtheile seiner Adepten theilte. Aber das Projekt weckte doch den Widerstand Frankreichs, das Oestreich nicht unbeschränkt in Italien kann herrschen lassen. Villèle beauftragte seinen Bevollmächtigten auf dem Congresse von Verona sich den ehrgeizigen Absichten des wiener Hofes entschieden zu widersetzen. Frankreich und Rußland näherten sich gegen Oestreich, und Kaiser Alexander vertrat entschieden die Rechte Karl Alberts, der nur einige Zeit auf Reisen ging. Metternich verfolgte seinen Plan noch mehrere Jahre, erlangte aber dabei so wenig Erfolge als bei den erneuerten Versuchen eines italienischen Fürstenbundes. Dagegen benutzte er die Anwesenheit der östreichischen Truppen in Neapel, um jenen Vertrag zu schließen, der den König verband in seinen Staaten niemals Institutionen einzuführen, welche mit denen des lombardisch-venetianischen Königreichs in Widerspruch stünden, der Vertrag über Piacenza von 1822 läßt dem Kaiser die Bestimmung der Zahl der östreichischen Truppen, die dort befindlichen herzoglichen stehen unter seinem Commando, die östreichischen Ingenieure verfügen frei über die Festungswerke.

Nach diesen mißlungenen Bewegungen legte sich die Reaction in ihrer ganzen bleiernen Schwere wieder über die Halbinsel und die innere Geschichte der italienischen Staaten bis 1830 bietet das unerfreulichste Bild harter Verfolgungen und allgemeinen Darniederliegens des öffentlichen Geistes, zwar war die Reaction nicht gewaltsam blutig wie z. B. 1799 in Neapel; aber sie er-

Digitized by Google

schien doch grausam, weil auch die Revolution unblutig aufgetreten war und niemand hatte Vertrauen zu der Unparteilichkeit der Untersuchungsrichter, welche Hunderte zum Tode verurtheilten. Grade die gerichtliche Form der Verfolgung empörte am meisten, die Verhafteten wurden Monate lang in schauerlichen Kerkern gehalten und, wenn freigesprochen oder begnadigt, auf wasser- und schattenlose Strafinseln geschickt, während der Hof in Festen lebte. Diese Erfahrungen seit 1799 mußten im Herzen der Völker einen tiefen Abscheu gegen die Dynastie zurücklassen, außerdem fiel die ganze finanzielle Last der östreichischen Intervention auf Neapel, von der Ueberschreitung des Po an bis zur Rückkehr, die Staatsschuld wuchs um 150 Mill. Ducati, 1820 betrugen die Zinsen 1,420,000, 1827: 5,190,850 Ducati. Gualterio beschreibt die Lage und Stimmung Neapels seit 1821 folgendermaßen: „Alle ehrlichen Leute fühlten sich betrogen. Der Adel wurde geködert; zum Theil ruinirt, und deshalb servil und höfisch, flüchtete er sich in die bloßen Eitelkeiten des Hoflebens. Der Mittelstand, obgleich stätig zunehmend, kann der Aristokratie und dem niedern Volk nicht die Stirn bieten. Dieses, in Neapel zumal in der Hauptstadt, zahlreicher als anderswo, ist eine wahre Heerde von Sclaven im Dienst der Regierung. Unwissend und roh, abergläubisch und verthiert, aber unglaublich arbeitsam und bedürfnißlos, kann es, wie es bei seinen mühseligen Arbeiten karg bezahlt wird, wohlfeil erkauft werden und bietet so wahrhaft ein Bild der Sclaverei in den Colonien. In den Provinzen entweder kleine Besitzer von Abgaben erdrückt, isolirt, ohne die zum Absatz ihrer Produkte nöthigen Verkehrsmittel, oder große Besitzer, oft durch Usurpation von Staatsdomänen vergrößert, welche die ganze Provinz beherrschen, deren Vermögen den Dörfern mit ihren kleinen Besitzern mehr zum Nachtheil gereicht, also überall das Elend Vieler hart neben dem Ueberfluß Weniger; der Ackerbau durch den Sclavenzustand der Colonen und durch ihre Unwissenheit in allen bessern Methoden niedergedrückt. Ein System vollkommener Isolirung vom Auslande und der Corruption im Innern, ein beharrlicher Krieg gegen die Intelligenzen und beständige Protection der Unwissenheit, ein weites Netz von Spionage, die Stütze der brutalen Kräfte, fremde Bayonette und dazu Verbannung, Gefängniß, Todesurtheile, Schläge gaben der bourbonischen Regierung die Hoffnung, den grade in Neapel längst eingewurzelten Samen des Liberalismus zu ersticken."

Im Kirchenstaat war die Bewegung nicht zum Ausbruch gekommen, auch hielt Consalvi unter Pius dem Siebenten die extreme Reaction zurück, diese brach erst unter der Nachfolge Leo des Zwölften, einer Creatur Oestreichs, mit voller Macht herein. 508 Personen wurde allein in den nördlich von Urbino gelegenen Provinzen wegen politischer Vergehen verurtheilt, jede Vertidihegung war vor den Gerichten ausgeschlossen, alle Immunitäten des Adels

Digitized by Google

und des Klerus wurden hergestellt, die lateinische Sprache welche die wenigsten auch nur dürftig verstanden, ward als Gerichtssprache befohlen, aus der Wiederherstellung der Klöster waren dem Staate 164,000 Scudi Zinsen erwachsen.

Daß Oestreich in seinen Besitzungen und in den Vasallenstaaten Modena und Parma jede Bewegung unerbittlich unterdrückte, braucht kaum gesagt zu werden, der Tod Confalonieris und die Leiden Silvio Pellicos sind aller Welt bekannt.

So standen die Dinge in Italien als die Julirevolution ausbrach.

Eine neue Finanzwissenschaft.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium. Von Lorenz Stein. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860.

Lehrbücher, mehr noch Leser für gute Bücher über den Haushalt der Gemeinwesen, sind noch nicht im Ueberfluß vorhanden; selbst in Deutschland nicht. Und doch sind die „Mittel und Wege" zur Führung der öffentlichen Wirthschaft für Ständemitglieder, Gemeinderäthe, Staatsgläubiger, Zeitungsleser und andere Steuerpflichtige nicht ganz gleichgiltige Dinge.

Man sucht in einem Buche über die Finanzen Belehrung über die öffentlichen Einkünfte und deren Verwendung, und man wird ihm auch für Mittheilungen über geheime Ausgaben verbunden sein; man erwartet Auskunft über die Staatsschulden, und hat dabei die Genugthuung, zu finden, daß hier niemals, wie in manchen Ländern bei den Dienern, der Titel des Oberhauptes den Staat verdrängt; man wünscht endlich das Verhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben kennen zu lernen, die Einrichtung der Voranschläge (Budgets) der Staatsrechnungen und der Finanzverwaltung. Will uns das Buch nicht etwa nur geschichtlich oder statistisch über die Finanzen eines bestimmten Landes, sondern will es uns in der Wissenschaft unterrichten, dann verlangt der studirende Schüler, der Professor, welcher es seinen Vorlesungen zu Grunde legen soll, der strebsame Beamte und der gebildete Bürger — kurz es verlangt jeder Leser, — nicht nur eine klare und übersichtliche Darlegung des geschichtlichen und statistischen Ma-

Digitized by Google

terials, sondern auch die Aufstellung und wissenschaftliche Begründung allgemeiner Principien und Anleitung für die Anwendung derselben auf gegebene Fälle. Die Wissenschaft soll uns nicht allein richtig erkennen, sondern auch urtheilen lehren. In wie weit dies dem Verfasser eines Lehrbuchs gelungen, das ist eben die Frage, mit deren Beantwortung die Kritik sich zu beschäftigen hat.

Treten wir mit den bezeichneten Anforderungen dem Lehrbuche von Lorenz Stein näher, so vermissen wir in demselben nichts von dem Stoffe, welchen die Finanzwissenschaft behandelt. Es beschränkt zwar den Umfang derselben mehr als üblich, indem es das Finanzwesen als denjenigen Theil der Staatswirthschaft bezeichnet, welcher es mit den Einnahmen zu thun hat, und demgemäß die Ausgaben, wie die Ordnung und Verwaltung des Haushaltes als besondere, das Finanzwesen nicht berührende Theile der Staatswirthschaft hinstellt. Da jedoch der Verfasser die beiden ausgeschiedenen Theile dem dritten, dem Finanzwesen, vorausschickt, so weit er sie für das Verständniß desselben nothwendig erachtet, so lassen wir diesen Punkt beruhen. Eigenthümlichkeiten in der Eintheilung und in den Definitionen unterscheiden am bequemsten ein System von einem andern; über solche Kleinigkeiten wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, da wir in der glücklichen Lage sind, seinem Werke weit interessantere Seiten abzugewinnen. Das Anziehende, ja Auffallende des Buches liegt nämlich nicht etwa in seiner Technik, die zwar nicht lückenhaft, aber doch dürftig genannt werden kann; die am Schlusse der einzelnen Abschnitte mit kleiner Schrift gedruckten Notizen über Literatur, über wirkliche Verhältnisse und deren Vergleichung in verschiedenen Ländern in Bezug auf Steuern u. dgl. — Diese Notizen reichen kaum zum Gebrauch bei Vorlesungen aus, geschweige denn zum Selbststudium. Wenn der Verfasser in dem Vorworte die „innige Hoffnung" ausspricht, durch jene Noten der Herstellung einer vergleichenden Finanzwissenschaft zu dienen, so müssen wir mit Bedauern gestehen, daß wir diese Dienste für äußerst geringfügig halten.

Anders verhält es sich dagegen mit der ersten Forderung, welche der Verfasser in der Vorrede an sein Werk stellt: „völlige Klarheit in den organischen Grundbegriffen, namentlich bei der Besteuerung, und das richtige Verständniß des Wesens und der Function eines guten Steuersystems, die allein der Gefahr, welche die unaufgelöste Phrase grade hier bringt, zu begegnen im Stande sind." Dieser Forderung entspricht das Buch in einer merkwürdigen Weise; seine Principien, seine Grundbegriffe haben uns wahrhaft in Erstaunen versetzt. — Leider vermißt man unter der Menge von Grundbegriffen den des Staates selbst; der Staat, wie er hier für das Finanzwesen gebraucht wird, macht noch den jetzt so ziemlich überwundenen Eindruck eines unnennbaren grausigen Etwas, dessen Walten wie das Walten der Natur-

Digitized by Google

haft hinzunehmen ist, dem der Einzelne macht- und rechtlos untersteht, dem er sich bedingungslos hinzugeben hat. Das jus eminens, das Nothrecht, welches dem Staate in gewissen Fällen zuerkannt werden muß, hat hier keine Schranken; es füllt die ganze Rechtssphäre aus. — Das oberste staatswirthschaftliche Princip des absoluten wirthschaftlichen Rechts des Staates wird in seiner Schroffheit durch das zweite Princip „der Harmonie der Interessen des Staats und seiner Angehörigen" kaum gemildert, und das dritte, das Princip der wirthschaftlichen Ordnung ermangelt aller Garantien einer menschlichen Durchführung.

Die Ausgaben und den Haushalt des Staates rechnet Herr L. Stein, wie schon bemerkt, nicht zum Finanzwesen; er behandelt sie zwar, aber nur um klar zu machen, daß sie sich der Beurtheilung des Finanzbeamten entziehen, daß sie theils in der Verfassungs- theils in der Verwaltungslehre ihre Stelle finden, und um daran zwei Lehren zu knüpfen. Die eine betrifft die Frage der Steuerbewilligung (eigentlich der Bewilligung des Ausgabe-Budgets, denn nur hier, nicht bei den Steuern, gedenkt der Verfasser der Bewilligung). Da lächelt Herrn Stein Laffittes Gedanke, daß nur das außerordentliche Budget Gegenstand der Bewilligung sein könne; denn die Bewilligung des absolut Nothwendigen sei ein Unding, seine Verweigerung als Mißtrauensvotum gegen Persönlichkeiten sei ein durchaus verkehrtes Mittel, „denn sie würde in der That ein Mißtrauensvotum gegen die Existenz des Staates selbst sein." Das mögen sich vor Allen die Holländer merken, welche nicht selten das Budget eines Ministeriums verwerfen, ohne zu bedenken, daß dieser Anstoß zum Rücktritte eines Ministers ein Attentat gegen die Existenz ihres Staates ist. Weiterhin wird die Finanzverwaltung bedeutet, daß ihre Verantwortlichkeit nicht von der Steuerbewilligung abhängt, sondern erst mit der Allerhöchsten Sanction des Budgets beginnt und nur dem Staatsoberhaupt gegenüber einen Sinn hat. Die Engländer denken zwar anders, aber Herr Stein schreibt nicht für Holländer oder Engländer, sondern für einen gewissen andern Staatencomplex, in dessen Hauptstadt eben jetzt ein Reichsrath über dem Budget schwitzt; die Herren Reichsräthe können aus unserm Buche erfahren, was die „Wissenschaft" dazu sagen würde, wenn sie etwa mit der Budgetbewilligung Umstände machen wollten. — Die zweite Lehre bei Gelegenheit der Ausgaben ist die, daß sie reproductiv sein, daß sie wieder Kapital bilden müssen. — „Die Kapitalbildung in der Staatswirthschaft ist daher nichts anderes als der Proceß, durch welchen die Ausgaben des Staats die Kapitalien und mit ihnen das Einkommen aller Staatsangehörigen in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung befördern und dadurch ihre eigenen Quellen vermehren. Dies ist der höhere Kreislauf der Güter, den wir als die Staatswirthschaft bezeichnen." Die übliche Unterscheidung zwischen

Digitized by Google

productiven und unproductiven Ausgaben beruht nach L. Stein „in der That nur auf einer unklaren Verwechselung der Begriffe (S. 32. 33)." Sehr klar ist uns, was L. Stein damit sagen will. Die Ausgaben des Staates sollen productiv sein, folglich sind sie es. Daran zu zweifeln gestattet die „Wissenschaft" Niemandem, am wenigsten dem Finanzbeflissenen. So läßt sich die Hegel'sche Philosophie für die Finanzen ad usum Delphini verwenden. Wie unschuldig erscheinen dagegen selbst Russen, wie der Finanzminister Graf Cancrin, der in seinem nachgelassenen Werke über die Finanzen sagt: „Wenn die menschliche Gesellschaft eine Naturnothwendigkeit ist, so folgt daraus die gleiche Nothwendigkeit einer Regierung; diese aber muß leben, wie der Einzelne leben muß, und sie kann es nur auf zwei Arten, durch eigenen Besitz oder durch Abgaben. . . . Die Finanzen sind ein großes stehendes Uebel für die Gesellschaft, nicht weil sie sein müssen, sondern wegen ihrer natürlichen Unvollkommenheit und weil sie die freie Bewegung der Gesellschaft fast auf jedem Schritte beschweren." Diese Sprache versteht jeder Mensch, sie ist durchaus unwissenschaftlich.

Mit Ehrfurcht und Grauen vor dem Staate, tief durchdrungen von dem Gefühle der Pflicht, die Steuern zu bezahlen, wenn sie auch nicht bewilligt sind, und von der Ueberzeugung, daß die Ausgaben, je größer sie sind, desto reichere Früchte bringen müssen: so vorbereitet, gelangt der Leser zu dem dritten, eigentlichen Theile des Buches — dem Finanzwesen und der Finanzwissenschaft, wo ihm nochmals eingeschärft wird, daß das System, der Ausgangspunkt der Wissenschaft, einfach bei den Einnahmen und ihren Quellen stehen bleibt. Wir bitten auf S. 101 nachzulesen, daß L. Stein die Arten des Staatseinkommens seine Quellen nennt, und dann wieder unter den Quellen die wirthschaftlichen Grundverhältnisse versteht, welche dem Staate seine Einnahmen geben. Wir bitten ferner um die Erlaubniß, den Abschnitt über den Organismus des Finanzwesens übergehen und aus den drei großen Gruppen der Finanzquellen, Staatsgut, Steuern und Credit nur solche Zweige auslesen zu dürfen, welche die Art und Tendenz der wissenschaftlichen Auffassung und Behandlung des Stoffes anschaulich machen. Zu diesem Zwecke verweilen wir zunächst bei dem Regal, welches der Verfasser (S. 136) als das wirthschaftliche Hoheitsrecht des Staats näher bestimmt, nachdem er doch schon eben dieses Recht (S. 16) als ein absolutes und als erstes Princip der Staatswirthschaft hingestellt hatte. Als Regalien erkennt der Verfasser das Post- und Telegraphen-, Münz- und Zettel- und das Glückspielregal, und diese erscheinen ihm als absolute und allgemeine Bedingungen der Volkswohlfahrt! Die Lotterie empfiehlt er zwar nicht, aber sie zu beseitigen ist nicht Sache der Finanzen, und wenn die Polizei einmal durch die Finger sieht, so kann das Glückspiel nur als Regal bestehen, weil es für

Digitized by Google

die Volkswirthschaft nicht unbedenklich ist, weil das Publikum die Wahrscheinlichkeitsberechnung nicht versteht, und weil dasselbe, wenn das Spiel nicht erlaubt wäre, das Verbot übertreten würde (S. 150). — Ueber das Papiergeld enthält der Abschnitt von den Regalien nur allgemeine Andeutungen, welche später unter dem Staatscredit näher ausgeführt werden, und zwar an zwei Stellen: da, wo der Bildung und Benutzung eines Staatsschatzes gedacht wird, dann als eigene Gruppe der Staatsschulden, zwischen der schwebenden und der festen Schuld. Hiernach ist die wissenschaftliche Auffassung des Papiergeldwesens von Seiten des Verfassers folgende:

Der Staat kann Kassenscheine ausgeben. Jeder Schein enthält die Verpflichtung des Staates, ihn als Schuld für sich anzuerkennen, also ihn zum Nennwerthe in Zahlung anzunehmen. Der Einlösung bedarf es nicht, nur der Steuerfundation (d. h. es soll nur bis zur Hälfte der jährlichen Steuer-Einnahme Papiergeld ausgegeben werden). Diese Schuld ist nicht nur die billigste und bequemste, sondern sie dient auch zur Ansammlung eines Staatsschatzes. Die Verwaltung braucht nämlich nur die Scheine, welche bei Steuerzahlungen eingehen, zurückzuhalten; dann müssen die Steuerpflichtigen in Metall zahlen; hat die Verwaltung das Metall, dann behält sie es und gibt die Scheine wieder aus; sie verfügt auf diese Weise über einen Staatsschatz in Metall, gleich der Hälfte ihrer jährlichen Steuereinnahme.

Dies, sagt L. Stein, ist ein Staatsschatz, nach dem jeder Staat trachten sollte! Der alte Staatsschatz zur Deckung eines Deficit (richtiger zur Bestreitung von Kriegskosten), ist eine „rohe Idee" und „definitiv beseitigt." Die Gefahren, welche das Papiergeld gebracht hat, fährt L. Stein fort, (soll heißen, das Unheil, welches sein Mißbrauch angerichtet, sind durch das Ueberschreiten der Steuerfundationsgrenze entstanden), und durch den Irrthum, daß man diese Grenze durch den Zwangscurs ersetzen könne. Man war daher genöthigt, die Masse der Scheine in Banknoten zu convertiren, ihnen dadurch die Bankfundation und, weil die Bank mehr Noten ausgeben mußte, als sie für ihre Geschäfte brauchte, auch noch die Steuerfundation zu geben. Die Bank genießt die Zinsen für ihre dem Staate geliehenen Noten. Daher der hohe Cours ihrer Actien und die fetten Dividenden. Will der Staat den Nutzen für sich, so muß er, neben der Note, den Kassenschein mit Steuerfundation herstellen. — Man lese die betreffenden Stellen S. 149—50, 475, 502 u. f., und überzeuge sich, daß wir nicht entstellen. — An der ganzen Ausführung — wir schweigen von dem erheiternden Vorschlag, das Papier als Mausefalle für das Silber der Steuerpflichtigen zu benutzen, und das eingefangene Silber als gebildeten Staatsschatz zu bezeichnen — ist nur das richtig, daß der Gebrauch des Papiergeldes in mäßigen Grenzen nicht zu verwerfen ist. Aber es gehört dazu unbedingt die Einlösbarkeit. Dazu hat sich Oestreich in dem Münzvertrage von

Digitized by

1857 verpflichtet, bekanntlich aber sich von dieser Verbindlichkeit losgesagt. Wegen der Gefahren des Mißbrauchs haben fast alle größeren Staaten auf den Gebrauch des Papiergelds verzichtet, Oestreich schon zweimal und zwar jedesmal auf ewige Zeiten, hat aber dessen ungeachtet noch hundert Millionen im Umlauf. Der Gebrauch der Banknote als Staatspapiergeld ist ebenfalls ein Mißbrauch, dessen Abstellung die Vorbedingung für ein besseres Geldwesen in Oestreich ist. L. Stein sagt, die Banknote sei doppelt fundirt, während sie einfach nicht eingelöst wird. Daß deshalb das östreichische Geld entwerthet ist, davon schweigt L. Stein, und begnügt sich, der Verwaltung die Aufgabe zu stellen, für einen guten und festen Curs des Papiergelds zu sorgen. Wahrlich eine solche Profanation der Wissenschaft zur Beschönigung einer verrotteten Wirthschaft übersteigt alles Maß! Auch Gentz hat die östreichischen Finanzoperationen von 1811 bis 1821 in Schutz genommen, aber er that es von dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit der Lage, welche zu dem Papiergeld als einem Nothbehelfe geführt hatten, nachdem die Mittel für lange und schwere Kriege weder durch Steuern, noch durch Anleihen länger herbeigeschafft werden konnten. Die Verluste, welche an dem entwertheten Papiergelde durch die Reihenfolge der Inhaber erlitten wurden, sind ihm eine indirecte Steuer für die Bedürfnisse des Kriegs. Das Zurückziehen zu einem Theile des Nennwerthes ist ihm eine Nothwendigkeit für den Staat, um aus einer großen Krise, aus einer heillosen Verwirrung des Geldwesens endlich selbst mit den schwersten Opfern, herauszukommen. Gentz warnt vor der Steinschen Theorie, das entwerthete Papiergeld wie eine regelmäßige Schuld zu betrachten, und protestirt gegen die „wissenschaftliche" Behandlung der Papiergeldfrage in Steins Manier. „C'est une question que chaque gouvernement doit traiter non pas d'aprés des principes abstraits dont l'application peut conduire aux plus dangereuses erreurs, mais d'après des données positives et pratiques (Schriften von Fr. v. Gentz III 300—366, V, 52—72).

Von den Regalien unterscheidet L. Stein die Monopole, so weit sie als Mittel zur Erhebung einer Verbrauchsteuer dienen. Alle übrigen Gesichtspunkte werden in die Nationalökonomie, die Verwaltungs- und Polizeilehre verwiesen; als angemessene Objecte werden Salz und Tabak erkannt. Für das Salz läßt er zur Noth auch noch eine andere Form der Verbrauchsteuer zu, aber „der Tabak fordert unbedingt das Monopol als einzige rationelle Steuererhebungsform" S. 373, und zwar das Monopol der Production, der Fabrikation und des Verkaufs. So ist es in Oestreich.

Mehr als die Darstellung des Steuerwesens interessirt uns der letzte Abschnitt über den Staatscredit, welchen der Verfasser nicht etwa als ein außerordentliches Element, sondern als regelmäßigen, organischen Theil der Staatswirthschaft betrachtet, behandelt und nicht mit den Staatsschulden verwechselt

Digitized by Google

wissen will. Man wird zugeben, daß Credit die Voraussetzung des Schuldenmachens, nicht die Schuld selbst ist. Die innere Verwaltung soll die Elemente des Staatscredits schaffen, damit die Finanzverwaltung Schulden machen kann. Die Staatsschuld will der Verfasser mit Recht als ein Ganzes angesehen und wirthschaftlich verwaltet wissen. Das Deficit ist ihm ein Zeichen, daß die Steuern nicht ausreichen; die Ausgaben gehen ja die Finanzverwaltungen nichts an; es ist daher auch nicht ihre Sache, über das Deficit zu entscheiden, sondern es zu decken und zwar durch Benutzung des Staatscredits. Es handelt sich auch nicht mehr um Veränderung oder Abtragung der Schulden, sondern nur um die Möglichkeit der regelmäßigen Verzinsung. Erst an der Grenze der Steuererhöhungen findet sich die Grenze des Staatscredits. — Bei dem weitaus größten Theile der Staatsschulden ist das Kapital als solches für den Gläubiger verschwunden, an dessen Stelle ist das Recht auf den Zins getreten. Dies ist das Wesen der Staatsobligation unserer Zeit (S. 479). Und dann nochmals: das dargeliehene Kapital findet seine Sicherheit nicht in der Möglichkeit seiner unmittelbaren Rückzahlung, sondern darin, daß es seine Zinsen richtig und regelmäßig einbringt. „Ein solches Kapital nennen wir ein Anlagekapital" (ibid). — Naive Wissenschaft! Ein Anlagekapital ist ein solches, welches der Gläubiger nie wieder sieht. Anderwärts hat man Kapitalmärkte, wo der Inhaber seine Staatsschuldscheine verkaufen und so wieder in den Besitz seines Geldes gelangen kann; die 4 bis 4½ procentigen Staatspapiere stehen in den meisten deutschen Staaten ungefähr Pari. Aber den Staatsgläubiger Oestreichs an die Börse verweisen, wäre grausam. Solch ein Unmensch ist die „Wissenschaft" nicht! Was wir in dem Abschnitte über das Wesen der heutigen Staatsschulden gelesen und eben angedeutet haben, das alles finden wir noch einmal bei der dritten Gruppe, der festen oder eigentlichen Staatsschuld. Sie wird nie oder doch sehr lange nicht zurückgezahlt; die Rückzahlung ist daher für sie ein „untergeordnetes Moment"; das Kapital verschwindet und verwandelt sich in einen Anspruch auf Zins; wie die Aufgaben des Staates, so müssen auch seine Schulden sein — ewig und absolut. Doch erfahren wir hier noch, daß die dargeliehenen Summen nicht für den Gläubiger, sondern für den Staat ein Anlagekapital bilden, weil sie in Ausgaben angelegt werden, die bekanntlich productiv sein müssen. Aus der Fiction, daß mit diesen Passiven ein mindestens gleich großes Activum geschaffen worden, folgt dann die weitere Fiction, daß der Staat nicht ärmer wird, wenn er Schulden macht, aber reicher, wenn er sie vermindert, was im Hinblick auf künftige Benutzung des Credits hie und da nicht unwissenschaftlich sein dürfte. Die Arten der festen Anleihen beginnen mit den Zwangsanleihen, welche der Verfasser billigerweise nur in Fällen der äußersten Noth zuläßt, weil sie eine „unorganische Art von Anleihen" sind, wobei die Geldsuchenden

Digitized by Google

von den Besitzenden ausgebeutet werden. Diesen Uebelstand vermied die alttürkische Manier, welche das Geld nicht von denen forderte, die es nicht hatten, sondern denen nahm, die es besaßen. Weiter folgt die Börsenanleihe, von welcher auf S. 520 gedruckt steht: „Dadurch, daß sie ohne alle Rücksicht auf Volk und Land einzelne Kapitalisten zu Creditoren der einzelnen Staaten macht, gibt sie diesen ein praktisches wirthschaftliches Interesse an der wirthschaftlichen Wohlfahrt des Landes, das ihnen schuldet; ein Interesse mithin, das sie mit diesem Lande als Ganzem — also mit seiner Regierung — und mit jedem Einzelnen in diesem Lande theilen. Die durch Börsenanleihen zu Stande kommenden Staatsanleihen erscheinen daher als einer der Ausdrücke der Gemeinschaft aller menschlichen Interessen, als deren letzte Verwirklichung das höchste äußerliche Ziel alles wirthschaftlichen Lebens dasteht." — Nicht ohne Thränen der Rührung werden diesen Trost, den die „Wissenschaft" spendet, die zahlreichen Inhaber von Metalliques und Nationalanleihe in Frankfurt und Amsterdam, in München, Stuttgart, Berlin und Hannover einschlürfen. Indessen — auch dieses kosmopolitische Ideal hat seine Schattenseiten; es kostet Provision, und die Börse will zuweilen nichts mehr geben, oder, wie Lorenz Stein sich wissenschaftlich ausdrückt: fremde und mithin oft auch sehr unbegründete Urtheile üben Einfluß auf den Credit (S. 521). Dies war z. B. der Fall, nachdem ruchbar geworden war, daß die Verwaltung den gesetzlichen Maximalbetrag von 500 Millionen Gulden Nationalanleihe heimlich um 111 Millionen überschritten hatte, eine Anwendung von dem wirthschaftlichen Hoheitsrechte, welche selbst in Oestreich nur einen einzigen Vertheidiger Lorenz Stein gefunden haben soll. Wollen die Börsen nicht mehr ziehen, so greift man zu den (in diesem Stadium des Credits nur euphemistisch so genannten) freiwilligen Volksanleihen, von denen jedoch der Verfasser keine großen Erwartungen hegt. Die Gruppe der festen Schulden schließt dann mit den verschiedenen Arten der Umwandlung schwebender in feste Schulden, darunter die gezwungene Consolidirung, welche darin besteht, daß die Verwaltung Depositen, Sparkassengelder und drgl. wegnimmt und Staatsschuldscheine an deren Stelle hinlegt, ohne die Eigenthümer zu fragen. Die Wissenschaft von Lorenz Stein nennt dies „ein neues Verhältniß", „eine rationelle Anordnung, welche die Solidarität des Staats- und des Privatcredits namentlich im Gebiet der Kapitalbildung verwirklicht (S. 525—26)." — An einer andern Stelle in der ersten Gruppe (schwebende Schuld), wird das nämliche Verfahren, welches wir eben als gezwungene Consolidirung kennen und achten gelernt haben, als „uneigentliche oder gezwungene Depositenschuld" aufgeführt, mit dem Unterschiede von andern Schulden, daß der Staat meistens dafür eine Art von Garantie übernehme. — Also nur für diese Art?! — Aus der er-

Digitized by Google

ter Gruppe heben wir zum Schlusse noch die erste Art der eigentlichen schwebenden Schuld hervor, die Wechselschuld, welche dadurch gebildet wird, daß die Verwaltung auf die Bank zieht und bei Verfall deckt (oder auch nicht deckt). Da hier keine Forderung des Staates an die Bank besteht, so ist diese Art, sich Geld zu machen, die ganz gemeine Wechselreiterei und unsere „Wissenschaft" ist daher auch der Meinung, daß diese Art nur in geheimen Beziehungen oder in vereinzelten Fällen gebraucht werden sollte. (S. 492). Von dem wirksamsten Mittel, den Staatscredit zu heben und herzustellen, der Controle durch die Stände und der Oeffentlichkeit des Staatshaushalts, weiß sie ohnehin nichts.

Wir halten die gegebenen Andeutungen für genügend, um eine ungefähre Vorstellung von dem Geiste zu geben, dessen Kind die Wissenschaft von Lorenz Stein ist. Er ist so schlimm, daß wir nicht mit Ritter von Lang in seiner Entwicklung der deutschen Steuerverfassungen den Lesern die Worte des Phädrus zurückrufen können: o cives,

hoc, sustinete, majus ne veniat malum.

Nein! tiefer kann der hehre Name der Wissenschaft nicht herabgewürdigt werden, und wir hoffen, daß ihre würdigen Vertreter auf dem Katheder und in der Literatur der Staatswissenschaften gegen jegliche Genossenschaft mit Lorenz Stein Verwahrung einlegen werden, wenn sie nicht sollten umhin können seines neuesten Werkes zu gedenken. Wir lieben nicht starke Worte; und hier würden unsere Gedanken in den stärksten nur einen schwachen Ausdruck finden können. Wir würden es für Oestreich beklagen, wenn seine studirende Jugend, seine Beamten und Notabeln mit diesem Buche angeleitet werden sollten, über die Mitel und Wege zur Besserung ihres Haushaltes für die unabweisliche constitutionelle Periode ein Urtheil zu gewinnen. Aber sie werden dieses Buch mit dem Gefühle, das es verdient, zurückweisen. Sie werden mit uns erkennen, daß Lorenz Stein Oestreich einen schlechten Dienst geleistet hat, indem er sich nicht entblödete, den Mißständen, welche Noth, Irrthum und verkehrte Politik herbeigeführt, ein wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen. Sie werden sich von ihm ab und den Männern der echten Wissenschaft zuwenden, deren Lehre, wenn nicht absolute Wahrheit, doch das Resultat ernster, gewissenhaftiger Studien und darum im Stande ist zur Wahrheit zu führen.

Die preußische Politik.

Der Prinzregent von Preußen erklärte zu Baden den versammelten Souveränen, daß es sein Bestreben sei, die Kräfte des deutschen Volkes zu größerer Einheit zusammen zu fassen, daß er diese größere Concentration bewirken

Digitized by Google

wolle ohne den deutschen Bund zu lockern, mit Schonung der divergirenden Interessen, daß er den gegenwärtigen Augenblick nicht geeignet halte, eine radicale Reform des Bundes vorzunehmen, daß er aber fest halte an den Forderungen, welche Preußen bereits beim Bunde gestellt habe. Von diesen Forderungen sind bis jetzt vier dem Volke bekannt: Bundeskriegsverfassung, Küstenbefestigung, Kurhessen, Schleswig-Holstein.

In mehreren dieser Forderungen, welche durch die drängenden Fragen des Tages veranlaßt worden sind, verhüllen sich höhere, über deren Tragweite man weder in Berlin, noch in den Cabineten der Mittelstaaten im Zweifel sein kann. Die Theilung des Bundesheers unter Preußens und Oestreichs Führung ist ausgegangen von dem Gedanken praktischer Zweckmäßigkeit bei einem Krieg gegen Westen. In militärischer Beziehung ist Oestreich für die Länder im Süden des Main das Hinterland, die große Reserve. Bei der vorwiegenden Neigung der dortigen Bevölkerung zu Oestreich würde ein Anlehnen ihres Heereskörpers an die östreichische Armee, so nahm man in Berlin an, populärer sein, als an die preußische; die Organisation, deren Durchführung in Jahresfrist Nothwendigkeit werden konnte, hatte auch nicht die kleinste Aussicht, sich durchzusetzen, wenn Oestreich ganz ausgeschlossen wurde. Daß diese an sich sehr verständigen Erwägungen nicht von den höchsten Gesichtspunkten ausgingen, darüber machte man sich auch in Berlin keine Täuschungen. Daß sie sich doch bis jetzt unausführbar gezeigt haben, und auch in der nächsten Zukunft wenig Aussicht auf Durchführung haben, das soll, so hoffen wir, dem preußischen Cabinet die Empfindung geben, daß es trotz aller militärischen Bedenken zuletzt unvermeidlich werden wird, nicht die Hälfte zu fordern, sondern das Ganze. Aber auch in der gegenwärtigen — sehr gemäßigten — Forderung liegt der Anfang zu einer radicalen Umformung mehrerer wichtigen Beziehungen der deutschen Bundesstaaten. Zunächst ein thatsächliches festeres Zusammenwachsen der einzelnen Contingente, eine andere Stellung der Bundesfestungen, ein geschlossenes System der Defension gegen das Ausland, in zweiter Linie auch engeres Zusammenfassen der diplomatischen Beziehungen zu den fremden Mächten.

Die Forderung der Küstenbefestigung leitet außerdem mit Nothwendigkeit zu den Anfängen einer deutschen Kriegsmarine und einer gemeinsamen Flagge der Nord- und Ostsee.

Die Forderung in Kurhessen, die Verfassung von 1831 wieder herzustellen, ist dem berliner Cabinet nicht nur eingegeben durch das Mitgefühl mit der rechtlosen Lage des kurhessischen Volkes, sondern sie ist vorzugsweise ausgegangen von dem Verlangen Preußens, die restaurirte Bundesversammlung, welche sich außer Stande gezeigt hat, den höchsten Interessen der Nation gerecht zu werden, in ihrer Competenz einzuschränken und für die nationale Entwicklung so wenig nachtheilig als möglich zu machen, bis die Zeit herankommt, dem Bunde eine zeitgemäßere Vertretung nach Innen und Außen zu geben.

Die Anschauungen, welche dieser Taktik zu Grunde liegen, sind, so müssen wir schließen, folgende. Es gibt für Deutschland zwei Wege, aus seiner Zerfahrenheit herauszukommen, der eine ist die Eroberung durch Preußen. Dieser Weg ist nicht zu betreten, denn die continentale Lage Deutschlands zwischen Rußland und Frankreich, sowie das eigenthümliche traditionelle Verhältniß zu Oestreich müßten eine sofortige kriegerische Einmischung des Auslandes herbeiführen, einen verzweifelten Krieg mit drei Mächten, von denen jede einzelne so groß ist als Preußen und die etwa annectirten Länder. Da Preußen keinen Fuß breit deutsches Land den Nachbarn opfern dürfte, so

Digitized by Google

würde ein solcher Krieg ein Kampf auf Tod und Leben mit sehr zweifelhaftem Erfolge sein, wie hoch man auch die deutsche Begeisterung schätzen möge, deren Preußen bei solcher Politik noch gar nicht sicher wäre. Friedrich der Große hat unter militärischen Verhältnissen, welche unendlich günstiger waren, im Cabinet und auf den Schlachtfeldern 23 Jahre um eine einzige Provinz gekämpft, und er hat, um sie zu erhalten, vieles an seinen deutschen Plänen opfern müssen. Und was war damals Frankreichs und Rußlands militärische Macht? Jetzt stehen zwei mächtige, kriegerisch starkgerüstete Gegner lauernd an Deutschlands Grenzen, bereit, bei erster Gelegenheit sich einzumischen. Gegen solches Eindringen fremder Heere und Politik ist das völkerrechtliche Band, welches nach außen die deutschen Staaten zu einer, wenn auch sehr unvollkommnen Einheit verbindet, die einzige Schranke. Diese Schranke darf nicht gelockert werden. Was Preußen umformen will, muß es in der gegenwärtigen Lage Europas innerhalb des Bundes durchzusetzen wissen. Es ist ein langer und mühsamer Weg; aber er ist nicht ohne Hoffnung, ja nicht ohne sichere Aussicht. Preußen muß darauf verzichten, egoistisch für sich zu erobern, es hat die Aufgabe, fortwährend für den Nutzen des Ganzen einzustehen und Opfer dafür zu bringen. Es hat sich bei solcher Thätigkeit zu stützen auf den Patriotismus und die gemeinsamen Interessen der deutschen Nation; es hat zu versuchen, die Regierungen für sich zu gewinnen. In dem politischen Leben einer großen Nation drängt eine Frage die andere, Preußen hat dafür zu sorgen, daß es jede dieser Fragen in deutschem Sinne auffasse. Der Widerstand der Gegner ist nicht unüberwindlich, ja er hatte bis jetzt eine relative Berechtigung, denn die preußische Politik war durch eine Reihe von Jahren nicht so, daß sie den Bundesgenossen Achtung, Vertrauen oder Scheu hätte einflößen können.

So weit vermögen wir aus der Rede des erlauchten Herrn und aus den zuverlässigen Lebensäußerungen seines Cabinetes die leitenden Ideen der preußischen Politik zu erkennen. Wir meinen, daß unsere Auffassung nicht ins Schöne färbt und nicht verkleinert, und es sei erlaubt, daß dies Blatt, auch eine Stimme aus dem Volke, seine Ansicht darüber ausspricht.

Mit Freuden hat die Nation den hohen Sinn begrüßt, in welchem der Prinzregent sein Verhältniß als Schutzherr Deutschlands auffaßt. Auch der Weg, auf welchem Preußen eine friedliche Consolidirung Deutschlands durchzusetzen vorhat, wird der Mehrzahl deutscher Patrioten willkommen sein, so ungeduldig der Feuereifer der Entschiedenen den langsamen und mühevollen Weg ansehen mag. Gern nehmen wir an, daß dieser Weg der beste ist, schon weil er bei den leitenden Persönlichkeiten als der einzig mögliche erscheint. Wissen wir doch, daß die innere Entwicklung eines Landes zum großen Theil durch die Verhältnisse des Auslandes bedingt wird, und die Idee der deutschen Einheit wird zuverlässig durch die europäische Politik nicht nur gehemmt, auch gefördert werden.

Gern rühmen wir die deutsche Politik Preußens als ehrlich, männlich und national und die Richtung, welche sie eingeschlagen hat, als die möglichst beste. Aber es kommt nicht allein auf den Weg an, welchen ein Mann schreitet, sondern vielleicht noch mehr darauf, ob er das Ziel, das er erreichen will, klar in sich trägt und unverrückt ins Auge faßt. Es versteht sich, daß, wer etwas Großes will, auch über die Consequenzen seines Thuns so klar sein muß, als dem Erdgebornen möglich ist.

Als Preußen den Bund zum Widerstand gegen die dänischen Uebergriffe in Schleswig-Holstein aufforderte, war es sich ohne Zweifel bewußt, daß, im Fall ihm gelänge, den Bund zu energischerem Auftreten zu veranlassen, das

Digitized by Google

Ende eine Bundesexecution und vielleicht ein Krieg mit Dänemark sein müßte. Als Preußen auf Revision und Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung von 1831 bestand, war seinen Staatsmännern ohne Zweifel deutlich, daß die Majorität der Gegner am Bunde möglicherweise eine gewaltsame Durchführung des Majoritätsbeschlusses decretiren könnte, und daß es dann Preußens Aufgabe sein würde, einer solchen Durchführung mit den äußersten Mitteln zu widerstehen. Das liegt nahe und ist selbstverständlich.

Aber weiter. Wenn Preußen die große Pflicht auf sich nimmt, Schutzherr des deutschen Bundes zu sein, so darf es auch die unumgänglichen Mittel nicht scheuen, den Widerstand, welchen ihm einzelne Regierungen in den Weg legen, zu überwinden. Es wird, um von Anderem zu schweigen, die dringende Aufgabe haben, der nationalen Partei, welche in der Presse und in den Kammern der einzelnen Staaten für dieselbe Idee arbeitet, loyale Förderung und im Nothfall Hilfe angedeihen zu lassen; es wird jede Gelegenheit benutzen müssen, um in die Cabinete seiner Bundesgenossen Männer zu führen, welche ihm nicht mit erbitterter Feindseligkeit entgegentreten; es wird nicht versäumen dürfen, mit unabläßiger Thätigkeit die Stimmungen der Höfe und der einzelnen deutschen Stämme zu beachten, seine Regierung wird auch nicht verschmähen, das gesellschaftliche und geschäftliche Verhalten der eignen Beamten und Militärs gegenüber den andern Deutschen sorgfältig zu überwachen und in förderlicher Weise zu dirigiren. Es scheint uns, daß in jeder dieser Beziehung noch viel zu thun ist.

In Wirklichkeit ist das Problem einer größern Concentration deutscher Volkskraft weder durch die preußische, noch durch andere deutsche Regierungen allein zu lösen, sondern vorzugsweise durch das deutsche Volk selbst. Sobald die Sehnsucht darnach so allgemein geworden ist, daß sie die Willenskraft einer großen Anzahl Individuen bewegt, so wird sie durchgesetzt werden. Der etwaige Widerstand einzelner Regierungen wird sich als völlig ohnmächtig erweisen. Die Schwierigkeiten, welche sich dem preußischen Cabinet unüberwindlich zeigen, schmelzen in Nichts, sobald die Völker selbst dafür in energische gesetzliche Bewegung kommen. Wir sind auch darin keine Italiener, es bedarf bei uns keines Aufstandes, keiner geheimen Conspiration, keiner todesmuthigen Freischaaren. Die vorhandenen gesetzlichen Bahnen reichen fast in allen Theilen Deutschlands ganz allein aus, sobald erst in den einzelnen Territorien das reale und ideale Interesse an dieser Frage gehörig verstanden ist und eine wirkliche Begeisterung hervorruft. Die Deutschen haben noch wenig Ahnung davon, wie unwiderstehlich stark der friedliche Ausdruck einer starken Ueberzeugung auf die Cabinete wirkt. Der Nationalverein zählt gegenwärtig nicht mehr als etwa 6000 Mitglieder, er ist bis jetzt fast ausschließlich mit seiner eigenen Organisation beschäftigt gewesen, welche dadurch schwierig wurde, daß seine Gründer zwei verschiedene Zwecke durch ihn erreichen wollten: politische Durchbildung der Vereinsmitglieder selbst für gewisse große Ideen, und zu gleicher Zeit eine politische Thätigkeit für dieselben Ideen. Eine Tendenz hat die andere bis jetzt zurückgehalten; und doch erschienen schon diese ersten Anfänge eines gemeinsamen Handelns hie und da im höchsten Grade gefährlich. Es wird angemessen sein, aus diesem einzelnen Fall einen Schluß zu ziehen auf die Wirkung, welche eine allgemeine Thätigkeit in der Presse und auf der Tribüne, sobald sie gestützt wird durch die entschiedenen Sympathien eines großen Theils der Bevölkerungen, auf die Gegner einer größern Concentration deutscher Kraft ausüben muß. Und wir sind allerdings der Ansicht, daß die preußische Regierung die weitern Fortschritte der deutschen Einheitsidee

Digitized by Google

getrost den Vertretern derselben in der Presse und den Kammern der verschiedenen Staaten überlassen kann, und daß sie selbst nur die Aufgabe hat, indirect auf dieselben so weit sich zu stützen, daß sie ihr Vertrauen bewahren können, und daß sie im Nothfall für einen hohen gesetzlichen patriotischen Kampf Schutz finden.

Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß mehre Regierungen Deutschlands auf gemeinsame Schritte denken, den Nationalverein zu unterdrücken. Es ist wohl möglich, daß in Kurhessen und Hannover dergleichen projectirt wird; es scheint uns aber mißlich, etwas zu beginnen, was sich gar nicht ausführen läßt. Eine Regierung kann ihren Bürgern verbieten, in auswärtigen Lotterien zu spielen, in geheime Gesellschaften zu treten und Aehnliches, sie kann aber keinem unabhängigen Mann verwehren, eine Eisenbahnfahrt zu machen, um sich mit einigen Gleichgesinnten zu besprechen, einen Geldbeitrag an gute Freunde zu übermachen, sie kann nicht verwehren, daß die höchsten Interessen des Vaterlandes bei jeder geselligen Zusammenkunft besprochen, in jeder Nummer ihrer Zeitungen vorbereitet, in Petitionen und Adressen ausgedrückt, auf der Rednerbühne ihrer Ständeversammlung verkündigt werde. Der Nationalverein ist kein Geheimbund, seine Statuten, ja seine Organisation kann er aufgeben, und doch fortbestehen, er kann seinen Namen ablegen, seine Mitglieder von jeder, auch der harmlosesten Verpflichtung entbinden, und er vermag, so weit wir sein Wesen kennen, doch fortzubestehen und zu gedeihen. Es scheint uns ein fruchtloser und gefährlicher Weg, durch ein System von Präventiv- und Polizei-Maßregeln einen Geist bannen zu wollen, der beinahe der ganzen Intelligenz der Nation als ein guter Geist erscheint. Eine polizeiliche Ueberwachung kann nur da von Erfolg sein, wo das sittliche Gefühl der Gebildeten mit ihr im Bunde ist, oder doch nicht gegen sie steht, im entgegengesetzten Fall wird sie nicht nur ohnmächtig sein, sondern wahrscheinlich noch dazu beitragen, das Verfolgte populärer zu machen. Wenn heute eine Regierung durch solche Schritte bemüht ist, Hunderte ihrer Bürger vom Nationalverein zu lösen, so wird sicher morgen eine neue, ganz gesetzliche Form gefunden werden, in welcher Tausende für dieselben politischen Ideen eine Vereinigung finden.

Während in der deutschen Frage das Volk selbst in den gesetzlichen Bahnen die Hauptarbeit zu thun hat, ruht die Vertretung der deutschen Interessen gegenüber dem Auslande schon jetzt thatsächlich allein in den Händen des preußischen Cabinets. Auch die Nation hat hierbei nur Stimmungen und Wünsche. Und hier kann nur gesagt werden, wie sich, nach unserem Erkennen, die intelligenten Deutschen zum Heil Preußens und Deutschlands die Action der preußischen Politik wünschen.

Seit der Prinzregent von Preußen verweigert hat, sich der neuen Eroberungspolitik des petersburger Cabinets anzuschließen, ist Preußen in erster Linie auf eine Allianz mit England angewiesen. Es ist ein europäisches Unglück, daß das gegenwärtige Whigministerium Mangel an Zuverlässigkeit und Energie zeigt. Demohngeachtet ist für England die Nothwendigkeit eines Anschlusses an Preußen wenigstens eben so groß, und mit hoher Wahrscheinlichkeit ist darauf zu rechnen, daß die Ereignisse der nächsten Zukunft die Beziehungen der beiden Staaten inniger machen werden. Die beste Bürgschaft dafür liegt in der dauernden Annäherung, welche die öffentliche Meinung Englands auf Preußen zu macht, denn die Volksstimmung ist die Fluth, auf welcher die bewegliche Barke des englischen Ministeriums zu uns herantreibt.

Nicht so günstig steht es mit Oestreich. Möge man in Berlin nie auf eine dauernde und herzliche Verständigung mit einem System rechnen, welches

Digitized by Google

nicht nur durch Staatsmänner, sondern auch durch Priester consecrirt wird. Auch dort vollendet sich ein großes Schicksal. Die Schäden dieses Staates sind innig verbunden mit den Familien-Traditionen des erlauchten Hauses, welches so verschiedene Völker durch seinen Scepter zusammenhält, und nicht nur die Regierenden, auch die Regierten haben dort sehr viel zu lernen und eben so viel zu vergessen, bevor eine neue energische Arbeit der Volkskraft den Leiden dieses alten Staats helfen kann. Wenn dort jetzt Alles Zweifel und Unsicherheit ist, so wird nur Eins fest bleiben, das tiefe Gefühl des Gegensatzes gegen das junge, protestantische, volksthümliche, steigende Preußen. Das muß ertragen werden. Sollte aber zwingende Noth dem wiener Cabinet die Selbstüberwindung geben, die dargebotene Hand Preußens anzunehmen, so wird, wir vertrauen fest, die Hingabe des berliner Cabinets nie so groß sein, daß in eine Garantie von Venetien gewilligt würde.

Denn die natürlichen Verbündeten Preußens in Europa sind in der gegenwärtigen Weltlage alle die Staaten zweiten Ranges, welche durch übermächtige Nachbarn in ihrer Selbständigkeit bedroht, großer Allianzen dringend bedürfen. Der erste dieser Staaten ist Piemont und das freie Italien. Nichts Willkommneres kann für Preußen im Mittelmeer heraufwachsen, als eine Macht, deren natürlicher Feind das übergreifende Frankreich und die despotischen Ueberlieferungen der alten spanischen Monarchie sind. Die zweideutige Protection, welche Frankreich dem turiner Cabinet noch gewährt, naht ihrem Ende. Der Tag ist vorauszusehen, an welchem die italienische Bewegung so weit gestiegen ist, daß Frankreich mit offener oder versteckter Feindseligkeit gegen sie arbeitet. Sobald diese Empfindung in Italien allgemein wird, ist die Stunde zu einer Annäherung zwischen Preußen und Piemont gekommen. Es muß dem berliner Cabinet unwesentlich sein, ob die nationale Macht eines selbständigen Italiens legitim oder revolutionär, durch Garden oder durch Garibaldianer erfochten ward, jedes Volk erzeugt eigenthümliche Bildungen, und die unsaubere Wirthschaft des alten Regiments war in diesem Lande nicht durch maßvolle Loyalität fortzuschaffen.

Noch leichter als in Italien wird ein inniges Einvernehmen mit Schweden und mit Belgien sein. Es ist offenbar mehr die Aufgabe Preußens, als Englands, eine solche Vereinigung herbeizuführen. Eine solche Allianz, deren Mittelpunkt das berliner Cabinet sein müßte, würde mit unwiderstehlicher Gewalt auch das widerwillige Oestreich zum Anschluß zwingen, sie würde die Ruhe Europas sichern und sie würde am sichersten dazu helfen, auch Deutschland zur Einigung zu bringen.

Zum Schlusse noch ein bescheidener Wunsch. Mit Freude und Stolz haben die Deutschen von der energischen Sprache vernommen, mit welcher Preußen in diesem Frühjahr den russischen Machinationen gegen die Türkei entgegentrat. Möge das preußische Ministerium des Auswärtigen keine Gelegenheit versäumen, in den schwebenden Fragen Europas mit lauter Stimme einen festen Willen auszusprechen. Bei jeder, auch bei geringfügigen Veranlassungen soll sein Wort gehört werden. Möge die Sprache seiner Noten kräftig sein, wie der Wille. Dann mag mit dem Fürstenbesuch in Baden eine neue Zeit für Preußen heranbrechen, denn der Tag ist gekommen, wo es sein Wort und sein Schwert wieder rührig, energisch und entscheidend in alle große Actionen Europas zu werfen hat, wie zu der Zeit des großen Kurfürsten und Friedrich des Zweiten. ♀

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Alt- und Neu-Gotha.

Von der preußischen Grenze.

Die „sechste Großmacht", die öffentliche Meinung, ist für Weise und Thoren nicht selten der Gegenstand passender und unpassender Scherze geworden; und Gelegenheit dazu gibt sie in der That nicht minder als ihre fünf Schwestern: sie läßt sich ebenso häufig von Stimmungen und Vorurtheilen leiten, verliert ebenso häufig die Punkte, auf die es ankommt, aus den Augen, und ist um so mehr zum Wankelmuth geneigt, da sie nicht von einer bestimmten Persönlichkeit, sondern von der vielköpfigen Menge getragen wird. Weiter aber darf der Spott nicht gehn: denn wie sehr man irrt, die öffentliche Meinung für ohnmächtig zu halten, lehrt das vergangene Jahr. Zwar hat sie damals in letzter Instanz ihre Sache verloren, aber die Entscheidung hing an einem Haar, und wäre es ihr gelungen, den Sieg davon zu tragen, so hätte Europa eine andere Gestalt: Oestreich stände an der Spitze Deutschlands und Italiens, und die Reaction stände gegen den Liberalismus ungefähr in demselben Verhältniß wie 1818.

Daß die öffentliche Meinung auf falscher Fährte ging, hatte hauptsächlich darin seinen Grund, daß sie von den Ereignissen überrascht wurde. Sonderbarer Weise kam ihr der italienische Krieg unerwartet, und da sie keine Zeit hatte, sich die Sache ruhig zu überlegen, bemächtigten sich die Anhänger einer bestimmten Partei des Worts, und ließen die entgegengesetzte Ansicht nicht aufkommen. Das Zaudern der preußischen Politik — mehr dem Instinct als dem Nachdenken entsprungen — rettete Deutschland von einer großen Calamität.

Es wäre aber schlimm, wenn die öffentliche Meinung in der Katastrophe, die sich vorbereitet, zum zweitenmal in denselben Irrthum verfiele. Glücklicherweise hat inzwischen die Ueberlegung Raum gehabt, gegen die Vorurtheile anzukämpfen, und wir können einem bessern Ausgang entgegensehn.

Bald nach dem Friedensschluß bildete sich der Nationalverein, der von der Erkenntniß ausging, daß der Schwerpunkt Deutschlands nach Preußen

Digitized by Google

falle. Zur großen Unzufriedenheit Vieler, die derselben Ueberzeugung waren — auch wir gehörten dazu — gab er sich, um eine breitere Basis zu gewinnen, einen Ausdruck, der diese Ueberzeugung verwischte. Aber die Gegner ließen sich durch diesen Ausdruck nicht täuschen, den Kern der Sache da zu finden, wo er wirklich lag: von ihnen rührt die Bezeichnung „Neugothaer" her.

Der Nationalverein ging, wenigstens zum größten Theil, aus derjenigen Schicht der alten Demokratie hervor, welche, durch eine Reihe ernster Jahre erzogen, sich nur noch durch den Namen und einzelne meist persönliche Erinnerungen von uns schied. Daß wir uns mit diesem Theil der Demokratie einmal auf gleichem Boden finden würden, war lange vorauszusehn.

Daß aber die Umbildung der Partei tiefer gedrungen ist, zeigt uns eine neu erschienene Schrift: Demokratische Studien, herausgegeben von Walesrode (Hamburg, Meißner). Die Mitarbeiter sind: Bamberger, Oppenheim, Lassalle, Vogt, Ludwig Simon aus Trier, Moritz Hartmann, Fr. Kapp, Michelet, Adolf Stahr, Karl Grün: also zum Theil Angehörige der äußersten Linken von 1848, leidenschaftliche Bekämpfer der Centren, die damals das Programm des jetzigen Nationalvereins aufstellten, leidenschaftliche Verbündete des zu verjüngenden Oestreich und Feinde Preußens. Keiner von ihnen hat so leidenschaftlich die Altgothaer angefochten, als Ludwig Simon, und grade dieser ist es, der in der vorliegenden Schrift am correctesten das Programm des Neu-Gothaismus aufstellt. Daß er nachzuweisen sucht, er habe sich in seinen Ueberzeugungen nicht geändert, dagegen läßt sich nichts einwenden: wie er subjectiv zu seiner Ueberzeugung kommt, das hat jeder Einzelne mit sich auszumachen, die Hauptsache ist die Ueberzeugung selbst. Auch principielle Vorbehalte (z. B. daß, abstract betrachtet, die Republik besser sei als die Monarchie), können wir ohne Bedenken gelten lassen, da auf Abstractionen nichts ankommt. — In dieselbe Reihe gehört eine einzeln erschienene Broschüre von Arnold Ruge: „Die drei Völker und die Legitimität, oder die Italiener, die Ungarn und die Deutschen beim Sturze Oestreichs," die ihre Richtung schon durch die Widmung an den Nationalverein verräth. Alle diese Männer vertreten die Ueberzeugung, daß Deutschland, Preußen an der Spitze, für die gegenwärtige Zeit nichts besseres zu thun hat, als sich von dem Einfluß Oestreichs loszureißen und diese Losreißung soviel als möglich durch bleibende Institutionen zu sichern.

Bei dieser Uebereinstimmung in der Hauptsache sollte es befremden, daß trotzdem die alten Sticheleien und die alten Scheltworte auf die „Gothaer" fortgehn — freilich ist es diesmal nur Walesrode, der sich dazu hergibt, ein Schriftsteller, der mehr durch seinen Humor als durch seinen politischen Verstand bekannt ist. Aber erklärlich ist die Sache doch, und wir gehn darauf

Digitized by Google

ein, weil die alten Mißverhältnisse sich erneuen können, und weil es gefährlich ist, eine Schwäche, die in der Natur der Sache liegt, auf die Persönlichkeiten zu schieben.

Die Schwäche des Gothaismus — des alten wie des neuen — liegt nicht in der Natur dieser oder jener Männer, die dazu gehören, sondern in der Natur der Sache.

Im Jahr 1848 war die Menge der Ansicht, daß die Umgestaltung einer Nation möglich sei durch die guten Wünsche der Bevölkerung aller Stände, mit Ausnahme des Adels und der Professoren. Wir waren damals anderer Ansicht. Die Umgestaltung einer Nation geht nur durch eine bereits vorhandene, organisirte Macht hervor, die im Stande ist, mit Gewalt die Gegner zu sich heran zu ziehn. Durch eine bloße Volksaufregung ist — so lange die Weltgeschichte existirt — nie eine Revolution bewerkstelligt. Die von 1789 fand eine fertige Staatsmaschine vor, deren sich dann 1792 und 1793 die pariser Municipalität bemächtigte, welche über die einzige damals organisirte Macht verfügen konnte, die bewaffnete und in die Sectionen vertheilte „föderirte" Armee. Als sie auf die Länge nicht regieren konnte, trat die besser organisirte und stärkere Macht, das Militär und sein Dictator an die Stelle. Ebenso geschah es in Paris 1848 und 1851.

Jener Satz — daß nur eine organisirte Macht eine Revolution durchführen kann — ist heute, da Cavour gegen Mazzini Recht behalten, trivial geworden; damals klang er paradox, und man legte bei den Gothaern für Bedenklichkeit und Furcht aus, was — wenigstens bei der Partei als solcher — Folge einer klaren Einsicht war. Freilich liegt in dieser Einsicht *nothwendig* eine Schwäche in Bezug auf die dramatische Action. Auch die neugothaer Adressen haben Borries vorläufig nur den Grafentitel verschafft.

Die Schwäche besteht darin, daß man einer Macht, über deren Willen man keine Gewalt hat, die Initiative überlassen muß. Nach unsrer — alt- und neugothaischen — Ueberzeugung, kann die Reform Deutschlands nur von Preußen ausgehn; wir sind aber nicht in der Lage, den preußischen Staat zu regieren und ihn in die Richtung zu bringen, die wir für die richtige halten. Unsre ganze Aussicht besteht darin, daß Preußen durch die innere Nothwendigkeit *seiner* Lage über kurz oder lang in unsre Richtung getrieben werden *muß*. Unsre Thätigkeit kann nur darin beruhn, im Innern Preußens, durch die Kammern, durch Wort und Schrift, diese Wendung zu beschleunigen, und außerhalb Preußens die Hindernisse möglichst wegzuräumen, die sich diesem Streben entgegenstellen.

Für den Preußen ist diese Thätigkeit dankbarer als für den Nichtpreußen: denn auch als Opposition, auch als Minorität haben wir innerhalb des Staatslebens doch einen festen Punkt des Widerstands; und namentlich jetzt,

Digitized by Google

so wenig wir über die „neue Aera“ sanguinisch denken, ist die Ausgleichung zwischen Krone und Volk auf dem besten Wege. Undankbarer ist die Aufgabe für den Nichtpreußen, wenn er dieselbe darauf beschränkt, auf Preußen einwirken zu wollen; mit Denkschriften, Adressen u. s. w. ist wenig gethan, und nur zu bald sieht er sich in die Rolle des müssigen Zuschauers versetzt, der, was in Preußen geschieht, bald lobend bald tadelnd kritisirt — mit andern Worten, in die Rolle des politischen Zinngießers.

Glücklicherweise ist die Aufgabe weiter.

Einmal gilt es, in die Partei Disciplin zu bringen. In Deutschland ist das besonders nöthig. In politischen Dingen darf nicht jeder Einzelne ein productives Genie sein, seine Subjectivität für den Mittelpunkt Europas betrachten wollen. Wer frei werden will, muß sich fügen lernen. Freiheit und Kräftigung des Einzelnen durch ein starkes Ganze, das, und nicht die Herrschaft einer bestimmten Cocarde, ist der letzte und höchste Zweck des Liberalismus. Die Einsicht muß sich aber verbreiten, daß man diesen Zweck nicht erreicht, wenn man heute dies und morgen jenes Mittel anwendet, wie ein ungeduldiges Kind: daß man heute, wenn Hr. von Schleinitz eine gute Note schreibt, auf morgen die Befreiung Deutschlands durch Preußen erwartet, und morgen, wenn er eine schlechte schreibt, Preußen für einen verbrauchten Staat ansieht. Wir bauen nicht auf Schleinitz, nicht auf Vincke, auf keinen Einzelnen: wir bauen auf die Natur des preußischen Staats, der Kraft und Leben genug hat, um, wenn ihn einmal der Geist ergreift, durchzuführen, was nöthig ist. Er ist der einzige Staat in Deutschland, der es kann: bei den andern würde auch der Geist nichts helfen. Der Geist ist eine productive Kraft, die man nicht willkürlich herbeiführen kann; sein Kommen wird aber beschleunigt, wenn innerhalb und außerhalb Preußens dieser Gedanke sich zum herrschenden macht. Ist der Gedanke herrschend, so ist die Zeit reif, und der Geist wird kommen: d. h. die vollständige und erkannte Nothwendigkeit der Zustände wird die That herbeiführen.

Zweitens aber gilt es, auch außerhalb Preußens sich zu rühren. Die große Politik gehört gewissermaßen für die Feiertage; die Werkeltagsarbeit ist ebenso wichtig. Die Unthätigkeit der liberalen Partei in den letzten Jahren hat bittere Früchte getragen, und die reactionärsten Regierungen Deutschlands können sich formell mit gutem Recht für constitutionell ausgeben, denn sie stützen sich auf die Majorität der Landtage. Dies Verhältniß zu ändern, ist die erste und wichtigste Aufgabe der liberalen Partei. Jede politische Entwicklung, die Dauer verheißt, geschieht Schritt für Schritt; der nächste Schritt, den wir zu thun haben, ist, in sämmtlichen Kammern Deutschlands die Majorität zu gewinnen. Das wird nicht heute, nicht morgen geschehn; auch Rom ward nicht an einem Tage gebaut; aber geschehn muß es, wenn wir uns als ein lebens-

Digitized by Google

fähiges Volk bestellen wollen. Man berufe sich nicht auf schlechte Wahlgesetze und Aehnliches; freilich wird die Arbeit dadurch erschwert, aber nur der Gewinn hat Frucht, den man im Schweiß des Angesichts erwirbt.

Disciplin und Einheit in der allgemeinen Frage; entschiedne Richtung auf das individuelle Staats- und Gemeindeleben in der unmittelbaren Thätigkeit des Tages: das sind die Mittel, durch welche die liberale Partei fortschreiten wird. —

Die Abwendung des Nationalvereins und der ihm nahestehenden Liberalen von Oestreich ist ein gutes Zeichen; sie muß aber allgemeiner werden, wenn die neue Krisis uns nicht wieder in bodenloser Verwirrung finden soll. Die Krisis aber steht bevor.

Bei der Zusammenkunft zu Baden hat man mehr Aufmerksamkeit auf den Prinzregenten und die deutschen Fürsten als auf den Kaiser Napoleon verwandt. — Was hat Napoleon in Baden gewollt?

Es gibt eine Classe von Politikern, die diesem Manne gegenüber am sichersten zu gehen glauben, wenn sie von dem, was er sagt, das Gegentheil für wahr halten. Wäre er aber so leicht zu durchschauen, so wäre es mit seiner Politik nicht weit her. — Wir sind fest überzeugt, daß die Friedensversicherungen, die er den deutschen Fürsten ertheilt, ganz ernsthaft gemeint sind, wenigstens für jetzt; daß er, wenigstens für jetzt, nicht die Absicht hat, einen Krieg am Rhein zu führen.

Wollte er den Krieg führen, so hätte er es ohne diese Zusammenkunft viel bequemer haben können: die Einigkeit Deutschlands war vor jener Zusammenkunft schwächer als nach ihr, und Napoleon konnte das sehr gut berechnen. Die französische Diplomatie ist im Ganzen nicht schlecht bedient, und über die regierenden Persönlichkeiten ziemlich gut unterrichtet. Er hat die Position, die ihm der Prinzregent anwies, unumwunden angenommen; er hat die Stellung desselben als Schutzherrn Deutschlands nicht blos gelten lassen, sondern sie geflissentlich und so stark als möglich markirt.

Was können seine Gründe sein? — Ein Rheinkrieg wäre der theuerste und gefährlichste; er wäre ein Krieg auf Leben und Tod. — Die Conjuncturen sind vor der Hand so, daß er die kriegerischen Gelüste seines Volks wohlfeiler und mit weniger Gefahr befriedigen kann.

Die italienische Frage wird sich von selbst nicht lösen. Sicilien verlangt einen Herrn; Neapel wird wahrscheinlich in kurzer Frist in derselben Lage sein. Daß Sardinien diese Erbschaft antritt, wird — allenfalls England ausgenommen — keine der Großmächte wünschen; Sardinien selbst nicht, wenn es richtig rechnet. Ein Königreich Murat herzustellen, würde aber nicht möglich sein, ohne offne oder stille Mitwirkung Sardiniens. Für diese Mitwirkung gibt es aber nur einen Kaufpreis: Venetien.

Digitized by Google

Die russische Allianz mit Frankreich wird nur dann von Dauer sein, wenn sie Rußland einen bestimmten Vortheil gewährt. Dieser Erwerb kann nur im Orient liegen. Die Frucht ist reif zum Abschütteln. Ein russischer Fortschritt im Orient kann aber nur auf Kosten Oestreichs geschehn, und dieser Umstand wird die russischen Politiker nicht grade zurückhalten.

Wenn man Napoleon, abgesehn von seiner Staatsklugheit, eine Sympathie des Instincts zuschreiben darf, so ist es die Sympathie für Nationalitäten. Freilich wird diese Sympathie unbedingt weichen, wenn sie mit der Staatsklugheit streitet; wo das aber nicht der Fall ist, muß man sie allerdings in Rechnung bringen. Gegen keine Nation — die Italiener ausgenommen — hat sich diese Sympathie so laut ausgesprochen, als gegen die Ungarn.

Mit einem Wort: die Lage der Dinge spricht dafür, daß der nächste Sturm wieder gegen Oestreich gerichtet ist. Ohnehin kann Oestreich auf die Dauer in seiner passiven Lage nicht verharren, und es wird äußerst leicht sein, sobald die Frucht reif ist, die Rolle des Angreifers Oestreich zuzutheilen, grade wie 1859.

Das alles kann freilich nicht mit mathematischer Gewißheit behauptet werden; aber die Gründe der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit sprechen doch so laut, daß man sich wenigstens die Frage vorlegen muß: was soll Deutschland thun, wenn der Fall eintritt? wenn eine russisch-französisch-italienische Allianz sich gegen Oestreich erhebt, und allenfalls noch Verbündete im Innern Oestreichs findet? — Die Frage ist ernst, ja entscheidend für unsre Zukunft.

Wären die deutschen Fürsten (mit Ausschluß von Oestreich) einig, so wäre die Frage leicht zu beantworten; leider ist es aber nicht der Fall, und die vier Könige, in steter Besorgniß vor preußischen Annexationsgelüsten, werden es entschieden mit Oestreich halten. In dem einzigen Staat, wo vielleicht die Regierung durch ihr eignes Interesse noch am nächsten zu Preußen hingezogen wäre, in Bayern ist die Bevölkerung für jetzt noch überwiegend östreichisch gesinnt.

Wie steht es mit Preußen? — Von allem, was in Baden gesprochen ist, haben uns am meisten die Worte des Prinzregenten überrascht, die eine Verständigung mit Oestreich in Aussicht stellten. Sie haben uns um so mehr überrascht, da gleichzeitig zwei, nur wenig Tage vorher ausgefertigte Noten veröffentlicht wurden, von denen die östreichische, so kurz angebunden als möglich, den preußischen Antrag auf die Reform der Bundeskriegsverfassung verwarf, und die preußische Note, auch nicht übertrieben höflich, diese Thatsache constatirte. Dann ist zwar eine neue östreichische Note erfolgt, die aber im Grunde gar nichts sagt; es sind auch neue Unterhandlungen eingeleitet, denen man aber so lange keinen Erfolg versprechen darf, als die beiden Staaten ihren Standpunkt festhalten: Oestreich den Standpunkt, daß es allenfalls in eine

Digitized by Google

Reform der Bundeskriegsverfassung willigen würde, wenn ihm Preußen seinen Gesammtbesitz, namentlich Venetien garantirt; Preußen den Standpunkt, daß eine solche Concession für ein so großes Opfer nicht genügt.

Wir sind entschieden der letzten Meinung, um so mehr, da mit der bloßen Einwilligung Oestreichs in den preußischen Vorschlag die Sache noch lange nicht abgemacht ist. Die Reform der Bundeskriegsverfassung, die organischen Bundesgesetze betreffend, kann nur durch Einstimmigkeit erfolgen; es ist aber kein Grund, anzunehmen, daß die Regierungen von Bayern, Sachsen u. s. w. sich diesem Antrag fügen, selbst wenn Oestreich, was noch gar nicht ausgemacht ist, sie ernstlich dazu zu bestimmen suchte. Soll ihnen denn etwa Preußen mit Oestreich im Bunde Gewalt anthun!

Dabei kommt noch eine zweite sehr ernste Frage in Betracht: wie hoch ist der Beistand Oestreichs anzuschlagen? Das östreichische Heer ist vortrefflich; aber wieviel ist von einem Staat zu erwarten, den seine pecuniären Verhältnisse jeden Augenblick nöthigen können, Frieden zu schließen, und der seinen eignen Provinzen nicht traut? — Man vergleiche darüber eine interessante Broschüre: Betrachtungen eines Engländers über die östreichischen Zustände (Stuttgart, Göpel), von einem Verfasser, der eigentlich viel Sympathien für Oestreich hat.

Jene Frage, was Preußen thun soll, sobald in Oestreich die Krisis eintritt, ist um so schwieriger zu lösen, da wir fest überzeugt sind, daß der unglückliche Ausgang eines großen Krieges für Oestreich, wie es jetzt ist, nichts anderes heißt, als Untergang. — Ist nach dem Fall Oestreichs Preußen mit den übrigen deutschen Staaten noch stark genug, einer dann zu vermuthenden russisch-französischen Coalition zu widerstehn? —

Diese Frage muß ganz entschieden beantwortet sein, ehe Preußen seinen Entschluß faßt. Sie übersehen oder vielmehr sie zu leicht genommen zu haben, ist der Hauptfehler einer sonst sehr beachtenswerthen Schrift: die deutsche Frage. Von Friedrich v. Thielau, Berlin, Springer. (Von demselben Verfasser erschien früher: die Traditionen der preußischen Politik, niedergelegt in einer Reihe geschichtlicher Aufsätze.) — Herr v. Thielau spricht sich entschieden für das französisch-italienische Bündniß gegen Oestreich aus, das er den letzten entscheidenden Kampf der Freiheit für Deutschland und Italien nennt. Er geht aber von zwei gewagten Voraussetzungen aus: daß Frankreich eine Constituirung Deutschlands zulassen werde, ohne dafür die Rheingrenze zu verlangen; und daß Oestreich, aus der Herrschaft Deutschlands und Italiens verdrängt, nicht blos diesen ungeheuern Fall überleben, sondern auch seinen Beruf, den Südosten zu cultiviren, desto besser erfüllen werde.

— Wir gedenken die Frage nicht zu beantworten; es genügt für jetzt, sie überhaupt gestellt zu haben. — Daß Oestreich sie noch nicht drohend und

immer drohender kommen sieht, ist vielleicht das wunderbarste Zeugniß für seine Verblendung. Möge es in Zeiten zu der Erkenntniß kommen, daß es sich um Sein und Nichtsein handelt, und daß kein Opfer zu groß ist, wenn es gilt, sich Preußen und Deutschland zum treuen Bundesgenossen zu machen. — Die Kriegsverfassung, wie Preußen sie beansprucht, hat es abgelehnt; Preußen wird auch nicht darauf bestehn, es wird und muß mehr fordern: eine Einrichtung nämlich, wie sie in der Mitte des vorigen Jahres als provisorisch beantragt war, bis der östreichische Antrag ihr entgegentrat, permanent zu machen. Eine ernste Verständigung mit Bayern aber müßte diesem Antrag vorausgehn. ††

Reuchlin's Geschichte Italiens.

2.

Der Einfluß der Julirevolution, der sich in Belgien und Polen so mächtig kund gab, mußte auf einem so unterhöhlten Boden wie Italien tiefgreifende Wirkung äußern, um so mehr als die französischen Liberalen die Befreiung der unterdrückten Nationen verkündeten und die eine Regierung wenigstens das Princip der Nichtintervention aussprach, welches den Metternichschen Grundsätzen gegenüber den Staaten das Recht zusicherte, ihre innern Angelegenheiten selbständig zu entscheiden. Es war diesmal der Kirchenstaat, welcher der Schauplatz der Bewegung ward, indem Verschworne den Tod Pius des Achten (30. Nov. 1830) zu benutzen suchten, um sich der Engelsburg zu bemächtigen. Der Handstreich scheiterte aber an dem Mangel eines festen Planes, es fehlte jede nationale Auffassung, die napoleonische Färbung, welche die Sache durch die Betheiligung von Napoleon und Ludwig Bonaparte erhielt, machte jedes Gelingen unmöglich. Ernsthafter ward der Aufstand in den Legationen und Marken, der sich von Bologna reißend schnell verbreitete, in 14 Tagen waren vier Fünftheile des Kirchenstaates abgefallen und erklärten durch Abgeordnete ihre vollständige Befreiung von der weltlichen Herrschaft der Päpste, Parma und Modena folgten der Bewegung. Aber was vermochte die begeistertste Erhebung eines Landstriches gegen ein östreichisches Heer? Frankreich hatte das Princip der Nichtintervention aufge-

Digitized by Google

stellt, aber Metternich sah gleich, daß die schwache Regierung Ludwig Philipps dasselbe nicht mit den Waffen aufrecht halten werde, der nationalen Erhebung wurde keine Zeit gelassen, sich zu organisiren, der Widerstand gegen die Uebermacht regulärer Truppen ward unmöglich, die päpstliche Gewalt ward überall hergestellt, die Amnestie, welche der Cardinallegat Benvenuti den sich freiwillig Unterwerfenden gewährt, wurde für ungiltig erklärt, Verfolgungen und Bestrafungen begannen aufs neue, die Oestreicher wurden vom Papst in einem Erlaß als „die auserwählten Schaaren von Tapfern genannt, denen Gott den Triumph über die Verworfenheit der Rebellen aufbehalten habe, welche mit tempelschänderischen, bewaffneten Händen Verheerung und Jammer in das Leitengebiet hätten tragen wollen". Dafür garantirte der Kaiser dem Papste alle laut der Verträge von 1815 ihm gehörigen Gebietstheile. Frankreich, das sich trotz der Besetzung von Ancona hier offenbar hatte schlagen lassen, sah in der Unterstützung von Reformen ein Mittel seinen Einfluß gegen den des absolutistischen wiener Cabinetes zu heben, es drang daher darauf, daß die Ruhe des Kirchenstaates durch liberalere Verwaltung begründet werde. Oestreich fand es klug dies nicht von vornherein zu verwerfen, sein Gesandter in Rom vereinigte sich mit denen der andern Großmächte zu einer Conferenz, um dem Papste administrative Reformen zu empfehlen, im Mai 1831 ward der Curie wirklich ein von Bunsen verfaßtes Memorandum über dieselben übergeben. Aber Metternich wußte sehr wohl, was es mit päpstlichen Reformen auf sich hatte, die Verhandlungen wurden verschleppt und es kam zu keinem Ergebniß. Die Geschichte dieser fruchtlosen Arbeit ist in diesen Blättern nach zuverlässigen Quellen erzählt (1859. Bd. 2 p. 179). Die Ursache des Mißlingens ist von dem Abbate Coppi naiv bezeichnet. Die Curie wollte keine Reformen, denn was man selbst ohne äußere Nöthigung aufgebe, könne man hernach nicht mehr zurücknehmen, vor allem sollte keine Laienverwaltung eingeführt werden. (R. 1, 236.) Die alte Mißregierung ward demzufolge wieder so schlimm als jemals. Die Regierung Gregors des Sechsten war eine der traurigsten Epochen für den Kirchenstaat. Die geheimen Verbindungen mußten auf dem Boden der Unterdrückung fortwuchern, Mazzini tritt jetzt als Führer des jungen Italiens mit seinem mystischen Fanatismus in den Vordergrund. Etwas besser stellten sich die Dinge in Neapel unter Ferdinand dem Zweiten, insofern den materiellen Interessen eine gewisse Pflege gewährt wurde, welche ja auch in Metternichs System lag. Desto tiefer lag alle geistige Cultur unter den Händen der Jesuiten darnieder, die Choleraunruhen in Sicilien wurden zum Vorwande der politischen und administrativen Verschmelzung mit Neapel, welche die Insel der Dynastie aufs tiefste entfremdeten. Am selbständigsten stellte sich Piemont unter Karl Alberts Regierung, der vornehmlich auf die Pflege des Heeres und der Finanzen seine Sorgfalt richtete, damit man dereinst im Stande

Digitized by Google

ſei große Dinge zu unternehmen und doch die Laſten des Volks zu erleichtern, dabei war die Verwaltung ehrlich und im Ganzen einſichtig. Oeſtreich und die ihm ergebene klerikale Partei bereitete dem König natürlich alle möglichen Schwierigkeiten für die Reformen, er verhinderte zwar durch Frankreichs diplomatiſchen Beiſtand öſtreichiſche Intervention, aber er mußte ſich doch der Erklärung Metternichs fügen, die Ruhe Italiens und Europas duldeten nicht, daß er conſtitutionelle Aenderungen in ſeinen Staaten einführe oder die Flüchtlinge von 1821 amneſtire. Karl Albert ſchwebte ſo zwiſchen Reaction und Fortſchritt, zwiſchen dem Inſtinkte, welcher ihm für Piemont die neue Bahn des maßvollen Liberalismus wies und den Extremen der Jeſuiten und Carbonari. Wenn aber auch deshalb die Reformen zögernd und nicht als Ganzes vor ſich gingen, kam Piemont doch vorwärts, es ward der Boden, von dem die Reformideen zuerſt in der Theorie, dann in der Praxis ausgingen. Drei hochbegabte Männer ſind hier vor andern zu erwähnen, Maſſimo d'Azeglio, Ceſare Balbo und Vincenzo Gioberti. Während erſterer ſich an die rein politiſche Seite hielt und in ſeinen Ultimi caſi di Romagna den zerrütteten Zuſtand des Kirchenſtaates aufdeckte, verſuchten die beiden andern eine Reconſtruction Italiens als möglich darzuſtellen, wonach der Papſt an die Spitze eines Staatenbundes treten ſollte, namentlich ward dieſe Idee in Giobertis Primato entwickelt. Es liegt nun freilich auf der Hand, daß, ſo lange Oeſtreich in Oberitalien herrſchte, es auch in jeder Conföderation italieniſcher Staaten tonangebend ſein würde; das vermeintliche Haupt derſelben würde ſein ergebener Diener ſein, da es ſchon ſeiner Truppen bedarf, um Ruhe im Lande zu erhalten. Jede Conföderation aber, welche Oeſtreich ausſchlöſſe, müßte es natürlich um jeden Preis verhindern, und ſollte ſie durch die Umſtände gelingen, ſo wäre der Papſt zu machtlos, um ſich an ihre Spitze zu ſtellen, ſelbſt wenn er es wollte. Das Chimäriſche der Idee iſt alſo klar, aber ihr Einfluß war nichts deſto weniger doch ſehr groß. In dieſem Zeitpunkt, wo die Aufregung auf das höchſte geſtiegen war, ſtarb Gregor der Sechſte, und der Cardinal Maſtai Feretti ward als Pius der Neunte ſein Nachfolger. Eine allgemeine Amneſtie, Verabſchiedung der Schweizergarde und Verſprechungen der liberalſten Reformen eröffneten ſeine Regierung. Alles jauchzte ihm zu, es begann in Italien wie in Europa, was der Verfaſſer ſehr treffend die Piusmythe nennt. Mazzini ſchrieb dem Papſt, daß er in ſeiner Initiative den Anfang einer neuen Aera ſehe und in ſeine Hände abdanke. Das war freilich ein zweifelhafter Glückwunſch, aber in Frankreich waren Regierung und Oppoſition in gleichem Maße jener neuen Aera günſtig. Thiers wollte die Bewegung ermuthigen, Guizot ſie mäßigen, beide um ſie zu ſtärken. Wir wünſchen, ſagte der Letztere, einen italieniſchen Papſt, der den Geiſt ſeines Jahrhunderts verſtehe. Nur der Fürſt Metternich ſprach an-

Digitized by Google

dar; allem Widersinn unserer Zeit, meinte er, werde die Krone aufgesetzt durch die Erscheinung eines liberalen Papstes. Er hat Recht behalten und wird es immer behalten, denn die Natur der Dinge macht eine solche Erscheinung zum Unding.

Abgesehn aber von allen innerlichen unübersteiglichen Schwierigkeiten, fehlte es dem weichen Herzen von Pius dem Neunten ganz an der Energie, um den Mißbräuchen nachdrücklich entgegenzutreten und die Reformen zu sichern. Auch stiegen die Ansprüche; früher wäre man beglückt gewesen durch eine Verbesserung der Verwaltung, jetzt forderte man politische Institutionen, welche Gregor sehr richtig als unvereinbar mit den Grundsätzen der päpstlichen Regierung bezeichnet hatte, sein Nachfolger versprach sie nach langem Schwanken im Sept. 1847, wählbare Provinzialräthe und eine Nationalvertretung in Rom sollten die Rechte des Volkes in Obacht nehmen. Zugleich kam es zu unangenehmen Erörterungen mit Oestreich über das Besatzungsrecht in Ferrara. Pius näherte sich Piemont, von England unterstützt machte er den Antrag auf eine Zollvereinigung, deren Präliminarien Ende 1847 unterzeichnet wurden, zwischen Sardinien und Oestreich waren die Reibungen in Folge der von letzterem erhöhten Weinzölle schon sehr lebhaft geworden und immer mehr zeigte es sich, daß das Verlangen nach liberalen Reformen zum Kerne den Wunsch nationaler Unabhängigkeit hatte. Eine lange Erfahrung hatte den Italienern gezeigt, daß alle innern Verbesserungen ohne Garantie seien, so lange Oestreich in Italien allmächtig blieb und bei der nächsten Gelegenheit alle Zugeständnisse rückgängig zu machen zwinge. So drängte mit der steigenden Fluth der vierziger Jahre alles auf Emancipation von Oestreich, die wissenschaftlichen Versammlungen hatten als eigentlichen Zweck diesem Gedanken Halt zu geben, man sah die Ideen von Giobertis Primat in Pio Nono und Karl Albert, der mehr und mehr aus seiner Zurückhaltung heraustrat, verwirklicht und hoffte in Folge der Sendung von Lord Minto auf Englands Beistand. Metternich täuschte sich auch nicht über diese Gefahr, aber blieb starr auf seinem Standpunkte stehen. In seiner Note vom 2. August 1847 wiederholt er „Italien ist ein geographischer Name. Die italienische Halbinsel ist aus souveränen, von einander unabhängigen Staaten zusammengesetzt, deren Existenz und Grenzen auf die Grundsätze des allgemeinen öffentlichen Rechts gegründet sind. Diese erkenne Oestreich an und richte nun an jede Macht die Frage; ob sie die territoriale Eintheilung der Halbinsel aufrecht erhalten wolle wie sie auf dem wiener Congreß festgestellt sei?“ — In dem begleitenden Schreiben des Fürsten an den östreichischen Gesandten in London heißt es: „Der Kaiser hat nicht die Prätension, eine italienische Macht zu sein, er begnügt sich, das Haupt seines eignen Reichs zu sein. Theile dieses Reichs liegen jenseits der Alpen; er ist gemeint diese zu behalten.“ —

Digitized by Google

Der Fürst hoffte, die Mächte würden auf seine Frage schon darum bejahend antworten, da keine der andern durch gewaltsame Veränderung Gelegenheit zur Vergrößerung werde bieten wollen. Von den italienischen Regierungen zu Hilfe gerufen, hoffte er Frankreich nicht als Feind zu begegnen.

Treffend antwortete Palmerston darauf, er erkenne die Bestimmung des wiener Congresses an, finde aber in der Souveränetät der italienischen Fürsten auch das Recht derselben garantirt, die nöthigen Reformen ungehindert von außen durchzuführen. Diese seien namentlich im Kirchenstaat und in Neapel hoch nöthig. Damit hier nicht die Verzweiflung Vieler einen Ausbruch herbeiführe, möchte Oestreich seinen Einfluß bei dem neapolitanischen Hofe für Reformen anwenden. —

Es war nicht zu verwundern, wenn die Italiener danach auf England hofften und erst durch die Wirklichkeit bitter darüber aufgeklärt werden mußten, was es heiße, wenn ein Schwächerer auf Lord Palmerston rechne.

Im Herbste des Jahres 1847 war ganz Italien in der größten Gährung und gewaltsame Erschütterungen schienen allen Klarsehenden unvermeidlich. Zuerst erhob sich Sicilien. Die Constitutionellen der Insel und des Festlandes hatten sich verständigt, um durch Demostrationen die Regierung zu liberalen Maßregeln zu drängen. Als dies in den letzten Monaten des Jahres ohne Erfolg versucht war, brach Anfang Januar 1848 der Aufstand in Palermo aus, die Wiedererlangung der Verfassung von 1812 ward die Losung, die Concessionen des Statthalters, der eine gewisse Selbständigkeit versprach, wurden zurückgewiesen und nach mehrwöchentlichem Kampfe mußten die Truppen die Stadt räumen, die ersten Namen der sicilischen Aristokratie standen an der Spitze der provisorischen Regierung. Die Nachricht dieser Ereignisse mußte auf Neapel zurückwirken. Ferdinand der Zweite, der bisher starr jedes Zugeständniß abgewiesen, war am 18. Januar schon geneigt eine Consulta und Milderung der Preßgesetze zu bewilligen, und er, der bei seiner Thronbesteigung seinem Oheim Ludwig Philipp auf dessen liberale Rathschläge geantwortet, er sei entschlossen das Grundgesetz, welches die Basis der neapolitanischen Regierung gebildet, die absolute Regierung allein von Gottes Gnaden aufrecht zu halten, capitulirte rasch vor einer Demonstration und gab eine Verfassung nach französischem Zuschnitt, die am 10. Februar verkündet ward. Mit diesem Hinüberspringen aus dem Despotismus in das Extrem eines schablonenhaften Liberalismus, dem damals alles zujauchzte, verletzte aber der König Sicilien, das an seiner historischen Verfassung festhielt, auf das lebhafteste und vielleicht sah sein nicht gewöhnlicher Scharfblick schon den Zwiespalt, den er dadurch säete und den er seinerzeit zur Herstellung der uneingeschränkten Machtvollkommenheit benutzen konnte. Er erschwerte aber mit diesem Sprunge auch sehr die Stellung der italienischen Regierungen, welche

Digitized by Google

hier auf dem Wege der gemäßigten Reformen vorgegangen waren und auf demselben einigermaßen gleichen Schritt gehalten hatten. Es ward unvermeidlich, daß auch in jenen Staaten die Forderungen der Liberalen sich jetzt steigern mußten, der englische Gesandte in Turin drückte dem Minister des Auswärtigen sein Bedauern wegen der Ueberstürzung des Königs von Neapel aus, äußerte aber zugleich die bestimmte Ansicht, daß die sardinische Regierung jetzt nur durch ein entschiedenes Vorgehen in freisinnigen Grundsätzen sich den Vortheil einer späteren Handlung sichern und sich die hervorragende Stellung unter den liberalen Staaten Italiens bewahren könne. Palmerston billigte die Sprache vollkommen und sie mag nicht wenig beigetragen haben, den Petitionen der Verfassungsfreunde Gehör zu verschaffen. Bei dieser Gelegenheit tritt der Name des Grafen Camillo Cavour zum erstenmal in die Oeffentlichkeit. Aus einer alten Familie, welche streng absolutistischen Grundsätzen huldigte, entsprossen, hatte er dem Hof und der Armee den Rücken gewandt und, da es für liberale Politiker keinen Platz in Sardinien gab, in Frankreich und England staatswissenschaftlichen Studien obgelegen. Er kehrte zurück, als die ersten Reformen Karl Alberts dem öffentlichen Leben etwas mehr Luft machten und betheiligte sich an Ackerbauvereinen und der neu von Balbo gestifteten, volkswirthschaftlichen Zeitschrift Risorgimento. Als eine genuesische Deputation die Vertreter der turiner Presse zu einer Versammlung veranlaßte, worin über Reformpetitionen berathschlagt wurde, trug Cavour auf das Gesuch um Verleihung einer Verfassung an, der turiner Stadtrath trat bei, am 8. Febr. veröffentlichte eine Proclamation als feierliches Unterpfand des königl. Vertrauens zum Volke und als Ergänzung der bisherigen Reformen die Grundzüge einer Verfassung, das Fundamentalstatut. Der Großherzog von Toscana sprach gleichfalls am 11. Februar die Absicht aus „seinem Volk diejenigen Freiheiten und Bürgschaften mit einer Verfassung zu geben, für welche es vollkommen reif sei und worauf alle seine Reformen gehen." — Es war klar, daß der Papst einem gleichen Schritte nicht mehr ausweichen konnte, es war ein Wettrennen in Concessionen unter den Regierungen, das Metternich nicht ganz mit Unrecht als eine Revolution bezeichnete; so sowohl als das russische Cabinet bereiteten sich auf eine energische Intervention vor — als die Nachricht von der Februarrevolution die Welt erschütterte.

Ganz Italien war in offner Bewegung, als die Nachricht der Februarrevolution Europa überraschte; nur das lombardisch-venetianische Königreich war äußerlich ruhig geblieben, innerlich aber gährte es dort desto heftiger. Unser Verfasser beginnt den zweiten Band mit einer Skizze des Landes, aus der hervorgeht, daß die Wohlthaten guter Verwaltung und Pflege der materiellen Interessen durch Polizei, Klerus und Unterdrückung jedes nationalen

Digitized by Google

Lebens neutralisirt wurden. Der feingebildete, reiche lombardische Adel fühlte sich gedemüthigt unter der Herrschaft der östreichischen Mittelmäßigkeit, welche ihre Verachtung der Welschen nicht verbarg, die Opposition fand einen besondern Halt an den Frauen. Es begannen Demonstrationen, indem die Italiener, um der Tabaksregie Nachtheil zu bringen, das Rauchen untersagten. Officiere wurden beschimpft, es kam zu Reibungen und Aufläufen, auch in Venedig regte es sich bedenklich, zwei Tage vor der pariser Revolution ward das Standrecht verkündet. Aber am 18. März brach der Aufstand in Mailand aus, nach einem hartnäckigen Kampfe zog sich Radetzky zurück, nicht sowol weil er geschlagen war, aber weil die Verpflegung seiner Truppen unmöglich ward und er den Rücken unzureichend gedeckt hatte, dazu drohte der bewaffnete Einmarsch Karl Alberts. Graf Arese war am 20. März in Turin eingetroffen, um für Mailand Hilfe zu erbitten, der König zögerte noch, aber die steigende Bewegung überwand sein Zaudern, vielleicht fürchtete er wirklich, wenn er die Bewegung gewähren lasse, könne durch französischen Einfluß die Republik in Mailand ausgerufen werden und er durch Opposition seine Krone verlieren, am 23. März zeigte der Minister dem Grafen Buol, östreichischen Gesandten, an, daß die Macht der Ereignisse den König zwänge, in der Lombardei militärisch zu interveniren, am 24. zog die erste piemontesische Brigade in Mailand ein. Inzwischen hatte auch in Venedig, Modena und Parma der Aufstand gesiegt. In Neapel verlangten die Liberalen stürmisch Theilnahme am Unabhängigkeitskrieg, das östreichische Gesandtschaftswappen ward abgerissen, Ferdinand der Zweite fügte sich dem Drang der Zeiten, aber wir vermögen nicht mit dem Verfasser zu glauben, daß er sich in jener Zeit als Soldat, Italiener und constitutioneller König fühlte. In Rom wurde die päpstliche Regierung gezwungen, den Durchmarsch der Neapolitaner und den Zuzug von Freiwilligen aus dem Kirchenstaat zu dulden, der Großherzog von Toscana nahm offen an dem Kampfe Theil. Aber alle diese Elemente waren nicht organisirt, die einzige Macht, die eine tüchtige Armee hatte, Piemont, war ungerüstet von den Ereignissen überrascht. Radetzky hatte sich auf das berühmte Viereck zwischen dem Mincio und der Etsch, dessen Winkel von Peschiera, Mantua, Verona und Legnago gebildet werden, zurückgezogen, hier konnte in fast unangreifbarer Stellung sein Heer einem nahezu doppelt so starken gegenüberstehen und jeden Augenblick zum Angriff übergehn, seine Verbindung mit Oestreich sicherte Zobel durch die Besetzung von Trient, bei St. Lucia fand am 6. Mai das erste größere Treffen statt, beide Theile fochten mit ausgezeichneter Tapferkeit, aber die Oestreicher behaupteten sich in ihrer Stellung. Hier ist die Haltung der andern Mächte, vornehmlich Frankreichs und Englands zu betrachten. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Sardinien waren nichts weniger als freundlich und von Mißtrauen erfüllt. Die damaligen Machthaber in Paris wünschten wol die

Digitized by Google

Errichtung der östreichischen Herrschaft in Italien, weil sie absolutistisch und 1815 gegen Frankreich aufgerichtet war, aber sie fürchteten noch mehr eine Vergrößerung Piemonts, die es zu einer selbstständigen italienischen Politik befähigen würde. Lamartine lehnte es daher immer ab, den Einmarsch Karl Alberts zu billigen, wenn der König die Oestreicher vertriebe und Mailand, Parma, Modena, Venedig, ja vielleicht Toscana mit seinen Staaten vereinige, da sei Frankreichs Vertheidigungssystem bedroht, es müsse für diesen Fall „prendre ses sûretés en Savoie et à Nice!“ Hierauf kommt er sowol wie L. Blanc in einer Sitzung des Comité der auswärtigen Angelegenheiten vom 22. Juli zurück. Hier räth er sich wohlwollend gegen den König von Sardinien zu zeigen, ohne ihm zu helfen, leuchte das Glück seinen Waffen und werde er König von Oberitalien, solle man erklären, daß, da das europäische Gleichgewicht gebrochen sei, Frankreich auch nicht mehr daran gebunden sei, „qu'elle ne doit pas rester dans la situation humiliante et peu sûre, où l'ont circonscrite les traités de 1815, dieser Erklärung müsse die sofortige Occupation von Savoyen und Nizza folgen. Würden aber die Italiener geschlagen, so solle man zu ihren Gunsten interveniren, die Oestreicher vertreiben, und dann ebenfalls à titre de compensation jene Länder nehmen. L. Blanc wollte ehrlicher dem König gleich Frankreichs Hilfe bieten und ihm für die Abtretung von Savoyen und Nizza den Besitz der Lombardei und Venedigs garantiren. Anders dachte Bastide, in seinem bittern Widerstand gegen das monarchische Princip wollte er vor allem die Vergrößerung Piemonts verhindern und sie selbst gegen eine Vergrößerung Frankreichs nicht gewähren. Er verstand, wie alle französischen Politiker die Unabhängigkeit Italiens so, daß sie zu keinem Einheitsstaate führen dürfe, der die Geschicke der Halbinsel selbstständig leite, er wünschte daher die Errichtung einer Reihe unabhängiger Republiken, welche durch ein loses Bundesband vereinigt, sich an die große französische Republik hätten anlehnen müssen und hätte Oestreich für seine Verluste in Italien an der Donau entschädigt, um es mit Rußland zu entzweien. Die provisorische Regierung nahm übrigens eine abwartende Stellung ein und concentrirte nur ein Corps von 30,000 Mann bei Lyon. Großentheils war diese Haltung dem Einflusse des englischen Gesandten in Paris, Lord Normanby, zuzuschreiben. Englands Hauptbestreben war es, ein feindliches Zusammentreffen von Oestreich und Frankreich in Italien vermieden zu sehen, weil daraus ein allgemeiner europäischer Krieg sich hätte entwickeln müssen; es fürchtete, daß die provisorische Regierung durch innere Kämpfe bedrängt in einem auswärtigen Kampf den Ableiter für die Revolution suchen werde, deshalb hatte Palmerston in Turin von der militärischen Intervention abgemahnt und ergriff eifrig den Antrag Graf Piquelmonts zu vermitteln. Der Nachfolger Metternichs kannte Italien und Oestreichs Stellung daselbst wohl, er wußte,

Digitized by Google

daß es gehaßt sei und keinen Einfluß, sondern nur das Gewicht seiner bewährten Kraft dort habe, er war deshalb geneigt, dem Aufstande große Zugeständnisse zu machen, um wenigstens die Integrität des Kaiserstaats durch eine Personalunion zu erhalten, der Zeitpunkt, wo die Feindseligkeiten vor dem Festungsviereck zu einem Stillstand kamen, schien ihm zu Unterhandlungen geeignet. Er knüpfte dieselben an zwei Punkten zugleich an, in Italien selbst und in London. Graf Hartig erließ als außerordentlicher Commissar eine Proclamation, in der er den Italienern nationale Verfassung und Verwaltung, sowie alle Freiheit verhieß, aber weder die Italiener in ihrem revolutionären Rausche, noch die östreichischen Generäle in Verona wollten von diesen Bedingungen etwas wissen. Mit Piemont, das den Krieg ohne Kriegserklärung begonnen, wollte das Ministerium nicht unterhandeln, wol aber sandte Fiquelmonts Nachfolger, Wessenberg, gegen die Mitte Juni den Legationsrath von Schnitzer an den Präsidenten der provisorischen Regierung in Mailand Grafen Casati, mit dem Vorschlag auf der Basis der Trennung und Unabhängigkeit der Lombardei zu unterhandeln, aber die Antwort war, daß diese Basis auf das Venetianische ausgedehnt werden müsse, da sich übrigens die Lombardei für den Anschluß an Piemont entschieden, könne sie überhaupt nicht ohne dasselbe unterhandeln. An solchem Begehren mußte jede Verständigung scheitern, wären die Italiener nicht durch ihre ersten Erfolge geblendet gewesen, so hätten sie das Anerbieten als Mittel annehmen müssen um ihre Kräfte so behufs einer spätern völligen Emancipation zu organisiren. Die Unterhandlungen mit England hatten keinen bessern Erfolg. Baron Hummelauer war Mitte Mai mit ausgedehnten Vollmachten nach London gegangen, welche wesentlich das Festhalten einer Personalunion der italienischen Besitzungen Oestreichs bezweckten, offenbar war er aber zur Aufgabe der Lombardei autorisirt, wenn dafür Venedig sicher zu retten gewesen. Die Palmerstonsche Vermittlung ist die haltloseste, er schwankt fortwährend hin und her und macht beiläufig die gröbsten geographischen Schnitzer, man sieht, daß es ihm nur auf Frieden ankommt, nicht auf den Preis, den andre dafür bezahlen sollen, schließlich meinte er, das Venetianische müsse doch auch nach billigen Bedingungen getheilt werden. Die Unterhandlung, in deren Darstellung wir übrigens bei unserm Verfasser die sonst gewohnte Uebersichtlichkeit und Klarheit vermissen, mußte schon daran scheitern, daß Sardinien die unmittelbare und völlige Räumung Italiens durch die östreichischen Truppen als Vorbedingung forderte. Die Piemontesen hatten eben das Treffen von Goito gewonnen und Peschiera war gefallen, so machte die hoffnungsvolle Stimmung des Heeres wie der Bevölkerung es Karl Albert unmöglich, sich mit der Lombardei, den Herzogthümern oder der Minciolinie zu begnügen, außerdem hatten die Lombarden, später auch die Venetianer die Fusion mit Piemont angenommen. England

Digitized by Google

so also bei Piemont dieselben Dispositionen wie Oestreich bei der mai-
ländischen Regierung, letzteres aber war entschlossen, hierauf so wenig wie auf
die Theilung des Venetianischen einzugehen, zumal sich die Verhältnisse gün-
stiger für Oestreich zu gestalten begannen. Nachdem schon Schaaren von
Freiwilligen aus dem Kirchenstaat an dem Kampfe Theil genommen, vereinigte
der päpstliche General Durando seine regulären Truppen mit den piemonte-
sischen. Hier aber fand die Schwäche des Papstes ihre Grenzen. Der Wider-
spruch eines weltlichen Fürsten und geistlichen Hauptes des gesammten
Katholicismus tritt offen hervor, das Papstthum kennt keine Nationalität und
Pius war vor allem Papst, er fürchtete ein deutsches Schisma und erklärte
in einer Allocution, er wolle keinen Krieg mit Oestreich, „da Wir Unserer
höchsten apostolischen Würde gemäß alle Stämme, Völker und Nationen mit
gleicher Liebe umfassen." Damit mußten alle Illusionen derer fallen, die in
Pius einen neuen Julius den Zweiten als nationalen Helden zu sehen ge-
glaubt. Dieser innere Widerspruch konnte auch nur augenblicklich übertüncht
werden, indem der Papst gezwungen ward, sich ein Laienministerium gefallen
zu lassen und dasselbe die Truppen dem Befehle Karl Alberts unterstellte.
In Folge der Bezwingung des Aufstandes vom 25. Mai in Neapel hatte
Ferdinand der Zweite seine Truppen von Karl Alberts Heer zurückgerufen
und gleichfalls seine Flotte, welche sich eben anschickte, mit der piemontesischen
und venetianischen Triest zu blockiren. Im Treffen von Curtatone waren die
Toskaner fast aufgerieben, die Erfolge von Goito und Peschiera wurden nicht
benützt, unthätig und unentschlossen konnte der König keinen Plan fassen,
Verona ging verloren, Custozza bot Radetzky die Addalinie und verlangte
Räumung Venedigs, Peschieras und der Herzogthümer. Es wäre noch klug
gewesen dies anzunehmen, aber Karl Albert, als Haupt eines Unabhängigkeits-
krieges, konnte nicht darauf eingehen und zog sich über den Oglio zurück, am
6. August langte das Heer in der schlechtesten Verfassung wieder in Mailand
an, von wo es mit so stolzen Hoffnungen ausgezogen war, die Stadt mußte
kapituliren, die schwarzgelbe Fahne wehte wieder von ihren Thürmen, am
9. August ward ein Waffenstillstand von 6 Wochen geschlossen, nach welchem
die anderen die Sardinier Venedig, Peschiera und die Herzogthümer zu räu-
men hatten. Die Piemontesen hatten sich in diesem Feldzuge tapfer geschlagen
und ihren alten militärischen Ruf bewährt, namentlich zeichnete sich die Ar-
tillerie aus, aber die Truppen hatten durch Entbehrungen und Verluste sehr
gelitten und durch die Berührung mit den Freischaaren und der Revolution
auch die Mannszucht bedenklich erschüttert. Der Herzog von Savoyen, der
junge König, hatte sich vortrefflich benommen, kaltblütig im Gefecht und freund-
lich für die Soldaten, aber er hatte das mangelnde Feldherrntalent, vor al-
lem die Unschlüssigkeit seines Vaters nicht gut zu machen gewußt, auch die

Digitized by Google

Tapferkeit andrer Generale wie Bava und Sonnaz vermochte diesen Mangel der Leitung nicht zu ersetzen.

Während des Feldzugs in der Lombardei aber waren die Dinge im übrigen Italien rasch vorgeschritten. Die Charte des Königs von Neapel hatte die legislative Einheit Siciliens und des Festlandes erhalten, die Insel bestand auf den Institutionen, die sie vor 1816 besessen und die provisorische Regierung berief ein Parlament auf Grund der Verfassung von 1812. In Folge der Februarrevolution verstand sich der König dazu, diese Einberufung zu genehmigen unter dem Vorbehalt, „daß die Einheit der Monarchie nach wie vor in der alleinigen Person des Königs ruhen solle." Ein Vicekönig und ein besondres auf der Insel residirendes Ministerium waren ernannt. Aber die Vermittlung, welche Lord Minto auf dieser Basis versuchte, zerschlug sich, das Parlament, das am 25. März von dem allverehrten Ruggiero Settimo eröffnet war, erklärte am 13. April den Thron von Sicilien für erledigt und die Bourbonen desselben für immer verlustig, ein italienischer Fürst sollte ihn einnehmen, am 10. Juni ward von beiden Kammern der Herzog von Genua erwählt. Ferdinand protestirte gegen diese Verletzung der Einheit der Monarchie und der von ihm beschworenen Verfassung um so energischer, als er inzwischen den Aufstand bei Eröffnung der neapolitanischen Legislative niedergeschlagen, er ließ auch am 20. Juli in Turin erklären, daß er alle Mittel aufbieten werde, um für die Integrität und Ehre des Königreichs beider Sicilien zu sorgen. — Wo sich so die beiden bedeutendsten italienischen Regierungen entgegenstanden, konnte der vom römischen Ministerium betriebene Fürstenbund natürlich nicht zu Stande kommen. Palmerston spielte bei dieser Angelegenheit sein gewöhnliches, gewissenloses, zweideutiges Spiel,*) während er noch am 12. Juni an seinen Gesandten in Neapel schreibt, „daß bei der natürlichen Verbindung der beiderseitigen Landesinteressen die Vereinigung beider Theile unter Einer Krone das Beste wäre" erklärte (was Reuchlin nicht erwähnt) der englische Consul in Palermo, Mr. Godwin, der provisorischen Regierung, daß England den neuen König von Sicilien, sobald er den Thron bestiegen, anerkennen und dieselbe Erklärung dem sardinischen Hofe machen werde, falls die Wahl auf den Herzog von Genua fiele. Gleichmäßig äu-

*) Die ganze Correspondenz der betreffenden Bluebooks gibt hiefür Zeugniß. Will man außerdem noch eine Probe des Scharfblickes des edeln Lords in auswärtigen Angelegenheiten haben, so lese man seine Depesche an Lord Napier vom 21. Septbr., die Bastide veröffentlicht, wo er erklärt, die Erfolge Oestreichs seien rein militärisch und local, nicht politisch, könnten also auch nicht zur Herstellung des Despotismus führen, selbst nicht im Norden Italiens, denn Oestreich sei selbst in die Reihe der constitutionellen Staaten getreten „et ne peut pas revenir sur ses pas! le gouvernement de l'Autriche sera lui-même un exemple de progrès et réforme, könne also nicht andern Regierungen entgegengesetzte Principien aufnöthigen.

Digitized by Google

zeigte er sich gegen seinen Gesandten in Turin. Am 24. Juni empfing er die Gesandten des sicilianischen Parlaments und als der Herzog von Genua erwählt wurde, begrüßte das englische Geschwader die sicilische Flagge, Admiral Parker und seine Officiere nahmen an allen Freudenbezeugungen Theil und ein englischer Kriegsdampfer brachte dem Gewählten die Botschaft. Sie kam in einem unglücklichen Moment nach Custozza. Karl Albert, unentschlossener als je, zögerte, der englische Gesandte erklärte, seine Regierung werde den Herzog als Souverän anerkennen, sobald er im Besitz des Thrones wäre, der Herzog von Genua lehnte ab. Im August ging eine Expedition von Neapel unter Segel, um Sicilien wieder zu erobern, Messina ward bombardirt und nach einem Verzweiflungskampfe gräulich verwüstet, Admiral Parker sah dem ruhig zu und gab erst dem Drängen des französischen Admirals Baudin nach sich gemeinschaftlich ins Mittel zu legen, auch dann suchte er wesentlich nur die englischen Kaufleute zu schützen, während Baudin im Interesse der Humanität sich der Erneuerung der Verwüstung entgegensetzte und einen Waffenstillstand zu Stande brachte. Der König protestirte heftig gegen die Einmischung in sein Recht der Kriegsführung. Von nun tritt England zurück und Frankreich vor, die Sendung Lord Temples nach Neapel war ohne praktische Bedeutung. Louis Napoleon, der seine Intervention im Kirchenstaat vorbereitete, begünstigte die Pacification Siciliens, welche Filangieri nach furchtbarem Kampfe vollbrachte.

In Rom war unter Mamianis Laienministerium die gesetzgebende Versammlung am 5. Juni eröffnet, aber derselbe Widerspruch, der zwischen dem universalkatholischen und dem weltlich fürstlichen Charakter sich in der auswärtigen Politik geltend gemacht hatte, trat auch sofort bei den innern Angelegenheiten zu Tage. Wie konnte das unfehlbare Haupt der Christenheit den constitutionellen Souverän spielen, der sich hinter die Verantwortlichkeit seiner Minister birgt? Mamiani verkündete die Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt, der Papst erklärte in seiner Antwort auf die Adresse der Kammer, er müsse alle Freiheit behalten, damit seine Thätigkeit für die Interessen der Kirche nicht paralysirt werde, ein Gesetz über den Volksunterricht gestatte er nicht, der Beruf zu lehren stehe allein der Kirche zu, das Mißverständniß und die Unmöglichkeit sich zu verständigen, war von Anfang an der Art, daß nur unklare Köpfe sich darüber täuschen konnten. Dieser Gegensatz konnte auch dadurch nicht verdeckt werden, daß der talentvolle Rossi Mamiani, der dem Papste persönlich unangenehm war, ersetzte und in der Verwaltung und der Gerichtspflege aufzuräumen begann. Er vereinigte vielmehr das Geschrei des Klerus und seines Anhanges, mit dem der Radicalen gegen sich, der ganze verwickelte Organismus der weltlichen Priesterregierung lehnte sich gegen solche Reformen auf, denn es galt seine Existenz, die Truppen murrten ebenso über die Dis-

Digitized by Google

ciplin, welche der General Zucchi übte, eine tüchtige aufgeklärte Mittelclasse, auf welche die Minister sich hätten stützen können, fehlte. Am 18. Novbr. ward Rossi ermordet, die Kammer fand kein Wort der Rüge. Pius floh im Wagen der Gräfin Spaur nach Neapel aus dem Rom, das ihn binnen 19 Monaten vergöttert und verflucht hatte. Es war inzwischen bei ihm eine entschiedene Gesinnungsänderung eingetreten, er hatte an der Reform verzweifelt und auf die Vermittlungsvorschläge Giobertis, der als piemontesischer Minister seine Idee des Primato verwirklichen wollte, antwortete er, nur fremde bewaffnete Hilfe könne seine, durch freche Faction überfallne Autorität wieder aufrichten. Oestreichs Intervention ward angerufen, weil sie zuverlässiger schien, als die Anerbietungen Spaniens und Neapels, das wiener Cabinet war willig dazu, wagte es aber nicht ohne Zustimmung Frankreichs zu thun. Indeß arbeiteten in Rom, wie in ganz Italien die Radicalen der Reaction in die Hand, die constituirende Versammlung erklärte den Papst seiner weltlichen Würde verlustig, der Großherzog von Toscana floh vor den Excessen der florentinischen Demokratie.

Für die Geschicke der apenninischen Halbinsel wird immer die Stellung Neapels und noch mehr Piemonts maßgebend sein. König Ferdinand der Zweite hatte mit eigner Gewalt die Revolution niedergeworfen, Sardinien sollte durch die östreichischen Waffen gedemüthigt werden. Die nach dem Waffenstillstand von Vigevano angesponnenen Verhandlungen über einen definitiven Frieden schleppten sich unter dem Hin- und Herzerren der englisch-französischen Vermittlung resultatlos durch den Winter hin. Die Lage hatte sich umgekehrt, wie im Frühling Piemont Forderungen machte, auf die selbst das tief erschütterte Oestreich nicht eingehen wollte, so verlangte jetzt letzteres, was Karl Albert nicht gewähren konnte, je mehr das wiener Cabinet sich in seinen deutschen Landen wieder befestigte, desto höher stiegen seine Ansprüche, es weigerte sich jetzt irgend etwas von seinem Besitzstande aufzugeben, so konnte der von Palmerston projectirte Congreß in Brüssel nicht zu Stande kommen. Die Gegensätze schärften sich, indem in Wien Schwarzenberg, in Turin Gioberti an die Spitze der Geschäfte traten. Piemont ward im Innern durch ein heilloses Parteitreiben zerrüttet, das Ministerium wurde durch die jetzt in Turin tagende lombardische Consulta und die Emigration gedrängt, welche durch die Radetzkyschen Confiscationsdecrete zur Wuth entflammt war, die Demokratie forderte laut den Krieg. Der König fühlte die Lage als für seine Person, die Krone und das Land so aufreibend, er war so vollständig von der Nutzlosigkeit aller Friedensverhandlungen überzeugt, daß er beschloß, die nochmalige Entscheidung des Schwertes anzurufen, um den drohenden Bürgerkrieg zu verhindern. Die Schlacht von Novara zerstörte seine letzte Hoffnung. Da er fühlte, daß seine Person ein Hinderniß für den Frieden sei, dankte er großherzig ab. Mit dem

Digitized by Google

östreichisch-sardinischen Frieden schließt unser Verfasser seine Erzählung, und wir machen hier mit ihm Halt, um so mehr, als diese Aufsätze schon zu ungebührlicher Länge gediehen sind. Der vollständige Sieg der Reaction auf der ganzen Halbinsel erfolgte, Piemont allein ausgenommen, welches sich zu einem constitutionellen und nationalen Staate bildete und damit die Hoffnung Italiens für die Zukunft repräsentirte. Die Entwicklung und ihre Kämpfe in den zehn Jahren 1848—58 ist in diesen Blättern früher besprochen (Jahrg. 1858. Bd. 4. S. 90). Die Erhebung Italiens gegen die Fremdherrschaft und ihre Genossen scheiterte wesentlich an dem Mangel eines festen Planes und einer entschlossenen einheitlichen Leitung, jeder Staat wollte auf seine Weise und auf eigne Hand vorgehen. Der jetzige Kampf zeigt, daß die Italiener ihre Fehler eingesehen, indem sich alle Parteien der Führerschaft Piemonts unterordnen. Für das Verständniß der gegenwärtigen Ereignisse und Deutschlands Stellung zu denselben empfehlen wir Reuchlins Werk nochmals; man findet darin die besten und sichersten, zuweilen überraschende Aufschlüsse, wenn gleich der Darstellung und Gruppirung hier und da mehr Uebersichtlichkeit zu wünschen wäre.

n.

Russische Zustände.

3.

Die politische Polizei. — Die Presse. — Die Militärverwaltung.

Unter der Regierung des Kaisers Nicolaus hatte die politische Polizei eine unerhörte Tyrannei ausgeübt, und es gab keine Schändlichkeit, die sie sich nicht hätte gestatten dürfen.

Man kann an diese Periode nicht ohne das tiefste Gefühl des Abscheus und Schreckens denken. Jede edle Regung des menschlichen Herzens, jede Aeußerung aufgeklärter Ideen wurde zum Staatsverbrechen gestempelt. Die Polizei, der ein Mann vorstand, welcher einst in offner Sitzung der Minister gesagt, jeder Schriftsteller sei ein geborner Verschwörer, verleumdete in ihren Berichten an den Kaiser die ehrenwerthesten Männer, sie nahm die Partei der berüchtigtsten Persönlichkeiten, ihr Vorstand umgab sich mit der verächtlichsten Gesellschaft. Sie war so käuflich, daß es kaum ein Verbrechen gab, das man nicht hätte begehen können, wenn man sie bezahlte. Von Zeit zu Zeit erfand

Digitized by Google

ſie, namentlich in den weſtlichen Gouvernements und in Polen, eine geheime Geſellſchaft. Einige Spione wurden veranlaßt, eine Anzeige zu machen, auf deren Grund man reiche oder wohlhabende Leute ins Gefängniß warf, um ihnen hier die Wahl zu laſſen, entweder ſich mit einer beträchtlichen Summe loszukaufen oder nach allerhand Martern ins Exil geſchickt zu werden und ihr Vermögen confiscirt zu ſehen. In jeder Provinz Rußlands gab es einen mit der politiſchen Polizei beauftragten Gendarmenoberſt. Ganz Rußland war in Kreiſe getheilt, denen Gendarmeriegenerale vorſtanden. Dieſe Oberſten und Generale waren gehalten, jedes Jahr an den oberſten Chef der Polizei einen von dieſem feſtgeſetzten Tribut zu zahlen, der nach der Wichtigkeit des betreffenden Kreiſes oder der Provinz ein verſchiedener war. Das meiſte entrichteten die, welche im Weſten fungirten. Hier wurden von ihnen faſt alle polniſchen Gutsbeſitzer taxirt und nach der Größe ihres Vermögens von der Gendarmerie beſteuert. Wehe dem, der ſich mit Entrichtung dieſer Steuer für die Taſche der Polizeichefs ſäumig zeigte! Bei Nacht abgeholt, eingeſperrt, bedroht, hatte er außer ſeinem Tribut noch Strafe für ſeine Unpünktlichkeit zu zahlen, wo nicht, ſo kam er wegen politiſcher Verbrechen nach Sibirien und ſeine Güter fielen dem Staat anheim.

In den übrigen Provinzen konnte man die Güter nicht confiſciren, wol aber die Individuen nöthigen, ſich zu ranzioniren. Der Verfaſſer erlebte ein Beiſpiel davon an ſich ſelbſt. Er wurde 1843 auf ein erfundenes Vergehen hin verhaftet. Da kam eines Tages ein gewiſſer Marc, der Kammerdiener des Chefs der politiſchen Polizei, zu ihm, um ihm zu ſagen, daß er augenblicklich in Freiheit geſetzt werden ſolle, wofern er ſich zur Zahlung von 25,000 Rubel verſtehe. Er weigerte ſich, und wenige Tage nachher wurde er nach Wiätka in die Verbannung geſchickt.

1856 ſchien dies anders werden zu ſollen. Der jetzige Kaiſer ſtellte an die Spitze der Polizei einen frühern Miniſter, der im Rufe eines rechtſchaffnen Mannes ſtand. Derſelbe war indeß leider ein Gegner alles Fortſchritts, der nicht begriff, daß Rußland ohne ernſtliche Reformen dem Untergang entgegengeht. Unter ihm führte der General T. das Ruder, ein feiner Kopf und unbeſcholtener Charakter, wie die Camarilla, zu der er gerechnet wird, nicht viele zählt, aber zu gleicher Zeit ein heftiges, zu Gewaltthaten aller Art aufgelegtes Temperament. Es ſoll ihm auf Reiſen im Auslande begegnet ſein, daß er ſich faſt zu freiſinnigen Grundſätzen bekannte, aber in Rußland iſt er, wie unſre Schrift ſagt, nichts als der Tartar im Frack, ſein Syſtem ein dreifach abgezogner Despotismus.

So bieten die gegenwärtigen Zuſtände Rußlands auch nach dieſer Seite hin das Schauſpiel eines fortdauernden Kampfes der auf die Camarilla und die politiſche Polizei geſtützten Bureaukratie gegen die öffentliche Meinung und

Digitized by Google

die wahren Interessen des Landes, die von dem aufgeklärten Theil des Adels, von allen ernsten und ehrlichen Gemüthern Rußlands und von der russischen Presse verfochten werden, welche letztere in den fünf Jahren seit dem Tode des Kaisers Nikolaus dem Lande sehr bedeutende Dienste geleistet hat. Dieser beklagenswerthe Zustand, dieser unabläßige Kampf droht mit ernsten Gefahren. Sanct Petersburg, von seiner Gründung an ein Schauplatz von allerlei Ränken, ist jetzt voller davon als jemals: ohne Unterbrechung hemmen Fragen um Persönlichkeiten, Rivalitäten der Selbstsucht und vor Allem das Streben, sich auf unrechtmäßige Weise Geld zu machen, den Fortgang der vom Kaiser begonnenen Reformen. Die russische Regierung gleicht in diesem Augenblick vollkommen einem Schiff, welches dem Zufall überlassen, ohne feste Leitung, auf dem Ocean hinschwankt. Der Capitän hat die besten Absichten, aber die Steuerleute und Lootsen sind von einem unglaublichen Böotismus. Zwischen ihnen und den Passagieren des Fahrzeugs herrscht die tiefste Abneigung. Dennoch kann sich der Capitän nicht entschließen, sie durch fähigere Führer zu ersetzen; er scheint sie aussterben lassen zu wollen, aber unterdeß kann das Schiff auf die Klippen stoßen, denen es sich täglich mehr nähert.

Ein paar Beispiele werden zeigen, wie die politische Polizei auch unter Alexander dem Zweiten noch schaltet. Im verflossenen Jahre erging von Petersburg ein Befehl, welcher den Studenten jede Kundgebung ihrer Gefühle gegenüber den Professoren untersagte. Da geschah es, daß an der Universität Kasan die Studirenden dem beliebten Professor Bulitsch nach dem Ende einer seiner Vorlesungen Beifall klatschten. Der neue Curator der Hochschule, an Bildung Null, im übrigen Rückschrittsmann, grob gegen die Professoren, aber beliebt bei der Camarilla, erklärte diese Beifallsbezeugungen für einen Verstoß gegen die erwähnte Verordnung und relegirte infolge dessen acht von den Klatschern. Als darauf hin acht Professoren und gegen zweihundert Studenten die Universität verlassen zu wollen erklärten, wurden sechzig von den letztern verhaftet und nach verschiedenen Städten an der Grenze Sibiriens in die Verbannung geschickt.

Im Herbst 1859 schrieb ein auf Ordre des Oberbefehlshabers der kaiserlichen Garde ausgefertigtes geheimes Rundschreiben den Regimentscommandanten in diesem Heerestheil vor, die Correspondenz der Unterofficiere und Gemeinen zu überwachen (d. h. durch Oeffnung von Briefen Spionendienste zu thun) um die Verbreitung falscher Gerüchte zu hindern. „Die Herren Regimentscommandanten," hieß es in diesem unwürdigen Schreiben „haben sorgfältig die Correspondenz zu beaufsichtigen, welche die Unterofficiere und Soldaten mit ihren Freunden und Verwandten unterhalten, und sie haben die Herren Compagniechefs zu bedeuten, daß sie für alle falschen und unwahrscheinlichen Gerüchte verantwortlich sind, welche sich infolge solcher Briefe verbreiten. Die

Digitized by Google

Unterofficiere und Soldaten, welche irrthümliche Behauptungen in Bezug auf die Befreiung der Leibeignen ausstreuen, sind streng zu bestrafen."

Wir gehen zu dem über, was Fürst Dolgorukow über die Censur und die Presse in Rußland mittheilt. Was die erstere unter Nikolaus, namentlich in den letzten sieben Regierungsjahren dieses Herrschers war, grenzt an das Groteske. Bücher, die unter Alexander dem Ersten mit dem Visum der Censur erschienen waren, konnten nur mit Auslassungen neu aufgelegt werden. Es war verboten, Nero oder Caligula oder gar den Czar Iwan den Vierten als Tyrannen zu bezeichnen. Eine Geschichte des Alterthums zum Schulgebrauch erschien, in der es hieß, die Römer hätten in einer Republik gelebt, weil sie noch nicht so glücklich gewesen wären, zu erkennen, welch eine Wohlthat es sei, von einem Selbstherrscher regiert zu werden. Es war streng untersagt, von einem Haus Holstein-Gottorf zu sprechen, welches in Rußland den Thron innehabe, man mußte sagen, es seien die Romanows.

Von 1833 bis 1849 geschah viel für wahre Bildung des Volkes. Der Unterrichtsminister Uwarow erwarb sich durch Förderung der Schulen und Universitäten große Verdienste um die Weiterführung Rußlands auf der Bahn der Civilisation, und der beste Theil der gegenwärtig in Künsten und Wissenschaften sich auszeichnenden Russen dankt ihm seine Erziehung. Unter ihm war auch die Censur verhältnißmäßig mild. Da kam der Rückschlag der Ereignisse von 1848. Uwarow wurde von seinem Posten entfernt, und der Prinz Platon Schihmatow, ein Tartar von Geburt wie von Grundsätzen, trat an seine Stelle. Unter ihm erreichte das Regiment der Censur den Gipfel der Gehässigkeit. In dieser Zeit kam es vor, daß ein Censor Schwierigkeiten machte, als es in einem Buche hieß, das russische Heer habe bei Kunnersdorf einen Sieg über den König von Preußen erfochten. Dies dürfe nicht gedruckt werden, weil „das königliche Haus von Preußen gegenwärtig mit dem kaiserlichen Haus von Rußland verbündet sei". Derselbe gewissenhafte Wächter politischer Schicklichkeit verhinderte den Verfasser in einem genealogischen Buche die Namen der Verbannten von 1826 aufzuführen. In dieser Zeit war es ferner verboten, Pferden Namen von Heiligen zu geben, und man discutirte in voller Sitzung des Censurcomités, ob dieses Verbot sich blos auf die Heiligen des Kalenders der griechischen oder auch auf die des Kalenders der abendländischen Kirche erstrecken solle. Die letztere Meinung behielt die Oberhand. Dann wurde das Wort Wolnoi Duh aus den Büchern gestrichen, weil es Wasserbad und zugleich einen freien Geist bedeutet. Ein Mann, dem sein Hund, der auf den Namen Tyrann hörte, verloren gegangen, wurde verhindert ihn unter diesem Namen in den Zeitungen zu reclamiren. Man zwang ihn, eine Anzeige einrücken zu lassen, in der demjenigen eine Belohnung zugesagt wurde, der einen Hund zurückbringe, welcher auf den Namen Fidèle höre!

Digitized by

Ganz besonders unerträglich wurde die Stellung der Schriftsteller Rußlands dadurch, daß es zu gleicher Zeit ein Dutzend verschiedener Censurstellen gab, welche alle zu berücksichtigen waren. Es war da eine allgemeine Censur, die dem Unterrichtsministerium zugetheilt war. Aber außerdem war jedes Buch, welches die Verwaltung betraf, dem Minister des Innern, jedes, welches die Gesetze erörterte, dem Justizminister, jedes, welches militärische Dinge erwähnte, dem Kriegsminister, jedes, welches die auswärtige Politik besprach, dem Chef des auswärtigen Departements vorzulegen. Ein Buch, welches von Polen handelte, mußte vor dem Druck von dem Statthalter in Polen gesehn werden, ein Buch über Eisenbahnen vom Minister der Brücken und Kunststraßen, eines über die kaiserliche Familie vom Hausminister. Hatte endlich eine Schrift die Approbation aller dieser Censurstellen glücklich erlangt, so war es immer noch keines langen Lebens sicher; denn außer diesen Wachtposten gab es noch seit 1848 eine Anstalt, die als echtes Inquisitionsgericht jedes Buch und Blatt verfolgte, in welchem ein dem Auge der Censoren entschlüpfter, dem Geiste, den Nikolaus seiner Umgebung eingehaucht, anstößiger Passus zu finden war. 1852 starb der bekannte Schriftsteller Gogol. Die petersburger Censur gestattete, da dem Despotismus nichts so sehr zuwider ist, als Popularität, keinem der dortigen Journale die Aufnahme eines Nekrologs. Iwan Turgienew wagte es, hier abgewiesen, einen Artikel über den Verstorbenen in das moskauer Journal zu schicken, und dieses druckte denselben ab. Darauf ließ der Kaiser diesen ausgezeichneten, allgemein geachteten Schriftsteller gefangen setzen und verbannte ihn dann nach einmonatlicher Einsperrung auf seine Güter. 1853 starb Schihmatow. Sein Nachfolger war ein hochgebildeter, ehrenwerther Mann von den besten wohlwollendsten Absichten, leider aber fortwährend zerstreut und ohne die nöthige Energie. Die Presse befand sich unter ihm beträchtlich besser, als früher, namentlich nach der Thronbesteigung des neuen Kaisers. Es entstanden mehre neue Tages- und Wochenblätter, was seit einem Jahrzehnt nicht erlebt worden war. Man durfte über die Verwaltung klagen, sich Vorschläge zu Verbesserungen erlauben. Aber die Camarilla und die Bureaukratie kämpften gegen dieses Lockerlassen der Zügel fortwährend auf alle Weise an, und verdrießlich über die daraus für ihn entstehende Unbequemlichkeit zog sich der Unterrichtsminister von seinem Posten zurück. Sein Nachfolger war ihm an Charakter ähnlich. Ebenfalls ein Mann von hoher Bildung, aufgeklärt, gemäßigt liberal, wohlwollend, war er ebenfalls ohne die nöthige Energie. Er hatte sich zum Adjuncten (Unterstaatssecretär) den damaligen Curator der petersburger Universität, einen ebenso aufgeklärten, als loyalen Beamten wählen wollen. Aber derselbe stand der Camarilla nicht an, und der Minister hatte die Schwachheit, ihn aufzugeben und sich statt seiner einen alten Herrn aufdringen zu lassen, der

Digitized by Google

nach unſerm Buche nur das eine Verdienſt beſaß, daß er geſchickt zu tranchiren verſtand.

Man durfte den neuen Unterrichtsminiſter und Vorſtand der Cenſur nicht allzuhart für ſeine Energieloſigkeit tadeln. War doch die ganze Regierung ein ſtetes Schwanken zwiſchen Licht und Dunkel, zwiſchen den guten Abſichten des Kaiſers und den retrograden Beſtrebungen der Beamtenwelt und der Hofpartei. Man durfte ſich nicht ſehr wundern, daß der Miniſter es zuließ, als jene Studenten von Kaſan ins Exil geſchickt wurden, welche einem Profeſſor Beifall geklatſcht hatten. Man durfte ſich ferner nicht davor bekreuzigen, daß er jenes vor Kurzem veröffentlichte lächerliche Rundſchreiben nicht verhinderte, nach welchem niemand ohne ſpecielle Erlaubniß der Regierung in Rußland reiſen ſollte, um ſtatiſtiſche und ethnographiſche Daten zu ſammeln. Daſſelbe wurde erlaſſen in Folge eines Vorfalls, bei welchem ein ruſſiſcher Gelehrter Jakuſchkin, der zu den erwähnten Zwecken das Land in der Tracht des Volkes durchwandert, von der Polizei in Pſkow eingeſteckt und übel behandelt worden war. Der Mann veröffentlichte ſeine Abenteuer in öffentlichen Blättern, und die Bureaukratie antwortete in ihrer Entrüſtung darauf mit jenem Circular, welches in allen Stücken chineſiſcher Mandarine würdig war. Wirklich erſtaunenswerth aber war ein Erlaß des Miniſters an das moskauer Cenſurcomité, welcher im Herbſt 1859 erging, und in dem jener Behörde unterſagt wurde, die Preſſe von Diebſtählen und Bedrückungen ſprechen zu laſſen, wo ſie nicht juriſtiſche Beweiſe beizubringen vermöchte. In dieſem Actenſtück finden ſich die Worte: „Die Regierung hält die Oeffentlichkeit für völlig unnütz und würde ſich ihrer Würde etwas zu vergeben glauben, wenn ſie den von der periodiſchen Preſſe gegen Mißbräuche vorgebrachten Klagen und den von derſelben mitgetheilten Beiſpielen ſolcher Mißbräuche die mindeſte Beachtung zu Theil werden ließe.“ Wenn ein ſolches Schriftſtück von einem gebildeten und aufgeklärten Geiſt, wie der Unterrichtsminiſter iſt, unterzeichnet werden konnte, ſo muß man annehmen, daß die höhere Verwaltungsſphäre in Rußland den übelſten Einfluß auf die ausübt, welche in ſie eintreten. Und ſo verhält ſichs in der That. Im ſteten unmittelbaren Verkehr mit der obern Beamtenwelt und der Hofpartei verdunkelt ſich der Blick, verengt ſich der Horizont, verwirrt ſich der moraliſche Sinn, und man hält es nicht mehr für unwürdig, Grundſätze auszuſprechen, die aller Civiliſation in die Augen ſchlagen.

Die Preſſe ganz zu unterdrücken, ſcheute man ſich, da man den Ruf des Freiſinns, den man ſich in Europa in den letzten Jahren erworben, nicht einbüßen wollte. Um ſie aber wenigſtens ganz in ſeiner Gewalt zu haben, nahm man ſeine Zuflucht im December 1858 zu einem eigenthümlichen Mittel. Nicht zufrieden mit den Argusaugen der verſchiedenen Cenſoren, ſchuf man

Digitized by Google

ein specielles Ueberwachungs-Comité, welches aus jenem geschickten Tranchirmeister und zwei Generaladjutanten bestand, deren politische Talente und literarische Arbeiten bis dahin sich auf die Unterzeichnung einer Anzahl von Wechseln beschränkt hatte, die sie ihren vielen Gläubigern ausgestellt. Dieses Comité sollte zugleich durch Gründung von Zeitschriften, zu welchem Behuf ihm bedeutende Mittel zur Verfügung gestellt waren, der öffentlichen Meinung eine den Absichten der Regierung — will sagen der Bureaukratie — angemessene Richtung geben. Aber zur Ehre der gegenwärtigen russischen Literatur fand sich trotz der hohen Honorare, die man bot, nicht ein einziger Schriftsteller von Talent, der es über sich genommen hätte, dem Unternehmen seine Mitwirkung zu leihen. Der Unterrichtsminister, der die Censur als einen Hemmschuh seiner ministeriellen Laufbahn betrachtete, suchte sich derselben dadurch zu entledigen, daß er die Errichtung eines eigenen Censurministeriums vorschlug. Der Plan wurde genehmigt, und der Baron K. versah einige Tage die Stelle eines Vorstandes dieses neuen Verwaltungszweiges. Da derselbe jedoch große Summen erforderte und in den Kassen des Staates die kläglichste Ebbe herrschte, mußte man ihn, nachdem er kaum vollständig eingerichtet worden, aufgeben, und die Oberleitung der Censur fiel wieder dem Unterrichtsministerium zu.

Die Censur für fremde Bücher und Zeitungen war unter Nikolaus streng bis zur Abgeschmacktheit. Jetzt schwankt sie, wie ein intermittirendes Fieber, zwischen Strenge und Milde, Logik und Sinnlosigkeit. Noch immer bestehen alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen die Einschleppung der Pest westlicher Aufklärung über die Grenze. Aber trotzdem circuliren in Rußland alle möglichen verbotenen Schriften. Die Ausdehnung der Grenzen und die Käuflichkeit der Beamten macht jeden Versuch einer strengen Controle zunichte. Die verbotenen Bücher sind allerdings sehr theuer, aber nichtsdestoweniger sieht man selbst Leute, die durchaus nichts lesen, sich eine Bibliothek solcher Bücher schaffen, da es zum guten Ton gehört, sie zu besitzen. Wenn die russische Regierung fortfährt, die Presse im Innern des Landes zu unterdrücken, so wird das natürliche Ergebniß dieses Verfahrens sein, daß die russischen Schriftsteller und Journalisten auswandern und sich im Auslande russische Zeitungen und Wochenschriften entwickeln. Es gibt hier bereits fünf oder sechs russische Druckereien und die hier gedruckten Schriften gehen in Masse über die Grenze. Bekannt sind die Publicationen Herzens, sein „Polarstern", seine „Stimme aus Rußland", seine „Glocke" (Kolokol), in denen er alle Ungerechtigkeiten und Unklugheiten der russischen Verwaltung, die zu seiner Kunde gelangen, an den Pranger stellt, so daß namentlich die „Glocke" den barbarischen Zuständen gegenüber, in welchem sich die russischen Gerichte befinden, wie ein Appellhof der öffentlichen Meinung zu betrachten ist. Herzen ist vortrefflich unterrichtet,

Digitized by Google

und die russische Bureaukratie würde sich glücklich preisen, wenn sie seine Feder gewinnen, wenn sie ihn wenigstens vermögen könnte, zu schweigen.

Wir geben nun einige Auszüge aus dem, was Fürst Dolgorukow über die russische Militärverwaltung sagt. Bekannt sind die großartigen Unterschleife während des letzten Krieges, nicht weniger bekannt ist in Deutschland, daß solche Unterschleife schon früher in Rußland an der Tagesordnung waren. Unsre Schrift zeigt, daß die Hauptschuld an den Spitzen der Verwaltung lag, zunächst an dem General, welcher von 1827 bis 1852 den Posten eines Kriegsministers bekleidete und in dieser Stellung durch seine Geldgier einerseits, durch sein stetes Bestreben, dem Kaiser Angenehmes zu sagen, andrerseits das Unkraut, das sich in diesem Verwaltungsgebiet eingefunden, weiter wuchern ließ. Dann an dem Kriegsminister, der ihm folgte. Letzterer gilt für einen durchaus rechtlichen Charakter, aber zugleich für einen durchaus unfähigen Kopf. Er ist, wie unsre Schrift sagt, am glücklichsten, wenn er sich mit nichts Ernsthaftem zu beschäftigen braucht, er verliert sich in Kleinigkeiten, richtet fast nie den Blick auf Betrachtung des Allgemeinen und Großen und fürchtet nichts so sehr als Reformen. Während des Krieges ging all sein Bestreben dahin, erst Nikolaus, dann Alexander über den wahren Stand der Dinge im Dunkel zu lassen, wie er sagte, um sie nicht zu betrüben, in Wahrheit aber, weil er ihre Vorwürfe scheute. Gegen das Ende des Krieges hin aber mußten die Mißbräuche, welche die Verwaltung sich gestattet, offenbar werden, und man entdeckte eine Welt schmachvollster Betrügerei.

Der General Z., der an der Spitze der Armee-Administration stand, verwaltete sein Amt in Familie: er vergab die einflußreichsten Stellen unter sich an seinen Schwiegervater und seinen Schwager. Die Truppen erhielten verdorbenes Brot und verfaultes Fleisch. Einige Obersten drückten, von Z. bestochen, die Augen zu, andere, die sich beklagten, führten, da die gesammte Bureaukratie auf Z.'s Seite stand, umsonst Beschwerde. Die Chefs der Ochsen-Gesellschaften (Wolowii Roty), von Z. gewählt, unterzeichneten, wenn er ihnen fünfhundert Ochsen lieferte, Empfangsscheine für sechshundert. Man gestattete ihnen die Zahl durch Wegnahme der Rinder zu vervollständigen, die sie auf dem Marsche antrafen, und zu gleicher Zeit fanden sich für ein Trinkgeld Beamte, welche ihnen Certificate über den Tod von Ochsen ausstellten, die sie nie mit sich geführt hatten. Einer dieser Herren führte auf dem Rückzug von der Donau nach Bessarabien Hunderte von Werften einen Ochsen auf einem Wagen mit sich, der laut solchen Certificaten, an jedem Haltpunkt, den das Heer berührte, gestorben war. Eines Tages lief in Petersburg ein officieller Rapport ein, welcher die Errichtung eines Depots von 1800 Ochsen in der Krim meldete. Dieses Depot hat nie wo anders existirt, als in der Rechnung. Dennoch hat die Regierung zuerst den Kaufpreis für die

Digitized by Google

Ochsen, dann deren Fütterung mehre Monate hindurch, dann die Schlachtergebühr, dann das Salz, mit dem sie eingepökelt sein sollten, bezahlt, und so brachte jeder dieser mythologischen Ochsen den Erfindern dieses sinnreichen Verfahrens gegen dreihundert Rubel ein.

Während der Occupation der Donaufürstenthümer durch die Russen wurde von Petersburg der Befehl gegeben, große Massen von Heu, Stroh, Hafer und Roggen aufzukaufen und Reservemagazine davon zu errichten. Z. verwendete darauf nur einen geringen Theil des ihm zu diesen Zweck übergebenen Geldes. Als man dann 1854 den eiligen Rückzug antreten mußte, übergab Z. dem Obergeneral einen Rapport, in welchem er die Unmöglichkeit vorstellte, die ungeheueren Vorräthe, die er beschafft, zu Wagen nach Rußland zurückzubringen. Er bekam darauf die Weisung, sie zu verbrennen, und da er kaum noch etwas zu verbrennen hatte, so steckte man die Scheunen einiger unglücklichen Moldauer und Walachen in Brand. Als später die beiden Hauptstädte Rußlands Massen von Kleidungsstücken, Wäsche und Charpie für die Soldaten in der Krim abschickten, kam diesen so gut wie nichts davon zu, so daß sie oft am Nothwendigsten Mangel litten. Die Sendungen waren, kaum bei der Militärverwaltung angekommen, unter die verschiedenen Chefs derselben vertheilt oder an Kaufleute verhandelt worden. Besser wurde es der Marine, die, Dank der Intelligenz und Rechtschaffenheit eines zu diesem Zweck nach der Krim geschickten, jungen Beamten, Boris M. (jetzt Staatssecretär) ihre Gaben erhielt. Zwei von der Kaiserin Marie gewählte Beamte, die nach der Krim gesandt wurden, um die Vertheilung jener Gaben an das Landheer zu überwachen, Graf M. Wielhorski und Fürst G. Dolgorukow, bewiesen in der Erfüllung ihrer Pflicht großen Eifer, sie starben beide am Typhus, den sie sich durch Besuch der Spitäler zugezogen. Allein was vermochten sie gegen die vereinigten Bemühungen der diebischen Militärverwaltung, die durch die petersburger Bureaukratie geschützt war, und gegen die beklagenswerthe Unfähigkeit des Kriegsministers, der sich's vor Allem angelegen sein ließ, dem Kaiser den unglückseligen Zustand der Armee zu verbergen, „um Se. Majestät nicht zu betrüben?" Der Marineminister that seine Pflicht und erfreute sich des besten Erfolgs, der Kriegsminister that das Gegentheil, um seine Stellung bei Hofe nicht zu gefährden, und er hatte ebenfalls den besten Erfolg — seine Verdienste wurden mit dem Wladimir- und dem Andreasorden belohnt.

Wenn die Soldaten Wunden erhielten, welche ihren Transport nach entfernteren Spitälern erlaubten, so lud man sie auf Karren und schaffte sie dahin, aber ohne ihnen die warmen Kleider zu bewilligen, die für sie bestimmt waren. Kaum bedeckt mit alten durchlöcherten Militärmänteln schleppte man die Unglücklichen durch die Schrecken eines strengen Winters. In den Städten und Weilern, wo sich provisorische Spitäler befanden, ließen die Vorsteher der-

Digitized by Google

selben sie stundenlang in der Kälte auf ihren Karren seufzen, während sie selbst sich mit Champagner gütlich thaten, oder ein Spielchen machten. Starben sie, so setzte man sie auf die Listen, schaffte die todten Körper in Höhlen, wo sie sich in der Kälte eine Zeit lang hielten und berechnete dann für diese Zeit Nahrung und Medicin für sie. Mußte man sie endlich beerdigen, so wurden sie nackt eingescharrt, wiewol regelmäßig in den Rechnungen Todtenhemden für sie figurirten.

Eine Anzahl der Elenden, welche sich dieser Schändlichkeiten schuldig gemacht, wurde allerdings später zur Rechenschaft gezogen und verurtheilt. Aber es waren nur wenige, und der Hauptschuldige, jener Z., kam auf Verwendung hochgestellter Personen mit bloßer Entlassung von seinem Posten davon. Es hieß, ohne seine Geschicklichkeit wäre die Armee Hungers gestorben. Wenn das wahr ist, wohin wäre es durch jene Regierungsform mit Rußland gekommen, „mit jenem Rußland," sagt der Verfasser, „welches vor dreißig Jahren nach Außen hin so mächtig war, und das sich jetzt durch die Elendigkeiten seiner Verwaltung paralysirt und in die Unmöglichkeit versetzt sieht, einen Krieg zu führen, ohne die Wohlfahrt und das Leben seiner Vertheidiger der Gnade der miserabelsten Schurken anheimzustellen, deren die Geschichte Erwähnung thut? Da sieht man so recht deutlich die Früchte des Mangels aller Controle und aller Oeffentlichkeit, die bittern, aber unausbleiblichen Früchte des Despotismus."

Es gibt natürlich im russischen Heere mehre rechtschaffene und loyale Regimentschefs, die um so ehrenwerther sind, als sie die Minorität unter ihren Kameraden bilden. Die Mehrzahl der Obersten wie die Mehrzahl der Oberofficiere, welche die kaiserliche Garde befehligen, bereichern sich auf die hassenswürdigste Weise auf Kosten der Soldaten, deren Loos ihnen anvertraut ist. Die Soldaten erhalten schlechte und unzureichende Nahrung. Die Regierung liefert ihnen Mehl zu Brot in hinreichender Menge. Aber ein Theil dieses Mehls wird in der Regel vom Obersten mit Beschlag belegt und zu seinem Vortheil verkauft. Ebenso halten es diese Herren mit dem Tuch, das zur Bekleidung der Truppen geliefert wird, und mit dem Leder, aus dem Stiefel geschafft werden sollen. Noch besser als die Obersten der Infanterie stehen sich die der Reiterei. Hier werden zugleich Massen von Hafer und Heu unterschlagen, welche für die Pferde ausgesetzt sind. Endlich sind die officiellen Preise (Sprawoschnyia Tseny), das heißt, die jede Woche festzustellende Angabe der in dem Orte, wo das Regiment steht, geltenden Preise für Alles, was zur Nahrung von Mann und Pferd dient, eine der ergiebigsten Einnahmequellen für die Commandanten. Diese Angaben werden von dem Obersten und den Ortsbehörden gemeinschaftlich entworfen, und die Preise sind in denselben stets höher angegeben, als sie in Wirklichkeit sind. Der Oberst gibt

Digitized by Google

jener Civilbehörde ein Geschenk von etlichen Rubeln und steckt den Rest der Differenz zwischen Angeblich und Wirklich in die Tasche.

Nach russischem System kann ein Oberer gegen einen Untergebenen nie Unrecht, ein Untergebener seinem Obern gegenüber nie Recht haben. Die Regierung hat zwar sogenannte Inspections-Revuen (Inspectorskoi Smetr) eingerichtet, wo man einen zu diesem Zweck abgeordneten General erscheinen sieht, um die Bekleidung und Ausrüstung der Mannschaften zu mustern und an sie zugleich die Frage zu richten, ob sie sich über ihre Vorgesetzten irgendwie zu beklagen haben. Aber wehe dem Soldaten, der sich erkühnte, die mindeste Klage vorzubringen, das leiseste Mißbehagen merken zu lassen. Es ist immer Alles in der Ordnung. Wollte ein Unzufriedner laut werden, so würde man die Sache der Prüfung höher gestellter Officiere übergeben, welche der Oberst zu bestechen wissen würde, und kaum wäre der Inspector abgereist, so würde der Oberst die erste beste Gelegenheit vom Zaun brechen, um dem kecken Soldaten fünfhundert Stockprügel und nach Heilung des mißhandelten Rückens eine gleiche Last dieser Gattung aufzählen zu lassen. Was sollen die Armen unter solchen Umständen thun? Man sieht, ihr Loos ist Dulden und Schweigen.

Aber auch die Officiere sind nichts weniger als sicher vor dem Despotismus und der Habsucht ihrer Obersten. Dieselben treiben fleißig das Geschäft von Roßkämmen und ziehen daraus erklecklichen Nutzen, indem sie die wohlhabenden unter ihren Lieutenants und Hauptleuten nöthigen, ihnen Pferde zu übertriebenen Preisen abzukaufen. In jedem Regiment ferner ist ein Officier mit den Functionen eines Zahlmeisters und ein anderer mit dem Amt eines Quartiermeisters betraut. Beide Stellen sind dem Herkommen nach mit Leuten zu besetzen, welche das Officierskorps des Regiments wählt. In Wirklichkeit aber besetzt sie der Oberst nach seinem Gutdünken. Er schlägt seine Günstlinge vor, und die Wahl ist eine bloße Form. Wollten Officiere, welche dem Obersten nicht zusagen, es wagen, die auf sie gefallne Wahl ihrer Kameraden anzunehmen, so würden sie es bald zu bereuen haben, da ihr Chef tausend Mittel in Händen hat, ihnen Ungelegenheiten zu verschaffen. Welche Bedeutung aber ein Zahlmeister und ein Quartiermeister für einen solchen russischen Regimentschef haben, bedarf keiner Auseinandersetzung. Sie werden eben seine Gehilfen bei seinen Erpressungen und Unterschleifen.

Alles das hat sich in den letzten Jahren nicht entfernt gebessert und kann sich nicht bessern, so lange das alte System fortbesteht. Der jetzige Kriegsminister ist ein Ehrenmann von großer Erfahrung und den besten Absichten, aber er ist alt, kränklich und fast blind. Dazu kommt, daß die russische Bureaukratie mächtiger als die Minister ist. Diejenigen von den letztern, welche nicht einwilligen, sich zu Werkzeugen jener widerwärtigen Horde von Dieben am öffentlichen Gut machen zu lassen, sondern aufrichtig das Beste ihres Lan-

Digitized by Google

des erstreben, sehen alle ihre Anstrengungen durch die Beamten vereitelt. Es reicht nicht hin, mit den Menschen zu wechseln, sie sind bloße Palliativmittel. Man muß das alte System aufgeben. Das Uebel wächst von Tag zu Tage, und wenn man nicht ernste, tiefgehende, gründliche Reformen in allen Einrichtungen eintreten läßt, so wird die Katastrophe schon in wenigen Jahren und gewiß mit dem nächsten Kriege da sein.

Gewerbefreiheit und Freizügigkeit in Deutschland.

Häufig kann man in Betreff der Auswanderung aus Deutschland die Aeußerung hören: wenn die Wegziehenden daheim soviel Unternehmungsgeist und soviel Arbeitslust bethätigen *wollten*, als sie in der Fremde bethätigen *müssen*, so würden sie hier dieselben Erfolge, hier so wenig Ursache zur Unzufriedenheit haben wie dort. Diese Meinung beruht, sofern sie die Handwerker einschließt, auf einer Täuschung. Nicht blos der germanische Wandertrieb und nicht der traditionelle Aberglaube, daß in fremden Landen noch Gelegenheit, sich ohne Mühe goldne Aepfel von den Bäumen zu schütteln, führen alljährlich Tausende unserer Handwerker aus dem Vaterland hinweg, auch die unverständig gezognen Schranken, mit welchen unsre Gewerbe- und Niederlassungsgesetze dem Strebsamen nach allen Seiten Halt gebieten, sind hier in Rechnung zu bringen. Jener Wandertrieb würde sich in dem weiten Gebiet zwischen Alpen und Ostsee hinreichend Genüge thun und sich jene Bäume mit den Goldfrüchten in der Heimath suchen, wenn er dürfte, und daß er dies nicht darf, ist für die gewerbtreibende Bevölkerung die Hauptveranlassung zum Wegzug.

Während nicht blos in Amerika, sondern in fast allen größeren oder kleineren Nachbarstaaten Deutschlands volle Gewerbefreiheit herrscht, unterliegt die Handwerksthätigkeit in den meisten deutschen Ländern noch immer den drückendsten Beschränkungen. Während dort die Arbeit frei circulirt, ist es ihr hier verwehrt, den Ort, wo sie entwerthet, zu verlassen und der natürlichen Anziehungskraft derjenigen Plätze zu folgen, wo sie gesucht und in Folge dessen lohnend ist. Während dort der Arbeiter sich den Beruf und den Markt, die seinem Talent und seinem Wissen am besten zusagen, aussuchen

Digitized by Google

kann, ist er hier fast ebenso sehr an die Scholle gebunden, wie im Mittelalter der leibeigne Bauer. Während dort nur der Ungeschickte und Träge verkommt, bewahrt hier auch Fachkenntniß und Fleiß nicht immer vor Verarmung. Während endlich der deutsche Handwerker in fremden Ländern unter dem Panier der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit zu den gewandtesten Arbeitern gezählt und ihm von dem Amerikaner, dem Franzosen, dem Engländer vor dem eingebornen vielfach der Vorzug gegeben wird, ist es eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die in Deutschland selbst, unter dem Bann von Zunftsatzungen oder Concessionen erzeugten Producte denen der englischen, französischen und amerikanischen Industrie noch jetzt in den meisten Beziehungen nachstehen. Sind die einzelnen deutschen Gewerbe- und Heimathsgesetze in der Mehrzahl schon an sich keine Muster, so sind sie durch die Beschränkung, welche ihr Nebeneinanderbestehen der Production und dem Verkehr, der Verwendung der Arbeitskräfte und der Verwerthung der Arbeitserzeugnisse auferlegt, gradezu gemeinschädlich für die sittliche und wirthschaftliche Entwicklung unsres Volkes. Ihre Wirkung ist Stockung der Säfte, Verkümmerung des Wachsthums und eine allgemeine Verstimmung, welche Stadt gegen Stadt, die Städte wieder gegen das platte Land, Innung gegen Innung, die Gesellen gegen die Meister, die Werkstätten gegen die Fabriken, das Capital gegen die Arbeit und die Arbeit gegen das Capital in den Krieg schickt.

Während in Frankreich jeder Deutsche ein Land findet, in dem er frei arbeiten, sich frei niederlassen, sich ohne Bewilligung hoher Obrigkeit einen häuslichen Heerd gründen darf (die neunzig tausend deutschen Arbeiter, welche in Paris leben, sind vorzüglich aus diesen Gründen dahin gezogen) muß er im eignen Vaterland diese Rechte entbehren. Die aufgewecktesten Köpfe, die wackersten Herzen, deren einzige Schuld darin besteht, daß sie nichts erbten als einen fleißigen Sinn und frische Unternehmungslust, dürfen sehr oft kaum im nächsten Ort ihres Geburtsländchens, geschweige denn in einem andern Bundesstaat sich niederlassen und ein Gewerbe begründen. Unser großes, herrliches Vaterland mit seiner strebsamen, klugen und sparsamen Bevölkerung und seinen reichen, noch für viele Millionen Erwerb bergenden Hilfsquellen wird von den deutschen Gewerbs- und Niederlassungsgesetzen nicht viel günstiger als wie ein großes Armenhaus angesehn, das mit lebend umherschleichenden Gemeindelasten bevölkert ist. Weil es unter hundert Personen vielleicht ein halbes Dutzend gibt, die nicht zu wirthschaften verstehn und so im Lauf der Zeit zu Bettlern werden, erachtet die Weisheit unsrer Gesetzgeber es für passend, alle Uebrigen unter die Vormundschaft der Behörden zu stellen, die bei jeder Gewerbebegründung über den Nahrungsstand der vorhandenen Bürger, über das örtliche Bedürfniß, ja — wie in Bayern — über die Wahrscheinlichkeit des Fortkommens zu Gericht sitzen sollen. Nur wer mit einem

Digitized by Google

hinreichend gefüllten Geldbeutel geboren wurde, erlangt Aufenthaltserlaubniß oder Gewerberecht. Die Uebrigen müssen entweder in der Gemeinde, wo sie zur Welt kamen, und in welche sie auch dann, wenn dort zur Ausübung des von ihnen erlernten Gewerbes keine Gelegenheit ist, auf Lebenszeit gebannt bleiben, verkommen oder jenseits des Oceans ihr Glück suchen oder gar die Steuerkraft unseres Erbfeindes, des erwerbsfreien Frankreich vermehren.

Dazu kommt, wie angedeutet, daß unter den einzelnen deutschen Gesetzgebungen in dieser Beziehung so wenig wie in den meisten andern Uebereinstimmung herrscht. Und nicht genug, daß jeder einzelne deutsche Staat seine abgesonderte Gewerbegesetzgebung hat, auch in den einzelnen Provinzen der verschiedenen Länder, ja in den Kreisen und Städten einer und derselben Provinz herrschen oft ganz entgegengesetzte Vorschriften und Observanzen. Staat schließt sich gegen Staat, Bezirk gegen Bezirk ab, und es gibt im gesegneten doppelzöpfigen Mecklenburg sogar eine gesetzliche Bestimmung, nach welcher der Arbeiter, der den Arbeitsbezirk, in dem er geboren wurde, zu verlassen und anderswo für sich und die Seinen Erwerb zu suchen sich erdreistet, mit der Prügelbank zu bestrafen ist.

In mehren andern Ländern fällt zwar der Stock weg, das Princip aber ist so ziemlich dasselbe. Daß von Kurhessen nichts Gutes zu berichten sein wird, setzt der Leser voraus. Aber auch sonst verständiger verwaltete Staaten verunstaltet in dieser Hinsicht noch entweder der Zunftzopf des Mittelalters oder der Concessionszopf des Jahrhunderts, in dem die aufgeklärte Despotie in die Mode kam, deren Traditionen jetzt in der Bureaukratie fortleben. Das Concessionswesen konnte nirgends befriedigen. Das Ermessen des Beamtenthums wird selbst bei den wohlwollendsten Gesinnungen nie im Stande sein, durch Decretiren aus der Schreibstube einen so zweckmäßigen Zustand zu schaffen, wie der ist, welcher sich von selbst bildet, wenn man dem großen Princip freier bürgerlicher Bewegung, wenn man dem Grundsatz der Gewerbefreiheit unbedingte Geltung zugesteht. Greifen wir aus der Reihe der deutschen Staaten drei heraus, in denen sich die Uebelstände dieser Einrichtung am deutlichsten zeigen.

In Sachsen besteht bis jetzt das Zunftsystem in etwas gemilderter Gestalt fort, und daneben sind von den städtischen Behörden oder der Regierung zu ertheilende Concessionen eingeführt. Noch gelten mitunter Vorschriften aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. An verschiedenen Orten ist die Meisterzahl für einige Handwerke eine geschlossene. Die Vereinigung mehrer Geschäfte in einer Person wird in der Regel nicht geduldet, sogar bei einigen freien Gewerben nicht. Ebenso ist der gleichzeitige Betrieb desselben Handwerks an zwei Orten oder in zwei Werkstätten meist untersagt. Ein Gesetz vom Jahre 1840 erlaubt (!), daß in jeder Landgemeinde ein Schneider, ein Schuh-

Digitized by Google

macher, ein Bäcker, ein Krämer u. s. f. sei, aber unter mancherlei Beschränkungen, so daß z. B. der Krämer keine Schnitt-, keine Kurzwaaren, keine Getränke führen darf; eine größere Anzahl als je einer darf sich nur auf Grund besonderer Regierungsbewilligung niederlassen. Die Landhandwerker dürfen außer ihren Söhnen keine Lehrlinge annehmen, die Verwaltungsbehörden können Gewerbsentziehungen als Strafe verhängen u. a.

In Bayern (mit Ausnahme der Pfalz, wo aus der Zeit der Vereinigung mit Frankreich die Gewerbefreiheit geblieben ist) ist die Stellung der Gewerbtreibenden noch beschränkter. Hier hat sich neben das Zunftwesen das System der sogenannten „Realrechte" gestellt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts suchte man mit diesem Zustand zu brechen, aber nicht durch Einführung der Gewerbefreiheit, sondern indem man den Gewerbetrieb vom Ermessen der Behörden abhängig machte und Concessionen in großer Anzahl verlieh. Eine Verordnung vom Jahr 1811 verhängte ein „Sperren der Gewerbe." Neue Concessionen sollten nur ausnahmsweise, „in Fällen des evidentesten Bedürfnisses" ertheilt werden, und es ward den betheiligten Meistern wieder eine Einwirkung gestattet. Dagegen steigerte das Jahr 1825 das Concessionswesen wieder auf den Gipfelpunkt, der Nahrungsstand sollte dabei berücksichtigt, Nachweis der Befähigung verlangt werden. Da man die Untheilbarkeit der Güter beibehielt, so sah sich ein großer Theil der sonst auf den Ackerbau angewiesenen Bevölkerung künstlich dem Handwerkerstand zugedrängt. Dazu Unkenntniß und folglich Mißgriffe der durch Schreibereien aus dieser Veranlassung fast erdrückten Beamten. Die allgemeinen Klagen führten 1834 zu einer Verordnung, welche den Nahrungsstand der vorhandenen Meister noch mehr zu beachten gebot. In den vierziger Jahren folgten Vorschriften über das Privilegienwesen und über die Meisterprüfungen. 1848 wurde der Versuch gemacht, Gewerberäthe als Vereinigungspunkte der verschiedenen Innungen ins Leben treten zu lassen, aber ohne Erfolg. 1850 wiederholt, mißlang derselbe abermals. 1853 erging wieder eine Verordnung zur Regelung des Gewerbswesens, die aber nichts anderes als eine neue Vollzugsinstruction des Gesetzes von 1825 war und ebenso wenig wie dieses Abhilfe schaffte. Die Folgen hiervon liegen auf der Hand. Bei consequenter Durchführung des Princips der Gewerbefreiheit drängt sich die Bevölkerung nicht in dem Maß als bei dem bureaukratischen Concessionswesen auf unnatürliche Weise zu den Gewerben. 1840 kamen in der Pfalz je hundert Gewerbtreibende auf 1687, in den sieben alten Kreisen Bayerns dagegen hundert auf 1660 Einwohner. 1847 zählte man in Bayern einen Handwerker auf 14 Einwohner; in Preußen dagegen, wo Gewerbefreiheit besteht, kommt erst einer auf 17, und dennoch ist die Gewerbsproduction hier eine weit höhere als dort. Nach Hermann hat die gewerbtreibende Bevölkerung Bayerns von 1840 bis 1852 um mehr als siebzigtausend Köpfe oder

Digitized by Google

faſt 9 Procent abgenommen und zwar ausſchließlich in den ältern Provinzen. Es ſind in dieſer Zeit gegen zwanzigtauſend gewerbtreibende Familien verſchwunden, und ſtatt ihrer Producte verbraucht die vermehrte Bevölkerung nun von andern herbeigeführte Waaren. Es iſt dies eine Folge davon, daß die im Innern der Orte zunftmäßig und bureaukratiſch geſchützten, aber zugleich bevormundeten und an freier Entwicklung verhinderten Handwerker die Concurrenz von auswärts nicht zu beſtehen vermögen, welche man nicht abwenden kann, die vielmehr bei dem durch die Eiſenbahnen und den Zollverein erleichterten Verkehr täglich mächtiger wird.

Noch länger iſt der Zopf, der den Handwerker mit ſeiner Schwere an den Boden feſſelt, in Hannover. Auch hier Zünfte und Conceſſionen. Die Gewerbeordnung von 1847 beſchränkte wenigſtens einige Mißbräuche. Das Jahr 1848 diente hier nur dem Vorurtheil und dem Eigennutz, es ließ die alten Verhältniſſe auf Verlangen der kurzſichtigen Gewerbtreibenden ſelbſt beſtehen. 1857 endlich brachte die Regierung eine neue Gewerbeordnung an den Landtag, dieſelbe lief aber nur auf Erweiterung der Polizeigewalt hinaus, und ſo vereinigten ſich alle betheiligten Stimmen zur Verwerfung des Plans, und die Zuſtände blieben, wie ſie geweſen. Die Behörden können nach dem „Bedürfniſſe“, über deſſen Vorhandenſein nur ſie entſcheiden, für zünftige Gewerbe Conceſſionen ertheilen; nur die gewöhnlichen häuslichen Beſchäftigungen gelten als frei. Um Lehrling werden zu können, muß man einen Confirmationsſchein beſitzen. Beſondere Vorſchriften richten ſich gegen die Ausſchweifungen der Geſellen, zu denen ihre Verheirathung gerechnet wird (!). Um Meiſter zu werden, muß man fünf Jahre lang Geſell und davon zwei auf der Wanderſchaft geweſen ſein. Gewiſſe Strafen ziehen den Verluſt des Meiſterrechts nach ſich u. ſ. w. So iſt nach den Begriffen der Zunftfreunde und der Bureaukraten hier aufs Beſte für das Gewerbsweſen geſorgt. Aber der Erfolg? Das hannöverſche Handwerkerthum befindet ſich auf der niedrigſten Stufe, es hat weder die innere Ausbildung noch die äußere Ausdehnung erlangt, wie in Preußen, die Gewerbtreibenden ſind großentheils in ärmlichen Verhältniſſen, ihre Erzeugniſſe ſind weder qualitativ noch quantitativ bedeutend, Fabriken, die eine Wohlthat für das Land werden könnten, fehlen faſt gänzlich.

Im Hinblick auf dieſe und andere Umſtände hat ſich nun in den letzten Jahren in Deutſchland die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit nicht nur einer Reform der Geſetzgebung in den Einzelſtaaten, ſondern der gemeinſamen Ordnung der Gewerbe- und Heimathsrechtsverhältniſſe aller oder wenigſtens der vom Zollverein umſchloßnen Länder Bahn gebrochen, verbreitet und immer mehr befeſtigt. Der volkswirthſchaftliche Congreß hat ſich wiederholt für Einführung der Gewerbefreiheit ausgeſprochen und ähnlich

Digitized by Google

nnen sich der Congreß der hannöverschen Gewerbevereine und die Versammlung der wirthschaftlichen Vereine für das nordwestliche Deutschland. In Coburg und Gotha sind bereits dahin gerichtete Reformen ins Leben getreten, in Bremen ist der Senat in ähnlicher Weise vorgeschritten. In Sachsen, Bayern und Hannover wird an Entwürfen zur vollständigen Befreiung des Handwerks von den Fesseln der Zunft und der Concession gearbeitet, nachdem Pläne, welche die Tendenz hatten, auf halbem Wege stehen zu bleiben und wenigstens einen Theil der Beschränkungen des Erwerbes fortexistiren zu lassen, vor der Stimme der öffentlichen Meinung zurückgezogen worden sind. Die Gewißheit, daß alle Schranken mit nächstem fallen werden, ist so groß, daß selbst in Bayern, wo die Sache den meisten äußern Hindernissen begegnet, die sogenannten „Realgewerbeberechtigungen" bedeutend im Preise fallen und die darauf ruhenden hypothekarischen Belastungen gekündigt werden.

Die würtembergische Regierung hat einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, welcher auf den Grundsatz vollständiger Gewerbefreiheit basirt ist, und daneben, soweit dies mit der Freigebung der Arbeit vereinbart ist, die Einführung mit dem jeweiligen Stande der Technik angepaßten, jedoch nur facultativen Gewerbeprüfungswesens, sowie die Festhaltung und Ausbildung der Gewerbsverbände zu Bildungs-, Erwerbs- und Unterstützungszwecken anstrebt. Denn, beiläufig bemerkt, nur die Wegräumung aller Schranken des freien Erwerbes, nicht die Vernichtung der Innungen ist zu bewirken. Letztere werden vielmehr, zeitgemäß umgestaltet, grade unter der Gewerbefreiheit und bei voller Selbstregierung die gedeihlichsten Früchte tragen.

In Preußen regt sich das lebhafte Verlangen nach Rückkehr zu der durch das Manteuffel'sche Regiment verkümmerten Gewerbefreiheit, nach Freizügigkeit und einem wirklichen Gewerberecht. Aus Baden und Nassau*) ertönen Klagen und Anträge in gleicher Richtung. Mit einem anerkennenswerthen Beispiel auf der Bahn der Befreiung der menschlichen Arbeit von den Beschränkungen, welche ihr durch abgestorbene Ueberreste alter Zustände auferlegt sind, ist bekanntlich Oestreich 1859 vorgegangen, wiewol zu bezweifeln ist, daß diese vereinzelte Reform hier die Frucht bringen wird, die man von ihr unter andern Verhältnissen erwarten dürfte.

Nach diesem Ueberblick über das, was auf unserem Gebiete des Nationalwohlstandes in den letzten beiden Jahren geschehen ist, unterliegt es keinem Zweifel, daß die öffentliche Meinung, die Kammern und die Regierungen Deutschlands übereinstimmend auf Einführung der Gewerbefreiheit und ihrer unzertrennlichen Schwester, der Freizügigkeit, hinstreben, und daß in Kurzem, wenn nicht un-

*) Vergl. Braun „Ueber Gewerbefreiheit und Freizügigkeit" (Frankfurt a. M., Sauerländer), einer trefflichen Flugschrift, der wir in dieser Darstellung theilweise folgen.

Digitized by Google

erwartete politische Ereignisse in den organischen Gang der bisherigen Entwicklung eingreifen, die deutsche Nation, deren Gewerbtreibende bisher nicht wegen Mangel an Tüchtigkeit, sondern wegen Mangel an Spielraum für diese Tüchtigkeit, hinter denen der übrigen Culturstaaten merklich zurückstanden, auch in dieser Hinsicht die ihr gebührende Stellung einnehmen wird. Dazu aber bedarf es einer gemeinschaftlichen Regelung der Vorschriften über Gewerbe-, Heirathe- und Niederlassungsbefugnisse zwischen den Regierungen der verschiedenen deutschen Einzelstaaten; denn nur hierdurch lassen sich üble Folgen im Voraus beseitigen. Eine solche Vereinbarung müßte, um nicht unüberwindlichen Hindernissen zu begegnen, um nicht wenigstens um Jahrzehnte verzögert zu werden, nicht am Bunde, sondern auf dem Wege von Einzelconventionen, wie einst der Zollverein, versucht werden. Sie müßte sodann auf der Grundlage stattfinden, daß jeder Angehörige der contrahirenden Staaten das von dem Bürgerrecht, von dem Nachweis eines bestimmten Lebensalters, oder eines festgestellten Lehrganges, von einer Befähigungsprüfung und von Civilstand und Geschlecht unabhängige Macht hat, an jedem Ort des Gesammtgebietes der zusammentretenden Länder jeden gesetzlich nicht verbotenen Nahrungszweig zu betreiben, ohne dazu irgend einer Concession zu bedürfen — unbeschadet natürlich der durch die Vereinbarung namhaft zu machenden wenigen einzelnen Gewerbe, bei welchen, (wie bei Apothekern, Auswanderungsagenturen u. d. m.) aus Rücksichten der öffentlichen Wohlfahrt die Concessionsertheilung nicht zu umgehen wäre. Als Basis der gemeinschaftlichen Regulirung dieser Angelegenheit müßte ferner der Satz gelten, daß jeder Angehörige der vertragabschließenden Regierungen, welcher in einem der Staaten des Vereins Bürger- oder Heimathsrechte hat, in dem Gesammtgebiet dieses Vereins zur Niederlassung an jedem Ort berechtigt ist und nur dann ausgewiesen werden kann, wenn er der Armenunterstützung anheimfällt, wegen gemeiner Verbrechen Strafe erleidet oder durch andere genau zu bezeichnende Handlungen die öffentliche Sicherheit und Ordnung gefährdet. Neben dieser Niederlassungsbefugniß müßte das ursprüngliche Heimaths- und Gemeindebürgerrecht fortbestehen und in einer Verständigung über die Erfordernisse zur Erwerbung des Gemeindebürgerrechts, über die Voraussetzungen einer Naturalisation und über die Verpflichtung zur Annahme eines Landesindigenats die nöthigen Bürgschaften für die Integrität des Gemeindeverbandes und für den Schutz des Gemeindebudgets gegen Ueberlastung gegeben werden.

Die Nothwendigkeit einer solchen Regelung ist nicht nur von der deutschen Nationalversammlung anerkannt worden, indem der dritte Paragraph der „Grundrechte“ mittelbar zugibt, daß die dort verkündigten allgemeinen Rechte ohne ein allgemeines Gewerbe- und Heimathsgesetz (dessen Ausarbeitung sich die Versammlung vorbehielt) unpraktisch seien, auch die badische Regierung

Digitized by Google

hat bereits 1852 beim Bundestag den Antrag gestellt, eine Commission zur Feststellung allgemeiner Heimathsverhältnisse unter Zugrundelegung der Gothaer Convention niederzusetzen, diese Commission hat die Angelegenheit in die Hand genommen, und die Bundesversammlung ist sogar soweit gediehen, daß sie 1853 den Beschluß fassen konnte, die bislang dem Gothaer Vertrag noch nicht beigetretenen Regierungen zur Aeußerung über den Beitritt und ihre etwaigen Bedenken einzuladen. Wir sehen also, daß es nicht an gutem Willen fehlte, freilich aber auch, wie langsam sich am grünen Tisch im Bundespalais die Dinge entwickeln; denn bis zur Stunde ist von dieser Sache dort nicht wieder die Rede gewesen.

In dem Gothaer Vertrag vom 15. Juli 1851, dem jetzt alle deutschen Regierungen mit Ausnahme Oestreichs und Liechtensteins beigetreten sind, wurde „in Berücksichtigung der bei Anwendung der bisher zwischen den deutschen Bundesstaaten abgeschlossenen Conventionen wegen der Ausgewiesenen und Heimathslosen hervorgetretenen Schwierigkeiten, sowie in der Absicht, das in Bezug auf die Uebernahme von Auszuweisenden und Heimathslosen zwischen ihnen bestehende Verhältniß auf möglichst einfache und leicht zu handhabende Grundsätze zurückzuführen und dadurch zugleich ein allgemeines deutsches Heimathsrecht vorzubereiten," bereits ein Anfang zu einer allgemeinen deutschen Heimathsordnung gemacht. Es handelt sich also nur noch um die Fortentwicklung einer bereits angebahnten Gemeinsamkeit.

„Dies ist der Weg" so schließt Braun seine Bemerkungen über diesen Gegenstand — „auf welchem allein eine nach allen Seiten hin billige und gerechte Lösung der deutschen Gewerbe- und Niederlassungsfrage erzielt werden kann. Er schließt zu gleicher Zeit die vielfach als Schreckmittel gebrauchte und mißbrauchte Befürchtung aus, daß in Folge der Beseitigung der bisherigen Schranken für die zu dieser Reform schreitenden Staaten eine Ueberschwemmung durch den Zuzug überflüssiger und schwer verwendbarer Bevölkerung eintreten werde. Dadurch, daß auf die vorgeschlagne Weise gleichzeitig überall die Schleußen gezogen werden, wird sich die Fluth der Arbeitskräfte auf dem durch den gemeinschaftlichen Vertrag gebildeten Arbeitsgebiet überall in das naturgemäße Gleichgewicht stellen, die Arbeitskräfte werden den Platz, auf welchem wenig Nachfrage ist, verlassen, um den, wo sie augenblicklich stark gesucht werden, zu beziehen, und was eine einzelne Gegend etwa durch Zuzug einbüßt, wird sie dadurch, daß nunmehr ihrer Bevölkerung ein Arbeitsmarkt von 11,600 Quadratmeilen und 43 Millionen Einwohnern aufgeschlossen ist (auch wenn wir Oestreich vorläufig nicht in Rechnung bringen, bleibt ein mehr als hinreichendes Aequivalent), doppelt und dreifach gewinnen. Den größten Vortheil werden aber ohne Zweifel diejenigen Gegenden haben, in welchen, neben einer im Verhältniß zu dem Flächeninhalt zahlreichen und da-

Digitized by

bei arbeitskräftigen Bevölkerung und neben einem großen Reichthum an Naturschätzen, die sich zur gewerblichen und industriellen Verarbeitung eignen, noch ein sich nachtheilig fühlbar machender Mangel an disponiblem Capital herrscht."

Literarische Neuigkeiten.

Das Schillerfest hat noch immer seine Nachwirkungen. — Das Schiller-Denkmal. Volksausgabe (Berlin, Riegel), bis jetzt drei Lieferungen, stellt sich die Aufgabe, Alles was zu des Dichters Verherrlichung in den verschiednen Städten Deutschlands gesprochen ist, aufzuzeichnen. — Das Schillerfest in Hamburg am 11., 12. und 13. November 1859, von Bernhard Endrulat, mit 12 Illustrationen von Otto Speckter (Hamburg, Meißner), ist bei seiner außerordentlichen Vollständigkeit wol nur auf Hamburg berechnet. — Der Schillerkranz, geflochten aus frischen Blüthen vom Gymnasialdirector August (Berlin, Gärtner), hat keine andere Beziehung auf Schiller, als daß er zum Besten des Schillervereins verkauft wird: es ist eine Sammlung verschiedener lyrischer Gedichte. —

Hans des Berner Milizen Erinnerungen aus dem lombardisch-sardinischen Feldzug von 1848, von J. C. Ott (Berlin, Springer). Sehr lebendige, humoristisch gefärbte Aufzeichnungen, die mehr ein heiteres Lebensbild als einen Beitrag zur Kriegsgeschichte bezwecken. —

Von den neuen Novellen heben wir zunächst hervor: Melusine, Roman von Karl Frenzel (Breslau, Trewendt). Der Verfasser hat offenbares Talent, die Erzählung ist deutlich und lebhaft. In Bezug auf Stoff und sittliche Haltung ist Gutzkows Einfluß nicht zu verkennen. Melusine, obgleich edler gehalten, erinnert an Lucinde; fast sämmtliche Personen sind unklar darüber, wen sie eigentlich lieben, und wenn ein Mann die eine Dame umarmt, so meint er in der Regel die andere. Daß diese Verwechselungen öfters wiederkehren, schadet dem guten Eindruck des Buchs. Der tragische Ausgang der Heldin ist zu wenig motivirt. —

Colloquia collegialia in VI Episteln an alle Mediciner von St. Paulus Posthumus (Wittenberg, Herrosé): gesund humoristisch, in der Form mitunter zu sehr ins Niedrige einschlagend. —

Novellen von Robert Waldmüller (Eduard Duboc), Berlin, Springer; Erzählungen eines alten Herrn, von Gustav vom See (G. v. Struensee), Breslau, Trewendt: beide Sammlungen in ihrer Anspruchlosigkeit durchweg zu loben.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Bilder aus der Geschichte des Pietismus.

1.

J. J. Möser.

Gewöhnlich macht man sich von einem Pietisten ein einseitiges Bild. Man stellt sich einen hagern blassen Träumer vor, abgezehrt durch ewiges Gebet, die Augen unablässig zum Himmel gerichtet und den Sachen dieser Erde entfremdet; durch Seufzer und Thränen weich geworden, etwas hektisch und mit dem Tode beschäftigt. Solche Figuren kommen allerdings vor, aber der Pietismus zeigt sich auch in andern Metamorphosen, und eine derselben, die zu den interessantesten gehört ist der Gegenstand dieser Blätter.

Ein rüstiger alter Herr, breitschultrig und wohlbeleibt, mit hochrothem Gesicht und festem klaren Auge, in allen Geschäften des praktischen Lebens bewandert und von einer Rührigkeit, die keinen Augenblick Muße erträgt; ein alter Herr, der in seinem siebzigsten Jahr ohne Beihilfe der Hände einen Tisch zwischen die Zähne nimmt und auf demselben der Gesellschaft Kaffee präsentirt; ein streitfertiger alter Herr, der gegen Groß und Klein gewohnt ist laut und vernehmlich zu reden, in einer Periode, wo in dem lieben deutschen Vaterland die Herrschaft einer brutalen Gewalt in die Gemüther des Bürgerstandes jene berühmte Hundedemuth eingeführt hatte, von der wir heute kaum noch eine Vorstellung haben; ein alter Herr, dem sogar der Humor nicht fremd ist und der trotz aller Strenge seiner Grundsätze doch das Sprichwort versteht: Leben und leben lassen.

Es ist der alte Moser, den wir meinen: der Gelehrte, welcher das deutsche Staatsrecht dem Volk zugänglich gemacht hat und der zuerst unter den deutschen Rechtslehrern den Muth besaß, auf jede Gefahr hin der Gewalt gegenüber auszurufen: du thust Unrecht! Moser hat seine Lebensbeschreibung mehrfach aufgesetzt und hier wie anderwärts seine religiösen Stimmungen beschrieben. Wir suchen aus seinen fragmentarischen Notizen, so viel als möglich mit seinen eigenen Worten, das Bild einer bestimmten Phase des Pietismus zu-

Digitized by Google

ſammenzuſtellen, ohne jedoch den Verſuch zu machen, die Lücken und Räthſel, die er unaufgelöſt läßt, pſychologiſch zu erläutern. Da es aber auf den erſten Anblick doch zu wunderlich ausſieht, wie gerade ein ſolcher Mann zum Pietismus kommt, ſo machen wir auf einen Punkt aufmerkſam, der zwiſchen dem letzteren und der geiſtigen Richtung Moſers etwas Verwandtes verräth.

Der Pietismus war bei ſeinem erſten hiſtoriſchen Auftreten eine reformatoriſche Bewegung, gegen dieſelbe Macht gerichtet, welche auch Moſer als Lehrer des Staatsrechts bekämpfte: gegen den Dogmatismus der zünftigen Gelehrſamkeit. Die Herrſchaft der zünftigen Gelehrſamkeit über alles geiſtige Leben iſt die Signatur der Periode, die ſich von der Mitte des ſechzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinzieht. Schon mit Luthers Tod beginnt jene Verknöcherung der Theologie, die den hohen Begriff des Glaubens, wie ihn Luther aufgeſtellt, in eine Annahme gewiſſer hergebrachter zünftiger Lehrſätze verkehrt. Der Mittelpunkt der Theologie waren die Univerſitäten; jeder Gottesgelehrte hatte ſich ein beſtimmtes Syſtem ausgearbeitet, wie die ewige Zeugung des ewigen Sohns und ähnliche Dinge zu verſtehn ſeien, und wenn die Abweichung von dem hergebrachten Lehrbegriff bei dem Fortſchritt des Jahrhunderts nicht mehr ſo traurige Folgen hatte, wie bei dem armen Servet, der deswegen bei langſamem Feuer geröſtet wurde, ſo wurde doch vom Katheder, von der Kanzel und in den zahlloſen Streitſchriften jeder unzünftige Gottesgelehrte, der in der Auslegung des ewigen Sohns von Facultätsgutachten abwich, figürlich dem Satan und der ewigen Verdammniß übergeben. Lutheraner und Calviniſten, Flacianer und Calixtiner, Arminianer und Coccejaner, und wie ſie alle heißen mochten: jeder von ihnen wies auf dem Katheder nach, inwiefern alle Andern vom richtigen Lehrbegriff abwichen und folglich ewig verdammt wären; und was auf dem Katheder gelehrt wurde, das wiederholte ſich in volksthümlicher Weiſe auf den Kanzeln, wie der ehrliche Gellert in ſeiner Fabel: „die Bauern und der Amtmann," vortrefflich erzählt. Wenn man behaupten wollte, in dieſer Bekämpfung und Verurtheilung abweichender Lehrmeinungen habe das ganze chriſtliche Leben jener Zeit beſtanden, ſo wäre das freilich ein wenig übertrieben: aber daß es eben nur ein wenig übertrieben iſt, davon kann ſich jeder überzeugen, der Tholucks Vorgeſchichte des Rationalismus lieſt, ein Buch das auch in anderer Beziehung ernſthaftes Studium verdient.

Dieſelbe Herrſchaft der zünftigen Gelehrſamkeit zeigt ſich in den übrigen Gebieten des geiſtigen Lebens: in der Jurisprudenz, wo über den Spitzfindigkeiten der römiſchen Caſuiſtik jeder Begriff eines lebendigen Rechts zu Grunde ging, in der Medicin, in der Philoſophie, die durch die formale Logik jeden wirklichen Gedanken erſtickte, ja ſelbſt in der Dichtkunſt, die ſich allmälig von der Tabulatur der Meiſterſänger zu den Regeln von Boileau und Batteux er-

Digitized by Google

hob; ja in beiden letzteren wurde die Herrschaft der zünftigen Gelehrsamkeit erst im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts durch Wolff und durch Gottsched auf die Spitze getrieben.

Wenn man die Pedanterie, die aus diesem Zunftwesen hervorging, mit Recht beklagt, so darf man doch einen Umstand nicht übersehn, der zu ihrer Rechtfertigung dient. Die deutschen Zustände waren, namentlich seit dem dreißigjährigen Krieg, so bodenlos elend, so verächtlich und verachtet, daß man in dem akademischen Zunftwesen den letzten Rest der bürgerlichen Ehrbarkeit und im gewissen Sinn der bürgerlichen Ehre suchen muß. Der wirkliche Adel war in die tiefste Roheit versunken, diese lateinisch redenden und lateinisch denkenden oder auch nicht denkenden Theologen, Juristen u. s. w. bildeten eine Art von geistiger Aristokratie, welche die völlige Versumpfung des Lebens hinderte. Freilich mußte gegen sie, als den vollendetsten Ausdruck der Unfreiheit, der Hauptkampf des achtzehnten Jahrhunderts gerichtet werden; aber durch sie ist der Kampf auch nur möglich geworden; und wenn man in der Hitze des Kampfes gegen Wolff und Gottsched, gegen die Orthodoxie und die zünftige Gelehrsamkeit ungerecht gewesen ist, so sind wir jetzt wol unbefangen genug, sie als ein nothwendiges Moment unserer Entwickelung zu begreifen.

Der Pietismus hat den Kampf eröffnet, welcher das ganze achtzehnte Jahrhundert charakterisirt, den Kampf der individuellen Freiheit gegen den Zunftzwang, des praktischen Lebens gegen die leere Abstraction der Dogmen. Es war kein blos äußerer Zufall, daß der erste große Kämpfer für die Freiheit, daß Thomasius sich eine Zeit lang eng mit den Pietisten einließ, denn sie bildeten denselben Gegensatz gegen die zünftige Gelehrsamkeit. Es war auch nicht blos ein religiöser Haß, der die Pietisten gegen Wolff aufregte, sondern das dunkle Gefühl, daß aus diesem neuen Rationalismus ein ebenso arger unlebendiger Zunftzwang hervorgehn werde, als aus der alten Orthodoxie.

Spener ging von dem doppelten Bedürfniß aus, dem individuell religiösen Leben des Laienthums einen Spielraum zu öffnen, da es sich bisher auf die Passivität des Katechisirtwerdens beschränkt hatte, und den Glauben aus der Lehre in das praktische Leben überzuführen. Es war im Grunde nicht eine abweichende Glaubensansicht, welche den Zorn der Orthodoxen gegen die Pietisten erregte, sondern der Verdruß der zünftigen Gelehrsamkeit, daß außerhalb ihres engumschränkten Kreises sich ein geistiges Leben zu regen unterstand. Freilich unterlag nicht lange darauf der eigentliche Pietismus dem herrschenden Zeitgeist, er wurde zünftig wie seine alten Gegner: diejenigen, die sein Werk wirklich fortführten, sind Klopstock, Herder, Göthe.

Man möge diesen Punkt der Verwandtschaft im Auge halten, um in dem folgenden Manches nicht gar zu unerklärlich zu finden: freilich würde man für einzelne Umstände eine deutlichere Vermittelung wünschen.

Digitized by Google

Johann Jacob Moser wurde 18. Jan. 1701 zu Stuttgart geboren; sein Vater war daselbst Expeditionsrath, die Mutter († 1741) stammte aus einer alten schwäbischen Predigerfamilie. Seine erste Erziehung erfolgte ziemlich unregelmäßig. „Hätte eine der Sache gewachsene Person, welche mein lebhaftes, aber auch meisterloses Gemüth zu regieren gewußt, meine Studien dirigirt, so hätte ich es in den Humanioribus weit gebracht; aber ich lernte unordentlich, wollte schon damals Bücher schreiben, übersetzte alte römische Schriftsteller, schrieb ein Antiquitäten- und Medaillen-Cabinet wie auch einen weitläufigen Tractat de Autochiria, sammelte eine Menge philosophischer ꝛc. loci communes u. s. w." — Als ein Buchdrucker ihm seine Bibliothek von 1200 Bänden, meist theologischen und philosophischen Inhalts, das Stück zum Kreuzer zum Verkauf anbot, setzte er bei seinem Vater den Ankauf durch, und verschaffte sich durch eifriges Lesen dieser zufällig zusammengekommenen Masse eine umfassende, aber buntscheckige Bildung. — In der Schule war er ziemlich vorlaut; ein Hofmeister, den er mit Fragen quälte, sagte ihm einmal: tu es moleste sedulus!

Unmittelbar nach dem Tode seines Vaters 1717 faßte er den Entschluß, die Universität zu beziehn; man gab ihm eine Arbeit auf über das Thema: ob ein christlicher Regent mit den Türken ein Bündniß schließen dürfe? und ertheilte ihm endlich, mit Rücksicht auf seine ansehnliche Familie, die Erlaubniß: quum jam in Academiam properet, impetum ejus cursumque nec inhibere nec retardare voluimus. So kam er nach Tübingen, und ergab sich sofort einem leidenschaftlichen, aber ungeordneten Fleiß: er ließ sich stets um zwei Uhr Nachts wecken, bis es endlich seiner Gesundheit schadete. Die wüsten Gesellschaften der Zeit mitzumachen, hatte er keine Gelegenheit, da er das halbe Jahr mit zehn Gulden auskommen und über jeden Kreuzer genaue Rechenschaft ablegen mußte.

An den Collegien über römisches Recht — die nach seiner Beschreibung in der That sehr ledern gewesen sein müssen — an den fingirten Rechtsfällen vom Cajo, Maevio, Titio, Sempronio u. s. w. fand er keinen Geschmack; dagegen wurde er durch ein Lehrbuch auf das deutsche Staatsrecht aufmerksam, „weil ich lauter brauchbare Dinge und wirkliche Fälle und Begebenheiten suchte, und selbige in dieser Wissenschaft zu finden vermeinte." Das Non scholae sed vitae discendum war schon damals sein Grundsatz. — Bereits im siebzehnten Jahr gab er ein Buch heraus: Decas Theologorum Tubingensium und knüpfte einen gelehrten Briefwechsel an; im neunzehnten erwarb er sich durch eine Disputation (die er nach seinem eignen Bericht durch unerhörte Dreistigkeit zu Ende brachte) die Licenz, durch einen dem Herzog gewidmeten Folianten: „heraldische und politische Erklärung des würtembergschen Wappens" eine außerordentliche Professur der Rechte. Wer der Ansicht ist, in der „guten

Digitized by Google

alten Zeit" habe der akademische Hokuspokus stattlicher ausgesehn als heute, möge den Bericht von den Hanswurstiaden seiner Inaugural-Disputation in seiner Selbstbiographie nachlesen.

Professor war er nun, doch fand er keine Zuhörer; statt dessen erwarb er sich 1721 durch eine ziemlich dreiste Bitte den Charakter eines Regierungsraths, und legte sich zugleich das adlige Prädicat bei, wozu er eine zweifelhafte Berechtigung hatte: seine Familie, deren Stammbaum bis 1450 hinaufgeht, und sich durch den Charakter der Ehrlichkeit auszeichnete, war 1573 geadelt worden (Moser v. Filseck); doch hatte der Zweig, zu welchem Moser gehörte, den Adelstitel nie geführt.*) So für jede Gesellschaft ausgerüstet, ging er im Spätherbst 1721 nach Wien, nachdem er sich daselbst durch die zeitgemäße Abhandlung: Specimen prodromum juris imperialis in Magnum Ducatum Hetruriae empfohlen, erwarb sich die Gunst des Reichsvicekanzlers Grafen Schönborn, hatte eine Audienz beim Kaiser Karl, den er sehr gut schildert, und kehrte im Frühling 1722 mit den besten Aussichten und Versprechungen zurück. Die Rückreise hatte er benutzt, eilig eine Reihe von Klosterbibliotheken zu durchstöbern und eine Bibliotheca Manuscriptorum herauszugeben.

In Stuttgart heirathete er 16. Juni 1722 die Tochter eines Geheimraths, Rosine Vischer (geb. 14. Mai 1703), mit der er seit zwei Jahren verlobt war. Der größte Gegensatz, den man sich vorstellen kann: er ein entschiedner Cholerikus, sie das ausgesprochne Phlegma. Uebrigens sah man ihn in Stuttgart scheel an, da man ihn beargwohnte, die kaiserliche Gunst durch Verrath gegen Würtemberg erkauft zu haben, und er erkannte bald, daß hier seines Bleibens nicht sein werde. Nachdem er also Wetzlar besucht, und mit seinem entschiednen praktischen Blick die Mängel des Reichskammergerichts durchschaut, reiste er, mit einem Plan zur Verbesserung desselben in der Tasche, im Herbst 1724 zum zweitenmal nach Wien. An Reformen hatte man hier nicht im Entferntesten gedacht, man wies ihn spöttisch zurück, doch beschäftigte ihn Schönborn vielfach mit juristischen und politischen Arbeiten, die er gut, sogar glänzend bezahlte. Nicht blos sein Auskommen wurde dadurch gesichert, er wurde eine einflußreiche Person: er erfuhr sehr viel, und man wandte sich an ihn, wenn man bei dem Vicekanzler etwas durchsetzen wollte. Nachdem er sich im Sommer 1725 auf einer Reise nach Stuttgart überzeugt, daß hier nichts für ihn zu hoffen sei, quittirte er den würtembergischen Dienst und holte seine Familie nach Wien ab: zudem hatte die kaiserliche Residenz auf ihn einen ganz andern Eindruck gemacht, als das

*) 1733 hörte er, wie es scheint, aus religiösen Bedenken, auf, den Adel zu führen; den 13. Dec. 1763 wurde derselbe durch Kaiser Franz für seine Söhne restituirt; sein ältester Sohn 1769 durch Kaiser Joseph in den Freiherrnstand erhoben.

Digitized by Google

kleinstaatische Leben in Würtemberg. Doch sollte sein Bleiben nicht lange sein: die Arbeiten und namentlich die Gesellschaften bei Schönborn strengten ihn an, er wurde krank, die Zumuthungen, katholisch zu werden, wurden ihm unbequem, und der Antrag, eine wirkliche Regierungsrath-Stelle in Würtemberg anzunehmen, entschied seinen Entschluß: er schied aus Wien, wenn auch nicht ohne Betrübniß.

Den 25. Juni 1726 wurde er ins Regierungsrathscollegium zu Stuttgart eingeführt. Hier entwickelte er eine staunenswerthe Arbeitskraft, und erlangte eben dadurch einen entschiednen Einfluß auf das Collegium, der Vielen unbequem geworden zu sein scheint, umsomehr, da er unter Umständen sehr gewaltsam durchgriff, in seiner Heftigkeit Niemand schonte, und namentlich die Unterthanen gegen die Uebergriffe ihrer Herren zu schützen suchte. Ob nun dies der Grund ist, daß man ihn im folgenden Jahr bei der Verlegung der Canzlei nach Ludwigsburg in Stuttgart ließ, mit Pension und dem Titel eines ordentlichen Professors am Collegium Illustre zu Tübingen, aber ohne ihm etwas zu thun zu geben; oder ob wirklich Gesundheitsrücksichten mitwirkten, mag dahingestellt bleiben. In diese Jahre seiner Muße fällt der Beginn seiner journalistischen Thätigkeit: die „merkwürdigen Reichshofrathsconclusa" 1726, und die „Reichsfama", die allmälig zu 23 Bänden anschwoll, 1727. Der Journalismus wurde damals eine Macht, weil er der zünftigen „Gelehrsamkeit" den Alleinbesitz des geistigen Lebens entriß.

Bisher hat Mosers äußeres Leben einen abenteuerlichen Anstrich; hören wir nun, nach seinem eignen Bericht, die Geschichte seiner innern Entwickelung.

„In meiner Jugend beruhte der ganze Religionsunterricht auf den öffentlichen Katechisationen, die um so weniger hinreichten, als das wahre Christenthum damals noch als Pietisterei angesehn und man davor vielmehr gewarnt als dazu ermuntert wurde. Hingegen hatte ich schon in den untern Classen des Gymnasii aus (Val. Löschers) „Unschuldigen Nachrichten" von alt und neu theologischen Schriften und Streitigkeiten so viel Kenntniß, als wohl hundert Pfarrer auf dem Lande nicht haben mögen, wollte auch Theologie studiren, wenn es mir nicht durch einen ungestümen Lehrer verleidet worden wäre. Auf der Universität aber kam ich bei einem tugendhaften Leben, nicht aus Lesung irreligiöser Bücher, sondern bei dem Nachdenken über die theologischen Wahrheiten und bei den aus meinem eignen Herzen entstandnen Zweifeln und Einwürfen gegen die heilige Schrift nach und nach ganz von der Religion ab; außer daß eine formido oppositi übrig blieb, und ich öfters, sonderlich bei gewissen gottesdienstlichen Gelegenheiten aus dem tiefsten Grunde meines Herzens seufzte: wenn ein Wesen aller Wesen ist, so möge es sich meiner erbarmen! und wenn die Bibel Gottes Wort ist, so möchte Gott mich nicht in

Digitized by Google

diesem Zustand sterben lassen! Daher ich auch mit größter Beklemmung meines Herzens das Aeußere mitmachte." —

Diese Gemüthsverfassung benutzte man in Wien 1721, ihn unter Verheißung großer Vortheile zu einem Religionswechsel aufzufordern, da ihm doch beide Bekenntnisse gleichgiltig seien. Aber er war zu ehrlich, der katholischen Confession den Vorzug zu geben, weder vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes, noch vom historischen der Schrift; er lehnte mit einer humoristischen Wendung den Antrag ab. „Damals hatte ich keinen Funken wahrer Religion, nicht einmal einer natürlichen." 1724 hatte er den Muth, bei einer Frohnleichnamsprocession in Wien, als rings um ihn alles Volk, der Kaiser an der Spitze, sich niederwarf, allein aufrecht stehn zu bleiben. Als er bei seinem Abgang von Wien vom Canzler Grafen Schönborn, der immer sehr gütig gegen ihn gewesen, Abschied nahm, sagte dieser zu ihm: „Ich habe immer geglaubt, der gute Geist werde Sie überzeugen, daß Sie in einer irrigen Religion seien; sed Spiritus flat ubi vult! Versprechen Sie mir wenigstens, daß, wenn Sie eine andere Ueberzeugung bekommen sollten, Sie dem guten Geist nicht widerstreben wollen." Moser bemerkte, daß, wenn es in Religionssachen auf das Alter ankäme, man zum Judenthum oder vielmehr zum Heidenthum zurückkehren müsse, denn diese Religion sei die ältere; leistete aber willig das verlangte Versprechen.

In Stuttgart (1727) — vielleicht, weil er von den unmittelbaren praktischen Geschäften dispensirt war — fing er an, in sich zu gehn.

„Je mehr ich den ganzen Weltbau, mich selbst und alle Creaturen betrachtete, um so mehr Allmacht und Weisheit fand ich darin, und daß alles nicht von selbst also entstanden sein könne, sondern von einem unendlich großen Wesen geordnet sein müsse; worin Derhams Astro- und Physikotheologie mich so bestärkten, daß, ob mir gleich nicht alle Zweifel wegfielen, ich mich doch selbst für unvernünftig hätte halten müssen, wenn ich den überwiegenden Gründen hätte widersprechen wollen. Ich glaubte nun eine Gottheit mit großer Ueberzeugung, und hatte eine natürliche Religion. — Dr. Luther sagte mit Recht: es sei was Großes, wenn Jemand den ersten Artikel des Glaubensbekenntnisses mit Wahrheit sprechen könne! und ich setze hinzu: wie viel tausend Christen betrügen sich hierin selbst! — Nachher machte in Ansehung der Wahrheit der christlichen Religion eine von dem seligen Spener einem Naturalisten ertheilte Antwort einen starken Eindruck bei mir: so Jemand will des, der mich gesandt hat, Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei. Anfangs deuchte mich diese Forderung unbillig; ich fand aber nachher, daß sie selbst in der Vernunft gegründet, mithin auch einer, so sich derselbigen nicht unterwirft, unentschuldbar sei, wenn er verdammt wird, und daß kein Naturalist, er habe gegen die Wahrheit der christlichen Religion noch so

Digitized by Google

viel einzuwenden, mit Recht sagen könne, sie sei gegründet, so lange er sich dieses Probirsteins nicht bedient hat. Wenn z. B. ein Uhrmacher mir sagt: will er meine Uhren machen lernen, so muß er thun, was ich ihn heiße; thut er es und er lernt alsdann nicht, solche Uhren machen, so kann er mich für einen Stümper halten; thut er es aber nicht, so kann er auch nicht sagen, daß mein Vorgeben ungegründet sei, er mag noch so viel darüber räsonniren — hat nicht der Uhrmacher recht? . . . Hierzu kam daß ich anfing, auf meine Gedanken, Begierden, Worte und Werke genauer Acht zu geben, da ich dann den bösen Grund meines Herzens und die Unmöglichkeit, Gott so zu gefallen, und in diesem Zustand eine zuversichtliche Hoffnung einer ewigen Seligkeit haben zu können, bald einsehn lernte. Nun wurde mir das Evangelium vom Mittler faßlicher, und um seinetwillen auch das alte Testament unanstößiger."

Da die fortdauernde Unthätigkeit in Stuttgart seinem Geschmack nicht zusagte, zog er März 1729 als wirklicher Professor nach Tübingen.*) Dort studirte sein jüngerer Bruder Theologie. „Diesem war es in seinem Christenthum ein wahrer Ernst, und durch seinen Umgang mit meiner Frau wurde der Grund auch zu ihrer Erweckung gelegt. Sie hatte ferner eine rechtschaffene Näherin, die ihr viel gutes beibrachte, sie auch mit andern redlichen Seelen bekannt machte; ich aber wußte von allem diesem nichts, ob ich gleich selber um eben solche Zeit erweckt worden war. Wir fuhren einmal über Land, und da kam im Discurs heraus, was Gott bisher an beider Herzen gethan, wir aber auf das sorgfältigste vor einander verborgen hatten, weil jeder Theil glaubte, der andere würde ihm hierin hinderlich sein. Wir waren darüber erstaunt, erfreut, und liebten einander, nun auch aus diesem Grunde, ganz von neuem, und viel herzlicher als jemals. Wir fingen an, ohne daß wir es von Jemand gehört oder Anleitung dazu gehabt hätten, aus dem Herzen mit einander zu beten, so gut wir konnten." — 1730 ließ er, um sich und Andere im Glauben zu stärken, die „erbaulichen Todesstunden" drucken, 1732 schrieb er 50 geistliche Lieder.

*) Unter seinen Collegen war Wolffs Freund und Schüler, der Professor der Mathematik und Philosophie, J. B. Bilfinger (geb. 1693 im Würtembergischen) der interessanteste. Moser erzählt von ihm mit einem gewissen Behagen verschiedene humoristische Züge. Als ihm Bilfinger einmal die unsinnigsten Censurstriche machte, und Moser sich darüber beschwerte, erwiderte er ihm, er wolle ihm nur das rasche Schreiben verleiden, sonst könne er ihm mit Lesen nicht nachkommen. Als er (1732) bei einer Trauerrede von einem Standesherrn viel Gutes gesagt, und Moser ihm einwarf, es sei ja nicht wahr, gab er den Bescheid: „seyn Sie nicht ein artiger Mann! wissen Sie denn nicht, daß man große Herrn in ihren Leichenreden nicht so vorstellt, wie sie gewesen seyn, sondern wie sie hätten sein sollen?" Auf den erzürnten Ausruf Mosers (1736): „das läuft ja gegen alle Principien!" sagte er: „wir haben keine Principien, und wollen keine haben!" — Bilfinger wurde 1735 Geheimrath, 1737 Consistorialrath und starb 1750. Außer seinen philosophischen Werken hat er auch Verschiedenes über Fortification und Naturkunde geschrieben.

Digitized by Google

Mit der Tübinger Zeit beginnt Mosers große Bedeutung für die Entwickelung der Staatswissenschaft. — 1731 erschien sein „Grundriß der heutigen Staatsverfassung von Deutschland", der später in sechs Auflagen wiederholt und durch unzählige Nachlesen und Specialitäten ergänzt wurde. — „Wien und meine Regierungsrathstelle hatten mich gelehrt, was brauchbar und was mehr oder weniger brauchbar sei: ich schrieb ein Lehrbuch nach meiner eignen Einsicht, darin ich die Alterthümer, das allgemeine-Staatsrecht, das römische Recht u. s. w. ganz hinwegließ, und die deutsche Staatsverfassung blos vorstellte, wie sie heutigen Tages beschaffen ist. Und weil ich für Deutsche schrieb, faßte ich mein Buch in deutscher Sprache ab." — Der letzte Umstand war nicht der unwichtigste, denn durch diesen Vorgang wurde das Staatsrecht der zünftigen Gelehrsamkeit entzogen und in die Hände des Volks gespielt. — „Meine Absicht war nicht durchweg ganz neue Dinge zu entdecken und das Bekannte zu übergehn, sondern ein brauchbares Handbuch zu schreiben. Ich bestrebte mich 1) unsere deutsche Staatsverfassung vorzustellen, wie sie nach den Reichsgesetzen sein sollte, 2) zu zeigen, wie sie in der Praxis in manchem davon abgehe, also wirklich beschaffen sei; 3) wie das deutsche Reich, soviel möglich, in seiner jetzigen Verfassung zu erhalten und die der Verbesserung fähigen Mängel abzustellen sein möchten." — Im Gegensatz gegen die frühere Buchgelehrsamkeit hat Moser zuerst aus der Fülle des Lebens geschöpft. Wenn man sich früher der Geschichte als einer Rechtsquelle bediente, so setzte sie Moser zu einem Hilfsmittel zur Erläuterung der Reichsgrundgesetze herab; gegen die alte und mittlere Geschichte war er gleichgiltig, und auch die neue interessirte ihn nur insofern, als sie wirklich fortlebte. — In jüngster Zeit hatten Cocceji und Ludewig die Wissenschaft durch grundlose geschichtliche Annahmen in Verwirrung gesetzt; ihrem geistvollen Gegner Geudling schloß sich Moser eifrigst an, mehr durch positive Leistungen als durch Kritik. — Neuerdings war durch Wolff auch in der Jurisprudenz die „demonstrative" Methode aufgekommen, die Moser's praktischem Sinn ebenso zuwider war als die historische. Vor Allem, sagt Mohl (Encyklopödie II. 408 ff.) suchte er die Ueberzeugung zu begründen, daß das deutsche Staatsrecht kein aus einem System hervorgegangenes Lehrgebäude sei, welches aus empirischen Sätzen festgestellt werden könne, sondern ein geschichtlich gewordenes Verhältniß, dessen Einzelheiten in der Regel nicht sowol auf schriftlichen Normen, als auf Gewohnheitsrecht und Herkommen beruhen. Im Gegensatz gegen den Parteigänger, der mit Trugschlüssen unbegründete Ansprüche scheinbar macht oder irgend einer gelehrten und geistreichthuenden Eitelkeit und Verdrehung der Thatsachen fröhnt, machte er auch in den heikelsten Fragen mit unbedingter Freimüthigkeit alle ihm zugänglichen und von ihm für erheblich erachteten Thatsachen bekannt, zog daraus die ihm als richtig erscheinenden Schlüsse,

Digitized by Google

und gab überall der Wahrheit die Ehre, mochte sie nun dem Kaiser oder den Reichsständen, den Katholiken oder den Protestanten genehm sein. Auch als Publicist war er der ehrliche Mann.

Das ungeheure Material, welches seine Vorgänger bereits aufgestapelt hatten, oder welches ihm während seines langen Lebens zufiel, unternahm er mit einem beinahe übermenschlichen Fleiß zurechtzulegen und zu sichten. Die Staatsverhältnisse wußte er in einer einfachen, für den Geschäftsmann leicht handlichen Ordnung abzuhandeln, ohne daß er einem Gegenstand einen ungebührlichen Einfluß gestattet oder einen andern vergessen und vernachlässigt hätte. Bei seinem gesunden Verstand und seinem jeder nutzlosen Gedankenspinnerei abgewendeten praktischen Wesen ließ er sich niemals zur Beschäftigung mit Kleinigkeiten, unbrauchbaren Spielereien oder blos geschichtlichen Merkwürdigkeiten hinreißen. Seine Schnelligkeit im Durchlesen schwieriger Briefe und Actenstücke, so daß er stets den Hauptpunkt traf, war ebenso unglaublich als seine Schnelligkeit im Schreiben; sie erregte schon bei den Zeitgenossen Staunen. Ein Schüler hat von ihm 393 Werke aufgezählt, darunter einige, die 50 Folianten umfassen! Seine Collectaneen hatte er nach Zetteln genau geordnet und wußte das betreffende Material augenblicklich zu finden. Nicht blos sein Gedächtniß war ungeheuer, sein Verstand war so gesund, daß nicht leicht Jemand in seinem Fach so wenig Trugschlüsse machte oder von Andern sich aufreden ließ.

Auf den Stil legte er keinen Werth; er stand in Bezug auf den Geschmack selbst unter dem Niveau seiner Zeit. „Witzig und angenehm, wie mein lieber ältester Sohn, zu schreiben," sagt er selbst, „ist keine meiner Erbsünden." Die Flüchtigkeit der Arbeit zeigte sich hauptsächlich in der äußern Form; manche seiner Schriften war auch um des lieben Brodes willen geschrieben.

Daß ihm philosophische Bildung fehlte, hat Moser selbst willig zugestanden. — Was er mittheilt, sagt Mohl a. O., ist an sich wahr; niemals unterschiebt er eine Erfindung als Thatsache; mit unbegreiflichem Fleiß ist das Gesetz, wenn eines besteht, sonst wenigstens die neueste Gewohnheit nachgewiesen. Allein vergeblich würde man bei ihm nach einem Versuche fahnden, das Wesen einer von ihm dargelegten deutschen Einrichtung durch Hinweisung auf allgemein menschliche Ideen zu erklären; vergeblich einen Nachweis, daß ein bestimmter Zustand eine innerlich nothwendige Folge gewisser vorangegangener Verhältnisse sei. Wenn je der Hergang erzählt wird, so sind es die äußern Ereignisse, ohne Hinweis, ob dieselben etwas an der Sache änderten oder nicht; ob sie folgerichtige und nothwendige Entwickelungen, gewaltthätige Veränderungen des ursprünglichen Gedankens, oder allmälige Uebergänge zu andern Ansichten waren. Dieser Mangel an einer höhern Auffassung des Grundgedankens der einzelnen Einrichtung und an einer das Wesen im Auge behal-

Digitized by Google

tenden geschichtlichen Entwickelung derselben, läßt es nicht zum scharfen Bewußtsein der Rechtmäßigkeit oder der Unzulässigkeit neuester Zustände kommen. Eine jede Thatsache wurde leicht für einen rechtlichen Vorgang und eine jede geschichtliche Erscheinung für einen folgerichtigen Zustand genommen. Indem Moser das Dasein eines gemeinen deutschen Rechtsinstituts durch einzelne Beispiele aus den verschiedenen Ländern zu erweisen sucht, wird ihm die Häufigkeit einer Einrichtung bald gleichbedeutend mit ihrer allgemeinen rechtlichen Nothwendigkeit. Ja wenn für eine vorliegende Frage mittelst zahlreicher, wenigstens leidlich übereinstimmender Einrichtungen oder Vorgänge aus verschiedenen Reichslanden keine Antwort gefunden werden konnte, so begnügte sich Moser auch mit ganz vereinzelten Fällen. Daß diese möglicherweise durch Folgewidrigkeit und Irrthum entstanden sein konnten, kümmerte ihn nicht: denn der lebendige geschichtliche Zusammenhang war ihm fremd, ein Vorgang aber lag ja vor, welcher doch besser war als gar nichts. —

Etwas davon zeigt sich doch auch in seinem religiösen Leben. Moser versäumt nie das vermeintliche Eingreifen Gottes in sein Schicksal — d. h. alle zufälligen glücklichen Umstände — als „Thatsachen" sorgfältig aufzuzeichnen; und wenn er von der Sitte der Herrnhuter, durch Aufschlagen einer Bibelstelle den Willen Gottes zu entnehmen, principiell nicht viel hält, so scheint es ihm doch angemessen, die Fälle, wo so etwas wirklich eingetroffen, zu sammeln: es sind eben wieder Thatsachen.

Daß seine Rechtsansicht in der Regel nicht in der Form eines schneidenden Urtheils zu Tage geht, sondern hauptsächlich aus der Anordnung zu entnehmen ist, und auch bei ausdrücklichem Aussprechen bescheiden und oft nur als Zweifel auftritt, ist nicht Mangel einer eignen bestimmten Meinung, sondern hauptsächlich Scheu vor der Censur und sonstigem Verdruß. Wer will einem Schriftsteller eine anscheinend zweifelhafte oder schwankende Formen verdenken, wenn ihm die Censur wiederholt das Wörtchen nicht ausstreicht, um ihn das Gegentheil seiner Ueberzeugung behaupten zu machen! So hatte Moser sein Staatsrecht sehr vorsichtig abgefaßt, die verschiedenen Meinungen des Kaisers und der Stände nur referirt, ohne eigenes Urtheil: dennoch erregte es in Würtemberg schon starken Anstoß, daß er die Ansprüche des Kaisers ohne bestimmte Widerlegung hinstellte. — Im Dec. 1729 wurden seine Papiere confiscirt und ihm erst nach anderthalb Jahren zurückgegeben, weil man eine geheime Correspondenz mit Wien argwöhnte! Trotz seiner im Uebrigen sehr günstigen Stellung — er hatte zahlreiche Schüler, zum Theil aus den vornehmsten Ständen, machte Bekanntschaft mit den ersten Kreisen, und behielt noch Zeit eine Assessur in Wetzlar zu verwalten — verleideten ihm diese Verdrießlichkeiten doch sein Amt und er legte es 1732 nieder.

Dies gab Gelegenheit zu seiner ersten Bekanntschaft mit dem Grafen

Digitized by Google

Zinzendorf, der ihm 1732 eine Stelle in Dänemark verschaffen wollte, und 1733 Tübingen selbst besuchte. „Um diese Zeit hatte eines herrnhutischen Töpfers Umgang mit meiner Frau vielen Segen; es kam bei uns zu einem ganzen Ernst, daß wir unsere Seelen erretten wollten. Es war um selbige Zeit überhaupt in Tübingen und in ganz Würtemberg eine große Erweckung und vieler Segen. Manche rechtschaffene Prediger thaten ihr Amt redlich, manche, so noch von denen im Anfang dieses Jahrhunderts Erweckten übrig aber wieder eingeschlafen waren, machten sich von Neuem auf. Mein und meiner Gattin Herzensfreude war, wenn wir wieder von Jemand hörten, der einen guten Sinn habe oder sich bekehren wolle; wir suchten ihre Bekanntschaft, reisten ihnen nach; es war uns höchst angenehm, wenn uns dergleichen Personen besuchten, sie mochten noch so geringen Standes sein. Wir scheuten uns auch nicht, unsern Sinn freimüthig und öffentlich vor Jedermann zu bekennen, und nahmen die damit verbundene Schmach von den Weltleuten willig auf uns." — Die Familie hielt sonntäglich häusliche Erbauungsstunden, an denen Viele Theil nahmen. — „Bei aller Redlichkeit unsers Herzens fehlte es uns dennoch an genugsamer Erkenntniß unsers Herzens, der Sünde, der Gnade, der Heilsordnung, des Unterschiedes des alten und neuen Testamentes u. s. w.: daher verfielen wir im Anfang, auch wol hernach, zuweilen auf Nebendinge; in das Wissen und das Gebet mengte sich Selbstgefälligkeit und Bekehrsucht; es fehlte auch nicht an mancherlei Gelegenheiten, da wir durch Andere auf Irrwege hätten gebracht werden können, und es war Barmherzigkeit von Gott, daß wir bei solchen Umständen ohne Schaden durchkamen. Weil es uns an hinlänglichem Unterricht fehlte, so blieben wir noch vier Jahr in einem gesetzlichen Zustand." — Was das heißen soll, wird sich bald ergeben.

Als Herzog Carl Alexander 1733 zur Regierung kam, wurde Moser wieder als Regierungsrath nach Stuttgart berufen. Der neue Herr ging von großartigen Reformplänen aus, alle innern Einrichtungen sollten geordnet, mit allen Nachbarn die Streitigkeiten ausgeglichen werden, alles sollte auf einmal geschehn. Selbst Mosers ungeheure Arbeitskraft, der man alle unangenehme Geschäfte, namentlich in Religionssachen zuschob, reichte nicht aus, eine sinnlose Aufgabe zu bewältigen, obgleich er auch hier sein Talent zeigte, unter Umständen sehr energisch durchzugreifen. Die großen Pläne geriethen, zum Theil wegen äußerer Noth (die Franzosen bedrohten 1734 Würtemberg, das sich zu eng an Oestreich anschloß), bald ins Stocken, Moser erhielt schon 1735 längern Urlaub, die Archive des Cardinal Schönborn zu Odenheim zu ordnen.

„Auch in Stuttgart genossen wir eines genauen Unterrichts nicht: hingegen schlossen meine Verwandten, auch andre redliche Seelen beiderlei Geschlechts mit uns eine etwas nähere Geistesgemeinschaft: wir gingen mit einander zum Abendmahl, bereiteten uns gemeinschaftlich darauf, und dankten auf gleiche

Digitized by Google

Reise davor. Auch setzten wir, auf ernstliches Verlangen des Stadtpfarrers, die sonntäglichen Erbauungsstunden fort." — Die Frauen der Beamten mußten die Redouten besuchen; Moser indessen hatte als „ehrlicher Mann" schon soviel Credit, daß man es ihm nachsah, wenn er dieser Verordnung aus Gewissensbedenken nicht Folge leistete. — In diese Zeit fallen seine „Rechtlichen Bedenken von Privatversammlungen der Kinder Gottes", 1734 und sein „Altes und Neues aus dem Reich Gottes und der übrigen guten und bösen Geister", 19 Thle., 1733—6.

Schon zu Anfang 1736 hatte Moser durch Vermittelung des Juristen Böhmer in Halle einen Ruf nach Frankfurt a. O., und da ihm die Stuttgarter Verhältnisse unerträglich geworden waren, kam er sofort um seine Entlassung ein. Sie wurde ihm verweigert: er wisse zuviel Geheimes von Staats- und Landesangelegenheiten. Er erwiderte, er sei kein Leibeigener, sondern diene auf Capitulation; doch zog sich die Sache in die Länge, bis er einen raschen Entschluß faßte, in Tübingen 2. Mai 1736 Dr. Jur. wurde, und gleich darauf nach Frankfurt abging. Seine formelle Entlassung erhielt er erst im October.

In Frankfurt fand er die Dinge nicht so, wie er sie erwartet. Die Studenten waren roh, die Collegien wenig besucht, die Professoren nahmen es leicht mit ihrer Schuldigkeit, schmeichelten den jungen Leuten und waren ihm mißgünstig. Diese Mißgunst wurde nicht kleiner, als er 2. Jan. 1737 in seiner Stellung als Director der Universität es für seine Pflicht hielt, über die Versäumnisse seiner Collegen zu berichten. Es erfolgte eine heftige Aufregung, und die nächsten Vorgesetzten waren ihm abhold, da v. Ludewig und Cocceji in seinem Compendium des öffentlichen Rechts Ketzereien zu finden glaubten. Am 16. Mai erhielt er einen officiellen Tadel, daß die Universität nicht vorwärts komme, den 28. Sept. von Cocceji sogar die dürre Weisung, der Hof sei mit ihm unzufrieden, er könne gehn. Er beschwerte sich deshalb direct beim König, der in der That von den Schritten seiner Minister nichts wußte, und ihn beruhigen ließ (13. Oct.). Man ging damals ernsthaft damit um, Frankfurt zu heben, um Ausländer und ihr Geld ins Land zu ziehn: auch Wolff und Gottsched suchte man zu gewinnen.

„In Frankfurt lebten wir in der Stille und suchten uns unter einander zu erbauen; man sagte, in unserm Hause gehe es fast zu, wie in einem Kloster... So bedrängt dieser Zeitlauf für den äußern Menschen war, so daß ich zuletzt fast mehr einem Gerippe als einem Menschen ähnlich war, so gesegnet war er für meinen Geist, und ich gelangte endlich 1737 zu einem bleibenden Zeugniß der Vergebung meiner Sünden und des Gnadenstandes bei Gott."

Nun folgt die merkwürdige Geschichte, über die Moser schon 1741 ein

Digitized by Google

Notiz veröffentlichte, die wir aber nach der ausführlichern Mittheilung von 1753 wiedergeben.

„Ich und meine Ehegattin hatten schon vor drei Jahren angefangen, uns von ganzem Herzen von der Welt ab und zu Gott zu bekehren, alles abzulegen was wir als Sünde erkannten, im Wort Gottes und in andern geistlichen Uebungen uns zu erbauen, die Schmach Christi von der Welt auf uns zu nehmen und uns zu seiner Nachfolge zu bekennen, fleißig unsere Kniee vor Gott zu beugen u. s. w. — Indessen hatten wir doch noch keinen bleibenden Frieden, sondern glaubten, so lange wir Ruhe vor unsern geistlichen Feinden hatten, sich keine grobe Ausbrüche der Sünde äußerten, wir seien bei Gott in Gnaden: gab uns aber Gott unser tiefes Verderben zu erkennen, oder wir wurden durch diese oder jene Uebereilung davon überzeugt, was wir noch vor arme Sünder, gebrechliche Creaturen und schlechte Helden gegen den Satan und der Welt seien, so waren wir niedergeschlagen, unsers Gnadenstandes ungewiß, und wußten uns weder zu rathen noch zu helfen.

Hintennach habe ich eingesehn, daß uns zwar Jesus Christus lieb und werth gewesen, aber wir hatten eben doch uns auch noch selbst mit in Rechnung genommen: wir wollten erst durch unsere eignen guten Werke und heiliges Leben, unserer Einbildung nach, vorher schön werden, ehe wir uns zu Gott nahen und uns durch Christum in seinem Blut rechtfertigen lassen wollten; wir hatten eine verkehrte und schädliche Scham, und verbargen uns in unserm besudelten Kleide viel mehr vor Jesu, als daß wir uns in demselben zu ihm genaht und ihn um die schönen Kleider des Heils gebeten hätten. Die redlichen Seelen, mit denen wir Umgang hatten, verstunden die Sache auch nicht besser als wir. Wir hörten den öffentlichen Vortrag eines erbaulichen Lehrers, der aber selbst auf gesetzlichen Wegen wandelte; und so blieben wir eben in unserer unerkannten eignen Gerechtigkeit und (heimlichen) Unglauben stehn.

. . . Auf einer Reise sprachen wir einen wackern Mann, der fragte uns: nun ihr lieben Brüder! wie stehts denn um euch? habt ihr Vergebung der Sünden? Wir stutzten, und es wollte keiner mit der Sprache heraus. Endlich sagte ich, wie es mir wirklich ums Herz war: dieses sei so etwas Großes, daß ich mir nicht getrauete, mich dessen anzumaßen. Er sagte aber nur: ei, das ist eine falsche Demuth! haben Sie es, so dürfen Sie es auch sagen; und haben Sie es nicht, so seien Sie so redlich und gestehn es! — Dabei aber verblieb es, und wir verstunden ihn nicht völlig.

Ein Jahr darauf versetzte mich Gott in ein anderes Land. Wir waren in vielem Segen und Liebe um und unter einander: aber in diesem Stück hatte eins so wenig wie das andere hinreichende Erkenntniß noch Erfahrung.

Als aber ein Freund ein Jahr hernach eine weite Reise that, und auf

Digitized by Google

selbiger viel gegründete Seelen sprach, erzählte er uns nach seiner Zurückkunft, wie so sehr viele er unter ihnen angetroffen habe, welche alle einmüthig bezeugten, daß sie zu einem bleibenden Frieden Gottes gekommen wären, auch gewiß wußten, und ihnen niemals mehr streitig wurde, daß ihnen alle ihre vergangenen, gegenwärtigen und noch bis an das Ende ihres Laufs auf Erden vorkommenden Sünden, wenn sie im Stand der Gnade beharren würden, um des Blutes Jesu Christi willen auf einmal alle und auf ewig vergeben, und auf überzeugende Weise in ihrem Gewissen versichert worden seien. Sie hätten sich nämlich je länger je mehr als schwere Sünder erkennen lernen, und daß nicht nur die Ausbrüche, oder auch nur die Lust der Sünde, Sünde seien, sondern daß sie eben ganz verdorben und zu allem Guten untüchtig seien. In diesem Zustand nun, da sie sich selbst ein Ekel und ein Greuel gewesen seien, hätten sie sich zu Jesu genaht, um Gnade und Barmherzigkeit, um des für sie vergossenen Blutes willen gebeten, und so seien sie begnadigt und der Kindschaft Gottes gewiß worden.

Dies gab mir einen wahreren Aufschluß von der Sache, und weil ich es der h. Schrift gemäß fand, so legte ich mich alle Tage, ohne meiner Gattin etwas davon zu sagen, auf den Boden vor dem Herrn, und bat ihn, weil ich nun erkenne, wie grundbös und verdorben ich sei, ich auch nicht mehr als ein Heiliger, sondern als ein Gottloser durch Christum gerecht zu werden verlange, so möchte er denn auch mir eine gewisse und bleibende Versicherung aller meiner Sünden schenken. Ich verlangte ihm weder Zeit noch Weise vorzuschreiben u. s. w.

Als ich dergestalt einige Wochen täglich angehalten hatte, wurde ich eines Sonntags, da ich sonst keine Anlage noch Neigung zu sinnlichen oder aus Phantasie herrührenden Dingen habe, einesmals im Geist vor Gottes Gericht gestellt. Wer dieses nicht versteht, dem kann ich es auch nicht sagen noch erklären: es ging ohne Bilder und sinnliches Wesen zu; doch auf eine so wahrhaftige, eindringende, gegenwärtige und überzeugende Weise, als ich irdische Dinge sehn, hören, fühlen kann.

In diesem Zustand wurden mir in einem Augenblick nicht nur alle Ausbrüche der Sünden meines ganzen Lebens von Jugend auf, auf einmal, und doch so, daß ich einen jeden derselben genau nach allen Umständen der Zeit, des Orts unterscheiden konnte, vor Augen gelegt, daß ich weder zuvor noch hernach mein Lebtag im Stande gewesen wäre, selbige nur zu erzählen. . . Zugleich aber konnte ich einen penetranten Blick in den von der Sünde so gar durchdrungenen ganzen Zustand des Menschen thun, und wie der heilige Gott diese Sünde und Sündhaftigkeit verabscheue und in keiner Gemeinschaft mit einer solchen unreinen Creatur stehn könne und wolle.

Ueber dies erging eine förmliche Anklage über mich und das, was ich

Digitized by Google

mit meinen Sünden verdient hätte; ich wurde gleichsam über viele Artikel verhört und befragt, ob ich nicht gestehn müßte, daß ich dies und dies verdient habe? wobei ich zu empfinden bekam, was der Zorn Gottes heiße. Ich gestand auch alles, was mir sowohl von Sünde und Verderben, als auch von der dadurch verdienten Strafe vorgehalten wurde, willig zu, gab mich aller Verdammung schuldig, und daß ich die Gerechtigkeit Gottes auch in der Hölle preisen müsse; ich bat aber zugleich um Gnade um Jesu willen.

Hierauf war es, als wenn Jesus, von dem ich bisher nichts beobachtet hatte, hervorträte, für mich um Gnade zu bitten. . . Diese von Jesu seinem Vater geschehene Anzeige, seiner für mich beschehenen Genugthuung war mir unaussprechlich lebhaft gegenwärtig in meinem Gemüth; und zugleich erging in meinem Inwendigen ein Machtwort an mich: nun ist es Zeit zuzugreifen! und ich that es auch augenblicklich. Ich erwartete keines richterlichen Ausspruches auf die gegen mich angebrachte Klage, sondern fing an, Gott die Ehre zu geben, ihm zu danken und ihn anzubeten, daß er das Blut Christi zur Versöhnung auch für meine Sünden angenommen habe: mich um seinetwillen und in ihm begnadigt und zum Kind angenommen habe: und unter diesem Loben und Danken wurde ich von dem Frieden Gottes ganz überschwemmt, wie darin eingetaucht, und dem nach Geist, Seele und Leib durchdrungen.

Ich stand endlich wieder auf: es ging mir aber, wie einem gesunden und muntern Kind, das, wenn es auf die Welt kommt, und so viele Dinge beobachtet, welche es noch niemals gesehn, seine Augen überall herumlaufen läßt, doch aber sich nicht recht drein zu schicken weiß. Ich rief meine Gattin und christliche Hausgenossen an einen abgesonderten Ort, und erzählte ihnen, was der Herr an mir gethan hatte. Sie verwunderten sich, widersprachen es zwar nicht, konnten es aber auch nicht ganz glauben, weil es mit gewissen Bildern und Sätzen, die sie sich von Andern in den Kopf gesetzt, nicht übereinkam: ich ließ mich aber nicht irre machen, denn ich wußte wol, was an mir geschehn war." —

Wir wollen den Eindruck dieser Geschichte durch keinen Commentar abschwächen; nur zwei Bemerkungen lassen sich nicht zurückdrängen.

Moser entwickelt in seiner Lebensbeschreibung wie anderwärts ein sehr deutliches Bewußtsein seiner Vorzüge wie seiner Schwächen, er hebt die ersten, ohne sich zu brüsten, mit gerechtem Selbstgefühl hervor, und theilt mit dem Leser die Ueberzeugung, daß bei ihm im Willen wie in der Kraft das Gute überwiegt. Wie reimt sich nun das mit dem zerknirschendem Gefühl der allgemeinen menschlichen und seiner speciellen Nichtswürdigkeit? Zwar bemerkt er hin und wieder anstands halber, gegen Gott gehalten sei das alles doch nichts; aber das ist doch nur eine Abstraction oder vielmehr eine leere Phrase, so

Digitized by Google

lange sich den Augen seines Geistes nicht deutlich herausgestellt, worin zunächst seine specielle Schlechtigkeit besteht. Das Gefühl also der allgemeinen Sündhaftigkeit, das er in jenem großen Augenblick gehabt haben will, ist nichts anderes als ein durch künstliche Exaltation hervorgerufenes Spiel der Einbildungskraft.

Moser erklärt sich ferner fest überzeugt, daß jene Sündenvergebung nicht eine Vision, sondern ein wirklicher Act des Weltgerichts gewesen sei, daß ihm Gott in jenem Augenblick alle vergangenen und zukünftigen Sünden vergeben habe. Da er nun nach jenem Act ebenso gerecht und unsträflich gelebt hat wie vor demselben, so könnte man für diesen individuellen Fall die Sache dahin gestellt sein lassen und sich darüber freuen, daß, wenn auch nur durch einen Act der Phantasie, in seine theologischen Grübeleien ein Moment der Beruhigung eintrat. — Aber allgemein betrachtet ist die Sache nicht so unbedenklich. Es gehört zu den Hauptvorwürfen gegen die katholische Kirche daß sie im Ablaß sogar künftige Sünden vergibt; das Mittel ist freilich viel roher, aber sehr schlimm bleibt es doch auch bei dieser protestantischen Art der Sündenvergebung, daß man im Zustand der Gnade noch Sünden begehn und ohne Weiteres der Vergebung derselben versichert sein kann. Es erinnert das an einen Fall, der vor Kurzem in Leipzig großes Aufsehn erregt hat, und warnt uns davor, einem Act religiöser Exaltation ohne Weiteres zu trauen, an den sich nicht unmittelbar eine moralische Besserung knüpft. Der Protestantismus hat seine Stärke darin, das religiöse und das sittliche Leben des Menschen als eines darzustellen: hier wird es aber auf eine ebenso unheimliche Weise wieder von einander getrennt, wie z. B. in Calderons „Andacht zum Kreuz'," wo der Held eine Reihe unerhörter Missethaten begeht, aber der Vergebung derselben stets im Voraus versichert ist, weil er sich dem Kreuz gegenüber im Stand der Gnade befindet.

Wenn die allgemeine Niederträchtigkeit des Menschen nur eine Einbildung war, so sollte Moser von der Niederträchtigkeit des damaligen deutschen Lebens bald handgreiflich überzeugt werden. — Ende October 1737 kam der König nach Frankfurt. Voraus war angezeigt worden, der lustige Rath Morgenstern werde eine Disputation halten: Vernünftige Gedanken von der Narrheit; wobei die Professoren opponiren sollen. Moser erklärte sich gegen den Commandanten, er werde es nicht thun; dieser beschwor ihn um alles in der Welt, sich zu fügen, der König sei es vom Größten bis zum Kleinsten gewohnt, daß man ihm pariren müsse. Moser suchte auf Morgenstern selbst einzuwirken, dieser aber erwiderte, er dürfe kein Wort mehr deswegen sprechen, weil der König ihm gedroht, ihn kreuzweis schließen und unter die Pritsche legen zu lassen. Dieses Herrn Morgenstern Habit, worin er auch auf dem Katheder stand, war von lauter Kleidungsstücken, die der König ver-

Digitized by Google

ächtlich machen wollte: ein gesticktes, großes, blausammetnes Kleid mit sehr großen, rothen Aufschlägen und einer rothen Weste, sammt einer großen Perücke, die über den ganzen Rücken herabhing; die Stickerei an den Knopflöchern, Taschen, Hosen und Zwickeln in den Strümpfen bestand aus lauter silbernen Hasen; statt des Degens hatte er einen Fuchsschwanz an, und auf dem Hut statt der Federn Hasenhaare. — Vor der Disputation äußerte sich der König zu Moser: der Morgenstern sei klüger als sie alle; Gundling war ein gelehrter Mann, aber mit dem Morgenstern nicht zu vergleichen und er habe ihn zum Vicekanzler aller preußischen Universitäten gemacht. — Er fragte nach Wolff, und wunderte sich sehr, daß ihm Moser darüber keine Auskunft geben konnte. — Noch manche respectwidrige Aeußerungen ließ der König vernehmen, z. B. ein Quentchen Mutterwitz sei besser als ein Centner Universitätswitz. — Als Moser sich über das Thema der Disputation beschwerte, rief er, auf ihn deutend: „Ja, ja! das ist auch so ein Heuchler! was ist es denn? Ein jeder Mensch hat seinen Narren; ich habe den Soldatennarren, der da hat den geistlichen Hochmuthsnarren. Es ist ja nur ein erlaubter Spaß." — „Scherze und Narrentheidungen, erwiderte Moser, seynd denen Christen verboten." — „So gehe er nur nach Berlin zum Probst Roloff, der wird ihm diesen Spruch anders erklären." — „Wenigstens bleiben es unnütze Worte, und für jedes müssen wir einmal Rechenschaft geben." — Alle diese Einwände waren fruchtlos, die Disputation ging vor sich, und der Verdruß darüber zog Moser eine ernsthafte Krankheit zu, infolge deren er um seinen Abschied einkam (März und April 1738), der ihm jedoch abgeschlagen wurde. Die Streitigkeiten mit seinen Collegen häuften sich, er gab, 15. Oct., eine neue Klageschrift ein, und man schickte aus Berlin den Probst Reinbeck, um die Sache zu untersuchen, der es jedoch als Wolffianer mit Mosers Gegnern hielt. Die Sache blieb in der Schwebe, bis Moser, 6. Febr. 1739, in einer öffentlichen Disputation de Jure et modo succedendi in regna Europae, speciatim in regnum Bohemiae für das Recht Maria Theresia's eintrat. Die unmittelbare Folge davon — so stellt er wenigstens die Sache dar — war seine plötzliche Entlassung, 12. Febr., die jedoch von keinen Ausdrücken der königlichen Ungnade begleitet war. — Jetzt ganz ohne Anstellung, beschloß er, nach Ebersdorf im Voigtland zu gehen.

Hier regierte die Gräfin Reuß, eine Verwandte Zinzendorf's, die gleich den übrigen Höfen der Umgegend, z. B. Saalfeld, eine fromme Gemeinde um sich versammelt hatte. Zinzendorf hatte dazu die Anregung gegeben, obgleich die Form seiner Brüdergemeinde damals in Ebersdorf noch nicht nachgeahmt war. Ueber das Streben dieses merkwürdigen Mannes darf nicht im Vorbeigehn geredet worden, nur so viel sei hier bemerkt, daß es weit über die Gründung einer kleinen Gemeinde hinausging, daß es auf die Reforma-

Digitized by Google

ion der ganzen evangelischen Kirche gerichtet war. Damals war Moser mit diesen Bestrebungen noch ganz einverstanden. In seinen „Anmerkungen zu Friedrich Wilhelms des Zweiten Concession für die Brüdergemeinde" (1737) schreibt er: „Ich habe nicht das wünschenswerthe Glück, ein Mitglied der evangelischen Brüderkirche zu sein, von ganzem Herzen ehre und liebe ich sie aber als ein Volk Gottes, als eine Sammlung edler, guter, vortrefflicher, liebens- und verehrungswürdiger Menschen; als eine Gemeinde wahrer Christen; als ein wichtiges und wohlthätiges Zeichen unserer Zeit; als eine Brandmauer gegen das Antichristenthum unserer Tage; als Bewahrerin der beseligenden Lehre von Christi verdienstlicher Versöhnung; als Salz und Licht in dem, innerer Fäulniß und Finsterniß sich immer mehr nähernden Protestantismus; als einen unschätzbaren Zufluchtsort für Tausende zur Rettung, Bewahrung und Vervollkommnung; als eine Oekonomie und Anstalt im Reiche Gottes zu einem neuen, glücklichen und schon hienieden seligen Menschengeschlecht; als einen lebendigen Beweis von der Möglichkeit der Verbindung reiner Religiosität mit der bürgerlichen Verfassung und als die Pflanzschule und Werkstätte der auserwählten Rüstzeuge, durch welche das Evangelium Jesu noch vielen Völkern verkündet werden und die ganze Erde ihn als den Weltheiland erkennen und anbeten wird."

Bei dieser Stimmung und da er nach der Unruhe seines bisherigen Lebens der Erholung bedürftig war, mußte ihm Ebersdorf wie ein Paradies erscheinen. „Hier trafen wir reichlich an, wonach unser Herz sich sehnte, und die ersten sechs Jahre waren die seligste Zeit in unserm ganzen Leben. Der Hofprediger Steinhofer ging auf eine Aenderung des ganzen Sinnes, alsdann auf Jesum für uns, dessen Ergreifung im Glauben, Gewißheit der Vergebung der Sünden und seines Gnadenstandes, darauf eines vergnügten aber heiligen Wandels, Verschmähung der Welt und immer mehrere Bildung in das Bild Jesu Christi; auf eine so nachdrückliche, und doch dabei herzliche, liebreiche und evangelische Weise, dabei das Herz nicht ungerührt bleiben konnte. Es hatte sich dermalen bereits eine starke Anzahl Kinder Gottes in Ebersdorf gesammelt, und es fanden sich deren immer mehrere herbei. Es war gewiß etwas respectables, wenn Abendmal gehalten wurde, und etliche hundert Personen dazu gingen, von deren allergrößtem Theil man zuversichtlich glauben konnte, daß es wahre Kinder Gottes seien, und die Ergießung des heiligen Geistes über die Seelen war zu solcher Zeit gar merklich. Und so waren es auch Festtage für die Herzen, wenn Kinder eingesegnet wurden, da man sie nicht über gewisse auswendig gelernte Sachen, sondern wie es H. Steinhofer einfiel, befragte, und aus ihren Antworten schriftmäßige Erkenntniß, Erfahrung am eignen Herzen und eine zärtliche Liebe zu Jesu hervorleuchteten; worauf sie sodann, nicht nach einem gewissen Formulare,

Digitized by Google

sondern nach eines Jeden besondern innern und äußern Umständen aus der Fülle des Herzens eingesegnet wurden. Die Leichenbegängnisse und die dabei gehaltenen Reden waren ebenfalls so erwecklich, daß auch unbekehrte Leute sie mit Verwunderung sahen, und, wenn sie es wußten, aus der Nachbarschaft auf viele Stunden herbeikamen. Der Umgang war damals noch ganz frei, und man konnte sich mehr oder weniger Personen selber wählen, deren Herzen, Erkenntniß und Erfahrung am meisten zusammenpaßten. Man war nicht genöthigt, sich Jemand weiter zu entdecken, als man selbst gut fand; man war aber selber froh, wenn man solche rechtschaffene Personen antraf, denen man sein ganzes Herz darlegen konnte. Unter den Vertrauten war also dies der Hauptpunkt, worauf man alles mit einander im Gebet vor den Herrn brachte. Und so waren auch die allgemeinen Zusammenkünfte nicht sowol der Behandlung des Wortes Gottes gewidmet, als vielmehr wurde von geistlichen Erfahrungen, Fehlern der Kinder Gottes, besondern Gewissensfällen, von seiner eignen Herzensverfassung u. s. w. gesprochen, daß doch ein jedes wol wissen konnte, wie es beinahe alle anderen Glieder der Gemeinde anzusehn habe.

Alles dies hatte auch noch einen großen Nutzen im Leiblichen: man durfte seine Umstände keck sagen; man kam den Nothleidenden sowol gemeinschaftlich, als jedes an seinem Theil, mit Rath und That so zu statten, daß ich dergleichen mein Lebtag nicht gesehn habe.

Den Kindern wurde von der Mutterbrust an eine Erkenntniß von Gott und Jesu und eine herzliche Liebe gegen sie beigebracht ... man brachte sie dahin, daß sie öfters freiwillig, einzeln oder etliche zusammen, aus ihren Herzen so beteten, wie es die Umstände erforderten.

Meine Frau kam ebenfalls zur Versicherung ihres Gnadenstandes, und so nach und nach unsere Kinder. Sie hatte, wie es unter dem gesetzlichen Zustand zu gehn pflegt, vorher eine große Furcht vor dem Tode gehabt: nun aber war sie nicht nur willig, sondern auch begierig zu sterben, und blieb in dieser seligen Gemüthsverfassung bis an ihr Ende." —

Indessen füllte das religiöse Leben und der Verkehr mit den frommen Höfen in Saalfeld u. s. w. seine Zeit nicht ganz aus. Da er mit seinem Auskommen ganz auf seine schriftstellerische Thätigkeit angewiesen war, die nicht viel eintrug, so mußte er rüstig arbeiten. Sein deutsches Staatsrecht setzte er von Theil 4 bis 32 fort. Sept. 1741 bis März 1742 wohnte er dem Wahltag Kaiser Karl des Siebenten bei und veröffentlichte später seine wichtigen Beobachtungen in der Staatshistorie Deutschlands unter Kaiser Karl dem Siebenten. Darauf wurde er von der würtembergischen Landschaft erst an das Hoflager des neuen Kaisers, dann nach Berlin geschickt (als der Krieg zwischen Preußen und Sachsen ausbrach, legte er seinen preußischen Charakte

Digitized by Google

nieder), um daselbst die Bestätigung der Religionsreversalien auszuwirken, was ihm auch gelang. So wurde er noch mehrfach beschäftigt, namentlich knüpfte der hannöversche Minister Münchhausen eine lebhafte Correspondenz an und zog ihn wegen der göttingischen Angelegenheiten zu Rath.

Inzwischen waren ihm bei weiterm Nachdenken über die Zinzendorfschen Pläne ernste Bedenken aufgestiegen, die er dem hernhutischen Bischof Polycarp Müller vortrug, als dieser 1744 Ebersdorf besuchte. Zugleich wandte er sich deswegen an berühmte Gottesgelehrte, Bengel, Oettinger, Steinmetz u. s. w. Das Gutachten des Ersteren — der für Würtemberg eine ähnliche Rolle spielt, wie Spener für Norddeutschland — ist bemerkenswerth: „Es war ein edler, zarter, mächtiger Herzenstrieb, wodurch dieser Herr aufgebracht worden ist, sich der Ehre des Erlösers ganz und gar zu widmen, und daß er sich der bedrängten Seelen, die dem eisernen Ofen in seiner Nachbarschaft ehedessen entrannen, so wacker angenommen, dessen wird von Gott nicht vergessen werden. Aber zu so vielen großen Unternehmungen, zu denen er hernach geschritten, hat er die nöthige Tüchtigkeit nicht . . . Er ist nimis officiosus erga Redemtorem. Es werden wol seine Geheimsten und oft er selbst nicht wissen, warum er dieses oder jenes thue, indem sich vieles auf einen Impetum animi occultum resolvirt, daher zu den Finibus, die er sich vorsetzt, die Media nicht allezeit lauter sind, unter welche das häufige Loosen gehört. Nicht ohne Ursache hat man hauptsächlich auf ihn zu sehn: er ist in der That der Andern ihr Principal, und nach seiner Gestalt bildet sich seine ganze geistliche Dependence. Kein despotisches Regiment ist gewaltiger als dieses. In ihrer Gemeinschaft wird Gottes Wort sehr fleißig betrieben, man hat schöne Gesänge und gute Uebungen, man arbeitet mit den Händen, man ist vor böser Gesellschaft und vielen Weltgräueln verwahrt, und also mögen wol viele Seelen, die einen guten Grund zu ihnen bringen, wann sie ihre innere Freiheit beschützen, noch weiter kommen, werden aber bei ihnen auch erweckt und erwärmt werden. Doch setzt ihre Verfassung manchen in eine Einbildung von ihnen selbst und andere seines Gleichen, dabei er sich verliert und Andere verachtet . . . Das häufige Reden von dem Heiland und seinem Blut ist plausible, ja es ist das Herzblatt des Glaubens . . leider ist sonst bald niemand mehr, der des Heilands und seines Bluts gedächte . . . aber wenn man immer so auf ein empfindliches Gefühl der Kraft des Blutes Christi dringt, so läuft es endlich auf etwas Affectirtes hinaus, da einer den andern zum Modell nimmt, und jener das, was dieser sagt, endlich in eigner Kraft bei sich zuwegbringt, auch hernach bald einen Lehrer abgeben kann, der von dem übrigen Glaubensgrund zu reden und Rechenschaft zu geben dispensirt ist . . . Das innere Wort treiben sie so, daß sie es zum Kern, und das Evangelium zur Hülse machen, und da wird durch den so sehr diluirten und

Digitized by Google

seichten Vortrag diese allerhochwichtigste Sache verächtlich gemacht, daß dem falschen Propheten, der auf der Bahn ist, alles haufenweise zufallen wird . . . Wenn sie aber dazu meinen, sie wollen das Panier tragen, zu welchem sich alles, was noch rechtschaffen ist, finden und halten solle, so wird die Sache übertrieben . . . Es muß noch gar viel bösen unnützen Zeuges von dem Erdboden weggeräumt werden, bis das übrige zeitig wird, eine solche Gemeine zu präsentiren, wie sie eine abgeben oder zuwegebringen wollen. Indessen verhält sich ihre Beschäftigung wie ein Gartenwerk im Gewächshause, da etwas vor der Zeit zuwege gebracht wird, aber die rechte Saison hernach viel schmackhaftere Früchte in Menge träget: und bei den vielen Missionen möchte zu bedenken sein, ob sie nicht frühzeitig wären, und dem Reich Gottes auf die rechte Zeit zu einer Hinderniß werden möchten."

Auf dieses Gutachten gestützt, trug Moser seine Bedenken in einem Brief dem Grafen Zinzendorf vor; statt der Antwort wurden ihm aber (Januar 1745) von der Gemeinde Herrnhut die größten Scheltworte zu Theil. Der Conflict sollte ihn bald näher berühren.*) — Aus Marienborn, einem herrnhutischen Ort, zurückgekehrt, legte Steinhofer 1745 das Predigtamt nieder, wollte aber doch Lehrer der Gemeinde bleiben; er änderte seinen Lehrvortrag und richtete ihn nach dem herrnhutischen Geschmack ein. Schon damals war Moser nahe daran, aus der Gemeinschaft auszutreten, doch bewog man ihn zu bleiben.

„Im Frühjahr 1746 entstand unter den ledigen Personen beiderlei Geschlechts eine starke Gemüthsbewegung, welche sich bald durch die ganze Gemeinde ausbreitete. Es wurde von Vielen gerühmt, wie sie das Blut Jesu, von welchem damals in der Gemeinde fast einzig und allein geredet und gepredigt wurde, an ihren Herzen erfuhren, und es wurde aus dieser Erfahrung des Blutes Jesu an dem Herzen ein eigenes neues Stück und Vorrecht derer Lammesgeschwister gemacht, welches nicht alle hätten, wenn sie gleich Kinder Gottes wären, auch Versicherung der Vergebung ihrer Sünden und ihres Gnadenstandes hätten. Man theilte die ganze Gemeinde nach dieser Probe in drei Classen ein: als diese Liste öffentlich verlesen wurde, befand ich mich in der zweiten Classe ganz am Ende. . . Indessen fragte ich fleißig nach, worin denn diese Erfahrung des Blutes Jesu an dem Herzen bestehe, und von dem Frieden Gottes, darin ich stünde, und den mir Jesus mit seinem Blut erworben hätte, wie auch von der Besprengung seines Bluts, welche ich bei erhaltener Versicherung der Vergebung aller meiner Sünden erfahren

*) In demselben Jahr wurde er von Münchhausen zur kurbraunschweigschen Wahlbotschaft nach Frankfurt geschickt, und arbeitete im Auftrag desselben die Denkschrift aus: „wie des neuen Kaisers Majestät (Franz der Erste) es anzugreifen haben möchte, wenn Sie Sich eine vergnügte und für Deutschland glückliche Regierung versprechen wollte?" — Gleichzeitig veröffentlichte er einen „Dreifachen Entwurf einer Historie des Reichs Jesu Christi auf Erden, besonders von Dr. Speners Zeit an bis jetzt."

Digitized by Google

hätte und täglich genösse, unterschieden sei? Man konnte oder wollte mich aber nicht bedeuten, sondern es hieß nur, es ließe sich nicht beschreiben, ich sollte darum bitten; wer es hätte, der wüßte allein, was es wäre. Ich folgte auch darin, und sagte Jesu kindlich und oft: man sagte mir, ich hätte sein Blut noch nicht an meinem Herzen erfahren; wenn nun das so sei, so möchte er es mich aus Gnaden erfahren lassen, wenn und wie er wollte. Sollte es auch nur eine Specialgnade für Ebersdorf oder für gewisse Zeiten oder Gattungen Seelen sein, so möchte er mich doch auch nicht leer ausgehn lassen, da ich nun einmal in Ebersdorf, in dieser Zeit und unter diesen Seelen sei. Ich habe aber niemalen darauf etwas anders empfunden.

Uebrigens liefen gleich Anfangs allerlei bedenkliche Dinge mit unter, welche als Schlacken hätten können angesehn und von dem edlen geschieden werden: allein da H. Steinhofer diese Dinge theils billigte, theils entschuldigte, und das kindisch sein für etwas Kindern Gottes nicht unanständiges angab, wurden vollends theils öffentlich theils sonst die leichtsinnigsten Ausschweifungen daraus, deren man sich zwar nachmals selbst schämte, damals aber alle Vorstellungen dagegen verwarf. Die meist aus jungen unerfahrnen und hitzigen Gemüthern beiderlei Geschlechts bestehende Zinzendorfsche Partei behielt nun in den Conferenzen die Oberhand, und es ging mit Macht auf eine gänzliche Vereinigung mit den Brüdergemeinden los. . . Man fing an, die sämmtlichen ehelichen und ledigen Personen weiblichen Geschlechts theils in Güte dahin zu bringen, theils mit Zwang und bei einer Art des Bannes zu nöthigen, sich der sogenannten Gemeinhauben und Stirnbands zu bedienen, was ich meinen Kindern durchaus nicht gestattete. Ich duzte auch Niemanden — nicht aus Hochmuth. — Ferner wurden nun an den sogenannten Gemeintagen die Berichte aus den herrnhutischen Gemeinden und Missionen verlesen, und dadurch junge und hitzige Leute in eine große Begierde gebracht, zu pilgern, d. h. sich zu den Zinzendorf'schen Gemeinden zu begeben, oder zum Verschicken und zur Arbeit an andre, auch den Heiden, gebrauchen zu lassen. Die Reisen nach Mairenborn und Herrnhut fingen wirklich an; man baute ein Gemeinhaus, man erwartete aus den Zinzendorfschen Gemeinden Pfleger und Pflegerinnen für alle Chöre.

Unter diesen Umständen besprach ich mich mit dem theuern Knecht Gottes dem Abt Steinmetz in Wernigerode: da wir denn in der ganzen Sache vollkommen einig waren. Ich erklärte bei meiner Zurückkunft den Vorstehern, daß ich zwar insofern, als man angäbe, daß es eine evangelisch-lutherische Gemeinde sei, darin bleiben wolle; insofern es aber eine Brüdergemeinde sein sollte, könnte ich derselben über mich und mein Haus nicht die geringste Gewalt einräumen." — Ende 1746 kam Zinzendorf selbst an. — „Ich hörte öfters seine Vorträge in den öffentlichen Versammlungen und der Eheleute Privatstunden, darin weder

Digitized by Google

Saft noch Kraft, weder Verstand noch Zusammenhang, wol aber viel seltsames und schriftwidriges Zeug vorkam. Ja einstens sagte er gar: man streitet noch darüber, ob der Apostel Judas das h. Abendmal mit genossen habe oder nicht; hat er es genossen, so hat er seliglich den Hals gebrochen: denn das Blut Jesu ist von solcher Kraft, daß es auch dergleichen Sünden tilgt. Er fingirte ein Ebersdorfisches Jubiläum, machte ein romaneskes, satyrisches, unwahrhaftes und abgeschmacktes Jubellied, und redete darüber so, daß ich einen neuen und großen Abscheu vor ihm bekam. — Die einreißende geistliche, ungöttliche Herrschaft über die Gewissen, ja über den innern und äußern Menschen, auch Hab, Gut und Familie so vieler rechtschaffenen Seelen machte, daß ich bei Gelegenheit des Haubenzwangs Hrn. Steinhofer sagte: ich sage, am Ende komme aus dieser Sache das zweite Thier Offenb. 13, nämlich ein neues, scheinbareres und verführerisches, aber auch für das Reich Jesu viel schädlicheres, und allen, die darunter stehn müssen, viel unerträglicheres Papstthum heraus als das erste.

Das Evangelium wurde nun weder ganz noch rein verkündigt; die Zinzendorfschen Losungen und Lammestexte wurden in den öffentlichen Stunden als die Texte gebraucht, die neu erfundnen Feiertage gefeiert, bei dem Abendmal bedenkliche und unerbauliche Umstände eingeführt; alle Chöre mit Pflegern und Pflegerinnen aus den Zinzendorfschen Gemeinden besetzt; Gebet und die h. Schrift nichts mehr geachtet, die letztere verkauft. Bei unsäglichem heimlichen Murren und Klagen herrschte eine knechtische Furcht, und Niemand hatte weder die Freiheit noch das Herz, seinen Sinn Jemand zu entdecken. Die Vorsteher ließen sich wohl sein, sammelten für sich und behandelten die übrigen Gemeindeglieder manchmal auf das impertinenteste. Die ledigen Weibspersonen wurden aus den Diensten und Häusern, wo sie oft in größter Liebe und Segen stunden, abgeholt und in die Chorhäuser gesteckt: und doch sollte alles dies lauter Freiheit und Seligkeit, Jedermann ein Kreuzluftvögelein*), die aber, welche einen Anstand dabei fanden, unlauter sein.

Der Schmerz über alles dieses, die Zerrüttung dieses edlen und ansehnlichen Haufens von Kindern Gottes, und die Sorge für meine Frau und Kinder nahmen mich dergestalt ein, daß ich unter beständigen Seufzern daherging, auch am Leib elend wurde, und doch mich nicht entschließen konnte, ohne einen deutlichen Ruf Gottes auszugehn.

*) Diesen Ausdruck möge folgendes herrnhutische Lied erklären:

Was ist ein Kreuzluftbühnelein?
Sollt's auch ein Kreuzluftputtchen sein!
Ein Thierlein, so die Henne reucht,
Mit welcher sich das Lamm vergleicht
Dort zu Jerusalem.

Wem auch das noch nicht recht verständlich sein sollte, für den die Belehrung, daß die Henne ein stehendes Bild für Christus ist.

Endlich, 17. Jan. 1747, erklärte mir H. Steinhofer: weil es widersprechend herauskomme, daß ich bei meinem bekannten Sinn doch in der Gemeinde bleiben wollte, und es den Geschwistern zum Drang auf ihren Herzen würde, wenn sie mich beim Abendmal sehen müßten, so möchte ich ihrer darin schonen; er glaubte zwar nicht, daß ich wissenden Dingen gegen den Sinn des Heilands zu handeln begehrte, aber ich sei nun eben in statu perplexitatis. Ich antwortete: Strick ist entzwey, und wir seynd frey. Er sprach voller Verwunderung: was sagen Sie? Ich wiederholte: Strick ist entzwey und wir seynd frey!

Ich wußte aber nicht, wohin ich mich wenden sollte, und einige auswärtige Herrn Knechte Gottes ermahnten mich, noch ferner Geduld zu beweisen und dem Herrn nicht anzulaufen. Da nun aber die Gefahr und der Druck zunahm, so entschloß ich mich, den Beruf als Geheimerath des Landgrafen zu Homburg auf die Probe anzunehmen. Es war aber ein starker Absprung, und meine Frau und Kinder waren übel daran, weil sie in Homburg nicht den geringsten Umgang für das Herz pflegen konnten, weshalb sie ihr Lebtag Homburg als den finstersten Ort, dahin sie gekommen, ansahen."

In seiner neuen Stelle nahm sich Moser hauptsächlich der Cameralgeschäfte an, er brachte Ordnung in die Canzlei und suchte durch solide Wirthschaft den Credit herzustellen. Im Anfang ging alles gut, aber bald intriguirte die alte Bureaukratie gegen ihn, und es kam so weit, daß der Landgraf wichtige Geschäfte hinter seinem Rücken abmachte. Moser forderte seine Entlassung und erhielt sie in den ehrenvollsten und herzlichsten Ausdrücken, 5. Oct. 1748. Er errichtete nun in Hanau eine Akademie für junge Standespersonen, die sich zum Staatsdienst vorbereiten wollten: sein ältester Sohn, der damals eine adelige Witwe heirathete, wurde sein Gehilfe. Die Anstalt war in voller Blüthe, als die würtemberger Landschaft ihn zu ihrem Consulenten berief. In dieser Zeit schrieb er die „wöchentlichen Berichte zur Förderung des wahren Christenthums" 1748 und die „Hanauischen Berichte von Religionssachen," 16. Febr. 1750—1, in denen er sich zuerst öffentlich und zwar sehr bitter über Zinzendorf aussprach, da ihn die Nachrichten von weiteren Unordungen in Ebersdorf aufbrachten.

Auch in Stuttgart, wo er Oct. 1751 eintraf, bemühte er sich hauptsächlich um Verbesserung der Landesökonomie. Es wurde ihm sehr schwer, das Vertrauen der Landschaft zu gewinnen, fast alle seine Reformpläne fanden Widerstand, und sein leitender Grundsatz in Bezug auf das Verhältniß zum Herrn: was man nachgeben will und kann, sofort und unumwunden nachgeben; in ernsteren Dingen aber unerschütterlich sein, verstieß zu sehr gegen die herkömmliche Praxis des Lavirens. Hier schrieb er 1753 die „Grundsätze

Digitized by Google

einer vernünftigen Regierungskunst." Ueber sein religiöses Leben berichtet er folgendermaßen.

„Ich hätte gern mehrere Gebetsgemeinschaft mit meiner lieben Ehegattin gepflogen; sie hingegen wollte nun lieber allein beten, darin sie sich auch fleißig geübt hat. Mit dem Gesinde setzte es öftere Veränderungen, worüber ich zwar meiner lieben Frau mehrmalen Vorstellungen that: sie bezog sich aber auf 2. Cor. 5, 12: „Gott sind wir offenbar; ich hoffe aber, daß wir auch in euern Gewissen offenbar sind;" und dabei mußte ich sie lassen. Mit meinen Geschwistern, auch andern alten Freunden in Christo war die Gemeinschaft und der Umgang nicht mehr so herzlich, vertraut und gesegnet als da wir vormals in Würtemberg waren. Die Zinzendorfschen Händel hatten auch hier viele Spaltung und Mißtrauen unter den Gutgesinnten erregt; man hielt uns doch für Leute, die in etwas angesteckt seien; daher traute man uns nicht ganz, zumal da unsre und der Andern Erkenntniß und Erfahrungen nicht allemal mit einander übereinkamen. Wenn von Zusammenkünften die Rede war, hätten die Andern gern alles auf Behandlung der heiligen Schrift gesetzt; ich und meine liebe Frau hingegen hätten gern mit erfahrenen, treuen und vertrauten Seelen Gemeinschaft gehabt, denen man sein Herz hätte entdecken, von den vorfallenden Versuchungen, Schwachheiten, Aergernissen, Mitteln in der Gnade weiter zu kommen, u. s. w. sprechen, sich bei Andern Raths erholen und wieder Andern das ihnen oft sehr nöthige in Liebe hätte sagen können. Aber davon wollte man nichts hören, hielt es für Gewissenszwang; nur wenn man etwas, so sich für Bekehrte nicht schickte, ahndete, wurden sie empfindlich, meinten, man wolle ihren Grund angreifen und sie nicht mehr für Kinder Gottes halten. Noch Andere hatten den Schein eines rechtschaffenen Wesens, da sich hernach nur allzudeutlich offenbarte, daß sie in einer fleischlichen Freiheit lebten; daher wir uns ihrer, und sie sich unserer, als ob wir Leute wären, die allzugesetzlich seien, entäußerten. Ueber allem diesem wurden wir endlich auch verlegen, und unser Umgang bedeutete meistens wenig mehr als ein liebreicher Umgang im gemeinen Leben. Die Herrn Bengel und Storr hielten Erbauungsstunden, die uns zu manchem Segen hätten werden können: wir besuchten sie aber nicht."

Seit 1755 nahm sich der Herzog persönlich der Regierung an, und trat mit Moser in einen intimen Verkehr: „Wollte Gott", schrieb er ihm einmal 15. Juli 1756, „es dächte jeder so patriotisch, wie der Herr Consulent und Ich, es ginge gewiß Herrn und Lande wohl." Dieser Verkehr gab der Landschaft argen Anstoß, die von ihrem Consulenten verrathen zu sein glaubte. Mit dem Eintritt Montmorins ins Ministerium änderte sich die Sache. Der neue Minister wollte willkürlich in alte Gerechtsame eingreifen und verlangte

Digitized by Google

von der Landschaft unbedingten Gehorsam. Bald stand Moser an der Spitze der Opposition. Vom Hof erfolgte Drohung auf Drohung; und als Moser eine Geldverwilligung hintertrieb, und dem Minister erklärte, er wolle lieber seinen grauen Kopf verlieren, als Unrecht thun, ließ ihn der Herzog 12. Juli 1759 ohne weiteres auf den Hohentwiel bringen, wo er ohne Untersuchung und Urtheil, sechs Jahre in schwerer einsamer Haft blieb! Es war ein Act der Tyrannei, der selbst damals Aufsehn erregte. Der kaiserliche Hof ließ ihn im Stich, weil er sich früher der evangelischen Stände angenommen. Erst nach dem Frieden konnte etwas für ihn geschehn; auf heftiges Andringen seines Sohns erließ (Dec. 1763) das preußische Cabinet im Verein mit Dänemark (Moser hatte durch Bernstorf 27. April 1759 den Titel eines dänischen Etatsrath erhalten) eine ernste Mahnung an den Herzog; als auch diese nichts fruchtete, wandte sich 30. Juli 1764 die Landschaft an den Reichshofrath. Der Herzog ließ nun dem Gefangenen die Freiheit anbieten, wenn er eine Acte unterzeichnen würde, in welcher er sich als Verbrecher bekannte und um Gnade bat: Moser war Mann genug, dies Ansinnen entschieden zurückzuweisen. Darauf erfolgte 6. Sept. eine Resolution des Reichshofraths, ihn sofort freizulassen und 25. Sept. 1764 die wirkliche Freilassung.

Wunderbarer Weise hatte die schwere Haft seiner Gesundheit nicht geschadet; auch sein rastloser Thätigkeitstrieb hatte sich Befriedigung zu verschaffen gewußt. Man hatte ihm alles Schreibmaterial entzogen, er kratzte mit einer Putzscheere in die weiße Wand ein, und mit derselben Putzscheere, um es doch mit sich zu nehmen, in den Rücken des Papiers seiner Bibel und seines Gesangbuchs. Und was kratzte er auf diese Weise zusammen! 1) über 1000 geistliche Lieder, später in 114 Bogen gedruckt! 2) 34 Werke vermischten Inhalts, z. B. „Grundsätze des Besteuerungsrechts derer Reichsstände," „europäisches Staatshandbuch" u. s. w.; ganz ohne Hilfsmittel! 3) „eines alten Mannes muntere Stunden während seines Festungsarrests," z. B.: „politischer Streit zwischen einem lateinischen Principal und seinen Schülern; politische und philosophische Gedanken beim Hühnerfüttern; Reisebeschreibung ins Land der Altgebräuchler" u. s. w. „Diese muntere Stunden enthalten aber keine beißende Satiren, noch Schnacken oder etwas einem Christen oder ernsthaften Mann Ohnanständiges; sondern nur einen gemäßigten Witz, unvermuthete Gedanken und Wendungen, und sittliche Charakteristiken gewisser Gattungen von Personen, die ich genau habe kennen lernen." — Den 2. September 1762 hatte er seine Frau verloren: die Briefe, die sie ihm in den Kerker schrieb, zeigen nie auch nur die Spur eines echten, individuellen Gefühls, einer unverfälschten Stimme des Herzens oder auch nur eine positive Thatsache, die ein gemeinsames Interesse verriethe; es ist nur vom Blut des Lammes die Rede, gegen alles, was geschieht, ist sie gleichgiltig. Bei ihrem Phlegma hatte der Pietismus eine

Digitized by Google

ganz contemplative Färbung angenommen; wenn der choleriſche Moſer denſelben Ton anzuſtimmen ſucht, klingt es gemacht.

Auch nach ſeiner Entlaſſung gelang es ihm nicht, Frieden zu finden. Sein älteſter Sohn erhielt 6. März 1765 vom kaiſerlichen Hof (Fürſt Colloredo), die ernſte Ermahnung, der Vater möge ſich jetzt ſtille halten. Eine neue Gefahr bedrohte ihn von Würtemberg wegen ſeiner Schrift „vom Soldatenhalten;“ er entfloh Auguſt 1765 zu ſeiner Tochter nach Karlsruhe, erhielt zwar März 1766 die Erlaubniß zur Rückkehr, wurde aber als Conſulent nicht mehr gebraucht. Doch erfreute ihn 30. Jan. 1769 ein gnädiges Handſchreiben des Herzogs, der ihn ſo lange verfolgt; es fand eine perſönliche Zuſammenkunft ſtatt, in welcher der Herzog ihm erklärte, er ſei ein ehrlicher Mann, was den alten Moſer doch ſehr freute. Auf eine ungnädige Erklärung des kaiſerlichen Hofs, weil Moſer in ſeinem Reichsſtaatshandbuch das Corpus Evangelicum zum Widerſtand ermahnt, und, was das Schlimmſte war, gegen Preußen ſich viel rückſichtsvoller ausgeſprochen als gegen Oeſtreich, verſprach Moſer 10. März 1769, alles Anſtößige zu ſtreichen. Den 10. Juli 1770 erhielt er die definitive Entlaſſung von ſeiner Stelle, mit Beibehaltung einer jährlichen Penſion von 1500 Gulden. Als der kaiſerliche Hof 1775 gegen Moſer, weil er die Reichshofrathsgutachten in der Jeſuitenangelegenheit veröffentlicht, eine Unterſuchung verlangte, und als ihn das Kammergericht 9. April 1777 mit einem fiscaliſchen Proceß bedrohte, ſchützte ihn beidemal der Herzog.

Am Schluß ſeines Lebens fand der ſechsundſiebzigjährige Greis noch Muße, ein neues wiſſenſchaftliches Werk zu beginnen, das Völkerrecht, und er begann und vollführte es mit der Kraft und Ausdauer eines Jünglings. — Das Völkerrecht war hauptſächlich durch Wolff rein philoſophiſch ausgebildet, ſo daß die unter den europäiſchen Staaten in der Wirklichkeit beſtehenden Uebereinkünfte und Gewohnheiten höchſtens als gelegentliche Belegſtellen für die rechtsphiloſophiſchen Sätze benutzt waren. Schon als junger Mann fand Moſer dieſe einſeitige Auffaſſung unbefriedigend. Er fand, daß das, was die Staaten als Rechtsnormen unter ſich beſchloſſen hätten und wonach alſo die geſittete Welt in der That regiert werde, doch mindeſtens dieſelbe Bedeutung habe, als was in dem Kopf der Theoretiker entſtanden ſei. Seine große Beleſenheit in den Staatsſchriften zeigte ihm, daß ſolche poſitive Verabredungen und Gewohnheiten nicht etwa in einzelnen und zerſtreuten Bruchſtücken beſtehn, ſondern daß ſie den geſammten rechtlichen Völkerverkehr umfaſſen und faſt jede einzelne Frage berückſichtigen. Dieſen Plan eines Syſtems des poſitiven Völkerrechts im Gegenſatz zum „natürlichen“ führte er 1772—1780 durch.

Moſer ſtarb 30. September 1785. Zwei Jahre vor ſeinem Tode zeichnete er noch die Reſultate ſeines religiöſen Denkens und Empfindens auf. Ein Auszug aus denſelben möge dieſe Skizze beſchließen.

Digitized by Google

„Ob ich gleich, wenn ich es mit Menschen zu thun hätte, auch von Tugenden und guten Werken etwas sprechen und eine Belohnung deswegen erwarten könnte, so wäre mir doch ganz unbegreiflich, daß ein Mensch auf den thörichten Einfall gerathen könne, damit vor Gott zu bestehn, oder wol gar noch eine ewige Seligkeit deswegen zu hoffen, wenn ich nicht wüßte, daß solches blos daher rühre, weil solche Personen weder Gott noch die Sünde noch ihres Herzens unergründliches Verderben kennen. Das hindert aber nicht nur nicht im geringsten, daß ich nicht so vergnügt als irgend ein Mensch in der Welt leben kann, meine Tage zubrächte; sondern es ist eben das Mittel, vergnügt leben zu können, wenn ich meine Gerechtigkeit nicht in mir selbst suchen darf, sondern in der mir durch den Glauben zugeeigneten Heiligkeit Jesu, in welchem ich mich als einen Heiligen ansehn darf. . . . Eine Reinigung der Seelen nach dem Tode halte ich weder für nöthig noch möglich: denn bei der Gemeinschaft mit Jesu bedarf ich sie nicht, und außer derselben hülfe sie nichts. Die Ewigkeit der Höllenstrafen halte ich der Liebe Gottes und seiner Gerechtigkeit nach durchaus nicht für unanständig, und umsoweniger ungerecht, da ich nicht vermuthen kann, daß die Verdammten in der Hölle werden besser werden und zu sündigen aufhören, sondern daß sie die alten Sünden mit neuen häufen.

. An Spectakeln, Lustbarkeiten, Spielen, Tanzen, wilden Musiken u. s. w. habe ich so gar keine Freude, daß, wenn ich auch glaubte, ich für mich könnte ohne Sünde dabei sein, so würde ich doch fern bleiben; ob es aber überhaupt Sünde sei? darauf lasse ich mich gar nicht ein. Man bekehre sich nur von ganzem Herzen; was einem sodann der heilige Geist und sein Gewissen erlauben, das kann und will ich ihm nicht zur Sünde machen.

. . Ich kann ebenso denken, wie ein Voltaire u. s. w., und was ich von Gründen oder Spöttereien gegen die Bibel und christliche Religion lese oder höre, ist mir nichts neues; denn ebenso habe ich längst selbst gedacht. Ich kann auf alle Einwürfe ebensowenig hinreichend antworten, als einer, der einen Gott glaubt, alle Einwürfe der Atheisten auflösen wird, oder als man einem Zweifler in tausend Sachen, die man gewiß weiß, glaubt und selber erfährt, auf alle Widersprüche so begegnen kann, daß nicht etwas übrig bliebe, so man an seinen Ort gestellt lassen muß. . . Ich kann denken wie ein Naturalist, und also beides unparteiisch gegen einander abwägen: hingegen ist die unmöglichste Unmöglichkeit, daß ein Unbekehrter mit Ueberzeugung und einem lebendigen Gefühl des Herzens denken könne wie ein Bekehrter. Seitdem das Herz den Kopf gelehrt, hat dieser sich ganz umgekehrt auch in den Grundideen."

. . Es ist also nichts als einer innerlichen und gründlichen Ueberzeugung meines Verstandes und dem durch denselben gelenkten freien Willen zuzuschrei-

Digitized by Google

ben, daß ich mich zu der alten evangelischen (Luther- Arnd- Spener- Frankischen) Religion bekenne, hingegen keine Freudigkeit hätte, zur reformirten zu treten: und zur katholischen überzugehn, wäre mir, so lange ich die h. Schrift Neuen Testaments für Gottes Wort halte, die unmöglichste Unmöglichkeit. Dabei glaube ich, daß der Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten, welche die Gnade Gottes in Christo uneingeschränkt glauben, blos auf exegetischen Wahrheiten beruhe; und ich kann mit wahrhaftig bekehrten Reformirten ohne Anstand brüderlich umgehn.

... Ich setze meine Religion nicht blos darin, daß ich gewisse Lehrsätze für wahr halte und nach selbigen lebe, sondern daß ich wieder mit Gott vereinigt werde und also selig sei, und zwar allein durch Jesum. Hierzu gehört: 1) eine tiefe, bis ans Ende des Lebens wachsende Erkenntniß und lebhaftes Gefühl des unergründlichen Verderbens des menschlichen Herzens und des unseligen Zustandes in Zeit und Ewigkeit eines natürlichen Menschen; 2) eine lebendige Erkenntniß der unaussprechlichen Langmuth Gottes in Christo; 3) eine gänzliche Aenderung des ganzen angebornen natürlichen Sinns; 4) eine, wenn dies vorhergegangen ist, durch den heiligen Geist gewirkte wirkliche Ergreifung der statt des verdienten Fluchs uns ohne alles Verdienst und Würdigkeit angebotnen Gnade Gottes durch den Glauben an Jesum und die durch sein Blut gestiftete vollkommene Versöhnung und Befreiung von der Herrschaft der Sünde und des Satans; 5) ein daraus fließender Genuß des Friedens Gottes in Jesu und ein bleibendes Zeugniß des heiligen Geistes, daß mir, so lange ich in der Gnade stehn bleibe, alle meine vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden um des Blutes Jesu willen vergeben seien; 6) ein dem Vorbild Jesu gemäßer Wandel, wozu die Kraft und Willigkeit allein durch den Glauben an ihn hergeleitet wird; 7) daß ich auf solche Weise einen freudigen und kindlichen Zugang zu dem Herzen Gottes durch Jesum und einen Umgang mit ihm haben kann, mich dessen auch wirklich bediene; 8) daß ich die zu dem Eingang in das Reich Gottes unentbehrliche Vollkommenheit in Jesu bereits habe; 9) mithin alle Augenblick, so lange ich in der Gemeinschaft mit Jesu stehe, ohne alle weitere Zubereitung oder Reinigung der Seele nach dem Tod, bereit und würdig bin, in eine selige Ewigkeit überzugehn; sonach auch 10) dem jüngsten Gericht mit größter Begierde und Freudigkeit entgegensehn kann, als dem Ziel aller meiner Hoffnung und dem Anfang einer unendlichen unaussprechlichen Seligkeit in dem nähern Genuß Gottes in Jesu. Jesus ist und bleibt der Mittelpunkt zwischen Gott und mir, er ist mein alles in allem, außer ihm habe und will ich keinen Gott, viel weniger einen gnädigen Gott, am allerwenigsten aber einen Vater. — Wie nun dies lauter Dinge sind, welche die Vernunft nicht lehren kann, oder auch derselbigen thöricht sind, so geschieht es mir gar

Digitized by Google

nicht sauer, mich von denen, die nicht eines Sinnes hierin mit mir sind, insofern als einen Narren ansehn zu lassen." Julian Schmidt.

Die Lage Oestreichs.

Aus Tirol, 16. Juli. So wenig die Friedensversicherungen Napoleons Vertrauen wecken, oder das Ziel der Rheingrenze als für immer aufgegeben gelten kann, liegt doch der nächste Angriffspunkt napoleonischer Politik nicht am Rhein, sondern in Italien. Venetien und Südtirol sind die gefährdeten Posten. Die Landstrecke bis zur Adria wurde Piemont vom Kaiser durch den Willen des Volkes im Vertrage von Plombières zugesichert, die etlichen Quadratmeilen des welschen Südtirol sind wol das selbstverständliche Zugehör; denn auch sie bewohnen die Angehörigen der großen italienischen Familie. Die Pläne Napoleons auf die Abrundung des Kaiserreichs an den Abhängen der Alpen und der Seeküste, auf Genua, Sardinien, vielleicht auch Neapel knüpfen sich unmittelbar an die Vergrößerung Piemonts gegen Osten. Oestreichs Besitz auf dem Boden welscher Zunge lockt mehr als alles andere zur nächsten „friedlichen Eroberung". Wer das Volk zwischen dem Mincio und den illyrischen Alpen näher kennt, wird zugeben müssen, daß es mit wenigen Ausnahmen eine tiefe Erbitterung gegen Oestreich im Herzen trägt. Dank derselben kennen Oestreichs Feinde jede Aufstellung seiner Truppen, ihre Stärke, Mittel und Angriffspläne. Luftschiffe und Raketen sind nur die ostensiblen Spione. Verräth man einmal, wie in Villafranca die Versorgung Mantuas mit Mundvorrath auf blos sechs Tage, die schmutzige Quelle dieser Allwissenheit, so geschieht es eben, weil sie nicht besser ausgenutzt werden kann. Der Italiener ist nachgerade schlau genug, um sich auf thatsächlichen Beweisen nicht ertappen zu lassen; die acht politisch Verdächtigen, die jüngst unter Begleitung von fünf Sbirren und einem Polizeicommissär durch Tirol nach Böhmen abgeführt wurden, waren Präsidenten unionistischer Clubs, bei denen man auch nicht ein verrätherisches Blatt gefunden. Auf solchem Boden wird der Kampf auch dem muthigsten Soldaten erschwert, wir sahen es in dem letzten Feldzuge. Noch schlimmern Druck als diese Mißgunst der Verhältnisse übt die Stimmung des östreichischen Heeres. Von jener Begeist-

Digitized by Google

rung, Kampflust, Todesverachtung, die im Jahr 1848 und 1849 die Schaaren Radetzky's zu Helden machten, blieb kaum mehr die Erinnerung. Dazu trugen nicht blos die beflügelte Leichtigkeit der Franzosen in ihren Bewegungen, die Tragweite ihrer Geschütze, das Talent und kühne Wagniß ihrer Führer bei, sondern noch mehr die alten Fehler österreichischer Kriegsführung, das Hofgesinde von Generalen, die rohe Behandlung der Gemeinen, die schlechte Verpflegung. Ein wahrer Widerwille gegen jeden Krieg trat im ganzen Heer an die Stelle des frühern Selbstgefühls. Von geistig so herabgekommenen Truppen lassen sich kaum große Erfolge erwarten, zumal dann nicht, wenn jene Parade- und Gamaschenhelden an ihrer Spitze bleiben, die eine falsche Zeitungsnachricht über ihre gefeite Person nicht eher schlafen läßt, bis allen Tageblättern ein vollständiger Kappzaum am Munde hängt.

Es geschieht wol nur im Bewußtsein dieser Schwäche, wenn unsre Staatsmänner einmal dazu kommen, vom Grundsatze abzugehn, daß nichts Großes und Tüchtiges durch Deutschland geschehen darf, wenn sie einzuräumen scheinen, daß eine Verständigung mit Preußen nur beide Theile fördert. Ohne daß wir es sagen, wird aber wol Niemand allzuviel Schwarzrothgold in seine Träume mischen. Zuvörderst ist der Treubund dadurch bedingt, daß die Bewohner der Ostsee auch für Oestreichs Besitz an der Adria einstehn; die Restauration der Herzogthümer, den Schutz des Erben des h. Petrus, die Erhaltung der milden Herrschaft in Neapel können als Hintergedanken gelten.

Oestreichs äußere Politik hängt genau mit dem zusammen, was man hier „das göttliche Recht" nennt. Der oberste Grundsatz, wovon man bei uns in allen, den innern wie den äußern Angelegenheiten ausgeht, wurde nie so deutlich ausgesprochen als in jener östreichischen Note vom 26. December 1851 über die Trennung der politischen Realunion Schleswig-Holsteins: die Souveränetätsrechte dürfen keinen Beschränkungen unterworfen werden. Nicht so sehr die Legitimität ist es, worüber man hier eifersüchtig wacht, als die Unumschränktheit der Gewalt. Dies ist auch unser deutscher Standpunkt. Darum hat man beim Bundestage in der Sache Kurhessens nicht die Verfassung von 1831, sondern den Beschluß vom 27. März 1852 aufrecht erhalten. Das Endergebniß der im kaiserlichen Manifest vom 15. Juli 1859 verheißenen „zeitgemäßen Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung" war der verstärkte Reichsrath, ein Körper, dessen Mitglieder die Regierung selbst wählt, ohne Initative, ohne Recht der Gesetzgebung, — der alte Postulatenlandtag für das ganze Reich. Daß er nun seinen Erfindern über den Kopf zu wachsen droht, liegt wahrlich nicht in ihrer Berechnung, sondern in der Macht der Zeit, ist eine Folge der zehnjährigen Mißwirthschaft, die allen Credit untergrub. Alle Einrichtungen, wodurch sich das alte Regiment zu stützen

Digitized by Google

hoffte, erwiesen sich als unzureichend, ja verderblich; die Knebelung der Presse und jeder freien Entwickelung, die Schaar der servilen Diener und ihre kleinen Künste, das Spionirwesen und das Bündniß mit Rom, den Jesuiten und dem gesammten Klerus, haben nicht Liebe und Vertrauen gesät, kein neues Band geflochten zwischen Fürst und Unterthan. Man hätte wol noch behaglich in süßem Schlummer fortgeträumt, hätten nicht die Kanonen in Italien und der Nothschrei der Finanzmänner an die rauhe Wirklichkeit gemahnt. Rathschläge völlig wühlerischer Art tauchten auf, wir jener des Grafen Clam-Martiny, der aus lauter Furcht vor der Revolution die Umkehr aller staatlichen Verhältnisse, ein Reich des Unverstandes und der Unordnung zu proclamiren dachte und, weil das Deficit durch höchsten Befehl abgeschafft, fortan die Kosten der ganzen untern Verwaltung und eines guten Stücks Justiz auf den Rücken der Gemeinden schreiben wollte. Fast alle bureaukratischen Reformplane und darunter selbst jener des Finanzministers Bruck zeichneten sich dadurch aus, daß ihr Aufbau nur bis an die Provincialvertretungen reichte; darüber hinaus wagte sich mit Ausnahme des phantastischen Politikers in der deutschen Vierteljahrschrift kein Staatsmann in Oestreich. Und nun scheint es, als ob selbst dieser hochtorystische Reichsrath das verpönteste Wort, den Schrecken aller gottergebenen Gemüther auf den Lippen trüge: die Constitution. Die Stimmführer aus Tirol tragen zwar keine Schuld daran, Graf Wolkenstein ist ein Juwel der Conservativen, und Advocat Straßer erröthet vor der Oeffentlichkeit, und verwahrt sich mit echt tirolischem Patriotismus gegen jede Verletzung unsrer Eigenthümlichkeiten; aber Ungarn ist es, das vorwärts drängt, jenes Ungarn, dessen „Einbeziehung in den Reichsverband" den Vorwand lieh, die Verfassungsurkunde vom 4. März 4849 für „unausführbar" zu erklären. Unausführbar, dies gestehen wir gerne, war sie von vorne herein, weil sie Völker so verschiedener Bildungsstufen, so entgegengesetzter Bestrebungen, so schroffer Antipathien unter einen Hut zu bringen vorgab, dies führt uns eben auf die Vermuthung, daß man, wenn wieder einmal der Strom in sein Bett gelenkt, sie wieder zurückzunehmen dachte, so wie sich nun die reactionäre Hofpartei über die Scandale die Hände reibt, welche die Wiener Zeitung so geschäftig abdruckt. Man denkt wol schon auf den unheilbaren Zwiespalt im Schooß einer so hochgebildeten Versammlung zu verweisen, um auch dies Almosen als Verschwendung hinzustellen. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß eine freisinnige Verfassung für jede der stammverwandten Ländergruppen unmöglich ist, für die deutsche, ungarische und slavische. Die allzuschroffen Zügel der Einheit, d. i. der Herrschergewalt müßten freilich bei der bloßen Personalunion nachgelassen werden, der Credit hingegen könnte nur gewinnen, wenn die Staatsschuld durch Abgeordnete der drei Landtage vertheilt und von diesen verbürgt würde. Vor der Hand deutet noch nicht das

Digitized by Google

leiſeſte Zeichen an, daß man maßgebenden Ortes gewillt ſei, dem lauten Wunſche des öſtreichiſchen Volkes, den Bedürfniſſen der Zeit, dem Drucke der Geldnoth irgend ein namhaftes Zugeſtändniß zu machen, auch nur ein Jota der Souveränetätsrechte aufzugeben*). Selbſt das Andenken an die Conſtitution möchte man vermeiden, ſo zwar, daß ein Mitglied des Kaiſerhauſes, als es in einem Kloſter Tirols noch ein Bild Sr. Majeſtät mit der Unterſchrift: „Conſtitutioneller Kaiſer von Oeſtreich" antraf, es aus dem Rahmen heben ließ und mit ſich nahm. Wie wenig man den Bürgerſtand werth hält, zeigen die bekannten Beiſpiele bei Bällen und Feſten, wie letzthin bei der Enthüllung des Karldenkmals. Politiſche Rechte werden uns erſt dann gewährt, wenn man nicht mehr anders kann, mit entſchiedenem Unwillen und in der Hoffnung, daß ſich die Zeiten ändern.

Dies die Sachlage. Wir betrachten es als keinen Verluſt, wenn der Reſt der Lombardei und Venetien von Oeſtreich getrennt werden, ſie ſind ſelbſt mit fremder Beihilfe nicht mehr zu halten, der Boden erglüht unter den Kämpfenden. Die Unmöglichkeit freier Inſtitutionen für Oberitalien diente ſchon lange genug der Reaction zur Stütze, die Gewinnung des dortigen Klerus den Jeſuiten zur Vorbereitung, die Sendlinge Roms gaben ſich als Lenker und Hüter des Volkes. Vielleicht würden ſich unſre Staatsmänner nach der von ihnen nicht unverſchuldeten Einbuße zweier reichen Provinzen auch eher der Ueberzeugung hingeben, daß nur von einem aufrichtigen, warmen und feſten Anſchluß an das Volk noch Rettung zu hoffen. Die Leute, die tagtäglich mit Hintanſetzung alles innern Zwiſtes, alles Jammers über unſre Zuſtände die Erhebung für unſer Vaterland predigen, wie etwa die Augsburger Allgemeine, vergeſſen, daß wir kein Gut beſitzen, das des Kampfes werth wäre, daß ihn nur eine Rückkehr des Jahres 1815, eine Wiederaufnahme der karlsbader Beſchlüſſe, wo nicht Schlimmeres lohnen würde, ſie vergeſſen, daß Preußen und das Volk aller deutſchen Mittelſtaaten nur dann Vertrauen zu Oeſtreich faſſen können, wenn ſeine Verpflichtungen durch das Volk gewährleiſtet ſind. Und wenn wirklich das Unerträgliche über uns hereinbräche, wenn der ſchlaue Rechner an der Seine uns in ſeine Feſſeln ſchlüge, auch dann wäre Deutſchland noch nicht verloren, den fremden Druck würde es mit uralter Kraft brechen, es würde aber dann, ſo hoffen wir, nicht für den bloßen Wechſel der Knechtſchaft, ſondern für die Freiheit fechten.

*) Seitdem iſt bekanntlich die Bewilligung der Steuern und Anleihen in die Hände des verſtärkten Reichsraths gelegt. D. Red.

Digitized by Google

Baden und Teplitz.

Von der preußischen Grenze.

Die Katastrophe, auf die wir im vorigen Heft hinwiesen, scheint schneller zu kommen, als wir selber erwartet haben: Oestreich, das noch vor Kurzem durch den Mund seines ersten Ministers erklärte, es wolle eher seinen Besitz aufgeben als seine Grundsätze, das noch vor kaum einem Monat Preußens gerechtfertigtste Ansprüche mit kaltem Stolz zurückgewiesen, Oestreich führt eine Constitution ein und wendet sich um Hilfe nach Preußen. Wenn so unerhörte Dinge vorgehn, muß die Gefahr nahe vor der Thür stehn, ja sie muß schon angeklopft haben und stark angeklopft; denn Oestreich hat sonst kein leises Gehör.

Man glaube nicht, daß wir scherzen, wenn wir von einer Constitution sprechen. Zwar scheinen die Oestreicher selber auf das kaiserliche Handschreiben, welches dem verstärkten Reichsrath verkündigt, daß fortan ohne seine Bewilligung keine Schulden contrahirt und keine neuen Steuern aufgelegt werden dürfen, nicht viel zu geben; die Sache sieht ihnen zu wunderlich aus, wie ein zufälliger plötzlicher Entschluß, der eben so gut wieder zurückgenommen werden kann; und außerdem scheint ihnen der vom Kaiser einberufene Reichstag am wenigsten competent, Steuern und Subsidien zu votiren. Aber darin liegt eben das Bedeutende der Sache. Zurücknehmen läßt sich ein solcher Beschluß nicht leicht, in Fällen, wo man Geld braucht, sehr viel Geld, und wo die Geldmänner, bei denen man etwa Hilfe suchen wollte, durch eben dieses kaiserliche Handschreiben in Gefahr gesetzt sind, jede ohne Bewilligung des Reichsraths abgeschlossene Anleihe als ungiltig verworfen zu sehn. Und so weit sind die Geldmänner doch in die Geheimnisse der Finanzkunst eingeweiht, daß sie voraus sehn, Oestreich werde mit beiden Händen zugreifen, sobald es irgend einen Rechtstitel gibt, empfangene Anleihen als gesetzlich nicht empfangen zu constatiren. Jenes kaiserliche Handschreiben ist also für jedes neue Anleiheproject ein starker Hemmschuh, es ist es um so mehr, da die Enthüllungen des letzten Jahres alle Welt den höhern östreichischen Beamten gegenüber vorsichtiger gemacht haben.

Aber, wird man sagen, der Reichsrath wird unbesehen jede beliebige Anleihe und jede beliebige Steuer bewilligen, die man ihm vorlegt. Dem ist nicht so. Sobald der ernsthafte Augenblick eintritt, wird der Reichsrath weder bewilligen noch abschlagen, weil er beides nicht kann: er wird sich einfach für incompetent erklären und die Einberufung von Reichsständen verlangen. Die

Digitized by Google

Sache liegt so klar, daß wir kaum an die Notabeln von 1787 zu erinnern brauchen, und ohne Furcht einer übereilten Prophezeihung glauben wir die Behauptung aufstellen zu können, daß mit jenem Handschreiben der erste Schritt geschehn ist, der entweder zur wirklichen Constituirung Oestreichs, oder zu seiner völligen Desorganisation führt.

Wenn Oestreich bei seinen alten Ansprüchen verharrt, wenn es seine verschiedenen Nationalitäten absolutistisch centralisiren, wenn es die Hegemonie in Deutschland und Italien wieder erobern will, so ist das ein Unternehmen, das nur bei unerhörtem Glück und bei unerhörter Entschlossenheit gelingen kann. Jedes Symptom der Unentschlossenheit, jedes Zeichen der Schwäche ist auf diesem Wege verderblich. Die Völker Oestreichs, Deutschlands und Italiens sehen in solchen Concessionen keine Gesinnungsänderung, sie sehen nur die Wirkung der blinden Furcht. Und wol ist Grund dazu vorhanden; denn schon wälzt sich Italien gegen Venedig, schon wälzt sich Rußland gegen die Türkei, und nicht blos Frankreich, sondern nach aller Berechnung auch England ist bereit, die Sache der Nationalitäten gegen Oestreich zu unterstützen.

Sollte nun noch gar von Deutschland Gefahr drohen, so wäre der Boden des Staats völlig unterwühlt. Es ist daher ein wohl überlegter Entschluß des Kaisers, daß er in einer Weise, die ganz außer den stolzen Traditionen des alten Kaiserreichs liegt, sich mit Preußen zu verständigen sucht. Wäre dieser Entschluß zwei Jahre oder auch nur ein Jahr früher gefaßt, so hätte Oestreich viel Nachtheil vermeiden können. Aber auch unter den gegenwärtigen Umständen ist der Entschluß wohl überlegt. Preußen ist in einer Stimmung, die man als chevaleresk bezeichnen könnte. Die unruhige Politik Frankreichs in der letzten Zeit hat die alten Ideen vom „Erbfeind" wieder aufgerufen, und die Art und Weise, wie man in Italien eine Dynastie nach der andern in Frage stellt, widerspricht zu hart allen Ueberlieferungen des monarchischen Princips. Preußen ist in einer Stimmung, in der sich das Stichwort der Legitimität wieder hören lassen kann: in einer Stimmung, in diesem Sinn alles zu bewilligen, was nicht geradezu gegen seine Lebensaufgabe verstößt.

Darum sehen wir der bevorstehenden Zusammenkunft in Teplitz nicht ohne Besorgniß entgegen; wir glauben, daß der freilich etwas frühzeitige Jubel, der sich im Lager der Kreuzzeitung erhebt, nicht aller Begründung entbehrt. Daß die Zusammenkunft in Teplitz einen ernsteren Charakter haben soll als die in Baden, zeigt sich schon daraus, daß diesmal die Herrscher von ihren Ministern begleitet sind. Die Zusammenkunft in Baden war nur eine Demonstration, in der man sich gegenseitig, so weit es schicklich war, über seine Gesinnungen aussprach; hier wurde also nur ausgesprochen, was bereits fest stand. In der Zusammenkunft zu Teplitz dagegen soll etwas Neues festgestellt werden.

Digitized by Google

Was Oestreich von Preußen wünscht, ist nicht schwer zu errathen. So bedrohlich für die Zukunft die orientalische Frage sich gestalten mag, unmittelbare Gefahr liegt für jetzt nur in der italienischen. Welchen Ausgang auch die gegenwärtigen Händel in der Halbinsel nehmen mögen, ob Neapel und Sicilien an Victor Emanuel fallen, oder ob in ihnen ein Königreich Murat aufgerichtet wird, oder ob die Bourbons aufrichtig ins constitutionelle Lager übergehn und sich mit Piemont verbinden: in allen drei Fällen ist das Ende der Angriff auf Venedig. Im ersten Fall ist dieser Angriff der Kaufpreis, den Sardinien zahlen muß, in den beiden andern Fällen ist es der Kaufpreis, den es sich zahlen läßt.

Was also Oestreich von Preußen wünscht und wünschen muß, ist die Garantie Venedigs. Die deutschen Mittelstaaten würden vielleicht zu dieser Garantie erbötig sein, allein ihr Gewicht würde nicht ausreichen. Von Rußland meldet man sehr eifrig und geschäftig, das dortige Cabinet sei über Piemonts unruhige Politik sehr aufgebracht, und auch über Frankreich äußerst mißvergnügt; noch gibt aber kein Zeichen kund, daß es gewillt sei, diesem doctrinären Mißvergnügen zum Nachtheil seiner Interessen einen thätigen Ausdruck zu geben. Wäre es dazu gewillt — wir sähen wahrlich Oestreich eher auf dem Wege nach Warschau als nach Teplitz! — Die Whigs wären die letzten, unter den gegenwärtigen Umständen sich gegen ihre alten Freunde in Italien und gegen ihren mächtigen Bundesgenossen zu engagiren. — So bleibt nur Preußen übrig.

Garantie Venedigs! — Das Wort klingt unbefangen genug; denn Venedig ist Oestreichs unzweifelhaft rechtlicher Besitz. Solche Garantieverträge zwischen zwei Staaten kommen aber nur dann vor, wenn beide sich für einen bestimmten Fall verbünden, wenn der eine die Politik des andern vollständig zu controliren in der Lage ist. Es wird Oestreich nicht darum zu thun sein, von Preußen das Versprechen zu erhalten, es werde ihm zu Hilfe kommen, wenn man es unprovocirt mit Krieg überzieht; Oestreich wird mehr verlangen. Es wird eine Garantie auf alle Fälle verlangen, und sich in seiner Politik freie Hand vorbehalten. Garantie Venedigs heißt Garantie Ungarns; heißt Niederwerfung der italienischen Revolution; heißt Unterstützung Neapels; heißt Restauration Toscanas, Modenas, Parmas; heißt Wiedereroberung Mailands und in letzter Instanz Eroberung von Sardinien.

Daß solches Oestreichs Wünsche sind, wird Niemand bezweifeln; es fragt sich, was es Preußen bieten kann, falls es sich an diesem legitimistischen Kreuzzug betheiligt. — Wir finden keinen Kaufpreis, der Preußen bestimmen könnte, sich auf ein Unternehmen einzulassen, welches in letzter Instanz gegen Preußen selbst gerichtet wäre; denn sobald Oestreich in Italien die alte Stellung errungen hat, ist seine nächste natürliche Aufgabe, auch in Deutschland

Digitized by Google

reinen Tisch zu machen. Das Wort Schwarzenbergs gegen Rußland käme wieder in Anwendung.

Wol gäbe es ein Mittel der Verständigung zwischen Oestreich und Preußen, ein Mittel für beide Staaten gleich nützlich und in der Natur der Sache begründet. Seit einer Reihe von Jahren sind beide Staaten beständig darauf hingewiesen, aber diese Politik, nach welcher Oestreich sich aufrichtig bemühte, Preußen die Stellung in Deutschland zu überlassen, die durch Geschichte und Sachlage gleichmäßig ihm vorgezeichnet wird, und dafür seine Unterstützung gegen den Osten zu erwerben, eine solche Politik läßt sich nicht extemporiren. Der Kaiser mag mit dem offensten Willen von der Welt dem alten Nebenbuhler die Hand bieten, er kann geschehene Dinge nicht ungeschehn machen. Seit Jahren arbeitet Oestreich in Deutschland der preußischen Politik feindselig entgegen; wenn es nun plötzlich umkehrte, so würde es damit die Nachwirkung seiner alten Action nicht aufheben. Wo Preußen in Deutschland ein Nachtheil zugefügt ist, knüpft sich der Name Oestreichs daran: in Schleswig-Holstein, in Kurhessen, im deutschen Bunde, in Bregenz. Vielleicht könnte Oestreich sich allmälig aus diesen Positionen ziehn, aber es kann unmöglich mit einem Male umkehren. Es ist moralisch und physisch unmöglich. Oestreich kann Preußen im gegenwärtigen Augenblick nichts anderes bieten, als wozu es ohnehin verpflichtet ist: Garantie des Bundesgebiets.

Aber Oestreich kann Preußen schaden. Es kann unter Umständen von Frankreich die Garantie für Venedig, vielleicht noch mehr erlangen, und ihm dafür behilflich sein, die Rheinprovinz zu gewinnen. Kinglake's Mährchen kann unter Umständen eine Wahrheit werden. Vielleicht wäre es eine Eventualität, die einem kühn aufstrebenden Preußen die günstigste Aussicht verschaffte. Aber für eine verwegene und doch immer zweifelhafte Politik sind wir Deutsche nicht gemacht, und es ist auch gut so. Jener Umstand muß also in Rechnung gebracht und wie es einem besonnenen Staate ziemt, Vortheil und Gefahr gehörig abgemessen werden. In der Erregung des Moments läßt sich das schwer abmachen, und unsre Hoffnung ruht daher darin, daß die Zusammenkunft in Teplitz vorläufig zu nichts weiter führen wird, als die unnützen und thörigten Mißhelligkeiten zu beseitigen, die bisher die Beziehungen der beiden Staaten verwirrt haben, und das Weitere dem ruhigen Wege der Diplomatie zu überlassen. Preußen hat in Baden offen und entschieden gezeigt, daß es in Deutschland nicht piemontesische Politik zu treiben gedenkt, es ist jetzt an Oestreich, die alten Beleidigungen gegen Preußen zurückzunehmen und den alten, handgreiflichen Beschwerden abzuhelfen. Dazu und nur dazu ist eine persönliche Zusammenkunft der beiden Herrscher das beste Mittel; das Weitere muß auf dem gewöhnlichen Wege geschehn.

Digitized by Google

Das alles sind Motive jener endlichen auf den Tag, auf die Stunde gerichteten Politik, die allerdings in allen praktischen Fragen das erste Wort sprechen muß. Aber nicht das letzte. — Preußens Beruf ist nicht heute, nicht morgen durchzuführen, aber es verscherzt ihn, wenn es grundsätzlich dagegen handelt. Preußens Macht beruht auf dem deutschen Nationalgefühl, und mehr und mehr stellt sich heraus, daß unter allen weltbewegenden Mächten der neuern Zeit dieses Nationalgefühl die erste Stelle einnimmt. Das Weltbürgerthum des vorigen Jahrhunderts glaubte nicht daran: ebensowenig sein größter Held, Napoleon I. England, Rußland, Deutschland, Spanien überführte ihn seines Irrthums; mehr und mehr trachten diese Nationen darnach, sich auch die angemessene politische Form zu geben. Italien, nach langen Zuckungen, ist jetzt in dieselbe Reihe getreten. Freilich in ungeordneter Weise, sehr gegen das Völkerrecht. Wir wollen alles Kopfschütteln gegen Victor Emanuel und Cavour gern zulassen; wir haben nichts dagegen, wenn man Garibaldi einen Räuberhauptmann nennt; aber wenn die preußische Zeitung behauptet, mit Ausnahme einiger Flibustierzüge gegen die Insel Cuba sei so etwas nicht vorgekommen, so ist das doch zuviel gesagt. Der Gründer der jetzigen britischen Dynastie, Wilhelm von Oranien, hat doch etwas ähnliches unternommen. Im tiefsten Frieden, noch dazu gegen seinen Schwiegervater. Garibaldi ist freilich kein Fürst, aber er wirkt doch für einen Fürsten. Die Fürsten von Toscana u. s. w. sind sehr mit Unrecht ihrer Staaten beraubt; aber nun das Unrecht einmal verübt, ist es doch besser so, als wie es war. Vielleicht haben wir noch Gelegenheit, uns über Neapel ähnlich auszudrücken. Vielleicht; denn auch wir haben mit großer Besorgniß dies wilde Hazardspiel angesehn. — Die Abstimmung eines Volks über seine Regierungsform ist eine Fratze, darüber ist im Grund alle Welt einig. Aber es versteckt sich dahinter doch ein realer, d. h. im Leben wirksamer und fruchtbarer Gedanke: daß die Staaten nicht blos die Diener einzelner Fürsten sind, wie im Mittelalter, sondern der Ausdruck einer sittlichen Macht, jener Macht, die man Nation nennt. Die Fürsten, denen es gelingt, die Führer, die Beherrscher dieser Mächte zu werden, können ihrer Dynastie die längste Dauer versprechen. Preußen hat eine solide, materielle Basis; aber wichtiger ist ihm der ideelle Zug, den man mit der Vorstellung dieses Staats verknüpft, und Heil dem Fürsten, der diese Physiognomie seines eigenen Lebenselements nicht verkennt!

† †

Digitized by Google

Literatur.

Alexander Petöfi's erzählende Dichtungen (1. Zauberbrunn, 2. Held Janos, 3. Wek der Narr) erschienen in neuer Ueberſetzung von K. M. Kertbeny (München, Franz). Die echt poetiſche Natur des ungariſchen Dichters iſt auch in Deutſchland gebührend gewürdigt; er hat von den meiſten Romanciers unſerer Tage den großen Vorzug, wirkliche Geſtalten hervorzubringen, und ſeine Anſchauungen ſind nicht blos beſtimmt, ſondern ſelbſt reich. — Polska na Parnaste, ausgewählte Gedichte der Polen, ins Deutſche überſetzt von Heinrich Ritſchmann, mit beigefügtem Originaltext (Danzig, Bertling). Schon der Seltenheit wegen hervorzuheben. — Victor Hugo's ſämmtliche poetiſche Werke. Deutſch von Ludwig Seeger (Stuttgart, Rieger). Der Ueberſetzer iſt ſchon durch frühere Unternehmungen rühmlichſt bekannt; er hat auch diesmal ſeinen Ruf bewährt. Daß er an Stelle des Alexandriners den fünffüßigen Jambus geſetzt hat, iſt eine Erleichterung, gegen die wir nichts einzuwenden haben. Die vier erſten Lieferungen enthalten das neueſte vielleicht auch wunderlichſte Werk dieſes wunderlichen Dichters: la legende des siècles; eine Reihe von Romanzen, die den Fortſchritt der Menſchheit in der Weltgeſchichte ausdrücken ſollen, die aber im Grund nur phantaſtiſch verzerrte Gebilde der erhitzten Einbildungskraft enthalten. Daß Victor Hugo eine lebhafte und reiche Phantaſie beſitzt, mögen wir bis zu einer gewiſſen Grenze gern zugeben, aber Phantaſie ohne gemüthlichen Inhalt und ohne die Schule des Verſtandes, ja ohne angebornes Maß bringt doch immer nur Fratzen hervor.

Unter den deutſchen Originalien ziehn wir die „poetiſchen Fragmente von Drammor vor (Leipzig, Brockhaus), ihrer lebhaften Schilderung wegen; die übrigen Dichter: Ernſt Scherenberg („Aus tiefſtem Herzen," Berlin, Schindler); Margaretha Pilgram-Dahl (Frankfurt, Sauerländer); Ludwig Auerbach („Ballram von Meißenſtein," Pforzheim, Flammer); Carl Förkert (Friedrich und Katte, Berlin, Sauvage) und Heinrich Zirndorf (Leipzig, Arnold), mögen uns vergeben, wenn wir es bei der bloßen Erwähnung bewenden laſſen. — Unter dem Titel „die vier Jahreszeiten" hat Hoffmann v. Fallersleben zweiſtimmige Kinderlieder herausgeben. (Berlin, Enslin.)

Hallbergers Prachtausgabe der Claſſiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein. Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingerſatzes von Moſcheles. Vollſtändig in circa 400 Notenbogen elegantеſter Ausſtattung in halbmonatlichen Lieferungen, im Subſcriptionspreis zu 1 Sgr. für den Muſikbogen — Stuttgart, Hallberger. — Dieſe in jeder Hinſicht empfehlungswürdige Sammlung hat einen rüſtigen Fortgang. Von Mozart ſind 6 Sonaten erſchienen, von Beethoven 14, von Haydn 4, von Clementi 5. Es iſt für unſere muſikaliſche Bildung von der größten Wichtigkeit, daß namentlich die beiden letztern, die mehr als billig in Vergeſſenheit gerathen ſind, dem größeren Publicum wieder in Erinnerung gebracht werden: eine heilſame Reaction geſunden muſikaliſchen Empfindens gegen moderne Zerriſſenheit.

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Buſch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. G. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Russische Zustände.

4.

Die Staatskirche und die Sekten (Starowerzi oder Raskolniki).

Die russische Regierung verfährt in Betreff der Gewissensfreiheit, wie sie in allen Zweigen der Verwaltung zu verfahren pflegt, d. h. im Allgemeinen nach Laune und Belieben. Die Gewissensfreiheit steht in den Gesetzbüchern, sie gehört sogar zu den Grundgesetzen des Reiches, aber von allen diesen Grundgesetzen wird eigentlich nur ein einziges immer und unter allen Umständen beobachtet: das nämlich, welches dem Kaiser das Recht verleiht, zu thun, was ihm gefällt. Die Regierung, statt die Gewissensfreiheit als politischen Grundsatz, als obersten Leitstern ihres Verfahrens, zu betrachten, wie dies alle wirklich civilisirten Regierungen thun, nimmt sich daraus, was sie will und gestattet den Einen zu glauben, was sie wollen, während sie Andere, oft auf grausame Weise, nöthigt gegen ihren Glauben zu leben.

So erfreuen sich die Lutheraner, die Muselmänner und die Heiden vollkommener Gewissensfreiheit, wogegen die Römisch-Katholischen sich häufigen Verfolgungen ausgesetzt sehn und die Israeliten zwar ihren Cultus ungehindert ausüben, aber nur wenige der staatsbürgerlichen Rechte genießen, die selbst den Heiden zugestanden sind. Die Sekten der morgenländischen Kirche endlich, denen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes untersagt ist, sind genöthigt, Gott nach ihrer Art im Geheimen zu dienen, indem sie die Polizei bestechen. So existirt die Gewissensfreiheit in Rußland nach dieser Seite hin nur unter dem Mantel der bureaukratischen Käuflichkeit. Gelegentlich wird sie hier durch eine polizeiliche Razzia gestört, die, wie ein Orkan Ruin und Unheil auf ihrem Wege verbreitend, rasch vorübergeht, worauf die altherkömmliche Käuflichkeit wieder in ihre Rechte tritt.

Um zu zeigen, was sich die Bureaukratie und ihr Werkzeug, die politische Polizei noch jetzt erlauben kann, in einer Epoche, wo die russische Regierung unter einem wohlwollenden Fürsten an der Befreiung der Leibeignen arbeitet

Digitized by Google

und die westlichen Zeitungen voll Lobsprüche über ihre freisinnigen Absichten sind, erzählen wir eine Geschichte, die sich im Jahre 1858 in der weißrussischen Provinz Witebsk begab. Sie steht in der Nummer der Herzenschen „Glocke" vom 15. Februar 1860.

In der genannten Provinz waren die Bauern des Dorfes Dziernowicz, die einem Herrn Anton Korsak gehörten und früher unirte Griechen gewesen waren, im achtzehnten Jahrhundert zum römisch-katholischen Glauben übergetreten. Im Jahr 1848 wurde die Kirche ihres Dorfes von der Regierung in eine Kirche des morgenländischen orthodoxen Glaubens umgewandelt. Darauf entschlossen sie sich, die Kirche des benachbarten Dorfes Senidlow zu besuchen, aber diese wurde sehr bald auf Befehl der Regierung geschlossen, und der Pfarrer, der Dominicaner Pater Cecerski, aus dem Orte entfernt. Die Regierung schickte nach Dziernowicz einen russischen Popen, welcher gegen Entrichtung eines Tributs von Seiten der Bauern dem Erzbischof berichtete, daß seine Kirchenkinder ihre religiösen Pflichten mit Pünktlichkeit erfüllten, während sie doch nie einen Fuß in die Kirche setzten und die Gebräuche der Taufe und Trauung heimlich von römisch-katholischen Priestern vollziehen ließen, die zu diesem Zweck von Zeit zu Zeit unter dem Schleier des Geheimnisses die östlichen Provinzen bereisten.

1857 richteten die Bauern, die von der Güte des neuen Kaisers und seiner großmüthigen Denkart gehört, eine Petition an Alexander den Zweiten, in welcher sie um Erlaubniß baten, sich öffentlich zum römisch-katholischen Glauben zu bekennen. Als diese Petition von der Bittschriftencommission zurückgewiesen wurde, wendeten sie sich mit zwei andern von ähnlichem Inhalt an den Kaiser und den Minister des Innern. Letzterer ertheilte darauf dem Gouverneur von Witebsk Befehl, die Angelegenheit zu ordnen. Der Gouverneur besprach sich mit dem Erzbischof und schickte darauf nach Dziernowicz den Gendarmerieobersten der Provinz und einen der Räthe der Provinzialregierung, welchen der Erzbischof mehrere orthodoxe Geistliche beigab. Diese Gesandtschaft erschien in dem Dorfe und schritt in Begleitung der Ortspolizei sofort zu einer Untersuchung, die von Faustschlägen, Stockprügeln und Ruthenhieben begleitet war. Ein gewisser Wikenti, ärztlicher Gehilfe am Spital des Dorfes, welcher sich als Verfasser der Petitionen bekannte, wurde so furchtbar geprügelt, daß er mehre Tage nicht gehen konnte; auch schlug ihm ein polizeilicher Faustschlag einen Zahn aus. Seine Frau, die schwanger war, wurde beim Verhör so übel behandelt, daß sie vor der Zeit niederkam. Dasselbe geschah mit einer Bäuerin des Dorfes, die in Folge dessen den Tag darauf starb. Wikenti und drei Andere wurden in das Gefängniß der Kreisstadt abgeführt und dann zu mehrjähriger Zwangsarbeit in einer Festung verurtheilt.

Digitized by Google

Während die Untersuchung noch im Gange war, ließ der Gendarmerieoberst die Familienhäupter des Dorfes zusammenrufen und sagte ihnen, der Czar wolle durchaus, daß sie der orthodoxen Kirche angehörten, warum sie eine solche Hartnäckigkeit zeigten? Die Bauern erwiderten, sie seien getreue Unterthanen des Czaren, sie bezahlten ihre Steuern regelmäßig, lieferten ihre Söhne ins Heer und wären bereit, für ihren Kaiser Gut und Blut zu lassen, aber sie wollten ihrem Glauben getreu bleiben, welcher der Glaube ihrer Väter gewesen.

„Nun so seid ihr Rebellen," schrie der Gendarmerieoberst, „ihr wollt dem Czaren nicht gehorchen! Auf der Stelle liefert mir die Rädelsführer dieser Rebellion aus, sonst geht ihr sammt und sonders nach Sibirien und seht eure Weiber und Kinder niemals wieder." Die Bauern erklärten darauf, sie seien alle Rädelsführer, alle Katholiken, sie wollten alle nach Sibirien gehen und selbst den Tod erleiden, nur ihre Religion wollten sie nicht wechseln. „Aber ihr seid ja in die Kirche gegangen," rief der Oberst, „habt das heilige Abendmahl nach der Weise der orthodoxen Kirche empfangen." Die Bauern antworteten, gewiß wären sie in der Kirche gewesen, aber man hätte sie durch Soldaten dazu gezwungen, sie hineingestoßen, die, welche nicht gewollt, seien mit Bayonnetstichen traktirt worden, wovon sie noch die Spuren an sich trügen. Zum Abendmahl habe man sie hingeprügelt, sie beim Kopf genommen, sie geohrfeigt, ihnen den Mund aufgerissen und ihnen den Löffel mit dem Brot und Wein mit Gewalt hineingeschoben, ohne sich daran zu kehren, daß sie vorher weder gebeichtet und gefastet.

Im Juni 1858 erschien in der Provinz Witebsk der Senator St. mit dem Auftrag, dieselbe zu inspiciren und insbesondere auf eine befriedigende Lösung der Angelegenheit von Dziernowicz hinzuwirken. Er ersuchte den Adelsmarschall des Districts, wo diese Orgie des Despotismus stattgefunden, ihn als Beistand zu begleiten; dieser aber hatte den Muth, ihm sein Verlangen abzuschlagen. St. begab sich mit sechs Beamten nach dem Dorfe. Hier versammelte er am 12. Juni die Bauern, umstellte sie mit Soldaten und präsentirte sich dann vor ihnen in voller Senatorenuniform mit jenen Beamten, die ebenfalls in voller Uniform waren. In der Rede, die er den Bauern hielt, erklärte er ihnen, daß der Kaiser ihnen durchaus nicht gestatten werde, römisch-katholisch zu bleiben, sie müßten sofort zum orthodoxen Glauben übertreten. Er schloß mit den Worten: „Der Wille des Czaren ist heilig. Der Czar ist der Stellvertreter Gottes. Was Gott im Himmel ist, das ist der Czar auf Erden. Dem Czaren nicht gehorchen heißt gegen Gott ungehorsam sein. Also, meine Kinder, dürft ihr euch nicht auflehnen gegen Gottes Willen, der euch durch meinen Mund verkündigt wird. Der Czar will, daß ihre alle orthodox werdet, also will es Gott, gehorchet!"

Digitized by Google

Die Bauern erwiderten auf dieses mongolische Glaubensbekenntniß ungefähr das, was sie dem Gendarmerieoberst geantwortet hatten und baten schließlich nochmals, ihnen gleich den Juden und Lutheranern die freie Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Darauf gingen die Beamten, welche St. umgaben, auf sie zu und sagten: „Huldigt dem Czaren in der Person seines Senators, kniet nieder vor ihm und küßt ihm die Hand.“ Die Mehrzahl der Bauern that dies, und St. gab ihnen mit feierlicher Miene seinen Segen, worauf alle die, welche sich zu dieser schmachvollen Ceremonie herbeigelassen, für Angehörige der rechtgläubigen Kirche erklärt und als solche betrachtet wurden, welche aus freiem Willen übergetreten wären. Der Senator ging weg, aber die Ortspolizei blieb und zählte denen, welche hartnäckig geblieben, eine Anzahl Stockprügel auf.

Einer der Punkte, in denen die russische Regierung am wenigsten consequent verfährt und wo ihre Inconsequenz die schwersten Folgen für den Staat nach sich ziehen kann, liegt in ihrem Verhalten gegen die zahlreichen Sekten der morgenländischen Kirche. Ueber diese Sekten müssen wir ausführlicher als der Verfasser unsrer Schrift berichten, da sie in Deutschland weit weniger bekannt sind, als sie nach ihrer Bedeutung für Rußlands Gegenwart und Zukunft zu sein verdienen.*)

Den ersten Grund zur Entstehung der russischen Sekten gab der Patriarch Nikon zu Moskau, der um das Jahr 1642 eine Revision und Abänderung der nach seiner Meinung entstellten russischen Bibelübersetzung und der Meß- und Gebetbücher der morgenländischen Kirche veranstaltete. Obschon er die Dogmen unangetastet ließ, wollten doch viele Geistliche und Laien von seinen Neuerungen nichts wissen, und es bildeten sich Parteien, die sich mit äußerstem Haß befehdeten. Diese Kämpfe endigten vorläufig mit dem großen moskauer Concil von 1667, welches Nikons Aenderungen guthieß und die Altgläubigen (Starowerzi, Raskolniken, von Raskol, Schisma) für Ketzer erklärte. Zwei große Empörungen der Schismatiker wurden mit Mühe niedergeworfen. Die eine in dem altberühmten reichen Ssowoletzkischen Kloster auf der gleichnamigen Insel an der Mündung des Onegaflusses ins weiße Meer dauerte, von dem Protopopen Awwakum angestiftet, von 1668 bis 1675 und endigte nach wiederholten Niederlagen der Regierungstruppen mit massenhaften Hinrichtungen von Raskolniken. Die andere, von dem fanatischen Popen Nikita Pustoswjät geführt, brachte, 1682 in Moskau zum Ausbruch kommend, selbst den Thron auf einige Tage in Gefahr und wurde nur dadurch beschwichtigt, daß die Czarin Sophia, als nichts mehr verfangen wollte, die auf Seiten des

*) Vgl. Geschichte des russischen Schisma von Makarius, Bischof von Tambow und Schapk, St. Petersburg 1859, und die ausführlichen Auszüge aus diesem Werke in der „Baltischen Monatsschrift“ 2. und 3. Heft. Riga, 1859.

Digitized by Google

Raskol stehenden Strelitzenbanden durch Oeffnung und Preisgebung — der kaiserlichen Keller zu sich herüberzog.

Durch den Sieg der Regierung waren die Schismatiker aber nur auseinandergesprengt, nicht vernichtet. Von der Staatsgewalt hart verfolgt, wucherte der Raskol im Verborgenen fort, verbreitete sich über ganz Rußland und Polen sowie nach den kaukasischen Ländern und Sibirien und spaltete sich in dieser Zerstreuung, da ein Mittelpunkt fehlte und der Schwarmgeist der Bewegung die Phantasie zu neuen, meist abenteuerlichen Glaubensbildungen erregte, in eine große Anzahl von Nebensekten.

Die Hauptgrundsätze des Glaubens aller dieser Altgläubigen sind in Kürze folgende: Dogma und Liturgie sind nur in den alten, nicht in den neuen Kirchenbüchern enthalten. In jenen ist der wahre Glaube verzeichnet, derselbe, „den der heilige Wladimir aus Griechenland erhalten, durch den alle russischen Wundertäter selig geworden und der allein zum Heile leiten kann." Die neuen, von Nikon und später herausgegebnen Bücher sind mit zahlreichen Irrthümern angefüllt, die nur zu ewigem Verderben führen. Insbesondere (man sieht, es handelt sich bei dem ganzen Schisma lediglich um Aeußerlichkeiten) werde daher erfordert, daß man den Namen des Heilands Issus, nicht, wie die Neuerer wollten, Jissus ausspreche und schreibe, daß man ferner das Kreuz mit zwei, nicht mit drei Fingern schlage, das doppelte, nicht das dreifache Halleluja anwende, das achtspitzige, nicht das vierspitzige Kreuz gebrauche, daß man sodann die göttliche Liturgie nicht mit fünf, sondern mit sieben Prosphoren vollziehe, die Umzüge um den Taufstein nicht gegen den scheinbaren Lauf der Sonne, sondern nach demselben mache, in den Symbolen den Artikel vom heiligen Geist mit dem Zusatz „den wahren" lese, in dem Jesusgebet „Gottes Sohn", nicht „unser Gott" sage, und daß man endlich die gottlose Sitte meide, sich den Bart zu scheeren.

Die Raskolniken bilden hiernach die alleinige wahre rechtgläubige Kirche; die Staatskirche ist ihnen eine ketzerische, ihre Lehre und ihr Gottesdienst Lüge und Sünde, ihre Sakramente sind keine, ihre Priester nicht Seelenhirten, sondern Wölfe, alle ihre Glieder „Hunde, die draußen sind". Ein rechtgläubiger Christ versündigt sich daher, wenn er mit ihnen die Kirche besucht, mit ihnen betet oder speist.

Später wurden zu den häretischen Abweichungen der russischen Kirche auch noch eine Anzahl neu aufkommender westeuropäischer Sitten, als Gebrauch des Tabacks, des Thees, der ausländische Kleiderschnitt, der italienische Gesang, die weltliche Malerkunst, das Seciren der Leichen u. a. m. gerechnet und mit dem Anathema belegt.

Das Verhältniß zur Staatskirche wurde indeß von dem Raskol von Anfang an nicht gleichmäßig aufgefaßt. Unter den Begründern desselben befand

Digitized by Google

sich nur ein einziger Bischof, und nur solcher war zur Weihe von Priestern berechtigt. Als derselbe starb, war in den Reihen der Altgläubigen Niemand, der neue Popen zu weihen vermocht hätte, und so gerieth der Raskol bald in das Dilemma, entweder alle Popen für unnöthig zu erklären und das Recht der Lehre und der geistlichen Amtshandlungen auch ungeweihten Personen zuzugestehen oder von Bischöfen der Staatskirche geweihte, später zum Schisma übergetretene Popen bei sich als solche aufnehmen zu müssen. Beide Wege wurden gleich anfänglich eingeschlagen, und es gibt in Folge dessen jetzt zwei Hauptsekten der Raskolniken, die popenlosen und die hierarchischen oder mit Popen versehenen. Beide spalteten sich im Lauf der Zeit in zahlreiche Untersekten oder Lehrgemeinschaften, die Ssoglassija oder Tolki genannt werden.

Die hierarchische Sektengruppe unterwirft nun allerdings die zu ihr übertretenden Geistlichen der russischen Kirche einer neuen Oelung und verlangt von ihnen feierliche Abschwörung aller nikonianischen Ketzereien, aber sie erkennt doch die in der Mutterkirche vollzogene Priesterweihe an und steht so zu dieser Kirche in einem gewissen Verhältniß des Zusammenhangs und der Abhängigkeit. Die zu ihr übertretenden Neugläubigen werden keiner Neutaufe unterworfen, und in ihren Gemeinden wird für den Czaren gebetet.

Dagegen zerreißt die popenlose Hauptsekte grundsätzlich allen Zusammenhang mit der Staatskirche, in welcher nach ihrer Meinung der Antichrist herrscht, der vornehmlich in den Gewalthabern der Erde (Wlastodershzi) lebt. Sie verbietet, für den Czaren zu beten und unterwirft alle Convertiten einer Wiedertaufe. Außer der Taufe und der Beichte, die von Laien beider Geschlechter administrirt werden, erkennt sie kein anderes Sakrament an. Das Abendmahl wird bei einzelnen ihrer Lehrgemeinschaften durch besondere, demselben ähnliche Gebräuche ersetzt, die Ehe in der Regel ganz verworfen. Bei dem Verlangen unbedingter Ehelosigkeit gestatten sie jedoch das wilde Zusammenleben der Geschlechter, ja einige Sekten begünstigen dasselbe, indem sie es als „christliche, heilige Geschwisterliebe" bezeichnen. Als charakteristisches Merkmal der Popenlosen ist endlich der Selbstmord als Glaubensmaxime hervorzuheben. Ueberzeugt, daß der Antichrist gekommen sei und in der russischen Staatskirche herrsche, daß mithin der Untergang der Welt nahe bevorstehe, empfehlen sie ihren Anhängern entweder durch Selbstverbrennung oder durch den Hungertod in das Himmelreich einzugehn. Die erstere Todesart wurde als Feuertaufe, als Taufe mit dem heiligen Geiste, der nach den alten Büchern eben Feuer sein sollte, die letztere als ein alle Sünde tilgendes Fasten aufgefaßt. Die Tausende, die sich auf diese ganz an den altkanaanitischen Molochsdienst erinnernde Weise den Tod gaben, galten den Ueberlebenden als verklärte Märtyrer.

Wir führen zunächst die bekannteren von den popenlosen Raskolniken-

Digitized by Google

Sekten auf. Die ältesten sind die Kapitonen. Ihr Stifter war der Bauer Kapiton, der sich in die Wildniß in der Gegend von Kostroma zurückzog und hier bald eine Anzahl anderer Siedler um sich sammelte. Sein Streben ging anfangs bei unverbrüchlicher Heilighaltung der „alten Bücher" besonders auf möglichste Steigerung der Fasten. Er und seine Jünger lebten lediglich von Beeren, Brot und Früchten, sie verwarfen sogar die Sitte der rothen Ostereier und ersetzten sie durch rothe Zwiebelknollen. Durch das große Ansehen verleitet, das er sich beim Volke erworben, hielt Kapiton sich zuletzt für einen Propheten und verwarf das Priesterthum der Kirche, ihre Sakramente und jede Verbindung mit ihr, eine Lehre, die sein Hauptjünger, der Bauer Podreschetnikow schärfte und weiter ausbildete. Wie jener die Ostereier durch Zwiebeln ersetzt, führte dieser statt des Abendmahls eine andere Ceremonie ein, die mit der unter diesen Fanatikern allmälig sich ausbildenden Sitte der „Selbstentleibung für den Glauben" im Zusammenhang stand. Die Gemeinde versammelte sich zu derselben im obern Geschoß einer großen Hütte. Dann erschien ein in bunte Gewänder gekleidetes Mädchen mit einem Sieb voll Rosinen auf dem Kopfe, die von ihr, nachdem sie dreimal nach Art der Priester die Worte gesprochen: „Der Herr, unser Gott, gedenke euer aller in seinem Reiche, heut und immerdar, von Ewigkeit zu Ewigkeit," und die Gemeinde darauf mit dreimaligem „Amen" geantwortet, unter die Anwesenden vertheilt wurden. Nach Empfang dieses Viaticums pflegten sich regelmäßig einige von der Gemeinde entweder durch Selbstverbrennung oder auf andere Art den Tod „für den Glauben" zu geben.

Noch häufiger und massenhafter kam der religiöse Selbstmord in Sibirien vor, wo sich der Raskol durch die Bemühungen eines zum Christenthum übergetretenen ungarischen Juden Abraham, eines verbannten Mörders Bezechin und mehrer exilirter Geistlicher schon frühzeitig ausgebreitet hatte. Die schreckliche Verirrung der „zweiten unbefleckten Taufe im Feuer" war hier in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts fast zur Alltäglichkeit geworden. In der Nähe von Jenisseisk verbrannten sich mit dem Popen Demitian eines Tages nicht weniger als 1700 Fanatiker, und ein ähnliches, freiwilliges Autodafé veranstaltete in der Gegend von Tomsk der Raskolnikenführer Wassili Schaposchnik.

Die wichtigste der popenlosen Sekten sind die Pomoränje oder Danieliten, die ihre Hauptsitze am weißen Meer und am Onega- und Wyg-See haben. Nach der Erstürmung des Ssowoletzkischen Kosters flüchteten die Reste der dort besiegten Raskolniken auf das platte Land hinaus, sammelten Anhänger und gründeten neue Siedeleien. Der bekannteste dieser Flüchtlinge, der Diakon Ignatius, ließ sich in der Wildniß nicht fern von der alten Stadt Kargopol nieder und erlangte weit und breit großes Ansehen. Er nahm eine

Digitized by Google

Menge Männer, Frauen und Kinder bei sich auf und predigte nächst den erwähnten Grundlehren des Raskol besonders die Verwerfung des Sakraments der Ehe, munterte aber gleichwol zu geschlechtlichem Zusammenleben auf, welches nur dann zur Sünde werde, wenn es von Priestern der Staatskirche den Segen empfange. In seinem wahnsinnigen Streben nach Erweiterung der Sekte spiegelte ihm seine verrückte Phantasie den Gedanken eines blutigen, unmenschlichen Mittels vor. Er ließ ein neugebornes Kind schlachten, das Herz desselben trocknen und zu Pulver zerstoßen, theilte dieses in kleine Dosen, die in Papier gewickelt wurden, rief seine Jünger zusammen und sprach zu ihnen: „Nehmet hin diese Papierstücke mit ihrem heiligen Inhalt, gehet hin in die Städte und Dörfer und lehret die Rechtgläubigen, sich von den russischen Kirchen fern zu halten, von den jetzigen Popen keine Sakramente und keinen Segen anzunehmen und ihnen nicht zu beichten. Ob man euch gehorcht oder nicht, sollt ihr doch heimlich von dem Pulver in die Speisen und Getränke der Menschen schütten; sie werden, sobald sie solches genießen, alsbald sich zu uns bekehren.“ Diese grauenvolle Ceremonie wurde verrathen. Ignatius floh, den weltlichen Rächer fürchtend, nach einer Insel im Onega-See, wo er sich mit seinem Anhang in einem Kloster festsetzte. Hier von Nowgorod aus durch Regierungstruppen bedrängt, zündeten die Raskolniken im Herbst des Jahres 1687 die Klostergebäude an und übergaben sich der „Feuertaufe“ — mehr als 2000 Menschen kamen in den Flammen um, mit ihnen Ignatius. Nach zwei Jahren schon gerieth das mittlerweile wieder aufgebaute Kloster abermals in die Gewalt der Raskolniken, und nach neunwöchentlicher Belagerung desselben durch die Soldaten der Regierung verbrannten sich mit ihm wieder gegen 500 Fanatiker, und wenige Jahre später fand eine ähnliche massenhafte Selbstverbrennung von solchen Schwärmern zu Pudosch an der Wodla statt. Bleibender Hauptsitz der Sekte und Mittelpunkt der Missionen, die sie nach den verschiedensten Gegenden Rußlands entsandte, wurde das wygische Kloster, bei dessen Organisation besonders vier Männer sich verdient machten, die in der Folge als Heilige verehrt wurden. Es waren dies in der Sprache der Sekte „die Gotterwählten: Daniel, die goldene Regel der Milde Jesu, Petrus, der kirchlichen Ordnung wackres Auge, Andreas (aus der fürstlichen Familie Myschetzki), der Weisheit kostbare Schatzkammer, und Simeon, die süße Singschwalbe und der nimmerschweigende Mund der Gottesgelahrtheit — vier von Gott vereinigt, den vier Evangelisten gleich zu rechnen, der Frömmigkeit Lehrer und der kirchlichen Ueberlieferung unerschütterliche Säulen.“ Diese Ansiedlung wuchs rasch empor, und von ihr gingen zahlreiche kleinere Gemeinden aus, die in der Gegend der großen Seen die Wälder lichteten, das Land bebauten, ausgedehnten Fischfang betrieben und durch Handel und Verkehr mit dem neugegründeten Petersburg sehr wohlhabend wurden, wäh-

by Google

rend ihre Apostel durch Reisen und kirchenhistorische, dogmatische und moralische Schriften eine große Anzahl von Schülern ausbildeten, die ihrerseits wieder durch Wort und Schrift in allen Theilen des Reichs, vorzüglich aber in Petersburg und Moskau der Sekte zahlreiche Anhänger zuführten.

Die Lehrgemeinschaft der wygischen Siedeleien besteht noch jetzt. Ihre Lehre stimmt mit den Hauptsätzen derjenigen der andern popenlosen Sekten überein. Ihr eigenthümlich ist, daß sie die Wiederkunft Christi für nahe bevorstehend hält, daß dieselbe schon wiederholt bis auf die Stunde verkündigt wurde, weshalb man sich Gräber grub, sich in Särge legte und dort auf die Posaune wartete. Ferner, daß sie die Convertiten noch einmal tauft, daß sie Taufen und andere priesterliche Handlungen auch von Frauen verrichten läßt, daß sie die Ehe verwirft und unbedingte Enthaltsamkeit fordert — eine Regel, die indeß bald zur Ausnahme wurde, — daß sie die Mönche der Staatskirche, die zu ihr übertreten, als Mönche anerkennt und vorzugsweise zu Lehrern wählt, daß sie für den Beherrscher Rußlands zwar betet, ihn aber nicht „Imperator", sondern „Czar" nennt, daß sie die auf dem Markt erkauften Lebensmittel nicht für unrein hält, endlich daß sie ihren Anhängern gebietet zu jeder Stunde zur Selbstverbrennung für den Glauben bereit zu sein.

Eine andere, sehr verbreitete Raskolniken-Secte sind die von dem Mönch Barlaam gegründeten Gemeinden der Theodosianer, die Anfangs besonders in Polen und den baltischen Gouvernements sich ausbreiteten und später in der Gemeinde des preobraschenskischen Friedhofs in Moskau einen Mittelpunkt fanden. Diese Sekte zählte zu Anfang dieses Jahrhunderts allein in der ebengenannten Stadt an 10,000 Mitglieder, die zum Theil durch die großen Reichthümer des Friedhofes und die Lebensannehmlichkeiten, die er den Anhängern des Raskol bot, angelockt waren. Früher kamen auch unter diesen Altgläubigen häufige Selbstmorde vor, und viele ließen sich für den Glauben verbrennen oder lebendig begraben. Jetzt geschieht dies, soviel man weiß, nicht mehr. Dagegen hält man hartnäckig an andern alten Lehren und Sitten fest. Die auf dem Markt gekaufte Speise gilt als unrein; hundert Verbeugungen machen, daß die göttliche Gnade auf sie herabsteigt und sie reinigt; damit diese freien Zugang habe, werden in den Oefen besondre Oeffnungen angebracht und die Gefäße, in denen man die Speisen aufträgt, nie geschlossen. Nur die von den Malern der Sekte angefertigten Heiligenbilder sind der Verehrung würdig, keine andere, auch nicht die unter Glas gebrachten; Mönche, die sich bekehren, gelten nur als Weltgeistliche. Der Besuch öffentlicher Bäder wird als Frevel mit harter Kirchenbuße bestraft. Die Aufschrift der Kreuze muß (wie auch bei den Pomoränje) lauten: „Der König der Ehren Jssus Chr. der Sohn Gottes," nicht „J. N. Z. J." (Jissus von Nazareth, Zar der Juden), welches letztere eine lateinische, von Nikon eingeführte Ketzerei ist.

Digitized by Google

Ebenfalls Fanatiker der wüſteſten Art waren die aus einem Zerwürfniß unter den Vorſtehern des pomoräniſchen Wygkloſters hervorgegangnen, beſonders um Archangel und in Finnland verbreiteten Philipponen oder Filipowzi. Sie verwarfen das „Titlo“, d. h. die Aufſchrift auf dem Cruzifix gänzlich, verſchmähten es, für den Kaiſer zu beten, trauten die zu ihnen übertretenden Ehepaare noch einmal, „zu reinem Leben als Brüder und Schweſtern,“ und übertrafen in ihrem Eifer für das Märtyrerthum der Selbſtverbrennung und des freiwilligen Hungertodes alle andern Sekten der Raskolniken.

In vielen Beziehungen mit den Philipponen verwandt iſt die höchſt eigenthümliche, noch jetzt ungemein verbreitete und durch ihre Grundſätze im äußerſten Grade ſubverſive Sekte der Wanderer, ruſſiſch Stranniki, Skitalzi oder auch Beguni genannt. Ihr Stifter Euthymius, urſprünglich der moskauer Philipponengemeinde angehörig, dann verrathen und unter die Soldaten geſteckt, aus ſeinem Regiment entwichen und zum Mönch tonſurirt, wurde von den Vätern der Philipponen mit einer Botſchaft nach dem Wyg geſandt. Ein Meinungsſtreit mit den dortigen Danieliten, in welchem bei ſeiner Rückkehr nach Moskau ſeine eignen Sektengenoſſen ihm Unrecht gaben, wurde für ihn Veranlaſſung zum Austritt aus der Gemeinde. Er ſiedelte nach dem Dorfe Sſopelki im Gouvernement Jaroslaw über, wo er im Jahr 1781 die Wanderer-Sekte ſtiftete und in einer Reihe von Schriften die Grundſätze derſelben erläuterte.

Nach der Lehre des Euthymius und ſeiner Jünger iſt der Antichriſt nicht allein im Geiſte, ſondern auch ſichtlich für leibliche Augen auf Erden erſchienen, und ſein Zeichen iſt nicht das Dreifingerkreuz, ſondern die Unterordnung unter die Fürſten und Obrigkeiten, die ſeine Diener ſind. Der einzige Weg zum Heile iſt alſo, nicht nur der Staatskirche, ſondern auch dem Staate ſelbſt fern zu bleiben und weder den Czaren noch irgend eine andere Gewalt auf Erden über ſich anzuerkennen. Da indeß ein Kampf mit dieſen Gewalten unmöglich iſt, ſo bleibt nur übrig, vor der Herrſchaft des Antichriſts zu fliehen, von der Familie, der bürgerlichen Geſellſchaft und allen ſonſtigen politiſchen und ſocialen Einrichtungen ſich losſagend in Wäldern und Wüſteneien umherzuſchweifen. Daher der Name. Die Mitglieder der Sekte zerfallen in zwei Claſſen: eigentliche Wanderer (Stranniki) und „Herberge gebende Chriſten“ (Shilowije Chriſtiane) oder Aſylgeber (Straunopriimzi). Als wirkliche Wanderer gelten nur diejenigen, die nach Zerreißung aller geſellſchaftlichen und Familienbande von Ort zu Ort umherziehn, in Wäldern und Steppen oder auch — dann aber immer nur heimlich — in Städten und Dörfern ſich aufhalten, und die ein ſolches unabläſſiges Wandern in dieſer böſen Zeit der Herrſchaft des Antichriſts für das alleinige Mittel zur Rettung der Seelen

Digitized by Google

halten. Von einem zu der Sekte Uebertretenden wird daher vor allen Dingen erfordert, daß er seiner Gemeinde entlaufe, sodann, daß er seine Paßkarte, seinen Heimatsschein und alle sonstigen obrigkeitlichen Zeugnisse als Einrichtungen des Antichrists in das Feuer werfe, endlich, daß er sich noch einmal taufen lasse. Die Wanderer zählen sich selbst zum Mönchsstande, nennen sich Brüder und Schwestern, genießen nur Fastenspeisen, niemals Fleisch, und beobachten die alte Regel des Sswowolezkischen Klosters. Sie verlangen ferner unbedingte Keuschheit. Die Ehe wird von ihnen gänzlich verworfen, ja sie wird mit Consequenz für straffälliger und sündhafter gehalten als das wilde Zusammenleben der Geschlechter. Denn, sagen sie, die Vermischung in der Ehe wird von den Dienern des Antichrists nicht verurtheilt, die außer der Ehe aber wird verurtheilt. Also muß jene ganz gottlos sein, während diese nur eine Schwachheitssünde ist, die mit strengem Fasten und einer Reihe von Verbeugungen abgebüßt werden kann. Alles trägt bei den Wanderern den Charakter der Heimlichkeit und Verborgenheit. Selbst die Bestattung ihrer Leichen findet bei Nacht und im Walde oder an einem wüsten Orte statt.

Die Sekte verwirft als eine popenlose alle Hierarchie; es werden indeß Aelteste oder Vorsteher aus beiden Geschlechtern gewählt, welche die heiligen Bücher auslegen, den Gottesdienst in den Kapellen abzuhalten und Taufe, Beichte und Bestattung zu vollziehen, sowie etwaige Streitigkeiten zu schlichten haben. Nicht blos die russische Staatskirche, sondern auch die Mehrzahl der Sekten gelten den Wanderern als ketzerisch, weil sie sich der Staatsgewalt fügen, sich den Volkszählungen unterziehen, die öffentlichen Lasten und Steuern tragen, für den Czaren beten, Pässe und Heimatsscheine gebrauchen, in den Kriegsdienst treten und sich überhaupt zu Handlungen herbeilassen, welche einer Anerkennung vom Staat und Kirche gleichen. Der Wanderer kennt diese letztern nicht, lebt nicht in ihnen und überhaupt nicht in der „Welt".

Die erwähnten „Herberge gebenden Christen" sind eine Art Prüfungsclasse. Zu ihr gehören alle die, welche, den Meinungen der Stranniki zugethan, sich zur Aufnahme unter sie vorbereiten und während ihres „letzten Aufenthalts in der Welt" die eigentlichen Wanderer bei sich aufnehmen. Da sie noch unter der Gewalt des Antichrists seufzen, so ist ihnen gestattet, sich in die Bevölkerungslisten als Raskolniken eintragen zu lassen. Häufig geben sie sich auch für Rechtgläubige, d. h. Angehörige der Staatskirche aus, da ihnen so das Verstecken ihrer Meinungsgenossen leichter wird. Sie zahlen ihre Steuern, bleiben in ihren Häusern und Familien, lösen ihre Ehen nicht auf und verletzen überhaupt äußerlich die bestehende Ordnung nicht. Zur Aufnahme der Wanderer werden in ihren Häusern, gewöhnlich im Erdgeschosse, heimliche Kammern eingerichtet. Dort wird alles Eigenthum der Wanderer, das sie bei ihrer Flucht aus der Heimatsgemeinde mit sich genommen, sammt

Digitized by Google

den oft sehr bedeutenden Spenden, welche reiche Mitglieder der Sekte darbringen, untergebracht. Die Herberge gebenden Christen treten, wenn nicht früher, jedenfalls bei zunehmendem Alter förmlich in die Classe der Wanderer ein; überrascht sie schwere Krankheit, so lassen sie sich in den Wald oder auf das freie Feld hinaustragen, um, wenn auch in der Nähe ihrer Wohnung, doch als Wanderer und „auf der Flucht vor dem Antichrist" zu sterben. Die Sekte ist namentlich in den Gouvernements Jaroslaw, Kostroma und Twer sowie in Sibirien sehr verbreitet.

Außer diesen größeren Lehrgemeinschaften gibt es noch eine ziemliche Anzahl popenloser Raskolniken, welche kleinere Gemeinden bilden und weniger bekannt sind. Dahin gehören unter andern: die adamantische Sekte, deren Mitglieder nicht auf gepflasterter Straße gehen, da diese Einrichtung in der Zeit des Antichrists entstanden ist, und kein russisches Geld gebrauchen, weil der darauf abgebildete heilige Georg mit dem Lindwurm das Siegel des Antichrists sein soll. Dann die Spassowo Ssoglassija oder Heilandssekte, welche gar keine Sakramente anerkennt, da der Heiland auch ohne diese Erlösung bringen könne. Ferner die Ssamokreschtschenzi oder Selbsttäufer, die sich nicht mit der Taufe in der russischen Kirche oder der Neutaufe der popenlosen Sekten begnügen, sondern „zur vollständigen Reinigung" noch eine Selbsttaufe in Bächen und Quellen vollziehen, die Skoptsy, welche es für gottgefällig halten, sich in der Weise des Origenes zu verstümmeln und besonders in Südrußland und Transkaukasien viele Anhänger zählen, die Stephaniten, welche die Ehe verwerfen, die Unzucht als „heilige Liebe" proclamiren und die aus der Anwendung dieses Grundsatzes hervorgegangenen Kinder in Wäldern aussetzen, endlich die Rasini, die sich am grünen Donnerstag, als dem Einsetzungstag des Abendmahls versammeln und mit weitgeöffnetem Munde warten, daß ihnen die Engel die Hostie hineintragen.

Ueber die hierarchischen Sekten des Raskol können wir kürzer sein. Die wichtigsten waren folgende: Die Siedeleien am Kershenez, einem Nebenfluß der Wolga, wo der Mönch Onuphrius zahlreiche Gläubige zu einem Glaubensbekenntniß sammelte, in welchem eine Dreieinigkeit von drei besondern Wesen, den drei Himmelskönigen, aufgestellt war, neben denen Christus als ein vierter Gott stand, und welches die Selbstverbrennung und den Hungertod für den Glauben lebhaft empfahl. Sodann die Raskolniken am Don und Kuban, aus deren Mitte im vorigen Jahrhundert zahlreiche Aufstände und Raubzüge, wie die der Kosaken Nekrassow und Pugatschew, hervorgingen. Ferner die Siedeleien der Wetka-Insel im Gouvernement Mohilew, welche im vorigen Jahrhundert, von mehr als 40,000 Altgläubigen bewohnt, an der Spitze sämmtlicher hierarchischen Raskolniken standen, aber 1764 von der Re-

Digitized by Google

gierung zerstört wurden, die Siedeleien von Starodub*), die nach dieser Zeit Hauptmittelpunkt der hierarchischen Sekten wurden, und wo sich bald neben der Hauptkirche 17 andere Kirchen, 16 große Kapellen und 4 Klöster erhoben, von denen das eine von mehr als 700 Nonnen bewohnt war, die Siedeleien am Irgis, einem nördlich von Saratow in die Wolga mündenden Flusse, der Friedhof zu Rogosh, in Moskau, der die zu den Raskolniken übertretenden russischen Popen einer neuen Firmung unterzieht, endlich die außerordentlich zahlreichen Gemeinden hierarchischer Altgläubiger in Sibirien, die zu Anfang dieses Jahrhunderts mehr als 150,000 Seelen zählten.

Der Staat verhielt sich zu allen diesen Sekten in der Zeit vor Peter dem Großen ungefähr wie die spanische Inquisition, d. h. er verbrannte die Raskolniken, wo er ihrer habhaft werden konnte, oder ließ sie wenigstens „mit grausamer Zähmung zähmen", mit andern Worten, sie so lange knuten, bis sie die Bücher Nikons, das vierspitzige Kreuz und andere Neuerungen anzunehmen erklärten. Peter verfuhr etwas milder. Er gab den Raskolniken wenigstens das Recht bürgerlicher Existenz. Dagegen belegte er sie mit doppelter Kopfsteuer, ließ sie weder zu Gemeindeämtern, noch zu gerichtlichem Zeugniß zu, verbot die Anlegung neuer Siedeleien, führte für alle Altgläubigen eine besondere Tracht ein, gestattete keine Ehen zwischen ihnen und Angehörigen der Staatskirche und ließ sie ihre Bärte versteuern. Die Kirche versuchte die Sektirer zu bekehren und hatte sich dabei mancher Erfolge zu rühmen, indeß nur bei den hierarchischen Gemeinden.

Unter Katharina der Zweiten wurde man noch milder. Die Raskolniken erhielten freie Religionsübung, man ließ sie zu gerichtlichem Zeugniß zu, gab ihnen die passive Wahlfähigkeit zu Gemeindeämtern und befreite sie von der doppelten Kopfsteuer. Die Kirche erfüllte den Wunsch eines Theils der Sektirer nach Geistlichen, welche, von einem ordentlichen Bischof geweiht, die Amtshandlungen nach den alten Büchern vollziehn sollten, und es kam um 1790 eine sogenannte Glaubensvereinigung (Jedinowerije) zu Stande, der sich eine ziemliche Anzahl von altgläubigen Genossenschaften anschlossen, welche nun, getrennt von den übrigen, eine Art Kirche in der Kirche bildeten.

Die große Mehrzahl der Raskolniken blieb diesen Vorgängen fremd; selbst die hierarchischen hielten sich großentheils fern, und die popenlosen scheinen auf eine Annäherung an die Staatskirche so gut wie gar nicht eingegangen zu sein.

Seit Katharina hat sich die Gesetzgebung in Betreff des Raskol wenig verändert; wo dies geschah, wurde sie nur wieder strenger, namentlich unter Nikolaus, dessen Streben, alles vor seinem absoluten Willen gleich zu machen, wiederholt dem toleranten Charakter der unter seinen Vorgängern erlaßnen Gesetze Gewalt anthat, ohne damit Wesentliches zu erreichen.

*) Städtchen im Gouvernement Tschernigow.

Digitized by Google

Wir kehren zu Fürst Dolgorukow zurück. Derselbe gibt zu, daß die Regierung gewisse Raskolnikensekten als gemeinschädlich und die Existenz von Staat und bürgerlicher Gesellschaft bedrohend, zu unterdrücken habe, während andere zu dulden und durch größere Zugeständnisse zu gewinnen seien. Aber während die gefährlichen, sagt er, trotz der Feindschaft der Regierung gegen sie, von der Käuflichkeit einer bestochnen Polizei*) geschützt, nicht nur fortbestehn, sondern sich im letzten halben Jahrhundert außerordentlich vermehrt haben, werden den ungefährlichen noch immer die ihnen gebührenden Rechte vorenthalten, und noch immer sind sie gelegentlichen Verfolgungen und Mißhandlungen ausgesetzt. Die letzteren leben, wie die meisten Altgläubigen, ein zurückgezognes, nüchternes, sparsames Leben. Sie besitzen in Folge ihrer Gewohnheiten meist Vermögen, manche sogar sind sehr reich. Fanatisch geworden durch den steten Kampf für ihre Ideen, wenden sie den größten Theil ihres erworbnen Geldes auf die Ausbreitung ihres Glaubens, nehmen flüchtige Leibeigne, Deserteure, Criminalverbrecher, selbst Mörder bei sich auf, verbergen, nähren und fördern sie, unter der einzigen Bedingung, daß sie dem Raskol beitreten. So ist es gekommen, daß die Zahl der Altgläubigen in Rußland jetzt auf ungefähr neun Millionen Seelen veranschlagt werden kann, was den siebenten Theil der Bevölkerung des Reichs ausmacht. Diese Anzahl mehrt sich täglich, und sie wird fortfahren, sich zu mehren, so lange sich das Reich nicht einer regelrechten, wirklich civilisirten Regierung erfreut. Wie die Sachen stehn, kennt die Polizei nicht blos die Verstecke der von den Altgläubigen beschützten gemeinschädlichen Individuen, sondern die Behörden beneiden sogar diejenigen von ihren Amtsgenossen, welche deren recht viele in ihrem Bereich haben, da dieselben für sie eine Quelle reicher Einnahmen sind. „Ist der N. N. glücklich, daß er bei sich so viele Starowerzi hat," kann man häufig die Tschinowniks sagen hören.

Im Jahre 1844 benutzte Oestreich diese Zustände, um einen geschickten Schachzug gegen Rußland zu thun. Die Altgläubigen hatten schon längst nach Bischöfen und einem Erzbischof gestrebt. Hätte die russische Regierung damals ihr Interesse begriffen, so würde sie auf ihr Verlangen eingegangen sein und, indem sie durch das Zugeständniß religiöser Autonomie eine vollständige Versöhnung herbeigeführt hätte, das Mittel in die Hand bekommen haben, auf diesen Theil der Bevölkerung durch jene geistlichen Würdenträger Einfluß zu üben, die Sekten an das Tageslicht treten zu lassen und sie zu beobachten. Dies war schon Potemkins Plan, und in neuerer Zeit sprach sich dafür namentlich der Erzbischof von Cherson und Taurien Innocent lebhaft aus. Die Regierung verkannte ihren Vortheil, sie gewährte jenen Wunsch nicht. Inzwischen

*) Man lese Saltikows „Skizzen aus dem russischen Provinzialleben", deutsch von A. Mecklenburg. 2 Thlr. Berlin, Springer, 1860.

Digitized by Google

suchten die Raskolniken sich selbst zu helfen. Sie wendeten sich an einen griechischen Bischof in den Donaufürstenthümern und baten um Ordination zum Metropoliten für einen ihrer Glaubensgenossen, den Sohn eines moskauer Kaufmanns. Die Bitte wurde gewährt, und der neue Metropolit schlug seine Residenz in dem galizischen Orte Bielokrinitza auf. Oestreich verlieh ihm hier Schutz, und Bielokrinitza ist jetzt die Metropole der meisten hierarchischen Sekten Rußlands.

Das neue Oberhaupt der Raskolniken theilte Rußland insgeheim in sechs Bisthümer: das von Nowgorod für Nordrußland, das von Moskau für die Mitte des Reichs, das von Kiew und Kleinrußland für den Süden, das von Kasan und Astrachan für die Wolgagegenden und die von Kaukasien und Sibirien. Jedem derselben steht jetzt ein Bischof vor. Diese Bischöfe ihrerseits ordiniren Priester, und auf diese Weise existirt die Kirche der Altgläubigen, allerdings nicht anerkannt von der Regierung, aber geduldet von der Beamtenwelt, factisch unter dem sehr durchsichtigen — nur für den Kaiser undurchsichtigen — Schleier des Geheimnisses schon mehre Jahre. Sie breitet ihr Netz über das gesammte Reich aus, zählt, wie bemerkt, neun Millionen Anhänger und wächst noch fortwährend. Der oberste Würdenträger, in dessen Händen alle Fäden der kirchlichen Verwaltung zusammenlaufen, residirt im Auslande — in einem Rußlands Interessen durchaus feindlichen Reiche. Durch seine Glaubensgenossen, seine geistlichen Kinder, erfährt er zu jeder Zeit alles auf das Genaueste, was in Rußland vorgeht, ja er wird über vieles besser unterrichtet sein, als die russische Regierung bei dem System der officiellen Lüge, welches die Bureaukratie repräsentirt, unterrichtet sein kann.

Unter dem Generalgouverneur, welcher Moskau in den Jahren 1848 bis 1859 verwaltete — „und plünderte", setzt Fürst Dolgorukow hinzu — wohnte der Raskolniken-Bischof Sofronii in der alten Hauptstadt ganz behaglich unter dem Halbschleier des Geheimnisses. Von Zeit zu Zeit veranstaltete die Polizei unter großem Lärmen Haussuchungen bei den reichen Mitgliedern der altgläubigen Gemeinden, aber Sofronii war davon im Voraus unterrichtet, und so wurde natürlich nie etwas Compromittirendes gefunden.

„Droht ein derartiger Stand der Dinge nicht der Zukunft Rußlands ungeheure Gefahren?" fragt Dolgorukow zum Schluß dieses Kapitels. „Wir wissen wol, daß die russische Beamtenwelt den Altgläubigen keine Duldung widerfahren lassen will. Sie begreift, daß, wenn dieselben die Erlaubniß hätten, ihren Cultus offen auszuüben, sie nicht mehr in dem Fall sein würden, den Schutz der Bureaukratie mit Gold zu erkaufen, daß diese also einen Theil ihrer Einkünfte verlieren würde. Aber ist es denn beschlossne Sache, daß man das Beamtenthum Rußland ins Verderben führen lassen will? Sieht man denn nicht, daß die Toleranz der Regierung und den Sekten in gleicher Weise, und

Digitized by Google

vielleicht ersterer mehr als letzteren, nützlich sein würde? Würde es, ganz zu geschweigen der heiligen und nicht hinwegzudecretirenden Rechte des menschlichen Gewissens, nicht von höchster politischer Geschicklichkeit zeigen, wenn man mehre Millionen russischer Unterthanen dem Einfluß eines Prälaten entzöge, welcher im Lande unsres natürlichsten Feindes, Oestreichs, residirt, wenn man durch öffentliche Anerkennung des Cultus der Altgläubigen, durch Behandlung derselben auf gleichem Fuße mit den übrigen christlichen Secten einer Propaganda ein Ziel setzte, welche nur auf Grund des Geheimnisses existirt, in das sie sich hüllt? Es hieße dies mehre Millionen innerer Feinde, die ebenso erbittert als gefährlich sind, in friedliche und ruhige Bürger verwandeln. Das beste Mittel die Zahl der Altgläubigen zu vermindern, sie selbst, wie wir hoffen, mit der Zeit vollständig aussterben zu lassen, wäre, ihnen Preßfreiheit zu gestatten. (Ein vollständiges Aufhören der Sektirerei wird zu bezweifeln sein — man denke an England und Amerika, wo das Sektenwesen mehr als irgendwo anders blüht. D. Red.) Dann würde sich zwischen ihnen und der orthodoxen Geistlichkeit ein lebhafter Kampf in Zeitschriften und Büchern erheben. Da der Grund des Daseins dieser Sekten in der Verfolgung, deren Folge ist, daß irrende Menschen in Opfer verwandelt und zu der Würde von Märtyrern erhoben werden, in der Geheimnißkrämerei, zu der sie verdammt sind, und in der unangemessnen Lage, in welche sie die Regierung gebracht hat, liegt, so würden ihre Irrthümer, wie die Mehrzahl der menschlichen Irrthümer, das Tageslicht der Oeffentlichkeit nicht ertragen.

Wenn die russische Regierung fortfährt, auf dem verhängnißvollen Wege zu gehn, von dem sie weder den Muth noch das Geschick hat, sich zu entfernen — weiß sie wol, was dann geschehn wird? Bei dem ersten Kriege würden, wofern der Feind, gleichviel welcher, den russischen Boden betretend die Gewissensfreiheit für jedermann ohne Rückhalt und Einschränkung verkündigte, die Altgläubigen, welche den siebenten Theil der Bevölkerung des Reichs ausmachen, sich diesem Feinde anschließen. Man sollte nicht vergessen, daß die Aufstände Stenko Rasins im siebzehnten und Pugatschews im achtzehnten Jahrhundert, welche einen so großen Theil des Landes umfaßten und deren man nur mit Mühe Meister wurde, unter den Sekten eine energische Unterstützung fanden." —

Wir haben die schwachen Seiten Rußlands vor uns aufdecken sehen und erfahren, daß der Riese, der uns bedroht, mehr als eine Achillesferse für einen solchen Gegner hat, der ihn mit ähnlichen Waffen angreifen wollte, wie die waren, welche im vorigen Jahre Oestreich besiegen halfen. Es leidet keinen Zweifel, daß Rußland durch einen Feind, der eine Proclamation vor sich hergehn ließe, welche die Befreiung der Leibeignen und die Gleichstellung aller Sekten mit der Staatskirche verhieße, beträchtlich gehindert werden würde,

Digitized by Google

seine vollen Kräfte zu brauchen; es ist sogar wahrscheinlich, daß es in solchem Fall auch einem an sich schwächern Feinde unterliegen würde. Möge man sich dessen bewußt sein, wenn für uns einmal die Zeit zum Gebrauch solcher Mittel kommt, und möge man den Muth haben, sie rücksichtslos anzuwenden.

Die Stellung der Rittergutsbesitzer in Mecklenburg,

mit besonderer Beziehung auf ihre ständischen Rechte und die Verfassungsreform.

1.

Auf den mecklenburgischen Landtagen ist von Seiten des liberalen Theiles der Ritterschaft wiederholt ein Antrag auf Reform der landständischen Verfassung eingebracht. Auch dem nächsten Landtage wird ein solcher Antrag wieder vorliegen, es läßt sich aber von vornherein schließen, daß derselbe, gleich seinen Vorgängern, zum „schätzbaren Material" der Actensammlung zurückgehn wird. Dies ist gar nicht anders möglich, und wir sind der Meinung, daß keine Landtagsversammlung in der Welt auf so allgemein gehaltene, nur „eine Reform" befürwortende, nicht aber bestimmte Reformvorschläge enthaltende Anträge eingehn würde.*) Man kann die Beseitigung dieser Anträge — abgesehn von den bei derselben hie und da geoffenbarten Gründen — der mecklenburgischen Landtagsversammlung nicht ohne Weiteres verargen; man kann dies um so weniger, als sich die Abgeordnetenversammlung der Jahre 1848 und 1849, welche an die Stelle der erstern trat, um die beabsichtigte Reform auszuführen, in vielen Beziehungen ohne Zweifel unmündig und unfähig erwiesen hat. Handelt es sich aber um eine Reform der landständischen Verfassung, so wird doch immer die erste und nächste Folge einer solchen die Umgestaltung der feudalen Landesvertretung in eine repräsentative sein müssen.

Die Anerkennung, daß eine Aenderung wünschenswerth oder nothwendig sei, wird den gedachten Reformanträgen von vielen Seiten zu Theil. Um

*) Nachdem dies geschrieben war, ist zu unserer Kunde gelangt, daß der für die nächste Landesversammlung intimirte Antrag die Wiedereinführung der Verfassung vom Jahre 1849 zum Gegenstande hat. (Allg. Augsb. Ztg. N. 42.) Es ist demnach derselbe zwar nicht ganz unbestimmt gehalten, ob aber die Verfassung des Jahres 1849 eine noch für zweckmäßig zu haltende Grundlage sei, dürfte nach dem Folgenden mindestens zweifelhaft erscheinen.

Digitized by Google

so nothwendiger ist es, daß man mit Vorschlägen hervortrete, welche bestimmt aussprechen, was man wünscht und beabsichtigt. Wir machen hierzu im Folgenden einen Versuch.

Der preußische Minister von Stein sagt in einer „Denkschrift über deutsche Verfassungen", S. 24: „Allein dadurch, daß man das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickelt, kann man ihm eine Dauer für die Zukunft geben." In eine banale, aber bezeichnende Redeweise übersetzt, würde dieser Satz lauten: „Bei einer Reform in politischen Angelegenheiten, wenn sie anders eine Garantie für ihre Dauer bieten soll, mache man keine große Sprünge, sondern knüpfe an das Gegebene, Bestehende an und leite aus ihm, mit Zugrundelegung des Wünschenswerthen, die Aenderungen für die Zukunft ab." Wir setzen hierbei natürlich stillschweigend als das Wünschenswerthe dasjenige voraus, was dem politischen Standpunkte der Gegenwart gemäß, was das Richtige ist. Für Mecklenburg würde es sich also darum handeln, das Bestehende mit dem für dasselbe Zeitgemäßen und Richtigen zu verbinden, selbst wenn auch diese Verbindung ein Ganzes geben sollte, welches hinter dem absolut Zeitgemäßen und Richtigen um Etwas zurückstände.

Es gibt mehrere wichtige Gründe, welche dafür sprechen, daß man bei einer Reform der Verfassungsverhältnisse diesen von uns aufgestellten Vordersatz nicht außer Acht lasse. Einmal ist das mecklenburgische Volk im Allgemeinen politisch sehr wenig gebildet, weil es bisher nur geringen Antheil an staatlichen Verhältnissen nehmen und bethätigen konnte. Sodann ist das Bestehende, die gegenwärtige Verfassung, mit allen Fasern sehr tief in das ganze Leben des Landes eingewachsen und läßt sich ohne große Zerrüttung nicht plötzlich und gewaltsam entfernen. Die mecklenburgische Verfassung bildet ein Ganzes, ein zur Zeit seines Entstehens ausgezeichnet Geordnetes; sie entstand nach langen Kämpfen und drang deshalb nur um so tiefer ins Leben; sie erprobte sich, indem sie Stürme überstand sowol von Seiten der Fürsten wie des Volkes; sie umfaßt und berücksichtigt alle Verhältnisse des Lebens und alle Classen der Staatsbürger. Sie hat zwar dadurch nicht dem Wechsel widerstanden, eine Umgestaltung ist theils wünschenswerth, theils nothwendig geworden, aber es ist klar, daß letztere dadurch schwieriger geworden ist und behutsamer stattfinden muß. Als dritter Grund tritt uns dann noch entgegen, daß es bei den höchst eigenthümlichen, fast nur auf den Betrieb des Ackerbaues begründeten Verhältnissen unseres Landes, welche mit dem Besitze zugleich die politische Machtstellung der Besitzer **vereinigen**, überhaupt ungerecht sein würde, wenn diese Machtstellung mit einem Male gänzlich oder doch in zu hohem Grade unberücksichtigt sollte gelassen werden. In allen reinen Ackerbaustaaten verlieh und verleiht der Besitz auch die politische Macht; Mecklenburg ist noch ein solcher Ackerbaustaat und muß sich unter jenes Ge-

Digitized by Google

setz, welches man wol ein natürliches nennen kann, fügen, bis es sich durch größere Entfaltung seiner gewerblichen Verhältnisse auf die Stufe der Entwicklung der modernen Staaten emporgehoben hat. Es steht dies ohne Zweifel auch unserem Staate bevor und darum müssen wir sofort hinzufügen: Wenn bei der Umgestaltung der Verfassungsverhältnisse das Bestehende zwar als Basis festgehalten werden soll, so muß doch die neue Verfassung, welche man auf dieser Grundlage errichten würde, die Elemente der Fortentwicklung in sich tragen.

Unsere Absicht ist es nicht, das hier Gesagte weiter auszuführen; wir wollen nicht Gründe für eine Umgestaltung der Landesverfassung beibringen und einer solchen weiter das Wort reden, schon deshalb nicht, weil dies kaum noch erforderlich sein wird; wir wollen aber noch weniger Andeutungen für die Art und Weise geben, wie eine Umgestaltung geschehn und eine neue Verfassung eingerichtet werden müßte. Letzteres wird sich schon finden, wenn erst der Weg gefunden ist, auf welchem, mit Rücksicht auf das Bestehende, eine Umgestaltung überhaupt möglich sein würde. Hier liegt, wie die Geschichte der mecklenburgischen Landtage zeigt, der Punkt, welcher zuerst aufgeklärt werden muß. Die Debatten über die Verfassungsreform sind den Verhältnissen gemäß von einer Seite gegen „die Berechtigungen der jetzigen Stände" gerichtet gewesen und haben auf der andern Seite ein um so größeres Festhalten an diesen Berechtigungen hervorgerufen. Sie haben sich bedauerlich Jahre lang, statt die Sache, um welche es sich handelt, in ihrem ganzen Umfange zu ergreifen, gegen einzelne dieser Berechtigungen gewandt und dieselben auf alle mögliche Weise angegriffen. Damit ist der Sache gar nicht gedient; dies Verfahren hat vielmehr dahin geführt, daß die Sympathie der Bevölkerung Denjenigen, welche solche Berechtigungen angriffen, verloren ging, da es schien, als strebe man einzig und allein dahin, von diesen Berechtigungen auch seinen Theil zu bekommen. Es bildete sich in Folge dessen die ganz ungehörige Ansicht, als sei es der adlige Theil der Ritterschaft, welcher einer Verfassungsreform als solcher durchaus widerstände, während man doch nur sagen kann, daß dieser Theil der Ritterschaft sich widersetzte, wenn der bürgerliche Theil derselben Antheil an denjenigen Berechtigungen verlangte, die ersterer für ausschließlich die seinigen hielt. Daß es sich bei einer Verfassungsreform weder um den Besitz der adligen, noch um den Gewinn der bürgerlichen Rittergutsbesitzer handelt, sondern allein um das Wohl des Landes und des Volkes, dies hat man — so bitter es sein mag, ist es doch die Wahrheit — vergessen oder unbeachtet gelassen, wenigstens ist davon selten oder nie die Rede gewesen. Bedenkt man aber, daß bei einer Entäußerung der Rechte zu Gunsten des Landes und Volkes derjenige Theil die meisten hergibt, welcher die meisten besitzt, so erkennt man, wie billig die-

Digitized by Google

jenigen streiten können, welche wenige oder gar keine herzugeben haben. Dies Bedenken kann uns auf den Weg verweisen, welcher zur Ordnung die Reformangelegenheit vielleicht der sicherste ist. Wir kommen später hierauf zurück; jetzt wird es das Zweckmäßigste sein, die Berechtigungen und Rechte der Rittergutsbesitzer in Mecklenburg einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Wenn wir dabei an einigen Stellen etwas ausführlicher werden, als es der Zweck dieser Abhandlung eigentlich erfordern würde, so geschieht dies in der Absicht, um zugleich ein möglichst vollständiges Bild von der ganzen Stellung der Ritterschaft und ihrem Verhältnisse zu ihren Untergebenen zu entwerfen.

Im Laufe der staatlichen Entwicklung Mecklenburgs hat sich der Grund und Boden des Landes unter den Fürsten (das Domanium), den Städten und der Ritterschaft vertheilt, so zwar, daß jeder einzelne Gutsbesitz eine in sich abgeschlossene Herrschaft, ein Patrimonium, bildete, an welches sich mehrere außerordentliche Vorrechte theils ursprünglich, theils durch Dotation knüpften. Wie in den übrigen deutschen Ländern war von jeher auch in Mecklenburg das wesentlichste Merkmal eines praedii nobilis die Befreiung von allen unfreien Diensten und Leistungen, statt deren überhaupt nur freie (Degen- und Mannendienste) oder freiwillig übernommene Leistungen gebräuchlich waren. In andern Staaten bildete sich während des 17. Jahrhunderts der freie Mannendienst in eine Geldleistung um und diese blieb bei Bestande; in Mecklenburg fiel ersterer ebenfalls fort, jedoch unentgeldlich, und es blieb hier das ursprünglich freie Gut mit dieser Geldleistung principiell verschont. Diese Immunität haftete in allen Ländern mit germanischer Bevölkerung unmittelbar an dem freien Eigenthume, dem Allod, und wurde von diesem in richtiger Consequenz auf die Lehengüter übertragen, als mit welchen der Landesherr freie Leute belehnte. Ein freier Mann konnte kein unfreies Gut besitzen; die Immunität aber war ein an dem Gute haftendes, reales Recht. Mit dem Lehengute war nur der freie Mannendienst und die Lehenstreue verbunden. Das Lehenswesen war übrigens das dem Mittelalter recht eigenthümliche Wesen und ging, vom deutschen Kaiser anfangend, welcher seine weltlichen Länder und Rechte vom Papste zu Lehen trug, durch alle Volksclassen hindurch bis in niedrigster Nachbildung zum Grundholden hinunter, welcher auf seinem kleinen Landflecke des Gutsherrn Lehensmann war. Kein Wunder, daß mit der sächsischen Einwanderung im 12. und 13. Jahrhunderte auch das Lehenswesen in Mecklenburg Eingang fand, wenn nicht anders ein Aehnliches schon früher bestand. Hier sollen bis zum 17. Jahrhunderte hin alle Landgüter als Lehen zu betrachten sein, wenigstens haben die Landesherren beim Aussterben der Familien immer die Lehensqualität der Güter in Anspruch genommen, und dem Heimfalle derselben ist nicht entgegengetreten.*) Erst später

*) Lisch, Jahrbücher für mecklenburgische Geschichte ꝛc. XI. S. 183.

Digitized by Google

begannen sich diese Verhältnisse anders zu gestalten und seit dem 17. Jahrhunderte bildeten sich die Lehengüter theilweise wieder zu Alloden um. Die hiesigen Güter waren, so weit historische Nachrichten reichen, immer erblich, ein Umstand, der in früherer Zeit als wohlberechtigt erscheint, wenn man auch jetzt — in mancher Hinsicht mit Recht — Einwendungen gegen die Erblichkeit der Lehen erhebt. Die Lehen waren nämlich, ganz besonders in Mecklenburg, Besitze, welche durch mehrere Jahrhunderte hin mit den Waffen in der Hand gegen innere und äußere Feinde die Besitzer sich erhalten mußten; sie hatten nur geringen materiellen Werth und mußten, oft verwüstet, oft wieder cultivirt werden. Dazu kam, daß früher andere Entschädigungs- und Vergütungsweisen für geleistete besondere Dienste nicht gebräuchlich waren, wie sie jetzt in Gelde geschehn und ebenfalls den Erben zu Gute kommen.

Heute bestehen in Mecklenburg 383½ Allode und 620½ Lehengüter, welche letztere (mit Ausnahme von 4 Frauenzimmer- oder Kunkellehen) sämmtlich Mannlehen sind. Von den Alloden sind 29 und von den Lehengütern 49 Familienfideicommisse, unter welchen sich nur 2 bürgerliche befinden. Einige Güter haben einen Umfang von mehr als 1 Million Quadratruthen (10000 meckl. = 15283 preuß. Q.R.), also etwa ¼ □ Meile Areal, unter den Fideicommissen aber finden sich Besitzungen von fast fürstlichem Umfange. Beispielsweise nennen wir das Graf Plessen-Ivenacksche, welches 1¼ □ M. mit 2000 Einw., das Graf Bothmer-Bothmersche, welches 1¼ □M. mit 2600 Einw., das Graf von der Schulenburg-Krankowsche, welches fast ½ □M. mit 700 Einw., das Graf Bernstorff-Dreilützowsche, welches fast 1 □M. mit 1300 Einw., das Graf Schlieffen-Schlieffenbergsche, welches ½ □M. mit 700 Einw., das Graf Schlieffen-Schwandtsche, welches ⅛ □M. mit 380 Einw. enthält. Die übrigen Fideicommisse haben fast alle eine Größe von ⅛ bis ½ □M.; die größten Besitzungen des Landes aber, die Graf Hahn-Basedowschen, welche 4 □M. mit 6000 Einw. umfassen, bilden kein Fideicommiß. Diese Zahlen werden die Besitzverhältnisse des hohen Adels in Mecklenburg klar machen, wenn man dabei erwägt, daß auch die freiherrlichen Familien, sowie manche andere Adelsfamilie größere, zum Theil bedeutende Gutscomplexe besitzen. Diese Verhältnisse sind nicht so leicht zu übersehen, wie es den Anschein hat; denn wenn es zwar heißt, daß es in Mecklenburg-Schwerin 1004 Hauptgüter gebe, von welchen, mit Ausnahme der 67 landesherrschaftlichen Güter, 436 im Besitze von 300 adligen und 368 im Besitze von 323 bürgerlichen Familien seien, so muß man schließen, daß durchschnittlich auf eine adlige Familie 1,45 und auf eine bürgerliche Familie 1,14 Gut falle. Im Obigen sind aber die oft bedeutenden Pertinentien nicht mit berechnet, mit Einschluß welcher vielmehr die Verhältnisse sich so stellen, daß auf jede der 300 adligen Familien 6,83 Hufen, auf jede der 323 bürgerlichen Familien aber nur 3,34 Hufen fallen. Ohne nun

Digitized by Google

auf den etwas größeren oder geringern Besitz unverhältnißmäßig hohen Werth zu legen, glauben wir doch, daß man ihn in unserm Staate nicht übersehn dürfe, zumal es nicht geleugnet werden kann, daß der langjährige Besitz der Güter von Seiten des Adels im Allgemeinen dessen Machtstellung vermehren muß, während andererseits das häufigere Uebergehn der bürgerlichen Güter von einem Käufer zum andern die Befestigung einer wirklichen Machtstellung nur hindern oder aufhalten kann.

Seit den frühesten Zeiten befanden sich außer den landesherrlichen die Landgüter Mecklenburgs im ausschließlichen Besitze der Geistlichkeit und des Adels. Die landtagsfähige Ritterschaft bestand damals aus Prälaten, Rittergutsbesitzern und Vertretern der Städte. Als die geistlichen Güter säcularisirt wurden, gelangten von ihnen wiederholt manche in den Besitz adliger Familien, und die Landtage wurden nur noch von Rittergutsbesitzern und Vertretern der Städte besucht. Seit dieser Zeit wahrscheinlich begannen erstere sich den Namen der Ritterschaft zuzulegen, mit welchem früher die ganze Landesvertretung bezeichnet wurde; die Vertreter der Städte hießen seitdem die Landschaft. Es bildete sich daraus weiter die Anschauung, daß Adel und Ritterschaft gleichbedeutend seien, eine Anschauung, welche damals factisch giltig, aber nicht rechtlich begründet war, wie denn, als seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts von den Rittergütern allmälig mehrere in bürgerliche Hände übergingen, auch von diesen Besitzern die ritterschaftliche Qualität ihrer Güter mit Erfolg beansprucht wurde. Die Anschauung, daß Adel und Ritterschaft gleichbedeutend seien, veranlaßte 1789 von Seiten des Adels den Versuch, die Unveräußerlichkeit der Lehen zu behaupten, um hieraus ein agnatisches Recht auf die schon veräußerten, meistens in bürgerliche Hände gekommenen Lehen geltend machen zu können.*) Dieser Versuch gelang dem Adel allerdings nicht, und konnte nicht gelingen, weil der Adel in Mecklenburg so wenig, wie in den übrigen deutschen Ländern, jemals Bedingung zur Erwerbung eines Rittergutes gewesen ist, so wenig, daß hier wie anderswo grade umgekehrt oftmals erst aus dem Besitze eines Rittergutes der Adel des Besitzers hervorging. Nichtadlige konnten hier von jeher Rittergüter erwerben, obwol es Gebrauch war, daß sie in solchem Falle die Lehendienste ablösen ließen.**) Gleiches geschah bei solchen Gütern, welche von Geistlichen, Communen oder Stiftungen erworben wurden. Daß die adlige Qualität für Rittergutsbesitzer einmal in Anspruch genommen werden konnte, war übrigens verzeihlich, theils weil die Besitzer derselben eine lange Zeit hindurch wirklich dem Adel angehörten, wobei die geistlichen Güter mit Recht unberücksichtigt gelassen werden können

*) Vrgl. E. Boll, Geschichte Mecklenburgs, II., S. 329.

**) Vrgl. Lisch, Jahrbuch für meckl. Geschichte ꝛc. XI. S. 183 und an vielen andern Stellen.

Digitized by Google

theils weil schon 1523 die drei Landstände Mecklenburgs sich zu einer Gemeinschaft (der Union) vereinigt hatten, welche auch ihrerseits geeignet war, den Adel der Rittergutsbesitzer mit in den Vordergrund zu heben. Denn diese Union, geschlossen in Folge des auf dem Reichstage zu Worms 1521 bestätigten Kaiser Maximilianischen Landfriedens (vom Jahre 1495), „weil sich nun zur Zeit im heiligen Reiche viel Aufruhr und Beschwerungen begeben und zukünftig täglich mehr zu besorgen" — diese Union war vornehmlich von den Geistlichen angeregt aus Anlaß der sie bedrohenden Reformation und bezweckte mit den Schutz derselben gegen Störungen von Innen und Außen, einen Schutz, zu welchem zumal der ritterliche Adel damals berufen sein mußte. Von den alten Adelsfamilien nun, welche damals die Union mit abschlossen, sind jetzt noch 40, und zwar einige in mehrfachen Verzweigungen, im Lande begütert.

Einige Lehensbestimmungen mögen hier noch Platz finden. Die mecklenburgischen Lehengüter vererben, mit Ausschluß der Töchter, auf die Söhne und wo solche nicht vorhanden sind, auf die Agnaten oder auf diejenigen männlichen Seitenverwandten, welche — gleichwie der letzte Besitzer des Gutes — durch eine ununterbrochene Reihe männlicher Descendenten vom ersten Erwerber des Lehens abstammen. Sind solche Erben überhaupt nicht vorhanden, so fällt das Lehen an den Landesherrn heim, doch haben in diesem Falle, sowie auch, wenn das Lehen an Agnaten fällt, die Töchter des letzten Besitzers*) (für welche der Lehenserbe eventuell als Lehensträger eintritt) das sogenannte Erbjungfernrecht, den lebenslänglichen Nießbrauch des Gutes. Heimgefallene Lehen sollen vom Landesherrn nicht eingezogen, sondern an „getreue Landespatrioten" wieder verliehen werden.**) — Die mecklenburgischen Lehen sind verschuldbar und veräußerlich und fallen beim Concurse aus der Familie. Doch dürfen auf den letzten Augen stehende Lehen ohne landesherrlichen Consens weder veräußert noch weiter verschuldet werden, auch haben die Agnaten beim Verkaufe eines alten Lehens das Vorkaufs- und Retractsrecht. Für den beim Verkaufe erforderlichen landesherrlichen Consens sind ½ Proc., für Canzleigebühren ebenfalls ½ Proc. und daneben 2 Proc. Laudemialgelder zu erlegen. Geht das Gut durch Todesfall auf einen Sohn über, so ist ein Consens nicht erforderlich, fällt es an einen Bruder, so wird der Consens gebührenfrei ertheilt, geht es an einen Agnaten über, so zahlt dieser für ihn ¼ Proc. Der Käufer eines Lehengutes kann seine Agnaten bis zum fünften Grade ausschließlich als Lehenfolger mit in das Lehen aufnehmen lassen, auch kann er für ½ Proc. des Kaufgeldes das Lehen allo-

*) In einem Streite, welchen eine Jungfrau von Bülow wegen ihrer Aussteuer an den Herzog Johann Albrecht gebracht hatte, entschied dieser (d. d. 15. Oct. 1569), „es sei Landesgebrauch, daß die Aussteuer der Lehentöchter soviel betrage, wie eine jährliche Nutzung aus dem väterlichen Gute." Lisch, a. a. O. Jahrg. X. S. 417.

**) § 443 des landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs vom Jahre 1755.

Digitized by Google

dificiren lassen. Seit dem 17. Jahrhunderte geschah letzteres häufig, soll aber in neuester Zeit erschwert worden sein. Die Mannendienste (servitia militaria) sind seit dem Jahre 1809 bei allen Lehen rein und ohne Entschädigung aufgehoben, wogegen die außerordentlichen Ehrendienste an den fürstlichen Höfen (servitia aulica) reservirt blieben.

Wie schon oben erwähnt, zerfallen die Güter in Haupt- und Nebengüter; auf ersteren ruht die Landstandschaft. Diese Güter sind geschlossene Güter, welche nicht beliebig getheilt werden dürfen. Nur in dem Falle darf ein Neben- von dem Hauptgute getrennt und selbst zu einem solchen erhoben werden, wenn sowol das neue wie das alte Hauptgut zwei catastrirte Hufen, jede von 600 bonitirten Scheffeln,*) an Hoffeld behalten. Von Gütern bis oder unter zwei Hufen Größe dürfen keine Bauerstellen errichtet werden, größere müssen mindestens zwei Hufen behalten und von den über vier Hufen großen dürfen zu solchem Zwecke höchstens zwei Hufen verwendet werden.

Auch Bauerschaften haben in frühern Zeiten Lehengüter erworben und würden dies noch heute dürfen. Es gibt sechs solcher Bauerschaften im Lande, welche die Gesammtheit ihrer Hufen als Lehne besitzen und aus deren Mitte Einer der Lehensträger ist. Mitglieder auswärtiger regierender Häuser dürfen seit 1842 keine ritterschaftlichen Güter in Mecklenburg erwerben (der regierende Fürst von Schaumburg-Lippe hatte in schneller Folge zwölf Hauptgüter mit einem Flächeninhalte von fast zwei Quadratmeilen, mit 24 Ortschaften und mehr als 2700 Einw. gekauft, von welchen aber jetzt ein Theil wieder veräußert ist). Von der Landesherrschaft erworbene Güter werden nach ihren Realrechten und Pflichten als zur Ritterschaft gehörig betrachtet.

Früher gab es in Mecklenburg auch Lehenschulzen, welche ihre zum Theil bedeutenden Ländereien als freie Lehen besaßen und einen landes- oder schutzherrlichen Lehenbrief erhielten. In Schwerin gibt es jetzt keine Lehenschulzen, in Strelitz aber noch 18. In einem Auszuge**) aus dem Amtsbuche der Johanniter-Comthurei Nemerow (bei Neubrandenburg) vom Jahre 1572 heißt es bei einem Verzeichnisse der Gefälle, welche die Comthurei aus ihren Dörfern und Gütern bezog, wörtlich: „Das Dorff Gnewitz: Das Schultzengerichte erbet uff menliche Leibeslehnserben (beim Dorfe Rouenn: „Das schultzen ampt erbet auff sohn vnnd tochter" u. s. w.), muß die lehn von der Herrschaft zu Nemerow empfangen vnd mit 10 Fl. lösen, hatt zum schultzen Ampte zwei huefen landes, so nach Strelitz vorlantbedet werden, und was er mehr vermuege des lehnbrieffes bei dem Schultzengerichte hat, gibt 20 gr. vor (statt) ein Lehnpferdt, 1 wispel Ablager Hafer, 1½ Pfd. wachs zum Gottes Hauße Lüt-

*) Bonitirte Scheffel differiren nach der Güte des Bodens zwischen 75 □ R. vom besten und 300 □ R. vom schlechtesten Boden.

**) Lisch, a. a. O. Jahrg. IX. S. 90 ff. 284.

Digitized by Google

len (Klein) Nemerow. — Dem Schultzen in diesem Dorffe werden jehrlichen von der Nachbarschafft (welches in dem Dorffe vmbgehet) vier Hüner gegeben und welcher das Jahr dem Schultzen gibt, derselbe gibt kein Hünergelt nach Nemerow" u. s. w. In demselben Bande der Jahrbücher u. s. w. wird eine Urkunde mitgetheilt, durch welche der Comthur Georg von Bibbeck zu Nemerow dem Hans Röggelin das Schulzengericht zu Gudendorf verleiht. Hans Röggelin soll dasselbe besitzen „in crafft dieses Brieffes in aller mathen vnd form, so lehens recht is" u. s. w. Hiefür soll er bezahlen „vehr mark Finkenogen gangkhafftiger müntze vor ein Lehnpferdt" u. s. w. Diese Schulzen verwalteten in ihren Dörfern das hohe und niedere Gericht. Im Jahre 1646 behaupteten die Schulzen der Comthurei, daß, wenn sie in Criminalsachen das Gericht hegten, dem ältesten jedesmal ein halber Thaler und ihnen zusammen vor und nach gehaltenem Gerichte „eine Mahlzeit Essens nebens einer tonne bier" gegeben werde. — Wir haben uns diese Abschweifung von unserem Thema erlaubt, weil die sehr interessante Stellung dieser Lehenschulzen wenig bekannt ist; die Mehrzahl von ihnen hat sich in der Nähe der ehemaligen Johanniter-comthurei Mirow, natürlich ohne Gerichtsbarkeit, jedoch im Lehenbesitze, erhalten.

Beim Verkaufe oder bei der Vererbung der freien Allodialgüter bedarf es eines Consenses nur in dem Falle, wenn der Landesherr sich, wie bei einigen geschehn ist, das Vorkaufsrecht reservirt hat. Immer aber muß eine Gebühr von $^1/_2$ Proc. des Kaufgeldes erlegt werden. —

Auf dem Grunde der Besitzverhältnisse, welche wir im Eingange geschildert haben, entstand der Feudalstaat des Mittelalters, ein Agglomerat persönlicher Verbände um den Mittelpunkt des gemeinsamen Schutzes. In ihm hatte jeder Grundherr, auch der Fürst als solcher, für seine und seiner Untergebenen Bedürfnisse selbst und allein zu sorgen; daraus entstanden financielle Verlegenheiten, langwierige Streitigkeiten, welche sich größtentheils um die Aufbringung der zum Staatsbedürfnisse nöthigen Gelder drehten. Denn der reine Feudalstaat bestand nicht lange; die Kosten der fürstlichen Haushaltung und der Landesdiener, welche der Fürst principiell allein tragen sollte, vermehrten sich schnell und verursachten schon früh — eigentlich schon seit der Zeit des scharfsinnigen Herzogs Albrechts des Zweiten, 1335—1379 — diejenigen Bestrebungen gegen den Feudalismus und seine Folgen (die persönliche Beschränkung, welche er den Fürsten auflegte), welche nach langen Zwistigkeiten doch mit Erfolg gekrönt wurden. Jener Herzog Albrecht der Zweite hatte weitausschauende kühne Pläne; er selbst gewann die herzogliche Würde, sein Sohn Albrecht wurde zum Könige von Schweden erhoben und der Vater beabsichtigte nichts weniger, als neben Mecklenburg auch Schweden und Dänemark für sich und seinen Stamm zu gewinnen. Seine Versuche scheiterten, aber sie hatten große

Digitized by Google

Anstrengungen und Geldmittel gekostet und diese mußten herbeigeschafft werden. Das gab Veranlassung, die Stände zu Abgaben mit heranzuziehen, auf der andern Seite zum Widerstande. Allmälig, als die zu beschaffenden Summen gar zu sehr anwuchsen, bequemte man sich zu freiwilligen Leistungen, die sich wiederholten; fürstliche Diener waren schon zu Staatsdienern, der fürstliche Haushalt theilweise zum Staatshaushalte geworden. In andern Staaten bildete sich eine Abgabenpflicht, deren Beispiel doch in einigem Grade auf Mecklenburg zurückwirkte, es entstand eine vollständige Landesregierung, eine geordnete Staatsdienerschaft u. s. w. So wurde aus dem reinen Feudalstaate der Patrimonialstaat, den man mit Unrecht mit dem ersteren verwechselt, da er doch vielmehr eine Fortentwicklung desselben ist. Die Besitzverhältnisse selbst blieben zwar wesentlich dieselben, welche sie früher waren, aber über ihnen schwebte die Idee der Staatseinheit, der Leitung und Verwaltung. Wie sich die Besitzverhältnisse bis zur Neuzeit herab gestalteten, welchen Bestimmungen namentlich die Lehensbesitzungen unterliegen, haben wir oben darzustellen versucht. Der Patrimonialstaat entbehrt keineswegs, wie man zuweilen behauptet, der staatlichen Idee der Souveränetät, welche den neuzeitlichen Staat überhaupt charakterisirt.

Wir gehen jetzt über zu der Darstellung, wie sich die Rechte der Rittergüter entwickelten und welche politische Stellung sich hieraus entfaltete.

Bis zur Reformationszeit hin müssen die Rittergüter in Mecklenburg sehr klein gewesen sein.*) Dabei war ein einziges Gut, wie es vielfach aus den Urkunden erhellt, oft in den Händen mehrerer Besitzer, und es war nicht selten, daß in einem Dorfe mehrere Edelhöfe bestanden, wie es noch heute in einigen mittel- und süddeutschen Staaten der Fall ist. Viele solcher Rittergüter waren tief verschuldet, zur Hälfte und mehr verpfändet, durch Schenkungen an die Geistlichkeit und fromme Stiftungen in ihren Hebungen verringert und im Ganzen von sehr geringem Werthe für die Besitzer. Letztere waren schon aus diesen Gründen durchaus keine Ackerbauer, sondern trieben das Kriegsgewerbe, und der Besitz hatte seinen größten Werth wegen seiner zufälligen Privilegien, z. B. wegen der mit ihm verbundenen oder ihm verliehenen Gerichtsbarkeit (richte hogest unde sidest), welche eine Quelle von Sporteln und Strafgefällen war. Es läßt sich denken, daß der grundbesitzende Adel schon früh seine Hufen an eigentliche Bauern gegen Dienste und Leistungen verlieh, da es noch durchaus keine s. g. Tagelöhner gab. Aber wie und wann dies geschah, ist ebensowenig mit Sicherheit erforscht, wie die ursprüngliche Stellung der Bauern selbst aufgeklärt ist. Seit Beginn der historisch sicheren Zeit, welche für die Bauern erst mit dem durch innere Schutzlosigkeit und unaufhörliche Fehden (welche urkundlich nichts anderes als Ausplünderungen gerade

*) F. Boll, Meckl. Strelitzsches Wochenblatt. 1849. Nr. 18. 19.

Digitized by Google

der Bauern waren) gekennzeichneten Ende des 14. und Anfange des 15. Jahrhunderts beginnt, finden wir diese in einem Leibeigenschaftsverhältnisse, und es wird vielfach bezweifelt, daß dies das ursprüngliche gewesen sei, da „die Bauern Abkömmlinge der Kolonisten sächsischen Stammes seien, welche als Eroberer nach Mecklenburg eindrangen, und es sich nicht wol denken lasse, daß sie hier in ein Hörigkeitsverhältniß traten". Diese Gründe werden von sehr achtbarer Seite aufgestellt, um aus ihnen die ursprünglich freie Stellung der Bauern zu befürworten. Wir glauben an eine solche ebenfalls, erklären uns aber die späteren Hörigkeitsverhältnisse dadurch, daß die Bauern in Folge der wilden Fehdezeiten zunächst freiwillig zu dem stärkeren Ritteradel in ein Lehensverhältniß traten (die Oblation freier Besitze auch von Seiten des Adels an den Landesherrn zum Zwecke des Schutzes war im Mittelalter nicht selten), und daß sich aus dem Lehensverhältnisse als eine Folge der Abhängigkeit und Wehrlosigkeit der Bauern die Hörigkeit gestaltete. Diese Abhängigkeit war eine Thatsache, das Bewußtsein des Lehensverhältnisses verlor sich, die eine Zeit lang bestehende freiwillige Unterordnung wurde eine rechtliche, grade ebenso, wie sich manche s. g. historische Rechte nur als Resultate der Verhältnisse gebildet haben. Außer jenen hörigen Bauern wird es dann noch freie Besitzer gegeben haben.

Erst nach der Reformationszeit, als das Kriegsgewerbe, welches zum größten Theile in gegenseitigen Befehdungen bestand, durch strengere Ausführung der Landfriedensbestimmungen mehr und mehr unfruchtbar wurde, vornehmlich aber durch die Säcularisation der sehr umfangreichen geistlichen Güter, welche mehr als ein Viertheil des ganzen cultivirten Landes umfaßt haben werden, wurde auch der Adel auf den Ackerbau aufmerksamer. Die geistlichen Güter lehrten ihn, da sie durchweg gut bewirthschaftet waren, den Werth des Landbaues kennen; es kamen manche von ihnen in die Hände des Adels, und überhaupt nahmen die Landgüter von jetzt an auch an Umfang zu. Aber nun genügten die leibeigenen Bauern zur Bewirthschaftung nicht mehr; höchst wahrscheinlich suchte man jetzt auch die bisher frei gebliebenen zur Leibeigenschaft heranzuziehen. Historisch ist dies, wie zugestanden werden muß, nicht nachweisbar, aber es spricht der Umstand für diese Anschauung der Sache, daß man auf dem Landtage zu Güstrow (1607) die Entscheidung faßte, die Bauern seien überall bloße Kolonisten, welche dem Grundherrn auf Verlangen ihre Aecker abtreten müßten,*) selbst wenn sie seit undenklichen Zeiten im Besitze gewesen wären! Man hat es kürzlich mehrfach in Abrede gestellt, daß diese Entscheidung den Zweck gehabt habe, auch die bisher freien Bauern zur Dienstbarkeit heranzuziehen. Dabei berücksichtigt man aber nicht, daß es in späterer Zeit keine freien Bauern mehr auf den Ritterbesitzungen

*) Lisch, a. a. O. Jahrg. X. S. 407. — E. Boll a. a. O. I. S. 353 ff. II. S. 463 ff.

Digitized by Google

gab und daß sich doch jene Entscheidung gar nicht anders erklären läßt, als daß es solche zur Zeit, wo dieselbe gefaßt wurde, gegeben haben müsse. Von Bauern, welche schon leibeigen waren, konnte man unmöglich besorgen, daß sie den freien Besitz jemals in Anspruch nehmen würden, wozu ihnen überdies die Macht fehlte. Wie dem aber auch sei, jener auf dem Landtage zu Güstrow gefaßte Beschluß wurde 1621 von den Landesherren sanctionirt.

Jetzt aber kamen die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges über Mecklenburg. Ganze Dorfschaften wurden vernichtet, die Einwohner fortgeschleppt oder getödet; als der Friede geschlossen wurde, fanden sich weite Gegenden, zumal in der östlichen Hälfte des Landes, von Bewohnern entblößt. Die verlassenen Bauerhufen wurden nun zu den Rittergütern eingezogen, welche sich zu ihrer heutigen Größe ausbildeten. Dabei wurde der Menschenmangel wieder fühlbar; die Grundbesitzer riefen fremde Ackerbauer herbei und gaben diesen wieder Bauerhufen gegen Frohndienste aus. Hieraus bildete sich ganz regelrecht das spätere und jetzige Verhältniß; daß dabei einzelne Bauern, die es noch hie und da auf freien Hufen gab, gedrückt wurden, mag wol sein, im Allgemeinen entwickelten sich die Verhältnisse zeitgemäß und dürfen nicht mit den frühern vermischt werden, wie sie denn auch mit dem erwähnten Landtagsbeschlusse von 1607 nicht mehr gemein haben, als daß sie vielleicht einige mit der Rechtlosigkeit der Zeit erklärliche Gewaltthätigkeiten zur Folge hatten. Es ist nicht von Nutzen, wenn man hier über das historisch Beglaubigte hinausgeht. Denn es liegt auf der Hand, daß die Bauern jetzt nicht in ihre Hufen eingesetzt wurden, um diese zu bewirthschaften, sondern um des Frohndienstes wegen. Dieser lehrt es sofort, denn es mußten nun die Bauern die Hofäcker bestellen (den Hofdienst verrichten), die Ernte besorgen, dreschen u. s. w. Ein Vollbauer leistete beispielsweise wöchentlich 6 Hacken- (Pflug-) Tage und lieferte einen, in der Ernte zwei Handdienste, ein Halbbauer die Hälfte dieser Frohnde u. s. w. Die Frauen mußten im Winter eine Quantität Flachs spinnen. Diese Frohnde stellte jedoch nur die Gewohnheit fest, principiell herrschte die Annahme, daß die Bauerndienste indeterminati (ungemessene) seien, deren Bestimmung in der Hand des Herrn lag. Statt der Dienstleistung konnte derselbe indessen auch nach seinem Belieben eine jährliche Geldabgabe fordern.

So lange man nach dem Systeme der Dreifelderwirthschaft seine Aecker bestellte, blieb die Lage der Bauern ungestört. Als aber im 18. Jahrhunderte die sogenannte Koppelwirthschaft sich einbürgerte und man die Ackerfläche in die doppelte und dreifache Anzahl von Schlägen theilen mußte, hatte man sich einmal an die großen Felder gewöhnt, bedurfte auch für den erweiterten Futterbau größere Flächen, hatte schon den Vortheil der Tagelöhner- vor dem der Bauernarbeit erkannt und strebte aus allen diesen Gründen dahin, die Bauern

wieder von ihren Hufen zu entfernen und das Areal derselben zum Hofacker zu legen. Dies geschah denn auch, und zwar besonders um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in sehr großem Umfange. Entweder wurden die Bauerhufen ganz eingezogen und die Besitzer zu Tagelöhnern gemacht oder sie wurden an die Grenzen der Güter verlegt. Dies Letztere, die Verlegung der Bauern, war in wirthschaftlicher Beziehung zuweilen durchaus nöthig und unvermeidlich, der gute Betrieb des Ackerbaues forderte die Arrondirung der Felder, und im Ganzen hatte auch der Bauer nicht grade Schaden davon, weil er fern vom Ritterhofe freier und selbstständiger wirthschaften konnte. Die Legung der Bauer zu Tagelöhnern wird seit einer Reihe von Jahren nicht mehr oder nur noch sehr selten ausgeübt. Es ist wol unzweifelhaft anzunehmen. Daß die Ritterschaft dies Recht in guter Meinung zu besitzen glaubt und es auf die Berechtigung des Grundbesitzers, seinem Pächter kündigen zu dürfen, zurückführt. Dennoch läßt sich auch nicht leugnen, daß es in allen Fällen hart ist, wenn von diesem Rechte Gebrauch gemacht wird; das Bestehen desselben beeinträchtigt sogar den eignen Vortheil insofern, als der auf Kündigung stehende Bauern in seinem wirthschaftlichen Streben gehemmt werden muß, sobald er fürchtet, die Früchte desselben nicht selbst genießen zu dürfen. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn diese Angelegenheit endlich einmal geordnet würde. Daß man augenblicklich dies Recht nicht mehr ausübt, gibt keinen Schutz für die Zukunft; daß in dieser Sache auf eine Verjährung gar keine Rücksicht genommen wird, widerspricht sowol dem Rechtsgefühle wie den allgemeinsten Rechtsgrundsätzen. Das Recht selbst ist übrigens kein persönliches, sondern haftet an dem Rittergute, steht also dem bürgerlichen Besitzer sowol zu wie dem adligen zu und ist nachweisbar früher von beiden ausgeübt worden.

An den Rittergütern haftet ferner als ein ursprüngliches Recht die niedere Gerichtsbarkeit, welcher als besonderes Privilegium auch die höhere früher sehr häufig hinzugefügt wurde. Das Gerichtswesen war seit dem dreizehnten Jahrhunderte dasselbe, welches bei allen germanischen Völkern stattfand.*) Zum niedern Gerichte gehörten darnach alle solche Vergehungen, für welche die Strafe (Broke) 60 lübische Schillinge nicht überstieg;**) zum höhern Gerichte gehörten: fures, furto octo solidorum valorem excedente; latrones; incendiarii; homicide manu mortua presente; violentie illatores; oppressores mulierum et raptores virginum, ita dumtaxat, si in ipso instanti mulier aut virgo violentiam clamore valido, sicut moris, et per vicinos et adjuvantes fuerit attestata.***) Für alle diese Vergehungen fand außer der Sühne für

*) Lisch, a. a. O. XV. S. 74. 234.

**) J. J. 1320 kostete der Scheffel Roggen 1 Schilling lüb. (solidus.) E. Boll. a. a. O. I. S. 263.

***) Schröder, Papistisches Mecklenburg. I. 729. (Urkunden vom Jahre 1272.

Digitized by Google

den Verletzten eine gerichtliche Strafe statt, welche eine Geldquelle für die Obrigkeit war. In den schwerinschen Städten wurde diese anfänglich durch fürstliche Vögte oder Amtsvögte gebildet, in den stargardischen durch unabhängige Stadtschulzen. Die Gutsherrn ließen die Gerichtsbarkeit entweder durch eigene Vögte verwalten oder übertrugen sie gegen einen Theil der Brüche den fürstlichen Vögten mit. Die Gutsherren selbst aber standen bis zum sechzehnten Jahrhunderte unter den fürstlichen Vögten; wohnten sie (damals Adlige) in den Städten, so mußten sie das Bürgerrecht erwerben und standen unter Gerichtsbarkeit der städtischen Vögte.*) Im sechzehnten Jahrhunderte wurde das römische Recht eingeführt und die Gutsherren traten unter eine exemte Gerichtsbarkeit, während für ihre Untergebenen die Patrimonialgerichte eingesetzt wurden. Die exemte Gerichtsbarkeit, welche sich jedoch auch auf alle s. g. Eximirten, Prediger, Advocaten, Aerzte u. s. w. erstreckt, wird von den Justizkanzleien ausgeübt, während die Patrimonialrichter für besondere Gutsverbände oder einzelne Begüterungen aus der Zahl der Juristen, welche das Richterexamen gemacht haben, erwählt werden. Diese sind entweder zur Verwaltung des niederen und des höheren Gerichts zugleich verbunden oder es besteht für jedes derselben ein besonderes Gericht. So lange die Gutsbesitzer ihre Richter selbst wählen, ist es in der Ordnung, daß sie unter einer anderen Gerichtsbarkeit stehen. Dies Princip läßt sich nur leider nicht consequent durchführen und das ist ein Uebelstand, welchen man dem Patrimonialgerichtswesen häufig vorwirft, weil er den Untergebenen erschwert, die Wahrung ihrer Interessen dem Gutsherrn gegenüber leicht und immer ohne den Schein von Parteilichkeit zu erlangen. Ferner ist nicht zu verkennen, daß durch die Patrimonialgerichte eine kräftige, einfache und einheitliche Gerichtspflege gehemmt wird, ebenso wie durch sie eine einheitliche und allgemeine Armenpflege fast unmöglich gemacht wird, ohne welche wieder die höchst nöthige Umgestaltung der Heimats- und Niederlassungsverhältnisse undenkbar ist. Vereinfacht zwar wird die Armenpflege durch sie, weil dieselbe sich in jedem einzelnen Falle auf kleine leicht übersehbare Kreise beschränkt (jeder Gutsbesitz erhält seine Armen selbst), vereinfacht wird auch die Polizeiverwaltung durch ihre Beschränkung auf kleine Gebiete. Ein Vortheil ist es ferner, daß der Gutsherr als Obrigkeit sich in einer Stellung befindet, welche ihn befähigt, die Interessen seiner Untergebenen kräftig wahren zu müssen. Gegen wen hat er aber dieselben zu wahren? In den allermeisten Fällen gegen sich selbst und dies eben erlaubt seine Stellung als Obrigkeit wieder nicht. Die Vortheile der Patrimonialgerichtsbarkeit sind sehr zweifelhaft, die Nachtheile derselben sind — ganz abgesehn davon, daß dieselbe ein antiquirtes Institut ist — handgreiflich. Daß eine wohlgeordnete Armenpflege von Seiten des Staats ge-

*) Lisch, a. a. O. XIV. S. 119.

Digitized by Google

sehn müsse, wird man nicht mehr bestreiten können, wäre es auch nur, um die Heimatsverhältnisse zu ordnen, was wie gesagt, ein unabweisbares Bedürfniß ist. So lange jeder Gutsbesitzer seine Armen selbst versorgen muß, kann er das Recht beanspruchen, aufzunehmen, wen er will, und ebenso beliebig die Aufnahme auch den auf dem Gute Geborenen zu verweigern. Das Erstere ist eine für das Gemeinwohl nachtheilige Last, das Letztere ein eben solches Recht.

Wir haben schon im Eingange gezeigt, daß die Immunität der Rittergüter von Anfang an bestand und aus der innersten Bedeutung eines freien Gutes hervorging. Die Rittergüter selbst blieben deshalb abgabenfrei; diejenigen Theile derselben, welche aus abgabenpflichtigen Bauerhufen entstanden, erlegten aber beständig Abgaben. Zu der Zeit, wo die Zuschlagung solcher Hufen zu den Rittergütern in größerem Umfange stattfand, waren die Landesverhältnisse im Allgemeinen fast rechtlos und durchaus verwirrt. Als man später die immunen von den tributären Gutstheilen sondern wollte, fehlte hiezu alle Sicherheit, und man mußte sich mit dem Uebereinkommen begnügen, daß die eine Hälfte der Rittergüter als ursprüngliche und immune Besitzung, die andere als hinzugezogene, zu Abgaben verpflichtete, angesehn werden solle. So ist die erstere Hälfte bis auf den heutigen Tag principiell immun geblieben. Zwar haben die Rittergutsbesitzer einzelne Abgaben und Aufbringungen übernommen, die auf alle Hufen gleichmäßig vertheilt werden; aber diese werden durchaus als freiwillige angesehn und berühren das Princip der Immunität der wahren Rittergüter nicht.

Steuerfreiheit besitzen die Rittergutsbesitzer nicht weiter, als alle übrigen Privatpersonen (Nicht-Handeltreibende) des Landes, soweit sie Waaren für ihr eigenes Bedürfniß kommen lassen. In gleicher Weise können sie ihre mit ihren eigenen Gutsproducten beladnen Wagen unter Begleitung s. g. ritterschaftlicher Freipässe steuerfrei in die Städte passiren lassen. Auch einzelne unwesentliche Befreiungen von Damm- und Wegezöllen finden statt, welche um so mehr unberücksichtigt bleiben können, als in neuester Zeit mehrfach die Bereitwilligkeit, sie aufzugeben, ausgesprochen worden ist.

An fast allen Rittergütern haftet ferner die Jagdgerechtigkeit, nur bei wenigen Lehengütern ist die hohe Jagd für den Landesherrn reservirt worden. Viele besitzen auch das Patronatsrecht; es sind fünf Pfarren gemischten großherzoglichen und ritterschaftlichen, achtzig Pfarren allein ritterschaftlichen Patronats (darunter eine, welche durch Solitair-Präsentation besetzt wird), elf Pfarren, deren Patronat mehreren ritterschaftlichen Gütern gemeinschaftlich zusteht, und neun Pfarren klösterlichen Patronats, deren eine durch Solitair-Präsentation besetzt wird. — Die Brau-, Brennerei-, Krug- (Schank-) und Mühlengerechtigkeit der Rittergüter sind für die landwirthschaftlichen Interessen wichtig. An

Digitized by Google

und für sich können wir sie für einen Uebelstand nicht halten, obwol sie für die Städte lästig werden, so lange in diesen nicht ein freierer Verkehr gestattet ist. Wenn dies erst der Fall sein wird, so muß auch die Landwirthschaft durch Vergrößerung besonderes der Brenn- und Mahlbetriebsamkeit gewinnen. —

Partant pour la Syrie!

Von der preußischen Grenze.

Die Aussichten, welche sich an die Zusammenkunft von Teplitz knüpften, schrumpften beträchtlich zusammen, als man erfuhr, daß an demselben Tage über den preußischen Antrag betreffs der Bundeskriegsverfassung dem Bundestag Bericht abgestattet werden sollte. Es hat sich herausgestellt, daß auch in dieser Frage von Oestreich eine Concession nicht zu erwarten ist. Im Gegentheil hat Preußen seinen Antrag modificirt: es verlangt nämlich die von ihm befürwortete Einrichtung nicht für alle Fälle, sondern nur für diejenige Eventualität, daß die beiden deutschen Großmächte oder eine derselben veranlaßt sein sollten, sich mit ihrer gesammten Armee am Bundeskrieg zu betheiligen. Dies Zugeständniß ist zwar mehr formeller als materieller Art, aber es ist doch immer ein Entgegenkommen von Seiten Preußens, und man hat von der andern Seite in der Weise darauf geantwortet, daß man nicht blos die einheitliche Leitung der gesammten deutschen Kriegsmacht, wie sie in der Theorie für jetzt zu Recht besteht, für unabänderlich erklärt, sondern auch die Verschärfung dieses Princips durch Umgestaltung der organischen Artikel in Aussicht stellt. Gleichzeitig hat man auch in der kurhessischen Frage den alten Standpunkt festgehalten. Wo nun die Ansichten so weit auseinandergehn, ist an eine Einigung um so weniger zu denken, da die Sitzungen des Bundestags erst im November wieder beginnen, innerhalb welcher Zeit möglicherweise die europäischen Staaten zu einer neuen Gruppirung veranlaßt werden. Hätte Oestreich beabsichtigt, in Teplitz Zugeständnisse von Gewicht zu machen, so würde es jene Sitzung des Bundestags entschieden verzögert haben. Auch was aus den officiösen Zeitungen Oestreichs und Preußens über jene Zusammenkunft verlautet, deutet durchweg mehr auf eine moralische als auf eine politische Hal-

Digitized by Google

tung derselben. Wir können demnach mit Zuversicht die Hoffnung aussprechen, daß Preußen noch immer freie Hand behalten hat, sich in den neuen Combinationen der europäischen Politik, so weit sie nicht die Integrität des deutschen Bundesgebiets in Frage stellen, ausschließlich durch seine eignen Interessen bestimmen zu lassen.

Zwar sagt die preußische Zeitung, zwischen den beiden Herrschern hätte sich in allen brennenden Fragen ein erfreuliches Einverständniß gefunden, und die Kreuzzeitung jubelt schon über das neue Olmütz, über die neue glorreiche Buße Preußens, über die sichere Zukunft der feudalen Partei. Aber der Prinz hat offen erklärt, er werde an seiner alten Politik festhalten, und — den 26. Juli hat am Bundestag zu Frankfurt sich in zwei brennenden Fragen eine erhebliche Differenz zwischen der Ansicht der beiden Staaten herausgestellt. Daß Oestreich im Innern zu Befriedigung Preußens den Weg der „Constitution" betreten hat, bleibt immer mehr eine moralische als eine politische Befriedigung; auch Neapel ist auf diesem Wege, es bleibt nun zu erwarten, was auf demselben herauskommen wird. Ebenso wenig scheinen die europäischen Angelegenheiten ein Verständniß zu begünstigen.

Die brennenden Fragen sind jetzt die italienische und orientalische; auch die letztere ist bereits in ein Stadium getreten, daß sie voraussichtlich in Kurzem einen sehr bedenklichen Umfang gewinnen wird. Um Preußens Interesse an diesen beiden Fragen festzustellen, muß man zunächst ein Verhältniß ins Auge fassen, welches man im Ganzen bis jetzt zu obenhin behandelt hat: das Verhältniß zwischen England und Frankreich. —

Durch zahlreiche Correspondenten ist über Lord Palmerston in Deutschland die sonderbarste Meinung verbreitet. Nach den Einen ist er von Rußland erkauft, England zu ruiniren, und verfolgt diesen Plan mit teuflischer Bosheit und Consequenz. Nach den Andern steht er in geheimnißvollen verwandtschaftlichen Beziehungen zu Napoleon dem Dritten und arbeitet ausschließlich im bonapartischen Familieninteresse. Noch nach andern ist er ein einfacher Hanswurst, der nicht weiß was er will. Diese drei Anklagen fallen zwar keineswegs zusammen, aber sie werden mit so viel Geschick fortwährend durcheinander gemischt, daß man sich im Publikum ein aus allen dreien zusammengesetztes Bild aus ihm gemacht hat.

Neuerdings ist eine vierte Version aufgetaucht. Er soll nämlich irgendwo, angeblich sogar zum östreichischen Gesandten, gesagt haben, er werde sich an die Spitze einer Coalition gegen Napoleon und den Bonapartismus stellen, diese Coalition aber keineswegs aus den alten morschen Dynastien, sondern aus den lebenskräftigen Völkern zusammensetzen. So weit wir davon entfernt sind, dem alten schlauen Staatsmann so idealistische Motive unter-

Digitized by Google

zuschieben, so glauben wir doch, daß diese Version der Wahrheit näher kommt als die drei andern.

Fassen wir zunächst die italienische Frage ins Auge, so finden wir, daß die Whigs in derselben eine durchaus zusammenhängende, consequente Politik befolgt haben. Nur muß man nicht nach den Worten, sondern nach den Thaten urtheilen; denn daß Lord Palmerston oder Lord Russell die Leidenschaft hätten, überall die Wahrheit zu sagen — von einer so schwärmerischen Ansicht sind wir weit entfernt.

Während des Krieges hat England alles gethan, was in seinen Kräften stand, Oestreich zu isoliren, und es ist ihm gelungen. Als es nicht länger möglich war, als Preußen bereit stand, den Krieg gegen Frankreich zu übernehmen, wurde der Friede von Villafranca durch einen Papierfetzen beschleunigt, der von Downing-Street ausging. Nach dem Frieden hat England allen seinen moralischen Einfluß aufgeboten, daß die sardinischen Annexionen zu Stande kamen. Es war dies Streben offen gegen Oestreich, indirect aber auch gegen Frankreich gerichtet. Es wäre Frankreich lieber gewesen, wenn Toscana ein Staat für sich geblieben wäre. Freilich wußte das englische Cabinet im Voraus, daß Frankreichs Einwilligung in letzter Instanz nur durch die Abtretung von Savoyen und Nizza werde erkauft werden. England hätte das gern vermieden, aber es war entschlossen, im äußersten Fall diesen Preis zu zahlen. Das Mißtrauen des englischen Volks beschwichtigte man theils durch einige Redensarten, theils durch den Handelsvertrag. Kaum waren die Annexionen fertig, so ging das englische Cabinet gegen Neapel in einer Weise vor, die sich nur wenig von einem offenen Aufruf der Neapolitaner zum Aufstand unterschied. Auch noch in diesem Augenblick, wo die neapolitanische Regierung in der äußersten Verzweiflung alles mögliche bietet, um nur das Festland zu behalten, weist Lord Russel mit einer Ostentation, die gewiß ihren Zweck hat, jede directe oder indirecte Einmischung zurück.

Wer in allen diesen Dingen keinen Zusammenhang sieht, für den gibt es in der Geschichte überhaupt keinen Zusammenhang. Es ist der unverkennbare Wunsch der britischen Regierung, entweder ganz Italien oder wenigstens so viel davon als möglich unter der Herrschaft des König Victor Emanuel zu vereinigen, ein mächtiges und dauerhaftes Königreich Italien zu schaffen. England ist zwar nicht gesonnen diesem Wunsch große Opfer zu bringen, etwa einen Krieg deshalb zu führen, am allerwenigsten gegen Frankreich, aber es ist bereit, ihn durch alle Künste der Diplomatie zu unterstützen.

Man wird schwerlich behaupten können, daß dieser Wunsch den Interessen Englands entgegengesetzt sei. Eine der schwersten Drohungen für England ist die alte Behauptung, das mittelländische Meer solle ein französischer See werden. Gegen dieses Vorschreiten Frankreichs bedarf England eines mächtigen

Digitized by Google

Bundesgenossen. Daß es sich auf die Länge auf Oestreich nicht stützen kann, hat es hinlänglich eingesehn; außerdem sind die Principien, nach welchen Oestreich seine Handelspolitik einrichtet, durchaus nicht von der Art, England zu einer nähern Verbindung zu veranlassen, und der Umstand, daß in der italienischen Frage die ungeheure Mehrheit des englischen Volks auf Seite der Italiener gegen Oestreich steht, fällt doch auch ins Gewicht. In dem Königreich Italien kann England hoffen, Frankreich einen mächtigen Rivalen entgegen zu setzen, der unter Umständen sogar im Landkrieg zu gebrauchen wäre: denn das erste, was Victor Emanuel thun wird, sobald er auf eignen Füßen steht, ist, den lästigen Einfluß Frankreichs von sich abzuschütteln.

Hier tritt nun freilich ein Zweifel ein, für den wir noch keine Lösung finden. Napoleon weiß das alles so gut als Lord Palmerston; er weiß, daß ein Königreich Italien ihm für spätere Eroberungspläne weit gefährlicher ist, als das Kaiserthum Oestreich. Ohne seine offne oder stillschweigende Zustimmung kommt aber ein Königreich Italien nicht zu Stande, und für diese Zustimmung wird er einen theuern Preis verlangen. Welchen Preis kann ihm England zahlen?

Wie gesagt, wir haben keine bestimmte Antwort darauf. So viel liegt auf der Hand, daß England eine Vergrößerung Frankreichs in Italien nicht zulassen darf, ohne einen Selbstmord zu begehn. So bleibt nur zweierlei übrig: entweder der Rhein oder der Orient.

Es ist bereits irgendwo die Behauptung aufgestellt worden, England würde einen Continentalkrieg, einen Krieg Frankreichs gegen Deutschland ganz gern sehen, weil sein Handel dabei nicht verlieren, sondern nur gewinnen kann. Bereits 1848 hat es eine ähnliche Erfahrung gemacht. Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Der Ausgang des Krieges ist zweifelhaft, es läge doch nicht außer den Grenzen der Möglichkeit, daß Napoleon wirklich die Rheinprovinz, Belgien und Holland eroberte und die deutschen Fürsten wenigens für einige Zeit widerstandsunfähig machte. Alsdann stände Frankreich mit verdoppelter Macht England gegenüber, und die Gefahr eines für England verderblichen Zusammenstoßes wäre in nächste Nähe gerückt.

Alle diese Betrachtungen gehn freilich von der Voraussetzung aus, daß die Männer, welche England regieren, bei Sinnen sind. Indessen mit dieser Voraussetzung rechnet man im Ganzen immer richtiger als mit der entgegengesetzten.

Wenn also Frankreich am Rhein keine Entschädigung erhalten soll, so bleibt nur der Orient übrig. Freilich ist es schwer zu sagen, was man ihm hier gewähren kann. Indeß muß man dabei in Anschlag bringen, daß es den Franzosen nicht blos um den unmittelbaren Erwerb, daß es ihm auch um den Prestige zu thun ist. Ein Kreuzzug hat für ihre Einbildung viel Ver-

Digitized by Google

lockendes, und man hört die oben angeführte Romanze, die von der bonapartiſchen Familie ſelbſt ausgeht, mit großer Begeiſterung in allen franzöſiſchen Häfen erſchallen. An einem Einverſtändniß zwiſchen Frankreich und Rußland in der orientaliſchen Frage iſt nicht zu zweifeln, wenn man die ruſſiſche Prophezeihung der zu erwartenden Metzeleien mit den wirklichen Metzeleien zuſammen hält. Vielleicht hat ſich England mittlerweile überzeugt, daß die Behauptung des Kaiſers Nikolaus von dem kranken Mann doch nicht ungegründet war; vielleicht will es jetzt, wenn es ſein Abſterben doch nicht verhindern kann, ſich an der Erbſchaft betheiligen; vielleicht ſieht es gar nicht ungern, daß hier im Orient, wo ihm Rußland viel gefährlicher iſt als Frankreich, dieſes letztere gleichfalls einen feſten Halt gewinnt.

Daß Lord Palmerſton grade dieſen Augenblick dazu benutzt, eine fulminante Rede gegen Frankreich zu halten, die Eventualitäten aufzuzählen, unter denen Kaiſer Napoleon ſich verſucht fühlen könnte, London zu plündern oder die britiſchen Schiffe zu verbrennen — das ſpricht für uns mehr als alles andere dafür, daß irgend ein Einverſtändniß zwiſchen England und Frankreich in der türkiſchen Sache entweder ſchon ſtattfindet oder bevorſteht. Denn jene Drohungen waren ſo hart, ſo perſönlich ausgeſprochen, daß der Kaiſer vollſtändig im Recht wäre, im ernſteſten Ton eine Erklärung darüber zu verlangen. In einem Augenblick, wo die Truppen beider Länder gemeinſchaftlich in Hinterafien operiren! Napoleon wird beſtimmt wiſſen, wie er jene Rede aufzufaſſen hat.

Oder will Napoleon etwa als Schutzherr der romaniſchen Race ein ſtarkes Italien wie ein ſtarkes Spanien um ſich haben, um ſo auf dem neu arangirten europäiſchen Concert die Germanen leicht zu überſtimmen?

Alle dieſe Vielleicht ſollen nur dazu dienen, die nachfolgende Betrachtung einzuleiten.

Die Teplitzer Zuſammenkunft iſt nicht die letzte — ohnehin wurde der Prinzregent gleich nach ſeiner Zurückkunft von ſeiner kaiſerlichen Schweſter empfangen — es werden noch einige nach andern Seiten erfolgen. Man kann den preußiſchen Staat jetzt wirklich den vielumworbenen nennen, und es herrſcht im Verkehr doch jetzt ein anderer Ton als früher. Preußen wird aber wiſſen, daß es nicht auf den Ton ankommt, ſondern auf die Sache, und es wird daher ſeine Aufmerkſamkeit auf die Sachen richten.

Preußen hat an der italieniſchen Frage nur ein mittelbares, in der orientaliſchen Frage zunächſt gar kein Intereſſe. Es muß wünſchen, daß ſich in Italien ein geordneter Zuſtand herſtelle, ein Zuſtand, der Dauer verſpricht, der die Ausbreitung des revolutionären Geiſtes verhindert und der es zugleich Oeſtreich unmöglich macht, durch fortwährende Einmiſchung in die transalpiniſchen Händel ſich ſelbſt und unter Umſtänden auch ſeine „natürlichen

Digitized by Google

Bundesgenossen in unnütze und gefährliche Kriege zu verwickeln. Preußen muß ferner wünschen, daß Italien stark genug werde, um sich dem französischen Einfluß zu entziehen.

Gern geben wir zu, daß es natürlich ist, wenn das völkerrechtswidrige Verfahren Garibaldis in der Seele jedes gebornen Herrschers gerechte Mißbilligung hervorruft. Darüber hatte uns schon die preußische Zeitung aufgeklärt. In dieser Ansicht werden sich die beiden Monarchen in Teplitz begegnet sein. Aber einmal ist von diesem Urtheil bis zu einem Entschluß noch ein weiter Schritt. Einen Entschluß in Bezug auf Neapel scheint Oestreich überhaupt noch nicht gefaßt zu haben. Vielleicht daher die Uebereinstimmung. Wenn Frankreich und England gemeinsam die Intervention des Auslands in Italien zurückweisen — noch ist es nicht geschehn — so wird in diesem Fall erst zu erfragen sein, wieweit jene Mißbilligung in einen Entschluß übergehn soll. — Sodann ist Garibaldi kein bloßer „Räuberhauptmann" mehr. Eine höchst legitime Regierung — die neapolitanische — stellt ihn auf gleichen Fuß mit sich; sie unterhandelt mit ihm, schließt mit ihm einen Waffenstillstand; mit einem Wort, mehr und mehr lassen die „vollendeten Thatsachen" auf dem rechtlos begonnenen Unternehmen jenes Moos wachsen, das der erste Vorbote werdender Legitimität ist.

Dann ist noch an eins zu erinnern: Garibaldi, so sehr er „Räuberhauptmann" genannt werden mag, hat doch ein stark conservatives Moment in sich; er ist ein Mann der Ordnung, ja der Monarchie. Er leitet, aber er beherrscht auch und reprimirt jene dunkle Kraft, die in richtige Bahnen geleitet, die Staaten zum Blühen bringt; die einseitig zurückgehalten, sie zersprengt. Er beherrscht sie freilich nur local; aber das Gefühl hat er überall für sich. Wir erwähnen nur Garibaldi, als den zweifelhaftesten Punkt; über die italienische Sache ist gar kein Zweifel. Und jene dunkle Kraft ist nirgend todt, wenn sie auch schläft. — Wir wiederholen: Heil dem Herrscher, der diesen dunkeln, aber immer mächtiger werdenden Trieb des Nationalitätsprincips zu leiten, sich als seinen Träger darzustellen weiß! denn seinem Geschlecht gehört die Zukunft.

Was den Orient betrifft, so erinnern wir an eine alte vergessene Geschichte. Als Ludwig der Vierzehnte Deutschland bedrohte, verfaßte der damals vierundzwanzigjährige Leibnitz eine Denkschrift, in welcher eine Föderation Deutschlands, doch so, daß Oestreich daneben selbständig stehe, und eine Eroberung Aegyptens durch Frankreich vorgeschlagen wurde. Der Vorschlag hatte keine Folge, wie es denn wol überhaupt schwer sein wird, einem Beherrscher Frankreichs die Meinung beizubringen, es sei für ihn bequemer, nach Aegypten als nach dem Rhein zu marschiren. Wenn indessen der Beherrscher Frankreichs zufällig von selbst auf den Gedanken kommt, so scheint uns das vom deutschen Standpunkt eine ziemlich wünschenswerthe Combina-

Digitized by Google

tion, die wir nach Kräften zu fördern haben. Freilich ist es uns nicht sehr wahrscheinlich, daß das bewegte Leben, welches zwischen Druſen, Maroniten und andern mehr oder minder interessanten Völkern besteht, von denen sich die Einen Christen, die Andern Muhammedaner nennen, durch die Dazwischenkunft der Franzosen, Russen u. s. w. ohne Weiteres in geordnete Gleise wird geführt werden. Aber da die Katastrophe im Orient doch früher oder später eintreten muß, so scheint es uns nur darauf anzukommen, daß sie in einen für uns günstigen Zeitpunkt eintritt. Und der jetzige ist für uns wenigstens nicht gradezu ungünstig. Preußen hat nur die Aufgabe, nach allen Seiten hin nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn alle Welt sich verstärkt, um des allgemeinen Gleichgewichts willen auch wir eine Verstärkung dringend bedürfen, und von der Anerkennung des Grundsatzes sein Verhalten abhängig zu machen. † †

Nachtrag. — Eben lesen wir die Note des Baron Schleinitz an Dänemark. Also man hat doch noch nicht verlernt, deutsch zu reden! Von allen Leistungen der deutschen Literatur in den letzten Jahren halten wir diese Note bei weitem für die gelungenste.

Reiseliteratur.

Meine Reisen im Norden. Von Alexander Ziegler. Zwei Bände. Leipzig. Verlag von J. J. Weber, 1860. Der Verfasser hat außer verschiedenen Städten und Strichen Norwegens, Lapplands und Schwedens auch die von Reisenden aus dem Süden sonst selten betretenen Orkney- und Shetland-Inseln besucht, was seinem Buche einen Vorzug vor den verschiedenen Beschreibungen ähnlicher Touren gibt, die in den letzten beiden Jahren erschienen. In andern Beziehungen steht sein Buch hinter diesen zurück, indem er die Gabe so zu schildern, daß dem Leser dasselbe Bild aufgeht, welches der Reisende vor sich hatte, nur in sehr geringem Grade besitzt. Nach dem Vorwort will Herr Ziegler nur dargestellt haben, was er selbst erlebt, mit eignen Augen gesehn. Ein aufmerksamer Rückblick auf seine Arbeit würde ihm gezeigt haben, daß dieselbe mindestens ebenso viel, wo nicht mehr Nachgeschriebenes als Selbstbeobachtetes enthält, und wenn unter diesen Excerpten manche dankenswerthe Notiz ist, so findet sich daneben noch mehr, was nur geeignet ist, das Buch dickleibiger, nicht, es werthvoller zu machen. Der Verfasser, der alle möglichen Lesefrüchte zu verwerthen bestrebt ist, hätte, meinen wir, die Natur einer Reisebe-

Digitized by Google

schreibung genauer ins Auge fassen sollen. Er würde dann gefunden haben, daß man sich mehr Dank verdient, wenn man sich auf seine eignen Erinnerungen beschränkt, diese aber genau bis in ihre Einzelnheiten wiederzugeben sucht, als wenn man bemüht ist, Allen Alles finden zu lassen. Der Eindruck des Dilettantischen wird im letztern Falle kaum zu vermeiden sein, und wir empfinden ihn hier — die Bemerkungen über landwirthschaftliche Gegenstände ausgenommen — allenthalben, wo der Verfasser von der Beschreibung zur Erklärung übergeht. Von den erwähnten interessanten Notizen des Buchs sei nur die aus der kopenhagener Mormonenzeitung „der skandinavische Stern" genommene über die Verbreitung der Latterday-Saints im Norden angeführt. Die Zahl derselben betrug nach dieser Angabe zu Anfang des Jahres 1857 im Ganzen 2692, und zwar kamen davon auf Schweden 340, auf Norwegen 198 und auf die dänische Monarchie 2147. Holstein und Lauenburg hatten gar keine aufzuweisen, in Schleswig wohnten 2, in Island 7, in Kopenhagen allein 1208, also fast ein volles Procent der dortigen Bevölkerung. In der That ein anmuthiges Zeichen der Zustände in der dänischen Hauptstadt!

Neue Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte.

Kantiana. Beiträge zu Immanuel Kants Leben und Schriften. Herausgegeben von Dr. Reicke, Custos der Bibliothek. (Königsberg, Theile). Enthält hauptsächlich die vom Consistorialrath Wald 23. April 1804 gehaltene Gedächtnißrede auf Kant, sammt den Collectaneen, nach welchen er dieselbe ausgearbeitet; außerdem einige ungedruckte Recensionen von Kant. Möchten die neuen preußischen Provincialblätter, die nicht selten so werthvolle Mittheilungen enthalten, öfters Separatabdrücke davon veranstalten; wir erinnern z. B. an die vortreffliche Abhandlung von Rosenkranz über Hamann. — Aus Hebels Briefwechsel. Zur Erinnerung an den 10. Mai 1760 (den hundertjährigen Geburtstag des Dichters). Freiburg, Wagner. — Enthält außer den Briefen auch noch eine kurze biographische Skizze. — Das Leben des Freiherrn von Stein. Nach Pertz erzählt von W. Braun. Der Reinertrag ist für das Stein-Denkmal bestimmt. (Gotha, Besser). — E. M. Arndt. Ein Büchlein für das deutsche Volk von Eugen Labes. Nebst ungedruckten Briefen Arndts. (Jena, Döbereiner). Beide Schriften, namentlich die erste, sind für ihren populären Zweck sehr verständig gearbeitet, und werden eine gute Wirkung nicht verfehlen. — Paul Gerhardt. Ein Lebensbild für die reifere Jugend bearbeitet von F. W. Sommerlad. (Leipzig, Schlicke). In derselben Weise, wie das Leben Stillings von demselben Verfasser. — Dr. Wolfgang Menzels in seiner „deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet von Aug. Boden. Frankfurt a. M., Meidinger. — Es ist gut, daß endlich einmal gegen diese Roheiten — dieser Ausdruck sagt noch lange nicht genug — ein ernstes Wort gesprochen ist; um so lobenswerther, da der Verfasser sorgfältig vermieden hat, in Menzels Ton einzugehn. Man fühlt sich oft versucht, Menzel zu entschuldigen, wenn man seine Gegner ins Auge faßt, aber diese Stimmung hält nur so lange

Digitized by Google

vor, bis man in seinen eignen Büchern blättert. Es ist eine traurige Lecture. — Zeitschrift für exacte Philosophie im Sinn des neuern philosophischen Realismus. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. Allihn und Dr. Ziller (Leipzig, Pernitzsch). Wir wünschen der Zeitschrift, die hauptsächlich ein Organ für die Herbart'sche Schule werden soll, ein gutes Gedeihen. Das erste Heft enthält einen sehr lehrreichen Aufsatz über das Leben Herbarts und die Literatur seiner Schule. —

Indem wir hier vorläufig den Schluß des Sybelschen Werks (Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795) anzeigen, dessen ausführliche Besprechung wir uns vorbehalten, fügen wir die freudige Nachricht hinzu, daß der Verfasser sich entschlossen hat, die Fortsetzung desselben, von 1795 bis 1800, ebenfalls in 3 Bd. auszuarbeiten. Der 1. Bd. erscheint im Herbst 1862. — Unter den historischen Monographien heben wir eine bedeutende hervor: Markgraf Gero von O. v. Heinemann (Braunschweig, Schwetschke und Sohn); das gut gezeichnete wilde Bild einer wilden Zeit (Kaiser Ottos des Ersten). Die Restauration der Stiftskirche von Gernrode, deren Begründer Markgraf Gero war, hat zum Theil die äußere Veranlassung zu dieser Schrift gegeben. —

Belletristische Literatur.

Eine Arbeit, die große Einsicht in das Wesen der Kunst verräth, und von den Theatern wol beachtet werden sollte ist die Abhandlung des Frh. Alfred v. Wolzogen: über die scenische Darstellung von Mozarts Don Giovanni, mit Berücksichtigung des ursprünglichen Textbuchs von Lorenzo Don Ponte. (Breslau, Leuckart). —

Die gesammelten Novellen von Julius Bucher, 3 Bde. (Berlin, Vogel und Comp. (Stand und Genie, der bedeutsame Blumenstrauß, ein Lied H. Heines, die schöne Nachbarin, der Ueberfall der Festung Schweidnitz, der Rekrut, der Pfarrherr, Theorie und Praxis, die Mühle Finken, Helene, Hollauer v. Hohenfels, der blasse junge Mann, der Liebe Sieg, die Comödie am Stadtthor) sind munter und lebendig erzählt; hin und wieder läßt der Stil Feile vermissen. — Dasselbe läßt sich von dem „Italienischen Wanderbuch" von Gustav Rasch sagen (Berlin, Nagel und Comp.): neben dem Angenehmen der Erzählung ist für Reisende auch noch etwas sehr nützliches darin zu finden: „rothes und schwarzes Buch der Gasthöfe."

Geschichte Ludwig Napoleon des Dritten, Kaisers der Franzosen. Dem deutschen Volk erzählt von A. Kretzschmar. 2. Bd., Salzkotten, v. Sobbe. — Für die Unterhaltung eingerichtet.

Die Zernagorassen. Gedicht von Ernst Mevert. (Bremen, Geisler). Schon als Versuch von Interesse, die Nibelungenstrophe durch Wiederaufnahme des freien Rhythmus, im Gegensatz der jetzt herrschenden Metrik zu verjüngen. —

Zeitklänge. Gedichte von Friedrich Beck. (München, Rohsold). Der Verfasser zieht mannhaft und mit Geschick für die politische Poesie ins Feld.

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Ruſſen in Jeruſalem.

1.

„Aber wer ſind dieſe ſtruppigen Geſellen?“ fragte ich, an einem warmen Märzmorgen dieſes Jahres, aus dem Mediterranean-Hotel zu Jeruſalem auf die mit Pilgern aus allen Nationen angefüllte „Chriſtenſtraße“ heraustretend, den Dragoman, der mir als Cicerone diente.

„Ma è possibile,“ antwortete der Hieropolit, „che non conosce i Russi?“

Den Vorwurf, der in dieſer Frage lag, hätte ich mir bei mehr Ueberlegung erſparen können. An den Geſtalten, die ſich eben vor uns her bewegten, war ein gewiſſer europäiſcher Habitus nicht zu verkennen, und beſtimmte ſich danach im Großen und Ganzen ihre Abſtammung, ſo ließ ſich die Erſcheinung keiner andern Nationalität als nur der ruſſiſchen anpaſſen. Wenn ich aber in dem Augenblicke meine Gedanken nicht bei einander hatte, ſo konnte das kaum befremden. Nur den Abend zuvor war ich nach beſchwerlicher Landreiſe von Aegypten her mit untergehender Sonne in der hl. Stadt eingetroffen, und nachdem eine kurze civiliſirte Nachtruhe nur ungenügend die Müdigkeit aus meinen Gliedern vertrieben, überwältigte mich faſt die Fülle des Neuen, in welches ich bei meinem erſten Ausgange hineingerieth. Auch fehlte mir für das ruſſiſche Volk alle anſchauungsmäßige Erfahrung; denn aus der nicht ſeltenen Begegnung mit den, den Weſten Europas bereiſenden Adligen, dieſen wohlgeſchulten Adepten einer kosmopolitiſchen Salonbildung, ließ ſich ſolche nicht ſchöpfen. Mit einem Herrn v. M . . . f, einem Angehörigen der beſagten Kaſte, hatte ich ſoeben von Kairo bis nach Gaza, wo er für einige Tage zurückblieb, die Kameelreiſe der kleinen Wüſte gemacht, und wir waren uns inmitten der bunt zuſammengewürfelten Geſellſchaft ziemlich nahe gekommen. Es hatte mich überraſcht, nach häufigen Erfahrungen mit ſeinen Standesgenoſſen, deren vollendete äußere Bildung nur den Zweck zu haben ſchien, eine ſehr mangelhafte innere zu verſtecken, bei dieſem jungen Manne eine Gründlichkeit des Wiſſens, eine Tiefe des Strebens zu finden, welche ich unter der glatten Oberfläche nicht erwartete. Seine Mittheilungen über die Zuſtände in

seiner Heimat waren ebenso belehrend als anregend. Um das russische Volk grade in seiner Beziehung zu Jerusalem kennen zu lernen, hatte ich als Reisevorbereitung das Buch der Gräfin Bagreef-Speranski, le Pélerin Russe, durchgelesen, dasselbe aber so idealisirt, so der Wirklichkeit entfremdet gefunden, daß mir nicht einmal Zweifel an der Thatsache der russischen Pilgerfahrten dadurch widerlegt schienen. Doppelt interessant war mirs nunmehr, nicht mit Helden und Heldinnen unbekannter Zeiten, wie die gedachte Schriftstellerin sie dem Publikum vorführt, sondern mit wirklichen wallfahrenden Mujiks auf der Christenstraße zusammenzutreffen.

Seltsam genug war die Scene dieser ersten Begegnung; — gewiß bietet die Christenstraße Jerusalems in der Osterzeit einen sich auf Erden in gleicher Weise nicht wiederholenden Anblick. Es war unter den eigenthümlichsten Gefühlen, daß ich mir mit Schulter und Faust, unterstützt von Mattia's — so hieß mein Dragoman — gewaltiger Stimme, einen Weg durch die schwerfällige Menge bahnte, welche theils heilsbedürftig der großen Grabeskirche zuströmte, theils schon befriedigt von da zurückkehrte.

Es zeigte sich bald, daß ich mir zu der Anwerbung des Mattia Glück wünschen konnte; er wußte mir, worauf ich hohen Werth legte, die Herkunft aller dieser von Nah und Fern zusammengeströmten Menschen anzugeben; die meisten begrüßte er gar in ihrem heimatlichen Idiom mit den unter den Umständen so wohl zu verwerthenden Worten: „Fort! Platz!" das Verständniß freilich oft noch durch schwer mißzudeutende Geberden erleichternd. Nicht ohne Mühe brachte er mich so an die offne Ladenwerkstatt eines ihm anverwandten bethlehemitischen Perlmutterarbeiters, welcher uns einlud, bei ihm Platz zu nehmen. So lange nämlich Jerusalem von Pilgern bevölkert wird, d. h. ungefähr vom December bis zum April, ist die Christenstraße die vornehmste Geschäftsgegend der Stadt, und verhältnißmäßig glänzend ausgestattete Verkaufslocale fassen sie dann von beiden Seiten ein. Ich nahm den Vorschlag gern an und genoß nunmehr eine Weile von dem erhöhten Standpunkte der Ladenbank vollständiger und bequemer den Anblick der mannigfaltigen Gruppen, welche an uns vorüberzogen.

In den bunten Massen von sonnegebräunten Inselgriechen mit langem, cokett auf den Hinterkopf zurückgeschlagenen Tarbusch, von stämmigen Anatoliern in reicher, mit goldgestickten Arabesken verzierter Jacke, von Bethlehemiten und andern einheimischen Christen in langen scharlachrothen Röcken und wunderlich gestreiften Kameelhaarmänteln, von schlanken, in weißen Frieß gekleideten Albanesen, von schwerfälligen, in Pelz gehüllten Bulgaren, von georgischen Kaukasiern, die mit ihrer Schaffellkopfbedeckung und dem dunkeln zottigen Filzmantel fast den Eindruck einer wandelnden Jurte machen, Armeniern aus allen Theilen der Türkei mit allen provinciellen Verschiedenheiten der orienta-

Digitized by Google

lischen Tracht, von langbärtigen Syriern aus Mesopotamien, von Kopten, das bräunliche Faunangesicht mit blauem Turban geziert, von Abyssiniern, unsern sich in weißer Kleidung so wohl ausnehmenden schwarzen Glaubensbrüdern, endlich den auf das verschiedenste costümirten, mit bald größerer, bald geringerer Sorgfalt verschleierten Weibern aller dieser Völker, bewegten sich also in nicht geringer Anzahl die russischen Bauern mit ihren fahlen Gesichtern und ihren vernachlässigten, fahlen Bärten in langem Kaftan, leinenen, von den unsaubern Hemdschößen überhangenen Beinkleidern, schmieriger Pelzmütze und hohen, groben Wadenstiefeln, kurz in dem ganzen, zwar unreinlichen, aber doch Wohlhabenheit bezeugenden Aufzuge ihrer Heimat.

Wenn vor einem Bilde wie das sich hier aufrollende, das Auge ungesättigt blieb, so war der geistige Hunger, den es erweckte, noch viel schwerer zu befriedigen.

Wie gern wäre ich an sie herangetreten, an den koptischen Aegypter, den maronitischen Phönicier, den nestorianischen Assyrier, den armenischen Kapadokier, um sie nach dem eigenthümlichen Leben ihrer Heimatländer zu befragen, auch auf die Gefahr hin, nichts aus ihnen herauszulocken, als daß da Luft und Wasser gut sei, und das Brod so und so viel Pfennige koste. Leute, auf denen der Fluch des babylonischen Thurmbaues weniger als auf mir lastet, versicherten mir, daß das irdische Interesse dieser Jerusalemsfahrer in der Regel nicht über ihre leibliche Nahrung hinausreiche, und daß dieselben außer dem Marktpreise der durchpilgerten Länder einem sich etwa an sie wendenden Forscher keine Aufschlüsse zu bieten vermögen. Die große Mehrzahl der Russen dürfte in dieser Beziehung nicht höher stehn; doch konnte ich nicht umhin, mich mit ihnen, den Söhnen unsres Erdtheils, in so fremdartiger Umgebung gleichsam näher verwandt zu fühlen, und ich hätte unendlich viel mehr Fragen an sie, als an die Asiaten und Afrikaner richten mögen. Wie verließen sie ihr schneeumwehtes Heimatsdorf? wie verschafften sie sich die Mittel zu der weiten Reise in den Süden? welchen Begriff hatten sie von letzterer; wie bereiteten sie sich zu der Wallfahrt vor, und wie hoffen sie damit ihr Seelenheil zu fördern, diese Männer, welche, nach ihrem Aussehn zu urtheilen, heut früh länger in der griechischen Kneipe als in der Kirche gewesen sind, diese unschönen Weiber, welche, was ihnen an Reiz abgeht, durch Frechheit des Blicks ersetzen zu wollen scheinen? u. s. w.

Uns gegenüber, doch in einiger Entfernung, hatte ein russischer Theesieder seine Wirthschaft aufgeschlagen, auf welche sich uns bisweilen, wenn die vorüberziehenden Haufen dünner wurden, eine Aussicht eröffnete. Sie schien sich der besten landsmännischen Kundschaft zu erfreuen. Der Thee ist ja gleichsam ein Nationalgetränk der Russen, und dasselbe wurde hier von einem bärtigen Mujik in dem heimatlichen Geschirr, dem Samowar, bereitet, also gewiß durchaus

Digitized by Google

nach dem Geschmacke der den Ladentisch umdrängenden Gäste. Außer dem Samowar besaß das ambulante Geschäft nur einen schmutzigen hölzernen Zuckerkasten und ein Dutzend Wassergläser, in welchen der bräunliche Trank ausgeschenkt wurde. Für den Augenblick reichten diese letzteren nicht hin, und so kam's, daß, wenn unter Blasen und Husten Einer den heißen Inhalt geleert hatte, sofort ein Andrer ihm das Gefäß aus der Hand nahm, um es für sich neu füllen zu lassen. Weder dachte der Wirth daran, es vorher auszuspülen, noch stellten die einfachen Kunden ein solches Begehren. Auch meinem arabischen Führer fiel dies unangenehm auf. „Che sporca gente!" rief er aus und bemühte sich dann, mir etwas von den Gefahren anzudeuten, welchen die Pilger sich aussetzten, indem sie die Lippen an ein eben von einer Pilgerin geleertes Glas legten. Der Orientale ist leicht gegen unverschleiert vor dem Publikum erscheinende Frauenzimmer ungerecht; daß aber die Russinnen in Jerusalem keines besondern Rufes genießen, ist mir auch sonst bestätigt worden. Ihr Bischof hat sich schon mehrmals bewogen gefühlt, nach besonders eclatanten Vorfällen die Hilfe der Civilgewalt zur Entfernung von Pilgerinnen anzurufen, bevor diese auch nur nach griechischen Begriffen einen Platz im Paradiese erworben.

Einmal auf die Russen gebracht und meiner Aufmerksamkeit gewiß, ließ Mattia das Thema nicht sobald wieder los. Mich mit dem allgemeinen Urtheil über das Auftreten des Volks, so als Staat wie als Individuen, im gelobten Lande bekannt zu machen, war er ganz der geeignete Mann, und wenn sich auch die vielen Einzelheiten, die er mir mittheilte, nicht zu einem Gesammtbilde reihen ließen, so waren sie mir doch wegen ihrer Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit ebenso nützlich als anziehend. Die fehlenden Zwischenglieder wurden mir, was ich damals nicht zu hoffen wagte, bald darauf durch meinen kairener Reisegefährten Hrn. v. M . . . f ergänzt, welcher, des Aufenthalts in Gaza bald müde, sich beeilt hatte, uns nach Jerusalem zu folgen. v. M . . . f war ein Jungrusse in der vollen Bedeutung des Worts, schwärmerischer Verehrer eines freien Italiens und freien reformirten Rußlands, Bewunderer des Großfürsten Constantin und principieller Gegner Oestreichs, sowie alles Deutschthums innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes, was ihn aber nicht hinderte, sich vorzugsweise an deutsche Ohren zu wenden, sobald er bei denselben ein Interesse für seine Eröffnungen vermuthete. Von ihm und Mattia also sammelte ich während eines mehr als vierzehntägigen Zusammenseins, häufig die Aussage des Einen durch die des Andern controlirend, die Angaben, welche ich hier zu einer Darstellung der russischen Zustände in Palästina zu verarbeiten mich bemühen werde.

Als ich endlich von dem Eigenthümer des Ladens Abschied nahm, verfehlte ich nicht, ihm einige seiner Perlmutterschnitzereien abzukaufen und dadurch

Digitized by Google

in ein freundschaftliches Verhältniß zu ihm zu treten. Es verschaffte mir dies den Vortheil noch öfter bei ihm vorsprechen und von dem bequemen Sitze auf seiner Ladenbank herab das Treiben der Straße betrachten zu können. Da gabs täglich neue Scenen, die mich fesselten, welche aber hier zu beschreiben zu weit führen würde. Unerwähnt darf ich nur nicht lassen, daß ich eines Morgens auch den russischen Bischof auf seinem Wege nach der hl. Grabeskirche dort habe vorüberziehen sehn. Ich erinnere mich nicht, je einer anziehenderen Erscheinung im Orient begegnet zu sein, als der dieses jugendlichen, fast mädchenhaft schönen Prälaten, wie er mit auf die Schulter herabwallenden Locken, in purpurfarbne Atlasgewänder gekleidet und mit den theils seiner Würde, theils seiner Person zustehenden Decorationen in Gold, Email und Edelsteinen geschmückt, würdevoll durch die vor Staunen verstummende, ehrerbietig ausweichende Menge dahinschritt. An dem Privatleben dieses Mannes hat die Klatschsucht der heiligen Stadt noch keinen Flecken gefunden. Wol aber versichert man, daß schon mehr als eine russische Fürstin die überirdischen Zwecke, welche sie nach Jerusalem führte, in seiner Gegenwart allmälig mit sehr irdischen Gefühlen zusammenschüttete und nur deshalb ihren Aufenthalt in Jerusalem weit über die ursprüngliche Absicht ausdehnte, um eines so schönen Hirten Schäflein zu sein.

Die Wallfahrten nach Palästina sind, wie man weiß, eine im russischen Volksleben tief eingewurzelte religiöse Sitte. Trotz ihrer nationalen Bedeutsamkeit bekümmerte sich die russische Regierung bis in die neuesten Zeiten nur wenig um sie, und man ließ es geschehen, daß der in seiner heimischen Tracht im gelobten Lande ankommende Russe von den türkischen Behörden wie ein Rajah behandelt und sogar gegen die Verträge zur Zahlung einer Pilgerabgabe angehalten wurde*). Ueberhaupt war Syrien bis zu seiner Eroberung durch Mehemed Ali von Aegypten ein wenig bekanntes und in politischer Beziehung kaum in Betracht kommendes Land. Ueber Gebühr aber trat es in den Vordergrund, als nach der Vertreibung Ibrahim Paschas und Wiedereinsetzung des Sultans in seine Rechte die bei dem langen Weltfrieden vor langer Weile vergehende Diplomatie, als einzige Quelle von Orden und Auszeichnungen, die Libanonfrage erfand, in deren Gefolge zunächst die Generalconsulate von Beirut und dann die Consulate von Jerusalem ins Leben gerufen wurden. Die besagte Frage verrückte einigermaßen die Parteistellung der Großmächte; Rußland zeigte starken Widerwillen gegen allgemeine Verhandlungen mit der Pforte zur Verbesserung der Lage der syrischen Christen; das ihm so eng verbündete Preußen dagegen wurde durch das Interesse seines

*) Erst nach dem letzten orientalischen Kriege i. J. 1857 ist diese Abgabe in mildester Form beseitigt worden; man beließ sogar dem Hebebeamten das in seinem Besitze befindliche widerrechtlich erhobene Geld. So nach competenten Quellen Hr. v. M...f.

Digitized by Google

Königs für die Christensache England genähert und riß allmälig auch Oestreich mit sich fort. In Betreff Jerusalems war die Meinungsverschiedenheit besonders groß; während Preußen gleichzeitig mit den Westmächten, und Oestreich nur wenige Jahre später, einen diplomatischen Agenten dahin geschickt hatte, blieb Rußland dort noch anderthalb Decennien unvertreten und begnügte sich die ihm mehr als jeder andern Macht wichtige Stadt von Beirut aus durch seinen Generalconsul beobachten zu lassen. Wie das unerwartete Vorgehn Preußens in den Absichten Friedrich Wilhelm des Vierten, so hatte auch die auffallende Zurückhaltung Rußlands ihren nächsten Grund in dem Willen des damals seine Geschicke mit energischer Hand leitenden Selbstherrschers. Kaiser Nicolaus ließ sich in diesem Falle durch seine gründliche Abneigung gegen Alles, was ihm nach berliner Romantik zu schmecken deuchte, und vielleicht außerdem durch ein gewisses Vorgefühl bestimmen, daß die äußre Hebung der heiligen Stadt dem guten Rufe der orthodoxen Kirche nicht zu Gute kommen werde.

Dazu gesellte sich bald noch ein andrer Umstand, welcher das petersburger Cabinet in der durch die Antipathie des Kaisers vorgezeichneten Politik bestärkte. Schon durch das beiruter Generalconsulat war Rußland dem gelobten Lande zu nahe gerückt, um sich gegen gewisse Wahrnehmungen zu verschließen, welche für ein herzliches Einvernehmen zwischen dem griechischen Klerus und einem in Jerusalem zu errichtenden Consulat nicht von guter Vorbedeutung waren. Die Behandlung der Pilger in den griechischen Klöstern war der Art, daß die russische Schutzbehörde, wenn sie sich nicht von vorn herein der Ausübung ihrer Pflichten begeben wollte, mit dem Patriarchat, dem Haupte jener Klöster, in Zerwürfnisse gerathen mußte, was die russische Regierung vor allen Dingen zu vermeiden wünschte. Besonders in die Augen springende Fälle habgieriger Herzlosigkeit des griechischen Klerus heischten freilich sofortige Abhilfe. Derselbe hat wiederholt zum Theil von der religiösen Schwärmerei der Pilger und zum Theil von ihrer unbedachten Trunksucht Vortheil ziehend, ihnen unter Versprechung paradiesischer Belohnung ihre sämmtlichen Reisemittel abgelockt und sie dann ganz hilflos in dem sprachfremden, unbekannten Lande zur Thüre hinaus gestoßen. Die russischerseits hiegegen ergriffene Maßregel bezeugt besonders deutlich die Rücksicht, welche das petersburger Cabinet jener unwürdigen Geistlichkeit zu Theil werden ließ. Man begnügte sich nämlich, die Pilger bei Ertheilung des Paßvisas in Konstantinopel zur Deponirung des nöthigen Rückreisegeldes auf der kaiserlichen Gesandtschaftscanzlei anzuhalten, für den Rest ihrer Habe die orthodoxe Plünderei am heiligen Grabe stillschweigend gut heißend. Dieser und ähnliche Schritte zogen aber bald einen weitern, wichtigern, der Synode zu Petersburg nach sich. Bei der griechischen Geistlichkeit Jerusalems, welche ebenso wenig vom Russischen, wie der Mujik

vom Griechischen verstand, hatten die geistigen Bedürfnisse des letzteren fast gar keine Beachtung gefunden. Um nun die Wallfahrer an den Stätten der Passion religiös zu fördern, sandte die besagte hohe geistliche Behörde einen durch strenge Ascese und gelehrte Bildung ausgezeichneten Geistlichen, den Archimandriten Porphyrius, nach Jerusalem mit dem Auftrage, nicht allein die Seelsorge der Pilger zu übernehmen, sondern sich außerdem auch bei der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten soweit zu betheiligen, daß die schreiendsten Uebelstände ihre Abstellung fänden. Die Wahl war eine zu gute, um nicht verfehlt zu sein; ein Mann von weniger Wissenstrieb und geringerem Sittlichkeitsgefühl wäre auf diesem Boden wol weiter gekommen. Inmitten der beschränkten, geldsüchtigen Kniffigkeit seiner griechischen Amtsbrüder fühlte sich der russische Archimandrit völlig vereinsamt. Weit entfernt, einen dem Zwecke seiner Sendung entsprechenden Einfluß üben zu können, hatte er sich sogar über persönliche Zurücksetzung seitens der im kirchlichen Range über ihm stehenden Bischöfe und Erzbischöfe zu beschweren, und sein Verhältniß zu dem Patriarchat wurde bald ein gespanntes. Die Absicht, in ihm einen Spion zu bestellen, lag gewiß der petersburger Synode fern; doch galt er für einen solchen dem griechischen Klerus, und gewiß machten ihn die Verhältnisse zu einem höchst unbequemen Beobachter. Es konnte auch nicht fehlen, daß seine Ansichten sich allmälig in der Synode Geltung verschafften, und das Patriarchat, welches sich als den einzig berechtigten Verwalter des griechisch-katholischen Kirchengutes in der heiligen Stadt, so wie der innerhalb der orthodoxen Christenheit für die heiligen Stätten gespendeten Gelder betrachtete, begegnete nunmehr bei dem höchsten Organ der russischen Kirche Zweifeln an seiner Berechtigung, welche sich in der Drohung aussprachen, man werde die russischen Collecten, eine der Haupteinnahmen des Patriarchats, zurückhalten, falls nicht mit der Verwendung der Gelder im Sinne der Synode verfahren würde.

Durch solche Zwangsmittel wurde die griechische Geistlichkeit zu Ausgaben veranlaßt, welche ihr vielleicht die allerwiderwärtigsten waren, nämlich zur Stiftung von Schulanstalten für die griechische Confession, und zwar einer höheren im Kreuzkloster bei Jerusalem und verschiedener niedern in Jaffa, Ramleh, Bethlehem, Nablus und andern größern Gemeinden des Landes. Was die Synode mit diesem ihrem Verlangen bezweckte, ist leicht ersichtlich. Schon seit einer Reihe von Jahren bestanden protestantische, und dann auch katholische Missionsschulen in Palästina, welche dem Bestande der orthodoxen Kirchengenossenschaft gefährlich wurden. Es lag demnach Rußland daran, in seiner Kirche ein geistiges Widerstandsmittel gegen die Angriffe der protestantischen und katholischen Missionarien zu schaffen. Der Erfolg des ohne Liebe zur Sache ausgeführten Unternehmens entsprach den Hoffnungen der Synode nicht; die niedern Schulen waren so schlecht, daß sie kaum ihr Dasein fristeten, und

Digitized by Google

die wohl eingerichtete Hochschule bot in ihrem Alumnate eine so ausgezeichnete Gelegenheit unentgeltlicher Erziehung, daß die national-griechische Geistlichkeit Jerusalems die Stellen für ihre eignen Verwandten aus Cypern, Rhodus u. s. w. in Beschlag nahm, und für die Söhne der Landeseingebornen (griechisch-katholische Araber) kein Raum übrig blieb. Doch hatte die Synode die Genugthuung, das Patriarchat zur Nachgiebigkeit gezwungen zu haben. Dadurch ermuthigt, ging sie zu einer andern Forderung über, mit welcher sie aber an der Zähigkeit der Griechen scheiterte.

Der sehr beträchtliche Grundgütercomplex des griechischen Patriarchats in und außerhalb Jerusalems rührt zu großem Theile von dem ehemaligen Eigenthum der georgischen Kirche her, welches bei dem Verfall des georgischen Reiches verlassen und aufgegeben, in die Hände der Griechen gekommen war. Seit dieser Besitznahme hatte Rußland die transkaukasische Monarchie subsummirt und vertrat dieselbe in allen ihren Rechten; auch war zu den in neuern Zeiten durch Ankauf und Bestechung der türkischen Lokalbehörden bewerkstelligten Erweiterungen des griechischen Besitzes von Rußland größtentheils das Geld hergegeben worden, es ist also begreiflich, daß man in Petersburg der national-griechischen Geistlichkeit kein ausschließliches Besitzrecht an dem Grundcomplexe zugestand. Da nun trotz aller Vorstellungen das Patriarchat fortfuhr, die russischen Pilger nicht viel besser als das Vieh und viel schlechter als die Rajahgriechen zu beherbergen, so verlangte Rußland in den unmittelbaren Besitz eines Theils des orthodoxen Kirchengutes — zweier ehemals georgischen Klöster — gesetzt zu werden. Diesen Anspruch betrachtete der griechische Klerus als einen ersten Schritt der russischen Synode, ihn aus seiner dominirenden Stellung in Jerusalem ebenso zu verdrängen, wie er selber früher das national arabische und das georgische Element ausgestoßen hatte, weshalb er auch entschiedenen Widerstand leistete. Nicht das Patriarchat, hieß es, sondern die gesammte rechtgläubige Christenheit sei Eigenthümerin des jerusalemer Kirchengutes. Der Patriarch könne demnach weder zu Gunsten Rußlands noch Jemandes sonst darüber verfügen; er *verwalte* es nur im Namen der Christenheit zu Gunsten des Dienstes an den heiligen Stätten. Um diese Stätten drehe sich das Ganze, und ihnen sei das georgische Kircheneigenthum heimgefallen, ebenso wie der georgische Staat der oströmischen Kaiserkrone, da seine Könige es nicht mehr gegen die Ungläubigen zu vertheidigen vermochten. Dem frühern Eigenthum stehe aber das später erworbene völlig gleich; es sei eine Fiction, anzunehmen, dasselbe sei mit russischen Mitteln angeschafft. Vielmehr habe den Kaufschilling *der Almosenschatz Christi* geliefert, in welchem keine Nationalität mehr gelte, weder für den Pfennig der Wittwe, noch für das Goldstück des Reichen. Auf die Forderung Rußlands könne daher nicht eingegangen werden.

Digitized by Google

Einer solchen Antwort hätte man in Petersburg gewärtig sein können. Daß die Griechen Alles daran setzen würden, die einzigen Vertreter ihrer Confession in Jerusalem zu sein, daß sie sich gegen die Abtretung von Klöstern und den damit verbundenen Verlust der einträglichen Pilgeraufnahme mit besten Kräften sträuben würden, war zu natürlich, um nicht vorausgesehn zu werden. Auch die früher einmal mit so gutem Erfolge vorgebrachte Drohung wegen des Zurückhaltens der Collectengelder blieb hier wirklos. Sollte es, fragten sich die schlauen Episkopen, in Rußlands Interresse liegen, nachdem es uns Jahrhunderte lang mit allen erdenklichen Mitteln an sich zu fesseln gesucht, in einer Sache mit uns zu brechen, wo die öffentliche Meinung in der ganzen Türkei für uns sein muß? — Dazu kam, daß sich eben der politische Horizont zwischen Rußland und der Türkei verfinsterte — ein Grund mehr für das Patriarchat, in seine Rechnung auf die russische Staatsraison, welche sich von den Wünschen der Synode nicht ins Schlepptau nehmen lassen konnte, Vertrauen zu setzen. Nicht ohne Mühe wurde daher endlich ein Compromiß zu Stande gebracht, wonach die Russen ihrer Forderung entsagten, aber das Recht erwarben, auf griechischem Grund und Boden zu Jerusalem einen Palast als Wohnung des Delegirten der Synode zu errichten.

Noch war dieser Bau nicht vollendet, als der orientalische Krieg ausbrach und die in der Türkei sich aufhaltenden russischen Unterthanen über die Grenze gewiesen wurden. Dieser letzteren Maßregel hätte sich ein in klösterlicher Abgeschiedenheit lebender Mann wie Porphyrius leicht entzogen, wenn seine griechischen Amtsbrüder nicht die Aufmerksamkeit der türkischen Behörden auf ihn gelenkt hätten. Bei seiner Abreise ließ er seinen Secretär, einen jungen Hellenen, zurück, welcher im Publikum ganz unbemerkt geblieben war und deshalb noch leichter in Jerusalem hätte bleiben können. Auch diesen hielt der griechische Klerus für einen russischen Spion und that zu seiner Austreibung erfolgreiche Schritte. — Noch sind die während des Krieges von der griechischen hohen Geistlichkeit zu Konstantinopel wiederholt an den Sultan erlassenen Ergebenheitsadressen in Aller Gedächtniß; dieselben waren aufrichtiger gemeint, als man damals glaubte. Die orthodoxen Prälaten unserer Tage hegen wider ein ihnen stets auf die Finger sehendes christliches Regiment dieselbe Kühle wie zur Zeit der türkischen Eroberung Konstantinopels der Patriarch Gennadius, welcher, nachdem sein azymitischer Kaiser gefallen, so zufrieden war, als unbeschränkter Hirt seiner Heerde dem siegreichen Muhammedaner zu huldigen.

Blickten nun aber die Griechen vor dem letzten Kriege mit Besorgniß auf die übergreifende Herrschsucht Rußlands, so kehrten während desselben bei den Nachrichten von so manchen der glaubensverwandten Macht zugestoßenen

Digitized by Google

Unfällen die Sympathien einigermaßen wieder. Was sollte aus ihnen werden, wenn der Kaiser, welcher sich ihnen als stets drohender Popanz der Türken so förderlich erwiesen, wirklich gedemüthigt wurde? Schon war die jerusalemer Klerisey wegen ihrer Schätze besorgt und entschloß sich ein elendes, dürftiges Leben zu führen, um nicht die Habsucht der Paschas zu reizen. Diese letztern aber nöthigten sie, die Niederlagen der Russen durch feierliche Tedeums für die Alliirten, und noch dazu gratis, zu verherrlichen. Kurz sie sah sich in einer sehr unangenehmen Lage und freute sich nicht wenig, als durch den Friedensschluß von 1856 ihre Schutzmacht gleichsam mit blauem Auge aus dem bösen Handel hervortrat.

Freilich war das Rußland *nach* dem Kriege nicht mehr das ihnen von früher her bekannte. Der alte Kaiser, der unbeugsame Autokrat, war todt, seine Lieblingsschöpfung, die Armee, hatte den besten Theil ihres Ansehens eingebüßt, und unwiderstehlich sah sich der Staat auf neue Bahnen getrieben, um die verlorene Weltstellung wieder zu gewinnen. Bis nach Jerusalem machte sich dies bemerklich. An die Stelle der in dem Hafen von Sebastopol versenkten Kriegsschiffe war bald eine zahlreiche Flotte vortrefflich gebauter und reich ausgerüsteter Handelsdampfschiffe getreten, welche den russischen Verkehr mit den Häfen des Mittelmeers, besonders denen der Levante, vermittelten. Diese Schiffe führten dem gelobten Lande im Laufe des Jahres 1857 eine nie gesehene Anzahl von Pilgern und Pilgerinnen aller Stände aus allen Gegenden des russischen Reiches zu, und bald vernahm man auch, daß die Wiederaussendung eines Vertreters der petersburger Synode beim Patriarchat zu Jerusalem im Werke sei. Der von dem Archimandriten Porphyrius begonnene Bau wurde nun rasch zu Ende geführt und glänzend eingerichtet, doch kamen diese Vorbereitungen den armen Pilgern nicht zu Gute, welche in elenden, kellerartigen Räumen untergebracht, während eines ungewohnt rauhen Winters (1857/58) den Einflüssen des Klimas und der üblen Behandlung massenhaft erlagen.

In Petersburg war inzwischen nicht blos die Synode, sondern das ganze Publikum mehr als je mit Jerusalem beschäftigt. Nicht mehr um einen einzelnen, in der heiligen Stadt anzusiedelnden Prälaten, um eine ganze *geistliche Mission* mit einem Bischof an der Spitze handelte es sich. An das Bisthum sollten sich großartige Stiftungen lehnen; in russischen Klöstern und Hospizien sollten die Pilger zu Jerusalem aufgenommen, in russischen Spitälern während etwaiger Krankheiten verpflegt werden, in einer russischen Kirche sollten sie ihre Erbauung finden. Um die für die besagten Zwecke benöthigten Geldmittel zu beschaffen, wurde unter den Auspicien des Großfürsten Konstantin eine Collecte veranstaltet, welche in wenig Monaten die gewaltige Summe von 400,000 Rubel Silber, in Zeit von einem Jahre anderthalb Millio-

Digitized by Google

am ergab und somit die ungeschmälerte Ausführung sicherte. Nun handelte es sich noch darum, eine geeignete Persönlichkeit für den zu creirenden Bischofsstuhl ausfindig zu machen, was keine leichte Aufgabe war. Der Erste, an den das Publikum hätte denken mögen, der Märtyrer der russischen Sache in Jerusalem, Archimandrit Porphyrius, wurde von vornherein verworfen. Er hatte sich ja schlecht mit den Griechen gestanden, und diese würden sich seine Wahl aus einer Gereiztheit des petersburger Cabinets erklärt haben. Dies aber wollte nicht abstoßen, sondern gewinnen und zugleich imponiren. Die Zahl der Individuen, welche überhaupt in Frage kommen konnten, war der Natur der Sache nach eine beschränkte, und als die mit mehreren hohen Geistlichen angeknüpften Verhandlungen bald an dem, bald an jenem Punkte scheiterten, befand man sich in einiger Verlegenheit. Die von Jerusalem einlaufenden traurigen Nachrichten drängten indessen zu einem Entschlusse, und so entschied man sich für einen jungen Mann, welcher sich bei angenehmem Aeußern ebenso sehr durch ecclesiastische Gelehrsamkeit, wie durch gesellige Formen hervorgethan und durch diese Eigenschaften bereits die zweite Würde, die eines Inspectors, in der geistlichen Akademie von St. Petersburg gewonnen hatte, den jetzigen Bischof zu Jerusalem Mgr. Cyrillus.

Im Monat Februar 1858 traf dieser mit seinen Diakonen und Chorsängern, escortirt von dem Generalconsul zu Beirut und andern Consularchargen Syriens in Palästina ein. In Jerusalem erregte das Auftreten der „geistlichen Mission" die größte Sensation; der Eindruck aber, den der junge Prälat machte, war ein sehr günstiger. Die Häupter der sämmtlichen in der heiligen Stadt vertretenen Confessionen beeilte er sich aufzusuchen und entzückte sie durch freimüthige, von der Vornehmthuerei des national griechischen Klerus weit abstechende Leutseligkeit. Sogar dieser letztere schien durch die gewinnende Persönlichkeit aus dem Geleise gerissen, — wenigstens machte er gute Miene zu bösem Spiel, und den Beschwerden wegen der Behandlung der russischen Pilger wurde mit unglaublicher Schnelligkeit abgeholfen. Ließ sich ja doch die Hersendung eines Delegirten der Synode nicht hindern; — man hatte es gewissermaßen als einen Triumph zu betrachten, daß nicht der verhaßte Porphyrius, sondern Cyrill zu der Stellung erkoren worden!

Gleichwol vermochte die Liebenswürdigkeit der Person das Widerwärtige der in ihr verkörperten Sache nicht aufzuheben, und dieser Sache gegenüber blieb die Stellung der griechischen Geistlichkeit unverändert. Die Russen, so argumentirte man, bringen, wenn sie sich selbständig in Jerusalem einrichten, eine Zweiheit in die Vertretung der Orthodoxie am heiligen Grabe, welche eine Spoliation des griechischen Patriarchats nach sich ziehen muß. Der Einkünfte zu geschweigen, welche das letztere immer aus den frommen Widmungen des russischen Volks bezog, und welche nunmehr größtentheils das Bisthum an

Digitized by Google

sich reißen wird, steht zu erwarten, daß auch die russischen Stammverwandten in der europäischen Türkei, die Serben, die Bosniaken, die Bulgaren, Slavonier und türkischen Kroaten, sich allmälig gewöhnen werden, dies Bisthum als ihren christlichen Mittelpunkt zu betrachten. Auch von der Bewerbung um kirchliche Würden, welche bis dahin nur von Griechen bekleidet wurden, können russische Geistliche auf die Dauer nicht abgehalten werden. Da nun ein Umschlagen dieser ungünstigen Luftströmung nur, solange die mißliebigen nordischen Brüder mit ihrer häuslichen Existenz in der heiligen Stadt von dem Patriarchat abhängig sind, gehofft werden darf, nicht aber, wenn sie durch eignen Grunderwerb ihr Dasein auf alle Zukunft dort gesichert, so muß ihrer Festsetzung durch Häuserankauf möglichst entgegen gearbeitet werden. — Nicht sehr verschieden argumentirte aber auch die russische Mission. Die Griechen, hieß es da, fürchten durch uns in ihrem unerbaulichen Schlendrian gestört zu werden und setzen deshalb Alles daran, uns von Jerusalem fern zu halten. So lange ihnen in dieser Beziehung ein Hoffnungsschimmer bleibt, werden wir viel von ihnen zu leiden haben; gelingt es uns aber trotz aller ihrer Intriguen uns selbständig einzurichten, da müssen sie sich schon mit uns vertragen, und wir gewinnen den vortheilhaftesten Einfluß auf sie. Es kommt also vor allen Dingen darauf an, durch Grundeigenthum in Jerusalem ansässig zu werden.

So standen sich also die Interessen der russischen und der griechischen Geistlichkeit in dem Punkte, welcher ihnen selbst als der wichtigste galt, grade entgegen. Die letztere aber, in ihrer, jede Neuerung verneinenden Stellung war besser daran als ihre Gegner. Bischof Cyrill hatte seinen Glaubensbrüdern gegenüber Rücksichten zu beobachten, ohne ihnen zu trauen; während er noch schwankte, ob er in seinen Absichten mit oder ohne ihren Beistand, vorgehn solle, hatten diese die türkischen Behörden der heiligen Stadt schon längst für ihre Wünsche zu interessiren gewußt. Wie sich auf Erden so Manches ausgleicht, so liegt auch in der Schwäche der türkischen Rajah ein bedeutender Theil ihrer Kraft. Diese Schwäche, welche sie zu der sorgfältigsten Discretion verpflichtet, eröffnet ihnen die Möglichkeit, sich höhern, den äußern Schein der Ehrlichkeit pflichtmäßig aufrecht erhaltenden Beamten mit Bestechungen zu nähern, welche von Mächtigern — als solche gelten, wegen ihrer freien Stellung die Europäer — angeboten, unbedingt zurückgewiesen werden würden. Was also in unserm Falle die Russen trotz ihres Reichthums und ihrer Opferwilligkeit nicht würden vermocht haben, das gelang den Griechen mit Leichtigkeit; Sureja Pascha, der Gouverneur von Palästina, ließ sich ihrem Antrage gemäß von der Pforte einen ostensibeln Verhaltungsbefehl ertheilen, wonach für die Folge alle Ankäufe von Häusern und Grundstücken in Jerusalem sowol durch einheimische als auch durch fremde Christen, als den Interessen des Islam schädlich, verhindert werden sollten.

Digitized by Google

Cyrill hatte unterdessen nach langem Zaudern doch den griechischen Klerus um Rath und Beistand behufs des Grundankaufs angesprochen. Von demselben aber wurde das eben veröffentlichte Verbot benutzt, um jede Betheiligung an desfallsigen Schritten abzulehnen. Bei der allgemeinen Corruption der türkischen Beamtenwelt ist, wie sich leicht begreift, ein solches Verbot kein unüberwindliches Hinderniß, und kurze Zeit darauf gelang es den Griechen, einen eclatanten Ausnahmefall für sich durchzusetzen. Für Cyrill konnte danach über die Gesinnungen seiner Confessionsverwandten kein Zweifel mehr bleiben: es bemächtigte sich seiner eine große Niedergeschlagenheit, welche die Griechen noch zu vermehren suchten, indem sie die Thüre aus seiner Wohnung in den Klostergarten vermauern ließen, wo er seine Erholungsgänge zu machen pflegte. Vielleicht hofften sie, daß der Unmuth den jungen Mann zu übereilter Aufgabe des schwierigen Postens bewegen werde. Da aber hatten sie sich verrechnet. Seine geschmeidige, weibliche Natur half ihm jeden schroffen Anstoß zu vermeiden und die Widerwärtigkeiten mit einem Anstand zu ertragen, welcher ihm die Bewunderung aller Nahestehenden erwarb. Es ist zu bedauern, daß jugendliche Unerfahrenheit bei dem Wunsche, die ihm in Petersburg gestellte Aufgabe bald zu lösen, ihn in die Hände eines italienischen Schwindlers trieb, dem man fälschlich eine genaue Localkenntniß zuschrieb. Dieser Mensch, welcher, wie man später erfuhr, als gemeiner Verbrecher sein Vaterland verlassen hatte, sich aber in Jerusalem für einen politischen Flüchtling ausgab, wußte ihn lange Zeit mit immer illusorischen, aber nichts desto weniger viel Geld kostenden Hoffnungen hinzuhalten. Dem Rufe seiner Weisheit konnte eine solche Verbindung nur nachtheilig sein, doch blieb im Uebrigen seine Ehrenhaftigkeit unangetastet.

Als in Petersburg die geistliche Mission von Jerusalem in den höchsten Zirkeln Tagesgespräch war, hatten sich mehrere junge Männer aus angesehenen Familien zur Uebernahme des Consulates gemeldet, dessen Errichtung durch das zu begründende Bisthum geboten schien. Einige derselben hatten von vorn herein auf jede Remuneration verzichtet, indem sie eine Ehre darin setzten, grade an besagter Stelle ihrer Religion und ihrem Staate umsonst ihre Dienste zu widmen. Die Regierung, damals noch in der Besorgniß befangen, welche ihr früher die Errichtung eines Consulats in der heiligen Stadt hatte unthunlich erscheinen lassen, daß nämlich aus dem Bestehen einer jedem Pilger zugänglichen russischen Civilbehörde in Jerusalem unendliche Mißhelligkeiten mit dem griechischen Klerus entspringen müßten, wies jene Anerbietungen zurück in der Hoffnung, Palästina noch ferner als Anhängsel des Jurisdictionsbezirks von Beirut behandeln zu können. Das Nachtheilige einer solchen Organisation wurde dem Bischofe bald fühlbar; die türkischen Behörden betrachteten ihn einfach als Privatmann und Ausländer, zu welchem

Digitized by Go

in officiellen Beziehungen zu stehen die Tractate nicht erlaubten. Ein Gegengewicht gegen den Einfluß der Griechen ließ sich also nur von einem in Jerusalem selbst residirenden Consul erwarten. Die dringenden Bitten, welche der Prälat deshalb an das Cabinet richtete, fanden ihre Genehmigung, als die Nachricht von den geringen Folgen der geistlichen Mission längst den Eifer abgekühlt hatte, welcher im Winter 1857/58 in Petersburg für sie herrschte.

Den Consul, welcher nunmehr ausgesandt wurde, kann ich meinen Lesern nicht vorführen, ohne in meiner Erzählung um einige Monate zurückzugreifen — er erschien als Trabant eines noch unerwähnten Sterns, welcher selber an einem weit entlegenen Horizonte glänzte; zunächst also von diesem Horizonte, dem kaiserlichen russischen Marineministerium, und seinem Sterne, dem Civilgeneral Mansurof. Man begreift, daß der brave Mattia, obwol ein nicht ungeschickter Beobachter der auf der jerusalemer Oberfläche zu Tage tretenden Wirkungen, doch von den tiefen petersburger Ursachen nicht mehr wußte, als ein Davus von dem Hader der olympischen Götter, so daß ich mein Wissen hier lediglich dem mittheilsamen Eifer meines Reisegenossen von M...f verdanke. Den wunderlichen Titel „Civilgeneral," welchen dieser dem Mansurof beilegte, mußte ich mir besonders erklären lassen. Es soll dies ein Civilbeamter sein, welcher ohne einen seiner Würde entsprechenden Posten zu bekleiden, nach welchem man ihn benennen könnte, desselben Ranges und derselben, ja noch größerer Autorität wie ein Militärgeneral genießt, als z. B. jede beliebige russische Staatsbehörde einer Inspection zu unterziehn, und sogar überall auf russischem Boden Befehle des Kaisers mündlich zu proclamiren, welchen dann ebenso unbedingt Folge zu leisten ist, als wären sie in der gewöhnlichen schriftlichen Form ergangen. Zu einer solchen Auszeichnung war der besagte Mansurof, nachdem er früher im Justizministerium gedient und dann wegen Unterschlagung eines wichtigen Actenstücks eine Zeit lang im Gefängniß gesessen hatte, durch hohe Protection als junger Mann von achtunddreißig Jahren aufgestiegen! — Aber zur Sache!

Das großartige Unternehmen der Dampfschifffahrt auf dem Mittelmeere, mit welchem Rußland gewissermaßen seine Friedens- und Fortschrittsära einläutete, war ausgegangen und ressortirte von dem Marineministerium. Der Staat unterstützte es alljährlich mit Millionen, und die Privatbetheiligung der Actionäre war eine sehr ausgedehnte. Die größten Erwartungen knüpften sich daran, nicht nur der östreichische Lloyd, sondern auch die französischen Messageries sollten in den Schatten gestellt, unglaubliche Dividenden gewonnen werden. Die Schiffe waren ebenso vortrefflich gebaut wie tüchtig bemannt, die Verpflegung der Fahrgäste war ausgezeichnet, Fürsten waren unter den Capitänen, die Agenten waren den höheren Beamtenkreisen Petersburgs entnommen

Digitized by Google

der Civilgeneral der Marine Mansurof war die Seele des Ganzen, — und dennoch statt der gehofften Gewinne nur Verluste!

Es gab in Rußland eine goldne Zeit, wo man sich über derartige Selbsttäuschungen, auch wenn das Publikum nicht unbeträchtlich dabei zu kurz kam, mit Gleichmuth hinwegsetzte. Damals war man noch nicht liberal. Man wollte den Liberalismus und bedachte nicht, welche Brut von Respectlosigkeit, von rücksichtsloser Kritik man damit in die Welt setzen werde. Dieser Erfolg schöner Worte bei übler Handlungsweise zeigte sich nunmehr. Die Actionäre murrten und selbst die Tschinowniks anderer Ressorts erhoben ihre Stimme so laut, daß es einem mächtigen Civilgeneral schon der Mühe werth deuchte, die Abhilfe zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen.

Das Marineministerium absorbirte damals (und absorbirt noch jetzt) in Rußland einen unverhältnißmäßig großen Antheil an der Staatsgewalt und faßte die seltsamsten Befugnisse zusammen. Wir haben gesehn, daß der Großadmiral sich an die Spitze der Sammlungen für die jerusalemer Stiftungen gestellt hatte; der Ertrag dieser Sammlungen lag in seinem Ministerium aufgespeichert. Dieser Umstand gibt uns die Verbindung zwischen dem Marinecivilgeneral und der heiligen Stadt. Der Bischof Cyrill hatte während der sieben Monate seiner Amtsführung genug bewiesen, daß er sich auf zweckgemäße Anlegung des Collectenkapitals nicht verstehe, und noch ungleich längere Zeit hatte das Dampfschifffahrtsunternehmen seine Unfähigkeit, einen Einnahmeüberschuß zur Beschwichtigung der Actionäre hervorzubringen, dargethan. Wie wärs nun, wenn sich das Kapital mit dem Unternehmen in eine verständige, nach beiden Seiten förderliche Wechselwirkung bringen ließe?

Von diesem Gedanken ausgehend, kam Mansurof auf den Plan, das Marineministerium, als Verwaltungsbehörde der Dampfschifffahrtsgesellschaft, sollte die Ausführung der beabsichtigten religiösen Stiftungen für Palästina selbst in die Hand nehmen und also den Bischof der Sorge wegen der Verwerthung der dafür gewidmeten anderthalb Millionen Rubel Silber entheben. Zu dem Ende sollte sich, mit den unbeschränktesten Vollmachten wegen der zu machenden Ausgaben versehn, ein besonderer Agent der Gesellschaft nach Jerusalem begeben, daselbst mit goldenem Schlüssel — dem Golde weicht ja Alles! — die Pforte des Häuserankaufs eröffnen und dann sofort die Arbeiten beginnen. Diese Arbeiten sollten sich nicht blos auf Jerusalem, sondern auch auf Jaffa und Ramleh beziehn, an welchen drei Orten man durch großartige Bauten für ein bequemes Unterkommen der russischen Pilger zu sorgen gedachte, auch zu einer fahrbaren Straße, welche die Küste mit der heiligen Stadt in Verbindung setzen sollte, hoffte man die Concession der hohen Pforte zu erlangen.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß bis hierher der Bischof sich wol verstan-

Digitized by Google

den erklärt und der Gesellschaft die durch Hebung des Personenverkehrs ge-steigerte Einnahme gern gegönnt haben würde; der Mansuroffsche Plan aber ging weiter. Die mit dem Gelde des Bisthums von der Actiengesellschaft gemachten Anlagen aller Art sollten ihr als Eigenthum verbleiben und für sie eine fernere Quelle des Gewinnstes werden. Auf ihren Dampfschiffen sollten die Pilger von den Küstenplätzen des schwarzen Meeres nach dem gelobten Lande, auf ihren Wagen von Jaffa nach Jerusalem geführt werden; in den Hospizien und Hospitälern der Gesellschaft sollten sie während der Reise verpflegt und nach vollbrachter Wallfahrt ebenso bequem in ihre Heimat zurückgebracht werden, wie sie hergekommen. Sogar die Sorge wegen der Speise und des Tranks wollte ihnen die Gesellschaft auf den weiten Wegen abnehmen, — und für das Alles beanspruchte sie nur die sämmtlichen Almosen, welche sie den heil. Stätten zuwenden wollten. Der Zweck der Pilgerfahrt, der für besagte Almosen an diesen Stätten zu erlangende Sündenablaß, sollte darum nicht verloren gehn; die Gesellschaft gedachte sich deshalb mit dem Patriarchat durch eine möglichst seiner wirklichen Leistung entsprechende, d. h. höchst dürftige Pauschalsumme abzufinden, und dann den Rest als ihren Gewinn einzustecken. Einmal die Sache also eingeleitet, sollte durch ganz Rußland in großartigster Weise für Vermehrung der Wallfahrten agitirt werden, und man hoffte aus den Ueberschüssen der Opfergelder gar bald zu einer fetten Dividende für die Interessenten zu gelangen.

Es hieß dies offenbar die innerlichsten religiösen Regungen der Nation in den Actienschwindel hineinzerren; — daß Bischof Cyrill nie in einen solchen Plan willigen würde, ließ sich voraussehn. Mansurof war auch von vorn herein auf ein Mittel bedacht, den Widerspruch, dessen er sich seitens des Kirchenfürsten versah, zum Schweigen zu bringen. Dieser Zweck schien ihm dadurch am leichtesten zu erreichen, daß der nach Palästina auszusendende Agent der Dampfschifffahrtsgesellschaft zugleich zum Consul ernannt würde und also mit dem Nimbus der Staatsgewalt bekleidet in Jerusalem aufträte. Ein Beamter des Marineministeriums, Hr. v. Dorgobujinof, war bereits für den Agentenposten bestimmt, und zu Gunsten dieses nach keiner Richtung hin ausgezeichneten Mannes wurde nunmehr von dem auswärtigen Amte das neu zu begründende Consulat verlangt. Dort aber stieß man auf unerwartete Schwierigkeiten, und nur mit Mühe gelang es durch Geltendmachung mächtiger Einflüsse, den Agenten zum provisorischen Verweser des Consulats ernennen zu lassen.

Im October 1858 traf Dorgobujinof in Jerusalem ein und wurde als erster Vertreter Rußlands im gelobten Lande nicht nur von dem Bischof, sondern auch von der griechischen Geistlichkeit mit großer Feierlichkeit empfangen. Persönliche Sympathien erweckte sein Auftreten nicht; man fand ihn blasirt

Digitized by Google

und vornehmthuerisch, und der sich natürlich aufdrängende Vergleich zwischen ihm und dem Bischofe fiel durchweg zu seinem Nachtheil aus. Die Kunde, daß er das, was diesem nicht gelungen, auszuführen gekommen sei, hallte sogleich durch die ganze Stadt, und bald hörte man auch, daß er durch großartiges Ueberbieten jeden andern Kauflustigen von dem Erwerbe der zur Veräußerung kommenden Grundstücke in der heiligen Stadt ausschließen wolle. Offenbar speculirte er auf die Habsucht der Grundbesitzer; die Sache hatte aber vielmehr den Erfolg, daß sie die Gegner Rußlands in Jerusalem, die mit der Localregierung verbündeten Griechen, zu doppelter Vorsicht mahnte. Wenige Wochen nach seinem Schützling erschien auch Mansurof in Palästina, wol um von den inzwischen in Jerusalem gewonnenen Lorbeern seinen Antheil zu erheben. Aber da war nichts, was ihn hätte eifersüchtig machen können. Man requirirte den bisher von dem Bischof beschäftigten Italiener Pierrotti, und glänzende Lustbarkeiten, welche dieser seinen Auftraggebern darbot, bezeugten, daß man nicht furchtsam in den Collectenschatz eingriff. Dennoch wurde der bewußte Zweck in Nichts gefördert, keine Hand breit Erde ließ sich in der heiligen Stadt erwerben.

Nachdem man endlich hierüber zur Gewißheit gelangt war, tauchte ein Gedanke auf, welcher allein noch Aussichten auf Erfolg zu haben schien, nämlich außerhalb Jerusalems Terrainankäufe zu bewerkstelligen und daselbst eine russische Vorstadt anzulegen. Es könnte wunderbar scheinen, daß man nicht früher auf dies Auskunftsmittel gerathen; — aber Jerusalem ist eine großherrliche Festung, deren Thore täglich bei Sonnenuntergang, Freitags sogar am hellen Mittag während des Gebets der Mohammedaner, geschlossen werden, und deren öde Umgebung bis in die jüngsten Zeiten häufig der Schauplatz gräßlicher Verbrechen gewesen ist. Es kostete also wol einen Entschluß, die für das Innere der heiligen Stadt beabsichtigte Anlage in ihre ebenso wenig für sicher als für heilig geltende Außenseite zu verlegen.

Gleichwol lag hier die Möglichkeit vor, die weitgehendsten Plane auszuführen, und der griechische Klerus, wenn auch erfreut, in der Stadt einen Sieg erfochten zu haben, sah mit Betrübniß, daß er außerhalb derselben gegen so beharrliche, mit so bedeutenden Mitteln auftretende Widersacher das Feld nicht werde behaupten können. Die Gefährdung der gemeinsamen Interessen hatte mittlerweile zwischen dem Patriarchat und dem Bischof Cyrill eine Annäherung hervorgebracht, und es wurde jenem nicht schwer, den letztern gegen das neue Project einzunehmen. Was hätte ihm auch daran gefallen können? Die Frucht all der Großsprecherei, all der Rücksichtlosigkeit, mit welcher Unberechtigte über die für ihn und sein heiliges Amt geopferten Summen verfügten, war also, daß der Pilger von der Stadt seiner frommen Sehnsucht ausgeschlossen, daß er auf eine Stelle gebannt werden sollte, von wo aus er

Digitized by Google

die Grabeskirche nur unter besonderer Aufsicht, bei den nächtlichen Passionsfunctionen gar nicht, besuchen konnte! Der junge Prälat verlangte Auskunft von Mansurof, welcher ihm die mißliebige Sachlage einfach bestätigte, und noch hinzufügte, daß es sich nicht mehr um eine bischöfliche Stiftung, sondern um ein für die Actiengesellschaft zu errichtendes Pilgerlocal handle, in welchem auch für ihn, den Bischof, eine Wohnung eingerichtet werden solle. Cyrill war außer sich, aber seine an den Civilgeneral gerichteten Proteste blieben ohne Erfolg, und nicht viel besser ergings den Vorstellungen, welche er der Synode zu St. Petersburg zusandte. Er hatte sich einmal den Namen eines unpraktischen Mannes erworben, und wenn er nunmehr plötzlich als Verbündeter des früher so häufig von ihm angefochtenen griechischen Klerus auftrat und die Versicherung aussprach, daß zukünftig die Pilger in den Klöstern der Innenstadt ein ihren Bedürfnissen entsprechendes Unterkommen finden würden, so konnte das sein Ansehn nicht herstellen. Nicht, daß die Regierung, oder gar die Synode, ihm Unrecht gegeben hätte; unter den verschiedenen auf sie wirkenden Einflüssen hielt erstere überhaupt ihr Urtheil zurück und öffnete dadurch den kleinlichen Intriguen ihrer religiösen und weltlichen Vertreter in der heiligen Stadt Thür und Thor. Der Bischof pochte auf die Befehle des Staatsministeriums, der Civilgeneral auf den Willen seines Großfürsten. Nach der Abreise Mansurofs weigerte sich der Bischof mit Dorgobujinof zu verhandeln, weil er ihn als unfreien Verfechter fremder Meinungen betrachtete; der Agent lockte die Untergeistlichkeit des Bischofs an sich, und der Bischof erkor sich den elenden Pierrotti als Bundesgenossen gegen den Agenten. Skandalgeschichten wurden von beiden Seiten erfunden und verbreitet, von beiden Seiten mühte man sich um die Sympathie des Publicums, und von den indiscreten Mittheilungen zehrte lange Zeit, und zehrt vielleicht noch jetzt, die Klatschsucht Jerusalems.

Aber Dorgobujinof hatte den Vorzug im Besitze der Fonds zu sein; mit denselben ausgerüstet, konnte es ihm nicht fehlen, bald ein auf der Höhe vor dem westlichen Thore Jerusalems gelegenes, ziemlich geräumiges Terrain anzukaufen. Es war ein kahles, steiniges Feld, und der dafür gezahlte Preis würde noch vor wenigen Jahren genügt haben, innerhalb der Stadt einen ebenso großen Raum mit darauf befindlichen massiven Baulichkeiten zu erstehn; der Verkäufer, ein englischer Consulatsdolmetscher arabischer Nation, welcher den Grund in illegaler Weise erworben hatte, erhielt demnach hinreichende Mittel, die Behörden der Stadt zur Bestätigung des Kaufs und zur Ausstellung der nöthigen Documente zu bewegen. Der Bischof schrie über Vergeudung des heiligen Schatzes, und das Patriarchat remonstrirte bei dem Pascha auf Grund seiner früheren Zusagen, aber das Geschehene ließ sich nicht ungeschehn machen. Der Pascha behauptete nur für das Innere der Stadt Verpflichtungen übernom-

Digitized by Google

men zu haben, und nicht die Befugniß zu besitzen, wie die Unterthanen der Pforte, so auch die Schützlinge fremder Consulate von dem Verkauf ihrer Liegenschaften abzuhalten.

Trotzdem war die Angelegenheit noch nicht ohne Haken. Der von Mansurof zu Gunsten der Actiengesellschaft entworfene Plan erfreute sich in Petersburg nur geringen Anklangs, und allmälig wagte die Synode, sich wärmer des Bisthums anzunehmen. Auch fragte sichs, ob die Pforte, welche soeben ihre Abneigung gegen ein Festsetzen der Russen in Palästina dadurch zu erkennen gegeben hatte, daß sie die von der Gesandtschaft zu Konstantinopel begehrte Erlaubniß zu dem beabsichtigten Straßenbau von Jaffa nach Jerusalem nicht ertheilte, die Errichtung von Gebäuden auf dem ganz in dem Festungsrayon von Jerusalem gelegenen Terrain gestatten würde. Daß die Diplomatie, welche die Uebergriffe des Civilgenerals verdrossen hatte, sich mit besonderm Eifer der Sache annehmen werde, ließ sich nicht erwarten.

Um diese doppelte Schwierigkeit zu heben, bot ein günstiger Zufall das wirksamste Mittel. Der Großadmiral Großfürst Konstantin kreuzte eben, anscheinend zwecklos, im Mittelmeere; vermochte man diesen einflußreichen Prinzen, Jerusalem und Konstantinopel zu besuchen, so schien der Erfolg gesichert. Mansurof, welchen der Consulatsverweser von den Vorfällen in der heiligen Stadt fortwährend auf dem Laufenden erhielt, befand sich in dem hohen Gefolge; dem gewandten Manne gelang es unschwer, das lebhafte Gemüth des jugendlichen Fürsten für eine Reise nach Palästina zu gewinnen, welche, nachdem die Erlaubniß des Kaisers eingetroffen, im Mai 1859 angetreten wurde.

Wie in demselben Monat der Prinz mit seiner Gemahlin in Jaffa landete, wie er sich, escortirt von 300 uniformirten Mariniers, nach der heiligen Stadt begab, daselbst von blumenstreuenden Pilgerinnen und den sämmtlichen in Gala gekleideten Behörden empfangen und feierlich nach der für ihn in dem griechischen Patriarchate vorbereiteten Wohnung geleitet wurde, ist in diesen Blättern ausführlich berichtet worden. Wir haben es hier weniger damit, als mit den Beziehungen der Anwesenheit des Kaiserbruders zu den politisch religiösen Stiftungen Rußlands im gelobten Lande zu thun. Daß den letztern die Reise gelte, konnte von vorn herein Niemandem zweifelhaft sein; die Pfortenminister waren so lebhaft davon durchdrungen und besorgten soviel Unheil sowol von dem Diensteifer ihrer nach Imperialen lüsternen Provincialbeamten, als auch von der niedern griechischen Geistlichkeit zu Jerusalem, daß sie eiligst den Chef dieser, den eben in Konstantinopel befindlichen Patriarchen, als vorzugsweise in antirussischen Gesinnungen bewährten Mann, auf einer großherrlichen Fregatte nach Palästina sandten, angeblich um die hohen Reisenden zu bewillkommnen, in Wirklichkeit aber, um die Ergebnisse der Reise auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken. Man dachte, der Groß-

Digitized by Google

fürst könne die alte, früher durch den Archimandriten Porphyrius geltend gemachte Forderung seiner Regierung wegen der georgischen Klöster erneuern wollen; aber davon war nicht mehr die Rede. Das Bisthum und die Actiengesellschaft, ob jenes oder diese Jerusalem mit frommen Stiftungen beglücken sollte, das waren die wichtigsten Fragen — dem Patriarchen wurde kaum ein paar Mal die Gelegenheit zu Theil, seine Eigenschaft als Unterthan des Sultans dem Bruder des Beschützers der orthodoxen Christenheit gegenüber herauszukehren. Als endlich nach zehntägigem Aufenthalte in der heiligen Stadt und Anhören vieler endlosen Messen — der Hauptbewirthung, welche die griechische Geistlichkeit ihren Gästen bot — der Großfürst abreiste, wußte Niemand, zu was er gekommen; daß aber die Verstimmung der Griechen gegen die russische Regierung größer als vorher geworden, konnte das Publikum leicht herausfühlen. Der Streit zwischen dem Bischof und dem Consul war nicht geschlichtet; die Gnadenbezeugungen, mit welchen jener überhäuft worden war, involvirten kein Versprechen, seine Beschwerdenpunkte in befriedigender Weise zu erledigen. Nur die Anlegung der Pilgerstifte auf dem vor dem Thore erworbenen Felde war gut geheißen worden.

Aber ein wirklicher Erfolg ließ nicht lange auf sich warten; von der syrischen Küste begab sich der Großfürst im Interesse der Sache nach Konstantinopel. Es war dies ein zweiter Besuch; schon vor anderthalb Decennien hatte der Sultan den unternehmenden Prinzen, damals einen siebzehnjährigen Jüngling, bei sich empfanden. Wie Vieles war seitdem anders geworden! Der Angriff des kaiserlichen Vaters auf den kranken Mann hatte den officiellen Freundschafts- und Liebesversicherungen, von welchen damals beide Cabinete überflossen, auf viele Jahre ein Ende gemacht, die glühenden Demonstrationen aber, mit welchen die griechischen Hetärien den einen so hoffnungsreichen Namen führenden Großfürsten empfangen hatten, waren unvergessen. Aus dem orientalischen Kriege war die Pforte elender als je, aber doch officiell siegreich hervorgegangen; sollte man dem hohen Gast dies fühlen lassen? In der Politik darf der Schwächere dem Stärkern nichts nachtragen, und so konnten auch die türkischen Minister dem Sultan nur völliges Vergessen des erlittenen Unrechts und demüthige Freundlichkeit in der Begegnung mit dem russischen Herrschersohne anrathen. Ein so geringfügiger Wunsch, wie die Erlaubniß zu Bauten im Festungsrayon von Jerusalem wurde demnach kaum so schnell geahnt als bewilligt; ja noch mehr, der Sultan ließ sich den Plan des russischen Terrains vorlegen, und da er fand, daß dasselbe an den Exercierplatz seiner Soldaten stoße, so schenkte er aus eignem Antriebe — wozu auch das viele Exerciren? — die Hälfte dieses Platzes hinzu, um die Besitzung besser abzurunden.

Also wurde der heimlichen Gegenwirkung des griechischen Patriarchats

Digitized by Google

ein Ziel gesteckt, und die Synode wagte bei dem Mangel an andern stichhaltigen Vorschlägen nicht, ihre Einwendungen gegen die Verlegung der Pilgerstiftung in eine Vorstadt aufrecht zu erhalten. Die Beseitigung des weitern mansurofschen Planes wenigstens hoffte der Bischof von Petersburg zu erfahren; aber die Collectengelder blieben nach wie vor in den Händen des Agenten der Actiengesellschaft. Um seine Rechte geltend zu machen, begehrte der junge Prälat einen Urlaub zur Reise nach der Hauptstadt; die Bitte wurde ihm in höflicher Form und unter Gewährung eines hohen Ordens abgeschlagen. Im October 1859 kam Mansurof zum dritten Male nach Palästina, wo nunmehr auf dem durch die Schenkung des Sultans und weitere Ankäufe beträchtlich angewachsenen Terrain die Arbeiten begannen. Am 13. Januar d. J., dem Neujahrstage der morgenländischen Kirche, wurde daselbst zu dem Bau der Kapelle feierlichst der Grund gelegt; bei meiner Anwesenheit in Jerusalem, zwei Monate später, fand ich diesen Bau, welcher später von Pilgerhäusern für Männer und Weiber, Vornehme und Geringe, einem Hospital und einer bischöflichen Residenz umgeben werden soll, schon bedeutend vorgeschritten. Der Civilgeneral aber wohnte dem Fortgange des Werks nicht mehr bei; wenige Tage nach der Bodenweihe verließ er nebst seinen Adjutanten, zwei babelosen russischen Fürsten, Jerusalem, wie es heißt, in Ungnade gefallen und auf Nimmerwiederkehr — ob, wie man in Jerusalem behauptete, wegen eigenthümlicher Ausnutzung des reichen Collectensäckels, wage ich nicht zu entscheiden. Nach Mansurofs Fall war die Absetzung Dorgobujinofs nur noch eine Frage der Zeit, deren Erledigung nicht lange auf sich warten ließ. Ob man diese Maßregeln als einen Sieg des Bischofs, und wenn dies, als einen blos persönlichen oder zugleich sachlichen Erfolg zu betrachten habe, wird die Folge lehren.

Die Stellung der Rittergutsbesitzer in Mecklenburg,

mit besonderer Beziehung auf ihre ständischen Rechte und die Verfassungsreform.

2.

Bis hierher haben wir die Stellung der Rittergutsbesitzer Mecklenburgs im Allgemeinen geschildert und die Gerechtsame hervorgehoben, welche allen

Digitized by Google

Rittergütern, sowol den adligen wie den bürgerlichen, gemeinschaftlich zustehen. Dieselben sind — ausgenommen die mit aufgeführte Steuerfreiheit — reale Rechte, welche an den Gütern haften und als solche von einem Besitzer auf den andern übergehn, sei der Besitztitel durch Kauf oder Erbschaft oder auf irgend eine andre Weise erworben. Es bleibt noch eine Berechtigung zu betrachten, welche der Adel für sich allein in Anspruch nimmt, während sie ihm von den bürgerlichen Gutsbesitzern vielfach bestritten und von ihnen in Mitanspruch genommen ist. Wir meinen das Anrecht an die Landesklöster, eine sehr verwickelte Angelegenheit, deren Entscheidung wir hier nicht einmal versuchen können, da wir nur die bestehenden Verhältnisse zu schildern unternommen haben. Wir geben zu diesem Zwecke nur eine kurze historische Erläuterung.

Im Jahre 1572 erwarb die ganze mecklenburgische Ritterschaft für eine an den Landesherrn gezahlte Summe von 400,000 Fl. die Landesklöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz mit einem bedeutenden Grundbesitze. Es ist nicht mit völliger Gewißheit zu sagen, was um jene Zeit unter dem Ausdrucke „Ritterschaft" verstanden worden sei, wenn es auch wol nicht zu bezweifeln ist, daß vor jener Zeit die ganze Gemeinschaft der Landstände (also Gutsbesitzer, Prälaten und Städte) unter ihm begriffen war. Der Stand der Prälaten war in Folge der Reformation eingegangen, an der Erwerbung der Landesklöster participirten also nur noch die Städte und die Gutsbesitzer. Daher kommt es, daß an den Einnahmen der Klöster auch die Städte noch in einem freilich ganz unbedeutenden Grade Theil nehmen, während die bei weitem größten Hebungen den Gutsbesitzern zugefallen sind. Aber wie zu der Zeit der Erwerbung es ausschließlich adlige Gutsbesitzer gab, so ist das Recht der Theilnahme an den Revenüen der Landesklöster auf den Adel*) als solchen und ausschließlich, jedoch mit Ausnahme des nicht recipirten Adels, übergegangen. Aus den Einkünften der Klöster werden Antheile von bestimmter Höhe gebildet, welche als volle, halbe und viertel Hebungen den Töchtern des Adels, auch des im Lande nicht mehr mit Grundbesitz angesessenen, als Unterstützungen zuertheilt werden. Gänzlich ausgeschlossen sind die Töchter der bürgerlichen Gutsbesitzer, während für die Städte, wie schon erwähnt wurde, einige wenige Stellen reservirt worden sind. Dieser Gebrauch bestand schon fast 200 Jahre, als auch von Seiten der bürgerlichen Gutsbesitzer Ansprüche auf die Klosterhebungen erhoben wurden. Diese Ansprüche sind aber bisher stets entschieden vom Adel zurück-, auch zu wiederholten Malen ausdrücklich von den Landesregierungen ab- und auf den Rechtsweg gewiesen worden. Von andrer Seite wird das Anrecht dieser bürgerlichen Gutsbesitzer

*) Im Jahre 1714 wurde beschlossen, daß nur der alte eingeborne Adel auf die Klöster ein Anrecht habe, „weil er dieselben acquiriret, gestiftet und beneficiret habe."

Digitized by Google

fest behauptet, während Einige der Meinung sind, daß die Klöster dem Lande gehören.

Ihr Besitz bringt dem Adel außer den Hebungen selbst nicht unbedeutende Vortheile, indem die Bestimmung, daß der nicht recipirte*) Adel von dem Genusse an ihnen ausgeschlossen sein solle, ganz natürlich zur Reception veranlaßt und dadurch den Adel als Stand — schon durch die bloße Ausübung des Receptionsrechts — immer mehr kräftigt und dauernd zusammenhält. Die Reception aber führt wieder einen Vortheil für die Landesklöster mit sich, und so bilden diese ein Band, welches der Adel in sich zusammen hält. Im Jahre 1771 nämlich wurde bestimmt, daß der zu Recipirende, welcher 16 Ahnen nachzuweisen vermöge, wenigstens 4000 Thlr., wer das nicht vermöge, wenigstens 8000 Thlr. Receptionsgeld zum Besten der Klöster zu erlegen habe. Heute beträgt dies Receptionsgeld nur noch 1000 Thlr. —

Zu den besonderen Rechten des Adels gehört noch, daß einige Landesämter nur aus seiner Mitte besetzt werden können. Diese sind:

1. Das Amt der Landmarschälle, eine erbliche Würde, welche an den Gütern Eikhoff (der Familie von Lützow) für das Herzogthum Mecklenburg, Penzlin (der Freiherrn von Maltzan) für das Fürstenthum Wenden, Pleetz (mit der Landmarschallswürde vom Grafen Hahn erkauft) für die Herrschaft Stargard (Strelitz) haftet. Bei dauernder Verhinderung ernennen die Großherzoge einen stellvertretenden Vicelandmarschall.

2. Das Amt der Landräthe, deren es acht (vier für das Herzogthum Schwerin und vier für das Herzogthum Güstrow, darunter einen für den stargardischen Kreis) gibt. Zu diesem Amte werden je drei Personen vom gutsbesitzenden Adel präsentirt, aus welchen der Landesherr den Landrath wählt.

3. Der engere Ausschuß, zu welchem jedoch im Jahre 1843 den bürgerlichen Gutsbesitzern die Wählbarkeit zugestanden wurde.

Von den eben genannten Aemtern sind alle in fürstlichen Diensten Stehende (die aulici) ausgeschlossen. —

Aus der thatsächlichen Stellung der Grundherrn und ihrer Berechtigung als selbständig Freier, die nicht wider ihre Zustimmung besteuert noch mit andern Lasten belegt werden durften, ging das ursprüngliche Vertretungsrecht gegenüber dem Landesherrn hervor. Daraus bildete sich die ständische Gliederung von selbst, als sich die Organisation der Vertretung fühlbar nothwendig machte. In Mecklenburg ist jeder Besitzer eines Hauptguts oder eines dazu erhobenen frühern Nebengutes Mitglied der Landesvertretung, mit Ausnahme jedoch der regierenden Fürsten, Bauerschaften, Communen und Juden,

*) Ueber die Reception, das Indigenatrecht, die Corpseigenschaft u. s. w. des Adels ist ausführlicher gehandelt in Nr. 8 d. Bl. vom Jahre 1859.

Digitized by Google

welche etwa Rittergüter erwerben*). Unter solchen Besitzern ruht die Landstandschaft. Die Rittergutsbesitzer (Ritterschaft) bilden mit den Vertretern von 44 Städten (Landschaft) den Landtag. Nicht vertreten sind auf diesem: Neustrelitz, erst seit dem 20 Mai 1733 als Stadt fundirt, Wismar, welches seine landständischen Rechte während der schwedischen Herrschaft verlor, und Schönberg, eine „amtssässige" Stadt; ferner das Fürstenthum Schwerin, welches ganz, und das Fürstenthum Ratzeburg, welches bis auf drei Rittergüter domanial ist.

Der Landtag tritt jährlich einmal im Herbste, seltener im Frühlinge zusammen und wechselt in den Städten Malchin und Sternberg ab. Von dem Gebrauch, daß in den ältesten Zeiten der Landtag (auf die Dauer je eines Tages) unter freiem Himmel abgehalten wurde, weil die Stände nämlich fürchteten, daß der Einfluß der Landesherren in den Städten einer freien Berathung Fesseln anlegen möge, schreibt es sich her, daß der Landtag, wenn die Reihe an die Stadt Sternberg kommt, noch heute auf dem außerhalb der Ringmauer gelegenen „Judenberge" eröffnet wird. Zur Berathung kommen landesherrliche Vorlagen, sowie auch Vorschläge zum allgemeinen Besten, welche das Directorium vorlegt, und privativ-ständische Angelegenheiten oder Anträge dritter Personen, deren Vertretung die Stände übernommen hatten. Werden von den Landesherren außer der Zeit Aufforderungen zur Berathung an den engeren Ausschuß gerichtet, so legt dieser sie dem Landtage vor.

Die Verhandlungen werden durch das Directorium geleitet, dies macht die Vorlagen, indem es bestimmt, worüber verhandelt werden soll. Eigentlich darf es während der Verhandlungen selbst nicht zugegen sein. Die Protokollführer werden gewählt. Die meisten Vorlagen gehen zur Berichterstattung an Ausschüsse, welche nach Herzogthümern oder Kreisen gewöhnlich in gleicher Zahl aus der Ritter- und der Landschaft gewählt werden. Angelegenheiten, welche nur den einzelnen Stand betreffen, z. B. die klösterlichen und Receptionssachen, behandelt derselbe ausschließlich allein. Bei der Abstimmung entscheidet Stimmenmehrheit, handelt aber Stand gegen Stand, ohne daß Einigung zu erreichen steht, so hat jeder Stand das Recht der itio in partes, so daß ein Stand nicht von dem andern überstimmt werden kann. Ist aber in diesem Falle der Gegenstand der Verhandlung ein solcher, welcher der landesherrlichen Sanction unterliegt, so kann durch diese eine Entscheidung folgen. Bei Bewilligung von Geschenken wird Stimmeneinheit gefordert, und wirkliche Rechte können durch Stimmenmehrheit weder beschränkt noch aufgehoben werden.

Die Stände haben das Recht der Berathung hinsichtlich der Gesetzgebung

*) 1812 erwarb ein Jude auf specielle landesherrliche Erlaubniß ein Rittergut. Im Allgemeinen ist solches den Juden verboten.

Digitized by Google

und Besteuerung. Betrifft die Gesetzgebung allein die Domänen, so ist ständische Berathung nicht erforderlich; betrifft sie Gerechtsame und Freiheiten der gesammten Stände oder eines einzelnen Standes, so ist ständische Zustimmung unbedingt erforderlich; betrifft sie nicht ständische Gerechtsame, sondern außer diesen liegende Gegenstände, so dürfen die Landstände ein rathsames Bedenken abgeben, welchem die Landesherren alle billige Beachtung wollen zu Theil werden lassen, ohne durch dasselbe bei der Ausführung gebunden zu sein. Steuern für das ganze Land dürfen ohne ständische Bewilligung nicht ausgeschrieben, einmal vereinbarte aber nicht verweigert werden.

Die Stände können bei wichtigen und eiligen Angelegenheiten zu außerordentlichen Zusammenkünften (den Convocationstagen) gerufen werden. Diese Berufung hängt ganz vom Belieben des Landesherrn ab, erstreckt sich entweder auf beide oder auf einen Stand oder auch auf einzelne Vertrauens-Personen, kann zu jeder Zeit und an jedem Orte, gemeinschaftlich oder für einen Staat geschehen, findet jedoch selten statt.

Die einzelnen Corporationen halten jährliche regelmäßige Zusammenkünfte, welche den Zweck haben, daß Jeder mit den laufenden Angelegenheiten vertraut bleibe, durch gegenseitige Besprechung ein gemeinsames Interesse erweckt und einmüthiges Handeln erzielt werde. Solche Zusammenkünfte sind:

1. Die beiden Landesconvente zu Rostock, deren erster im Mai oder Juni stattfindet und nur dann ausfällt, wenn ein Frühlingslandtag abgehalten wurde, und deren zweiter jedem ordentlichen Landtage voraufgeht (der Antecomitialconvent). Die Berufung geschieht durch den im Rostock domicilirenden engeren Ausschuß, außer welchem die Theilnahme zusteht: dem Landtagsdirectorium, einem Deputirten jedes ritterschaftlichen Amtes, einem solchen des stargardschen Kreises, je einem Kreisdeputirten für die Landschaft, welcher aus der betreffenden Vorderstadt (Parchim, Güstrow oder Neubrandenburg) gesandt wird, und zwei Deputirten der Landschaft mecklenburgischen und wendischen Kreises, nicht jedoch der stargardschen Landschaft*) Auf dem Frühlingsconvente berichtet der engere Ausschuß über die ihm vom vorigen Landtage ertheilten Aufträge, auf dem Antecomitialconvente werden die Vorlagen zum nächsten Landtage, namentlich die Geldbewilligungen, vorläufig besprochen.

2. Die Kreisconvente zu Neubrandenburg, auf welchen unter dem Vor-

*) Beide mecklenburgische Staaten bilden ein feudum solidum et indivisum, zerfallen aber in folgende Theile: a. den mecklenburgischen Kreis oder das Herzogthum Schwerin; b. den wendischen Kreis, welcher enthält: α. das Herzogthum Güstrow (das Fürstenthum Wenden) und β. die Herrschaft Stargard (Strelitz) oder den stargardschen Kreis; c. Stadt und District Rostock; d. Die Landesklöster mit ihren Besitzungen; e. Das Fürstenthum Schwerin; f. Die Herrschaft Wismar; g. Das Fürstenthum Ratzeburg.

Digitized by Google

sitze des stargardschen Landmarschalls und Landraths von der Ritter- und Landschaft dieses Kreises die specialissima Stargardiensia berathen werden.

3. Ritterschaftliche Amtsconvente, zu denen sich unter dem Vorsitze eines Amtsdeputirten die Ritterschaft jedes Amtes allein versammelt, um ihre näheren Angelegenheiten zu verhandeln. Die stargardsche Ritterschaft hält gemeinsame Convente ab.

4. Landschaftliche Convente, zu welchen sich die gesammte Landschaft aller drei Kreise jährlich zweimal versammelt, besonders zur Besprechung von Assecuranzangelegenheiten.

Zu den Unterhaltungskosten des ständischen Etats (den „ordentlichen Necessarien") tragen die Domänen, die Ritter- und die Landschaft je 7000, Rostock 2000 Thlr. bei. Davon zahlen die strelitzschen Domänen und Städte je 1000 Thlr., die Klöster und der Rostocker District — diese zur ritterschaftlichen Quote — ebenfalls 1000 Thlr.

Ueber den Werth der hier geschilderten Einrichtungen wollen wir nicht weiter urtheilen; es ist klar, daß durch sie eine Vertretung des gesammten Landes nicht erreicht werden kann, wie sie denn auch nicht einmal bezweckt worden ist. Uns genügt es hier darauf aufmerksam zu machen, welch' eine wichtige Stellung der Grundbesitz im Staate einnimmt und von jeher besessen hat. Diese Stellung wurde ihm durch die auf den pariser Frieden folgenden Verhandlungen aufs Neue und wiederholt garantirt. Es ist bekannt, wie sehr sich die Verhandlungen über die Einführung einer gleichmäßigeren Volksvertretung in die Länge zogen und man dennoch nicht weiter gelangte, als daß am 8. Juni 1815 beschlossen wurde: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Man dachte hierbei an die ursprünglich ständischen Verfassungen; Preußen allein brachte einen weiter gehenden Entwurf ein, indem es aussprach, daß sich die Organisation der Stände auf alle Classen der Staatsbürger erstrecken solle. Dem schloß sich aber kein anderer Staat an, wol jedoch erklärten beide Mecklenburg, Kurhessen und Sachsen-Weimar (wiederholt noch bei den Schlußverhandlungen), sich für „Erhaltung oder Einführung auf die ursprüngliche Einrichtung begründeter Verfassungen." Man faßte immer das Volk in seiner thatsächlichen historischen Gliederung auf, wie es auch die auf 1815 folgende Zeit beweist, die sich durch das Streben charakterisirt, nicht historisch berechtigte Theilnehmer an der Landesvertretung, zumal Vertreter des Bauernstandes (wo sich solche fanden) zu beseitigen und reine ständische Verfassungen wieder herzustellen. In Mecklenburg war ein solches Streben nicht nöthig, die rein ständische Vertretung blieb ungestört, es machte sich sogar der Wunsch nach einer Aenderung damals nur in wenigen einzelnen Persönlichkeiten geltend, bis die Neuzeit auch hier das Streben nach Verfassungsänderung in weitere Kreise eindringen ließ.

Digitized by Google

Auch wir gehen von der Voraussetzung aus, daß eine Umgestaltung der bestehenden Verfassung wünschenswerth und geboten ist, daß eine Repräsentativverfassung da, wo sie der politischen Bildung der Staatsbürger entspricht, die zweckmäßigste und den Grundsätzen der Gegenwart angemessenste ist. Für Mecklenburg scheint uns eine reine Repräsentativverfassung aber sehr bedenklich, nicht nur weil eine solche mit dem Bestehenden ohne alle weitere Anknüpfungspunkte bricht, sondern auch weil sie das Wohl des Staates in Hände legt, welche mindestens ungeeignet genannt werden müssen. Auch ein Census ist hier nicht anwendbar, da in unserem Lande der Mittelstand in zu geringer Zahl, und in den ländlichen ritterschaftlichen Districten fast gar nicht besteht. Jener würde entweder eine sehr zahlreiche Classe bestimmt ausschließen, was unter den obwaltenden Umständen das Beste sein würde, oder er würde sie zulassen und dann bei jeder Repräsentantenwahl die Entscheidung in ihre Hände geben. Die aus der Wahl hervorgegangenen Abgeordnetenversammlungen der Jahre 1848 und 49 haben dies zur Genüge gezeigt, und deshalb halten wir es auch für gänzlich verfehlt, wenn man der bestehenden Landesvertretung den Antrag stellt, sie solle auf Grund der Verfassungsarbeiten von 1849 einen Weiterbau veranstalten. Man kann nicht von dieser Versammlung erwarten, daß sie sich ungezwungen selbst tödten solle; daß sie dies aber in jenem Falle thun würde, ist sicher. Was man allein hoffen und mit Aussicht auf Erfolg anstreben kann, ist eine an das Bestehende anknüpfende, aber dasselbe zum Repräsentativsysteme erweiternde Verfassung. Wir glauben, daß zu einer solchen die Grundzüge in den gegenwärtigen Verhältnissen gegeben sind.

Gewiß wird man sich nicht weigern zuzugestehen, daß die Besitzverhältnisse in diesem Ackerbaustaate zunächst berücksichtigt werden müssen, und daß die Stellung, welche der Besitz bisher verliehen hat, nicht ohne Weiteres umgestürzt werden dürfe. Ueber den Besitz im Allgemeinen haben wir zur Genüge gesprochen, wir werden jetzt noch einige specielle Nachweisungen geben.

Die 323 bürgerlichen Gutsbesitzer in Mecklenburg-Schwerin besitzen in runder Summe 1080 Hufen, es fällt also auf jeden ein Besitz von 3,34 Hufen.

Die 298 adligen Gutsbesitzer, mit Ausschluß zweier fürstlichen, besitzen in runder Summe 2000 Hufen, es fällt also auf jeden ein Besitz von 6,71 Hufen.

Unter den letzteren sind 125 Besitzer, welche 17 Familien des s. g. eingeborenen oder alten Adels angehören, und diese haben einen Hufenstand von 1035 Hufen oder jeder 8,28 Hufen.

Die 19 bürgerlichen Gutsbesitzer in Mecklenburg-Strelitz besitzen in runder Summe 150, oder jeder durchschnittlich 7,89 Hufen.

Die 34 adligen besitzen ebenso 300 oder auf den Kopf 8,82 Hufen.

Unter letzteren sind 13 Gutsbesitzer aus 5 Familien des alten Adels mit zusammen 140 oder durchschnittlich jeder 10,77 Hufen.

Digitized by Google

In Mecklenburg-Schwerin sind folgende Familien am reichsten begütert: 3 Grafen von Hahn mit 126 Hufen (in Strelitz besitzen sie noch 12½ Hufen) 12 von Bassewitz und Grafen von Bassewitz mit 108 Hufen, 11 von Blücher und Grafen von Blücher mit 78 Hufen, 17 von Bülow mit 75 Hufen, 11 Barone von Maltzan mit 72 Hufen und dazu 1 Graf von Plessen, Baron von Maltzan mit 50 Hufen, 3 Grafen von Bernstorff mit 62 Hufen, 1 Graf von Bothmer mit 59 Hufen, 11 von Oertzen mit 55 Hufen, 7 von Flotow mit 50 Hufen u. a. m. Diejenigen bürgerlichen Familien, welche den größten Grundbesitz haben, sind wol die Familie Hillmann, welche in 8 Gliedern 36½ Hufen, und die Familie Pogge, welche in 6 Gliedern 21¼ Hufen besitzt. Wenn der Grundbesitz der bürgerlichen Eigenthümer auch nach der Zahl der Hauptgüter denjenigen der adligen überwiegt, so ist letzterer doch an wirklichem Umfange ein viel bedeutenderer und die einzelnen Güter sind größer, einige der gesammten Familienbesitzungen aber sind sehr umfangreich; — 50 Hufen werden beispielsweise auf 3 Mill. meckl. □Ruthen oder 4,584,900 preuß. □R. oder 25470 Morgen à 180 □R. veranschlagt werden können. Wenn man nun zu diesen großen Besitzungen der adligen Familien die Rechte mit berücksichtigt, welche ihnen im Laufe der Zeit zugekommen sind, so wird man billiger Weise nicht umhin können, grade ihre Stellung zumeist hervorzuheben, so lange es sich bei der Verfassungsreform überhaupt um Berücksichtigung positiver Rechte handelt. Es würde dies aber auch ohne Zweifel der einzige Weg sein, auf welchem eine solche mit Aussicht auf Erfolg und Dauer und auf friedlichem Wege sich würde erreichen lassen. Wir sind überzeugt, daß die adligen Landstände dem reinen Repräsentativsysteme mit Wahl der Abgeordneten nach Kopfzahl der Bevölkerung und mit einer Kammer nimmermehr zustimmen werden; dies System aber wird in Vorschlag gebracht, wenn man die Verfassungsarbeiten des Jahres 1849 einer Reform des Bestehenden zu Grunde legen will. Was man deshalb auch an dem System als solchem aussetzen, welche Gründe dagegen man auch aus der Kleinheit des Landes herleiten mag, wir sind ganz entschieden der Ansicht, daß man hinsichtlich einer Verfassungsreform für Mecklenburg das Zweikammersystem annehmen müsse. Es entspricht dies den Besitzverhältnissen in unserem Staate, welche noch auf längere Dauer die Grundlagen der politischen Machtstellung der Staatsbürger sein werden, vollkommen; es bahnt (wie es ein auf der conservativsten Grundlage des Ackerbaues ruhender Staat fordern muß) Fortschritten einen Weg, ohne Ueberstürzung hervorzurufen; es gleicht durch das conservirende Element einer ersten Kammer die Opfer aus, welche die jetzigen Stände durch Darlegung ihrer Rechte dem allgemeinen Wohle bringen müssen; es schließt mit dem Bestehenden ab, ohne mit ihm zu brechen.

Wenn zur ersten Kammer die Prinzen des fürstlichen Hauses, die noch

Digitized by Google

näher zu bezeichnenden Standesherren, von den Großherzogen erwählte große Grundbesitzer, zur Hälfte bürgerlichen Standes, ein Vertreter der Stadt Rostock, der Vicekanzler der Universität (Kanzler ist der Großherzog), 2 Abgeordnete der Geistlichkeit, ein ritterschaftlicher und ein städtischer Deputirter aus jedem Landeskreise gehörten, so würde dieselbe aus etwa 30 Personen bestehen. Die zweite Kammer würde aus freier Wahl hervorgehen und die Zahl ihrer Theilnehmer sich etwa auf 60 belaufen. Die Kosten dieser Landesvertretung würden sich gewiß mit 15—20,000 Thlr. bestreiten lassen und könnte also aus ihnen ein Hemmniß am wenigsten hergeleitet werden.

Wir wissen sehr wohl, daß was wir hier auseinandergesetzt und vorgeschlagen haben, vielfach auf entgegenstehende Ansichten stoßen wird. Manche werden jeden Gedanken an Reform von der Hand weisen, für diese haben wir nicht geschrieben. Manchen werden unsere Vorschläge nicht genügen, weil sie nicht weit genug gehn; diesen geben wir zum Schlusse das Sprichwort zu bedenken: Das Beste ist der Feind des Guten.

Das städtische Museum in Leipzig und die Lampe'sche Stiftung.

Seitdem der belebende Hauch der neueren deutschen Kunstentwicklung mehr und mehr begonnen, die Empfänglichkeit für das Schöne in allen Schichten unseres Volkes zu wecken, ist eine im hohen Grad erfreuliche Erscheinung an vielen Orten hervorgetreten — die wiedererwachte Förderung der Kunst in den Kreisen des Bürgerthums. Die deutsche Kunstgeschichte bietet in ihrer Vergangenheit dafür wenig Beispiele. Mit dem Untergang jener Blütezeit deutscher Handelsstädte, deren reiche Corporationen und Gilden in der Stiftung frommer Kunstdenkmale, in der künstlerischen Ausschmückung ihrer Häuser wetteiferten, haben die höhern Kunstinteressen nur von den Großen sich der thätigen Theilnahme zu erfreuen gehabt, die ihrem Gedeihen nöthig ist, wie der Sonnenschein der Gartenblume; das Bürgerthum kam über ein behagliches „sich malen lassen," eine prunkvolle Hauseinrichtung und höchstens eine Sammlung von Cabinetsstückchen nicht heraus. Bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts war es unerhört, künstlerische Fragen in den Kreisen angeregt

Digitized by Google

zu sehen, wo die Nützlichkeitstheorie mit ihrem neuen Verbündeten, dem krassen Afterclassicismus, so gründlich mit allen weitergehenden Empfindungen aufgeräumt hatte. — Glücklicherweise ist dem anders geworden; wie schon im äußerlichen Gewande der bürgerlichen Architektur ein erfolgreiches Ringen gegen den bureaukratisch-geregelten Baupolizei-Stil sich geltend machte, hat für die Interessen der Malerei und Sculptur sich an den verschiedensten Orten ein ungekünsteltes Interesse gestaltet, das für die Zukunft zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigt. Denn leugnen können wir es nicht, so Mächtiges die Förderung hochherziger Fürsten geschaffen, so frei die Kunst von dem Beifall der eigentlichen Majorität sich zu halten hat, der Boden im Kerne des gebildeten Bürgerthums mit seiner immer mehr und mehr gesteigerten Empfänglichkeit für die geistigen Interessen — darf ihr nicht mehr fehlen, wenn sie den segensreichen Beruf ihres erhebenden Wirkens im vollen Maße erfüllen soll.

Eines der erfreulichsten Beispiele für die Entwicklung städtischer Kunstförderung bietet das Museum zu Leipzig, dessen Schätze in diesen Tagen um einen so bedeutenden Beitrag vermehrt wurden, daß eine kurze Ueberschau seines Wachsthums und seines Inhalts auch für unsere auswärtigen Leser von einigem Interesse sein wird; werden sie doch alle, wenn nicht in eigener Beschauung, doch in der Vignette der „Illustrirten Zeitung" das schmucke Bauwerk betrachtet haben, das jetzt, aus der grünen Umhegung der Promenaden emporgewachsen, die Südseite des „Augustusplatzes" begrenzt. Faßt man jetzt, entweder aus den hohen Häuserreihen der innern Stadt, oder aus den geradlinig-einförmigen Massen des „Buchhändlerviertels" tretend, die glückliche Lage ins Auge, welche dem Museum, im Anschluß an die reizenden Parkanlagen des ehemaligen mittelalterlichen Stadtgrabens, und als Seitenstück der den Platz umschließenden großen Gebäude gegeben ist, so begreift man schwer, wie grade die Lage des Ortes zu einem erhitzten Streit der Gemüther Anlaß geben konnte. Allerdings haben die umfassenden Umgestaltungen, die im Zusammenhang mit dem Museumsbau die Spuren der ehemaligen Befestigung bis zu dem westlich gelegenen Petersthor verwischten, und dafür moderner Gartenkunst und neuen Bauanlagen Raum gewährten, ein Stückchen malerischen Reizes vernichtet, der an dem alten Zwinger, den tief aus dem Graben herauf blühenden Obstgärten und grünbewachsenen Steinmauern seine kleine Anziehungskraft besaß; aber dem mustergiltigen Neuen gegenüber darf auch der empfindsamste Freund des Alten sein Bedenken verstummen lassen. — Glücklicherweise war es eben nur die Wahl des Platzes, die einen kleinen Mißklang in das Zusammenwirken der bei Gründung des Museums sich vereinigenden Kräfte fallen ließ, während die ganze Geschichte desselben das Beispiel eines wahrhaft aufopfernden, städtischen Patriotismus und einer tiefen Kunstliebe darbietet.

Digitized by Google

Schon lange Jahre hatte sich unter den Mitgliedern des leipziger Kunstvereins eine engere Vereinigung gestaltet, welche in ihrem Schoße die ernsteren Kunstinteressen fördernd für Leipzig zum eigentlichen Mittelpunkt der Bestrebungen wurde, denen erst später unter günstigen äußeren Einwirkungen Gelegenheit zu weiterer Entfaltung geboten wurde. Die für Leipzig traditionell bedeutsame Pflege von Kupferstichsammlungen, der im vorigen Jahrhundert die berühmten Kunstliebhaber Winkler, Otto und Bause ihre Kräfte widmeten und die seit mehr als sechzig Jahren in den bekannten Weigel'schen Kunstauctionen ihre vorzügliche Nahrung fand, führte in den winterlichen Abendversammlungen des Kunstvereins die Männer zusammen, deren Wirken die erste Gründung einer ständigen Gallerie gediegener Oelgemälde zu verdanken ist. Zunächst in den Räumen der Bürgerschule mit den im städtischen Besitz befindlichen Cranach'schen Tafelbildern und einigen Doubletten der Dresdner Gallerie vereinigt, wurde diese kleine Sammlung der Gegenstand eines immer steigenden Interesses. Ankäufe, Geschenke und Vermächtnisse vermehrten die Anfangs geringen Bestandtheile und ein reger Besuch des Publikums bewies die Anziehung, welche auch diese wenig bedeutenden Kunstschätze auf empfängliche Beschauer auszuüben vermochten. Schon damals bildeten die Geschenke eines leipziger Bürgers, Heinrich Schletter, dessen Kunstliebe in Verbindung mit sehr bedeutenden Mitteln in wahrhaft großartiger Weise sich bei Anlegung einer Privatgallerie bethätigte, Glanzpunkte des Museums; allein ein weit glänzenderes Geschenk war von diesem Mann seiner Vaterstadt vorbehalten; das, was den gesammelten und den zu erwerbenden Schätzen erst den rechten Werth und die rechte Wirksamkeit verleihen konnte, die bleibende und kunstgeweihte Stätte ihrer Aufstellung, wurde von ihm dadurch begründet, daß er bei seinem Tode (im November 1853) der Stadt nicht nur seine höchst bedeutende Privatgallerie, sondern auch sein Haus im Werthe von 45000 Thalern vererbte, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß binnen fünf Jahren ein zum Museum passendes Gebäude erbaut oder gekauft werde. — Erst nachdem die Stadt sich für das erstere entschieden und die zur Vollendung der Bausumme von im Ganzen 160000 Thalern nöthigen Gelder bewilligt waren, durfte mit voller Zuversicht auf ein erfolgreiches und im rechten Sinn fruchtbares Wirken der öffentlichen Kunstschätze gerechnet werden, und die Art und Weise, mit welcher nach den erwähnten kleinen Kämpfen das Museum den Bewohnern Leipzig zu einem Gegenstande freudigen Stolzes geworden ist, die Fülle der Besucher, welche jetzt in den Feiertagsstunden die schönen Räume durchwandern, sprechen genugsam dafür, was die Kunst dadurch gewonnen!

Der Bau ist nach dem Plane des Professors Ludwig Lange ausgeführt. Die immerhin bescheidenen zu seiner Vollendung angewiesenen Mittel und der

Digitized by Google

Umfang der aufzustellenden Kunstwerke, mußten für das Ganze den Charakter der Einfachheit als nothwendig hinstellen und Niemand wird dem Architekten die Anerkennung versagen dürfen, daß innerhalb dieser Grenzen sein Werk allen Anforderungen an die Eigenschaften einer städtischen Kunsthalle auf das Schönste entspricht. Die Verhältnisse der Längs- zu den Seitenfronten, und die etwas gedrückten Verhältnisse des Untergeschosses sind vielleicht allein von weniger befriedigendem Eindruck. Die Räume des letztern umfassen eine — freilich noch im Entstehen begriffene Sammlung von Gipsabgüssen moderner Sculpturen, einen für das Gesammtbild der neuern Kunst höchst wichtigen und in den großen Museen viel zu wenig berücksichtigten Bestandtheil; die großräumigen Zimmer des Kunstvereins, zu dessen Versammlungen, dem Auslegen von Zeitschriften und den Ausstellungen von Kupferstichen bestimmt, schließen sich diesen an; andere Räume des Parterres, welche vorläufig noch frei sind, werden hoffentlich bald eine für den Gesammtinhalt des Museums sehr wünschenswerthe Bereicherung in einer Sammlung mustergiltiger kleinerer Kunstwerke und Geräthschaften aus den verschiedenen Blüteepochen aufnehmen, deren Vorführung für das Gedeihen des modernen Kunstgewerbes grade von Seiten einer städtischen Kunstsammlung von höchstem Interesse ist; auch die Anlegung einer Sammlung historischer Abbildungen für die städtische Geschichte und Topographie könnte in den untern Räumen eine zweckmäßige Aufstellung finden, wenn das günstige Vermächtniß eines Lipsiensiasammlers die Gründung derselben ermöglichte.

Steigen wir zu dem Haupttheile des Museums, der Gemäldegallerie empor, so erfreut die höchst glücklich gedachte Treppenanlage das Auge durch die maßvolle Schönheit ihrer Verhältnisse, welche zu gar ungünstigem Vergleiche mit der des Semper'schen Museums in Dresden auffordert; während hier ein geschlossener Raum mit Oberlicht die in zwei Absätzen construirte Treppe und eine von schwarzen Porphyrsäulen getragene Gallerie harmonisch umschließt, geht dort die schräge Linie des Treppengeländers unvermittelt an den großen Fenstern der Wand vorüber, eine besonders von Außen unerträgliche Schneidung der Linien bewirkend. — An das Treppenhaus schließt sich eine achteckige überkuppelte Eintrittshalle an, deren vorläufig einfache Ornamentation später den günstigsten Platz für beziehungsvollen Freskenschmuck abgeben dürfte; durch eine in Holzsculptur reichen Renaissancestils gebildete dreifache Bogenstellung, welche den aus dem Kuppelsaal führenden Verbindungsraum abschließt, treten wir in die Gemäldesäle, welche links vom Eintrittssaal in drei größeren Oberlichträumen, rechts in neun kleineren Zimmern mit Seitenlicht die Längsfronten des Gebäudes bilden und an der gegenüberstehenden Querseite durch einen Gang verbunden sind, dessen Bogenfenster durch Treppenhaus und Kuppelsaal eine perspectivische Durchsicht des ganzen

Digitized by Google

Gebäudes gewährt. — Wie im Aeußeren die Formen der edelsten italienischen Renaissance zur Anwendung gekommen, so ist auch für die maßvoll einfache Decoration des Innern dieser Stil mit eigenthümlichen Modificationen der neueren deutschen Architektur durchgeführt; einfache allegorische Umrißzeichnungen auf Goldgrund schmücken die Halbkuppelwände des langen Saales, und als besonders wohlthuend ist zu erwähnen, daß die gesammte reiche Ornamentirung der Friese und Decken in matten Farben von rein malerischer Abstufung, ohne die falsche Nachahmung von Stuccatur mit künstlichen Schatten ausgeführt ist. —

Wir müssen es uns versagen, hier auf die Gemälde selbst einzugehn, welche den Inhalt der Gallerie bilden. Den überwiegend bedeutendsten Rang nehmen die in reicher Auswahl vorhandenen Werke neuerer französischer Künstler aus der Schletter'schen Gallerie ein. Der Napoleon von Paul Delaroche und die Landschaften von Alexander Calame sind Schätze, um welche das leipziger Museum von jeder Sammlung zu beneiden ist. Mehrere nicht unbedeutende Bilder altitalienischer Meister und im Uebrigen meist Werke der neueren deutschen Kunst bilden die 231 Nummern starke Sammlung. Manches davon, was gute Absicht dem Museum gewidmet, würde herzlich gern entbehrt, um dem Raum zu gewähren, was zu einigermaßen vollständigerer Vertretung der oben erwähnten Richtung, vorzüglich der neueren Kunst führen könnte, indessen ist des Bedeutenden und Schönen genug, um immer aufs Neue eine Quelle des Genusses in den vertraut gewordenen Bildern zu finden und die zweckmäßige Weise, in welcher dieselben ohne Zwang und störendes Aneinanderstoßen sich auf die Wände vertheilen, läßt für die Sammlung fast immer mehr eine Verbesserung als eine bloße Vermehrung erwünscht sein.

Mit vollem Rechte aber muß als vom höchsten Werthe für das Museum der Stiftung gedacht werden, welche wir in der Ueberschrift genannt haben, eine Sammlung von Kunstblättern zur Geschichte der Malerei, welche Herr Carl Lampe in den Räumen des zweiten Gestocks aufgestellt und der Stadt zum Geschenk gemacht hat. Diese Sammlung ist so einzig in ihrer Art und der Gedanke derselben ein so glücklicher, daß wir für eine eingehende Schilderung derselben, wol auch von unsern auswärtigen Lesern auf Theilnahme rechnen dürfen.

Die außerordentliche Wichtigkeit, welche in der geschichtlichen Anschauung der bildenden Kunst begründet ist, hat wol in den Bestrebungen und Erfolgen der neueren Kunstliteratur die sprechendsten Beweise erhalten, und dennoch ist trotz der gebotenen Hülfsmittel es nur für den allerkleinsten Theil der Kunstfreunde möglich, sich einigermaßen ein klares Bild der verschiedenen Epochen vor Augen zu stellen. Die großen Gemäldegallerien müssen, da sie niemals die monumentalen Schöpfungen der Malerei umfassen können, mehr

Digitized by Google

oder minder unvollständig sein, und nur dem Glücklichen, welchen umfassende und mußevolle Reisen an die Hauptstätten der Kunstentwicklung führen, ist es vergönnt, zum geistigen Zusammenhange zu vereinigen, was einzeln nur die Hälfte seiner Bedeutung auszusprechen vermag. Man hat an dem Publikum unserer Gemäldesammlungen Gelegenheit genug zu traurigen Beobachtungen, wie wenig Verständniß für die geschichtliche Entwicklung der Kunst vorhanden! „Alt" heißt das Zauberwort, das für die Einen die Grundbedingung der Schönheit, für Andere die Veranlassung zu sofortigem Abwenden und Nichtverstehen bietet. Daß die Kunst in den Jahrhunderten ihrer Entwicklung, getragen vom Geiste der Nationalitäten, ein Glied des geistigen Volkslebens ist und nur als solches recht verstanden werden kann — das empfindet unter den kunstbeschauenden Tausenden nur der geringste Theil.

Es kann deshalb keine segensreichere Aufgabe für ein Museum gedacht werden, als seinen Besuchern eine Anleitung zum Verständniß dieser kunstgeschichtlichen Entwicklung zu gewähren und diese ist in der Lampe'schen Sammlung auf dem Wege geboten, der allein die Nebeneinanderstellung des räumlich getrennten ermöglicht, in einer zusammenhängenden Aufstellung von Nachbildungen der bezeichnendsten Kunstdenkmale der Malerei.

Die neun Stanzen des zweiten Gestockes, die, von außen nicht sichtbar, sich über den Gemäldesälen der Nordseite hinziehen und mit Oberlicht erhellt sind, haben an ihren Wänden die 56 großen Rahmen aufgenommen, welche die einzelnen Blätter der Sammlung zu ebensovielen Gruppen von innerem Zusammenhange vereinigen.

Der Anblick der Sammlung ist ein überraschend wohlthuender und der Genuß der Betrachtung wird unwillkürlich zum eingehenden und anziehendsten Studium. Dieselben vielmals in Mappen oder einzeln gesehenen Blätter erscheinen hier in Vereinigung mit den gleichzeitigen Kunstwerken, als sprechende Bilder ihrer Entstehungszeiten, gehoben durch die ansprechende Umgebung der geschmackvollen ebenholzschwarzen Rahmen mit innerer Goldleisteneintheilung, unter den glänzenden Glasflächen wie von einer neuen Schönheit und Bedeutung belebt, und weit entfernt davon, den Blick zu beunruhigen, erhalten sie dem Beschauer eine Frische der Anschauung, die bekanntlich beim Durchblättern von Mappen nur zu bald ermüdender Abspannung weicht. Die Größe der Gruppen-Rahmen ist je nach Maßgabe des Raumes und Inhaltes verschieden von 8, 14 und 26 Fuß Breite auf 6—8 Fuß Höhe; einzelne Rahmen über und in den Thüröffnungen treten noch aushelfend hinzu, um die über 1600 Nummern starke Sammlung aufzunehmen.

Die Anordnung des Ganzen ist mit großer Umsicht und eingehendem Verständniß für das ganze Gebiet der Kunstgeschichte, soweit es die Sammlung umfaßt, getroffen, und der von Herrn Lampe verfaßte Katalog gibt

Digitized by Google

neben dem Verzeichniß der Blätter und den Lebensnachrichten der Künstler für jede Gruppe eine historische Einleitung, welche in gedrängter, aber verständlicher Darstellung die Hauptzüge der Kunstentwicklung schildert und in vielfach anregender Weise auf ihren Zusammenhang mit den weltgeschichtlichen Zuständen hindeutet. — An der Hand des Katalogs die Zimmer durchwandelnd durchlebt der Beschauer die Geschichte der Malerei in einer Klarheit, wie sie noch nirgends erreicht werden konnte und für das wachsende Verständniß an der tiefen Bedeutung der Kunstgeschichte lassen sich an diese Sammlung die schönsten Hoffnungen knüpfen.

Darstellungen nach antiken Wand- und Vasenmalereien bedecken als Vorbereitung der christlichen Malerei die Wände des nach dem zweiten Stock führenden Treppenhauses, an welche in der „Einleitenden Gruppe" die frühesten christlichen Malereien vom 4. bis 13. Jahrhundert, Malereien der römischen Katakomben und die Werke des leblosen byzantinischen Stils sich anschließen. In die Mitte der Zimmerreihe eingetreten, empfängt uns die italienische Schule, als die erste Trägerin des christlichen Kunstgeistes, welche in 15 Gruppen die Meister des 13. und 14. Jahrhunderts mit ihren anfangs byzantinisirenden, dann unter Giotto's Einfluß und in den Werken des Camposanto zu Pisa sich im freien Stil entfaltenden Werken, den frommen Fiesole, die florentiner Realisten, die Vorbereitung und dann den Gipfel der Kunstblüte in Perugino Francia, Michel Angelo, Leonardo, Rafael — welchem drei Gruppen ausschließlich gewidmet — Tizian und Correggio, die Schüler und Nachfolger der großen Meister, Luini, Giulio Romano und die Kupferstecherschule Marc. Antons, die Zeiten des Manierismus und Eklekticismus und den baldigen Verfall vorführt. — Naturgemäß schließt sich in einer Gruppe die an italienischen Realismus anknüpfende spanische Schule an, und hierauf die ebenfalls durch Nicolas Poussin an italienischem Einflusse selbstständig gewordene französische Schule, deren 9 Gruppen Poussin und die Hofkünstler unter Ludwig dem Vierzehnten, Le Brun und Le Sueur, die großen Porträtmaler und Kupferstecher des 18. Jahrhunderts, die Landschaft, die Genremalerei mit den Kunstverfall der Rococozeit, dann die classischen Bestrebungen Davids und seiner Schule, die Historienmalerei der Kaiserzeit und der afrikanischen Kriege und die reiche neueste Kunstthätigkeit in allen ihren Zweigen bis zur Radirung und Lithographie enthalten. Zwei Gruppen führen die den Franzosen verwandten neueren Belgier und Holländer vor.

Hier am Ende der Zimmerreihe angelangt, kehren wir nach dem Eintrittszimmer zurück, von welchem ausgehend in der entgegengesetzten Reihe wir die Kunst der germanischen Völker in entsprechender Weise durchwandern. Vier Gruppen schildern die deutsche und niederländische Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts, die van Eyks, Memling, die Meister der rheinischen und

Digitized by Google

westphälischen Schulen, denen die drei Vertreter der deutschen Kunstblüte im 16. Jahrhundert Dürer, Holbein, Kranach folgen, zugleich die für beinahe zwei Jahrhunderte verschwindende deutsche Kunst abschließend; in 10 Gruppen entfaltet sich die reiche weitere Entwicklung der niederländischen Schule: Lukas von Leyden und die Zeitgenossen des Goltzius, Rubens und seine Schule (in den vorzüglichen Stichen der gleichzeitigen Meister), van Dyk, Rembrandt, die niedere Genremalerei und das Conversationsstück, Landschaften, Thierstücke und Malerradirungen. Vier Gruppen sind den Engländern gewidmet, deren historische Kunst, Landschafts- und Schlachtenmalerei und Porträts im 18. Jahrhundert (letztere in den gleichzeitigen Meisterwerken des Schwarzkunststichs) sammt der neuen Kunstentwicklung vertreten sind. Die letzten 10 Gruppen führen uns wieder in die deutsche Kunst ein. — Die Manieristen, die eklektischen und Reformbestrebungen des vorigen Jahrhunderts mit ihren einzelnen meisterlichen Erscheinungen, besonders im Felde der Malerradirung, bereiten auf die glänzende Kunstblüte unseres Jahrhunderts vor, welche, das letzte Zimmer umfassend, in ihrer vorzüglichen Vertretung mit freudigem und berechtigtem Stolze erfüllen muß. Die Mittelwand mit Cornelius' Werken bietet vielleicht den erhebendsten Eindruck, den Kunstschöpfungen zu erregen im Stande sind, und den nach alldurchwanderten reichen Schätzen und der Fülle ihrer Schönheit darf die deutsche Kunst mit vollem Rechte sich dem Besten zur Seite stellen, was die Malerei im Lauf der Jahrhunderte geschaffen. —

Kaum ist es dem Beschauer möglich, neben der Entwicklung der Malerei auch die Meisterwerke der Vervielfältigungskünste, deren Vereinigung die Sammlung bildet, in ihrem besonderen Werthe zu berücksichtigen. Da die Absicht des Gründers nur auf möglichst treue Nachbildung der Malerwerke gerichtet war, so konnte technischen Vorzügen natürlich auch nur an zweiter Stelle Rechnung getragen werden, und Kupferstich, Stahlstich, Holzschnitt, Lithographie und Photographie sind herbeigezogen worden, das große Ganze in allen seinen Theilen zum möglichst vollendeten Bilde der Kunstentwicklung zu gestalten. Indessen hat ganz von selbst die Kupferstecherkunst eine Vereinigung ihrer bedeutendsten und kostbarsten Meisterwerke gefunden. Die Originalarbeiten der Maler in Stich und Radirung, die Hauptblätter der hervorragendsten älteren und neueren Meister und — wie es sich bei dem Verständniß des seit langen Jahren als Kupferstichsammler thätigen Stifters nicht anders erwarten ließ — in den trefflichsten Exemplaren sind für die Sammlung erworben worden, und wenn neben der jahrelangen aufopfernden Arbeit des Ordnens, Aufstellens und Verzeichnens der Sammlung deren materieller Werth nur die kleinere Hälfte der Gabe bildet, so ist dieser an und für sich so bedeutend, daß im Verhältniß der Blätterzahl keine der bisher zur Versteigerung gekommenen berühmten Kupferstichsammlungen sich damit wird messen können.

Digitized by Google

Die Universität Leipzig hat den edeln Gründer der Sammlung bei Veranlassung ihrer Eröffnung zum Doctor der Philosophie ernannt — noch höhere Freude als diese ehrenvolle Auszeichnung wird ihm das Bewußtsein des warmen Dankes gewähren, den alle wahren Freunde der Kunst im Genusse seiner schönen Schöpfung gegen ihn empfinden müssen.

Wünschen wir dem Endziele der Sammlung, Freude und Verständniß am Schönen in immer weiterem Umfange zu verbreiten von Herzen eine segensreiche Erfüllung, ein erfreuliches Fortgedeihen, aber dem ganzen Museum, daß die warme Kunstliebe und der ruhmwürdige Bürgersinn, die es ins Leben gerufen, eine dauernde Zierde Leipzigs sein und bleiben mögen!

Von der preußischen Grenze.

Wenn auch von den Einzelheiten der Teplitzer Zusammenkunft noch nichts bekannt ist, so hat sich die Wirkung doch bereits gezeigt: Oestreich und Preußen haben gemeinsam gegen die europäische Conferenz in der Savoyer Frage protestirt. Was dieser Schritt von Seiten Preußens zu bedeuten hat, erhellt, wenn man den von Oestreich bisher festgehaltenen Standpunkt ins Auge faßt. Oestreich hatte erklärt, es mißbillige zwar die Einverleibung von Savoyen und Nizza, habe aber gegen dieselbe viel weniger einzuwenden als gegen die Einverleibung von Parma, Modena u. s. w., betrachte sie vielmehr als die natürliche Folge der letzteren. Auf diesen Standpunkt ist ihm also Preußen gefolgt.

Dagegen zeigt sich auch nicht die geringste Spur, daß Oestreich sich bemühte, Preußen in der Auffassung der deutschen Frage entgegen zu kommen. Im Gegentheil sehn wir die Mittelstaaten geschäftiger als je, sich über eine Form der Bundeskriegsverfassung zu einigen, die den preußischen Vorschlägen die Spitze abbrechen soll. Und in Oestreich selbst steigt die Verwirrung; im Reichsrath selbst gewinnt diejenige Partei, welche für Aufhebung der Centralisation arbeitet, immer größern Boden, und den Neuerungen der Regierung ist es nicht gelungen im Volk irgend einen Anklang zu erwecken.

Kaiser Napoleon hat auf die Teplitzer Zusammenkunft bereits geantwortet, es ist der Brief an Persigny. Die humoristischen Seiten dieses Briefes sind von der Presse bereits hervorgehoben, und sie springen in der That so klar in die Augen, daß keine große Kunst dazu gehört, sie aufzufinden. Dazu rechnen wir vor allen die phantastische Auffassung der französischen Kriegsmacht. Allein der Brief hat auch seine

ed by Google

ernſten Seiten. Im poſitivſten Ton von der Welt erklärt der Kaiſer, daß in Bezug auf Italien ihn nichts hindre, weder ein Vertrag noch ſonſt etwas, die Auffaſſung Englands zu theilen: daß nämlich Italien mit Ausſchluß jeder fremden Nation ſich ſelbſt den Frieden zu erkämpfen habe. Sofort erklärt Lord Ruſſell im Parlament, England und Frankreich würden in Italien nicht interveniren, d. h. mit andern Worten, ſie würden jede Intervention ausſchließen. Unmittelbar darauf werden die neapolitaniſchen Abgeordneten, die eine Einigung Piemonts mit ihrem Hof anzubahnen ſuchten, mit offenbar abſchlägiger Antwort entlaſſen, und Garibaldi ſchickt ſich an, auf das Feſtland überzugehn, wenn es nicht in dieſem Augenblick bereits geſchehn ſein ſollte.

Dafür geſteht England ſeinem Verbündeten die Ausführung des ſyriſchen Kreuzzuges zu, ohne daß die eine oder die andre der Mächte auch nur einen Widerſpruch verſuchte. Im Parlament ſelbſt wird die Aufrechthaltung des ottomaniſchen Reichs nicht mehr als ein unanfechtbarer Glaubensartikel aufgeſtellt. Nicht blos Bright ſpricht ſich für die Theilung deſſelben aus, ſondern der Mann, der am beſten unterrichtet iſt, am entſchiedenſten den franzöſiſchen Einfluß bekämpft hat, Lord Redcliffe macht Andeutungen, wonach der kranke Mann faſt ebenſo hoffnungslos darnieder liegt, als ihn vor einigen Jahren Kaiſer Nikolaus zu finden glaubte.

So ſtehn die Verhältniſſe und die Parteien, wir wollen hoffen, daß in den bevorſtehenden Zuſammenkünften Preußen die Ueberzeugung gewinnen werde, daß das Princip der Legitimität nicht ausreichend ſei, die Politik einer Großmacht zu beſtimmen. ††

Politiſche Literatur.

Die Judenfrage in ihrer wahren Bedeutung für Preußen von Dr. M. Kaliſch. — Leipzig, Veit und Comp. — Mit Recht legt der Verfaſſer das Hauptgewicht bei ſeiner Unterſuchung auf die Anſicht des preußiſchen Unterrichtsminiſters, die Schulen und Univerſitäten hätten einen confeſſionellen Charakter. Indem er die ſämmtlichen Actenſtücke beibringt, zeigt er das Unhaltbare dieſer Behauptung, und entwickelt zugleich die Conſequenzen, die ſich aus derſelben ergeben müſſen. In letzterer Beziehung weiſt er auf den alten kölner Kirchenſtreit und die Schriften des verſtorbenen Erzbiſchofs v. Droſte-Viſchering zurück, deſſen Ideal es war, die Schulen nach öſtreichiſchem Muſter einzurichten, d. h. ſie den Jeſuiten und andern geiſtlichen Congregationen in die Hände zu geben. Was die Folgen davon ſind, zeigt Oeſtreich. Wir kommen noch einmal auf das ſchon mehrfach ausgeſprochene Wort zurück: von allen Paragraphen unſerer Verfaſſung iſt der, welcher die Kirche für frei erklärt,

Digitized by Google

der verkehrteste. Freiheit der Kirche heißt nichts anderes, als Aufhebung des Schutzes, welchen die Angehörigen der Kirche gegen ihr Kirchenregiment vom Staat zu erwarten haben, d. h. Knechtung aller Confessionen durch ihr Kirchenregiment, Unfreiheit des Staats. —

Die verfassungsmäßige Reform des Herrenhauses. — Berlin, Vogel. — Wie nothwendig und wie unschwer durchzuführen diese Reform sei, ist schon mehrfach ausgeführt. Seit der Landtag geschlossen, hat man weiter nichts davon gehört; es ist gut, fortwährend daran zu erinnern, damit wir nicht wieder eine Session erleben wie die diesjährige. —

Die Nothwendigkeit einer Prüfung der Vereinsacte des mecklenburgischen Adels vom Jahre 1795. Von Manecke-Duggenkoppel. — Berlin, Springer. — Die Reform der Landesverfassung; ein Wort an die bürgerlichen Gutsbesitzer in Mecklenburg. — Berlin, Springer. — Ueber die mecklenburger Zustände haben wir schon einigemal eingehend berichtet und werden darin fortfahren. —

Deutschland, seine Vergangenheit und Zukunft. Ein Ruf ans deutsche Volk. — Bremen, Strack. — Das frechste bonapartistische Pamphlet, das uns bis jetzt in Deutschland vorgekommen ist. Der Verfasser hat die Maske eines extremen Demokraten aufgesteckt; vielleicht hat er auch früher dieser Partei wirklich angehört. Zuletzt hat er die Dreistigkeit, einige gütige Worte an Preußen zu richten, und ihm, unter gewissen Bedingungen, seinen Beifall zu verheißen. Schmähungen gegen die Periode von 1808 bis 1815 — und zwar was für Schmähungen! — in einer deutschen Flugschrift zu lesen, war man seit Heine und Börne doch nicht mehr gewohnt. —

Die Sonderstellung Ungarns, vom Standpunkt der Einheit Deutschlands. — Leipzig, Brockhaus. — Der Verfasser geht von den Ideen von 1848 aus: Deutsch-Oestreich mit den übrigen habsburgischen Landen nur durch Personalunion verbunden; für die letztern eine gemeinsame Verfassung; für Gesammtdeutschland Volksvertretung. Ueberwiegend defensiver Charakter des deutschen Bundes. — Die Kritik dieser Anschauungen findet man in unsern politischen Artikeln.

Belletristische Neuigkeiten.

Neue Novellen von Elise Polko (Leipzig, Schlicke): Vor 115 Jahren; Elisabeth; Czinka. — In der Form hat die Verfasserin bedeutende Fortschritte gemacht;

Digitized by Google

der Stil ist einfacher und gehaltener als sonst. Die alte Neigung, Stoffe aus der Literatur- und Kunstgeschichte zu wählen, können wir noch immer nicht billigen, die Gründe haben wir schon mehrfach angeführt. In der ersten Novelle ist im Ganzen die Gottschedsche Periode anschaulich erzählt; aber die Erfindung eines platonischen Verhältnisses zwischen Lessing und Frau Adelgunde Gottsched geb. Kulmus können wir schon darum nicht billigen, weil sich Lessing später über das Ehepaar in einer Weise ausgesprochen hat, die unter diesen Umständen geradezu roh genannt werden müßte. —

Ein wiener Bürger von Johannes Nordmann. (Wien, Wallishauser.) Spielt 1765. Die Sittenschilderung ist lebhaft und ansprechend, die Erfindung von mäßigem Werth. —

Die östreichische Akademie der Dichtung, Forschung und Kritik. Herausgegeben von Isidor Müller. 1. Bd. (Wien, Müller.) Ein buntes Allerlei, in dem sich einige recht anziehende Kleinigkeiten finden. —

Erlebnisse auf dem Gebiet der Strafjustiz und der innern Mission, Von A. Frh. von Seld. (Halle, Mühlmann). — Wir rechnen das Buch in diese Kategorie, da es dem Verfasser nicht um wissenschaftliche Vollständigkeit und Genauigkeit zu thun ist. Die einzelnen Kriminalgeschichten sind gut und einfach erzählt, das Ganze belebt ein frommer und doch heitrer Sinn.

Aus dem schwäbischen Pfarrhaus nach Amerika. Reiseschilderungen von Luise Weil. (Stuttgart, Franckh). — Eine wahre Geschichte, hauptsächlich zur Warnung für voreilige Auswandrer geschrieben. Was von der Reise erzählt wird, ist wahrhaft schauerlich; das arme Mädchen, das solches erleben und — erzählen mußte, flößt tiefes Mitleid ein. Unter den amerikanischen Bildern ist die Schilderung von Economy (Niederlassung einer Secte, welche die Ehe ausschließt) und das Schulleben von Cincinnati von Interesse. —

Otto von Wittelsbach. Trauerspiel in 5 Acten von O. F. Gruppe. (Berlin, Bach.) Sehr saubere und elegante Arbeit, und, von einigen unnützen Episoden abgesehn, auch theatralisch brauchbar. Die Grundzüge des Stoffs — wie sie schon bei Babo deutlich hervortreten, konnten natürlich im Wesentlichen nicht geändert werden. —

Palm, ein deutscher Bürger. Trsp. in 5 A. von Ludwig Eckardt. (Wenigen-Jena, Hochhausen). Ueberwiegend politischer Zweck; mit der nöthigen Schlußrede à la Egmont. Auf alle Fälle viel besser als der „Schiller" desselben Verfassers. —

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

J. Chr. Günther.

Leben und Dichten Günthers, von O. Roquette. Stuttgartt, Cotta.

Ein mit großer Wärme und Liebe zur Sache geschriebenes Buch, das nicht wenig dazu beitragen wird, den Dichter, den man im Ganzen mehr nennt als liest, dem Publikum wieder näher zu bringen.

Seit ihn Goethe einen „echten Dichter im vollsten Sinne des Worts" genannt, wurde er in den Literaturgeschichten vielfach gelobt; das Lob steigerte sich in der jungdeutschen Zeit zur Begeisterung, in der Epoche des sogenannten Weltschmerzes, wo es als untrügliches Symptom einer echten Dichternatur galt, wenn man mit sich selbst in Unfrieden und mit der Welt zerfallen war. Dieser falschen Richtung glaubte Gervinus entgegentreten zu müssen, und fällte über Günther ein sehr hartes Urtheil. Andere haben sich gegen ihn des Dichters wieder angenommen und auf Thatsächliches aufmerksam gemacht, das Gervinus ungenau berichtet hatte. In der neuesten Ausgabe (III. S. 403 ff.) hat er einige Nebenumstände modificirt, in der Hauptsache aber das alte Urtheil wiederholt. „Mit der neuesten Zeit unserer Poesie hat der Zustand in Neukirchs und Günthers Tagen die größte Aehnlichkeit. Es steigt die Form, der Reim, die Sprachgewandheit, die Uebung, alles glänzt und gleißt im brillantesten Firniß, aber leider ist meist das Gedicht des Reims und Rhytmus wegen gemacht" [— das paßt weder auf Günther noch auf Neukirch!], „und die Schwäche der Gesinnung, der Weltkenntniß, des Charakters verbirgt sich nur schlecht ... Der Welt Undank fängt die entarteten Dichter zu treffen an, die Dichter zerfallen in sich und entarten auch moralisch, und aus dieser Zerrüttung schöpfen sie die wenige Leidenschaft, was dann die Poesie ersetzen muß, und auch bei den meisten Lesern eben das Glück macht, was nur die echteste Poesie machen könnte." [Das paßt wieder nicht auf Günthers Zeit, die Zeit der Hofpoeten und Gelegenheitsdichter, die im Weltschmerz und in der Leidenschaft gewiß keine Virtuosen waren.] — „Man kann aus Günthers Gedichten selbst zeigen, daß er mehrfach im dichten Rausch Verse machte ... Im Liebeswesen hatte er ein weites Gewissen, bekennt sich gradeaus zur flandrischen Liebe u. s. w. ... Auf Rechnung der studentischen

Digitized by Google

Jahre kommt Günthers ungemeſſner Hang zur Satire, der dieſem Alter eigen iſt; ſo konnten auch Feind und Liscow dieſem Hange nicht widerſtehn, wo auch die Klugheit abrieth." [Wie hängt das zuſammen? weder Liscow noch Feind waren Studenten, als ſie ihre Satiren ſchrieben!] „Hier lag die Quelle zu großem Unglück für Günther. Er ſah die ganze Welt für ein Philiſterneſt an, das er nicht ſchonen wollte; er ließ ſeinen Stachel Alles empfinden, griff mit ſeiner Feder dem Reichſten in die Haare; Ignoranten, die ein geiſtliches Amt erwiſcht, Rabuliſten, charlataniſche Aerzte, Alle ſtriegelte er mit dem ſchärfſten Striegel und konnte den Vorwitz nicht zwingen." [Das alles pflegt Gervinus ſonſt zu loben.] „Allerdings liegt dieſer rebelliſchen Natur der geheime Drang zu Grunde, aus der Steifheit des deutſchen Lebens und Wiſſens herauszukommen, aber leider hatte er, wie die reformirende Jugend unſerer Tage, nicht die Geduld in ſich, die Erkenntniß zu ſammeln, die zu einer gedeihlichen Oppoſition nöthig iſt [— machte etwa Liscow gedeihliche Oppoſition, als er über drei Narren, die alle Welt als Narren kannte, um des bloßen Humors willen die Pritſche ſchwang? und wie hoch ſtellt ihn Gervinus!] und noch weniger das Maß, das die Oppoſition zügeln ſollte." [Das ſind doch wol nicht äſthetiſche, ſondern moraliſch-politiſche Geſichtspunkte!] „Was das geiſtige Leben angeht, ſo fühlte er, daß Thorheit, Wahn, Aberglaube in allen Künſten und Wiſſenſchaften herrſchten, und rüttelte mächtig an dieſen Feſſeln. — Er ließ ſich ſelbſt in ſeinen Studien von der Philoſophie hinreißen, ehe er ernſtlich an ſein Brodſtudium dachte. Er wollte erſt ſeinen Verſtand läutern. ." [Das alles wäre ja ſehr löblich geweſen, und grade das, was Gervinus verlangt!] — „Er wollte gern aus der ängſtlichen, finſtern Heiligkeit heraus; er mochte gern die Frauen unter weniger Zwang ſehen, er liebte ihr freies und ungezwungenes Weſen, das die Zeit noch verdammte. Wer hört nicht die Stimme des heutigen jungen Deutſchland?" „Sein ganzes wildes Weſen kommt in Dresden zu Tage: er wolle ſeine Schickſale lachend ausſtehn, er wolle nicht mehr roth werden u. ſ. w. Auch da hören wir die heutigen Genialitäten!" — „Dieſen ſeinen Lebenslauf lernen wir in Günthers Werken innerlich kennen: in Bußgedanken und Satiren, in allen ſeinen Gedichten jeder Art iſt Er ſtets der Mittelpunkt; Er mit dem ganzen Sturm ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften iſt der ſtete Gegenſtand ſeiner Verſe, und darin iſt er ganz eigenthümlich, daß er unverhohlen ſeine innerſten Seelenzuſtände der weiten Welt eröffnet und zeigt. Die Maſſe ſeiner Gedichte iſt nichts als Gelegenheitspoeſie, anziehend, weil es ein merkwürdiges pſychologiſches Object iſt, um das ſie ſich herumdreht." [Hier findet augenſcheinlich eine Verwechſelung zweier Begriffe ſtatt, die nichts mit einander zu thun haben. Allerdings enthält die Mehrzahl von Günthers Gedichten Gelegenheitspoeſie der gewöhnlichſten Art, d. h. Gratu-

Digitized by Google

lations- und Condolations-Carmina. Er lebte davon — was übrigens damals nicht für unanständig galt. Diejenige Gelegenheitspoesie dagegen, von der Goethe spricht, wenn er sie für die einzige echte Dichtung ausgibt, sagt nichts anderes als: dichte nur bei Gelegenheit eines wirklichen Gefühls! Von dieser Art sind — im Gegensatz zur alten Schule, die Gedichte machte ohne eine solche Gelegenheit — diejenigen Poesien Günthers, die ihn in die Reihe der wirklichen Dichter stellen. Von diesen, die vor Goethe das einzige waren, weiß Gervinus nichts weiter zu sagen als folgendes:] „Seine erotischen Lieder sind oft sehr plump und platt." [Kein einziges Wort weiter! nur sagt er dann noch:] „So ist auch sein Gesichtskreis im Ganzen sehr klein."

In der That ist die Liebe ein beschränktes Feld; indeß sind darüber seit Salomo doch schon recht schöne Sachen gesagt worden. — Gervinus hat bei allen jenen Vorwürfen zu sehr die moderne Poesie vor Augen. Dieser, die es unternimmt, Doctrinen über das Wesen Gottes, der Weiblichkeit u. s. w. poetisch auszuarbeiten, kann man mit Recht vorhalten: erst lerne etwas, ehe du lehrst! aber um seine Empfindungen warm und treu auszusprechen, oder um das und jenes lächerlich zu finden, hat man nicht erst nöthig, die Wolfische Philosophie zu studiren — damals gab es noch keine andere. Günthers Satiren gering zu schätzen, hat Gervinus völlig recht, aber er verkennt Günthers Bedeutung, wenn er ihn als einen, der eigentlich Reformator hätte sein sollen, auffaßt: jene Satiren sind weiter nichts als subjective Stoßseufzer oder subjectives — mitunter ganz berechtigtes — Gelächter.

Drastischer nach seiner Art, aber ungefähr in demselben Sinn, drückt sich W. Menzel aus (Deutsche Dichtung, 1859, II. S. 345 — 7). „Man hat diesen eitlen Schwächling viel zu hoch gestellt. Welchen Werth hat eine Dichtung, aus der man erfährt, ein liederlicher junger Mann sei der Trunkenheit und Wollust erlegen, nachdem er sich eingebildet, ein großes Genie zu sein, und in dieser Einbildung habe er über Gott und die Welt, die ihn nicht hoch und sicher genug gestellt, geschimpft? Leider hat aber dieser Elende eine nur zu hohe Bedeutung erlangt, weil in ihm zum erstenmal die Tendenz zur Entfesselung aller Begierden, zur Emancipation des Fleisches, zur Berechtigung aller und jeder Unzucht zum Durchbruch kam ... Die weitläufige, wässerichte Sprache seiner Alexandriner wird nur dann durch eine rechte Naturkraft unterbrochen, wenn sich Günther zügellos seiner Liederlichkeit und Gemeinheit überläßt, wenn er an einem, der ihn getadelt, seine ganze Wuth auslassen will, und wenn ihn in wenigen bessern Augenblicken das innere Entsetzen vor seinem Treiben ergreift und er auf Augenblicke tief reuig Buße thut, natürlich nur so lange, bis er wieder besoffen ist." In diesem Ton geht es noch eine Weile fort.

Cholevius (I. S. 407: 1854) in seiner milden Weise schließt sich doch

Digitized by Google

am meisten an Gervinus an. „Günther muß uns deshalb merkwürdig bleiben, weil er nach Flemming und Dach wieder der erste Dichter war, welcher ohne Scheu sein Inneres darstellte, während die Andern meistens fingirte Empfindungen aussprachen. Aus dieser Naturwahrheit des Inhalts ging eine anziehende Frische und Lebhaftigkeit in die Sprache über. Aber Günther läßt uns die Erfahrung machen, welche sich an Bürger wiederholte, daß die Subjectivität nicht im Stande ist, die Dichtung in die reine Sphäre des Poetischen zu erheben, wenn diese Subjectivität nicht selbst poetisch durchgebildet ist. Wie Günther in sittlicher Hinsicht zwischen Reue und Vergehungen schwankt, weshalb sein Vater ihn wol mit Recht einer durchgreifenden Besserung nicht für fähig hielt, so sind seine Gedichte bald gehaltvoll und zart empfunden, bald wieder nur der Ausfluß eines wüsten Sinnes. Wenn nun im Allgemeinen Günther weniger durch den Werth seiner Productionen unsere Aufmerksamkeit erregt als durch jene subjective Haltung, die freilich von seinen Zeitgenossen gar nicht verstanden wurde, so verdient er es doch als der Vorbote einer aufblühenden Zukunft betrachtet zu werden."

„So verdient er es doch — !" — Warum denn? wenn nicht durch den Werth seiner Productionen! Doch nicht etwa durch seine Subjectivität an sich? die sich Cholevius im Grunde nicht anders vorstellt als Menzel. — Cholevius hat den leitenden Gedanken der Schillerschen Recension über Bürger seinem Urtheil zu Grunde gelegt, der aber im Allgemeinen wie im Besondern einer genauern Fassung bedarf. — Man kann starke Leidenschaften haben, und doch kein großer Dichter sein; man kann seine „Subjectivität" harmonisch gebildet haben, und doch kein großer Dichter sein. Nicht die Leidenschaft, nicht die Bildung macht den Dichter, sondern die Fähigkeit, während der innern Aufregung sich selbst und die Bewegungen der Seele im Detail anzuschaun und sie wiederzugeben. Freilich gehört dazu starke Subjectivität, d. h. ein wirklicher Inhalt; es gehört dazu sittliche Bildung, d. h. ein werthvoller Inhalt, der auch andere interessirt als die guten Freunde; aber jene Fähigkeit, sich zu spiegeln, muß nicht blos hinzukommen, sie ist die Hauptsache. Daß Günther den Muth hatte, sein Inneres aufzudecken, war etwas, aber noch nicht alles: er hatte auch die Fähigkeit dazu. — Man hat Günther oft mit Bürger verglichen, und äußere Aehnlichkeiten springen in der That leicht in die Augen: aber auch die Verschiedenheit ist nicht klein. Bürgers Größe liegt in den Balladen, überhaupt in den Gedichten, welche nicht subjectiv sind, während die Mollylieder und Elegien mit Günthers Gedichten derselben Art nicht den geringsten Vergleich zulassen. Das „Hohelied von der Einzigen" gehört zu den langweiligsten und ledernsten Gedichten, die in deutscher Sprache geschrieben sind; nicht, wie Schiller meinte, weil der Gegenstand und die dazu gehörige Empfindung eine unmoralische oder eine unharmonisch gebildete war, sondern weil dem

Digitized by Google

Dichter jener Spiegel fehlte, die Bewegungen seines Innern wiederzugeben. Bürger hatte eine sehr starke, ungezügelte Subjectivität, aber nicht das Talent der subjectiven Dichtung; Schiller hatte es ebensowenig: was er von seinem Innern erzählt, ist nicht der Rede werth; sein Talent liegt ganz in der Richtung Bürgers, während Goethe in höherm, geläutertem Sinn das war, was wir bei Günther nur in der schönen Anlage erblicken.

Was nun das unvollkommne Verständniß der Zeitgenossen betrifft, von dem Sholevius redet, so wollen wir die zahlreichen Ausgaben Günthers bei Seite lassen, und nur einen Punkt hervorheben, den doch die Zeitgenossen besser verstanden als die modernen Kritiker, welche nicht müde werden, Günther wegen seiner zahlreichen, meist sehr unpoetischen Gratulations- und Condolationsgedichte zu tadeln.

Bald nach der ersten Ausgabe Günthers erschien eine Recension in den deutschen Actis Eruditorum, die man seinem alten Gönner Mencke zuschreibt. „Günthers Gedichte fließen unvergleichlich, sind voll Feuer und führen etwas ungemein Reizendes bei sich. Ich habe den Verfasser sehr wohl gekannt. Er war von derjenigen Art von Poeten, welche ein aufgewecktes, sorgenfreies und so viel als möglich alle Tage lustiges Leben lieben. Seine Fähigkeit war ausnehmend, aber seine Art zu leben etwas frei und so beschaffen, daß er zu dem Valeriano de Infelicitate literatorum ein schönes Supplement geben kann. Er brachte den letzten Theil seiner Jahre in ziemlicher Dürftigkeit zu, fand aber überall Freunde, weil ihn sein angenehmer Umgang und munteres Wesen bei Jedermann beliebt machte. Die gegenwärtigen Gedichte hat er keineswegs mit zerfressenen Federn und vieler Vorbereitung, sondern größtentheils aus dem Stegreif geschrieben, und da sie doch so wohl gerathen, so würde er unfehlbar einer der größten Poeten geworden sein, wenn er zu gehöriger Reife gekommen und in nützlichen Wissenschaften weiter gegangen wäre. Eins und das andere könnte fleißiger ausgearbeitet sein ... Wenn ein Brockes, den das Glück in einen so vortheilhaften Zustand gesetzt, daß er nur zum Vergnügen arbeiten darf, etwas schreibt, so hat er Muße und Gelegenheit, etwas Schönes zur Welt zu bringen. Aber wenn ein armer Günther singt, sich etwas zu seinem Unterhalt zu verdienen, so kann es nicht fehlen, es muß mitunter ein heiserer Ton vorkommen." — So dachte selbst ein respectabler, hochangesehener Professor des orthodoxen Leipzig. Es ist noch hinzuzufügen, daß Günthers Gedichte erst nach seinem Tode von andern gesammelt sind.

Koberstein (S. 666—9: 1847) hat Lob und Tadel richtig vertheilt. „Seine Liebe zur Poesie ... war eine wirkliche und in ihrem Grund edle Leidenschaft ... Nach seinen Mustern bildete er nur seinen Geschmack für das mehr Aeußerliche der poetischen Darstellung: zum eigentlichen Dichter

Digitized by Google

konnte ihn allein seine reiche innere Begabung machen. Freilich erscheint das Zwiespältige und die Zerrissenheit seines Lebens noch oft genug in seinen Gedichten. Wie dort die Sehnsucht und das Ringen nach dem Höhern von der gemeinen Sinnlichkeit überwältigt wurde, aus der sich herauszuarbeiten er wiederholentlich, aber ohne Ausdauer versuchte, so enthalten die meisten seiner Gedichte ebenso viel Rohes, Gemeines und Unpoetisches, wie Vortreffliches. Aber dieses ist noch reichlich genug vorhanden, um in ihm eine ausgezeichnete Dichternatur erkennen zu lassen. In seiner Lyrik erscheint seit Flemming wieder zuerst, und ungleich origineller, natürlicher und lebensvoller eine Poesie, die aus der Tiefe des Gemüths kommt und das, was darin vorgeht, immer anschaulich und öfter wie im ersten glücklichen Wurf darstellt. Seinen Liebesliedern insbesondere, von denen einzelne fast vollendet heißen können, fühlt man an, der Dichter habe, was er darin ausspricht und schildert, wirklich in und an sich erlebt: es ist die Wahrheit und Unmittelbarkeit der Empfindung, die hier nach langer Zeit von Neuem in unserer weltlichen Lyrik zum Durchbruch kommt." Aehnlich, und mit großer Wärme, spricht sich Biedermann aus (Deutschland im 18. J., II. S. 464—8): beide übrigens ohne ins Detail einzugehn.

Der folgende Rückblick auf das Leben des Dichters soll nur dazu dienen, für Günthers Lyrik, in der ausschließlich seine Bedeutung liegt, eine Folie zu geben und durch einzelne Fragmente das Publikum von Neuem darauf aufmerksam zu machen. — Zu beachten ist dabei noch die Eigenthümlichkeit der Schlesier, die sich bis heute erhalten hat, sich der poetischen Sprache wie der gewöhnlichen zu bedienen, mit einer Ungenirtheit, die auch das Trivialste in ihren Kreis zieht. Diese Leichtigkeit ist freilich für die Fortbildung gefährlich.

Die Zeit, in der Günther geboren wurde — 8. April 1695 — war eine böse Zeit. Roheit und Liederlichkeit bei Hof, im Adel, in den Universitäten, in den Romanen, Trauerspielen und Gedichten; im Bürgerstand dagegen eine gedrückte ängstliche Sittlichkeit, die jene Kreise verabscheute und sich doch vor ihnen beugte. Alles Selbstgefühl des Bürgers war gegen die eignen Angehörigen gewendet; gegen die Großen verstummte es: höchstens wagte es, ihnen aus dem Wege zu gehn. — Dieser Schicht des Bürgerthums gehörte Günthers Vater an, Arzt zu Striegau, der sich durch eisernen Fleiß aus der Dürftigkeit aufgeschwungen, und bei seinem knappen Einkommen den aufstrebenden Ehrgeiz des Knaben von früh an zu beugen suchte. — In den „letzten Gedanken" (S. 838)*) erzählt Günther:

> Lieb' und Lust zur Wissenschaft trieb mich von den Kindheitsjahren
> Bis auf diesen Augenblick stets was höhres zu erfahren:

*) Gesammtausgabe, Breslau u. Leipzig 1735.

Digitized by Google

Und ich kann mich noch erinnern, daß ich schon ums zehnte Jahr
Um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war.
Sonderlich ergötzt' ich mich an Natur- und Weltgeschichten,
Aber noch weit eifriger fühlt' ich einen Trieb zum Dichten,
Daß auch weder Ernst noch Zuruf, ja wohl gar kein Prügel galt
Wenn mein Vater auf die Arbeit dieser leeren Brodkunst schalt.

Der Vater hörte sogar plötzlich mit dem Unterricht auf, weil er den Sohn vom gelehrten Stand abschrecken wollte, zu dem seine Mittel nicht ausreichten; doch ließ er sich 1709 den Vorschlag eines befreundeten Arztes in Schweidnitz gefallen, den hoffnungsvollen Knaben mit sich zu nehmen und ihm eine Freistelle zu verschaffen. In Schweidnitz war Günther sehr fleißig, und fand als hübscher, gefälliger Junge viele Gönner, denen er durch zahlreiche Gratulationsgedichte seinen Dank abstattete: darunter der berühmte Benjamin Schmolck (geb. 1672, seit 1702 Diakonus in Schweidnitz, † 1737), 5. Dec. 1714 (S. 902). An Fruchtbarkeit war er schon hier ein echter Schlesier; seine Zuversicht blieb ungeschwächt. So sagt er in einer Epistel 1714:

O höchst beglückter Tag, der meine Dichterflöten
Das erstemal gehört. Der Hunger mag mich tödten,
Das Schwert erwürge mich, dem Feuer mag der Leib
Anstatt der Nahrung sein, wenn nur mein Zeitvertreib,
Das edle Harfenspiel, die Seele meines Lebens
Nicht mit dem Tode stirbt!

Den Tag seines Abgangs von der Schule (24. Sept. 1715) wurde ihm noch die Ehre, ein von ihm verfertigtes Trauerspiel: „die von Theodosio bereute Eifersucht" von der Schuljugend aufgeführt zu sehn. Von dem Stück ist wenig gutes zu sagen; es ist in der Art Lohensteins, aber viel kraftloser: zur größern Composition scheint Günther das Talent gefehlt zu haben.*) — In Schweidnitz ließ er eine Geliebte zurück, die vielbesungene Leonore, der er auf einem Kirchhof Treue gelobt. Mit diesem Namen Leonore sind — nicht selten mit Angabe des Datums — so viele Situationen in Günthers Liebesgedichten bezeichnet, daß man daraus eine vollständige Geschichte dieser Liebe abschreiben möchte. Indeß darf man nicht vergessen, daß trotz aller Unmittelbarkeit etwas Idealisirung mit unterläuft, daß die Lieder nicht Tagebuchnotizen, sondern lebendige Auffrischungen vielleicht halb verblichener Erinnerungen sein sollen, wol Wahrheit aber auch Dichtung.

*) Darauf ist wol der wunderliche Satz von Gervinus zurückzuführen: „Wenn ein Neukirch oder Günther etwas Größeres unternimmt, so gehts ihnen wie unserm Platen, es zeigt sich, daß ein Lyriker von den blendendsten Eigenschaften noch lange kein Dichter ist." — Und dazu der Vergleich zwischen Günther und Platen! zwischen dem unmittelbarsten und wärmsten aller Empfindungsdichter und dem frostigsten aller Versifexe! Das tertium comparationis ist wohl nur die Empfindlichkeit gegen Kritiken.

Digitized by Google

Weiß ich doch nicht, wen ich nenne, Das, so lang ich leb' und brenne
Doch genug! es ist ein Bild, Mir allein das Herze stillt. (S. 241)

Nachdem sich Günther kurze Zeit in Frankfurt a. O. aufgehalten, kam er Mitte November 1715 nach Wittenberg, um Medicin zu studiren: einige Vorkenntnisse darin hatte ihm schon sein Vater beigebracht. Wittenberg war die rechtgläubigste, und was die studirende Jugend betrifft, die liederlichste und rohste aller deutschen Universitäten; wenn sich Günther im Anfang fleißig und ordentlich hielt, so verfehlte bald das wilde Burschenleben seine Wirkung nicht. Er scheint es ziemlich arg getrieben zu haben; wenn man aber den Abscheu ansieht, mit dem man heute diese Lebensperiode bespricht, so sollte man meinen, man lebte heut auf den Universitäten erstaunlich tugendhaft. — Aus den Studentenliedern kann man weiter nichts herauslesen, als Vorliebe für geistige Getränke, Tabak, Lärm und Abenteuer mit Schönen; wir können ihnen nicht so viel Geschmack abgewinnen, als zuweilen geschieht. Seine Ausschweifungen in der Liebe — gleichviel was davon Einbildung oder Wirklichkeit war — rechtfertigt der Dichter vor sich selbst mit einer bittern Erfahrung: Leonore war ihm untreu geworden, sie hatte 24. Jan. 1716 (ein Vierteljahr nach seiner Abreise!) einem reichen alten Herrn die Hand gegeben.

. . . Jetzt seh' ich die Triebe der thörichten Liebe
Vernünftiger an.
Ich breche die Fessel, ich löse mein Herz,
Und hasse mit Vorsatz den zärtlichen Schmerz . . .
Komm, selige Freiheit! und dämpfe den Brand,
Der meinem Gemüthe die Weisheit entwandt! . .

Es lodern die Briefe, der Ring bricht entzwei,
Und zeigt meiner Schönen: nun leb' ich recht frei!
Nun leb' ich recht frei, und schwöre von Herzen,
Daß Küssen und Scherzen nur Narrenspiel sei.
Denn wer sich verliebet, der ist wol nicht klug —
Geh falsche Sirene! ich habe genug. (S. 242).

. . . Nur kommt mir nicht etwa mit albernen Possen,
Und rückt mir mit starken Versprechungen vor!
Im Lieben hat wahrlich die Rache kein Ohr.
Ich schwöre verbindlich, bis daß ich genossen,
Und bin ich dann fertig, dann schwenk' ich den Hut,
Und gehe zur andern, die eben das thut. (S. 258)

Das ist gewiß nicht zu loben; aber wenn ihn Gervinus deshalb für einen Vorläufer des jungen Deutschlands, für einen Prediger der „freien Liebe" ausgibt, so übersieht er, daß dies keine Maximen sein sollen, sondern individuelle Stimmungen des Moments. Seine Geliebte ist ihm untreu geworden, und aus

Digitized by Google

Rache wird er liederlich: das ist, wie gesagt, nicht fein; aber so hat doch schon in aufgeregter Stimmung der Eine und der Andere empfunden.

Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten,
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt!

Und dazu stehn jenen sinnlichen Schilderungen und frivolen Einfällen die zartesten Empfindungen gegenüber: das eine wie das andere ist Eingebung des Moments; nur thut man unrecht, ausschließlich die eine Seite hervorzuheben.

Will ich dich doch gerne meiden,
Gib mir nur noch einen Kuß,
Eh' ich sonst das letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß . . .
In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrein;
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze sein. (S 275)

. . . Hier war es, wo ihr Haupt mir oft die Achsel drückte —
Verschweigt ihr Linden mehr als ich nicht sagen darf —
Hier war es wo sie mich mit Klee und Quendel warf,
Und wo ich ihr den Schoß voll junger Blumen pflückte.
Da war noch gute Zeit! — Mein Herz, was kommt dir ein?
Du liebest Flavien — sie ist ja nicht mehr dein! (S. 1054)

Was ich in Gedanken küsse,
Macht mir Müh' und Leben süße
Und vertreibt so Gram als Zeit;
Niemand soll es auch erfahren,
Niemand will ichs offenbaren,
Als der stummen Einsamkeit. (S. 249).

— Ich weiß noch wol die liebe Zeit,
In der ich mich genug erfreut . . .
. . Wie? was erzähl' ich einen Traum?
Zum wenigsten gedenkt michs kaum.
Mein Gott, wie ist die Zeit entronnen!
Was hast du, Herz, von aller Lust?
Dies, daß du Reu und Leid gewonnen,
Und wissen und entbehren mußt!

Schon diese abgerissenen Laute zeigen, worin der Fortschritt Günthers besteht: solche Innigkeit des Fühlens und solche Melodie des Tonfalls ist im weltlichen Lied — vielleicht ein Paar Volkslieder ausgenommen, vor Goethe noch nicht dagewesen. — Freilich findet man auch andere Klänge. — Die dem Johannes Secundus (beiläufig mit großem Talent) nachgebildeten „Hochzeitscherze" sind arg; indeß muß man die Zeit nicht vergessen, die in dergleichen viel mehr ertrug, man muß sich daran erinnern, daß Hoffmannswaldau noch vor Kurzem der beliebteste Dichter der feinen Welt war, und daß seine Schüler den alten Ton fortsetzten. Naiv war diese Sinnlichkeit freilich nicht; man wußte sehr gut, was Zote war: das sieht man u. a. aus den Ausgaben Günthers, wo die heikelsten Worte punktirt sind. — Einzelne humoristische Einfälle muß man nicht so genau nehmen. So hat es vielfach Anstoß erregt,

Digitized by Google

daß über zweien seiner Gedichte steht: „als er dicht berauscht war!“ Wir theilen aus diesen beiden Gedichten einige Proben mit.

Mags doch sein! ich will verehren,
Was ich nicht genießen kann!
Willst du meine Lieder hören,
O so hör' auch dieses an:
Daß der Strahl von deinem Glanze,
Welcher dich vor anderm ziert,
Auch den Ruhm von meinem Kranze
Mit sich auf die Nachwelt führt. (S. 922)

. . Die Welt ist jetzo voller Narren,
Und darum bin ich einer mit,
Und der hat wol den größten Sparren,
Der aus gemeinem Gleise tritt . . .
Ihr Narren lügt, so will ich lügen,
Bis daß wir alle Kappen kriegen. (S. 921)

Für einen „dichten Rausch,“ in welchem man nichts Schlimmeres macht, als solche Verse, fällt man wol nicht der ewigen Verdammniß anheim. — Uebrigens waren die schlimmeren Folgen seines Studentenlebens handgreiflich: er hatte seine Medicin versäumt, seine Gesundheit war auch wol angegriffen, und er steckte tief in Schulden. Als er Wittenberg verlassen wollte, ließen ihn seine Gläubiger verhaften; der aufgebrachte Vater erklärte, ihn nicht weiter unterstützen zu wollen; doch fand er Freunde und Gönner, die ihn losmachten, und so kam er Juni 1717 nach Leipzig. Nur anderthalb Jahr hatte er in Wittenberg zugebracht: besaß er nun die Kraft, sich von seinem bisherigen Treiben loszureißen, so dürfte man von diesen Jugendstreichen kein großes Aufheben machen.

Leipzig war im Gegensatz zu Wittenberg eine höchst respectable Universität; gleichfalls orthodox, aber nur insofern die rechte Lehre zugleich die schickliche war. In der reichen Kaufmannswelt mußte der Student sich den Sitten fügen; die Professoren waren mit den Patriciern verschwägert, und höchst respectabel; der respectabelste unter ihnen, Burkhard Mencke, der Nachfolger seines Vaters in der Herausgabe der weltberühmten Acta Eruditorum und in der Professur, der große Gönner aller Fortschritte in Sprache und Literatur, als „Philander von der Linde“ selbst galanter Dichter. Günther muß doch noch nicht so zerlumpt ausgesehn haben, wie er humoristisch sich selbst schildert und von andern geschildert wird, denn dieser ansehnliche Herr (er wurde den 27. Apr. 1719 zum viertenmal Rector Magnificus) nahm sich freundlich seiner an und führte ihn in die besten Gesellschaften ein. Daß er seine lustigen Bekanntschaften fortsetzte, sah er ihm nach. Die schlimmste Frage war: wovon sollte der junge Mann leben? Heute gibt man Privatstunden oder schreibt Theaterrecensionen; das erste scheint Günther gethan zu haben, aber es brachte nicht viel ein; zum zweiten gab es damals noch keine Gelegenheit. Zahlende Buchhändler gab es wenig, die einzige Art, sich zu erhalten, war die versificirte Gratulation und Condolation. Davon lebte Gottsched noch als Pro-

Digitized by Google

fessor, davon lebte alle Welt. Und Günther hatte ansehnliche Clienten, seine Arbeiten fanden Beifall, auf den Tod der Frau Consistorialräthin Löscher machte er sogar vier lange Carmina: eins im Namen des ehrwürdigen Gatten, eins für den Sohn u. s. w. — Das Elend ist nur, daß grade Günther, ein echter Dichter, sich durch diese unwürdige Beschäftigung (unwürdig im ästhetischen Sinn) sein bestes Talent verkümmern mußte. Daß er außerdem zu seinem Privatvergnügen Satiren auf wirkliche oder vermeintliche Feinde machte, ebenso geschwätzig, als jene Huldigungen, besserte die Sache nicht. — Mencke hoffte, ihn durch einen großen Wurf aller Noth zu entheben. Ein liederlicher, im Spiel ruinirter Cavalier, Hohendorff, († 1719) hatte 1705 durch ein Lobgedicht auf den Prinzen Eugen sich die bescheidene Summe von ungefähr 50,000 R. erworben; warum sollte es dem viel talentvolleren Günther nicht auch gelingen? Der Friede von Passarowitz war geschlossen, Juli 1718. Mencke munterte seinen Schützling auf, zur Feier dieser Begebenheit den Pegasus zu besteigen. Günther vollzog seine Aufgabe, Mencke, mit dem Gedicht höchlich zufrieden, schickte es nach Wien; aber es trug ihm blos Ruhm und eine kahle Danksagung ein, während Pietsch durch eine ähnliche Arbeit die Professur in Königsberg erwarb.

Ueber das Gedicht (S. 123) urtheilt Gervinus verhältnißmäßig sehr günstig. „Wenn man ästhetisch urtheilen sollte, so würde man aus allen Güntherschen Gedichten, von einigen geistlichen Oden und Studentenliedern abgesehn, nur diese Ode ausheben. Man würde in ihr anerkennen, daß man darin eher unsern Bürger hört, als einen der ältern schlesischen Dichter, daß man darin eine regsame Phantasie Schlachten entwerfen, und also eine poetische Kraft thätig sieht, die so lange geschlummert hatte. Man würde auf die einzelnen Stellen hinweisen, wo diese Phantasie die Scenen des Kriegs und Friedens malt, so keck, daß sie allerdings alles was die Besser und König pinselten, in tiefen Schatten stellt, so keck, daß man kaum die Ungleichheit spürt, wenn in der einen Strophe die Flußnymphen den Frieden feiern und in der andern Nachbar Hans von seinen Thaten schwadronirt. Allein diese guten Eindrücke würde man auch wieder verwischt finden von den ungeheuern Lobhudeleien auf Karl den Sechsten und Eugen, und das Ganze von vielen Unfeinheiten und Roheiten häßlich unterbrochen, obwol es sogar für den Hof berechnet war. Es wäre nur ein mäßiges Interesse, das man aus diesem Gedicht an Günther nähme [Gervinus meint, an Günthers Person]; formell könnte man aber kein zweites von dieser Originalität hinzustellen."

Was die Lobhudeleien betrifft, so darf man nicht vergessen, daß Karl der Sechste der unmittelbare Landesherr von Schlesien war, und daß Günther seine Begeisterung für das Haus Oestreich durchweg, auch noch in den „letzten Gedanken" ausspricht, daß sie ihm also anerzogen war. Die Roheiten würde

Digitized by Google

man hingehn lassen; was aber das Gedicht auf eine tiefere Stufe stellt, ist der gänzliche Mangel an Composition. In Melodie wie in Gemüthstiefe stellen wir Günthers Liebeslieder weit über diesen epischen Versuch — weit auch über die geistlichen Oden und Studentenlieder. Die geistlichen Gedichte haben bei ihm nur dann Interesse, wenn sie ganz subjectiv gehalten sind, d. h. wenn sie aufhören, Gesänge der Gemeinde zu sein.

Nun lieber Gott, du bleibst ja lange,
Ich weiß nicht, was ich denken soll.
Der Zweifel macht die Hoffnung bange,
Ich weine Bett und Bibel voll.
Ach soll denn ich, nur ich allein
Ein Greuel meines Schöpfers sein?
Ich mag mich schicken, drehn und winden,
Es ist mit allem nichts gethan.
Ein Sperling schläft in hohen Linden,
Und findet, wo er füttern kann.
Mich jagt die Mißgunst hin und her,
Und macht mir noch die Armuth schwer u. s. w.

Diese Stimmung färbt auch seine „Satiren" — wozu sonderbarerweise seine Herausgeber alle seine Gratulations- und Condolationscarmina rechnen. Freilich zeichnen sie sich vor andern jener Zeit dadurch aus, daß der Dichter frei mit der Sprache herausgeht, und sie treffen auch mitunter den faulen Fleck; im Ganzen aber verrathen sie mehr Heftigkeit als Kraft.

. . . Dort grunzt das Murmelthier, der falsche Pietist,
Der nur, wie Sodoms Frucht, von Außen kostbar ist! . .
Ists Unrecht, daß man die mit Hasenschrote brennt,
Die, so an Sanftmuth stets dem Meister folgen sollen,
Und doch so ungestüm bei Lastern fromm thun wollen?
Bei Lastern, die ihr Witz in fremde Schmach verhüllt,
Ihr Witz, der vor der Zeit der Wollust Ohr gefüllt,
Jetzt aber seinen Rest, den die nicht gar verschwendet,
Nach Pharisäer Art aufs Ketzermachen wendet u. s. w.

Daß seine Satire durchweg Ausfluß subjectiver Stimmung ist — bei seiner Lage und der Unstetigkeit seiner Existenz erklärt sich die oft wiederholte Klage hinlänglich — sagt er selbst S. 477. Er schildert seine Zweifel an Gottes Güte, der ihn doch immer im Stich lasse:

So ängstlich, werther Freund! schreit oft mein Widerwillen,
Wenn Schatten, Stern und Schlaf, Welt, Luft und Auge füllen,
Und wenn die Einsamkeit der kummervollen Nacht
Den Zustand meiner Noth im Finstern klarer macht.
Da setzet sich mein Geist im Umsehn keine Schranken,
Da sinnt er hin und her, da spielt er mit Gedanken,

Digitized by Google

Da seh' ich selbst in mir die Händel dieser Welt,
Den bösen Lauf der Zeit im Spiegel vorgestellt;
Da sind ich nichts als List, und weder Treu noch Glauben u. s. w.

Das ist nicht die Sprache eines Reformators, es ist nur die Projection des mit sich selbst entzweiten Innern in die Außenwelt, wo es freilich an Farben und Linien, diese Visionen auszufüllen, nicht im mindesten fehlt. Noch ausführlicher spricht er sich S. 412—414 aus, wo er auch mit seinen Krankheitsgeschichten und seiner Todesahnung beginnt.

— Dies aber, daß ich noch die Feder mühsam führe,
Geschieht nur mir zu gut, dieweil ich wirklich spüre,
Es mindre sich der Schmerz, sobald die Cither klingt . . .
. . . Der Schmerz wird leicht betrogen,
So oft der müde Geist zu eifrig nachgedacht,
Und Schwäch' und Mattigkeit das Holz zu Federn macht;
Ja, was mich oft ergötzt, so helfen nur die Träume
Zu dem den ganzen Tag umsonst gesuchten Reime.
Solch Mitleid hat mit mir ein Schatten oder Geist.

Dann fällt ihm ein, bei einem Blick auf die Sonne, daß es ihr geht wie ihm: („das Gleichniß thut mir weh!")

Sie, die den Erdkreis stets mit Wärm' und Wachsthum trifft,
Bekommt doch nichts davon, als Dünste voller Gift.
Ich, dessen Trost und Rath vor diesem viel beschienen,
Getrau mich nicht einmal des Klagens zu erkühnen.
So spiel' ich halb verrückt mit Bildern, Noth und Schmerz;
Erholt sich die Vernunft, so fühl' ich noch ein Herz,
An welchem Trieb und Zucht, Exempel, Lehr und Fassen
Noch manche Freiheitsspur der Weisheit übrig lassen.
Denn hängt der Himmel gleich nicht immer Geigen voll,
So find' ich gleichwol Ruh, wo Jeder suchen soll,
Ich mein', in eigner Brust: da lern' ich im Betrachten
Viel, was die Welt erhebt, gering und schändlich achten,
Und will es, was sie schilt, ganz gut und anders sehn:
Das Fernglas darf ich auch nicht erst gen Himmel drehn,
Ich bin der Erde nah, hier leben große Wunder,
Die größten in mir selbst: die Seele, die den Zunder
Zu Mehrung ihres Heils blos in sich selbst ernährt,
Wie sehr sich ihr Verstand ermuntert und verklärt,
Begreifet, nimmt und theilt, verbindet, unterscheidet,
Zu diesem Hang verspürt, zu jenem Ekel leidet,
Und niemals feiern kann. Da dring ich ganz genau
Auf Ursach und Beweis. U. s. w.

Wahrscheinlich gehört dies Gedicht bereits einer spätern Zeit an, wo ernstere Schicksale ihm den Ernst des Lebens näher gerückt hatten. Denn bald

Digitized by Google

nahm, freilich durch seine Schuld, durch die Schuld seiner Charakterschwäche, sein Leben eine schlimme Wendung.

In Dresden wurde im Frühling 1719 „ein Mensch" gesucht, „der bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofs etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen geschickt wäre." Besser, der Oberceremonienmeister, war alt geworden; man wandte sich an Mencke, der in solchen Dingen Rath schaffen mußte. Günther wurde eilig aufgefordert, ein Lobgedicht auf den König von Polen zu verfertigen (S. 709) — das wenig Talent verräth, die Stelle sittig auszufüllen — und im Anfang des Sommers nach Dresden geschickt, um sich persönlich vorzustellen. Leider hatte er das Unglück, bei der Audienz schwer betrunken zu sein und deshalb mit Schimpf und Schande entfernt zu werden. Es heißt, daß eine Intrigue daran schuld war, er hatte sich mit seinen Satiren viel Feinde gemacht, auch mochte König, Bessers Günstling, der noch dazu von einer mächtigen Person, der Opernsängerin Jungfer Schwarz beschützt wurde und gleich darauf das veredelte Amt eines Pritschenmeisters erhielt — römischer Heroldsrock statt der Schellenkappe — den Concurrenten nicht gern sehn.

In dieser Zeit erfuhr er, daß seine Leonore Wittwe sei; die alte Liebe regte sich wieder, und er reiste den 2. Sept. 1719 nach seiner Heimath ab. Sein Vater, den er in Striegau zuerst aufsuchte, ließ ihn nicht vor, dagegen fand er die alte Geliebte in der Nähe von Schweidnitz wieder, und verlebte mit ihr glückliche Stunden.

Die Regung ist zu scharf, ich muß dich stumm umfangen,
Ein Blick, ein Druck, ein Kuß vertritt der Zunge Pflicht.
Ihr Jahre, die ihr spät und unter Noth vergangen,
Verzeiht mir jeden Fluch! ich klag' euch weiter nicht.

Er faßte jetzt ernsthafte Vorsätze, seinem Leben einen Halt zu verschaffen. In der Absicht, das Studium der Medicin wieder aufzunehmen, kam er Mitte October nach Breslau, wo er von einer Menge alter Universitätsfreunde freudig empfangen und in die schwelgerischen Kreise des reichen schlesischen Adels aufgenommen wurde. Seine besondere Gönnerin war die „Sappho Schlesiens", Frau Marianne v. Breßler. Die Medicin blieb bald wieder liegen, Herr v. Breßler hatte einmal den Einfall, ihn bei einem Grafen Schafgotsch als Informator unterzubringen, aber die dresdner Scene wiederholte sich, und selbst Marianne sah sich, wenn auch mit Betrübniß, veranlaßt, den Dichter als unbequem zu entfernen.

Von Breslau ging er Febr. 1720 nach Lauban, um dort ärztliche Praxis zu treiben. Es wurde nichts daraus, er verfiel in Krankheit und schweres Elend. In seiner Hoffnungslosigkeit schickte er Leonore einen Scheidebrief (S. 322).

Digitized by Google

— Nimm also, liebstes Kind! dein Herz
— O schweres Wort! — zurücke,
Und kehre dich an keinen Schmerz,
Womit ichs wiederschicke.
Es ist zu edel und zu treu,
Als daß es mein Gefährte sei,
Und wegen fremder Plage
Sein eigen Heil verschlage.
Du kannst dir durch dies theure Pfand
Was Köstlichers erwerben,
Mir mehrt es nur den Jammerstand,
Und läßt mich schwerer sterben;
Denn weil du mich so zärtlich liebst,
Und alles vor mein Wohlsein gibst,
So fühl' ich halbe Leiche
Auch zweifach scharfe Streiche.

... So brich nur Bild und Ring entzwei,
Und laß die Briefe lodern;
Ich gebe dich dem Ersten frei,
Und habe nichts zu fodern.

Noch einmal nahmen sich die Freunde seiner an; er wurde in Lauban losgemacht, und ging, nachdem er es wieder umsonst bei seinem Vater versucht, Herbst 1720 nach Kreuzberg. Ein neuer Gönner, Herr von Nimptsch auf Bischdorf, suchte durch eine Heirath seinem Leben einen Halt zu verleihn: durch seine Vermittelung verlobte sich eine Pfarrerstochter, Phyllis, die sich erst spröde gezeigt, 2. April 1721 mit dem Dichter; der Verlobungsring, den er ihr schenkte, war mit einem Todtenkopf geziert. (S. 281.)

Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen,
Es träget unser künftig Bild,
Vor dem nur die allein erbleichen,
Bei denen die Vernunft nichts gilt.
Wie schickt sich aber Eis und Flammen?
Wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen? —
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stärke,
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn.

Man hatte ihm die Bedingung gestellt, sich mit seinem Vater auszusöhnen; als ihm das mißlang, zerschlug sich auch die Verlobung, und er irrte nun unstät umher, in Jauer, Liegnitz (August 1721), auf den Gütern der benachbarten Edelleute, in Landshut (Sommer 1722). Man empfahl ihm, sich durch ein Lobgedicht (S. 137) den Grafen Sporck zu verpflichten; auch dieses brachte ihm nur eine karge Gabe ein. Fünfmal war er nach Striegau gepilgert (das letzte Mal im Spätherbst 1722), der Vater hatte ihm stets die Thür verschlossen; noch einmal versuchte er es, ihn durch ein langes Gedicht zu rühren (S. 855). Das Gedicht wird noch heute seine Wirkung nicht verfehlen, hauptsächlich weil der Sohn, bei aller Ehrfurcht und Hingebung, doch nie gemein wird, sondern in der Hauptsache stolz bei seiner Ueberzeugung stehn bleibt. Es ist eine an sich nicht unedle Natur. „Was ich dann und wann versehn, ist die Hitze junger Jahre." — Zuerst erinnert er den Vater an frühere gute Stunden.

O wie mancher Abendstern sah mich unter deinen Lehren!
Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren,
Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnsucht hing,
Und der Nachdruck beider Sprachen lustig ins Gedächtniß ging u. s. w.

Digitized by Google

Dann sucht er die Angriffe seiner Feinde abzuwehren, z. B., daß er kein Christ sei; wenn auch sehr gelinde, wagt er es doch, den Vater vor pietistischen Grübeleien zu warnen.

Dies gesteh' ich ohne Furcht, daß ich manch verwirrt Geschwätze,
Das in Glaubenssachen schwärmt, vor geringe Possen schätze ...
Hebe dein betrübtes Haupt, und ermuntre das Gesichte,
Und vertiefe dich nur nicht in die heimlichen Gerichte,
Die der Rath der heilgen Wächter täglich zu bewundern gibt,
Sondern laß es dir gefallen, weil Gott auch in Schlägen liebt.

In Beziehung auf seine Kunst hebt er stolz das Haupt.

Ich empfand schon als ein Kind ihren Trieb im Herzen brennen.
Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt,
Schenk' ich ihr auch noch die Liebe, die anjetzt Vernunft regiert.
Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,
Hat man freilich den Parnaß vor ein Grillennest zu achten.
Hochzeitreime, Todtenflüche und ein buntes Quodlibet
Nebst erfrornen Buhlerflammen u. s. w.
Dichter, sind sie, was sie sind, müssen feuerreiche Gaben,
Witz, Verstand, Gelehrsamkeit, Tugend und Erfahrung haben,
Und die Menschen, deren Augen die entblößte Wahrheit fliehn,
Durch die Weisheit in den Bildern nur mit Lust zum Guten ziehn ...
Alles Schadens ungeachtet, den dadurch mein Leib bekommen,
Hab ich, ohne Ruhm gesagt, an Erfahrung zugenommen:
Soviel Kreuze, soviel Schulen, die mich wahrlich mehr gelehrt,
Als man im Pedantenstaube von den Maulgelehrten hört ...
Jetzo bet' ich Tag für Tag bei so überhäufter Plage:
Nimm mich doch, mein Gott! nicht weg in der Hälfte meiner Tage!

Nun wendet er sich an das Herz des Vaters.

Scheint dir auch die Art und Weise meines Lebens wunderlich,
Ach dem ist bald abgeholfen! und womit? — versöhne dich!
Denke, was der Unmuth thut, wenn uns Freund' und Feinde kränken,
Wenn man krank und in der Fremde bei Verfolgung und Verdruß
Wegen Andrer Groll und Zwietracht alles Unrecht leiden muß;
Wenn uns innerliche Reue, äußerlicher Mangel dränget;
Wenn sich Anverwandter Haß unter unsre Feinde menget ...
Da verliert sich die Geduld, da vergißt man sich und alles,
Läßt es durch einander gehn, strauchelt oft aus Furcht des Falles.
Man getraut sich nichts zu wagen, man verfällt von Zeit zu Zeit,
Und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit.
O wie oft hat Fleisch und Blut durch ein ungeduldig Schmollen,
Weil kein Retter kommen will, die Verzweiflung rufen wollen! ...
Dadurch fällt mein zeitlich Wohl und das Heil des ganzen Lebens,
Alles, was ich denk' und thu', wird durch deinen Zorn vergebens ...
Vater, denkt denn deine Liebe gar an keine Wiederkehr?
Ach ich bitte deinetwegen, mach uns nicht das Sterben schwer!

Digitized by Google

Die Antwort des liebenswürdigen Vaters bestand darin, daß er ihm bei seinem Fluch verbot, je wieder sein Haus zu betreten. Unter solchen Umständen wird man sich nicht wundern, wenn man Stimmungen begegnet, wie die folgende (S. 704).

Ich höre, großer Gott! den Donner deiner Stimme.
Du höreſt mich nicht mehr, ich ſoll von deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer ſein.
Ich ſoll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein.
Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade,
Ich will nicht, daß dein Herz mich dieſer Straf' entlade.
Du biſt kein Vater mehr, als Richter bitt' ich dich —
Vergiß vorher dein Kind, nachher verſtoße mich!

Es iſt doch Race in dieſer Verzweiflung! — Man leſe noch folgendes Gedicht (S. 204). Der Dichter ſieht im Traume ein krankes Frauenbild, von wilden Nachtgeſtalten gequält, gehetzt, athemlos niederſtürzen:

Die Gegend vor dem Trauerſpiele
Wies in der Näh' ein luſtig Feld:
Auf dieſem lacht' und ſcherzten viele,
Wie wenn man etwa Hochzeit hält.
Es waren Freund und Anverwandten,
Die unſrer Aermſten Noth wol kannten;
Sie rief, ſie ſchrie, ſie weint' und bat,
Und ſtreckte die zerfleiſchten Armen.
Nicht einer war, der aus Erbarmen
Nur wenig Schritte näher trat.

Drauf ächzte ſie zum letzten Male:
Ach Himmel! hilf mir aus der Noth!
Er that es mit dem ſchärfſten Strahle,
Sein Mitleid war ihr ſchneller Tod.
Die Feinde ſchleppten ihre Leiche
Durch Wege, Sand, Moraſt und Sträuche,
Ihr Grabmal war ein wüſter Ort.
Mein Aug' erſchrak vor ſolchem Grimme,
Und wachte gleich von dieſer Stimme:
So ſchickt man deine Jugend fort!

Krank, innerlich gebrochen, kam er Mitte December 1722 in Jena an. Aus dieſer Zeit ſind noch einige ſeiner zarteſten Lieder. Endlich ſieht er den Tod kommen, und dichtet ſeine „letzten Gedanken“ (S. 837).

. . . Freilich iſt's ein harter Stoß und ein Kelch voll Myrrh' und Gallen,
Wenn ein junger Baum verdorrt und die erſten Blüthen fallen.
Freilich braucht es tapfre Füße, ſonder Gram dahin zu gehn,
Wo die Träger unſrer warten und die Bahren fertig ſtehn!
Doch da Schickung und Gewalt Keinem etwas Neues machen,
Und das alte muß! erklingt, nehm' ich unter Scherz und Lachen
Meinen Abſchied von der Erde, wie ein Gaſt bei ſpäter Zeit
Luſtig von dem Schmauſe wandert, und noch manchen Jauchzer ſchreit . . .
Mein Gehorſam opfert dir, dir mein Vater! dieſe Lieder;
Ja er wirft ſich jetzo ſelbſt zwiſchen Lieb' und Ehrfurcht nieder,
Und erkennt die treuen Sorgen, und erwägt den treuen Fleiß,
Weil er, wo dir die nichts trugen, ſonſt mit nichts zu lohnen weiß.
Arme Mutter! die du jetzt mein entferntes Grab bethräneſt,
Und vielleicht den kranken Leib auch ſchon an die Bahre lehneſt,

Digitized by Google

Nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht,
Weil die Wehmuth des Gemüthes Reim und Kiel zu Schanden macht.

Diese Gesinnung, einem solchen Vater gegenüber, ist doch wol das Zeichen eines nicht ganz verwahrlosten Herzens! Noch nach seinem Tode sprach der Vater hart und böse über ihn. — Dann wendet sich Günther an die alten Schulgesellen; er verlangt von ihnen die Anerkennung, daß er „sonder Eigennutz und Blendwerk aller Wahrheit nachgestrebt".

Sollte einer unter euch um mein Grabmal Kräuter lesen,
O so wünsch' er mir dabei ein geruhiges Verwesen,
Und erinnre seinen Nachbar, hier schlief unser Bruder ein,
Der uns oftenmals ermahnte: Brüder laßt uns lustig sein! . . .
Allerliebstes Vaterland! Günther wird nicht wiederkommen,
Da ihn nun ein fremdes Grab aller Noth und Last entnommen,
Dank ich deinen schönen Grenzen vor das erst gegebne Licht,
Das sich allgemach verzehret, und mir schon das Auge bricht.
Jetzo werd' ich dort nicht mehr die vergnügten Saiten stimmen,
Noch in Philindrenens Schoos den erhitzten Nacken krümmen . . .
Etwas drückt mir noch das Herz, daß ich jetzo doch nicht wüßte,
Daß die Liebe, wenn sie trennt, gar zu heftig plagen müßte.
Komm, du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh
Komm und drücke, schönste Seele! mir nur noch die Augen zu . . .
Brich nur jetzt den Hoffnungsstab, reiß den Myrthenkranz in Stücke,
Halt den zugesagten Ring und beweine das Geschicke,
Und gedenk an deinen Dichter, der dich mit Gefahr geliebt,
Und dir jetzt die kalten Thränen, den betrübten Brautschmuck giebt . . .
Seele, fort! du hast nun Zeit, deinen Frieden zu bedenken.
Aber welch ein Zweifelmuth mehrt dein innerliches Kränken?
Wirst du durch dies Ganze wandern? bist du etwas oder nichts?
Oder ein getrennter Funke von dem Wesen jenes Lichts?
Laß den Kummer! er bethört; geh am sichersten und glaube
Deines Wesens Ewigkeit. Mach' es wie die Turteltaube,
Fleuch vor Angst und Sturm und Wetter aufs Gebirge Golgatha,
Fleuch und suche sichre Ritzen, denn der Räuber ist dir nah.
Du gekreuzigte Geduld, die du leidest und doch schweigest,
Und so viel du Grausamkeit, auch Erbarmungszeichen zeigest . . .
Ich ergreife dein Verdienst, ich vertraue deinen Wunden,
Hat doch auch des Schächers Herz Ruh in dieser Freistadt funden . . .
Lebe wohl, bethörte Welt! leb'! ich wünsche dirs zum Possen . . .
Hat sich etwa noch dein Zorn nicht genug an mir gerochen,
O so sättige dein Maul mit den abgefleischten Knochen!
Dieses Spiel mit meinem Körper gönn' ich dir zur Dankbarkeit,
Weil du mich durch so viel Stöße einmal aller Last befreit.

Auch gegen diese Art wilden Humors spricht sich Gervinus sehr strenge aus. — In den geistlichen Liedern jener Zeit herrscht freilich eine einheitlichere

Digitized by Google

Stimmung: die Seele wäſcht ſich in Jeſu Wunden rein, und mit dieſer conventionellen Verklärung iſt alles gut. — Aber dieſe Poeten glauben auch nicht an das Leben; Günther glaubte daran, und ſprach daher aufrichtig, wenn auch nicht ganz orthodox. — Er ſtarb den 15. März 1723. Noch in demſelben Jahr erſchien der erſte Band ſeiner geſammelten Gedichte; die folgenden 3 Bände 1724—1735. Ein gewiſſer Steinbach, Verfaſſer eines Wörterbuchs und leidenſchaftlicher Feind Gottſcheds, gab 1738 eine Biographie des Dichters heraus; vielleicht iſt dies der Grund, daß Günther in Gottſcheds „Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie“ von Schwabe ziemlich nachtheilig beſprochen wurde. — Um ſeinen poetiſchen Werth richtig zu ſchätzen, muß man ihn neben die einzigen Dichter jener Zeit ſtellen, von denen die Rede ſein kann — Brockes und Haller. — An Fülle und Innigkeit der Empfindung iſt er ihnen unendlich überlegen — man ſtelle nur ſeine Liebesgedichte neben Hallers „Doris“ und „Marianne“, beiläufig den einzigen Liedern jener Zeit, die einen Vergleich mit den ſeinigen aushalten. Ebenſo in Melodie und Tonfall. Brockes iſt zwar reicher an Erfindung, aber ſeine Melodien ſind erſt mit dem Finger geklopft, zu beſtimmten Zwecken erfunden. — Haller hat in den mehr didaktiſchen Gedichten den großen Vorzug ernſten Denkens und ſorgfältiger Ausarbeitung der Sprache; bei Günther iſt alles Improviſation, und die Verſe laufen mitunter in proſaiſcher Geſchwätzigkeit. Auch Brockes iſt feiner in den Ausdrücken; aber er iſt in der Anſchauung wie in dem leitenden Zug ſeiner Gedanken und Betrachtungen eine ganz proſaiſche Natur — nur ein Paar Stellen in ſeinem „irdiſchen Vergnügen“, namentlich der Anfang, können den Leſer darin irre machen: aber das ſind durchweg Nachbildungen. — Man hat Günther getadelt, daß er ſeine poetiſchen Muſter ſo ſchlecht wählte, und daß ſein Geſchmack ſo wenig ausgebildet war. Den Fehler theilt er mit allen ſeinen Zeitgenoſſen, nicht blos mit Neukirch, ſondern auch mit Brockes und Haller. Sie alle dichteten zuerſt in der Lohenſteiniſchen Manier und ſuchten dann, als die Stimmung ſich änderte, einen natürlichern Ton: glücklich genug, wenn ſie nicht in das entgegengeſetzte Extrem von Chriſtian Weiſe, Canitz u. ſ. w. verfielen. Davor bewahrte Günther ſeine tiefere Natur.

Ein Fortſchritt iſt in ſeiner Entwicklung unverkennbar; ob dieſer bei längerem und glücklicherem Leben weiter hätte führen können, iſt ſchwer zu ſagen, da ſeine beiden Grundfehler — die zu leichte Arbeit und der Mangel an Anſchauung ins Große — nicht leicht zu beſeitigen waren. J. S.

Digitized by Google

Deutsche Erntegebräuche.

Wieder einmal ist die Ernte im Gange. Rüstigen Schrittes steigt sie von der Ebene nach dem Gebirge hinauf. Auf den Aeckern schneiden Sichel und Sense den gelben Roggen und bald auch den röthlichen Weizen und die borstige Gerste, schichtet der Garbenbinder Mandeln und Feime, geht zur Nachlese über die Stoppeln mit den Vögeln des Himmels die Schaar der Dorfarmen, die nicht säete und doch ernährt wird. Auf den Gemüsebeeten umkränzen Erbse und Bohne ihre Ranken mit Schotenbündeln, setzt Kohl und Kraut seinen grünen Federbusch auf, schwillt in ihrem Furchenbett die Knolle der Hackfrucht, während daneben zur Freude der Hausfrauen Flachsbreiten im Winde ihre blauen Wellen schlagen, und im Obstgarten am früchteschweren Zweig Apfel und Pflaume reifen und die Wangen der Pfirsiche sich röthen.

Der Segen kam wie vor Alters von oben. Im übrigen erntete jeder wie er gepflügt und gedüngt, gejätet und gegossen hatte. Der Landwirth mit modernen Grundsätzen, mit Liebig und Stöckhardt auf seinem Bücherfims, mit Drains und Berieselungsgräben, Knochenmehl und Guano auf seinem Lande, fuhr außer dem Segen des Himmels auch den Segen der Wissenschaft in seine Scheunen. Der Bauer alten Glaubens fand nur, was seine Väter fanden, wenn sie fleißige Pflüger und Pfleger von Feld und Garten waren und dabei die Bräuche nicht vernachlässigten, mit denen das Herkommen ihnen das Gedeihen ihrer Saat zu fördern gebot.

Auch der Altgläubige hatte seine Wissenschaft bei der Bereitung seines Ackers. Er wußte, daß zur Aussaat des Getreides gewisse Tage gewählt, andere vermieden werden müssen. Er säete, wenn es irgend möglich war, seinen Roggen am Gründonnerstag, seine Gerste am Tage Urban. Er hütete sich, großväterlicher Regeln eingedenk, solche Arbeit an Galli oder Michaelis vorzunehmen, und nicht leicht hätte man ihn vermocht, an den Tagen Tiburtius oder Olympia Dünger auf sein Feld zu fahren, nicht leicht, im Krebs oder Steinbock Rüben, Kohl oder sonst ein Gemüse zu pflanzen. Zu Säetüchern nahm er Leinwand, welche ein Mädchen unter sieben Jahren gesponnen. Beim Säen selbst streute er mit den ersten drei Schritten drei Handvoll im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes aus, damit die Dreifaltigkeit zu besonderer Obacht auf seinen Acker verpflichtend.

Glückbringende Saatzeiten für den Lein erschienen dem altgläubigen Ostpreußen im zweiten Juni, dem Märker im Tage Mariä Bekleidung, Andern im Gründonnerstag; im Mai gesäet gibt sein Flachs schlechte Leinwand. Um den Flachs recht lang werden zu lassen, ließ der Schlesier, der auf alte Satzung

Digitized by Google

hielt, seine Hauswirthin in der Fastnacht beim Tanz im Kretscham recht hoch springen, der Ostpreuße die älteste Jungfer in seinem Gehöft am Lichtmeßtage rückwärts vom Tische hüpfen, der Mecklenburger beim Säen eine Harke in das Feld stecken, damit der Flachs sich daran ein Beispiel nehme und auch so hoch zu werden strebe. Andere Mittel zu diesem Zwecke wendete der Thüringer an, indem er beim Säen ungewöhnlich große Schritte machte, auf dem besäeten Felde frische Eier aß und an die beiden Enden desselben Hollunderbüsche steckte. Eine reiche Kornernte sicherte sich der altgläubige Bauer der Wetterau, indem er drei Kornähren an den Spiegel steckte und dazu die drei heiligen Namen aussprach. Vor Wetterschaden bewahrte man die Saat hier durch Kohlen vom Osterfeuer, dort durch blühende Zweige von Erlen, Pappeln oder Weiden, die am Palmsonntage in der Kirche geweiht worden.

Mit ähnlichem Zauber düngten und pflegten die Altgläubigen ihre Gemüsebeete und ihren Obstgarten. Nach althergebrachter Sitte steckten sie ihre Bohnen am Tage Christian, damit sie nicht erfrieren, und in ungrader Zahl, damit sie reichlich tragen möchten, ihre Erbsen an einem Mittwoch oder Sonnabend, weil sie sonst leicht von den Vögeln weggeholt werden könnten, ihre Kürbisse am Abend vor Himmelfahrt, da sie dann besonders groß werden sollten, ihre Gurken aus gleichem Grunde am Walpurgisabend. Ihren Kohl pflanzten sie, damit er gedeihe, am Gründonnerstag, als es in die Kirche läutete, und hackten ihn sorgsam an drei auf einander folgenden Freitagen. Ihr Buchweizen wurde, daß er nicht zu lange blühe, beim abnehmenden Mond gesäet. In Betreff der Kartoffeln wurde die Regel beobachtet, sie nicht im Zeichen des Steinbocks und stets bei „weichem", d. h. südlichem oder westlichem Winde zu legen, da sie bei Mißachtung jener Vorschrift hart werden, bei Beachtung dieser gut bersten sollten. Junge, zum erstenmal tragende Bäume machte man fruchtbar, indem man ihre Früchte von einem Kinde unter sieben Jahren abpflücken ließ, oder sie in einen recht großen Sack brach und einige davon verschonte. Ein ebenfalls probates Mittel zu diesem Zwecke war, den Hofhund, wenn er starb, unter dem Baume zu verscharren. Wurden die ersten Früchte gestohlen, so wußte man, daß von dem Baume sieben Jahre lang keine Früchte zu erwarten waren.

So verging die Zeit der Pflege von Feld und Garten. Mancherlei andere Regeln, oft sinnreich, bisweilen sinnlos, hatte der Altgläubige noch zu beobachten; denn groß ist in den Kreisen, wo die Rockenphilosophie der guten alten Zeit noch das Regiment führt, das Kapitel von dem, was man darf und nicht darf. Er hat sie befolgt, treu und sorgfältig, wie es ihm gelehrt worden, wenn auch nicht mit dem vollen Glauben wie seine Väter. Der gewissenhaft angewandte Zauber hat seine Wirkung gethan, die gewissenhafte Arbeit mit Pflug und Hacke noch bessere, Sonne und Regen, je nach des

Digitized by Google

Jahres Art, die beste. Die Ernte ist da mit ihren Mühen und Freuden. Die Sense blinkt, die Schwaden fallen, und die Knechte rüsten in den Höfen die Wagen, um die Garben einzuholen. Versetzen wir uns in einige der deutschen Landschaften, um zuzusehen, wie unsere Bauern ihre Ernte halten. Vieles, was einst Gebrauch war, ist selbst in entlegnen Gegenden verschwunden. Die Erntefeuer, die im Bergischen und ebenso in Franken flammten, und in die man noch im vorigen Jahrhundert wie in der Heidenzeit ein Opfer an Getreidekörnern oder ganzen Garben warf, sind erloschen; Anderes ist von der Kirche oder der Polizei theils mit Recht, theils mit Unrecht als thörichter Unfug verboten oder von dem Volke freiwillig aufgegeben worden; die stattlichen Aufzüge der alten Zeit, wo man die Ernte gemeinsam einholte, haben mit dem Aufhören der Dreifelderwirthschaft, welches die Tage der Ernte aus einem Dorffeste in ein Familienfest verwandeln mußte, ein Ende genommen. Indeß ist noch mancherlei erhalten, was Stoff zu einem hübschen Bilde gibt und zugleich die große Uebereinstimmung der Volkssitten durch ganz Deutschland zeigt.

Dahin gehört zunächst der Gebrauch, auf die letzte Garbe ein besonderes Gewicht zu legen, der, auf ein altes Opfer hinweisend, von den Bergen Tirols bis zu den heckumschlossenen Feldern der schleswig-holsteinischen Geestlande angetroffen wird. Weit verbreitet ist ferner die Sitte, beim Einfahren des Getreides die Fuder mit grünen Büschen zu bestecken. Dann spielt bei den Erntefesten der Hahn eine große Rolle. Endlich sind Erntеschmäuse mit besonderen Gerichten und alterthümliche Erntetänze noch allgemein im Schwange.

Ein schöner Gebrauch ist in den tiroler Dörfern Alpach und Wildschönau das „Brauteinläuten". Das Getreide muß hier des Bodens wegen von den Mannsleuten auf der Schulter vom Acker in die Scheuer getragen werden. Wen es dabei trifft, die letzte Garbe heimzubringen, der hat, wie das Volk sagt, „die Braut gekriegt," und wie man einen Brautzug mit Sang und Klang heimführt, so wird auch dem Bräutigam, der die Roggen- oder Waizenbraut erworben, möglichste Ehre angethan. Wer irgend im Gehöft abkommen kann, geht ihm mit Kuhglocken und Almschellen entgegen. Eine der Frauen bringt ihm auf einem Teller Branntwein, Butterbrot und Honig zur Erquickung. Dann geht der Zug unter beständigem Geläut heimwärts, und wenn man in die Nähe des Hauses gelangt, mischt auch die Essenglocke auf dem Dach ihr Willkommen in das Gebimmel und Geklingel.

Hoch oben im Norden, in Angeln jenseits der Schlei, hält man es beinahe ganz so wie dort an der Grenze Italiens. Die Festlichkeit wird hier „Arnebeer", Erntebier, genannt. Die letzten Halme, die von den Schnittern gemäht worden sind, werden dabei zur Gestalt einer Puppe, die „Fock"

Digitized by Google

oder „Fuke“ heißt, verbunden und in Procession nach dem Hofe gebracht, wo der Besitzer den Zug empfängt, von dem Tagelöhner, der den letzten Sensenhieb gethan hat und die Fuke trägt, einen gereimten Glückwunsch entgegennimmt und schließlich die ganze Gesellschaft im Milchkeller bewirthet, worauf ein Ball folgt.

In den weiten Strichen zwischen den beiden genannten Ländern treffen wir mehr oder minder ähnliche Sitten. Beginnen wir mit den schwäbischen Erntegebräuchen. Hier begegnet uns in der Gegend von Gmünd ein eignes Gemisch von Christenthum und Nachklängen heidnischer Anschauungen. Ehe man in den dortigen Dörfern die Winterfrucht schneidet, kniet der Bauer mit seinen Schnittern auf freiem Felde nieder und betet fünf Vaterunser und einen Glauben. Auf dem letzten Acker aber läßt man einige Halme stehen, die vorher schon bezeichnet und umkreist worden sind. In diese Aehren steckt man eine Maie, d. h. eine kleine Pappel oder Birke, an welche die Halme mit bunten Bändern befestigt werden, dann knien wieder alle Arbeiter nieder, um wie zu Anfang zu beten. In einigen Orten bleibt die Maie mit ihrer Garbe auf dem Felde stehn, anderswo schmückt sie den letzten Erntewagen. Derselbe Gebrauch herrschte bis auf die jüngste Zeit in der Gegend von Ulm und in Hohenstaufen, wo die geschmückte Maie mit ihrer Garbe der „Mockel“ heißt. Wieder anderwärts hat sich die Sitte anders gestaltet. In der Nachbarschaft von Tübingen, in Derendingen, Weilheim und Bühl, spricht einer, bevor sich die Sicheln zum Schnitt in Bewegung setzen: „Im Gottes Namen angefangen!“ oder auch: „Walte Gott der Allmächtige, angefangen!“ wodurch man sich vor Unfällen beim Hauen zu sichern meint. Auch grüßen Vorübergehende die Schnitter nicht mit dem sonst üblichen „Grüß Gott!“, sondern mit „Helf Gott!“ und die Antwort lautet „Groß Dank!“ Wer in Berkheim bei Eßlingen den letzten Schnitt thut, heißt der Mockel, und zwar nach der Getreideart Gerstenmockel, Hafermockel u. s. w. Bei der „Sichelhenke“, d. i. dem Erntеschmause bekommt derselbe einen Strauß von Blumen und Aehren, welche letzteren bisweilen vergoldet sind, und einen Schoppen mehr als die Uebrigen. Indeß wird er auch geneckt und ausgelacht, weshalb niemand gern Mockel werden mag. Aehnlich verfährt man in Lorch, in Nellingen und fast überall auf den Fildern. In andern Ortschaften dagegen kommt nur noch der Gebrauch vor, den letzten Erntewagen mit Laub und Blumen zu schmücken.

Ist alles Korn eingefahren, so gibt der Bauer seinen Leuten den Erntеschmaus, der in den meisten Dörfern „Sichelhenke“, in Leutkirch „Schnitthahn“, in Schwäbisch-Hall und dessen Umgebung „Niederfallet“ heißt. Man pflegt dann Brotkuchen, die mit Rahm bestrichen sind, die sogenannten „Beete“ oder „Beetle“ zu backen, zweierlei Fleisch zu kochen und den Arbeitern Wein und Bier zu geben; auch ist Nachmittags im Wirthshaus Tanz und Musik.

In Heubach lieſt man die größten Aehren aus und ſtellt ſie während des Schmauſes in einem Glaſe auf den Tiſch. Man zählt dann wol die Körner einer Aehre und hebt ſie bis zur nächſten Ernte auf. In Tettnang verband ſich mit der Sichelhenke früher ein Hahnenſchlagen. In Kiebingen und Bühl, wo man die Sichelhenke zu Bartholomäi — am 24. Auguſt — hält, kommen zu dem Schmaus noch andere Luſtbarkeiten, namentlich Hammel-, Hut- oder Hahnentänze hinzu. Die Theilnehmer bringen durch Looſe ſo viel Geld zuſammen, daß ſie einen Hammel, Hahn oder Hut kaufen können, der dann zunächſt in feierlichem Zuge durch den Ort geführt wird. In Kiebingen, Bühl und Ellwangen iſt es in der Regel ein Hammel. Das Austanzen findet im Freien ſtatt. Der Gewinn wird auf verſchiedene Weiſe erlangt. Gewöhnlich wird ein Piſtol geladen oder ein Feuerteufel (Schwärmer, Sprühkätzchen) gemacht, dann ein langer Streifen Schwamm angezündet und an das Pulver gelegt. Darauf darf jeder mit ſeinem Mädchen einmal im Kreis herumtanzen, wobei er entweder einen Säbel oder einen mit Zweigen und Blumen geſchmückten Stock in der Hand hält, den er nach Beendigung der Tour ſeinem Nachfolger übergeben muß. So geht es der Reihe nach um, und wer beim Losknallen des Piſtols oder Feuerteufels grade im Tanzen iſt, hat den Preis gewonnen. Anders wo, z. B. in Derendingen, zündet man eine Talgkerze an, in welche in einer gewiſſen Entfernung vom Lichte ein Geldſtück geſteckt wird. Bei wem die Kerze ſo weit abgebrannt iſt, daß das Geldſtück herausfällt, der hat gewonnen. Bei den Hahnentänzen wird wieder anders verfahren. Burſchen und Mädchen tanzen auf einer Wieſe um eine Säule herum, auf welcher oben in einem Käfig ein Hahn ſteht. Jedes Mädchen hat zu verſuchen, ohne Unterbrechung des Tanzes ihren Burſchen ſo hoch zu heben, daß er im Stande iſt, den Käfig zu ergreifen. Welchem Paare das gelingt, das hat den Preis gewonnen. Anderswo wieder hat das Mädchen den Burſchen ſo hoch zu heben, daß er mit dem Kopfe ein auf der Säule ſtehendes Glas Waſſer umſtoßen kann. Jedes Paar dreht ſich einmal um die Säule herum, und das wird ſo lange wiederholt, bis eines den Preis erreicht. Beſonders häufig trifft man dieſen Gebrauch noch in Oberſchwaben, z. B. in der Nachbarſchaft von Wangen und Leutkirch an.

Ein beſonderer, bisweilen noch bei ſchwäbiſchen Ernteſeſten aufgeführter, auch in norddeutſchen Landſchaften bekannter Tanz, der ſehr wahrſcheinlich aus der Urzeit ſtammt und vielleicht einſt religiöſe Bedeutung hatte.*) Die Haupt-

*) Man vergleiche, was Kuhn über den Siebenſprung am Haarbaum bei Iſerlohn mittheilt. Möglich auch, daß die ſieben Schritte bei der indiſchen Hochzeit und die bei der indiſchen Feuerprobe hierher zu beziehen ſind. Endlich können vielleicht ſelbſt die dem Siebenſprung ähnlichen Stellungen der Mohammedaner beim Gebet und die faſt ganz gleichen der gemeinen Ruſſen zur Erklärung herbeigezogen werden.

Digitized by Google

rolle dabei hat der Tänzer. Er muß in bestimmten Zwischenräumen siebenerlei Bewegungen machen: zwei mit den Füßen, zwei mit den Knien, indem er niederkniet, zwei mit den Ellenbogen, die er nach einander auf den Boden stößt, und eine mit dem Kopfe, mit dem er ebenfalls den Boden zu berühren hat. Dabei singt er im Dorfe Owen:

„Mach mir nur den Siebensprung,
Mach mir's fein alle siebe!
Mach mir's daß ich tanze kann,
Tanze wie ein Edelmann.
's ist einer."

Der Spruch findet sich plattdeutsch, sonst fast wörtlich wie hier, auch in der Gegend von Bremen als Kinder- und Ammenreim. Bei den letzten Worten „'s ist einer", liegt der Tänzer auf den Knien und berührt die Erde mit der Stirn, was die letzte Bewegung ist, während sein Mädchen um ihn herumtanzt. Hierauf wird der Vers wiederholt und mit andern Bewegungen dazu getanzt. Am Schluß heißt es dann: „'s sind zwei", und so zählt der Tänzer fort bis sieben. Darauf geht es rückwärts, und zwar mit denselben Bewegungen wie vorher, indem der Tänzer zählt „'s sind sechs! 's sind fünf!" bis auf den ersten. Die Musik zu diesem Tanze wird jetzt „Schottisch" genannt.

Auf die Einfahrt des Getreides und die Sichelhenke folgt das Dreschen und nach dessen Beendigung die „Flegelhenke", wieder ein Schmaus, der seinen Namen davon hat, daß man bei ihm die Dreschflegel feierlich bis zum nächsten Jahre an den Nagel hängt. Wer beim Dreschen den letzten Schlag auf die Tenne thut, heißt der Mockel, und zwar je nach der Frucht, Gersten-, Hafer-, Erbsenmockel u. s. w. Derselbe wird ganz in Stroh eingeflochten, bekommt quer über den Kopf einen Stock, der aus dem Stroh hervorstehend zwei Hörner vorstellt und wird in dieser Vermummung von zwei Burschen an einem Strick vor den Brunnen zur Tränke geführt, wobei er das Gebrüll einer Kuh nachzuahmen hat. So in Derendingen. An andern Orten, z. B. in Wurmlingen, heißt er „Butz", Korn- oder Gerstenbutz, in Friedingen und Onstmettingen, wo er den Andern einen Trunk zahlen muß, „Sau," in Tetnang „Bock"; in Berkheim wird ihm bei der Flegelhenke ein Teller mit Spreu vorgesetzt. In Herbrechtingen gibt man unter den Bauern des Dorfes genau Acht, welches Gehöfte zuletzt mit dem Dreschen fertig wird, und jeder beeilt sich, nicht der letzte zu werden. Wem dies aber doch geschieht, dem wird von den Burschen eine etwa anderthalb Schuh lange Puppe, die als lumpiges Weib angezogen ist und einen Hut aufhat, unversehens in die Scheune geworfen, wobei man ruft: „Do hent ihr die Mockel." Die Drescher wissen das aber schon vorher; sie passen darum auf und suchen den, der die Puppe hereinwirft, zu fangen. Gelingt dies, so behalten sie ihn über Nacht und

Digitized by Google

lassen ihn zur Strafe nicht zur Flegelhenke. In Schlath bei Göppingen aber wirft man die Mockel dem in der Scheuer, der zuerst mit dem Dreschen zu Stande kommt. Erwischt man hier den Werfer, so wird ihm das Gesicht mit Ruß geschwärzt.

Sehr ähnliche Sitten beschließen in Norddeutschland die Mühen der Ernte. Wenn in den westphälischen Dörfern Deckbergen und Kleinbremen das Korn abgemäht ist, so werfen die Schnitter unter dem Ruf „Waul! Waul! Waul!" (wol der Rest eines Dankgebetes an Wodan, Wold, Uald, den „Alten") ihre Mützen empor. In der Gegend von Werl herrscht der Gebrauch, wenn der Roggen gemäht wird, einen grünen Baum auf dem Felde aufzurichten, den man den „Hakelmai" oder „Hörkelmai" (eine Erinnerung an Herke-einen der Namen, unter denen die saatensegnende mütterliche Erdgöttin bei den alten Deutschen verehrt wurde) nennt. Ist dies geschehn, so ziehen die Schnitter zum Hofe ihres Bauern und beginnen dort ihre Sensen zu streichen, worauf sich die Wirthin beeilt, ihnen Branntwein herauszubringen, da sie, wenn dies nicht geschieht, das Recht haben, in den Garten zu gehen und dort den Kohl abzumähen. Darauf zieht die Gesellschaft wieder auf das Feld hinaus. Haben die Mädchen die letzte Garbe gebunden, so müssen sie jenen Baum umreißen, wobei sie sich aber nur der Hände, keiner Werkzeuge bedienen dürfen. Nachdem dies gelungen, ziehen auch sie nach dem Gehöft ihres Arbeitgebers, und zwar schreitet dabei eine voran, die einen grünen Kranz auf ihrer Harke trägt. Leise schleichen sie sich heran. Aber die Wirthin erwartet sie schon und hat zu ihrem Empfang einen Eimer mit Wasser bereit, welches sie ihnen entgegengießt. Sie suchen jedoch vorzudringen und namentlich ihr den Kranz überzuwerfen. Gelingt ihnen dies, so gestattet ihnen das Herkommen, der Frau mit der Harke das Haar zu kämmen. Beim letzten Fuder wird dann der Wagen mit grünen Büschen geschmückt. Der Hakelmai wird hinten angebunden, sodaß er nach schleppt, und so geht es mit jubelndem Halloh heim, wo der Wirth ihnen abermals mit einem Maß Branntwein entgegentritt.

In Brockhausen, wo der Hörkelmai ein grüner, mit einem Kranz geschmückter Weiden- oder Birkenbusch ist, den einer der Schnitter auf den Hof trägt, heißt es, „de Hörkelmai draf net drög einkommen," und so gießt man seinem Träger, sobald er die Diele betreten will, einen Eimer Wasser ins Gesicht, ein Gebrauch, bei dem an das bei den Maifesten verschiedener Gegenden übliche Begießen mit Wasser und an die Sitte, den Todten Wasser nachzugießen erinnert werden mag.

In der Gegend von Bissendorf und Gesmold, sowie bei Borgloh bindet man, wenn der Roggen abgemäht ist, zwei Garben mit einem Strohseil zu einer Puppe zusammen, die man am Ende einer Mandel aufstellt, worauf

Digitized by Google

alle Schnitter und Binderinnen herzukommen und jubelnd „de Aule! de Aule!“ (der Alte) rufen, manche auch niederknien. Bisweilen wird auch da, wo das beste Korn steht, ein Baum aufgepflanzt und die um denselben herumliegenden Halme zu einer größern Garbe verbunden, welche „der Olle“ heißt. Man hängt sie an jenen Baum bis zur Einfahrt, wo sie der Großmagd zufällt, während in der Gegend von Iserlohn die jedenfalls ältere Sitte herrscht, die Garbe, die auch hier als „de Olle“ bezeichnet wird, an dem Baume hängen zu lassen. Aehnlich verfährt man in den Dörfern bei Unna, wo die Garbe, die hier „die greaute Meaur“ heißt, durch hineingebundne Steine schwerer gemacht und ihr, wenn sie auf dem Hörkelmaiwagen auf den Hof kommt, wie in Brockhausen Wasser entgegen gegossen wird. Aehnlich auch in der Nachbarschaft von Wolfenbüttel, wo die „Kornjungfer“, wie man hier dieses Aehrenbündel nennt, aus drei Garben zusammengesetzt wird. Unter der Kornjungfer wird man die heilige Walpurgis meinen, die als Beschützerin der Feldfrüchte drei Kornähren zum Attribut hat, und in der wiederum, wie in den meisten Heiligen des Volksglaubens, eine alte Göttin verborgen ist.

Eigen ist ein Erntegebrauch in Uchte. Wenn es hier an die letzten Garben geht, binden die Mäher aus Halmen eine Puppe zusammen. Die Mägde, welche die Garben zu Mandeln schichten, lassen diese Puppe liegen und nehmen der Reihe nach immer die nächstfolgende Garbe. So fahren sie fort bis zur letzten, wo die Magd, an welcher gerade die Reihe ist, die Puppe herbei tragen muß. Von dieser heißt es dann „de het et Horkind kreegen“.

Eine wichtige Rolle spielt bei der niederdeutschen Ernte an vielen Orten der Hahn. So in Kohlstädt am Lippeschen Walde, wo man auf das letzte Fuder einen vergoldeten Hahn setzt, der allerlei Frucht im Maul trägt und nachher meist vorn am Hause aufgehängt wird. So ferner in Barßen bei Pyrmont, wo der mit Flittergold verbrämte Hahn in einem Kranze, und in der Gegend von Warburg, wo er in einer Blumenkrone zu sitzen pflegt. In andern Dörfern ist nur die eine oder die andere Erinnerung an den Hahn geblieben. In den Ortschaften Buer, Crange und Witten im Westphälischen befindet sich auf dem letzten Erntewagen ein grüner Busch, auf den adeligen Gütern ein Kranz mit dem von Fahnen umgebenen Familienwappen, und darüber steckt gewöhnlich eine Hahnenfeder. Der Busch oder Kranz aber heißt der „Bauthahn“, d. h. der Erntehahn. Auf den größern Höfen in der Umgebung von Recklinghausen wird — man vergleiche damit den schwäbischen Ausdruck „Schnitthahn“ — der Ernteschmaus Bauthahn genannt. In Havixbeck stecken die Knechte auf das letzte Garbenfuder einen Nußzweig, so viel an demselben Nüsse sind, so viele Gläser Schnaps haben sie zu beanspruchen, wenn geschlachtet wird. Der Nußzweig heißt der „Stoppelhahn“; darum sagt man zu Martini, wenn das Schlachten beginnt: „Nun wird der Stop-

Digitized by Google

pelhahn verzehrt.“ Aehnliche Sitte herrſcht in Nordwalde, Koesfeld, Oſterwiek und Horſtmar, wo der Ernteſchmaus Stoppelhahn genannt wird und die Zahl der an dem Zweige ſitzenden Nüſſe die Zahl der bei der Mahlzeit zu erwartenden Gerichte andeutet. Sitzen keine Nüſſe von Natur daran, ſo werden deren einige daran befeſtigt, wie man denn auch von allen Feldfrüchten, Roggen, Weizen, Hafer, Gerſte, Erbſen, Bohnen und Wicken einige Halme oder Stengel daran bindet. Ein „Arnehahn“ zierte einſt auch im Wittgenſteinſchen das letzte Fuder; jetzt hat man hier nur noch einen eigenthümchen Gebrauch, der ſich auf die erſte Garbe bezieht. In dieſe wird bei Bauern, die auf alte Sitte halten, ein Käſe eingebunden, und ſie kommt in der Scheune zuerſt in den Haufen. Der, welcher dieſelbe im Stauz vom Wagen nimmt, fragt den, welcher ſie ihm zureicht: „Wann haben wir Chriſttag?“ die Antwort lautet: „Ich weiß es nicht!“ — „Nun,“ erwidert jener mit der Logik des Aberglaubens, „ſo wiſſen die Mäuſe auch nicht, wo ich den Hafer (die Gerſte u. ſ. w.) hinlege.“ Man iſt überzeugt, daß die Früchte dann vor dem Mäuſezahn verſchont bleiben.

Noch ließen ſich mancherlei wunderſame Erntegebräuche aus niederdeutſchen Landſchaften anführen; es genüge indeß einige zu erwähnen, wie z. B. daß in der Grafſchaft Mark bei der Roggenernte die Mannsleute von den Weibern während des Frühſtücks in die Zehen gebiſſen werden (ein Gebrauch, der in Werl und den benachbarten Dörfern zu Faſtnacht vorkommt), ferner, daß bei Unna dem beim Rapsſchnitt vorübergehenden die Stiefel abgewiſcht werden, dann daß bei Nörten im Göttingiſchen in der Ernte Wettläufe nach Bändern und Tüchern unter den Knechten und Mägden ſtattfinden, endlich, daß man im Berleburgſchen früher den Chriſtbrand in die letzte Garbe einband. Mit dieſem letzteren hatte und hat es in manchen Gegenden, z. B. an der Sieg und Lahn, noch jetzt folgende Bewandtniß. Am Abend vor Weihnachten wird ein ſchwerer Klotz aus hartem Holz, gewöhnlich ein Wurzelſtummel, entweder in den Feuerheerd eingegraben oder in einer dazu beſtimmten Mauerniſche unterhalb des „Hehlhackens“, an dem der Keſſel hängt, angebracht. Was davon während der zwölf Nächte — anderwärts binnen Jahresfriſt — nicht zu Aſche wird, nimmt man ſorgſam heraus und ſtreut es entweder zerſtoßen auf die Felder, oder ſteckt es, wie erwähnt, mit einer Garbe in den Kornbahr, deſſen Inhalt es, gleich jenem Käſe im Wittgenſteinſchen, vor Mäuſefraß bewahrt.

Nicht weſentlich verſchieden von den erwähnten Erntegebräuchen ſind die, welche hier und dort in Bayern herrſchen, wo es unter Andern Sitte iſt, in die erſte Garbe einen Kuchen, ein Stück Brot oder auch ein Antlaßei (buntgefärbtes Gründonnerstagsei) zu binden. Wir müſſen das nähere ſo wie das, was ſich in Mitteldeutſchland von ſolchen Alterthümern erhalten hat,

übergehn, um Raum für die Darstellung von einigen Gebräuchen bei der Ernte und dem Brechen des Flachses zu behalten.

Mit dem Getreide fuhr der Bauer der alten Zeit seine Hauptnahrung, mit dem Flachs seine Kleidung in die Scheune. So bewährte die Ernte des letztern gleich der Getreideernte manchen alten Zug, während andere Früchte, z. B. die Kartoffel, die sonst von großer Bedeutung für die Landwirthschaft ist, als Producte der neuen Zeit niemals so zum Gemüthe des Volkes sprachen, daß sich an ihre Einerntung andere als rein praktische Bräuche geknüpft hätten.

In Schwaben wie im übrigen deutschen Süden scheinen mit der Ernte und dem Brechen des Flachses keine andern Gebräuche verbunden zu sein als der von Meier berichtete, nach welchem, wenn Arbeiterinnen im Freien Flachs brechen und ein „Herr", d. h. ein Mann in städtischer Tracht vorbeigeht, eine der Frauen ihm entgegentritt, eine Hand voll Flachsstengel ihm vorhält und ihn in Knittelversen um ein Trinkgeld anspricht.

Reicher sind die Mittheilungen, die wir von den Sitten haben, welche mit der Flachsernte in Norddeutschland verbunden sind. Zu Riemke bei Bochum band man früher nach beendigter Ernte, wenn der Flachs und Hanf ins Wasser gelegt wurde, in eines der Bunde ein Butterbrot, welches man den Frettboden nannte und von dem man meinte, es solle das Wasser fressen, damit der Flachs gut werde. In andern westphälischen Dörfern, z. B. in Frankenau, thut man noch jetzt in das Bund drei bunte Wiesenblumen und eine Sichel, indem man glaubt, daß dadurch das Leinen so schön wie die Blumen und so fest wie der Stahl werde — eine zwar weniger gezwungene Erklärung des Gebrauchs als die vorher erwähnte, aber immer noch zu gesucht, als daß man sie für das Ursprüngliche halten dürfte. Richtiger dürfte die Vermuthung sein, daß die Blumen und das Butterbrot einst ein Opfer für Frau Holda, die dem Flachsbau vorstand, waren, während die Sichel, wie alles Eisen in den verschiedensten Gestaltungen des Aberglaubens der deutschen und außerdeutschen Welt, selbst der arabischen, vor dem Einfluß bösen Zaubers schützen mochte.

Ein andrer westphälischer Gebrauch beim Brechen des Flachses gleicht dem obenerwähnten schwäbischen, nach welchem der beim Dreschen zuletzt fertig Werdende den Mockel bekommt. In einigen Ortschaften nämlich herrscht die Gewohnheit, demjenigen, der zuletzt mit dem Brechen und Reinigen seines Flachses oder Hanfes zu Stande kommt, eine mit Scheve, d. h. mit Schalen und Splittern von Flachs oder Hanf ausgestopfte Puppe, die der „Scheveker l" heißt, vor die Thür zu stellen. Wer seinen Flachs zu spät schwingt, dem wird eine ähnliche Figur, die nach der Schlepbrake, dem Werkzeuge, womit man hier schwingt, das „Schlepwif" heißt, am Abend heimlich vor das

d by Google

Haus gesetzt, wobei es natürlich nicht an Spottreden und Gelächter in der Nachbarschaft fehlt.

Interessanter und poetischer sind die ländlichen Feste, die sich in einzelnen einsamen Bergweilern am Niederrhein, besonders im Bergischen und Siegenschen erhalten haben, die sogenannten „Schwingtage", an denen die Bäuerinnen des Ortes sich gemeinsam der Reinigung und Zubereitung des Flachses unterziehen. Nachdem die Stengel durch abwechselndes Einweichen und Trocknen mürbe gemacht worden, in der letzten Hälfte des October, finden sich hier die Frauen und Mädchen des Dorfes in einem der größeren Höfe desselben zur gemeinschaftlichen Arbeit zusammen. Zuerst werden die mürben Krautstengel auf einer sehr einfachen Maschine, der Breche oder dem Flachsäuel, in welcher zwei in einandergreifende gezähnte Holzscheeren sie fassen und zermalmen, bis auf den zähen Bast gänzlich zerrieben. Dann wird dieser Bast bündelweise in dem Einschnitt eines aufrechtstehenden Bretes, des sogenannten Schwingstockes, vermittelst der Schwinge, einem dünnen fächerartigen Schlägel, von den daran noch festsitzenden Stengelbröckelchen, dem Schiff, gereinigt und durch anhaltendes Klopfen in die einzelnen Fasern zertheilt. Zwanzig, ja doppelt so viele Frauen, je nachdem das Gehöft oder der Flachsvorrath bedeutend ist, versammeln sich zu dieser Verrichtung unter freiem Himmel oder in der Scheune. Jede führt außer ihrem Schwinggeräth einen Schatz alter Lieder mit sich, und wenn die Arbeit einmal im Gange ist, schallen zu dem taktmäßigen Geklapper der Schwingen Jauchzen und Gesänge vom Morgen bis zur Mitternacht. In einzelnen Pausen werden eigenthümliche Gerichte und Getränke gereicht, dann auch allerlei alte Spiele gespielt, dann geht es von Neuem an die Arbeit um die Wette — nichts nach Zufall oder Belieben, alles nach dem Herkommen und bestimmtem Ritus, als wenn es, wie einst, in gewissem Sinne einer heiligen Handlung gälte. Die Vorsängerin, gewöhnlich ein graues Mütterchen, beginnt das jeweilige Lied, das entweder vom ganzen weiblichen Chor aufgenommen oder in der Art eines Rundgesanges von Mund zu Mund getragen wird, bis Alle in den Refrain einfallen. Zwischen den stehenden alten Liedern tauchen auch neue auf, doch nur nebenher, als Füllwerk. Die eigentlichen Schwingtagsgesänge tragen alle den Charakter einer fernen naiven Zeit, sie werden fast nur bei dieser Gelegenheit, selten anderswo gesungen. Die Tonart ist Moll, die Weise meist rasch bewegt, der Inhalt bezieht sich entweder auf den Flachsbau, oder auf das Spinnen, oder ist, und zwar häufiger, erotischer Natur. Bisweilen sind es auch Trinklieder, mitunter Neckereien, oft Balladen von entführten Königstöchtern, tapfern Rittern und Grafen, Jägersleuten, Müllerinnen und andern Lieblingsfiguren der Volkspoesie. Manche der Lieder mögen mehre hundert Jahre alt sein, wenn

Digitized by Google

man nach den wenigen Reimen, die sie haben, und nach den Assonanzen und Alliterationen schließen darf, mit denen sie durchwebt sind.

Nachdem die Schwingerinnen sich vor ihren Schwingstöcken in Reihe geordnet haben, die klappernde Arbeit ihren Anfang genommen hat, und die Zungen durch den hierbei reichlich gespendeten Anisbranntwein gelöst sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches mit folgender Strophe anhebt:

„Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau, blau Blümelein!
Oberm Lindenbaum, da geht er auf.
Blumen im Thal, Mädchen im Saal!
O du tapfre Rose!"

Das blaue Blümelein ist die Flachsblüte. Die Strophe wird soviele Mal wiederholt, als Sängerinnen vorhanden sind, und jede Wiederholung bezeichnet das Haus einer derselben als Aufgangsstelle des Mondes. Dann folgen die andern hergebrachten Lieder, darunter manche Ballade mit historischen Motiven. So die Ballade: „Zu Engelheim (Ingelheim) ein Lindenbaum," die nur an zwei Stellen Reime hat und die bekannte Geschichte von Eginhard und Emma, ohne die Liebenden zu nennen, erzählt. So die Sage von Hero und Leander: „Es waren zwei Edelkönigskinder," und eine Geschichte vom Pfalzgrafen Heinrich dem Wüthigen, der seine Gemahlin erschlug. Andere alte in Wort und Weise merkwürdige Lieder, die bei den Schwingtagen vorgetragen werden, sind das von der Grafentochter am Rhein, die von einem Schelm gestohlen und dem König verkauft wird, der sie, nachdem sie bei ihm sieben Jahr in seinem Schloß gewohnt und sieben Söhne von ihm getragen, einer Andern wegen verstoßen will, woran er indeß von dieser Andern, die in jener ihre Schwester entdeckt, verhindert wird, ferner das von der unschuldig wegen Kindesmord gehenkten und wieder zu Ehren gebrachten Magd zu Frankfurt (sie war am Galgen von Engeln behütet und mit Speise und Trank versehn worden), dann die Ballade vom „Abendreuter" (Abenteurer), einem Grafensohn aus Straßburg, der seine von den Heiden geraubte Schwester sieben Jahre lang in aller Welt sucht und sie endlich als Wirthshausmagd in einer Herberge am Rheine findet, und das von der Königstochter, die mit einem Spielmann davon läuft.

Einige dieser Gesänge erinnern an die zarten Weisen der Minnesänger, so z. B.

„Ich ging mit Lust durch den grünen Wald,
Kleinvöglein hört ich singen,
Sie sangen so jung, sie sangen so alt
Die kleinen Waldvöglein inner dem Wald,
So gern hört ich sie singen" u. s. w.

Digitized by Google

Dann aber sind auch schelmische Liedchen darunter, wie folgendes:

„Hat sie keinen Mann und will keinen han,
Und will eine Jungfer bleiben,
So will ich die Magd der Königstochter sein,
Will schlafen an ihrer Seite.
Nach dem Tage da kommt die kühle Nacht
An Königstochters Seite."

So viele andere Lieder, bald ernst, bald heiter, dann wieder ein auf den Flachs bezügliches, welches anhebt:

„Es flog eine weiße Taube
Wol aus dem Lindenbaum,
Sie flog wol über Grünhaide
Vor Edelkönigs Haus.
Was trug die weiße Taube?
Ein blau, blau Blümelein.
Die jüngste Königstochter
Soll spinnen ein Fädchen fein." u. s. w.

Nach diesem Liede, gewöhnlich in den ersten Nachmittagsstunden, verläßt die Gesellschaft plötzlich ihre Schwingstöcke und eilt hinaus vor das Gehöft auf einen Hügel — wenn kein solcher in der Nähe ist, auf einen Korn- oder Heubarn oder sonst eine künstliche Erhöhung — wo alle gegen Osten gewendet, mit erhobenen Händen dreimal aus voller Brust aufjauchzen. Was das zu bedeuten, weiß niemand zu sagen. Es ist von Alters her so gebräuchlich und gehört zum Schwingtag, meinen die Leute. Daß es die Burschen zu dem am Abend stattfindenden Tanze herbeirufen solle, ist schwerlich die rechte Erklärung, da der Schwingtag wochenlang vorher in der Nachbarschaft angesagt wird. Wol aber mag hierher bezogen werden, daß einst am Niederrhein auch in der Walpurgisnacht jenes dreimalige Aufjauchzen Sitte war und daß man in Westphalen bei den ländlichen Festlichkeiten, mit denen der Frühling begrüßt wurde, dreimal den Namen Herke zu rufen pflegte, womit zu vergleichen ist, daß die Schwingtage früher nur an Freitagen gehalten wurden.

Wieder in das Gehöft zurückgekehrt, beginnen die Frauen ihr Schwingen und Singen von Neuem, und das geht so fort, bis am Abend sich die Mannsleute des Ortes einstellen, um an dem dann beginnenden Tanze theilzunehmen und zuletzt ihr Schätzchen heimzugeleiten. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschah es dabei nach einem alten Predigtbuche, „daß die Dorfburschen einen Pferdeschädel mit Katzendärmen überspannten und neben dem Hackbrett darauf schnurrten zu teuflischem Halloh und Hopsa." Bei der Arbeit und später beim Tanze wird ein nur bei dieser Gelegenheit übliches Getränk, ein Gemisch aus Wein oder Honigwasser mit Anisbranntwein, worin Pfefferkuchen gebröckelt ist, herumgereicht. Die herkömmlichen Gerichte dazu

Digitized by Google

und Mehlkuchen und Hirsebrei. Jenes Getränk, Kümpchen oder Minnekümpchen genannt, wird, da es breiartig dick ist, mit Löffeln gegessen, und zwar will das Herkommen, daß die Mädchen ihre Burschen damit füttern. Sie halten dabei jede ihr Kümpchen (Schüsselchen) auf dem Schooße, ihr Schatz kniet vor ihnen und wird von der Hand seiner Liebsten mit einem Löffel gespeist.

Das Uebermaß des Genusses dieser Branntweinsuppe führte bei mehr als einem Schwingtage zu Ausbrüchen der Leidenschaft und zu blutigen Schlägereien, wovon in jeder Gemeinde Beispiele in der Erinnerung leben. Auf dem Heimweg namentlich war es etwas Gewöhnliches, daß rauflustige Burschen den Versuch machten, dem Einen oder dem Andern sein Schätzchen abzunehmen und selbst heimzugeleiten. Der Sieger bei solchen Streichen rühmte sich dann auf allen Gelagen seiner Heldenthat, der Besiegte war Jahre lang Zielscheibe allgemeinen Spottes. Nicht selten kam es vor, daß die Burschen ganzer Ortschaften sich zusammenthaten, um einem heimkehrenden Schwingtagszug aufzulauern und den Raub der Sabinerinnen nachzuahmen. Dann gab es hartnäckige Kämpfe, bei denen oft die Messer gebraucht wurden und mitunter tödtliche Wunden fielen. So geschah es, daß die Kirche gegen die Schwingtage eiferte, und daß in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts auch die Polizei mit Verordnungen und Strafen dagegen einschritt. So ist die Rauflichkeit in der Ebne allmälig ganz verschwunden, und auch in den Bergen kommt sie nur noch in wenigen Orten vor.

Die Russen in Jerusalem.

2.

In einem Augenblicke, wo Rußland eben wieder einen Versuch machte, die orientalische Frage, nicht aus der Vergessenheit, sondern aus dem Schrein vorläufig reponirter Acten hervorzuziehen, dürfte dies Bild, wenn es auch unvollendet bleiben mußte, nicht ohne Interesse sein. Wir haben gesehn, daß das nächste Object des petersburger Cabinets, die religiöse Niederlassung in Jerusalem, an dem Widerstande, nicht fremder Confessionen, sondern der eignen Glaubensverwandten, der Griechen, gescheitert ist, und daß zum Theil durch die Bemühung dieser Glaubensverwandten, auch die au pis-

Digitized by Google

aller ergriffene außerstädtische Ansiedlung nur mit unverhältnißmäßigen Opfern erkauft werden konnte. Lag dabei, wie wol schwerlich zu bezweifeln, der fernere Zweck vor, die christlichen Unterthanen des Sultans durch Entfaltung kirchlichen Reichthums an dem gemeinsamen Mittelpunkte der östlichen Confessionen wieder enger an sich zu ziehn, so erscheint derselbe in ungeahnter Weise entrückt. Der Rajahgrieche hat eine große Verehrung für seine Kirche, welche er im Jenseits als die unfehlbare Spenderin der Seligkeit und im Diesseits als die Erhalterin seiner Nationalität betrachtet; zu der in Rußland beliebten haarspaltenden Unterscheidung zwischen diesem hochherrlichen Institut und seinen oft so niederträchtigen Organen erhebt dieser Halbbarbar sich selten. Daß man durch die Werke, durch Fasten und Almosen, selig werde, davon ist er trotz aller paulinischen Briefe überzeugt; sein Handel und Wandel, sein ganzer Lebenslauf ist eine Exemplification des Dogmas, daß die reich beschenkte Kirche alle der Habsucht, der Sinnlichkeit u. s. w. entsprungenen Vergehn auszulöschen vermöge. Wenn er nun einen abenteuernden Civilgeneral jene Almosen zum Gegenstande der Speculation machen und also in die Rechte der Kirche eingreifen, einen Bischof aber, der diese Rechte vertheidigt, lange Zeit der Intrigue erliegen sieht, da kann er sich gewisser Vergleiche zwischen der Gegenwart und der Zukunft, wie sein Volk sie sich früher träumte, nicht erwehren, bei welchen jene trotz ihrer Unbehaglichkeit dennoch im rosigern Lichte erscheint. Auch im Occident dürfte dies Symptom der neorussischen Zustände Manchem unerwartet sein, der sonst nach seinen Erfahrungen in dem Bemühen hoher Beamten, stolzer Träger alter Adelsnamen, sich bei einem in seinen Kosten schwer zu controlirenden Baue zu betheiligen, nichts Außerordentliches findet. Im Orient aber hat es eine weitergreifende Bedeutung; die russischen Nachrichten aus Jerusalem werden von den Pilgern in alle Winkel der türkischen Monarchie getragen, und wenn dem Erzähler dann mit ähnlichen Geschichten von andern levantinischen Plätzen wieder gedient wird, da erscheint dem Morgenländer die unter widerstrebenden Einflüssen hier nach dem Recht, dort nach dem Profit schielende Regierung nicht minder schwach und charakterlos als die hohe Pforte, welche ja auch von je her noch mehr an schlechten Beamten als an schlechten Gesetzen krankte.

Wird es Rußland nun gelingen, das, was es seit Jahrhunderten als seine Mission in der Türkei betrachtete, zu Ende zu führen? Der Marasmus, in welchen dieser Staat seit dem letzten Kriege gerathen, möchte wol zu entscheidenden Schritten einladen; es ist unverkennbar, daß, die humane Phrasendrescherei der Pfortenbeamten ausgenommen, Alles seitdem schlechter geworden ist. Der vor dem Kriege Ton und Richtung der türkischen Regierung bestimmende Liberalismus eines Reschid, eines Aali, eines Ruschdi und Achmed Mesik hatte mindestens das Gute, daß er auf den Ruf der Ehrlichkeit

Digitized by Google

und Anständigkeit unausgesetzt großes Gewicht legte. Es mit diesen Eigenschaften weit über den Schein hinauszubringen, wurde kaum beabsichtigt; doch verwandelte sich derselbe nicht selten in Wirklichkeit, und bis in die fernsten Provinzen machte sich das Streben bemerkbar, Männer an die Spitze der Verwaltung zu stellen, welche auffallende Acte der Bedrückung mieden, und von denen man hoffte, daß sie sich in ihrer Sphäre populär machen würden. Die Staatseinnahmen genügten auch damals den Ausgaben für das Heer stets absetzbarer und desbalb übermäßig hoch besoldeter Beamten, für die Hofhaltung mit ihrem halben Tausend von Kaiserinnen, nicht vollständig; aber noch gab es keine auswärtige Gläubiger, die auf ihr Recht trotzen konnten, noch hoffte man das Deficit durch günstige Handelsconjuncturen, oder eventuell durch den Verkauf von Staatsgütern zu decken. Eine einzige Organisation, die des Militärs, gab zu hohen Erwartungen Anlaß, indem Unbestechlichkeit und Pflichttreue, Tugenden, welche der Orientale damals bei europäischen Beamten als zur Wesenheit gehörig betrachtete, dort wirklich Boden gefaßt hatten. Im Uebrigen genügte die Anerkennung des Guten, welche damals der Pforte beigeschrieben wurde, ihr in dem türkisch-russischen Streite die europäischen Sympathien zuzuwenden.

Indem der Krieg die Finanzen völlig zerrüttete, wurde er die Ursache, daß alle diese Hoffnungskeime erstarben. Als der französische Kaiser für seinen Schützling Frieden schloß, da mischte sich in die Siegesfreude dieses die traurige Gewißheit, daß kein unglücklicher Feldzug ihm soviel Schwächung und Demüthigung würde beigebracht haben, wie er durch seine mächtigen Alliirten erfahren. Mit dem Vertrauen auf die politische Sittlichkeit der Europäer war auch das auf die persönliche Ehrenhaftigkeit derselben geschwunden; die Fälle, wo die Tugend an der ersten Aussicht auf Straflosigkeit bei ungesetzlicher Bereicherung scheiterte, waren zu häufig gewesen. Verzweiflung am Besserwerden, die Ueberzeugung, daß der Zusammensturz des morschen Gebäudes unmöglich lange aufgehalten werden könne, und der durch keine Scham mehr gehemmte Wunsch der Machthaber per fas et nefas noch möglichst viel Geld zusammenzuraffen, dies alles potenzirte den Zersetzungsproceß, welcher während des Krieges begonnen. Nie sind die Tribunale käuflicher, nie die Vergebung einträglicher Posten so sehr an Geldgeschenke geknüpft gewesen, wie nach dem Kriege, die nothwendigsten Administrativanordnungen wurden durch Bestechung umgestoßen*), andere nützliche Einrichtungen**), weil sie eine Quelle der Be-

*) Z. B. das Verbot der Waffeneinfuhr in den Libanon. Ein einziges belgisches Haus verzollte in einem Jahre für eine halbe Million Franken Musketen im Libanon. Der Gouverneur Churschid Pascha sah nichts als die schönen Augen (im Arabischen heißt Auge auch Goldstück) der Mauthpächter. Die Folgen konnten nicht ausbleiben.

**) Die Handelsgerichte verschiedner Städte, bei welchen von den Consulaten designirte angesehne europäische Kaufleute Sitz und Stimme hatten. Sie waren so unbestechlich, wie dies überhaupt in der Levante möglich ist.

Digitized by Google

stechung verstopften, unwirksam gemacht, und die Nachsicht der Pforte gegen die Bauernschinderei ihrer Statthalter war nie größer. Die Geldverlegenheit in Konstantinopel bildet seitdem einen stehenden Artikel in jeder Zeitung, selbst der Sultan publicirt dann und wann tragikomische Edicte darüber, und die Hauptstadt erzählt sich wunderbare Dinge über die Mittelchen, zu denen dies edle Staatsoberhaupt greift, um die Subsistenzmittel für seine zahlreiche Familie zu beschaffen, ohne seine überwuchernden Micawberverpflichtungen zu vermehren. Endlich ist auch die Armee, die beste unter den Schöpfungen der türkischen Neuzeit, nachdem sie das mit unregelmäßiger Soldzahlung verbundene Ungemach so viele Jahre hindurch männlich getragen, von der allgemeinen Geldwuth inficirt worden; die Garnisonchefs, früher immer die ehrlichen Widersacher der provinciellen Civiladministratoren, haben sich jetzt fast überall mit ihnen über einen Theil der, auf Kosten der Bevölkerung zu machenden Gewinne verständigt, und entfremden sich durch ihren Geiz die hungernden, zerlumpten Soldaten, bei welchen Excesse täglich häufiger werden.

Freilich hat — trotz der glorreichen Vertheidigung von Silistria und der kleinen Erfolge von Kalafat und Kars — der Bestand der Türkei dem nordischen Koloß gegenüber längst nicht mehr auf eigner Macht beruht; das weiß man in Rußland so gut, wie es der Pforte kein Geheimniß ist. Woher nahm diese im Jahre 1853 den Muth, dem gewaltigen und damals gar noch mit Vergrößerungsgläsern angestaunten Zaren zu widerstehen, wenn nicht aus der Ueberzeugung, daß im Interesse ihrer Selbsterhaltung die andern vier Großmächte sie nicht könnten erdrücken lassen? Rußland betrachtete von je her die Lösung der orientalischen Frage als sein historisches Recht; aber wegen der widerstrebenden Politik der Großmächte erschien ihm das Recht zugleich als eine schwere, höchst gefährliche Pflicht; dieser Pflicht glaubte es sich nicht entziehen zu können, und ihr zu genügen deuchte ihm eine mächtige, in den Eingeweiden der Türkei selbst sich für es erhebende Unterstützung unerläßlich. Diese Unterstützung ist, wie man leicht versteht, die Sympathie der Rajahnationen griechischen Glaubens, welche sich bis vor wenig Jahren in steigendem Maße an den Namen Rußlands knüpfte. Noch vor anderthalb Decennien würde Niemand gezweifelt haben, daß das Absterben des muselmännischen Elements in der europäischen Türkei nur Rußland zu Gute komme; das Königreich Griechenland vermochte kaum ein Bruchtheilchen der Rajahsympathien an sich zu ziehen. Seit zehn Jahren aber hat sich allmälig im Verborgenen ein Umschwung vorbereitet, welcher jetzt auf der Oberfläche seine Stelle zu erobern anfängt. Die türkischen Griechen, das einflußreichste und gebildetste unter Rußlands Schutzvölkern, richten ihre Blicke nach Athen, als dem sich immer würdiger entfaltenden Mittelpunkte ihrer nationalen Bildung, die Serben mit den Bosniern und Bulgaren zeigen, ebenso wie die Rumänen, deut-

Digitized by Google

lich genug ihre Absicht eigne Wege zu gehen; sie alle sind dahin gekommen Rußland zu fürchten, es als Feindin ihrer Nationalität zu betrachten, sich seinem Umsichgreifen in ihrer Mitte nach Kräften zu widersetzen.

Wenn das Vorgefühl der seiner Nation drohenden Katastrophe sogar den denkenden Türken nie verläßt, wieviel lebendiger bewegt es diese unterworfenen Völker, welche, durch ihr Christenthum den die abendländischen Religionsgenossen durchzuckenden Ideen zugeführt, die Hoffnung hegen, dann wieder selbständig in der Geschichte aufzutreten. Vorläufig aber finden sie ihre Stellung erträglich — viel erträglicher, als es Rußland lieb ist. Die Pforte ist, nicht aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern aus Schwäche duldsam geworden; das Staatsgrundgesetz ist sogar für die Rajah förderlicher und bequemer als für die Muhammedaner, denen die lästige Militärpflicht obliegt. Die Habsucht der Paschas kennt keine Religion; in der Regel ziehen diese Herrn sogar vor, ihre eignen Glaubensgenossen auszuplündern, weil dieselben weder in der europäischen Diplomatie, noch in den Patriarchaten von Konstantinopel einen Rückhalt haben, oft sehen wir sie zu solchen Zwecken mit Christen, Geistlichen oder Laien, verbunden. Weshalb sollten die Letzteren sich nach der Zwangsjacke der russischen Herrschaft sehnen, welche ihnen für das wahrscheinliche Opfer ihrer Nationalität nicht einmal durch geordnete Verwaltung oder Justizpflege einen Ersatz verheißt? —

Die katholische Kirche ist den Russen in Jerusalem nicht entgegengetreten; sie konnte das den Griechen überlassen. Aber von der französischen Diplomatie unterstützt, ziehen lazaristische Missionare die Bulgaren, ein den Russen stamm- und religionsverwandtes Volk, die Griechen Cretas, die melchitischen Araber des nördlichen Libanon, massenweise zum Romanismus herüber, und entreißen sie so auf immer dem russischen Einflusse. Das petersburger Cabinet muß sich mit seinen politischen Aussichten in lebhaftem Gedränge fühlen, wenn es unter solchen Umständen von dem französischen Kaiser Hilfe zur Erreichung seiner Zwecke erwartet. Es fürchtet, sich die Verlassenschaft durch die Finger schlüpfen zu sehn, wenn es länger auf den Tod des kranken Mannes wartet.

Die Verhältnisse werden immer ungünstiger, und die nächsten Jahre müssen zeigen, ob Rußland den politischen Muth hat, sich ernsthaft an die Lösung der großen Frage zu wagen, oder ob es sich bescheidet in die Reihe aller andern Erbschaftsexpectanten zurückzutreten. H. W.

Digitized by Google

Von der preußischen Grenze.

Wenn wir auch über das, was in Teplitz geschehen ist, im Einzelnen nicht unterrichtet sind, so läßt sich doch aus der Haltung der beiden Betheiligten mit ziemlicher Sicherheit entnehmen, welche Richtung man im Allgemeinen beobachtet hat. Preußen hat im Fall eines Angriffs auf Venedig seine Hilfe zugesagt. Ob nur für den Fall, daß auch die Franzosen sich bei einem solchen Unternehmen betheiligen, oder für jeden Fall, darüber weichen die Berichte von einander ab; es ist das aber auch im Grunde gleichgiltig, da man schwerlich annehmen darf, daß sich König Victor Emanuel auf einen solchen Angriff einlassen wird, wenn er des französischen Beistandes vorher nicht gewiß ist. Zur Entschädigung soll sich Oestreich dazu verstanden haben, Preußen für den Fall eines französischen Angriffs auf den Rhein seine Hilfe zuzusagen. Eine seltsame Art von Entschädigung, da Oestreich zu dieser Hilfe ohnehin verpflichtet ist, während Preußen eine neue und sehr ernste Verpflichtung übernimmt. Wie es mit Dänemark zu halten sei, darüber ist nichts ausgemacht; ja man scheint dies Thema ganz und gar vermieden zu haben. Ebenso wenig ist die Eventualität eines russischen Krieges ins Auge gefaßt; ja es scheint der nicht unwesentlichste Zweck dieser Zusammenkunft gewesen zu sein, eine allmälige Verständigung zwischen Rußland und Oestreich anzubahnen.

Die Hauptsache ist aber, was über die deutsche Wehrverfassung für den Fall eines Bundeskriegs ausgemacht ist. Die einzige Version, die bis jetzt ins Publikum gedrungen ist, lautet dahin, daß für den Fall eines italienischen Krieges Oestreich, für den Fall eines Rheinkrieges Preußen den Oberbefehl über die gesammte Bundesmacht zu führen habe. Da nun aber der einzige Krieg, auf den man sein Augenmerk gerichtet hat, in Italien und am Rhein zugleich geführt werden muß, so würde ein solches Abkommen scheinbar zu demselben Resultat führen, auf welches die preußischen Vorschläge hinarbeiten. Scheinbar! denn einmal ists ein großer Unterschied, ob eine solche Disposition nur für einen bestimmten einzelnen Fall getroffen wird, oder ob sie als organisches Gesetz in die Bundesverfassung aufgenommen wird. Sodann sollte sich Oestreich nach den preußischen Vorschlägen als Führer des süddeutschen Bundescontingents auch am Rheinkriege betheiligen.

Um nun zu untersuchen, ob wir uns über solche Resultate zu freuen oder zu betrüben haben, müssen wir den Hauptpunkt fest im Ange halten, auf welchen die preußische Politik hinarbeiten muß, und, wenn auch mit mehr oder minder Consequenz, mit mehr oder minder Bewußtsein wirklich immer hinarbeitet.

Die Hauptsache ist nämlich, daß Preußen sich von Oestreich unabhängig

Digitized by Google

macht. Das erreicht es aber keineswegs, wenn es, wie es jetzt beschaffen ist, einfach aus dem deutschen Bunde austritt. Seine geographische Lage bedingt seine Abhängigkeit von den übrigen deutschen Staaten; es ist also nur dann unabhängig von Oestreich, wenn es in diesen Staaten den östreichischen Einfluß ausgerottet und sie durch ein enges organisches Bündniß mit sich verknüpft hat. Ob dies Bündniß das gesammte außeröstreichische Deutschland, oder nur Deutschland bis zur Mainlinie umfassen soll, das ist eine Frage, deren Entscheidung von augenblicklichen Zeitumständen abhängt; namentlich von der Stärke oder Schwäche Oestreichs. Wenn sich Oestreich nicht stark genug fühlen sollte, die süddeutschen Staaten gegen den auswärtigen Feind zu schützen, so würde es bei ruhiger Ueberlegung eher auf den ersten als den zweiten Vorschlag eingehn und Preußen könnte im Ganzen auch damit zufrieden sein.

Es gibt zwei Wege, auf denen Preußen sein Ziel verfolgen kann: gegen Oestreich oder im Einverständniß mit Oestreich. Der letzte Weg ist nicht unmöglich, sobald Oestreich aus dem Traum erwacht, in dem es seit Jahrhunderten gelegen: aus dem Traum nämlich, der Nachfolger der Cäsaren und der Gebieter der Welt zu sein. Es ist nicht unmöglich, daß die harten Stöße dieser beiden Jahre es wirklich erwecken. Sobald es sich auf das Gebiet beschränken will, welches ihm von der Natur und der Geschichte zugewiesen ist, wird eine Verständigung mit Preußen möglich.

Wir haben uns mehrfach dahin ausgesprochen, daß wir eine solche Verständigung wünschen: im Princip haben wir also gegen die Zusammenkunft in Teplitz nichts einzuwenden, nur müssen wir zweierlei dabei voraussetzen.

Einmal darf Preußen seinen Zweck nicht dadurch erreichen wollen, daß es seinen Zweck aufopfert, d. h. es darf um seine Unabhängigkeit von Oestreich zu erwerben, sich nicht von Oestreich abhängig machen. Es kann ein Bündniß mit Oestreich schließen, aber nur so, daß es in unserm Sinn unabhängig bleibt, d. h. daß es als Vertreter Deutschlands, oder wenigstens Norddeutschlands in dieses Bündniß eintritt. Abgesehn von vielen andern Gründen ist dies schon deshalb unerläßlich, weil Niemand mit Sicherheit voraussagen kann, wie viel Zukunft Oestreich überhaupt noch hat. Es ist möglich, daß es Oestreich bei seinen immerhin sehr bedeutenden Kräften gelingt, sich zu restauriren; es ist aber auch möglich, daß es zertrümmert wird. Und da durchaus kein Grund vorhanden ist, warum sich Preußen und Deutschland mit ihm gemeinsam zertrümmern lassen sollen, so ist auch im Fall eines Bündnisses eine reservirte Haltung nöthig: eine Haltung, die es Deutschland möglich macht, wenn die Zertrümmerung doch erfolgen sollte, sich derselben zu entziehen.

Eine zweite Bemerkung scheint uns eben so wichtig. Wir sagten vorhin, es sei möglich, daß Oestreich aus seinem Traum erwache, zur richtigen Erkenntniß seiner Lage käme und sich mit Rücksicht darauf zu Concessionen ver-

Digitized by Google

ſtehe. Es iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich, wenigſtens nur unter einer Bedingung. Oeſtreich wird ſich nur dann zu Zugeſtändniſſen bequemen, wenn es zu der Vorausſetzung Grund hat, daß die Verweigerung derſelben Preußen in einen activen Feind verwandeln kann. Zu dieſer Vorausſetzung hat es bisher keinen Grund gehabt, und wenn es mitunter in der Preſſe derartige Andeutungen machen ließ, ſo waren das einfache und bewußte Lügen. Wenn man ihm nicht deutlich macht, daß dieſe Eventualität im vollen Ernſt ins Auge gefaßt werden muß, ſo darf man auch über den kleinſten Punkt von ihm keine Nachgiebigkeit erwarten.

Die Anwendung auf den vorliegenden Fall liegt ſo auf der Hand, daß wir ſie uns erſparen können. † †

Literatur.

Oeſtreich und ſein Volk. Bilder und Skizzen. — Ein Lehr- und Hausbuch für Jung und Alt. Von S. Steinhard. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich Brandſtetter, 1860. Allerlei mehr oder minder intereſſante Einzelnheiten über Land und Leute in Oeſtreich, die indeß kein Geſammtbild geben und im Ganzen wol mehr auf Unterhaltung, als auf Belehrung berechnet ſind. Am Beſten iſt noch das Land, nach ſeiner Bodenbildung, ſeinen Bergzügen, Hoch- und Tiefebenen, Pußten und Sümpfen, ſeinen Flüſſen und Seen geſchildert. Was über die verſchiedenen Völkerſchaften des Kaiſerſtaates vorgebracht wird, iſt, mit Ausnahme deſſen, was über die Zigeuner und die ungariſchen Hirten (deren verſchiedene Sorten als Roß-, Rinder-, Schaf-, Schweine- und Gänſehirten mit großer Gründlichkeit in ihren Gewohnheiten und Charaktereigenthümlichkeiten beſchrieben ſind) geſagt iſt, meiſt dürftig. Die eingefügten Gedichte gehören nicht in ein geographiſches Lehrbuch.

Unſres Alphabetes Urſprünge, gemeinfaßlich dargelegt von F. Böttcher, Doctor der Theologie und Philoſophie. Dresden, Verlag von Rudolf Kuntze, 1860. Der Verfaſſer weiſt nach, daß die Buchſtabenſchrift, deren ſich die Völker Europas bedienten und noch bedienen, von der alten phöniziſch-hebräiſchen ſtammt, und daß dieſe von Semiten in Aegypten, wahrſcheinlich während der Herrſchaft der ſemitiſchen Hykſos, erfunden worden. Dann gibt er eine Erklärung jener älteſten Schriftzeichen. Ob der letztere Theil der Abhandlung überall das Rechte trifft, müſſen wir Sachverſtändigen zu beurtheilen überlaſſen.

Herausgegeben von Guſtav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Buſch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die preußische Politik seit der Zusammenkunft von Baden.

In Nr. 27. dieser Blätter wurde bei einem Bericht über die Tage von Baden der Intriguen Erwähnung gethan, welche Preußen umfangreiche Gebietsvergrößerungen in Aussicht stellten, wenn sich dieser Staat zu einem Bündniß mit Rußland und Frankreich vereinigen wollte. Diese Mittheilungen haben in der Tagespresse mehrfach Widerspruch erfahren, welcher zum Theil aus Regierungskreisen Berlins hervorging. Schreiber dieses kann einer nicht fernen Zukunft die vollständige Aufklärung über die zu Grunde liegenden Thatsachen um so ruhiger überlassen, als er sich bewußt ist, mit Schonung und Discretion nur das gesagt zu haben, worauf nach seiner Ueberzeugung die Oeffentlichkeit ein Recht hat. Die beste Beseitigung aller solcher Projecte war, daß die Presse und öffentliche Meinung über sie den Stab brach. Wenn aber von anderer Seite her auch die Namen preußischer Diplomaten genannt wurden, welche sich zu Vermittlern solcher Pläne hergegeben haben sollten, so müssen wir eine solche Indiscretion beklagen. Man soll Niemanden öffentlich anklagen, der durch seine amtliche Stellung genöthigt ist, auf öffentliche Vertheidigung zu verzichten. Die Sache des Herrn v. Bismark können wir ruhig den politischen Freunden desselben überlassen, sein Souverän und der Minister des Auswärtigen sind Richter über das, was er in seinem Amte gethan hat. Er hat längst die bestimmte Weisung bekommen, sich auf seinen Posten zurück zu begeben, und Herr v. Schleinitz wird bei dem Abschiedsbesuch Gelegenheit gehabt haben, demselben seine Ansicht über seine Thätigkeit in Berlin auszusprechen. Wenn aber bei der Erwähnung dieser Intrigue die rein politische Ehre des preußischen Bundestagsgesandten Herrn v. Usedom angegriffen wurde, so fühlen wir uns verpflichtet, in seinem und unser Aller Interesse einem solchen Unrecht auf das Entschiedenste entgegen zu treten. Seine ganze politische Laufbahn, seine frühere Stellung als Mitglied der preußischen Partei des Wochenblattes, die Art und Weise, wie er sich bei seiner schwierigen und dornenvollen Position zum Vertreter der höchsten deutschen Interessen in allen Bundesfragen gemacht, hätte ihn vor einem solchen Vorwurf schützen sollen, auch bei denen, welche nicht aus persönlicher Er-

Digitized by Google

fahrung die makelloſe Ehrenhaftigkeit ſeines Lebens und ſeine deutſche Geſinnung kennen gelernt haben.

Nach dieſer Bemerkung nehmen wir die in Nr. 29 dieſes Blattes abgebrochene Ueberſicht über die Ereigniſſe der letzten Wochen wieder auf. Schon vor der Zuſammenkunft in Baden war das gute Einvernehmen zwiſchen Rußland und Frankreich arg geſtört worden. Der ſüdpolniſche Adel hatte ſchon vor dem italieniſchen Kriege ſeiner oppoſitionellen Geſinnung zuweilen mißliebigen Ausdruck gegeben, bei der letzten Reiſe des Kaiſers hatte er nach polniſchem Brauch wenigſtens durch ſeine Frauen Fronde gemacht und dafür die Ungnade des Herrſchers empfunden. Die Erhebung in Italien und vielleicht ebenſo ſehr die proteſtantiſche Bewegung in Ungarn brachten dort eine Aufregung hervor, welche ernſte Beſorgniſſe einflößte. Ohne Freude entdeckte die ruſſiſche Regierung auch in ihrem Lande die Maulwurfsgänge der franzöſiſchen Politik. Wie den Italienern hatten franzöſiſche Agenten auch den Polen Verſprechungen gemacht, wieder einmal flackerte dort das alte Vertrauen auf franzöſiſche Unterſtützung auf. Nicht umſonſt hatte Kaiſer Napoleon mit Ungarn und Polen coquettirt und die Deviſe der nationalen Unabhängigkeit auf ſeinem Schilde gezeigt, wenn es ihm grade paſſend erſchien. Jetzt traf ihn die Rückwirkung. Es war für ihn auch in Rußland unmöglich mit der Regierung feſt zuſammen zu gehn. Kaiſer Alexander ſelbſt hatte nicht ohne Selbſtüberwindung in das Zuſammenwirken mit Frankreich gewilligt, am Hofe von Petersburg hatte die franzöſiſche Partei nicht ohne ſtarke Oppoſition der Gegner gearbeitet, welche die alten Traditionen der Allianz feſthielten. Und Napoleon der Dritte durfte ſich nur den einen Troſt geben, daß bei der gegenwärtigen Schwäche Rußlands für ihn nicht viel verloren war, ſo lange Preußen nicht zur Bundesgenoſſenſchaft herangezogen werden konnte.

So reiſte Napoleon von Baden wahrſcheinlich ohne inneres Behagen. Sein Verſuch, dort eine Wirkung auszuüben, war fehlgeſchlagen, die Deutſchen, untereinander ſo uneinig, ihm gegenüber hatten ſie allein von allen Nationen Europas eine abweiſende Höflichkeit gezeigt, ja ſeine Anweſenheit hatte dem Regenten von Preußen größere Popularität, der preußiſchen Politik Reſpect verſchafft. Und hinter ihm her klangen aus der Anrede des Prinzen an die Könige einige unbeſtimmte Worte, welche ihn das Schlimmſte fürchten ließen, ein Verſtändniß Preußens mit Oeſtreich, den Anfang einer Coalition, welche England an ſich zu ziehen drohte, dazu die kleineren Nachbarſtaaten, die alle durch ſeine Politik gekränkt, gegen ihn rüſteten. Vergeblich ſuchte er ſich wenigſtens Spanien zu verbinden, indem er ſeinen Diplomaten Titel und Laſten einer Großmacht ohne Kraft verſchaffen wollte, Preußen antwortete vortrefflich durch die Empfehlung Schwedens. Da fand er das Gemetzel in Syrien als bequemes Mittel, die Aufmerkſamkeit der Franzoſen zu beſchäfti-

Digitized by Google

gen und dem Heer neue Perspectiven zu geben; auch hier mußte er sich den Beschränkungen fügen, welche durch Preußen seiner Expedition auferlegt wurden. Es war für ihn ein Moment gekommen, wo nur die größte Klugheit von der drohenden Gefahr lösen konnte.

Unterdeß hatten sich in Deutschland die Sachen weiter entwickelt. Von Wien aus waren die ersten einleitenden Schritte gethan worden, eine Aussöhnung mit Preußen herbeizuführen. Schon in Baden hatte der Prinzregent betont, daß eine solche Annäherung der beiden Großmächte des deutschen Bundes, im Fall sie stattfinden könne, geschehn solle ohne Einmischung der Mittelstaaten, und daß er von den Resultaten derselben zu seiner Zeit die übrigen deutschen Regierungen in Kenntniß setzen werde. Der Wunsch Oestreichs, andere deutsche Souveräne zu der Zusammenkunft heranzuziehn, d. h. dem Kaiser von Oestreich eine ähnliche Stellung gegenüber dem Prinzregenten zu geben, wie der Prinzregent zu Baden gegenüber dem Kaiser Napoleon gehabt hatte, wurde zurückgewiesen. So trafen die beiden Fürsten, diesmal von ihren Ministern begleitet, in Teplitz als Souveräne von zwei europäischen Großmächten, zusammen.

Auch die Resultate dieser Zusammenkunft sind kein Geheimniß mehr, wol jeder einzelne besprochene Punkt ist bald hier bald da in den Zeitungen zur Oeffentlichkeit gebracht, man hat nur nöthig, die wissentlichen Entstellungen oder falschen Muthmaßungen abzuziehn. Die Hauptsache war, daß man preußischer Seits den festen Entschluß mitbrachte, keine bindenden Verpflichtungen einzugehn, und ein durchaus richtiges Verständniß der schwierigen Lage, in welcher sich der Nachbarstaat befand, welcher jedem Bundesgenossen wie der gebrochene Stab Aegyptens die Hand zu verletzen droht, die sich darauf stützen will. Vergebens haben wiener Zeitungen die Unwahrheit zu verbreiten gesucht, daß Oestreich keine Garantie von Venetien begehrt hätte. Dieser alte Wunsch wurde wieder vorgebracht und zurückgewiesen. Auch die Nachricht ist unwahr, daß Preußen im Fall eines Krieges zwischen Sardinien allein und Oestreich in eine Besetzung der deutschen Bundesgrenzen Oestreichs durch baierische oder preußische Truppen gewilligt habe. Wenn, wie wir annehmen, auch dieser Wunsch von Oestreich ausgesprochen wurde, so wurde auch er zurückgewiesen. Dagegen ist unzweifelhaft wahr, daß Preußen der kaiserlichen Regierung unter Umständen seine Hilfe in Aussicht stellte, wenn in dem bevorstehenden Kampfe in Venetien Frankreich zum zweiten Male Sardinien unterstützen sollte. Aber auch dieser gute Wille wurde von Bedingungen abhängig gemacht, welche der Annäherung allen Anschein einer Verpflichtung nahmen. Freimüthig hoben die Preußen hervor, daß Preußen ein Verfassungsstaat sei, daß es keinen Krieg führen könne ohne die Geldbewilligung seiner Kammern, daß aber die öffentliche Meinung in Preußen, wie schon in dem letzten italie-

Digitized by Google

nischen Kriege sichtbar geworden, wenig Sympathie für die östreichischen Interessen zeige; noch seien die Tage von Olmütz, die Haltung des östreichischen Hofes nach dem Frieden von Villafranca unvergessen. Wenn Oestreich auf deutsche Hilfe rechne, so habe es vor Allem die öffentliche Meinung in Deutschland mit sich zu versöhnen. Dies könne nur durch einen Wechsel des Systems in Oestreich geschehn. Bevor deshalb Preußen irgendwelche Verpflichtungen gegen Oestreich eingehen könne, müsse es erst unzweifelhafte und thatsächliche Beweise haben, daß Oestreichs Regierung ihrerseits den Interessen der Deutschen gerecht zu werden wisse. Solche zeitgemäße Forderungen seien zunächst Gleichberechtigung der Protestanten in allen Kronländern, diese sollten dieselbe Stellung in Oestreich haben, wie die Katholiken in Preußen; ferner eine Ausbildung der heimischen politischen Institutionen, welche geeignet wäre, das Band zwischen der kaiserlichen Regierung und ihren Völkern zu befestigen; endlich genügende Beweise dafür, daß Oestreich auch die preußischen Interessen bei jeder Gelegenheit offen und loyal — in Deutschland auf Grundlage der völligen Gleichheit beider Staaten — unterstütze. Dem Vernehmen nach wurde von Oestreich die Gleichberechtigung der Protestanten und aufrichtiges Eingehn auf eine neue Organisation des Staates zugesagt, in Betreff der preußischen und deutschen Interessen Connivenz in Aussicht gestellt. Man darf bezweifeln, daß etwas Weiteres abgemacht worden sei.

So reisten die Herrscher und ihre Minister aus Teplitz, beide Souveräne hatten sich in fürstlicher Courtoisie fern von ihrem Hofe und von den Stimmungen ihrer Völker einander genähert und freundnachbarlich unter Bedingungen gute Dienste zugesagt, die Empfindung des innern Gegensatzes war auf Tage ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden, sie sind wieder auseinander gereist, der eine nach Süden, der andre nach Norden.

Sicher war Kaiser Napoleon der erste, welcher einige Kunde von den Verhandlungen zu Teplitz erhielt. So wenig auch ausgemacht war, grade in der italienischen Frage lag für ihn eine feindliche Möglichkeit. Es galt jetzt einen schnellen und entscheidenden Schritt zu thun, um England von der drohenden Coalition fern zu halten, wo möglich die öffentliche Meinung mit sich zu versöhnen. Wenn er nicht einen großen Krieg, einen Kampf bis ans Messer führen wollte, so mußte auch er die Italiener sich selbst überlassen, die Minen, die er dort gelegt hatte, für den Augenblick zuschütten und auf weitere Erwerbungen in Italien vorläufig verzichten. Es ist unwahrscheinlich, was östreichische Correspondenten verkündet haben, daß er mit Sardinien bereits seinen geheimen Vertrag über Genua abgeschlossen habe; man thut ihm aber sicher nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß er einen solchen für die erste Verlegenheit dieses Staats in der Tasche bewahrte. Der Brief, welchen er an seinen Gesandten in London schrieb, ist deshalb eines der interessantesten Actenstücke, ausnehmend

Digitized by Google

charakteristisch für die Methode der kaiserlichen Politik. Die Behendigkeit, mit welcher er sich auf den Standpunkt seiner Gegner von Teplitz stellt, und die naive Schlaubeit, womit er über die Rechte der Völker und die Zustände seines Landes spricht, sind schon auffallend genug; noch mehr aber ist es die Beharrlichkeit, mit welcher er Ansichten und Behauptungen wiederholt, von denen er sich gute Wirkungen verspricht. Fast genau dieselben Sätze hatte er, so oft es ihm dienlich schien, durch die Presse in Frankreich verkünden lassen, genau dasselbe hatte er, wie erzählt wird, in Unterredungen zu Baden immer wieder gesagt. Er ist so hartnäckig ehrlich und von so offener Treuherzigkeit, und doch will ihm die Welt gar nicht glauben. Die Wirkungen dieses Briefes, sind, so weit wir darüber urtheilen können, nicht bedeutend gewesen. Man fährt in England fort zu rüsten; man betrachtet dort den Brief nur als ein Zeichen, daß Napoleon vorläufig für nöthig hält, Frieden in Europa zu halten. Die langsame Annäherung an Deutschland dauert trotz kleiner Gegenströmungen im Ganzen fort. Und eine Vereinigung mit Preußen steht immer noch in sicherer Aussicht, wenn für deutsche Interessen ein Krieg geführt werden muß.

Jeder Rückblick auf die Geschichte des letzten Jahres zeigt, wie sehr die Bedeutung Preußens für die europäische Politik gestiegen ist. Derselbe Staat, der noch vor zwei Jahren in dem Rath der Mächte fast gar nicht mitzählte, ist durch einige besonnene Acte seiner Regierung für den Augenblick fast der wichtigste der fünf großen Staaten geworden, sein erstes entschlossenes Eingreifen in die schwebenden Processe Europas hat die Sachlage wie mit einem Schlage geändert, die Intriguen Frankreichs sind gekreuzt, seine Fortschritte aufgehalten, die unheimliche gewitterschwüle Stimmung, welche dadurch hervorgebracht wurde, daß jede der Großmächte mißtrauisch und beobachtend den andern gegenüber stand, scheint ihrem Ende nahe, die erste Bürgschaft für den Frieden Europas, Allianzen der Majorität bereiten sich vor; das berliner Cabinet ist vom Auslande respectirt, wetteifernd ist die Presse bemüht, die Politik „der ehrlichen Leute" zu rühmen, dem Prinzregent kommen nicht nur die Aufmerksamkeiten seiner Mitsouveräne von allen Seiten entgegen, er wird auch fast in ganz Europa wie ein neu aufgehender Stern besprochen, er ist grade jetzt vielleicht der populärste aller Souveräne.

Und sieht man näher zu, so ist auch bis nach den Tagen von Teplitz im Ganzen das Richtige und Gute geschehn, was den höchsten Interessen des Staates, welchen wir im Herzen tragen, unter den gegebenen Verhältnissen am besten entspricht. Es ist wahr, Preußen hat in dieser Zusammenkunft den guten Willen ausgesprochen, für gewisse Eventualitäten sein Geld und Blut zum Vortheile Oestreichs daran zu setzen, aber es hat dies mit großer Vorsicht gethan, und sich wol gehütet,

Digitized by Google

irgend eine Verpflichtung einzugehn, oder eine Phrase für eine Leistung anzunehmen. Denn man war sich vollkommen klar, daß auch der gute Wille Oestreichs zunächst nicht viel mehr leisten könne, als ein Paar Blätter beschriebenes Papier, wie sie in der letzten Zeit ebenso zahlreich als fruchtlos aus der Hofburg in die Provinzen geflattert sind. So schadhaft ist dort das alte Räderwerk der Verwaltung, so zahlreich sind die hindernden Einflüsse, welche sich der Ausführung auch guter Intentionen entgegensetzen, daß der augenblickliche reale Erfolg der preußischen Einwirkung sicher sehr unbedeutend sein wird. Demungeachtet haben diese Forderungen Preußens und das Eingehn Oestreichs darauf keine geringe Bedeutung, und es lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. Wie milde und hochsinnig die Form war, in welcher Preußen seine Wünsche der östreichischen Regierung insinuirte, der Moment drückte doch unzweifelhaft das Verhältniß aus, in welchem beide Staaten jetzt zu einander stehn. Der eine, ein Verfassungsstaat, fest in sich selbst ruhend und deshalb schon in die Machtsphäre des andern übergreifend, der andere Hilfe suchend und in der Lage, fremde Einwirkung auf seine innern Angelegenheiten tragen zu müssen. Von diesem Standpunkt aus durften die preußischen Staatsmänner allerdings die Tage von Teplitz als scharfen Gegensatz zu dem Tage von Laxenburg betrachten. Aber dies Selbstgefühl hat nur Berechtigung, wenn die erfreuliche Situation als Stufe betrachtet wird zu weiterem entschlossenen Vorgehn und zu fester Benutzung der errungenen Erfolge. Der Prinzregent von Preußen hat in Teplitz das Recht erworben, sich als Schützer der Protestanten von Oestreich zu betrachten. Diese Stellung kann die höchste und aussichtsvollste werden, welche jemals ein preußischer Regent gewonnen hat, sie kann entscheidend werden für die ganze Zukunft unsers Vaterlandes, wenn sie mit der Ehrlichkeit und Rücksicht geltend gemacht wird, welche unser Jahrhundert verlangt, zugleich aber mit der Energie, welche Karl der Zwölfte von Schweden in ähnlicher Stellung bewies, und mit größerer politischer Klugheit als diesem Monarchen zu Gebote stand. Auch hier kommt es darauf an, ob die preußische Regierung sich der möglichen Eventualitäten bewußt ist, und ob sie den Muth hat, für Großes fest und weise zu handeln.

In Wahrheit aber liegt die Unterstützung, welche der östreichischen Regierung für gewisse Fälle als möglich gezeigt wurde, nicht allein im Interesse Oestreichs, sondern ebenso sehr im höchsten Interesse Preußens und Europas. Es ist durchaus unerträglich und jede Rücksicht auf Selbsterhaltung zwingt zu verhindern, daß Frankreich noch einmal durch Verträge mit Piemont sich vergrößere. Da der Staat, welcher die nächste Verpflichtung gehabt hätte, sich solcher Vergrößerung entgegenzustellen, da England in dem entscheidenden Momente so gut wie nichts dagegen gethan hat, und da durchaus zweifelhaft ist, wie das Ministerium Palmerston weitere Fortschritte seines alliirten Gegners

Digitized by Google

betrachten wird, so gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung jedem andern Staat sich zu widersetzen. Und vollends Preußen wahrt seine eigne Existenz, wenn es erklärt, eine neue Einmischung Frankreichs in die italienischen Kämpfe nicht dulden zu können. Darin werden alle Einsichtsvollen aus den am meisten entgegengesetzten Parteien in Deutschland übereinstimmen. Auch wer eine schnelle und vollständige Einigung Italiens unter der Herrschaft Victor Emanuels für nothwendig und vortheilhaft hält, wird sich sagen müssen, daß diese Neugestaltung nicht erkauft werden dürfe durch neue Abtretungen, durch eine dominirende Stellung Frankreichs innerhalb der Halbinsel. Jeder Preuße, auch wer am wärmsten wünscht, daß der Einheitsstaat von den Alpen bis zu der Insel des Aetna reiche, wird es für einen Nachtheil halten müssen, wenn die Herrschaft Oestreichs nur darum beseitigt werden sollte, um eine entsprechende Herrschaft Frankreichs an die Stelle zu setzen.

So weit vermögen wir den politischen Schritten des berliner Cabinets mit Freude und einigem patriotischen Stolz zu folgen. Und von diesem Standpunkt erscheint uns auch die Ablehnung einer Conferenz über die Savoyerfrage durchaus consequent und klug. Denn in der gegenwärtigen Situation kann diese Conferenz keinen andern Zweck haben, als die Einverleibung Savoyens in Frankreich durch das Votum Europas zu sanctioniren. Die englische Regierung hat dem berliner Vorschlage gegen diese Einverleibung energisch zu protestiren, in auffallend indiscreter Weise ihre Mitwirkung versagt, und die Verstimmung, welche durch diese Weigerung in die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Cabinete getragen wurde, ist noch nicht ganz geschwunden. Eine Protestation Preußens und Oestreichs kann in gegenwärtiger Sachlage keine andere Folgen haben, als eine heftige Erbitterung des Kaisers Napoleon, thatsächlich würde sie der Schweiz nichts nützen; denn es erscheint auch im Interesse der Schweiz durchaus nicht wünschenswerth, die Ansprüche dieses Staats an Chablais, Faucigny und halb Genevois durch die unwesentlichen Scheinconcessionen Frankreichs zu beseitigen. Aus diesen Gründen ist es politisch, einen Congreß nicht zu beschicken, bei welchem die Opposition gegen den Kaiser Napoleon keine Aussicht auf großen Erfolg hätte und die Großmächte zuletzt nur ihre Siegel auf eine Vergrößerung Frankreichs drücken würden, die bei der Persönlichkeit des Kaisers am besten unsicher bleibt, so lange es möglich ist.

Aber wie vorsichtig die Staatsmänner Preußens bis hierher gutes Fahrwasser gefunden haben, die italienische Frage bedroht doch mit Gefahren. Sie sind an eine Stelle gekommen, wo der Grund unter ihnen unsicher wird, und wol ist es jetzt für sie hohe Zeit, auf das Rauschen der öffentlichen Meinung und die fern drohende Brandung zu lauschen. Und die deutsche Presse

Digitized by Google

ſoll wieder und immer wieder ausſprechen, was weitverbreitete Ueberzeugung iſt und hier in kurze Sätze zuſammengefaßt wird:

Die politiſche Partei in Italien, welche in der nächſten Zukunft das relativ größte Recht hat, ſich durchzuſetzen, iſt die Partei Garibaldis. Welches auch ihr Urſprung und ihre geſetzliche Berechtigung ſein mag, ſie gibt den Italienern das Höchſte, was ein Volk beſitzen kann, die Fähigkeit, für die große Idee des Staates ſich ſelbſt zu opfern. Weder die vertriebenen Regenten noch die unzufriedenen Localpatrioten von Mailand und Florenz beſitzen dieſe bildende und treibende Kraft, welche ein Volk heraufbringt, weil ſie den Egoismus der Einzelnen einem großen Zweck unterordnet. Dazu kommt, daß dieſe Partei, in Oppoſition zugleich gegen franzöſiſche Uebergriffe, gegen Oeſtreich und den Papismus auch dem Bewußtſein unſeres Volkes am nächſten ſteht. Die Politik Preußens ſoll nicht vorzugsweiſe durch gemüthliche Stimmungen in ihrem Handeln beſtimmt werden. Unſere Staatsmänner mögen den vertriebenen Souveränen Italiens ein herzliches Bedauern widmen, ſoweit dieſe erlauchten Herren und Frauen ein ſolches verdienen; für ihre Legitimität dürfen wir nicht eine Hand aufheben. Denn es iſt unſerm Staate nützlich, wenn die politiſche Schwäche und Zerriſſenheit Italiens, welche daſſelbe zu einem Spielball fremder Einflüſſe machte, ſchnell und gründlich beendigt wird.

Ferner: ein freies einheitlich organiſirtes Italien unter der Herrſchaft des Hauſes Savoyen iſt in Zukunft der ſicherſte Alliirte Preußens und Deutſchlands. — Eine kräftige nationale Entwicklung Italiens hat in Kaiſer Napoleon und ſeinem Frankreich einen ſtärkern Gegner, als in Oeſtreich. Und der Kaiſer hat dafür geſorgt, ſich zu den Patrioten Italiens in unverſöhnbaren Gegenſatz zu bringen. Die Wunde Savoyen und Nizza wird ſchmerzen, ſo lange die abgeriſſenen Provinzen nicht zurückgewonnen ſind. Je mehr Erfolg und Sieg das nationale Bewußtſein Italiens emporhebt, deſto bitterer wird das Gefühl der Demüthigung werden, daß man die Hilfe des Nachbarn durch ein ſolches Opfer erkaufen mußte. Ob Garibaldi ſelbſt ſiege oder untergehe, in dem jungen Geſchlecht, welches unter ihm Disciplin und Verachtung des Todes erlernt, in allen Politikern, welche fortan der Nationalſache in Italien dienen, wird dieſe Empfindung von Frankreich abziehen, ſobald die Möglichkeit einer neuen Allianz ſich aufthut. Nicht weniger treiben zu vorſichtigem Gegenſatz gegen Frankreich die dauernden Intereſſen des Volkes, Handel und Induſtrie, der Antheil am Mittelmeer.

Und endlich: die Herrſchaft Oeſtreichs über Venetien liegt nicht ſo ſehr in deutſchem Intereſſe, daß wir das Recht hätten, ſie mit unſerm Geld und Blut zu erhalten. Die ſogenannten militäriſchen Geſichtspunkte ſind ein Axiom, welches aus dem Mittelalter überkom-

Digitized by Google

men, den Deutschen bis jetzt nur Unglück gebracht hat, es ist zu bedauern, daß sie Herrn v. Radowitz überlebt haben. Ohne Zweifel hilft Venetien dazu, die Herrschaft Oestreichs über Dalmatien zu sichern, sein erzwungener Gehorsam verhindert einige Thäler Welschtirols und einige Kreise Istriens, Sympathien für Italien auszusprechen, ja er deckt auch den Handel von Triest. Aber weshalb ist ein solches vorgeschobenes Befestigungswerk des östreichischen Einflusses nöthig? Doch nur deshalb, weil grade das deutsche Leben in Istrien, Tirol und Dalmatien, ja auch in Triest so schwach und gradeheraus so verkümmert ist, daß es in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit nicht die Kraft hat, sich ohne Außenwerke zu erhalten, geschweige unter Italienern und Slaven moralische Eroberungen zu machen. Wol bedarf Oestreich Venetiens, aber ein geeinigtes Deutschland, welches allen Gliedern seines großen Leibes das Selbstgefühl der Kraft gäbe, bedürfte solcher Befestigungen in fremdem Lande nicht. Wir haben an allen Punkten der preußischen und deutschen Grenze gegen Rußland und Frankreich gesucht, wir haben kein solches Vorland gefunden, das in widerwilliger Abhängigkeit gehalten werden müßte, deutsche Grenzen militärisch und politisch zu decken. Posen haben wir unter ungünstigen Verhältnissen zum größten Theil germanisirt. Weder die Niederlande und Belgien noch die Schweiz gehorchen einem deutschen Fürsten. Und doch waren diese Landschaften einst Theile des deutschen Reiches, das Haus Habsburg hat die größte Schuld daran, daß sie von Deutschland gelöst worden sind, sie decken uns jetzt besser gegen Frankreich, als damals, wo die Habsburger in ihnen mächtig waren. Wir lassen dahin gestellt, ob es nicht auch im wohlverstandenen Interesse Oestreichs sein mag, eine immer offene Wunde dadurch zu schließen, daß es auf einen in der Länge nicht haltbaren Besitz verzichtet, welcher fortwährend seine Finanzen zerrüttet, seine Politik hilflos macht, seine Schwäche vor Europa bloßlegt. Denn wenn eine Regeneration Oestreichs überhaupt möglich ist, wird sie nur erfolgen, nachdem die unselige und blutige Herrschaft über Norditalien ein Ende erreicht hat. Dem Deutschen aber erscheint es als ein abenteuerlicher und schmählicher Zustand, daß wir, ein großes Volk, nöthig haben sollen, zwei Millionen Italiener dauernd durch Militärregiment und Kriegsgesetze zu bändigen, nur um unsere Grenzen militärisch zu sichern. Sind wir im Süden so schwach und kläglich, wessen Schuld wäre das? Was ist denn unsre Grenze gegen Rußland? Kleine Bäche, die jeder Knabe überspringt. Und wir brauchen keine stärkern. Sind die Felsen Tirols weniger geeignet zur Vertheidigung des deutschen Grundes? — Aber der militärische Einfluß auf Italien? Wir wollen keinen militärischen Einfluß, wir leben nicht mehr in der Hohenstaufenzeit. Und in solcher Empfindung wird das deutsche Volk in seiner großen Majorität jeden Schritt der preußischen Regierung mit Freude begrüßen,

Digitized by Google

welcher eine wohlwollende Förderung der Einheit Italiens ausdrückt, jeden Act aber mit Trauer und Mißtrauen betrachten, welcher solche Einigung aufzuhalten bestimmt ist.

Allerdings ist der Kampf, welcher jetzt in Italien geführt wird, erst der Anfang einer schweren Zeit für die Halbinsel. Selbst wenn eine Einigung unter Victor Emanuel gegen alle innern und äußern Gegner durchgesetzt wird, ist schwer abzusehen, woher Piemont den großen Ueberschuß von intellectueller und administrativer Kraft nehmen soll, um den ungeheuern Zuwachs zu regieren, der sich seiner größeren Hälfte nach in einem Zustande der äußersten politischen Demoralisation befindet. Und dieser Kampf selbst! Im günstigsten Fall wird sein Schluß ein erbitterter Krieg zwischen dem neuen Italien und Oestreich sein, und Oestreich ist trotz allem der militärisch überlegene Gegner. Aber ein Volk, welches einig und frei werden will, bedarf, so scheint es uns, eine Heldenzeit patriotischer Kämpfe, welche auch die schwache und indolente Majorität heftig aufrütteln und an die Stelle des Enthusiasmus eine härtere, dauerhafte Kraft setzen. Eine solche Periode des kriegerischen Heraufarbeitens und Abhärtens haben auch Völker vom germanischen Stamm durchmachen müssen, die Schweizer, die Niederländer, die Preußen Friedrich des Großen — alle gegen das Haus Habsburg!

Jene furchtbare, entscheidende Probe für die italienische Tüchtigkeit steht noch bevor, wir Deutsche werden dabei nicht ihre Bundesgenossen sein, denn wir haben auch alte Pflichten gegen die Deutschen Oestreichs, welche dem Princip ihrer Regierung folgend gegen die Italiener in Waffen stehn. Aber wir werden mit bangem Antheil auf einen Kampf blicken, bei welchem unsere Sympathien getheilt sein müssen, und wir werden, wenn wir weise handeln, jede Gelegenheit benutzen, vermittelnd und versöhnend einen solchen Kampf zu dem Ende zu führen, welches den höchsten Interessen Deutschlands und Preußens entspricht. ♀

Ein Bild aus dem deutschen Hofleben.

1680.

In der Zeit nach dem westphälischen Frieden fand allmälig eine völlige Umgestaltung des Lebens und der Sitte an den deutschen Höfen statt, die bis

Digitized by Google

dahin einen eigenthümlich deutschen Charakter gehabt hatten. Die Fürsten, und die, welche ihnen nahe standen, verloren mit der Entfremdung vom Kaiser und Reiche und mit dem Bewußtsein ihrer Selbstständigkeit nach und nach das nationale Gefühl, das auch in den schlimmsten Zeiten des religiösen und politischen Zwiespalts sich oft noch recht kräftig geltend gemacht hatte, und wurden allmälig von Frankreichs Herrscher, Ludwig dem Vierzehnten und den Franzosen abhängig, deren glänzend entwickeltes Hofleben, deren Literatur und Sitte das deutsche Leben beinahe ein Jahrhundert lang mehr oder minder bedingte. Es ist nicht uninteressant, uns ein Stück dieser Entwicklungsperiode durch die charakteristische Mittheilung eines Zeitgenossen zu vergegenwärtigen, und wir wählen dazu die noch nicht gedruckte Aufzeichnung eines bayrischen Hofcavaliers aus dem Jahre 1680, der als harmloser Lebemann ganz naiv, aber doch so erzählt, daß die Reaction gegen die französische Sitte und die französische Anmaßung noch überall zu bemerken ist. Zur Erläuterung dieser Mittheilung möge aus den archivalischen Acten der Zeit einiges zuvor bemerkt werden. Ludwig der Vierzehnte verstand es mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit, den Zersetzungsproceß der deutschen Nationalität, wie er an der alten Form des heiligen römischen Reiches sich kund gegeben hatte, zu befördern und für die Hegemonie Frankreichs in den nächsten Jahrzehnten auszubeuten. Die meisten deutschen Höfe waren durch politische Alliancen oder, was fast noch schlimmer war, durch wirksame Intriguen französischer Bevollmächtigten an Ludwigs Interesse gefesselt. Zu den letztern gehörte bis 1680 der kurbayrische Hof. Dort gab es nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian, der, wenngleich manchmal von französischen Einwirkungen abhängig, sich noch ganz als deutscher Fürst gezeigt hatte, unter seinem Sohne Ferdinand Maria, der 1679 starb, am Hofe eine französische Partei, welche unter der Leitung eines französischen Residenten eine den Interessen Ludwigs sehr ersprießliche Neutralität Kurbayerns in dem damaligen Reichskriege zu erhalten wußte. Auf Ferdinand folgte sein Sohn Maximilian Emanuel, für den, weil er erst 17 Jahre alt war, der Oheim Maximilian Philipp als Administrator die Regentschaft führte. Die Ueppigkeit des französischen Hoflebens hatte schon hier, wie fast überall in Deutschland, die alte deutsche Hofsitte umzuwandeln begonnen. Auch Max Emanuel hatte in dieser neuen Schule französische Sprache und Lebensart lieb gewonnen, wie sein späteres Leben und die spätere Maitressenwirthschaft noch deutlicher beweist. Doch damals war er den Franzosen noch gram, und die deutschgesinnten Minister fingen an mit steigendem Erfolge gegen die französischen Intriguen zu reagiren. Ludwig wünschte eine Verbindung der Schwester des Kurfürsten, der Prinzessin Maria Anna mit dem Dauphin. Die Unterhandlungen zogen sich lange hin, weil Ludwig Bedingungen stellte, denen die deutsche Partei in München energisch entgegentrat. Endlich schickte Ludwig 1679 den jüngern Colbert als außerordent-

Digitized by Google

lichen Botschafter nach München, dem es endlich gelang, im Februar 1680 jene Verbindung zu Stande zu bringen. Nach gleichzeitigen Gesandtschaftsberichten vertrat er dort seinen Herrn mit all der Anmaßung, welche die damaligen französischen Residenten charakterisirte. Die kurfürstlichen Gesandten beschwerten sich, daß er in seinem Hause keinen von ihnen, wie früher geschehn war, die Oberhand ließ, sondern dieses nur den Gesandten der gekrönten Häupter zugestand. Auch in andern Dingen wurden bayrische und fremde Diplomaten fortwährend verletzt. Dem Kaiser war bange geworden, als er von diesen Dingen gehört hatte. Er hatte, um sich nichts zu vergeben, ohne besondern Grund noch einen außerordentlichen Botschafter nach München geschickt, der seinen gewöhnlichen Residenten unterstützen sollte. — Der Graf von Lobkowitz kam mit 30 Personen und 30 Pferden nach München, „ein junger, braver, wohlgestalteter Cavalier," wie es in einem Gesandtschaftsberichte heißt, „dessen gutes Exterieur ihn schon recommandirt hat." Weiterhin heißt es: „Er wird hier einen trefflichen Staat führen — es soll dieser Cavalier zwar jung, aber sehr qualificirt und dabei ein großer Spieler sein." Dem sei, wie ihm wolle, dem französischen Gesandten wirkte er entgegen und hatte daran Antheil, daß sich Colbert mit dem Verlöbniß der Prinzessin mit dem Dauphin begnügte, ohne die von Ludwig gestellten Bedingungen durchzusetzen. Als Colbert in der Abschiedsaudienz so unverschämt war, zu äußern: „der König von Frankreich hoffe, man werde wegen der jetzigen Verbindung aller Zeit mit seinem königlichen Hause in einer guten Intelligenz leben und er hoffe nicht, daß der Kurfürst eine Heirath schließen und eine Prinzessin wählen werde wider des Königs Willen und Genehmhaltung," so erhielt er die Antwort: „Man wollte zwar bemüht sein, mit Ihrer Majestät in gutem Verständniß zu stehn, sich aber fernerhin in keine verbindliche Alliance einlassen und das Geringste nicht versprechen und es Kurf. Durchlaucht Disposition überlassen, wohin Sie dero Affection wenden wollten und würde Derselben nicht zugemuthet werden können, Jemand deßwegen zu consuliren."

Diese Verbindung mochte zunächst der Prinzessin einige Befriedigung verschaffen, denn sie schreibt nach der Hochzeit an ihren Bruder, den Kurfürsten: „Ich muß dem Herrn Bruder meinen glücklichen Zustand überschreiben und absonderlich die Vergnügung, welche ich die Aschmittwochen Nachts gehabt habe, communiciren, da der Monsieur le Dauphin 12 Stunden bei mir geblieben." Aber Ludwig hatte zunächst keinen Vortheil, da der Kurfürst sich bald darauf mit einer Tochter des Kaisers vermählte und bis zum östreichischen Erbfolgekriege mit dem Kaiser dem König von Frankreich entschieden entgegentrat. Erst der Tod des Königs von Spanien machte den Kurfürsten zum Bundesgenossen des Königs von Frankreich.

Wir lassen jetzt die Beschreibung der Reise der Prinzessin Maria Anna, der Braut des Dauphins von München bis zur französischen Grenze folgen.

ed by Googl

„Den 5. Febr. ist man von hier um 12 Uhr aufgebrochen mit der Madame la Dauphine Gefolg, so in folgenden Personen bestanden, als nämlich Monsieur le Duc de Crequy mit seiner mithabenden französischen Suite, von uns der Oberkämmerer Baron de Rechberg, Gräfin von Porzia, Obersthofmeisterin, samt allen Hoffräulein und Kammerdienerinnen, dem Marquis de Harrecourt als Capitaine des Gardes samt seinem Lieutenant Herrn Graf von Haursperg und dem Cornet Baron Royer mit 50 Hartschirern, der alte Marquis de Beauveau und 6 Kammerherrn, Graf von Breussing, Baron von Rechberg, Hr. Nogarola, Baron von Enzberg und Baron Baumgarten, 2 Truchsesse, Baron Guidebon u. s. w. Heinhausen, 8 Edelknaben mit dem Hofmeister, sammt allen Officieren, so zur Küche, Keller, Confect, Stallamt u. a. von Nöthen gewesen, auf 500 Personen und so viel Pferde in allem, so alles bis an die französische Grenze gegangen. Neben diesen hat d. h. Administrator, dessen Frau Gemahlin und der Kurfürst das Geleit mitgegeben und zu Fürstenfeld beieinander übernachtet. Den sechsten auf Mittag nach Imhoffen, allwo sich die fürstlichen Personen zwischen dort und Augsburg separiret. Wir aber nacher Augsburg, allwo wir mit Lösung der Stücken, Bürgerschaft zu Fuß und zu Pferde, samt dem Magistrate auf der Grenze, vor und in der Stadt sind empfangen und mit gewöhnlichen Praesenten sind regaliret worden. Den 7. hat man einen Rasttag gehalten, da die fürstlichen Personen die letzte Adieuvisite gegeben und mit der Madame zu Mittag gespeiset. Die Madame hat folgend allen Leuten Audience gegeben, so es verlangt, und hernach alles in der Stadt besehn. Den 8. haben wir ein Frühstück genommen und sind nach Immershausen auf Herrn Hoffs v. Augsburg Territorio gereiset. Der Kurfürst ist samt 7 Personen auf der Post in gleichen Kleidern, lauter Scharlachröcken mit goldnen Knöpfen incognito zu uns kommen. Den 9. ist er grade nach Ulm voran, wir auf Mittag nach Burgau, wo uns Graf Hans Otto Fugger im Namen des Kaisers empfangen und speiret, auch begleitet durch alle Zugehör; auf die Nacht nach Güntzburg. Den 10. bis Ulm, da hat man uns noch magnifiquer als zu Augsburg empfangen und tractiret. Daselbst haben wir den 11. einen Rasttag gemacht; da ist eine große Zusammenkunft von Cavalieren und Dames aus dem Schwabenlande gewest. Nachdem man selbigen Tages Alles gesehn, haben wir in des Kurfürsten Quartier, so unter dem Namen Czivelly gewesen, einen Tanz gehabt, wo alle unsere und fremde Dames gewesen. Den 12. hat's vom Kurfürsten und Madame ein hart- und herzbrechendes Abscheiden gegeben, so nicht zu beschreiben. Endlich sind wir noch auf die Nacht nach Blaubeuren, wo uns der Herzog von Würtemberg h. Administrator,*) der bravste Fürst von der Welt, in Person an

*) Friedrich Carl, Vormund des noch unmündigen, später durch die Grävenitz berüchtigt gewordenen Herzogs Eberhard Ludwig, der mit dessen weiter unten erwähnter Mutter, Magdalena Sibylla von Hessen damals die Regentschaft führte.

Digitized by Google

der Grenze empfangen, mit seinem ganzen pompeusen Hoffstaat und also durch das ganze Würtembergische begleitet, hat die Madame bedienet, allezeit mit uns zu Pferde, auch aus Respect nicht mit ihr gespeiset, sondern uns bayrische Cavaliere mit Ihnen speisen lassen an seiner Tafel, aber keinen Franzosen, außer den Duc de Crequy. Er hat von der Madame an bis auf die Lakaien auf allen Tafeln à la Française so magnific tractiret, alles aus Pyramiden, daß es nicht zu beschreiben, sondern eine Verschwendung gewest und dieses zweimal täglich durchs ganze Würtemberger Land. Er hat in die 20 Centner genueser Confect bringen lassen und 28,000 Stück Limonien und Pomeranzen, den 13. auf Münsingen, den 14. nach Reutlingen, den 15. Mittags nach Tübingen, davon uns die verwittibte Herzogin mit der Prinzessin bis an die Grenze 2 Stunden weit entgegen gefahren mit vielem Frauenzimmer, haben sich nach Absteigen und Becomplimentiren zu Madame in die Kutsche gesetzt und nach Tübingen unter Lösung vieler Stück ins Schloß begleitet und daselbst unbeschreiblich tractiret worden. Die Herzogin haben wollen mit der Madame speisen, Monsieur de Crequey aber hat nicht wollen zulassen, daß sie auf einen Lehnsessel solle sitzen, sondern ohne Lehn, so die Kaiserin selbst nicht prätendirt hat. Weilen aber Crequy nicht hat wollen weichen, haben sie allein gespeiset. Selben Tag auf der Nacht sind wir nach Rothenburg gelanget, den 16. auf Orbe (Horb), den 17. auf Freudenstadt, wo uns der Herzog von Würtemberg das Adieu gegeben und öffentlich gesteht: Er habe die Ehren und Tractamente präcise aus Estime und Consideration dem Hause Bayern gethan. Soviel zu sagen: daß ers wegen Frankreich nicht gethan hätte. Den 18. sind wir über den schlimmen Kniebis nacher Oppenau, Bisthum Straßburg, wo man uns wenig Ehre angethan, gereist. Den 19. auf Oberkirch, auch dem Bischof zugehörig. Den 20. haben wir dort einen Rasttag gemacht, da viele der Franzosen zu Straßburg keinen Rastag machen wollen. Den 21. sind wir nacher Straßburg, wo wir noch magnifiquer als zu Ulm und Augsburg sind einbegleitet worden: dorten ist schier aller Adel aus beeden Elsaß beykommen. Den 22. sind wir mit Madam la Dauphine nach Fegersheim, ein abgebranntes Dorf, eine starke Meile von Straßburg, einem von Batzenhausen zugehörig, auf Mittag angelangt, wo unterwegs an der Grenze der General Monclas mit einer Leibgarde von 100 Mann, mit blauen Röcken und einer silbernen Borte verbrämt, 3 Comp. Reiterei und 2 Comp. Dragoner von Breisach uns angenommen und gleich vor unsrer Garde des Platzes hinter der Carosse sich bedient. Im Dorfe ist eine Scheuer mit Eseldecken tapezirt gewesen, wo man Madame empfangen, logiret und tractiret. Wie die Madame von der Kutsche abgestiegen, hat sie beim Thor Mr. Duc de Richelieu ihren Oberhofmeister und seiner Frau, Oberhofmeisterin, 2 Dames d'atour als Mad. de Rochefort und Mad. la Mote samt 4 Hofdamen, keine nichts saub-

Digitized by Google

rés, 3 Kammerdienerinnen des Dauphins, 2 Säugammen, 3 königliche Kammerdiener, 2 Tapezierer, dabei auch ihr premier aumonier*) l'Evêque de Condom, so des Dauphins Präceptor gewest, und ihr neuer Beichtvater, ein Jesuiter, ein arges Männlein, gestanden und sie empfangen; sonst hat sie keinen andern Hofstaat, etliche Pagen und Lakaien sind vom Könige. Nachdem man Madame in die Scheuer geführt, hat man von uns schon Niemand in die Nähe zu ihr gelassen. Sie aber haben öfters an der Madame gezupft, alles benachtet und oft so kindische Sachen vorgebracht, daß es einem verdrossen, hat uns oft sehnlich angeschaut. Wir sind auch in lauter Scheuern gespeiset worden. Das Tractament ist ziemlich fein gewesen, doch dem Würtembergischen nicht gleich, uns deutsche Cavaliere und Dames hat man ganz absonderlich allein gespeiset, und ist keine französische Seel zu uns kommen, auch geschwind über und übergangen und mit dem Aufbruch greulich geeilet. Gleich nach der Tafel hat Mr. le Duc de Crequy den Damen und Cavalieren die Kleinodien und Präsente gegeben, der Thresonier hat, was in Geld gewesen, den Leuten ausgetheilt in lauten spanischen Dublonen. Es werden diese Präsente in Kleinodien und Geld von 40—50,000 Rthl. geschätzt. Ich haben einen spitzigen Diamanten briliant geschnitten auf die neue Mode bekommen, davor mir schon haben wollen die Juweliere in Ulm und Augsburg 1000 Thlr. geben. Vielen sind allein 1000 Thlr. Lohngeld gegeben worden, wie dem Medico und dem Contralor (?), dem Kammerdiener 500 Thlr., den Dames köstlicher Schmuck. Meine Schwester hat 12 Diamantknöpfe und 12 Schlingen dazu, wie man's jetzt trägt, à la mode en brillant geschnitten bekommen, so 3—4000 Thlr. estimiret wurden. Hernach hat man uns Urlaub nehmen lassen, nur en passant: da hat man sie gleich mit Gewalt zur Kutsche geführt, daß man ihr sogar nicht Zeit gelassen, ihren Schleier zu nehmen, sondern gesagt, man wollte es durch einen Reitenden nachschicken, hat sie doch mit gnädiger Miene den Kopf neigend von uns noch Urlaub genommen. Man hat ihr keinen deutschen Hund, geschweige einen Menschen mit ihr gelassen, sogar den Beichtvater nicht. Um 2 Uhr sind wir von einander geschieden, sie auf Briefelde und wir auf Straßburg. Den 22. haben wir einen Rasttag in Straßburg gemacht und von Pfalz Veldenz mit einem Ball und Collation tractiret worden. Den 24. sind wir nacher Schwarzach, den 25. Mittag Rastatt, Nachts Ettlingen. Den 26. Pforzheim, den 27. Wisach, den 28. hat die ganze Suite der Herzog von Würtemberg nach Stuckart geladen, den 29. dorten behalten und unbeschreiblich tractirt mit Tanzen, Maskeraden, hat uns auch alles in Splendor sehn lassen, haben auch schöne Rosse getauscht. Den 1. Martii sind wir auf Mittag nach Eßlingen, Nachts Ebersbach, den 2. Heidenheimb, den 3. Dillingen, 4. Mittag Altmünster, auf die Nacht auf

*) Bossuet.

Digitized by Google

Augsburg, dorten den Fastnachtabend mit Tanzen und Maskeraden zugebracht, am Aschermittwochen dorten ausgerast, am Donnerstag Nachts auf Bruck: am Freitag, Gottlob, glücklich hier wieder angelangt. — Helbig.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.

Der Kampf um die höchste politische Gewalt in den Vereinigten Staaten hat aufs neue begonnen, aber der Ausgang scheint ungewisser als jemals. Die alten Parteien sind zerrüttet, und keine dauerhafte Neubildung ist an ihre Stelle getreten. Bis vor zehn Jahren kannte man nur zwei wirkliche Parteien, die Whigs und die Demokraten. Die erstern, die sich auch Föderalisten nannten, strebten vor allem für die Befestigung des Bundesstaates, die Demokraten für die Selbständigkeit der einzelnen Staaten; zu der Fahne der Whigs hielten sich fast alle nördlichen Bundesglieder, die Demokraten hatten die Majorität im Süden. So ward der Streit um das politische Uebergewicht bald ein Kampf zwischen den Interessen des Nordens und Südens und damit vor allem um die Sklavereifrage. Der Süden sah seine Macht bedroht durch die beispiellos rasch fortschreitende Colonisation des Nordwestens, wo ein neuer Staat nach dem andern entstand und wo durch die Natur der Dinge Sklavenarbeit ausgeschlossen war. So drängte er zur Annexation neuer Territorien im Süden, durch welche ihm das numerische Uebergewicht gesichert werden sollte, und hatte in diesem Kampfe große Erfolge, da er keine Mittel für seinen Zweck scheute und sein System der Drohungen, Vergewaltigungen und Bestechungen auf das schamloseste betrieb. Die Folge ist gewesen, daß die politische Moralität in der Union auf das tiefste gesunken ist, alle öffentlichen Aemter werden vom Präsidenten als Belohnungen für geleistete Dienste bei der Präsidentenwahl gegeben. „Dem Sieger gehört die Beute," heißt es, die Tüchtigkeit zum Amte kommt wenig in Betracht. — In diesem Kampfe haben in den letzten zehn Jahren die Demokraten immer die Oberhand behalten, weil sie am durchgreifendsten und gewissenlosesten verfuhren, aber sie haben dadurch ihre Gegner auch auf das äußerste erbittert und zu den größten Anstrengungen gereizt, um einem Zustand der offenen politischen Corruption ein Ende zu machen. Die Präsidentschaft Buchanans hat

Digitized by Google

die Stellung des Nordens gestärkt, weil sie nicht nur vollkommen parteiisch, sondern auch sehr wenig günstig für die Interessen der ganzen Union war.

Unter solchen Auspicien eröffnet sich der Kampf um den Sitz im Weißen Haus von Washington. Vier Candidaten stehen bis jetzt im Felde. Breckenridge aus Kentucky vertritt die Ultrasklavereipartei des Südens, ein Mann von großer Begabung, der aber nichts kennt als die Interessen seiner Partei. Douglas aus Illinois ist der Candidat der gemäßigtern Demokraten, er vereinigt großes Talent zur Intrigue mit einem festen Willen und hat durch seine lange politische Laufbahn sehr ausgebreitete Verbindungen. — Unter den Politikern der Antisklavereipartei ist ohne Zeifel Seward der bedeutendste, aber eben deshalb wüthend vom Süden gehaßt, so daß der Norden es für zu gewagt hielt, ihn als Candidaten aufzustellen und einen ehrenwerthen, aber viel weniger bedeutenden Mann gewählt hat, Abraham Lincoln aus Illinois. Endlich ist von einer Partei Bell aus Tenneſſee vorgeschoben, der mehr in der Mitte steht und auf dem Boden der Constitution eine vermittelnde Stellung einnehmen will.

Von diesen vier Candidaten ist Lincoln ohne Zweifel der populärste, und wenn einer derselben die absolute Majorität, welche für die Wahl erforderlich ist, erhält, so wird er es höchst wahrscheinlich sein. Er hat in keiner Weise die großen Eigenschaften, welche ihn für die Präsidentschaft geeignet machen und welche die ersten großen Staatsmänner der Union zierten, aber sein ehrenfester Charakter bürgt dafür, daß er nach Kräften suchen wird der politischen Corruption zu steuern, dem schamlosen Gebahren der Stellenjäger einen ernsten Widerstand entgegen zu setzen und die wirklichen Interessen der Union wahrzunehmen. Er wird es vielleicht nicht wagen Seward zum Staatssecretär zu ernennen, weil diese Wahl den Süden zu sehr erbittern würde, aber man kann sicher sein, daß derselbe einen großen und heilsamen Einfluß auf die Leitung der Geschäfte üben wird. Es ist indeß nicht unmöglich, daß Lincoln die absolute Majorität, die forderlich ist, um als Präsident in das Weiße Haus einzuziehn, nicht erhält; in diesem Falle scheint es aber fast sicher, daß auch keiner der drei andern Candidaten eine solche Majorität gewinnt und sich vielmehr die Stimmen, welche Lincoln mangeln, unter ihnen zersplittern werden. — In diesem Falle geht nach der Verfassung die Ernennung zunächst auf das Haus der Repräsentanten über, welches unter den drei Candidaten, welche die meisten Stimmen haben, zu wählen berufen ist. Wäre der Wahlmodus hier so, daß die absolute Majorität der Mitglieder des Hauses entschiede, so wäre die Wahl Lincolns kaum zweifelhaft, da die Demokraten hier in der Minorität sind, während sie im Senat die Majorität haben; aber der Vorschrift zufolge wird nach Staaten gewählt, d. h. die Repräsentanten jedes Staates müssen sich über einen Candidaten vereinigen und geben dann nur eine Stimme. Da

Digitized by Google

sich nun die nördlichen und die südlichen Staaten ziemlich die Wage halten und ähnlich getheilt sind wie die Bevölkerung im Großen, so ist es nicht unmöglich, daß wenn keiner der Candidaten bei der Volkswahl die absolute Majorität erhält, auch der Ausweg der Wahl durch das Haus der Repräsentanten keine Entscheidung herbeiführt. Kann das Haus vom zweiten Mittwoch des Februar bis zum vierten März keine definitive Ernennung herbeiführen, so sind sämmtliche Präsidentschaftscandidaten beseitigt und der Senat wählt dann von den zwei Candidaten für die Vicepräsidentschaft, welche die meisten Stimmen haben, einen zum Präsidenten. Jede Partei stellt nämlich zugleich mit ihrem Candidaten für die Präsidentschaft einen für die Vicepräsidentschaft auf, so stehen Breckenridge Johnson, Douglas Lowe, Lincoln Bamlin, und Bell Everett zur Seite. Von diesen ist nur der letztere ein Mann von politischer Bedeutung, er hat verschiedne diplomatische Posten mit Auszeichnung bekleidet, ist ein bedeutender Redner und seine Kenntniß des Alterthums hat ihm den Beinamen Classical Everett verschafft. Aber er hat keinen hervorragenden Antheil an den Parteikämpfen genommen und sein politischer Muth hat bis jetzt noch keine Proben bestanden. Kommt nun die Wahl an den Senat, so wird derselbe, da die Demokraten in ihm die Majorität haben, natürlich einen der beiden demokratischen Vicepräsidentschaftscandidaten wählen, wenn Johnson oder Lowe unter denselben sein sollten, welche die meisten Stimmen erhalten. Der Senat wird aber im entgegengesetzten Falle Everett immerhin Bamlin vorziehn, weil er ihm principiell weniger entgegentreten würde, obwol er ein alter Whig aus Websters Schule ist.

Man sieht danach, wie ungewiß alle Aussichten und Berechnungen sind, wenn auch Lincolns Wahl noch das wahrscheinlichste Resultat bleibt. Bisher hat der Kampf noch nicht ernstlich begonnen, die Parteien suchen erst ihre Stellungen einzunehmen, und dies ist nicht leicht, wo jede drei Gegner hat. Nach diesem vorsichtigen Tasten und Sondiren wird aber wahrscheinlich ein heftiger Streit ausbrechen, der bis zur Entscheidung der Wahl fortdauern wird, und die nächsten Monate werden zu den bewegtesten gehören, welche die Union in neuerer Zeit durchlebt.

Wir glauben aber deshalb noch nicht, daß das Bestehen des Bundesstaates gefährdet ist, der Süden wird sich nicht trennen, wenn Lincoln gewählt wird, so oft er auch damit drohen mag. Der Kampf zwischen Norden und Süden wird fortdauern bis zum unzweifelhaften Siege des Nordens. Erst nach demselben wird die Frage einer möglichen Spaltung ernstlich hervortreten, je nachdem der Norden seinen Sieg benutzt. Wenn er versucht die Sklaverei abzuschaffen, so wird der Süden sich trennen, sieht er die Unmöglichkeit ein abolitionistische Theorien durchzuführen, so kann die Sklaverei gemildert und begrenzt werden.

Digitized by Google

Zur Charakteristik der Schotten.

Unter dem Titel „eine Frühlingsfahrt nach Edinburg“ ist von K. Elze (Dessau, im Verlag der Aue'schen Buchhandlung) eine kleine Schrift erschienen, die ein recht ansprechendes Bild vom Leben der Hauptstadt Schottlands und der Südschotten überhaupt gibt, und der wir die folgenden Mittheilungen über die Eigenthümlichkeiten des dortigen Volkes entnehmen. Die Schotten erscheinen dem Ausland gegenüber noch mehr als die Irländer als Theil der englischen Nation, und nicht mit Unrecht, da sie die Grundlagen, auf denen jedes Volksthum beruht, Sprache, Literatur, Religion und bürgerliche Verfassung, mit dieser gemein haben. Indeß ergeben sich bei näherer Betrachtung doch nicht unwesentliche Verschiedenheiten. Zunächst sind die Mischungsverhältnisse beider Nationalitäten andere, indem in Schottland das normannische Element in dem Maße zurücktritt, in welchem das celtische in den Vordergrund gerückt ist, und indem andrerseits England seinen germanischen Bestandtheilen nach vorwiegend sächsisch, Schottland vorwiegend skandinavisch ist. Dann hat der schottische Patriotismus in Folge der Geschichte des Landes schon den Charakter der Streitbarkeit angenommen, der Spott der Engländer über die Eigenthümlichkeiten der Schotten hat sie stolz auf dieselben gemacht und sie veranlaßt, sie schärfer zu betonen. England findet die Begeisterung der Schotten für ihre Gebirgsseen und Moore, für ihr modernes „Athen“ — Edinburg — für ihre nationalen Erinnerungen, die celtische Tracht und die unaussprechlichen celtischen Namen, ihren Puritanismus und ihre Küche lächerlich. Es zieht die Schotten mit ihrer Rechthaberei, ihrer Sparsamkeit, ihrer Pfiffigkeit und ihrem Geschick, in der Fremde Glück zu machen auf, und doch bilden grade diese Eigenschaften, auf ihr rechtes Maß zurückgeführt, den edelsten Theil des schottischen Volkscharakters. Der Reisende wird in Schottland fast nie angebettelt. Mit dem Fleiß des Volkes stehen Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in natürlicher Verbindung. Und wenn es wahr ist, daß im Wesen des Schotten eine große Nüchternheit und Kälte liegt, sodaß man sich nach Jahren noch fremd im Lande fühlt, so zeichnen sie sich dafür durch reine Sitte und taktvollen Anstand aus.

Um die Schotten in ihrer Häuslichkeit und Geselligkeit kennen zu lernen, lassen wir uns nun mit des Verfassers eignen Worten die Reste ihrer Volksthümlichkeit oder richtiger ihre Provinzialismen vorführen; dieselben bestehen zunächst in der Tracht. Die eigentliche celtische oder hochländische Tracht ist zwar in den gebildeten Ständen völlig außer Gebrauch gekommen — nur die Knaben gehen noch häufig im Kilt einher —, aber es haben sich wenigstens einige Einzel-

Digitized by Google

heiten erhalten, wie das außerordentlich zweckmäßige Plaid, das gegenwärtig bei den Reisenden aller Nationen Anerkennung gefunden hat, die bequeme schottische Kappe, die gewürfelten Stoffe, welche die allgemeine Farblosigkeit unserer Kleidung angenehm unterbrechen, und die charaktervollen Schmucksachen für Herren und Damen, jene Broschen, Schnallen und Ringe, die mit rührender Treue den tausendjährigen celtischen Originalen nachgebildet und mit den hübschen schottischen Steinen (Cairngorms) geziert werden.

Einzelne volksthümliche Züge finden sich auch in der Einrichtung der älteren Häuser. Hier öffnet uns kein Diener oder Mädchen, sondern die Thür springt durch eine unsichtbare Vorrichtung auf. Oder wenn es unser eigenes Haus ist, so schließen wir mit einem Schlüssel auf, dessen Bart nicht senkrecht, sondern wagrecht steht und durch den die Klinke in die Höhe gehoben wird. Wir steigen dann eine steinerne Treppe hinauf, die ohne Flur oder Vorhalle uns unmittelbar ins zweite Stock zu führen pflegt, wenn nicht unser Freund das meist zu Läden u. dgl. benutzte Erdgeschoß bewohnt. Die Häuser sind nämlich nach Stockwerken (hier Flats genannt) abgetheilt, so daß in der Regel das Erdgeschoß mit dem ersten, sowie das zweite mit dem dritten Stock für sich bestehende Häuser bilden. Etwas Aehnliches soll sich hier und da auch in Hamburg finden. Ein vollständiges Haus nach edinburger Begriffen hat demnach drei Thüren dicht neben einander, die linke und rechte für je eine Hälfte des Erdgeschosses nebst erstem Stock, die mittelste dagegen gemeinsam für die beiden Hälften des zweiten mit dem dritten Stockwerke, so daß das ganze Haus in vier Wohnungen oder Häuser zerfällt. Diese Flats werden sogar als selbständige Häuser verkauft, und wenn Jemand hier ein Haus besitzt, so heißt das in der Regel einen oder zwei Flats. Der Käufer muß übrigens dem ursprünglichen Eigenthümer (Overlord) außer dem Kaufpreise noch eine jährliche Abgabe von einigen Pfunden zahlen (Feu-duty), was sich offenbar als ein Ueberbleibsel des Lehnrechts zu erkennen gibt. Diese sonderbare Einrichtung der Stockwerk-Häuser beruht auf der Abneigung der Engländer und Schotten mit Fremden unter demselben Dache zu wohnen. Jede Familie will ihr abgeschlossenes Wohnhaus haben, und verabscheut die kasernenartige Zusammenstopfung zahlreicher Familien in einem und demselben Hause, wie sie auf dem Festlande üblich ist. Die englische Einrichtung der kleinen, wo möglich freistehenden Häuser für jede Familie findet daher auch in Schottland immer mehr Anklang und Nachahmung; man nennt solche Häuser hier „Self-contained houses". Im Uebrigen gleicht die häusliche Einrichtung der Schotten durchaus der englischen. Wir finden in den Zimmern dieselben Teppiche, deren Mangel den Engländern und Schotten als ein sicheres Kennzeichen eines ärmlichen und nur halb gebildeten Volkes zu gelten pflegt, dieselben Kamine, Fenster und Wandschränke, dieselben quadratischen Himmelbetten. Der sogenannte

Comfort, auf welchen Engländer und Schotten so stolz sind, ist übrigens ein Vorrecht der höheren Gesellschaftsclassen, während in den mittleren und unteren Schichten sich oft das gerade Gegentheil findet und die Zimmer meistens ein kahles und frostiges Aussehn haben. Das rührt hauptsächlich von der Einfachheit und geringen Zahl der Zimmergeräthe her, indem sich in den Wohnzimmern des Bürgerstandes z. B. weder Schränke noch Schreib- oder Nähtische finden. Der Blumenschmuck der Fenster, der uns Deutschen so lieb und unentbehrlich ist, wird gänzlich vermißt.

Daß die schottische Küche reich an volksthümlichen Besonderheiten ist, kann uns nicht Wunder nehmen; besitzen doch auch in allen übrigen Ländern die einzelnen Provinzen ihre eigenthümliche Kochkunst. Es kann nicht unser Zweck sein, die schottischen Lieblingsgerichte zu beschreiben: die ärmlichen Haferkuchen, nach denen Schottland spottweise das „Kuchenland" (Land of Cakes) genannt wird, die Suppen (Hotchpotch, der französische Hoche-pot, und Broth and Kale) die sich hier einer größeren Beliebtheit erfreuen als in England; den Schafskopf, der kalt am besten schmecken soll; den gefüllten Schafsmagen (Haggis), oder den beißenden indischen Currie, womit fast alle Speisen gewürzt werden. Allein es gibt einen bereits oben angedeuteten Charakterzug der schottischen Küche von viel tieferer Bedeutung, das ist der Einfluß der Theologie. Das mag übertrieben klingen, ist es aber keineswegs. Die Schotten, namentlich die Hochländer, sind nämlich noch immer abgesagte Feinde des Schweines. Warum? Zunächst weil Moses den Genuß des Schweinefleisches verboten hat, zweitens aber, weil der von Jesus ausgetriebene unsaubere Geist in die Säue fuhr. Schon zu den Zeiten der Grenzerkämpfe mit den Engländern wurde es als eine außergewöhnliche Raubsucht angesehn, wenn sich die Grenzer herabließen, auch diese unreinen Thiere als Beute fortzuschleppen. Von Jakob dem Sechsten erzählt Ben Jonson ausdrücklich, daß er nichts vom Schweine liebte. Die Beobachtung der alttestamentlichen Speisegesetze geht aber noch weiter, indem die Schotten (wie auch die Engländer) keinerlei rohes Fleisch genießen, das nach ihrer Ansicht keine für einen Christenmenschen passende Nahrung ist. Den Juden war es bekanntlich streng verboten, Blut zu essen, und dieses Verbot wird im neuen Testament wiederholt. Denn mit Blut wurden ja die Bündnisse der Heiden besiegelt, und Blut essen war ein heidnischer Greuel; das Blut hielt man für den Sitz der Seele; das Blut ist endlich das Lösegeld für die Sünde. Moses sagt: Esset das Fleisch nicht, das noch lebet in seinem Blute, d. h. so lange es noch roh ist, und im dritten Buch Mosis wird wiederholt eingeschärft: Das sei eine ewige Sitte, daß ihr kein Fett noch Blut esset. Das Fett sehen die Schotten gegenwärtig im Oel verkörpert, das ihnen deshalb zuwider ist. Auf diese Weise sind viele gesunde und wohlschmeckende Gerichte von der schottischen

Digitized by Google

Tafel ausgeschlossen, und es läßt sich danach ermessen, wie sehr die Schotten unsere deutschen Würste verabscheuen müssen, welche nicht nur vom Schweine herrühren, sondern großentheils aus Fett und Blut bestehn. Nur Austern werden roh gegessen, weil sie kein Blut haben; aber auch sie kommen sehr häufig in irgend einer Gestalt gekocht auf den Tisch.

Die schottische wie die englische Küche hat überhaupt einen dorischen, um nicht zu sagen cyklopischen Charakter, während die französische dem ionischen und die deutsche dem attischen Stile entspricht. Den Engländern und Schotten kommt es nur auf die Nahrhaftigkeit und Güte der Stoffe, den Franzosen dagegen nur auf die schmackhafte und verfeinerte Zubereitung an. Die höheren Stände sind jetzt freilich auch hier der Einförmigkeit ihres Roastbeefs überdrüssig geworden und halten sich meist französische Köche. Namentlich auf den Herrensitzen herrscht ein großer Luxus in Küche und Keller, während die bürgerlichen Stände oft mit Mahlzeiten vorlieb nehmen, welche nach deutschen Begriffen kaum den Namen eines Mittagbrotes verdienen. Im Ganzen genommen haben die Schotten, wie alle Nordländer, die Freuden der Tafel von jeher um so mehr geliebt, als ihnen andere, geistigere Genüsse wie Theater, Musik und Tanz nur in sehr beschränktem Maße zu Gebote standen, oder vom Presbyterianismus in die Acht erklärt wurden. Gastmähler bilden hier den Mittelpunkt der Geselligkeit, und man muß es den Schotten zum Ruhme nachsagen, daß sie im besten Sinne außerordentlich gastfrei sind. Die gewöhnliche Tafelstunde ist sechs Uhr. Die Geschäfte des Tages sind alsdann beendet, und da man Theater oder Concerte nicht besucht, so hat man vollkommen Muße sich dem Mahle zu widmen. Man ißt und trinkt reichlich, zwar unter Beobachtung strengster Etikette, aber man liebt dabei eine ungezwungene und geistreiche Unterhaltung. Bilden doch die sorgfältig aufgezeichneten Tischgespräche (Table-Talks) berühmter Männer einen förmlichen Zweig in der englischen Literatur! Es ist bekannt, daß die Damen nach Tische sich zurückziehn, während die Herren bei der Flasche und dem Naschwerk sitzen bleiben. Einer schiebt dem andern die krystallenen Karaffen mit Sherry, Portwein und Burgunder zu, und jetzt ist die Zeit für ernste und heitere Trinksprüche. Etwa um neun Uhr vereinigt man sich im Gesellschaftszimmer wieder mit den Damen, die unterdessen den Thee und Kaffee bereitet haben. Von einem Abendbrot ist natürlich nicht die Rede. Den Beschluß des Tages macht endlich nach dem Thee der berühmte Whisky-Punsch (Toddy), den einzelne Herren schon beim Nachtisch dem Weine vorziehn. Ohne Toddy ist der Schotte kein Schotte. Der Toddy ist nicht nur eine kastalische Quelle der schottischen Dichter, sondern auch die wahre schottische Panacee. Er heilt Kopf-, Zahn-, Brust-, Magen-, und andere Schmerzen. Man bereitet und genießt ihn daher mit wahrer Andacht; in großen Tummlern wird er regelrecht

ed by Google

gemischt und dann mit zierlichen, ausschließlich zu diesem Behufe dienenden Schöpflöffeln in die kleinen Likörgläser geschöpft, aus denen er unabänderlich getrunken wird. Es läßt sich nicht leugnen, daß sowohl die schwere Kost als auch die feuchte oceanische Luft hier den Genuß geistiger Getränke mehr zum Bedürfniß machen, als auf dem Festlande oder in südlichen Klimaten, und es ist eben so gewiß, daß dieses Bedürfniß kaum auf eine angenehmere Weise befriedigt werden kann, als durch den Toddy.

Was von den Vergnügungen der Engländer öfter gesagt worden ist, daß sie meistens einen ernsten, lehrhaften Charakter haben, gilt von denen der Schotten noch in erhöhtem Maße. Sie sind im Grunde nicht sowol Vergnügungen, als ein Minimum von Wissenschaft, Studium oder Geschäft. Der Engländer und Schotte verlangt überall etwas Wirkliches, Thatsächliches; er will überall geistig beschäftigt und wo möglich belehrt sein. Seine Belustigungen sind daher nichts weniger als lustig; sie entspringen alle aus dem Kopfe, nie aus dem Herzen oder gar dem Blute. Da ist keine Spur von der sinnlichen Ausgelassenheit der romanischen oder slavischen Völker, wie sie sich in ihren Tänzen ausspricht, oder von dem harmlosen Zeitvertreibe der Deutschen, welcher, wie Goethe von der geselligen Unterhaltung verlangt, wenig mehr als nichts ist. Wir sind bekanntlich das Volk der Denker par excellence; wenn wir spielen, wollen wir uns unserer Gedanken entschlagen und von der Geistesarbeit ausruhen. Engländer und Schotten denken und grübeln weniger und haben daher auch zu ihren Spielen noch Denkkraft und Denklust übrig. Sie stürzen sich nicht aus der Gedankenüberfruchtung in die Gedankenlosigkeit. So erklärt es sich, daß das gedankenschwere Schach ein Lieblingsspiel der Engländer und Schotten ist; so geht es zu, daß beide leidenschaftliche Liebhaber von Vorlesungen und von allen Arten belehrender Schaustellungen sind. Die durch Vorträge erläuterten Panoramen vom heiligen Lande, von Aegypten, vom Landwege nach Kalifornien, vom Montblanc und dergl. sind überall der günstigsten und dauerndsten Aufnahme gewiß. Gegenwärtig sind die Photographie, welche von Vielen aus Liebhaberei betrieben wird, und das Stereoskop, für dessen Ausbildung und Bereicherung sogar eigene Zeitschriften bestehen, an der Tagesordnung.

Auch die auf körperliche Uebung abzielenden Spiele und der sogenannte Sport sind von diesem Grundcharakter nicht frei. Die ersteren, unter denen Cricket und das national-schottische Golf obenan stehen, werden in eigenen Clubs ausgebildet und mit wissenschaftlichem Ernst gepflegt, während der in Schottland weniger leidenschaftlich betriebene Sport eine vergnügliche Praxis der Pferde- und Hundewissenschaft ist. So erklärt es sich auch, warum die Musik, welche sich nicht an den Verstand, sondern an das Gefühl wendet, in England und Schottland nicht gedeihn will. Das halbträumerische Behagen

Digitized by Google

und Entzücken, die Gefühlsschwelgerei, womit wir die Musik genießen, wird den Engländern immer fremd und unbegreiflich bleiben. Die Schotten sind durch ihren Puritanismus sogar um ihre liebliche Volksmusik gekommen und gegenwärtig noch unmusikalischer als selbst die Engländer. Was endlich unsere deutschen Spiele um Geld betrifft, so erscheinen sie den ächten Presbyterianern geradezu als sündhaft, da dieselben keinen Unterschied finden zwischen dem Pharao, wo es sich um Haufen Goldes, und dem unschuldigen Whist oder dem stärkenden Billard, wo es sich um einige Kupfermünzen handelt.

Unter allen Vergnügungen eines Volkes steht das Theater vielleicht oben an und verdient daher eine ausführlichere Besprechung. So viel ist auf den ersten Anblick klar, daß dem schottischen Puritanismus gegenüber das Theater natürlich eine sehr untergeordnete, um nicht zu sagen verachtete Stellung einnehmen muß.

Ein gebildetes Volk ohne Theater ist heutzutage nicht mehr denkbar, und es muß daher als ein wirklicher Mangel erscheinen, daß Edinburg kein seiner würdiges Theater besitzt. Queen's Theatre, das von den beiden Theatern das bessere sein soll, habe ich allerdings nicht gesehn, da es eben geschlossen war. Da es aber unter derselben Direction wie das Royal-Theatre steht, so läßt sich von diesem auf jenes ein nicht ungerechtfertigter Schluß ziehn. Das Royal-Theatre ist nämlich nicht viel besser, als ein Vorstadttheater; das Innere ist häßlich und schmutzig, die Bühne klein, und die Truppe, abgesehn von den von Zeit zu Zeit gastirenden „Sternen", unbedeutend. Eine zweckmäßige Einrichtung scheint es, daß, wie bei allen englischen Schauspielhäusern, zu jedem Platze ein gesonderter Eingang führt, wodurch bei möglichen Unglücksfällen ein übermäßiges Gedränge verhindert wird. Die Logen sind sehr vornehm, wenigstens sehr geputzt, und das Paradies, hier richtiger die Hölle, sehr gemein. In den Zwischenacten drängen sich Frauen und Jungen durch die engen Bänke, die aus großen Körben allerhand „Spices" verkaufen; denn an einen Besuch des Büffets in der Vorhalle darf man nicht denken, da es keine numerirten Sitze im Parterre gibt, und jeder sich Entfernende sofort seinen Platz verlieren würde. Die Bühne ist mit dem üblichen rothen oder grünen Teppich bedeckt, und der Abschluß derselben wird nicht wie bei uns durch eine Gardine, sondern durch zwei zusammengeschobene Coulissen gebildet, so daß ein Auftreten aus dem Hintergrunde unmöglich ist.

Das Stück, welches ich sah, waren Sheridans Rivals, und ich kann nicht leugnen, daß mich die Darstellung im Ganzen außerordentlich befriedigte. Namentlich zeichneten sich die Darsteller der beiden Hauptrollen Sir Anthony Absolute und Mrs. Malaprop aus; sie waren beide Londoner Gäste. Die Engländer sind auf der Bühne viel natürlicher als im Leben; da hört das

Digitized by Google

Joch der Etikette auf, und der Naturalismus tritt bisweilen sogar mit einer Derbheit auf, welche vom Standpunkte der Aesthetik aus gemißbilligt werden muß. Uebrigens spielt auch auf der englischen Bühne die Ueberlieferung eine viel größere Rolle als bei uns, und bei genauer Untersuchung möchte sich gewiß die Auffassung mancher Hauptrolle nebst andern charakteristischen Eigenthümlichkeiten bis auf die Elisabethanische Zeit zurückführen lassen. Hier ist alles conservativ und die Bühne nicht am wenigsten.

Auf das Lustspiel folgte ein musikalisch-declamatorisches Potpourri, das selbst auf einem deutschen Sommertheater ausgepfiffen worden wäre und mich schleunig nach Hause trieb.

Charakteristisch schottisch war es, daß ich das Stück selbst, welches ich bei dieser Gelegenheit in meinem Gedächtniß aufzufrischen wünschte, in keiner Leihbibliothek erhalten konnte. Die vornehmste und reichhaltigste gab meinem Boten auf einem Zettel die bezeichnende Antwort mit: „Einige Buchhändler in der Nähe von Leith Walk — in dieser keineswegs respectabeln Gegend befinden sich nämlich die Theater — werden es wahrscheinlich haben. Es ist in einer Sixpenny-Serie von Schauspielen erschienen.“ Das hieß mit andern Worten: wie kann man so wenig respectabel sein, aus einer respectabeln Leihbibliothek ein Theaterstück zu verlangen!? Wenn aber die Rivals, eine klassische Perle in der dramatischen Literatur Englands, bei den Presbyterianern in keinem höheren Ansehen stehn, was halten sie dann von den Schauspielen zweiten und dritten Ranges?

David Strauß.

Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von D. F. Strauß. — Leipzig. Brockhaus.

Nicht mit Unrecht hat das Buch noch den zweiten Titel: „Huttens Leben. Dritter Theil.“ Denn so gründlich Strauß alles Material, das über Huttens inneres und äußeres Leben aufklären kann, zusammengeführt und durchgearbeitet, so künstlerisch er es gruppirt hat: — von einem Schriftsteller haben wir so lange ein unvollkommenes Bild, als uns seine Schriften unbekannt sind. Für die Gelehrten ist jetzt durch die große Böckingsche Ausgabe

Digitized by Google

geſorgt, aber Strauß wünſcht mit Recht ſeinem Helden ein größeres Publikum. Dieſe Dialoge ſind alſo die nothwendige Ergänzung der Lebensgeſchichte, und das eine muß das andre tragen.

Wir wünſchten dem Buch noch eine andere Ergänzung, und glauben damit einen ziemlich allgemeinen Wunſch auszuſprechen. Um dies zu motiviren, ſei uns über das „Leben Huttens", das ſeiner Zeit in den Grenzboten ſelbſt den competenteſten und gründlichſten Beurtheiler gefunden, Böcking, eine kurze Bemerkung verſtattet.

Man erinnert ſich der wahrhaft erhebenden Schlußſtelle, in welcher Huttens Geſtalt dem deutſchen Volk als warnend und ſtrafend vorgeführt wird. Die Stelle leidet an dem einen Uebelſtand, daß ſie den Leſer überraſcht, während der Schluß eines hiſtoriſchen Buchs, wenn er die richtige Wirkung hervorbringen ſoll, nichts anderes enthalten darf, als den richtigen Ausdruck für das, was jeder Leſer mehr oder minder klar bei der Lectüre wirklich empfunden hat. Das Leben Huttens macht auf den unbefangenen Leſer nicht ganz den Eindruck, den der Verfaſſer bei jener Stelle vorauszuſetzen ſcheint, und der Uebergang, durch den das Bild motivirt iſt, die Beziehung auf den abgefallenen Crotus, ſieht componirt aus. Es ſoll nicht etwa die Wahrheit beſtritten werden: im Gegentheil, was jener Biographie vielleicht den größten Reiz gibt, iſt die ſtarke, unerſchütterliche, ins Große wie ins Kleine ſich erſtreckende Wahrheitsliebe des Verfaſſers. So wahr er darſtellt, ſo wahr empfindet er auch, und auf ihn ſelbſt hat das Leben, das er erzählt, wirklich den Eindruck gemacht, den er an jener Stelle wiedergibt. Daß er ihn dem Leſer nicht aufprägt, iſt nicht ſeine Schuld.

Lenau ſagt einmal in ſeiner Einleitung zu den Albingenſern, obgleich er ſich damit tröſtet, daß Freiheit und Vernunft doch endlich ſiegen müſſen: „Herb iſt's, das lang erſehnte Licht nicht ſchauen, zu Grabe gehn in ſeinem Morgengrauen." Es iſt eine nicht ſeltene Erſcheinung bei den Vorkämpfern der guten Sache, daß ſie bei aller Kraft und Tiefe ihrer Seele doch nicht Kraft und Tiefe genug entwickeln, um der Nachwelt das freudige Bild eines Helden oder Märtyrers zu hinterlaſſen. Ihr Ideal wird von der wirklichen Kraft nicht ganz gedeckt. Solche Männer haben etwas Unſtätes und Friedloſes, das ſich dadurch von den gewaltigen innern Kämpfen wahrhaft großer Männer unterſcheidet, daß der Kampf zu keinem rechten Reſultat führt. In ſich ſelbſt unbefriedigt, hinterlaſſen ſie auch ein unbefriedigendes, unfertiges Bild: nicht blos wegen der Mißgunſt ihres äußern Geſchicks, denn „die Natur ſteht mit dem Genius in ewigem Bunde." Hutten iſt eine wichtige und bedeutende Figur in dem Kreiſe der Humaniſten, er gehört aber nicht in den Mittelpunkt derſelben.

Das iſt, wie man ſieht, kein Tadel, ſondern nur eine Erklärung. Eine

Digitized by Google

Biographie Huttens war schon aus wissenschaftlichen Gründen nothwendig, und in jeder Biographie steht der Held in der Mitte. Aber es soll uns rechtfertigen, wenn wir eine Ergänzung für wünschenswerth halten.

Es fehlt uns nämlich an einer Geschichte der deutschen Renaissance, die für unser Volk vielleicht ebenso nützlich und erfreulich sein würde, als eine Geschichte der deutschen Reformation. Leider haben wir für Beides keine deutschen Ausdrücke. Renaissance heißt Wiedergeburt des Alterthums, Reformation Wiedergeburt des Christenthums. Die letztere Bewegung war bekanntlich die jüngere, sie steht aber, wenigstens in Deutschland, der ersteren nahe genug. Beide wirkten bald abstoßend, bald anziehend auf einander, aber stets mit ungemeiner Kraft. Ein Bild nun von dieser Wiederbelebung des Alterthums, wie sie auf den deutschen Geist einwirkte und von ihm ergriffen wurde, würde einen local und zeitlich begrenzten Umfang haben, da in Deutschland vollständiger als anderwärts der Humanismus von der Theologie niedergeschlagen wurde; es würde eine Reihe höchst interessanter Figuren enthalten, die in einem wesentlichen Zusammenhang zu einander stehn, und es würde bedeutungsvoll für unsere gegenwärtigen Conflicte sein, die immer auf diesen alten zurückführen. Vielleicht würde für solch ein Werk Niemand befähigter sein als Strauß, der in seinen beiden letzten Biographien gezeigt hat, wie fest und bestimmt auch bei sehr schwierigen Aufgaben die Striche sind, mit denen er seine Figuren umreißt, und der mit tiefem wissenschaftlichem Ernst, seltener Gelehrsamkeit und Begeistrung für die Sache des Humanismus eine Eigenschaft verbindet, die mit jenen andern nur selten zusammentrifft, nämlich ein mehr als äußeres Verständniß für die innern Kämpfe des Glaubens. Strauß weiß aus eigner Erfahrung, was theologische Kämpfe bedeuten, er versteht die Sprache und Empfindungsweise einer Zeit, die in der modernen Theologie doch immer noch sehr bedeutende Spuren zurückgelassen hat, und wenn wir aus dem Ton der Vorrede schließen dürfen, jene Kämpfe haben mehr als man vermuthete, auch in seiner Seele stattgefunden.

Diese Vorrede wird für den Augenblick die meisten Leser mehr beschäftigen, als das Buch selbst. Wir können nicht leugnen, daß es uns auch so ergangen ist. Nachdem Strauß in der Sache, die ihn zuerst ins öffentliche Leben einführte, lange Zeit geschwiegen, wirft er jetzt einen Blick in die vergangenen fünfundzwanzig Jahre und seine eigene Thätigkeit innerhalb derselben, einen Blick voll gerechten Selbstgefühls, der doch etwas Schmerzliches enthält, und unsere Theilnahme für den Mann nur noch steigert. Das Subjective lassen wir bei Seite und suchen uns nur darin zu orientiren, was das „Leben Jesu“ seiner Zeit gewesen ist und was es noch heute wirkt. Mit Recht bemerkt Strauß, daß jeder, der sich an den geistigen Kämpfen der Zeit stärker betheiligt hat, irgendwie von ihm influirt worden ist; bis zu einem

Digitized by Google

gewissen Grad kann sich also jeder von seinem subjectiven Standpunkt aus darüber Rechenschaft geben.

Für uns sind das wichtigste bei jenem Buch nicht die theologischen Streitigkeiten, die sich daran knüpften, obgleich diese sehr viel dazu beitrugen, das Aufsehn und also die Wirkung zu steigern, auch nicht was es in streng wissenschaftlicher Beziehung geleistet hat. Das Leben Jesu von Strauß bildet den Markstein zweier scharf von einander getrennten Epochen der deutschen Literatur, von denen wir die zweite noch nicht übersehn können, weil wir mitten darin stehn und arbeiten, deren Princip wir aber als einen ganz entschiedenen Gegensatz gegen die frühere empfinden, die mit Fichte's Wissenschaftslehre beginnt.

Bekanntlich war Lessings Polemik, ehe er die Fragmente herausgab, mehr gegen die liberale als gegen die orthodoxe Theologie gerichtet. „Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank! ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welche eine jede ihren Weg fortgehn konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen."

Was hätte Lessing gesagt, wenn er in unsern Zeiten gelebt hätte! Denn der alte Rationalismus, der hier gemeint ist, der Abklatsch der Wolf'schen Philosophie, war doch im Ganzen sehr unschädlich und bescheiden im Vergleich zu dem „vernünftigen" Christenthum, welches in den dreißiger Jahren von den philosophischen und theologischen Kathedern vorgetragen wurde. Das Glaubensbekenntniß des Rationalismus, wenn man von einigen Redensarten absah, ließ sich zur Noth auf ein paar Seiten zusammenfassen; die „wissenschaftliche" Theologie der neuen Zeit umfaßte ganze Bände, und war nicht abgeneigt, neben der augsburgschen Confession auch den heidelberger Katechismus und allenfalls die Beschlüsse des tridentiner Concils als „aufgehobene Momente" in sich aufzunehmen. Schelling und namentlich Hegel haben zwar das Meiste darin geleistet, aber der Tonangeber war doch Fichte, der zuerst von dem Grundsatz ausging, die Logik sollte nicht blos ein Kanon, sondern ein Organon sein, d. h. sie solle nicht blos die empirischen Studien einerseits, das Rechtsgefühl andrerseits beaufsichtigen, ihnen die Grenze stecken u. s. w., sondern sie solle sie ersetzen. Diese Idee, die zwar in dieser harten Consequenz niemals ausgesprochen wurde, wucherte zuerst in den sogenannten genialen Kreisen, dann wurde sie auf die Katheder verpflanzt und durchdrang in immer weitern Kreisen die gebildete Jugend. An Opposition fehlte es nicht: die empirische Wissenschaft, auch die Theologie knirschte mit den Zähnen, wenn man ihnen die Worte im Munde verdrehte; aber immer weiter wurde der Kreis der Eingeweihten, immer stärker auch bei den draußen Stehenden die heim-

liche Begier, in diesen Kreis aufgenommen zu werden. Es ist nicht blos von der Theologie die Rede, der Einfluß der Metaphysik erstreckte sich auf alle Zweige des Denkens und Empfindens, ja selbst das wirkliche Leben entzog sich ihm nicht, da der „Staat der Intelligenz" diese Stütze der Abstraction nicht verschmähte. Da trat zum allgemeinen Erstaunen aus dem Kreise der Eingeweihten einer auf, und wies die ganze bisherige Vorstellung von der neuern Speculation als einen Mythus nach. — Wir wissen wol, daß Strauß es eigentlich nicht wollte. Erzogen in der Schule Hegels und Schleiermachers, wollte er theils ein wissenschaftliches Werk ausführen, theils sein eignes Gemüth erleichtern, indem er sowol die Theorie des Supranaturalismus als die alte Voltairesche Ansicht von dem Priestertrug durch die Anwendung des Mythus auf die Religion ersetzte. Denn der Mythus, der im still verborgenen, aber naturnothwendigen Schaffen den Inhalt des Volksgemüths bildlich ausdrückt, hat eine viel größere Dignität in geistiger Beziehung, als selbst die Chronik, von Leuten aus dem Volk aufgezeichnet, die über Glaubwürdigkeit und Unglaubwürdigkeit ihrer eignen Beobachtungen kein geschultes Urtheil haben. Einer der spätern leidenschaftlichen Feinde des Christenthums hatte nicht Unrecht, die „Mythenbildende Substanz" das letzte Bollwerk zu nennen, hinter welches der „heilige Geist" sich versteckte.

Was Strauß wirkte, war nicht ganz das, was er wollte. Wäre in der nämlichen Zeit ein Buch erschienen, welches gegen den Katechismus ebenso sehr verstieß, aber nicht von einem Eingeweihten: der Lärm wäre vielleicht auch groß gewesen, aber die Wirkung weniger nachhaltig. Nicht daß der Einzelne mit solchen Ansichten auftrat, nicht daß er gute Gründe vorbrachte, war das Epochemachende dieses Werks, sondern daß sich auch für den Ungeübten klar herausstellte, der ins Speculative übersetzte Katechismus enthalte etwas ganz anderes als der wirkliche Katechismus. — Noch viel deutlicher stellte sich dies bei der „Dogmatik" heraus, die wir beiläufig für bedeutender halten, als das „Leben Jesu". Dogma für Dogma wurde historisch durchgenommen, in seiner allmäligen Umwandlung bis zu seiner Projection ins hegelsche System, und hier konnte von keinem Mißverständniß mehr die Rede sein. Es wurde Allen deutlich, daß die Hegelsche Philosophie durch ihren Synkretismus aller Geistesformen nicht conservativ, sondern desorganisirend gewirkt hatte, und nachdem die jüngern Hegelianer noch einige Jahre hindurch das Werk der Zerstörung, diesmal mit Bewußtsein, fortgesetzt hatten, wurde endlich das künstliche Band, das bisher die einzelnen lebendigen Kräfte gefesselt hatte, gewaltsam gesprengt, die Speculation wurde aufgegeben und Naturwissenschaft, Geschichte, Oekonomie, Politik traten an ihre Stelle. Strauß hatte mit der überlegenen Bildung, die ihm sein philosophisches Studium gab, die Augen der Geweihten und Ungeweihten auf die Realität hinge-

Digitized by Google

lenkt, auf die wahre Signatur des neuen Zeitalters. Dies und nicht etwa der Sturz der Theologie ist die historische Stellung seines Werks. Die Theologie hat schon schwerere Stürme überstanden und ihr Reich hat sich seit 1835 nicht vermindert, sondern vermehrt: das ist auch eine von den Realitäten, vor denen man sein Auge nicht verschließen darf.

Es könnte nach dem Vorigen scheinen, als wollten wir über die hegelsche Philosophie ungünstiger urtheilen, als wir sonst gethan. Das ist nicht der Fall. Sie war eine nützliche Schule für unser Volk gewesen, eine Schule, in der wir gelernt haben die Begriffe flüssig zu machen, den todten Vorrath empirischer Wahrnehmungen und hergebrachter Meinungen in Leben und Bewegung zu setzen. Es war eine große Schule zur Freiheit, aber es war hohe Zeit, daß wir die Schule verließen; denn wir waren in der dringendsten Gefahr, gesinnungslose Sophisten zu werden.

Was nun Strauß hauptsächlich zu seiner Rolle befähigte, war seine tiefe Wahrheitsliebe. Nicht ohne Grund haben wir vorhin an Lessing erinnert, selbst in der Ausdrucksweise erinnert Strauß zuweilen an ihn — das ist freilich ebensowol ein Unterschied, als eine Aehnlichkeit. Es ist bei beiden nicht blos Haß gegen die Unwahrheit, sondern auch gegen ihre schwächeren Formen, gegen die Incorrectheit und Ungründlichkeit. Wenn Leibnitz den Socinianern einen falschen Syllogismus nachweist, so würde Strauß daran eine ebenso unbefangene Freude haben, als Lessing. Zwar ist Strauß einheitlicher geformt und viel weniger reich, aber ein Zug, der mit Lessings sonstigem Wesen in scharfem Contrast steht, fehlt auch bei ihm nicht ganz, ein Zug, den man nur uneigentlich mystisch nennen darf: die Vorliebe für das Vielleicht! das Uebertreten ins Gebiet der Ahnung. Freilich sind Beide kräftig genug, wo die Ahnung sich übernimmt, ihr sofort die Grenze anzuweisen.

Aus diesem Haß gegen alles Ungründliche erklärt sich der Ton, in welchem der moderne Synkretismus zwischen Vernunft und Unvernunft besprochen wird, ein Ton, den wir herzlich und vollständig billigen; denn nichts ist ein gefährlicheres Gift für Verstand und Redlichkeit eines Volkes, als diese Neigung, vermitteln zu wollen, was nicht zu vermitteln ist.

Indem wir also die Aufforderung des Verfassers, uns selber klar zu machen über das, was wir im Christenthum noch glauben oder nicht glauben, in ihrer vollen Berechtigung anerkennen, müssen wir ihn davor warnen, aus den Resultaten seines eignen Nachdenkens voreilig auf die Resultate bei Andern zu schließen. Die Kirche und was ihr zu Grunde liegt ist stärker als er glaubt. „Ist es doch, sagt er in der Vorrede, unter allen nur einigermaßen Gebildeten und Denkenden längst ein offenes Geheimniß, daß keiner mehr an das kirchliche Dogma glaubt. Zu glauben glaubt, das räume ich ein; aber wirklich glaubt, das leugne ich.“ — Ist das nicht ein voreiliges

Digitized by Google

Urtheil? — Um es genauer zu prüfen, muß man untersuchen, was das Wort Glauben bedeutet. —

Glaube drückt zweierlei aus: eine Kraft und eine Schwäche. — Wenn Luther gleich Jakob im heißen Gebet mit Gott ringt, ihn nöthigt ihm Rede zu stehn, und als das Resultat dieses harten und qualvollen Kampfes die feste Zuversicht mit sich nimmt, die ihn unerbittlich macht gegen das Mitleid, unerschrocken gegen die Drohungen der Fürsten und gegen die Anfechtungen des Teufels, und ihn zu der welthistorischen Rolle befähigt, die er wirklich durchgeführt hat, so ist das eine Kraft des Glaubens. Wenn J. J. Moser in gleicher Weise Gott zwingt, das Weltgericht zu anticipiren und ihm die Begnadigung für seine Sünden im Voraus zu ertheilen, um dann mit sich selbst im Reinen zu sein, so ist auch das, wenn auch nur im geringeren Maße, Kraft des Glaubens. Ja wenn Lavater, der den Glauben selbst nicht hat, doch so fest daran glaubt, durch den Glauben Gott zwingen zu können, und nun unabläßig nach dem Glauben sucht, so ist auch da noch eine gewisse Spur von Kraft. Diesen Glauben meinte Luther, wenn er lehrte: der Glaube macht selig, nicht die Werke. Fasten, Almosen geben, und die sonstigen gute Werke, sind nützlich, aber die Seligkeit können sie nicht geben, die Seligkeit wird nicht geschenkt, nicht erkauft, sie muß im harten Kampf mit Gott erworben werden; und diese Willenskraft, durch welche wir Gott bezwingen, heißt der Glaube.

So dachte Luther. Anders faßten seine nächsten Nachfolger den Glauben auf. Glauben heißt im gemeinen Leben, etwas für wahr halten was man nicht weiß, und der Glaube, durch den diese Lutheraner von der strictен Observanz selig zu werden hofften, bestand darin, daß sie alle Sprüche der Bibel und alle Punkte des Katechismus für wahr erklärten und Jeden verdammten, der sie anfocht. Sich selbst legten sie als Glaubenspflicht auf, nicht gegen den Katechismus zu raisonniren, sondern alle Punkte desselben so oft und so laut als möglich zu wiederholen, ihren Schafen legten sie die Pflicht auf, nicht gegen ihre Hirten zu raisonniren. Das war nun freilich ein bequemerer Weg, selig zu werden, als der Weg Luthers; denn zu dieser Art von Glauben gehört keine andere Kraft als die, seinem Verstand für einige Zeit Schweigen aufzulegen. Für einige Zeit: denn man glaubt doch nicht fortwährend, man hat noch andere Dinge zu thun, das Feld zu bestellen, den Lauf der Sterne zu berechnen, und was es sonst sei. Nur für die Zeiten, wo man sich mit dem Glauben beschäftigt, wird dem Verstand Schweigen auferlegt. Dieser Glaube wird also desto leichter, je unkräftiger der Wille ist.

Glaube ist die Kraft einer dämonischen Natur, Glaube ist die Schwäche einer unfreien Seele; — welche von diesen spricht Strauß unserm Zeitalter ab? — In Bezug auf die erste könnte er Recht haben; denn eine dämonische

Digitized by Google

Natur sucht sich in unsrer Zeit andre Glaubensformen, wie Napoleon, der an seinen Stern glaubte. Meint er aber das zweite, so dürfte er irren. Die Masse ist zu allen Zeiten unfrei; gewöhnt sie einige Jahre hindurch, etwas nachzusprechen, so glaubt sie zu glauben, d. h. sie glaubt wirklich. Denn bei der Kraft des Glaubens ist darin ein Unterschied, bei der Schwäche des Glaubens aber keiner. Und daß die sogenannten Gebildeten, Theologen und Laien, nicht etwa von der Masse auszuschließen sind, und daß auch diese Art von schwächlichem Glauben durch Friction zum Fanatismus gesteigert werden kann, — wie lange ist es denn her, daß wir Tische gerückt haben? — Dieser Glaube ist Folge des Skepticismus, der sich noch etwas damit weiß, daß er nichts weiß. — Ein Gebildeter des 16. Jahrhunderts hat, wenn er sich seinen „Glauben" hersagte, wol auch entweder gar nichts dabei gedacht oder sich, so gut es gehn wollte, die Artikel in seine Gedanken übersetzt, grade wie es heute geschieht. Gar nichts dabei zu denken, das fällt uns noch heute nicht schwer, für Formeln, die Artikel unsern Gedanken zu assimiliren, ist auch gesorgt und — denn wir gehn noch weiter — selbst bei kräftigern Naturen treibt die Reaction gegen das Halbe und Oberflächliche heute wie zu aller Zeit zur Paradoxie des Gegentheils. Warum sollen wir Vilmar und seine Schule, denen doch auch eine gewisse Bildung nicht abzusprechen ist, ohne Grund als Heuchler bezeichnen? Sie ärgern sich über das „Aufkläricht", welches nicht einmal an einen Teufel glaubt; und grade deshalb, weil das oberflächliche „Aufkläricht" über den Teufel raisonnirt, grade deshalb glauben wir an den Teufel mehr als an alles andre, und wenn wir ihn auch nicht sehn, so wissen wir doch so viel, daß Jeder ein Teufelsbraten ist, der nicht an ihn glaubt! — Das Menschenherz hat seine wunderlichen, geheimnißvollen Falten! wir rechnen in der Regel besser, wenn wir bewußte Heuchelei so viel wie möglich aus dem Spiel lassen. — Noch neulich hat Stahl einen Tractat über die Transsubstantiation geschrieben; nicht blos bei dem was er sagt, sondern auch bei dem, was ihm seine liberalen Gegner erwidern, fragt man sich mitunter, ob man in China oder in Japan ist, oder ob die Welt unversehens wieder um einige Jahrtausende zurückgegangen ist.

Die Verdienste, welche sich Strauß um die älteste Geschichte des Christenthums erworben, erinnern in vieler Beziehung an Niebuhr. Auch von Niebuhrs Resultaten hat man vieles aufgegeben, grade das, worauf er zum Theil den meisten Werth legt, z. B. die historischen Volkslieder; und doch bekennt jeder, der sich auf solche Untersuchungen einläßt, ihm in Bezug auf die Methode wie auf die großen Gesichtspunkte des historischen Zusammenhangs, das Meiste schuldig zu sein. Neuerdings hat man einen kühnen Griff gethan, man hat die ersten Jahrhunderte als mythisch einfach weggelassen und auf die Zustände, welche der beglaubigten Geschichte voran gingen, aus den Resultaten geschlos-

sen, die von ihnen zurück geblieben sind. Wir glauben, daß auch die Geschichte des Christenthums einmal ihren Mommsen finden wird, der sie einfach mit dem zweiten Jahrhundert beginnt. Freilich wäre es wünschenswerth, über das, was vorher gegangen ist, etwas Bestimmtes zu erfahren, aber die echte Wissenschaft bescheidet sich, wo keine beglaubigten Documente vorliegen, mit dem Resultat, daß sich eben darüber nichts Bestimmtes ausmachen läßt. Von Seiten der modernen Theologen hat man gegen Strauß immer den historischen Christus hervorgehoben; aber man hat ihn da gesucht, wo er nicht zu finden ist.

Der historische Christus ist nicht der Christus der Evangelien. Wenn wir ihn aus den Evangelien kennen lernen wollen, ohne dabei die Reminiscenzen unsres Katechismus ins Spiel zu bringen, so werden wir kein sehr deutliches Bild empfangen. Die Belege für seine Göttlichkeit sind fast durchweg für die jüdischen Messiasgläubigen berechnet. Die Geschlechtsregister, die nicht einmal untereinander übereinstimmen, sind uns vollkommen gleichgiltig; die Lehren erkennen wir eben nur insofern als göttlich, als sie mit der unmittelbaren Stimme Gottes in uns übereinstimmen, und was die Wunder betrifft, so würden sie, auch ihre absolute Richtigkeit vorausgesetzt, doch lange nicht ausreichen, uns den Weltheiland zu malen. Kranke zu heilen, eine hungrige Menschenmenge mit wenig Material zu speisen, selbst Todte zu erwecken — das ist alles zwar sehr viel, aber ein Unbefangener kann sich keine Vorstellung machen, wie dadurch die Welt erlöst werden soll. Noch immer leiden viele Menschen Hunger, noch immer sterben sie, — ja auch Lazarus scheint später wieder gestorben zu sein.

Der historische Christus hat aber viel größere Wunder gethan, viel mehr zur Erlösung des Menschengeschlechts geschaffen, als wir aus diesen alten Büchern lesen. Der historische Christus hat die gemeine Lebensgier des alten römischen Reichs, das als Weltreich allen Geist niederdrückte, ausgerottet und den Menschen in die Geheimnisse des Geistes eingeführt. Der historische Christus hat, als im Lauf der Zeiten eine neue Barbarei und Anarchie die Welt bedrohte, eine starke gewaltige Seele erweckt, die zur Bändigung der germanischen Barbaren jenes wunderbare Gebäude der Hierarchie aufrichtete, das im scheinbaren Widerspruch mit allen Gefühlen der menschlichen Natur dennoch nothwendig war, die Cultur der Menschheit zu retten. Der historische Christus hat endlich, als die Zeit gekommen war, eine ebenso starke Seele erweckt, die dies überflüssig gewordene Band wieder sprengte und dem reif gewordenen Gemüth die Freiheit erkämpfte. Bonifacius, Gregor der Siebente, Luther sind ganz andere Zeugen für den historischen, für den lebendigen Christus, als Marcus und Lucas. Und nicht blos in diesen Gewaltigen hat sich Christus offenbart, er hat unzählige Werke der Aufopferung,

Digitized by Google

der Liebe, der Barmherzigkeit hervorgerufen, denen die Menschheit ihre schönsten Blüten verdankt. — Bei diesen Zeugnissen des Lebens, warum suchen wir unter den Gräbern?

„Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht was unter der Erde verborgen liegt! Vergib es mir lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt und trägt so lange . . . An der Schönheit des Tempels über der Erde will ich meine Betrachtungen weiden, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen; auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf Seifenblasen ruhte."

Diese Bemerkungen sind auch in praktischer Beziehung nicht überflüssig. Strauß fordert die Gebildeten auf, offen ihre Ueberzeugung auszusprechen, auch wenn sie darüber den Namen Christen aufgeben sollten. Wir wollen offen die Wahrheit sagen und wir wollen doch Christen bleiben. Wir sind alle mit einander viel zu höflich gegen die modernen Flacius und Goeze gewesen, die Jedem das Christenthum absprachen, der nicht ihren Katechismus unterschrieb. Es ist Zeit, daß diese übertriebene Höflichkeit, deren sich bekanntlich auch Goethe schuldig gemacht, ein Ende nehme. Wer im Stande ist, die Wunder des historischen Christus und seine Thaten für die Erlösung des Menschengeschlechts lebendig nachzufühlen, wer die Schwingen des gleichen Geistes in seinem Innern empfindet, wer erkennt, ein Glied des großen Ganzen zu sein, das aus diesen Thaten und Wundern hervorgegangen ist — darf der sich nicht einen Christen nennen? auch wenn das, was er unter „Wunder" versteht, etwas ganz Anderes ist, als was sich die Bildungssphäre eines Goeze darunter denkt. Das Christenthum soll nicht blos fortgebildet werden, es ist bereits seit nahe an 2000 Jahren fortwährend fortgebildet. Nur folgt die Fortbildung den Bedürfnissen der Zeit, sie besteht nicht immer in der Erfindung neuer Dogmen; sie strebt vielmehr, den Tempel über der Erde unaufhörlich so zu befestigen, daß ohne Schaden ein Stück des Gerüstes nach dem andern weggenommen werden kann.

Ohne Schaden! Denn die Kirche hat eine große und heilige Mission erfüllt und erfüllt sie zum Theil noch jetzt. Kirche und Orthodoxismus fällt nicht zusammen. Die Kirche, das Symbol unserer geistigen Gemeinschaft, darf unter den Streichen nicht leiden, die den Orthodoxismus treffen. Die Streiche aber, welche der letztere am meisten zu fürchten hat, sind nicht etwa Widerlegungen: jeder Widerlegung setzt er in letzter Instanz das credo quia absurdum entgegen und ist auf diesem Boden unüberwindlich. Das Gefährlichste für ihn ist, wenn man ihn ganz und gar ignorirt, und durch positive Schöpfungen mehr und mehr einengt. In der Blütenzeit unserer Kunst war er sehr bescheiden; er wurde überlaut, als in Kunst, Wissenschaft und

Digitized by Google

Sitte wieder anarchische Regungen aufkamen. Eine sorgfältige Pflege der Wissenschaft und Kunst, ein politisches und sittliches allgemeines Leben, welches den überzeugenden Nachweis führt, daß man die Tugend nicht blos aus Furcht vor der Hölle ausübt, verscheucht den Orthodoxismus und reinigt die Kirche, denn jenes Nachtgespenst kann das Licht und den Tag nicht ertragen.

Das ist es, was wir unter conservativer Opposition verstehn: nicht etwa jenen Synkretismus der Vernunft und Unvernunft, der nur den Lügengeist stärkt, und die Menschen sittlich schwächt. Die Quelle des falschen Glaubens ist sittliche Schwäche und intellectuelle Unklarheit: engt diese ein, und ihr habt gethan, was eures Amtes ist. Und daß Strauß in diesem Sinn die Aufgabe wirklich faßt, hat er durch sein ganzes Leben gezeigt. Er hat sich nicht irren lassen durch den Sturm, den sein erstes Werk erregte, ein Werk, das er zur Beruhigung seines Gewissens und im wissenschaftlichen Interesse geschrieben hatte; er hat rüstig fortgearbeitet im Gebiet der Wissenschaft, er hat, so viel es in seinen Kräften lag, auf die schönen Zeiten unsrer Kunst hingewiesen; er hat seine Bürgerpflicht für den politischen Fortschritt erfüllt. Man hat seinen frühern Ausspruch: Cultus des Genius, auf eine ganz unsinnige Weise mißverstanden. Er meinte damit nicht die Vergötterung großer Individualitäten, noch viel weniger freilich die Schonung verrückter Genies, — sondern er meinte die Pflege des lebendigen Geistes, der in allem Großen und Schönen sich offenbart, er meinte die Pflege desselben in der eignen Brust und in der Gemeinschaft mit den Menschen, er meinte den Anbau des Reiches Gottes im Denken, Empfinden und Handeln, er meinte den Cultus des historischen Christus!

J. S.

Aufruf zu Beiträgen für Goethes Standbild.

Die Feier des zehnten Novembers hat tiefen Eindruck hinterlassen. Unwillkürlich keimten Wünsche und stiegen Verlangen auf, die bald nachher sich als laute Wünsche und Verlangen kund gaben. Allen Freunden deutscher Poesie mußte auf das Herz fallen, während Schillers Bildsäule mit lobenswerthem Eifer aufzurichten beschlossen wurde, Goethe, dessen Andenken in den

Digitized by Google

ringenden Wirren des Jahres neun und vierzig nur matt und trüb leuchtete, vorbeigegangen zu sehn.

Es wäre ungeschickt und ungerecht, da, wo uns obliegt unsere beiden größten Dichter zu ehren, sie sich gegenüber zu stellen und abzuwägen, ob und wo der eine den andern, um Armlänge oder Handbreite, überrage. Im Leben haben sie zusammengestanden, sich einander erhöhend, ergänzend, erfüllend, beide die göttliche Gabe vor der Welt entfaltet, die ihnen einwohnte. Nur das ist nicht zu verkennen, daß wie Goethe Schillern zehn Jahre vorausging er ihn beinahe noch dreißig Jahre lang überlebte. Gegen Schillers auf kürzere Frist gedrängte, um so gewaltigere und unaufhaltsame Laufbahn, erscheint Goethes Einwirkung ruhiger, dauernder.

Eines großen, der Nachwelt geheiligten Mannes Standbild soll im Angesicht der täglich vorüberwandelnden Menge, da, wo sich zahllose Schritte begegnen, auf Plätzen volkreicher Städte errichtet werden. In Berlin, der Königsstadt, wenn sich an ihrem weitesten öffentlichen Raume Schillers Denkmal erhebt, darf das von Goethe nicht unerhoben bleiben und die Kraft, welche jenes hervorruft, wird auch diesem nicht fehlen. Das fühlen alle, nicht nur in Preußen, in ganz Deutschland. Denn vor diesen Dichtern, die beide unserer Sprache ein fernreichendes Gebiet erobert und sie für immer vergeistigt haben, weicht aller landschaftliche Unterschied zurück. Durch sie sind wir ein vorangehendes Volk geworden.

Sobald die Kosten sich decken, die ein würdiges Denkmal erheischt, können die Künstler auserlesen werden und zu schaffen beginnen. Des Prinzregenten Gnade hat bereits einen ansehnlichen Beitrag verwilligt, der als Grundlage aller weiteren muß angesehen werden. Zu diesen aber darf selbst in unserer Zeit, die mehr als ein Standbild im Auge hat und damit alte Schuld abträgt, vertrauensvoll aufgefordert werden, weil wir an die Hauptschuld mahnen. Möge die erwünschte Unterstützung, wie nach langer Dürre erquickender Regen trieft, mild und freigebig zufließen.

Berlin, den 10. Juli 1860.

Das Comité zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Berlin.

Der Vorsitzende: Jacob Grimm.

Mitglieder.

Ed. August, Dr., Gymnasialdir. Bloemer, Ob.-Trib.-Rath. A. Boeckh, Geh. Reg.-Rath und Prof. Albert Borsig, Comm.-Rath. Le Coq, Kaufmann. Fr. Drake, Prof. Duncker, Comm.-Rath. Ewald, Historienmaler. M. Geiß, Fabrikbesitzer. F. W. Gubitz, Prof. Ernst Guhl, Prof. J. Guttentag, Verlags-Buchhändler. Ed. Grell, Prof. Hermann Grimm. Hugo Haagen, Bildhauer. Herbig, Prof., Vice-Dir. Hitzig, Baurath. H. G. Hotho, Prof. v. Hülsen, General-Intendant. v. d. Hude.

Digitized by Google

Architekt. Jähns, Musikdirector. G. Jürst, Fabrikbesitzer. H. Kaiser, Buchhändler. J. Kiß, Prof. F. W. Krause, Comm.-Rath. Krech, Gymnasial-Dir. Ernst Kühn, Buchdruckereibesitzer. v. Loeper, Justiz-Rath. Gustav Lüderitz, Prof. F. A. Maercker, Dr. E. Mandel, Prof. H. F. Maßmann, Prof. Jacques Meyer, Fabrikant. Müller, Prediger. C. E. Neuhaus, Ober-Aeltester der Goldschmiede-Innung. Odebrecht, Kreis-Gerichts-Dir. v. Olfers, Gen.-Dir. J. Olshausen, Geh. Reg.-Rath. Pardow, Königl. Hof-Zimmermeister. G. Parthey, Dr., Buchhändler. Pertz, Dr., Geh. Ober-Reg.-Rath. Piper, Prof. B. Radziwill. G. Reimer, Buchhändler. Ferdinand Schneider, Verlags-Buchhändler. Julius Schrader, Dr., Custos der Königl. Bibliothek. Schüller, Geh. Ober-Post-Rath. J. Schulze, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath. Schulze, Stadtschulrath. Stein, Geh. Reg.-Rath. H. Stilke, Prof. Strack, Hof-Baurath. Stüler, Geh. Ober-Baurath. Sußmann-Hellborn, Bildhauer. Sydow, Dr., Prediger. W. Taubert, Königl. Kapellmeister. Trendelenburg, Dr., Prof. Rud. Virchow, Prof. G. Waagen, Prof. Wagener, Königl. Consul. Woeniger, Dr., Stadtrath. August Wredow, Prof.

Literatur.

Reise durch Nordbrasilien im Jahre 1859. Von Doctor Robert Avé-Lallemant. Zweiter Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1860. Dieser zweite Theil des verdienstlichen Reisewerkes schildert im Wesentlichen die Beobachtungen und Erlebnisse Lallemants während einer mehrmonatlichen Fahrt auf dem Amazonenstrom, die ihn von dessen Mündung bis hinauf an die Grenze von Peru führte. Die Natur dieses gewaltigen Flusses, der während der Reise des Verfassers noch überdies einen ungewöhnlich hohen Wasserstand hatte, die Vegetation der Urwälder an seinen Ufern, die eigenthümliche Welt von Vögeln, Affen und Schildkröten, die in diesen Waldeinöden ihr Wesen treibt, ist recht anschaulich dargestellt, und auch von der Bevölkerung der Ortschaften, den Versuchen zur Kolonisation, den Zuständen und Sitten der Ureinwohner, die hier großentheils im Uebergang zur Civilisation begriffen sind, erhalten wir manches ansprechende Bild. Das Ganze indeß würde, wenn der Verfasser es einer aufmerksamern Durchsicht und Ueberarbeitung unterzogen hätte, einen bessern Eindruck zurücklassen, als in der Gestalt, in der es vorliegt, und in der es, gleich frühern Schriften Lallemants, nicht blos voll von Wiederholungen und Breiten, sondern selbst von Verstößen gegen die Grammatik nicht

Digitized by Google

frei ist. Für deutsche Niederlassungen möchte übrigens auch dieser Theil Brasiliens ungeeignet sein, wenn auch nach Lallemants Mittheilungen mancher einzelne Deutsche in den Ansiedelungen am Maranon und Rio Negro sich nützlich macht und sein gutes Auskommen hat. Ein Nachwort meldet, daß die Sache, die der Verfasser des Buches am Mucuri vertrat, auf dem Wege zur Besserung, den er anbahnen half, fortschreitet, daß die Regierung Brasiliens den Haupturheber des Unglücks so vieler Kolonisten in diesen Strichen ihr Mißfallen in sehr verständlicher Weise zu erkennen gegeben hat, die Todten gerächt worden sind und den Lebenden hoffentlich das Wichtigste, was sie wünschen, freier Abzug aus dem Lande, gewährt werden wird.

Geschichte des Räthsels. — Von J. B. Friedreich. Dresden, Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze. 1860. Der Verfasser hätte einen andern Titel wählen sollen, etwa: Das Räthsel, sein Begriff, seine Arten und einige Materialien zu seiner Geschichte. Von einer wirklichen Geschichte der genannten Dichtungsart ist in den fünf Abschnitten des Buches nicht die Rede. Der erste gibt eine Definition des Wortes Räthsel und versucht dann Aufgabe und Stellung des Räthsels in der Poesie und Literatur zu bestimmen. Der zweite und dritte führt die verschiedenen Formen des Räthsels, das einfache Worträthsel, dessen Variationen, die Homonyme, den Logogryph, das Anagramm, das Silben-, Buchstaben-, Bilder- und Zifferräthsel, das symbolische Räthsel u. d. m. mit zahlreichen Beispielen auf. Der vierte bis sechste bringt Allerlei, was sich näher oder entfernter auf den Begriff des Räthsels beziehen läßt: die Sphynx und die Königin von Saba, den persischen Helden Sal, Stücke aus der Edda und den Wartburgskrieg, Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen und Simson, den hebräischen Eulenspiegel neben und durcheinander, ohne bestimmte Verbindung der Materien, wie sichs grade fügt. Erst die Schlußabtheilung versucht eine Art Literaturgeschichte des Räthsels, die aber ebenfalls nur eine Aneinanderfügung von Beispielen ist, welche dem Verfasser zufällig in die Hand kamen. Erst werden uns einige althebräische Räthsel mitgetheilt, dann einige von mittelalterlichen Juden, dann ein paar türkische, ein paar persische, ein paar arabische. Dann folgen Griechen, hierauf Römer, endlich nach einander Schweden und Norweger, Russen, Lithauer, Engländer, Schotten, Franzosen, Italiener, Spanier, Niederländer und Deutsche. Reichlich drei Viertheile des Buchs sind ausgeschrieben. Kann dasselbe somit kaum Werth für die Wissenschaft beanspruchen, so mag es als Räthselsammlung zu gesellschaftlichen Zwecken empfohlen werden. Neben sehr vielem Bekannten (den Räthseln Schillers z. B.) enthält es auch manches, das für jene Zwecke brauchbar, aber nicht allgemein bekannt ist.

Denkschriften der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Dresden. Redigirt von Dr. A. Drechsler. Dresden, Rudolf Kuntze. 1860. Enthält außer verschiedenen Aufsätzen über Gegenstände der Meteorologie, Geologie und Zoologie, sowie einer Geschichte der auf dem Titel genannten Gesellschaft auch zwei Abhandlungen, welche für theologische Alterthumsforscher Interesse haben: über das 3. Mos. 11, 5 erwähnte Thier Schaphan, in welchem der Verfasser das wilde Kaninchen nachweist, und über die Blume Schuschan an den Säulen des salomonischen Tempels, in welcher er (ohne einen hinreichenden Beweis dafür beibringen zu können) die Rose erblickt. — u —

ed by Google

Die Gräfin von Albany. — Von Alfred v. Reumont. 2 Bd., Berlin, Decker. — Der unglückliche Erbe der Stuarts, Carl Eduard, ist auch demjenigen, der sich um die schottische Geschichte nicht sonderlich gekümmert hat, aus Waverley bekannt. Seine letzten Jahre brachte er in höchst traurigem Zustand in Italien zu, und bezing noch in höherem Alter die Thorheit, eine lebenslustige, junge Dame, die Gräfin Stolberg, zu heirathen, die ihm nach zwölfjähriger Ehe durch den Dichter Alfieri entführt wurde. Die Geschichte dieser Dame, ihre Wanderzüge durch Europa und ihr literarischer Umgang ist der Inhalt dieses Buchs, das über viele Berühmtheiten Italiens und Frankreichs interessante Aufschlüsse gibt. Es gehört in die Reihe der „Beiträge zur italienischen Geschichte," Studien, die der Verfasser bei seinem langjährigen Aufenthalt in Italien seinen Amtsgeschäften abgemüßigt hat. Sie zeichnen sich durchweg durch vielseitige Bildung aus; dem politischen Urtheil vermögen wir nur selten zu folgen. —

Jobst Sackmanns, weil. Pastors zu Limmer, plattdeutsche Predigten. Jetzt zum erstenmal in einer Sammlung mit einigen andern vereinigt. Nebst Biographie und Bildniß des Verfassers. Siebente Auflage. Celle, Schulze. — Es tritt uns hier eine kräftige, lebensvolle und höchst humoristische Individualität entgegen, deren Ergüssen nicht leicht ein Leser seine Theilnahme versagen wird, ein besserer, weil natürlicherer Abraham a St. Clara. Eins verstehn wir nicht: wer hat diese Predigten eigentlich aufgezeichnet? Stenographirt wurde doch zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht, und an eine aufgezeichnete, memorirte Rede ist unmöglich zu denken. —

Geschichte deutscher Nationalität von W. Wachsmuth. 1 Bd. Braunschweig, Schwetschke u. S. — Der Verfasser meint das Specifische der Nationalität, jenes ureigene Wesen in Sitte, Denken und Empfinden, das durch keine Cultur aufgehoben wird. — Ein Schatz bedeutender und sinniger Anschauungen, wie ihn nur ein langes und reiches Gelehrtenleben zusammen bringt. — Die eigentliche Gliederung des Stoffs übersehn wir noch nicht, und erwarten daher den zweiten Theil, um einen ausführlichern Bericht abzustatten. — In dieselbe Kategorie gehört: Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim, gesammelt und mit Anmerkungen versehn von Karl Seifart. Zweite Sammlung. Cassel, G. Wigand. — Wir werden einiges daraus unsern Lesern mittheilen. —

Der Rechtsschutz gegen Uebersetzungen in den internationalen Verträgen zum Schutz des literarischen Urheberrechts. Vom Standpunkt des literarischen Verkehrs von August Schurmann. Leipzig. — Der Verfasser spricht sich gegen den Schutz aus, und seine Gründe lassen sich hören. Nur einen Punkt — nicht des Rechts, sondern der Zweckmäßigkeit — möchten wir gegen ihn vorführen: seit dem Abschluß des Vertrags hat sich die Zahl der Uebersetzungen fremden Schundes wirklich vermindert, und das ist doch immer ein Gewinn.

Digitized by Google

Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen von Fr. Bodenstedt. Zweiter Band: John Ford's dramatische Dichtungen nebst Stücken von Decker und Rowley. — Berlin, Decker. — Nachdem im vorigen Jahrhundert die Größe Shakespeares hauptsächlich in Dithyramben gefeiert wurde, gereimten und ungereimten, hat man sich in neuerer Zeit Mühe gegeben, sie zu analysiren, d. h. nachzuweisen, worin er groß ist. Die Hegelianer, z. B. Rötscher, haben den Anfang gemacht; in Ulricis Werk ist, auch abgesehn von den gelehrten Commentaren, viel Schönes zum Verständniß des Dichters beigetragen; dann folgte Gervinus mit einer sehr ausführlichen Erläuterung; zuletzt hat Kreyssig ein Werk herausgegeben, dessen Besprechung wir uns noch vorbehalten. — In einem Punkt muß man noch eine Ergänzung wünschen: die Analyse dieser Dichtungen vom Standpunkt des technischen Theaterdichters; von den Engländern selbst ist darin manches geleistet, leider in verschiedenen Journalen zerstreut. — Alle diese Werke haben ihr Gutes gewirkt, mehr noch hat unsere allgemeine poetische Bildung gethan: sie hat unsere Augen und Ohren so eingerichtet, daß wir sie nur aufmachen dürfen, um Shakespeares Größe unmittelbar zu empfinden. Aber zur historischen Würdigung des Dichters ist das vorliegende Buch eine höchsterfreuliche Studie. — Es ging eine Zeitlang die Rede, wenn man Shakespeares Zeitgenossen näher kennte, so würde man ihn doch historisch begreifen, man würde zwar finden, daß er in einem Kreise bedeutender Männer bei weitem der Erste sei, aber doch nur wie der König unter seinen Pairs. — Hier sind nun die Zeitgenossen — beiläufig, geschmackvoll übersetzt, und Gott sei Dank! nicht vollständig, sondern in Auszügen, die aber zum Verständniß des Ganzen völlig hinreichen. — Ja man fühlt, es sind Shakespeares Zeitgenossen, sein Fleisch und Blut; dieselbe sächsisch normännische Wildheit, die auch bei ihm hervortritt. Aber nicht allein an dramatischer Kraft und Kunst steht er so ungeheuer über ihnen, daß jede Vergleichung lächerlich wäre; sondern wir sind in einer ganz andern sittlichen Atmosphäre, wir athmen eine reinere Luft, wir hören eine edlere Sprache. Man klagt zuweilen bei Shakespeare über Rohheiten; in der Form ist ja auch wol manches, was gegen unsere heutige Convenienz verstößt; aber nun schlage man z. B. das Stück auf, welches Bodenstedt zart „Giovanni und Annabella" getauft hat — und wer da nicht auch die sittliche Größe des Dichters bewundert, der hat überhaupt für geschichtliche Mächte kein Gefühl. Wie unendlich sticht schon Titus Andronicus in dieser Beziehung gegen die übrigen Stücke ab; und wie unschuldig und rein ist es doch, gegen diese verworfene Bestialität gehalten! Und so mehr oder minder ist alles übrige. Es ist wahr, es ist Kraft in dieser Brutalität — etwa wie in den Lustspieldichtern aus der Zeit Karls des Zweiten, aber eine Kraft, wie sie etwa ein Rasender zeigt. — Eine Lectüre für den Damentisch ist das Buch nicht, aber für das ernste Studium jedem Freund der Geschichte zu empfehlen. — Vielleicht veranlaßt diese Ausgabe zu einer englischen Handausgabe der angeführten Dichter. —

— m —

Herausgegeben von Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Polizei bei Griechen und Römern.

Die moderne Polizei, als eine getrennte Anstalt im Staatsorganismus, hat wol ihren meist unwillkommenen Namen der hellenischen Sprache entnommen; aber ihre Existenz läßt sich in den griechischen Freistaaten nicht nachweisen. Von der vorbauenden, abwehrenden, bevormundenden Regierungsgeschäftigkeit, die der Polizeistaat entwickelt, um jede Störung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, jede Gefährdung des Gemeinwohles im Keime zu ersticken, findet man in den alten Republiken keine Spur. Das Gesetz bedrohte den Uebertreter mit schwerer Verantwortlichkeit, und so lange der Einzelne, wie es die Innigkeit der staatlichen Gemeinschaft forderte, seinen Eigenwillen dem Ganzen unterordnete und nicht durch auffallenden Anstoß in Verantwortung fiel, ließ ihn die Staatsgewalt, welche ja überhaupt noch nicht mit dem Bürger entzweit war, ungehindert und ohne Gängelband seinen Weg gehn. Daher jener kühnere Schritt, jene unbeengtere Bewegung, jene mündigere Haltung, die wir so sehr bewundern. Freilich mußte im Ganzen die auf Uebertretung des Gesetzes folgende Verantwortung oft härter und drückender sein als eine dem Vergehen zuvorkommende Maßregel, und es läßt sich nicht verhehlen, daß im grellsten Contraste zur keckſten Freiheit der Bürger gegenüber der Staatsgewalt selbst dennoch in Glaube und Sitte die Polizeigewalt mit einer Härte und Ausdehnung geübt wurde, die an Despotismus zu grenzen scheint. Allein das Volk empfand nicht einmal das Uebermaß dieses Eingreifens von Seiten des Staates, eben weil es beides, Regierung und Regierte, zugleich war und sich also nicht selbst Unrecht zufügen zu können schien. Dazu kam, daß gewissermaßen die Gesammtheit der Bürger schon eine polizeiliche Aufsicht unter sich ausübte, insofern jeder Einzelne zur Anzeige gesetzwidriger Handlungen verpflichtet war. Sonst vertheilen sich die einzelnen polizeilichen Functionen in Athen unter eine Menge verschiedener Beamten oder sind zum Theil mit anderen Aemtern verbunden. Zuerst sind hier die Astynomen zu erwähnen, zehn durch das Loos ernannte Beamte, denen die eigentliche Straßenpolizei oblag. Sie sorgten für die Reinheit der Stra-

Digitized by Google

ßen und hatten deshalb die Koprologen oder Kothkärrner zu ihrer Disposition. Sie wachten aber auch über Ordnung und Anstand auf den öffentlichen Plätzen überhaupt und beaufsichtigten Flötenspielerinnen, Zithermädchen und Possenreißer. Mehr als einmal brauchte kein Bürger dieses lästige Amt zu übernehmen. Von Wichtigkeit war ferner die Aufsicht über die öffentlichen Wasserleitungen und Brunnen. Die Armuth Athens an süßem Wasser zwang schon Solon zu der Verordnung, daß Niemand aus einem öffentlichen Brunnen Wasser schöpfen sollte, der mehr als 500 Schritte weit von seinem Hause entfernt wäre und daß dem Brunnen des Nachbars nur 34 Quart täglich entnommen werden dürften. Von Themistokles erzählt Plutarch, daß derselbe als Brunneninspector Viele, die widerrechtlich aus den öffentlichen Wasserleitungen das Wasser für sich ableiteten, bestraft und aus den Strafgeldern das eherne Bild eines wassertragenden Mädchens als Weihgeschenk aufgestellt habe. In gleicher Anzahl wie die Astynomen verwalteten die Agoranomen die Polizeiaufsicht über den Markt, über Kauf und Verkauf und die dabei entstehenden Streitigkeiten. Sie kommen auch in den meisten andern Städten Griechenlands vor und hatten es fast nur mit Fremden, Schutzgenossen und der niedrigsten Classe der Bürger zu thun, da der Kleinhandel und die Hökerei ein verachtetes Gewerbe waren (war es doch schon entehrend, wenn man die gekauften Waaren selbst nach Hause trug!). Von den Fremden erhoben diese Marktmeister eine Steuer, während die Bürger frei waren. Die Betrüglichkeit der Detailverkäufer war sprichwörtlich; im Verdünnen des Weines, im Verfälschen der Waaren überhaupt und im Gebrauche falscher Gewichte und Maße scheinen sie Meister gewesen zu sein. Bei der Ausdehnung des Verkehrs gab es also für die Polizei hier viel zu thun. Bestimmte Theile des Marktes erheischten noch besondere Controle. So durfte der Verkauf der Fische nicht vor einer bestimmten Zeit beginnen und es wurde mit einer Glocke zuvor ein Zeichen gegeben. Wir wissen dies aus einer drolligen Anekdote beim Geographen Strabo. Es ließ sich nämlich einst auf dem Markte einer Stadt ein Zitherspieler hören und eine Zeit lang schenkte ihm eine große Volksmenge die ungetheilteste Aufmerksamkeit; sobald aber die Glocke des Fischmarktes ertönte, verließen ihn Alle und strömten dem Orte zu, einen sehr Harthörigen ausgenommen. Zu diesem trat der Virtuos und sagte: „Mein Freund, ich weiß Dir vielen Dank für die Ehre, welche Du mir erzeigst; denn die Anderen sind beim ersten Klange der Glocke fortgegangen;" — „Was sagst Du?" erwiderte Jener, „die Glocke hat schon geläutet? Gott behüte Dich!" stand auf und eilte hinweg. Mit den Astynomen zusammen wachten die Agoranomen darüber, daß die öffentlichen Gebäude nicht verletzt wurden und der Markt in reinlichem Zustande blieb, daher ihnen beiden ein später Redner vorwirft, es entstünden ganze Sümpfe in der Stadt

Digitized by Google

Athen. Die Agoranomen waren mit einer Peitsche bewaffnet, die sie natürlich nur gegen Sclaven und Fremde in Anwendung brachten: gegen Bürger verhängten sie bei leichteren Vergehen Geldstrafen, bei schwereren traten sie zu einem Gerichtshofe zusammen, dessen Amtsgebäude wahrscheinlich am Markte lag. Die Maße und Gewichte wurden von besondern Beamten regulirt und vielleicht geaicht, deren es unter dem Namen Metronomen fünf in der Stadt und fünf im Piräus gab. Auch für den Getreidehandel, der für das kornarme Land von besonderer Wichtigkeit war, bestand eine getrennte Aufsichtsbehörde. Zehn Sitophylakes (Getreidewächter) ließen bei sich alles importirte Getreide declariren, steuerten dem Kornwucher und sahen auf Befolgung der Mehl- und Brodtaxen, sowie darauf, daß Niemand mehr als 50 Scheffel Getreide zum eigenen Vorrath ankaufte, was bei Todesstrafe verboten war. Uebrigens fehlte es schon damals nicht an Börsenkniffen zur Täuschung und Uebervortheilung des Publikums, um ein Steigen der Preise zu bewirken. „So gern sehen sie eure Calamitäten," sagt der Redner Lysias von den Speculanten, „daß sie dieselben theils früher als die Anderen erkunden, theils selbst erdichten. Da sollen die Schiffe im Pontus Schiffbruch gelitten haben oder die ausgesegelten von den Spartanern gekapert oder die Handelsplätze blokirt sein, oder die Handelsverträge nächstens gelöst werden." Doch sorgten für Beobachtung und Handhabung der Handelsgesetze, vorzüglich auch in Beziehung auf den Getreidehandel, zehn besondere Handelscuratoren mit eigenen Kanzleischreibern und Amtsdienern, welche im Piräus ihr Bureau hatten. — Die Ausdehnung der Polizeigewalt über die Sitten war bekanntlich am größten in Sparta, wo die allmächtigen Ephoren die gesammte öffentliche Zucht wahrten. So wurde, um hier nur die auffallendsten Beispiele hervorzuheben, ein gewisser Naukleides, der durch Unterlassung der körperlichen Uebungen und durch Wohlleben eine in Sparta anstößige Wohlbeleibtheit erzielt hatte, mit Ausweisung bedroht, wenn er nicht seine Körperfülle auf das gehörige Maß reduciren würde. Der König Archidamus bekam einen Verweis, weil er eine kleine und häßliche Frau genommen hatte, die nach der Meinung der Ephoren nur die Mutter von Königlein werden könnte. Der Musiker Terpander aus Lesbos wurde bestraft, da er auf seine Leier eine Saite mehr als gewöhnlich gespannt hatte und dadurch von der alten und strengen Einfachheit der Musik abgewichen war. Die Frauen durften weder Gold noch gestickte Kleider tragen, noch langes Haar. Ja sogar von Lebensmitteln war es nicht unbedingt erlaubt zu kaufen, was und wieviel Jeder wollte, und nicht einmal den Bart abzuscheeren oder wachsen zu lassen soll Lykurg der Willkür überlassen haben. Fremde, die auf irgend eine Weise einen übeln Einfluß auf Gebräuche und Sitten zu haben schienen, wurden sofort ausgewiesen. In Athen stand die Sitten- und Luxuspolizei

Digitized by Google

unter dem Areopag. Dieser auf dem Areshügel tagende, uralte Rath wirkte bis zu Perikles herab als Censor der Sitten, des öffentlichen und häuslichen Lebens, als Wächter der Gesetze, als Schirmer der durch das Alter geheiligten Institute und Culte. Wer seine Eltern nicht ernährte oder das väterliche Erbtheil durch liederlichen Lebenswandel vergeudete, erlitt den bürgerlichen Tod und verlor das Stimmrecht und die Befähigung zu allen Staatsämtern. Der Areopag durfte auch nach den Existenzmitteln derjenigen fragen, welche kein Vermögen besaßen und ohne einen Erwerbszweig zu betreiben müßig gingen, und es scheint in früheren Zeiten eine regelmäßige Angabe der verschiedenen Gewerbe jährlich stattgefunden zu haben. Wer dreimal in dieser Beziehung als Herumtreiber bestraft worden war, verlor ebenfalls die bürgerlichen Rechte. Insbesondere erstreckte sich die polizeiliche Aufsicht der Areopagiten auf die Sitten der Frauen. Das athenienſische schöne Geschlecht war ja überhaupt nicht um seine Stellung zu beneiden! Im Gegensatze zu der kecken Dreistigkeit der Spartanerinnen und zu dem gesunderen und natürlicheren Auftreten der homerischen Griechinnen und auch der Römerinnen lebte die „im Schatten erzogene“, und deshalb bleiche und geschminkte Athenerin in klösterlicher Abgeschlossenheit und bürgerlicher Unselbständigkeit, und blöde und ohne Bildung konnte sie mit der heiteren, geistig gewandteren Hetäre, mit welcher Umgang zu pflegen weder für thöricht noch für unsittlich galt, nicht concurriren. Und wenn sie einmal ihre im Hinterhause oder oberen Stocke liegenden Zimmer verließ und die Straße betrat, so durfte dies nicht ohne Begleitung eines Dieners oder einer Zofe geschehn, ja besondere, dem Areopag verantwortliche Polizeibeamten, die Gynäkonomen, bewachten ihre Schritte und konnten sie, wenn sie sich in Kleidung oder Benehmen etwas Ungebührliches zu Schulden kommen ließ, um 1000 Drachmen (250 Thlr.) strafen. Nur religiöse Handlungen und Festaufzüge lockerten zuweilen die strengen Schranken der Haremsordnung. Dieselben Beamten hatten auch die Verpflichtung, bei Hochzeiten und Opferschmäusen zu erscheinen und darauf zu achten, daß nicht über dreißig Gäste zugegen waren, weshalb auch die gemietheten Köche sich jedesmal bei ihnen zu melden hatten. Die ethische Thätigkeit des Areopags betraf aber auch ferner die Religion, den Cultus, die Einführung neuer, vom Staate nicht gebilligter Lehren. Daher konnten Alle, die fremde Gottheiten verehrten oder ihren Cult einzuführen strebten, vor sein Forum wegen Gottlosigkeit gezogen werden. Aspasia, die berühmte Freundin des Perikles, wurde der Religionsverletzung angeklagt; der große Redner vergoß bei ihrer Vertheidigung mehr Thränen, als wenn es sich um sein eigenes Leben und Vermögen handelte, und rettete dadurch seine Clientin, wie später der Redner Hyperides durch noch drastischere Mittel die schöne Phryne. Anaxagoras, dessen Namen einen bedeutenden Fortschritt in der griechischen Philosophie bezeichnet,

Digitized by Google

des Atheismus angeklagt, weil er die Sonne für eine feurige Masse erklärt hatte und zuerst die Idee eines von der Materie gesonderten Weltgeistes lehrte, konnte ebenfalls nur durch Verwendung des Perikles vom Tode gerettet werden und wurde um fünf Talente und mit Verbannung bestraft. Der Freigeist Diagoras erregte durch schonungslose Angriffe auf die Volksreligion den Unwillen der Athener in so hohem Grade, daß er aus Athen fliehen mußte, wo auf seinen Kopf sogar ein Preis von einem Talent Silber gesetzt wurde, von zwei Talenten aber, wenn ihn Jemand lebendig brächte. Ein ähnliches Schicksal traf den Sophisten Protagoras, weil er in einer Schrift behauptet hatte, er wisse nicht, ob die Götter seien oder nicht und wie sie seien. Seine Schriften wurden, wie die des Diagoras confiscirt und auf dem Markte verbrannt; er selbst fand auf der Flucht seinen Tod in den Wellen. Auch Aristoteles wurde wegen einigen Lehrmeinungen der Irreligiösität beschuldigt, aber besonders deshalb, weil er einem Freunde einen Hymnus gewidmet hatte und dadurch göttliche Ehre erwiesen zu haben schien, und ging in freiwilliges Exil. Am bekanntesten ist die Verurtheilung des Sokrates, dessen Anklage sich darauf stützt, daß er neue Gottheiten einführe und von der Staatsreligion abgefallen sei. Uebrigens kam es auch oft vor, daß der Areopag blos warnte und Verweise ertheilte. Von unserm Standpunkt nun scheint diese polizeiliche Beschränkung der Glaubensfreiheit eine, freilich auch in neuerer Zeit nicht beispiellose Tyrannei zu sein. Allein man muß dabei erwägen, daß doch die Verhältnisse damals anders lagen als bei uns, wo die Kirche auch leicht geneigt ist, in gehässiger Weise die Polizeigewalt des Staats für ihre Zwecke zu beanspruchen und der Meinung und Lehre der Wissenschaft Zaum und Zügel anzulegen. Die Entgegenstellung der beiden Factoren, Staat und Kirche, kannten die Alten nicht; sie würde ihnen als ein Frevel an der Würde des Staats vorgekommen sein. Der Cultus und die religiösen Institutionen waren innig mit dem Staatsorganismus verwachsen, nur ein Glied des Ganzen, und nach der Ueberzeugung jener Zeit bildete nicht die alleinige Kirche, sondern der Staat selbst und das Leben im Staate den Menschen zur Menschlichkeit, Sittlichkeit. Der Gehorsam, den der Staat auf diesem Gebiete forderte, war durch die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen geboten. Dann verlangte der Staat auch nur Anerkennung der Götter und Cultusgebräuche ohne ein Dogma, eine öffentliche Religionslehre vorzuschreiben. Freilich spricht gegen die Handhabung solch sittenrichterlicher Disciplin überhaupt die Erfahrung, daß wol der äußere Schein der Sittlichkeit dadurch länger gewahrt, nie aber durch polizeiliche Maßregeln eine wahrhaft sittliche Gesinnung erzeugt werden kann. Auch in Athen bewahrheitet sich dies. Denn nachdem es den Bemühungen des Perikles gelungen war, durch Aufhebung des Areopag, als Oberaufsichtsbehörde über die öffentliche Zucht, das Volk einer conservativ-aristokratischen

Digitized by Google

Schranke zu entledigen, und nun das souveräne Volk eine noch schärfere Polizei über sich selbst durch unbeschränkte Ausübung des Anklagerechtes zu üben begann, zeigte es sich, daß die allgemeine Entsittlichung schon zu weit vorgeschritten war, als daß diese auf die sittliche Tüchtigkeit und politische Tugend des Einzelnen basirte Einrichtung auf die Dauer einen gedeiblichen Zustand hätte begründen können. Es bildete sich nun ein System der Angeberei und Inquisition aus und das ränkesüchtige, giftige Gezücht der Sykophanten (eigentlich: „Feigenangeber," wahrscheinlich in Zusammenhang mit einem alten Ausfuhrverbot) wucherte empor, von dem Demosthenes treffend sagt: „Ein solcher Mensch schleicht über den Markt wie eine Schlange oder ein Skorpion, der seinen Stachel in die Höhe gehoben hat und ihn bewegend umher schaut, wo er jemandem Unheil bereiten oder Lästerungen über einen ausschütten könne, oder wie er jemandem Furcht einjagen und dadurch sich Geld erpressen möge. Als unversöhnlicher Menschenfeind bleibt er fern von den Verbindungen der Freundschaft und Liebe; aber wie die Maler die Umgebung der Gottlosen in der Unterwelt abbilden, so sind auch in seinem Gefolge Verleumdung, Neid, Zwietracht, Hader und Fluch." Da die Hälfte von dem, was die Verurtheilten als Buße verloren, dem Angeber zufiel, so ward dies ein Sporn zu rastloser Thätigkeit. Bedeutende und vermögende Leute sahen sich genöthigt ihnen zu schmeicheln und reichliche Geldopfer zu bringen, oder wie Kriton, der Freund des Sokrates that, einen Sykophanten gegen die andern in Sold zu nehmen, „als einen Wächter für sich, wie er für seine Heerde Hunde halte gegen die Wölfe." „So lange ich reich war, sagt Charmides bei Xenophon, „lebte ich stets in Furcht vor Einbruch und Sykophanten; seitdem ich arm bin, schlafe ich ganz ruhig." Der reiche Feldherr Nikias löste sich von seinen Verfolgern mit hundert Thalern und wurde deshalb viel verspottet. Durch dieselben Mittel schützte sich der Redner Lykurg; er entschuldigte es damit, daß er sagte, für einen Staatsmann sei es ehrenvoller zu geben, als zu nehmen. Zwar bestand ein Gesetz, nach welchem jeder Ankläger, der nicht den fünften Theil der Richterstimmen erhielt, in eine Geldstrafe von 250 Thlr. verfiel; allein die Sykophanten wußten sich durch allerhand Ausflüchte zu decken, und so wurde der Wunsch, den der Redner Andokides aussprach und Tausende mit ihm theilten, das Vaterland von diesem Uebel befreit zu sehn, nie erfüllt. Noch Aristoteles schrieb scherzend aus Euböa an den mazedonischen Reichsverweser Antipater: er möge nicht in jener Stadt bleiben, wo wie im Garten des homerischen Phäakenkönigs Alkinous „Feige bei Feige" stünde; und unter der römischen Herrschaft trieben die Angeber noch frech ihr Handwerk, ja die geheimen Spione der Römer ertrugen es leicht, daß die Griechen sie wie Unreine mieden und laut verhöhnten. — Eine förmlich eingerichtete geheime Polizei hat es wol nirgend in den griechischen Staaten gegeben. Auch das Briefgeheimniß blieb

vom Staate unangetaſtet, wenn auch nicht immer von Seiten der habgierigen Zollbeamten. Dagegen hat die jüngere Tyrannis, das Reſultat der ſittlichen und politiſchen Entartung des Hellenismus, dieſe unſauberen Mittel nicht verſchmäht. So ſchickten die ſiciliſchen Könige, beſonders Hiero der Erſte von Syrakus, Horcher zu den Gaſtmählern. Die beſte Polizei aber übte gewiß der von Aelian erwähnte Tyrann Tryzus, welcher, um geheime Umtriebe zu verhüten, ſeinen Unterthanen das Sprechen verbot und als ſie ſich nun durch Geberden zu verſtändigen ſuchten, auch dieſe unterſagte. Man gehorchte; aber als einſt auf dem Markte der allgemeine Schmerz ſich in Thränen auflöſte und der Tyrann auch dieſen zu wehren ſuchte, brach ein Aufſtand los und er wurde ermordet. — In Athen duldete man dagegen ſogar geheime politiſche Geſellſchaften, die in Rom ſtets verboten waren. Sie bildeten ſich zur Zeit der unumſchränkten Demokratie unter dem unverdächtigen Namen von „Kameradſchaften" (Hetärieen), ſtanden unter Leitung eines Oberhauptes und banden ihre Mitglieder durch den Eid. Dieſe meiſt oligarchiſchen und reactionären Clubs nahmen bald eine dem Beſtehenden feindſelige, hochverrätheriſche Tendenz an und trugen durch die Gewiſſenloſigkeit ihres Egoismus viel zum Untergange des Staats bei.

Noch iſt zu bemerken, daß die erwähnten Behörden in der Ausübung ihrer polizeilichen Funktionen durch eine aus 1000 Bogenſchützen beſtehende Stadtwache unterſtützt wurden. Dieſe waren öffentliche Sclaven, hießen Scythen, ohne es der Mehrzahl nach zu ſein (wie die petersburger Gardekoſaken und die pariſer Zuaven!) und campirten unter Zelten mitten auf dem Markte, ſpäter auf dem Areopag.

Auch bei den Römern findet ſich, wenigſtens zur Zeit der Republik, kein unſerer Polizei ähnliches Inſtitut. Theils gehörte ſie, wie bei den Griechen in den Geſchäftskreis verſchiedener Beamten, theils wurde ſie unter den Formen des Civil- und Criminalproceſſes geübt, theils fiel ſie dem Familiengericht und dem Hausvater anheim, der vermöge des ihm zuſtehenden weit ausgedehnten Zucht- und Strafrechtes in manchen Fällen den auf der That ertappten Schuldigen ſogar zu tödten berechtigt war. Die Hauptgeſchäfte unſerer Polizei verwalteten in Rom die Aedilen und Cenſoren, in den Provinzen die Statthalter und Municipaläbilen. Die Aedilen entſprechen in ihren Functionen am meiſten den griechiſchen Aſtynomen; nur daß man ſich die Befugniſſe der Agoranomen, Sitophylaken, und die Verpflichtung zur Anſtellung der öffentlichen Spiele hinzuzudenken hat. Es wurden jährlich vier, nach Cäſar ſechs Aedilen gewählt. Das ehrwürdige, hochangeſehne Amt der Cenſur dagegen findet in Griechenland keine Analogie; denn die beiden Cenſoren vereinigten mit der oberſten Finanzverwaltung und der Einweiſung der Bürger in den Staatsorganismus nach dem Vermögen das oberſte Sitten-

Digitized by Google

richteramt des Areopags. Und zwar war ihr Strafrecht ein sehr allgemeines, ganz ihrer subjectiven sittlichen Willkür überlassenes. Niemand war davon ausgenommen; die vornehmsten und berühmtesten Männer des Staates, die fungirenden Magistrate selbst waren ihm ebenso unterworfen, wie der geringste Bürger. Alle Handlungen, die gegen die Sitte der Vorfahren, gegen die allgemeine Sittlichkeit verstießen, namentlich solche, die kein ausdrückliches Gesetz der Verantwortung unterwarf oder bei denen der Ankläger fehlte, wurden vor ihren Richterstuhl gezogen. Dabei folgten sie ohne eigene Verantwortlichkeit lediglich ihrer innern Ueberzeugung, nachdem sie beim Antritte ihres achtzehnmonatlichen Amtes geschworen hatten, sich weder durch Haß noch durch Gunst in ihren Urtheilen, die theils auf Rüge, theils auf bürgerliche Degradation lauteten, bestimmen zu lassen. Diese große Gewalt wurde gegen das Ende der Republik sehr geschmälert und endlich nebst der tribunicischen und proconsularischen der kaiserlichen Machtvollkommenheit einverleibt. Ueberhaupt änderte sich schon unter Augustus die Polizeiverwaltung durch mannigfaltige Reformen und näherte sich schon bedeutend ihrem späteren Begriffe. Nach Eintheilung der Hauptstadt in 14 Regionen mußten die Aedilen ihre Befugnisse mit den Prätoren und Volkstribunen theilen und sanken überhaupt zu Unterbeamten des neu ernannten Stadtpräfecten herab, der als oberster Polizeichef nicht nur für Ruhe und Ordnung der Stadt im allgemeinen Sorge zu tragen hatte, sondern auch die einzelnen Zweige der Polizei concentrirte. Außerdem ist noch für die einzelnen Formen der römischen Polizei zu bemerken, daß gemäß der Hinneigung des Volkes zur Ausbildung des abstracten Rechtes, hier die Beamten größtentheils nach gesetzlichen Instructionen handelten, die sie zum Theil selbst beim Anfange ihres Amtes publizirten und die zugleich die Strafbestimmungen enthielten. Vor das Criminalgericht gehörten alle Handlungen, welche die Sicherheit und Ruhe störten, wie das Tragen und Anhäufen von Waffen in böslicher Absicht, Zusammenrottungen und nächtliche Versammlungen. Auch Zünfte, Genossenschaften aller Art, und besonders politische Reunions standen unter Controle der Consuln, Quästoren und Aedilen; letztere wurden oft verboten und wieder erlaubt, zum letzten Male vom Kaiser Caligula, nachdem derselbe in einem Anfluge von Liberalismus auch die Wahlfreiheit dem Volke zurückgegeben hatte. Auch gegen die Zauberei, insofern sie den Staat oder die Religion gefährdete oder den Bürger an Leib und Vermögen schädigte, trat die römische Polizei strenger auf als die griechische. Während der Areopag einst eine Frau, die einen Mann durch einen Liebestrank vergiftet hatte, frei sprach, weil sie nicht die Absicht der Tödtung gehabt, wurden unter manchen Kaisern die Zaubermeister und deren Kunden hingerichtet. Der Glaube an die Möglichkeit, die Saaten zu behexen und fremdes Getreide auf seinen Acker herüber zu zaubern, führte zu einem Verbote

Digitized by Google

in den Zwölftafelgesetzen und noch im Jahre 157 v. Chr. zu einem interessanten Processe. Die Aedilen klagten einen gewissen Furius Cresinus der ökonomischen Zauberei an, der als guter Landwirth auf einem kleinen Grundstücke immer mehr Früchte gebaut hatte, als die neidischen Nachbarn. Um sich zu retten, schaffte er alle seine Ackerwerkzeuge, ein Paar wohlgenährte Ochsen und seine stämmige Tochter auf den Markt, zeigte sie dem Volke mit den Worten: „Dies sind meine Zaubermittel; Schweiß und Arbeit, die ich aufgewandt, kann ich Euch freilich nicht vorführen!“ und wurde freigesprochen. Obgleich ferner der römische Staat viel toleranter gegen fremde Culte war, als die Griechen und selbst nach und nach eine Menge griechischer Götter adoptirte, weil es in der religiösen Anschauungsweise lag, in solchen Fällen, wo der Schutz der eignen Götter nicht auszureichen schien, zu fremden seine Zuflucht zu nehmen und selbst gewissermaßen Verträge mit Gottheiten der Feinde zu schließen, so schritten doch zuweilen die Aedilen gegen solche ein, welche die Reinheit des einheimischen Cultus durch fremden Aberglauben trübten. Das gefährlichste Beispiel der Art war die aus Etrurien eingeschlichene orphisch-bacchische Winkelreligion, die im Jahre 186 v. Chr. mit unerbittlicher Strenge unterdrückt wurde. Auch an ihr zeigte sich, wie verführerisch, epidemisch die Unsittlichkeit ist, wenn sie unter der Maske der Heiligkeit erscheint, und mit vollem Rechte sah der Staat durch die bereits bis auf 7000 Köpfe angewachsenen Eingeweihten seinen gesammten Sitten- und Rechtszustand gefährdet. Handelten hier die Aedilen im Auftrage der Consuln und des Senates, so war ihnen die specielle Sittenpolizei selbständig überlassen. Demzufolge führten sie die polizeiliche Aufsicht über Kuppler und Buhlerinnen und überwachten in moralischer und sanitätspolizeilicher Hinsicht die öffentlichen Bäder. Besondere Controle erforderten auch die Popinen, Häuser, unseren Garküchen oder Restaurationen vergleichbar, in denen warme Speisen und Getränke verabreicht wurden. Da der ganze Stand der Gastwirthe tief verachtet war und man überhaupt die Gemüthlichkeit des Kneipenlebens nicht kannte, hielten sich nur Sclaven, Matrosen und Gladiatoren an solchen Orten auf, oder vornehme Wüstlinge, unter denen ein gewisser Syriskus zu Martials Zeit eine halbe Million Thaler dort vergeudete. Besonders in der Kaiserzeit, wo die Frequenz der Popinen sehr zunahm, erschienen wiederholte Verbote gegen den Verkauf von gekochten Fleischspeisen, warmen Getränken und Backwerk, und noch im vierten Jahrhundert suchte der Polizeipräfect Ampelius den Abgrund der damaligen Schwelgerei zu schließen, indem er z. B. gebot, es solle vor zehn Uhr Morgens keine Weinstube geöffnet werden, ebenso vor einer bestimmten Stunde keine Garküche, und es solle sich früher niemand kauend auf der Straße blicken lassen! Außerdem waren diese Popinen wahre Spielhöllen, und da das Hazardspiel mit Ausnahme der Saturnalien des heidnischen Carnevals in Rom stets

Digitized by Google

verboten war (der Wirth, bei dem gespielt wurde, konnte wegen vorgekommener Ungebührnisse, selbst wegen Beraubung nicht klagen und ein Gesetz Justinians gestattete sogar, das verlorene Geld zurückzufordern), so waren die Aedilen auch in dieser Beziehung ein Schrecken solcher Verstecke. Daß ferner der Vertrieb von Giften und schädlichen Medicamenten, das Bestatten der Leichen innerhalb der Stadt und überhaupt jeder dem leiblichen Wohle der Bürger zugefügte Schaden Polizeistrafen unterlag, sei nur der Vollständigkeit wegen erwähnt. Mehr Interesse gewähren die vergeblichen Anstrengungen, die von Seiten der Legislation gemacht wurden, um dem Luxus zu steuern. Die Censoren suchten dem übertriebenen Aufwande durch einzelne Rügen oder allgemeine Verbote zu wehren, deren Aufrechterhaltung dann dem Geschäftskreise der Aedilen anheimfiel. Noch 275 v. Chr. wurde ein angesehener Mann aus dem Senate gestoßen, weil sein Silbergeschirr zehn Pfund wog! Im Jahre 125 zogen die Censoren einen Augur zur Rechenschaft, weil derselbe 300 Thlr. Miethe für seine Wohnung bezahlte. Von der strengen Censur eines Gracchus (169 v. Chr.) erzählt Plutarch, daß, wenn er von einem Gastmahle heimkehrend durch die Straßen ging, die Leute die Lichter auslöschten, um nicht in den Verdacht später Trinkgesellschaften zu kommen! Was vorzugsweise die Tafelgenüsse betrifft, so stammte schon aus uralter Zeit das Verbot schuppenloser Fische, wodurch man die theuern Seefische fern halten wollte. Ein andres Gesetz (161 v. Chr.) erlaubte für gewöhnlich nur drei Gäste, beschränkte die Kosten der Mahlzeit auf 1 Thlr. 20 Sgr. für die Festtage, auf 15 Sgr. für zehn Tage in jedem Monate und auf 5 Sgr. für die übrigen und verbot für mehr als ungefähr 13 Sgr. Einkäufe an Lebensmitteln auf dem Markte zu machen. Der Genuß gemästeter Hennen und Haselmäuse, Schweineeuter, Wildschweinsköpfe und gewisse Weine und Salben waren besonders verpönt und wurden wahrscheinlich von den Aedilen confiscirt. Auch der Dictator Sulla suchte durch Erneuerung der alten Polizeivorschriften und durch neue Bestimmungen den breiten Strom der Verschwendung zu hemmen. Er gestattete für Werkeltage nur drei Pfund geräuchertes Fleisch und ein Pfund Salzfische und publicirte eine unendliche Liste von Fischen, Saucen, Gerichten, Brühen, mit den Taxen, so daß Makrobius mit Recht behauptet, er habe dadurch die Leckerhaftigkeit eher vermehrt als vermindert; überdies gab er den Aermern durch Herabsetzung der Preise nur die Gelegenheit, sich die feinen Leckerbissen auch verschaffen zu können. Am vernünftigsten verfuhr später Tiberius in einer Zeit noch kolossalerer Ueppigkeit. Er verbot zwar Speisegeräthe aus gediegenem Golde und seidene Gewänder als Männertracht; als aber die Aedilen in ihn drangen, mit noch größerer Schärfe einzugreifen, wies er diese Zumuthung zurück, wol fühlend, daß eine Reform des sittlichen Lebens nicht von der Polizei ausgehn könne, und schob denselben die Handhabung der Luxusgesetze wieder zu. Am

Digitized by Google

meisten wirkte später zur Minderung des Uebels das Beispiel der Kaiser, besonders Vespasians, und die Verarmung der Familien ersten Ranges.

Die höhere und niedere Marktpolizei hatten, wie erwähnt, gleichfalls die Aedilen. Sie sorgten für die nöthige Zufuhr von Getreide, steuerten dem Kornwucher und suchten auf jede Weise wohlfeile Preise zu erlangen, bis von August dieses wichtige Geschäft einem besonderen Präfecten übertragen wurde. Schlechte Lebensmittel nahmen sie weg, falsche Maße und Gewichte zerbrachen sie. Auch in allen mercantilischen Beziehungen übten sie nicht nur polizeiliche Fürsorge, sondern besaßen auch für diesen Zweig ihre eigne Jurisdiction und bildeten eine Art von Handelsgericht. Die Straßenpolizei war in Rom trefflich organisirt. Die Anlage und Pflasterung der Straßen gehörte in das Ressort der Censoren; aber die Instandhaltung und Reparatur, sowie die Herstellung der Reinlichkeit, Sicherheit und Unbeengtheit lag den Aedilen samt deren Unterbeamten, besondern Quartalaufsehern und Straßenfegern ob. Das Unterlassen der Reinhaltung seines Districtes bekam dem nachmaligen Kaiser Vespasian als Aedilen sehr schlecht. Der Kaiser Caligula ließ ihm durch Soldaten den Busen mit Straßenkoth füllen! Jeder Hauseigenthümer mußte die bei seinem Hause vorüberführende Straße unterhalten, und wenn er säumig war, gab der Aedile den Bau auf seine Kosten in Accord und pfändete den Schuldigen. Alle Anlagen, wie Buden und Vorbauten, welche die Straße verengten, waren die Aedilen befugt, wegreißen zu lassen, sowie sie auch Geräthschaften und dergl., welche den Verkehr hinderten, zerschlagen ließen und Volksaufläufe sprengten. Auch das Fahren und Reiten war innerhalb der Stadt verboten. Nur wenige bevorzugte Personen, wie die Vestalinnen, einige Priester und die obern Magistrate bei solennen Aufzügen machten darin eine Ausnahme. Für Lastwagen existirten Polizeistunden, indem sie von Sonnenaufgang bis vier Uhr Nachmittags nicht fahren durften. Daher die Klage Juvenals: „Das Vorbeifahren der Wagen in der engen Krümmung der Gassen und das Durcheinanderschreien des haltenden Trains werden selbst den Meerkälbern den Schlaf rauben!“ Erst Hadrian verbot den schweren Lastwagen vollständig die Stadt. Die Erleuchtung seines Weges blieb übrigens in der Nacht jedem Einzelnen überlassen; denn obgleich Illuminationen bei festlichen Gelegenheiten im Alterthume nicht ungewöhnlich waren (man scheint dabei die Lichter und Fackeln vor die Thüren gestellt zu haben), so ist vor dem vierten Jahrhundert von regelmäßiger Straßenbeleuchtung keine Spur zu finden. Die nächtliche Polizei, besonders zum Schutze der Stadt gegen Feuersbrünste, Einbrüche, räuberische Anfälle, welche in älterer Zeit die Aedilen und besondre Nachtwächter versehn hatten, wurde von August militärisch organisirt und einem Corps von 7000 Schaarwächtern, die unter einem besondern Präfecten standen und in sieben Casernen vertheilt lagen, anvertraut. Sie patrouillirten

Digitized by Google

in der Stadt und hatten das Recht, in die Häuser, wo Gefahr drohte, rücksichtslos einzubrechen. Unter ihren Instrumenten werden bereits genannt: Spritzen, Feuereimer, Aexte, Stangen mit Widerhaken, Leitern und Lappen zum Ersticken der Flamme, die mit Essig getränkt wurden. Diese Anstalten waren aber auch sehr nöthig in einer Stadt, die durch ihre Bauart dem Feuer so ungemeinen Vorschub leistete. Denn es existirte wol das alte Gesetz, daß jedes Haus einen freien Raum von zwei Fuß um sich herum haben sollte; aber während der Republik kümmerte man sich nicht um diese Bestimmung und baute die Häuser in engen, krummen Straßen massenweise aneinander. Dabei waren die Paläste der Vornehmen mit ihrer großen, horizontalen Ausdehnung von unbedeutender Höhe. Dagegen wohnte die bei weitem größere Anzahl der Einwohner in besondern, zum Zweck der Vermiethung erbauten Häusern (insulae), deren Zahl sich zu den Herrenhäusern wie dreißig zu eins verhielt. Diese wurden aus leichtem Materiale mit vielen Stockwerken bis zu einer abenteuerlichen Höhe aufgethürmt. Zu den einzelnen Etagen stieg man auf getrennten Treppen von der Straße oder vom Hofe empor und bei den hohen Miethpreisen in der Stadt war es keine Seltenheit, daß Unbemittelte vier Treppen hoch wohnten. Der „prügelsüchtige" Schulmeister Orbilius logirte unter dem Dache; Martial drei Teppen hoch; Tertullian vergleicht die verschiedenen Himmel der Gnostiker mit dem wegen seiner Höhe sprichwörtlich gewordenen Miethhause des Felikles. Auch diesem Uebelstande, der durch die freilich durch keine Assecuranzanstalt gesicherte Speculation reicher Leute gewachsen war, suchte August durch passende polizeiliche Vorkehrungen zu wehren. Besonders erwähnt wird nur, daß er das Maximum der Höhe für Gebäude an der Straße auf siebzig Fuß feststellte. Nach dem großen neronischen Brande wurden die Straßen erweitert, vorne an den Häusern Säulenhallen angelegt, von deren flachen Dächern aus man die obern Etagen erlangen konnte und die Gebäude wenigstens an gewissen Stellen aus Quadern erbaut.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß eine Büchercensur, wie sie der Polizeistaat kennt, zwar nicht bestand, daß aber oft Bücher von der Obrigkeit verboten und von den Aedilen verbrannt wurden, besonders während der Republik solche, die die bestehenden Religionsgebräuche zu alteriren drohten.

Von den Sykophanten und Delatoren Roms ist in diesen Blättern bereits vor einiger Zeit bei Gelegenheit der Besprechung des römischen Majestätsprocesses die Rede gewesen. H. G.

Digitized by Google

Ein Bild aus Neuöstreich.

Wenn gewisse Tagesschriftsteller nicht müde werden, die Segnungen zu preisen, die von Wien über Ungarn und seine Nebenländer ausströmen, wenn sie uns vorhalten, wie von dort aus die große Aufgabe Oestreichs, Bildung und Gesittung über den Südosten zu verbreiten, seit Jahren rastlos verfolgt wird und nur ein beschränkter Nationalgeist hindert, daß die Spenden jenes Füllhorns dankbar aufgenommen und zum Gedeihen des Landes benutzt werden, und wenn dann wieder andre nur von der Schattenseite der östreichischen Verwaltung in jenen Gegenden zu erzählen wissen, so ist ein Buch, welches den Eindruck macht, daß sein Verfasser zwischen den Parteien hindurch nur auf die Wahrheit sah, als eine doppelt willkommene Gabe zu begrüßen. Als eine solche müssen wir die soeben erschienene Schrift „Aus dem Osten der östreichischen Monarchie von E. Freiherrn v. Berg" (Dresden, G. Schönfelds Buchhandlung) bezeichnen, die Beschreibung einer im letzten Herbst unternommenen Reise über Galizien nach Pesth und von dort über Temesvar nach dem Banat, deren Zweck vorzugsweise Beobachtung der Zustände des Volkes, der landwirthschaftlichen Verhältnisse, des industriellen Lebens und der Art und Weise war, wie Regierungsform und Regierungsgrundsätze auf das Volk wirken. Der Verfasser, ein höherer Beamter, brachte für diesen Zweck Kenntniß der Verwaltungsgrundsätze und als Wald- und Landwirth (er ist k. sächsischer Oberforstrath) eine gründliche Bekanntschaft mit vielen wichtigen Zweigen der Nationalökonomie mit. Er hatte durch frühere Reisen seinen Blick geschärft. Er blieb endlich nicht auf der großen Heerstraße, verließ sich nicht auf Hörensagen, sondern suchte sich durch Zickzacktouren im Innern des Landes die Belehrung zu verschaffen, die er wünschte. Steht er mit diesen Eigenschaften über den gewöhnlichen Touristen, so spricht für die Zuverlässigkeit seiner Mittheilungen noch ein andrer Umstand. Sein politischer Standpunkt ist der eines gemäßigten Liberalismus, und er trat seinen Weg mit jenem in der sächsischen Beamtenwelt traditionellen, durch die sächsischen officiellen und officiösen Blätter emsig gepflegten Wohlwollen gegen Oestreich an, welches in der Ferne nur zu sehr geneigt ist, Schwarz für Weiß und Gelb für Rosenroth anzusehn. Dennoch ist seine Schilderung der Zustände in den von ihm besuchten Theilen des Kaiserreichs eine so trübe und düstere, sein Urtheil über die Leistungen der Regierung auf dem Gebiete der Verwaltung und der Justiz in vielen Punkten ein so abfälliges, daß selbst ein politischer Gegner Oestreichs dort nicht viel schwärzer schildern, hier nicht viel strenger verurtheilen könnte. Wenn er dabei noch an den guten Wil-

Digitized by Google

len der Regierung zu gründlichen Reformen glaubt und auf eine beſſere Zukunft hofft, ſo können wir das auf ſich beruhen laſſen. Wir halten uns an das, was er von den Erfolgen des gegenwärtigen Syſtems zu berichten hat, und das iſt, wie bemerkt, ſehr wenig tröſtlicher und erbaulicher Natur.

Gleich beim Eintritt in die k. k. Staaten, auf der Grenzſtation Granicy in Galizien, zeigt ſich dem Reiſenden ein wenig anmuthiges Miniaturbild der Verwaltung: „Viele Beamte, um ſich gegenſeitig zu controliren und um allen Anforderungen des Bureaukratismus zu genügen', um mit vielen Koſten oder der möglichſt großen Weitläufigkeit wenig Geſchäfte zu bewältigen.“ Tags darauf tritt ihm die Silbergeldnoth in Geſtalt eines protzigen Kaſſirers entgegen. Nach verſchiedenen andern traurigen Erfahrungen faßt er dann ſein Urtheil über Galizien dahin zuſammen: „Galizien erſcheint als ein geſegnetes Land, wo ich es ſah, ſchön, mit einem fruchtbaren Boden, bei geeigneter Bewirthſchaftung reiche Ernten gebend, mit einem gemäßigten Klima, ſchönen, aber mißhandelten Wäldern, kurz, mit allen Elementen zu einer gedeihlichen Entwicklung. Wie treffen wir aber das Volk? Arm, faul, trunkſüchtig, verkommen in jeder Hinſicht, ohne Unterricht und ohne ſittliche Hebung durch eine echte Religioſität. Und dieſes iſt der Erfolg von einem faſt hundertjährigen Beſitz in der Hand des mächtigen Oeſtreich! Und die Regierung hatte hier freie Hand, ſie war nicht wie in Ungarn gebunden durch eine Verfaſſung, welche nur eine Art von Menſchen, den Adel, kannte.“ Man hat nicht beachtet, daß Kirche und Schule große Hebel der Geſittung und des Wohlſtandes ſind. Man hat noch immer nicht das Dogma fallen laſſen, daß Aufklärung vom Uebel, daß je dümmer das Volk, je leichter es zu regieren, man hat noch heute nicht den Stock aus dem Gerichtsſaal verbannt. Wenig nur iſt für die innere Communication gethan. „Die Laſt der Centraliſation und des Bureaukratismus drückt ebenſo auf Galizien wie auf die übrigen Länder Oeſtreichs, der Mangel an guten Beamten, der Mangel an Achtung vor den Beamten wird auch hier gleich fühlbar.“

Wir übergehn, was der Verfaſſer, nach Peſth gelangt, von dieſer Stadt berichtet, und ebenſo was er weiterhin an der ungariſchen Bewegung für berechtigt, was er für nicht berechtigt hält, und folgen ihm in das Banat und zu der ausführlichen Schilderung, die er uns von den dortigen Beamten Oeſtreichs gibt.*) Die öſtreichiſche Organiſation der Verwaltungsbehörden iſt an ſich nicht ſchwerfälliger als die in den meiſten deutſchen Staaten. Klagt man aber in dieſen ſchon mit Recht über viele unnütze Schreiberei, ſo hat man zu ſolchen Klagen in Oeſtreich noch weit mehr Urſache.

*) Man vergleiche damit die Beiſpiele aus dem ruſſiſchen Beamtenthum, die wir vor einigen Wochen aus Fürſt Dolgorukows Buche mittheilten, und man wird finden, daß man in Oeſtreich nach dieſer Seite hin keine große Urſache hat, ſich über Rußland erhaben zu dünken.

„Man betreibt," sagt unser Berichterstatter, „hier die Geschäfte mit einer ganz ungemessnen Weitschweifigkeit, es hat sich dadurch eine Schwerfälligkeit in dem Geschäftsverkehr und in der Form entwickelt, welcher man fast in jedem Erlasse begegnet. Jeder, auch der geringfügigste Gegenstand wird schriftlich verhandelt, und zwar mit einer Umständlichkeit und Gründlichkeit, als ob es nur der Zweck wäre, recht viele und recht dicke Acten zu schreiben. Der Sache wird aber doppelt dadurch geschadet: einmal indem die Erledigungen nicht erfolgen, und dann, weil diese unendlichen Verschleppungen das Ansehen der Behörden untergraben. Ueber diese Verschleppungen hört man allgemeine und bittre Klagen, und nach vielen mir darüber gemachten Mittheilungen erscheinen sie wohlbegründet." — „Vormundschaftssachen sollen oft jahrelang auf Erledigung warten lassen, eine Abnahme von Vormundschaftsrechnungen sei äußerst schwer zu erlangen, ja es sei vorgekommen, daß nach fünf Jahren noch kein Vormund bestellt sei. Bagatellsachen zu Ende zu bringen, hält außerordentlich schwer. Untersuchungen von geringen Polizeivergehen, z. B. Forstbußsachen, werden öfters jahrelang nicht vorgenommen, und wenn die Erkenntnisse auch endlich gefällt sind, wird an die Vollziehung derselben gar nicht gedacht. Ja es ist vorgekommen, daß bei der Visitation eines Bezirksamtes gegen viertausend erledigte, aber unabgeschriebene Sachen vorgefunden wurden. Man fand das und — es blieb beim Alten!

„In peinlichen Sachen wird allgemein den Behörden eine große Lässigkeit, eine Scheu, sich mit der Arbeit zu befassen, vorgeworfen. Mir sind darüber eine Menge Geschichten erzählt, wovon ich beispielsweise eine mittheilen will. Nicht weit von der siebenbürgischen Grenze wurde vor nicht zu langer Zeit in einem Dorfe ein Bauernhaus überfallen, von dessen Besitzer bekannt geworden war, daß er kürzlich Geld erhalten habe. Um die Bewohner zur Herausgabe zu zwingen, wurde der schwangern Frau vor ihrem Manne der Leib aufgeschlitzt, und der Mann mit Feuer so lange gemartert, bis er verbrannte. Eine Rotte von sieben Mann wurde durch die Gendarmen eingefangen, in Gegenwart eines Hüttenbeamten, welcher zugleich Ortsvorsteher war, gestanden die Bösewichter ihre That ein, sie wurden zum Amte transportirt und — so sagte der betreffende Hüttenbeamte, welcher mir die Sache als Theilnehmer bei dem Verhör selbst erzählte — noch früher wie die Gendarmen waren die Kerle alle wieder zu Hause." —

„Mir ist," fährt unser Reisender fort, „ein Fall bekannt worden, wo die Vermuthung einer böswilligen Brandstiftung sehr nahe lag. Auf eine desfallsige Anzeige bei dem Amte ist nicht einmal der Augenschein eingenommen worden. In den obersten Stellen hat man gewiß den besten Willen, solche schreiende Uebelstände, welche in den meisten Fällen wol nur durch die Ueberhäufung der Behörden mit Geschäften veranlaßt werden, abzustellen. Es sol-

Digitized by Google

len wiederholte Versuche gemacht worden sein, den Geschäftsgang zu vereinfachen und die unselige Vielschreiberei in gemessene Schranken zurückzuweisen, aber es hat nichts gefruchtet, im Gegentheil soll oft die Sache dadurch noch schlimmer geworden sein. So viel aber ist gewiß, die Geschäftslast wurde bei den gegenwärtigen Formen zu einer erdrückenden."

Das Uebel scheint mir höher zu liegen, nämlich in der in Oestreich so ganz scharf ausgeprägten Centralisation und dem Bureaukratismus. Man muß, um dem zu entsprechen, alles nach Oben ziehen; um die Maschine im Gange zu erhalten, werden unendlich viele Tabellen, Uebersichten und Berichte erfordert, welche mit ihrer ganzen Wucht auf die untern Behörden drücken. Die bureaukratische Form derselben hat die unabwendbare Folge, daß Jeder die Verantwortung scheuend, sich nach Oben hin durch Berichtserstattungen zu sichern sucht. Nur wenn die Beamten unter eigner, strenger Verantwortlichkeit mehr zu entscheiden haben, wenn man es aufgibt, oben stets auch von den geringsten Details unterrichtet sein zu wollen, wird es möglich sein, gründlich zu helfen. Der Beamte sucht seine Befriedigung darin, die ärarischen Angelegenheiten wie Steuer, Militärsachen u. dgl., welche überall prompt erledigt werden, unbedingt rasch abzumachen und durch dickleibige Berichte bei den Oberbehörden zu glänzen; sich mit den wichtigen Angelegenheiten des Volks eingehend zu beschäftigen, dazu bleibt ihm dann wenige Zeit übrig. Erst wenn diese durch Aufgabe der Vielschreiberei und durch Einführung eines rascheren Geschäftsbetriebes erlangt wird, kann mit Zuversicht eine Besserung erwartet werden. Man legt jetzt viel Werth darauf, durch eine zweckmäßige Gemeindeorganisation diesen eine größere Selbständigkeit zu geben und ihnen eine Menge Geschäfte der Unterbehörden zu übertragen; allein man kann sich dabei leicht täuschen. Eine Ueberwachung der Gemeinden auf eine oder die andere Weise muß doch immer stattfinden, soll diese nach dem bisherigen Systeme ausgeführt werden, so wird die Geschäftslast der Behörden wahrscheinlich nicht viel vermindert. Das Regieren vom grünen Tische ab muß aufhören, dann erst wird mehr Leben in das Ganze kommen.

Allerdings ist es, um den Beamten eine entsprechende Selbständigkeit gewähren zu können, nothwendig, gute Beamte zu haben. Darin liegt offenbar eine große Schwierigkeit, besonders für die Gegend, welche uns hier vorzugsweise beschäftigt. An sich ist es in gewisser Hinsicht offenbar schon ein Opfer, in einem so fernen Theile der Monarchie zu amtiren, wo doch den dort nicht Gebornen manche Entbehrungen treffen. Das Banat liegt sehr ab von einem regeren geistigen Verkehr und die Cultur des Volks, womit der Beamte zu thun hat, ist eine sehr geringe. Der Fremde ist außerdem sehr abgeschieden von dem Kreise der Verwandten und Freunde, in welchem er sich gern bewegte, und das alles sind große Hindernisse für die Uebersiedel-

Digitized by Google

ung tüchtiger Beamten aus andern Theilen der Monarchie. Aber noch schwerer fällt hierbei die nothwendige Sprachkenntniß in die Wage, wie ein Blick auf die oben mitgetheilte Verschiedenartigkeit der hier hausenden Volksstämme ergibt. Ein banater Beamter muß wenigstens deutsch, serbisch, ungarisch und wallachisch sprechen, erwünscht wird es sein, wenn er auch noch eine oder die andere slavische Sprache, slavakisch oder böhmisch spricht. Darin liegt es, daß die Auswahl für banater Beamte nicht groß sein kann, und deshalb erscheint der Vorwurf, welchen man der Regierung wol gemacht hat, daß sie bei der neuen Organisation in Ungarn und in dem Banate in Bezug auf die Auswahl der Beamten nicht mit der entsprechenden, einen guten Erfolg sichernden Umsicht zu Werke gegangen sei, nicht ganz gerechtfertigt. Die erste Bedingung, um als Beamter mit dem Volke in befriedigender Weise verkehren zu können, bleibt doch immer die, daß man sich in seiner Sprache mit ihm verständlich machen kann.

Dazu kam noch, daß, als nach der Revolution von 1848 und 49 die neue Organisation ins Leben trat, ein um so größerer Mangel an Beamten war weil von den früheren zu viele politisch compromittirt waren und deshalb nicht angestellt werden konnten. Daher wurden theilweise vollkommen unfähige Männer, die nicht einmal die nöthigen juridischen Studien nachzuweisen vermochte angestellt; selbst simple Schreiber und derartige untergeordneten, Personen, machten dabei ihr Glück.

Soll der Beamte in seinem Kreise wahrhaft segensreich wirken, so muß er in seinem bürgerlichen Leben, ebenso wie im dienstlichen, unantastbar hoch stehn. Er muß nicht nur tüchtig als Beamter, sondern auch sittlich und human als Mensch sein. Und das wird gegenüber einer zwar rohen, aber nichts weniger als unbegabten und fühllosen Bevölkerung, wie die Wallachen und Serben sind, um so mehr nothwendig. Ohne den vielen tüchtigen und redlichen Beamten, welche Oestreich ohne Zweifel besitzt, zu nahe treten zu wollen, muß man doch gestehn, daß in dieser Beziehung über die östreichischen Beamten im Allgemeinen ein ungünstiges Urtheil gefällt wird. In der That scheinen manche leichter zugänglich zu sein, wenn die in der Sache liegenden Gründe mit Gaben und Geschenken unterstützt werden. Die allgemeine Stimme spricht sich darüber sehr deutlich aus, und mögen deshalb manche mir darüber erzählte Details auf sich beruhen.

Unverkennbar aber steht dieser Punkt mit der schlechten Bezahlung der Beamten in Verbindung. Wenn z. B. ein Mann in einem so ausgedehnten Wirkungskreise, wie der Vorstand eines Bezirksamtes, nur 1050 Gulden östr. Währung Besoldung nebst freier Wohnung bezieht, so mochte das früher, wo im Banate ein sprichwörtlich wohlfeiles Leben war, wol genügen, jetzt aber gewiß nicht, um sich und eine Familie standesgemäß zu unterhalten. Letzteres

Digitized by Google

muß aber hier noch mehr, wie in andern Orten geschehn, denn diese noch etwas wilden Völkerschaften gleichen darin den Orientalen, daß sie auf das äußere Auftreten viel geben. Man muß ihnen imponiren durch Glanz, Persönlichkeit, Sittlichkeit und, wenn es sein muß, durch Strenge, dann geht es gut.

Sittlichkeit und wohlangebrachte Strenge, besonders wenn der Untergebene von der Humanität des Beamten Ueberzeugung gewonnen hat, sind zwei Hauptpfeiler einer gedeihlichen Wirksamkeit in jeder, besonders aber in solcher Stellung, worin der banater Beamte sich befindet. Was sagt aber der geehrte Leser zu folgender Geschichte, die ich ohne irgendwelche Zusätze einfach wiederhole, wie sie mir erzählt und verbürgt wurde.

Im Frühjahre v. J. erschien ein Beamter von einem Bezirksgerichte Nachts elf Uhr in einem ziemlich berauschten Zustande, mit einer Doppelflinte bewaffnet, in dem Wirthshause eines kleinen Ortes, wo derselbe Tags darauf Amtsgeschäfte zu besorgen hatte. Er fand das Schlafzimmer des Wirths verschlossen und verlangte höchst aufgeregt und laut das Oeffnen der Thür. Der Wirth, welcher sich bereits zur Ruhe begeben, stand auf und ging in das Gastzimmer. Kaum dort eingetreten, fuhr ihn der Beamte in Gegenwart einiger Gäste in den gröbsten Reden auf den Leib, ihn ausscheltend, daß er einem kaiserlichen Beamten nicht sofort die Thüre geöffnet habe. Während dieser Hin- und Herreden spannte derselbe die Hähne seines Gewehres, hielt dasselbe dicht an den Kopf des Wirthes und drückte einen Lauf ab. Glücklicher Weise hatte der Wirth das Gewehr zur Seite geschlagen und so ging der Schuß, ihm nur das Gesicht schwärzend, zur Seite und die Ladung von einigen 20 starken Schroten fuhr in die Schrankthüre. Der Wirth zog sich darauf eilig in sein Schlafzimmer zurück und verschloß die Thür. Nachdem der Beamte unter höchst unanständigen Reden vergeblich das Oeffnen der Thüre nochmals verlangt hatte, verließ derselbe unter verschiedenen unzweideutigen Zeichen der Trunkenheit das Wirthshaus.

Die Geschichte wurde actenkundig bekannt, obwol sie der Wirth nicht anzeigte. Es erfolgte aber nichts darauf und der Beamte ist noch heute im Dienste.

Würde etwas nur entfernt dem ähnliches bei uns vorkommen, so wären alle öffentlichen Blätter voll davon; aber, obwol es überall räudige Schafe unter einer feinen Heerde gibt, solche Brutalität ist in Deutschland unmöglich, würde es auch in Oestreich sein, wenn man halbwegs eine freie Presse hätte, zu deren Benutzung durch das Volk freilich ein höherer Bildungsstand erforderlich wird, als man ihn in einem großen Theile der östreichischen Monarchie findet.

Damit, ich meine mit der Unwissenheit des Volkes, steht in einer nicht zu verkennenden Wechselwirkung der für den Deutschen sehr auffallende Ge-

brauch, daß auch in diesen östreichischen Hinterländern, wie in Galizien, äußerst viel von Gerichtswegen geprügelt wird. Man hört bei Polizeivergehen fast nur von 25. — Ob das mit den Gesetzen ganz vereinbar ist, weiß ich nicht, zulassen thun sie es. Jeden Falls aber entspricht es der allgemeinen Ansicht, welche man selbst von humanen und fein gebildeten Männern aussprechen hört, vollständig, daß man bei diesen rohen Völkerschaften nicht anders als mit dem Stocke regieren könne.

Für mich war es eine höchst betrübende Erscheinung, von einem solchen systematischen Prügeln ohne alles Bedenken als von etwas sprechen zu hören, welches, völlig gerechtfertigt, diesem Volke gegenüber absolut naturgemäß sei. Allerdings ist das Volk roh und mag demgemäß oft seine Handlungsweise entwickeln, bei welcher andere Strafen unwirksam erscheinen. Allein wer trägt die Schuld daran? Gewiß nur die rohe Behandlung und vor Allem der Mangel aller Erziehung durch Kirche und Schule, wie ich weiter unten noch begründen werde. Offenbar muß von der weltlichen Obrigkeit ebenfalls ein Anfang gemacht werden, das sittliche Gefühl der Menschen zu heben, ihm nicht alle Ehre zu rauben, indem man ihn als ein Object des Prügelns betrachtet. Gern will ich zugeben, daß dieses nicht mit einem Schlage oder einfach durch Ordonnanzen geschehen kann, denn jetzt wird das Volk soviel geprügelt, daß der Sinn für die Schande dieser Behandlungsweise ganz entschwunden ist. Aber der Stock mag als das äußerste Mittel betrachtet werden, und zur Ehre der Menschheit will ich glauben, daß nach und nach Mittel gefunden werden, ihn zu entbehren, wenn man nur ernstlich darnach suchen will." —

Sehr interessant, wen auch sehr unerfreulich ist, was der Verfasser über die Zustände der walachischen Bevölkerung im Banat mittheilt. Dieselbe ist nicht ohne gute Anlagen, aber noch im rohsten Naturzustande, der kaum irgendwie verschieden ist von dem ihrer Glaubensgenossen in Rußland und dem ihrer Stammverwandten in den Süddonauländern. Mit den Schulen ist es auf das Kläglichste bestellt, und ebenso elend steht es mit der Kirche. Der Gottesdienst beschränkt sich fast nur auf äußere Formen, Hersagen von Gebeten, Besuch der Messe, Anrufung der Heiligen und Fasten. Von der christlichen Sittenlehre ist wenig oder nichts bekannt, „wol deshalb, weil sich der Popa eher zu allem andern als zum Sittenlehrer eignet."

Die Bildung der letzteren ist eine äußerst geringe. Zwar soll der, welcher sich dem geistlichen Stande widmet, die lateinische Schule absolvirt und das Seminar zu Versèc besucht haben, aber der Bischof dispensirt gegen ein Stück Geld so häufig davon, daß man dem Verfasser unsrer Schrift „von allen Seiten versicherte, eine große Anzahl Priester könnten kaum lesen oder schreiben. Sie eignen sich die äußern Formen an, lernen die Messe und die nöthigen Gebete, Sprüche, Heiligenlegenden u. s. w. auswendig und amtiren so rein

Digitized by Google

als Handwerker. Es wurde mir unter anderm von einem protestantischen Geistlichen erzählt, daß einst ein Popa, welcher als solcher schon zehn Jahre fungirt habe, in äußerster Verlegenheit zu ihm gekommen sei und ihm seine Noth geklagt habe, wie der Bischof bei der Versetzung auf eine andere Stelle von ihm die Haltung einer Predigt verlange. Er möchte nun gerne wissen, was das eigentlich sei. Nach der ihm darüber gewordenen Aufklärung habe der Popa ihn ersucht, ihm eine Predigt zu machen, was er, der Pastor, jedoch deshalb abgelehnt habe, weil er nicht walachisch schreiben könne. — Derselbe protestantische Pastor erzählte mir eine andere in einem walachischen Orte seiner Nachbarschaft vorgekommene, ebenfalls charakteristische Anekdote. In dem betreffenden Orte waren häufige Brandstiftungen an den Getreide- und Heuschobern vorgekommen, und die Grundherrin läßt den Popa auffordern, dieserhalb der Gemeinde eine Strafpredigt zu halten, mit dem Bemerken, sie werde dann selbst die Kirche besuchen. Der Popa beginnt: Es ist häufig vorgekommen, daß ihr Schober anbrennt; das ist ganz unvernünftig; denn ihr habt nichts davon. Besser ihr stehlt einen Ochsen, das bringt euch doch Vortheil. — So weit hörte die Grundherrin diese moralische Predigt mit an, dann sprang sie auf, gebot dem Popa Schweigen und hielt nun ihrerseits der Gemeinde eine solche eindringliche Strafpredigt, daß fortan Brandstiftungen nicht mehr stattfanden."

Noch niedriger als der Standpunkt der Bildung dieser Geistlichen, ist nach dem Verfasser ihr sittliches Leben, und dem entspricht ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft. Die niedern Grade der Geistlichkeit dürfen sich verheirathen, vom Bischof aufwärts leben sie im Cölibat. Das Einkommen eines Priesters ist sehr gering, er ist deshalb genöthigt, Landwirthschaft zu treiben, und er thut das ganz in der rohen Weise wie seine Bauern. Er führt seine Ochsen selbst auf die Weide, pflügt und schneidet selbst sein Korn. Im Aeußern erkennt man ihn, wenn er nicht zu einem Gang in die Stadt seine Amtstracht, einen langen blauen Kaftan und die bekannte schwarze Popenmütze, angelegt hat, nur an dem Kinnbart; denn die Laien tragen blos Schnurrbärte.

Um das Ansehen zu bezeichnen, in welchem diese Diener des Evangeliums in den Hinterländern Neuöstreichs beim Volke stehn, brauchen wir nur zu erwähnen, daß dem Verfasser, der weder leichtgläubig, noch zu pikanten Uebertreibungen geneigt ist, „ganz übereinstimmend von Personen in der verschiedensten bürgerlichen Stellung versichert wurde: der Popa sei stets der größte Räuber im Orte. Werde Raub, Diebstahl oder eine anderweite Schlechtigkeit begangen, so stehe in der Regel der Popa, nächst ihm der Richter des Dorfes, an der Spitze."

Unter Andern wurde unserm Reisenden folgende Thatsache erzählt. „In dem Dorfe Kriwina nächst der siebenbürgischen Grenze wurde bei einem Bauer eingebrochen. Um denselben zur Herausgabe seines Geldes zu zwingen, schnitt

Digitized by Google

man ihm die Ohren ab, ebenso ein Stück der Nase, und brannte den Unglücklichen mit glühenden Ketten. An der Spitze dieser scheußlichen Bande standen drei Popen und nächstdem zwei Lehrer, ein Notariatsschreiber und zwei Kirchendiener. Diese Bande war damals bereits mit dem Gericht in Conflict gerathen, indeß hatte man ihnen nichts nachweisen können; die Theilnehmer blieben im Amte und setzten ihr sauberes Treiben fort. Allein am 5. Januar 1860 sind, nach einer Notiz in der Presse, sieben dieser Gesellen, welche bei einer andern Gelegenheit ergriffen wurden, wobei die vorerwähnte Geschichte ebenfalls zur Geltung gebracht wurde, vom Kreisgericht zu Lugos, als Standgericht, zum Strange verurtheilt worden." —

Die geistigen Anlagen des Walachen sind nach unserm Berichterstatter sehr gut. Diese Bauern, Köhler oder Fuhrleute wissen ihre Sache mit einer Logik und einem Schwung vorzutragen, daß man erstaunen muß. „Auf einer meiner Streifereien," erzählt der Verfasser, „kam ich in Begleitung eines banater Forst- und Domänenbeamten in ein Holzhauer- und Köhlerdorf, Patina Matje (91 Hausnummern und 630 Einwohner), wo wir eine kleine Kapelle von etwa 25 Fuß Länge und 15 Fuß Breite besahen. Sie war roh von Brettern zusammengeschlagen, durch die Fugen pfiff der Wind, die unten angefaulten Hölzer drohten jeden Augenblick zusammenzubrechen. Die Schule war zur Zeit abwechselnd, wie die unzweideutigsten Spuren verriethen, ein Pferde-, Kuh- oder Schweinestall, nahm ein Zimmer von etwa zwölf Fuß ins Gevierte ein und hatte zwei Bänke für etwa zwölf Kinder und eine schwarze Tafel. Mein Begleiter sagte dem uns führenden Richter, es sei eine Schande, in einem doch nicht so ganz kleinen Orte eine so schlechte Kirche und Schule zu haben. Ja, Herr, das ist wahr — erwiderte der Richter — aber wir sind arm, und wenn uns die Grundherrschaft nicht unterstützt, so können wir nicht bauen und bessern. — Nun, wenn ihr hier in Patina Matje erst nicht mehr so arge Diebe und Räuber seid, wird euch sicher geholfen werden, war die Antwort des Beamten, worauf sofort der Richter entgegnete: Ja, Herr, das ist wahr, aber eben weil die Kirche und Schule so schlecht, sind wir solche Räuber und Diebe." —

Ganz in derselben Weise könnten die Walachen überhaupt und mit ihnen der größte Theil der östreichischen Serben, Slowaken und Polen der Regierung antworten, wenn sie sich über die Rohheit, Trägheit und Verkommenheit dieser Stämme wundern wollte. „Werfen wir," schließt der Verfasser seine Mittheilung über das Banat, „einen Rückblick auf den Zustand des walachischen Volkes, der uns jedenfalls vollständig zur Beurtheilung des culturlichen Standpunkts der in Ungarn und dem Banat wohnenden Serben und Slowaken dienen kann, so muß dem Menschenfreunde das Herz schwer werden über eine solche grauenhafte Vernachlässigung, über solche halbbarbarische Zustände, und es erscheint das um so betrübender, wenn man, wie, ich die Ueberzeugung hat,

Digitized by Google

daß hier ein an sich edles und bildungsfähiges Volk so hart betroffen wird durch Nichtbeachtung der ersten Grundsätze einer vernünftigen Staatswirthschaft. Und das geschah unter dem Schutze der als Muster der Freiheit gepriesenen ungarischen Verfassung. Und es können jetzt noch ungarische sogenannte Patrioten wünschen, die alte Verfassung mit ihren Einwirkungen auf das Volk zurückzuerhalten! (Ein Irrthum des Verfassers. Niemand, höchstens einige altconservative Magnaten wollen die Verfassung Ungarns ohne die Verbesserungen des Jahres 1848 zurückhaben.) Aber auch Oestreich, ich meine das neue nach 1848, ist in dem vorliegenden Falle von großer Schuld nicht ganz frei zu sprechen; es hat zwar dem Wortlaut des Gesetzes nach freie Menschen hier geschaffen, aber sie doch nicht frei gemacht. Sie liegen in den Ketten des Beamtenthums und noch mehr ihr Geist in den Banden der Unwissenheit und Finsterniß. Oestreich hat hier nichts gethan, um Kirche und Schule zu heben, es hat acht kostbare Jahre verloren, sich die dankbare Anerkennung seiner Unterthanen zu erwerben." —

Mit jenen Halbwilden wollten und wollen noch jetzt gewisse Politiker uns Deutsche in das vielgepriesene Siebzigmillionenreich zusammenstellen. Es wäre doch gut, wenn diejenigen Freunde Oestreichs in Deutschland, welche zu solchen Vorschlägen nicht gekauft sind, sondern sie sich nur in überlieferter Unschuld vorglauben lassen, die Gelegenheit fänden und benutzten, gleich unserm Verfasser sich durch den Augenschein zu überzeugen, was wir in jenem Falle in den Kauf zu nehmen hätten. Sicher käme dann der Eine und der Andere mit weiter entwickelten Ueberzeugungen zurück, als unser Reisender, der trotz seiner Erfahrungen zum Schlusse immer noch glauben zu müssen meint, „daß wir ein einiges starkes Oestreich haben müssen, um ein einiges starkes Deutschland zu bilden."

Die Krisis in den Vereinigten Staaten.

1.

In derselben Zeit, in welcher Frankreich, Italien und der Orient die alte Welt in ängstlicher Spannung und ewiger Kriegsbereitschaft erhalten, drängt sich in der neuen Welt, in den Vereinigten Staaten, eine Frage wieder in den

politischen Vordergrund, deren Entscheidung die Zukunft Nordamerikas in sich birgt.

Es ist nicht das erste Mal, daß die große europäische und amerikanische Politik gleichzeitig einer Krise zueilen. Der Unabhängigkeitskampf der 13 Colonien und seine Schwester, die französische Revolution, waren Kinder eines und desselben Zeitalters und nur um einige Jahre räumlich von einander getrennt. Die Napoleonischen Continentalkriege zogen die Vereinigten Staaten aus ihrer Neutralität und riefen den ersten Seekrieg mit England hervor. Die Reaction, welche dem nationalen Aufschwunge der Hauptvölker Europas nach dem Frieden von 1815 folgte, dämpfte auch dort den Stolz ob der errungenen Triumphe über den auswärtigen Feind. Was der karlsbader und laibacher Congreß für Europa waren, das wurde in gewissem Maß die Sklavenfrage und das Missouricompromiß für die Vereinigten Staaten; denn drüben wie hier octroyirte eine verhältnißmäßig kleine Minorität dem ganzen Volk ihren Willen und ihre Interessen.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ist die Union zu verschiedenen Zeiten durch diese Sklavenfrage oder durch die Geldfrage erschüttert worden. Die erstere ist von hoher Bedeutung, in ihr liegt die Gefahr der Trennung des Südens von dem Norden, liegt der Anreiz zur Eroberung Cubas, somit die Gefahr des Krieges mit England und Frankreich. Während die Geldfrage durch den großen innern Reichthum des Landes sich allmälig wieder ausgleicht, dauert die heftige Agitation der Sklavenfrage in der großen Staatenverbrüderung unabläßig fort; ihre Geschichte zieht wie ein rother Faden durch die Geschicke der Vereinigten Staaten sich hindurch, und da jede Erschütterung, die Nordamerika trifft, durch die Solidarität der materiellen Interessen in Europa wiederhallt, so lohnt es sich wol der Mühe, sie auch diesseits des Oceans näher anzuschauen.

Als die Vereinigten Staaten vom Mutterlande sich losrissen, erklärte der erste Entwurf der diesen Act motivirenden Unabhängigkeitserklärung sich aufs Entschiedenste gegen die Sklaverei; ihre Begünstigung wurde sogar dem Könige Georg dem Dritten als Capitalverbrechen gegen das Volk der Colonien angerechnet. Dieses Volk war ihr, seiner großen Mehrheit nach, abgeneigt und hätte sich ihrer gern entledigt. Auch die Männer der Revolution, der treue Ausdruck der damaligen, öffentlichen Meinung, drangen theils auf sofortige, theils auf allmälige Abschaffung der Sklaverei, welcher damals noch keine so tief eingewurzelten ökonomischen Interessen im Wege standen. Außer den Reis und Indigo producirenden Staaten von Südcarolina und Georgia wurden die Sklaven überall nur zu häuslichen Diensten verwandt und konnten ebenso gut durch weiße Arbeiter ersetzt werden.

Nicht Mangel an der erforderlichen Majorität, sondern nur der Wunsch

Digitized by Google

die Unabhängigkeit von allen 13 Colonien ausgesprochen zu sehn, veranlaßte Jefferson, jene die Sklaverei betreffende Stelle, auf den von Südcarolina und Georgia gedrohten Rücktritt, aus seiner berühmten Erklärung zu streichen. Selbst während des Krieges machten einzelne Staaten verschiedene Emancipationsversuche. Schon 1778 hob Virginia, damals der bevölkertste, reichste und tonangebende Staat, jede Beschränkung der Emancipation auf und verbot die weitere Einfuhr von Sklaven. Diesem Beispiele folgten bald Newyork, Newjersey, Maryland, Delaware und Pennsylvanien. Letzteres bestimmte sogar 1780, daß alle innerhalb seiner Grenzen geborenen Personen frei sein sollten. Massachusetts mit seiner überwiegenden Puritanerbevölkerung, von jeher ein geschworener Feind der Sklaverei, blieb nicht zurück, und Rhode Island, wie Connectitut stellten sich 1784 auf die Seite Pennsylvaniens. Selbst Nordcarolina erklärte 1786 die fernere Einfuhr von Sklaven für höchst unpolitisch und verderblich und legte auf jede spätere Einfuhr eine Steuer von fünf Dollar per Kopf.

Gleich nach dem Frieden und während des Continentalcongresses trat bei den Verhandlungen der nationalen Angelegenheiten die Sklaverei in den Vordergrund. Als es sich um gesetzliche Bestimmungen für das von Virginia abgetretene und noch unbebaute westliche Territorium, vom 31. bis zum 46. Breitengrade handelte, verlangte Jefferson, daß nach dem Jahre 1800 in allen neu zu bildenden Gebieten und Staaten weder Sklaverei, noch überhaupt unfreiwillige Dienstbarkeit gelten solle. Dieser Vorschlag, geschichtlich berühmt als Jeffersons Ordonnanz, ging damals nicht durch, weil nur sieben, statt der vorschriftsmäßigen neun, von den 13 Staaten dafür waren.

Im Jahre 1787 indeß, als die Territorialfrage wegen der inzwischen von den nördlichen Staaten abgetretenen Gebiete vor dem alten Congresse wieder zur Verhandlung gelangte, wurde Jeffersons Antrag, wenn auch nur für einen beschränkten Raum, so doch in seinen Hauptzügen angenommen, und unterm 13. Juli 1787 einstimmig das Gesetz erlassen: daß von allen nordwestlich vom Ohio gelegenen Territorien die Sklaverei wie jede unfreiwillige Dienstbarkeit für immer ausgeschlossen sein sollte. Diese, seitdem so berühmt gewordene Ordonnanz von 1787, bildet noch heute den Ausgangs- und Stützpunkt in den Controversen über die Grenze des Sklavengebiets.

Zu derselben Zeit tagte in Philadelphia die für Entwerfung der jetzigen Verfassung zusammenberufene Nationalconvention. Unter den Gegenständen, welche ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nahmen, gehörte auch die Bestimmung über die Importation afrikanischer Sklaven, oder — wie der Süden sich damals verblümt ausdrückte, — das Gesetz über Wanderung und Einführung solcher Personen, welche zuzulassen einzelne Staaten für gut befinden sollten. Der Continentalcongreß hatte nämlich schon im April 1776 aus-

Digitized by Google

drücklich bestimmt, daß in keinem der Vereinigten Staaten Sklaven mehr eingeführt werden dürften, da dieser Handel unvereinbar mit den Grundsätzen der Revolution und der Verfassung sei. Während der Dauer des Krieges hatten begreiflicherweise englische Schiffe für genaue Befolgung dieser Bestimmung gesorgt. Gleich nach dem Frieden fingen jedoch Südcarolina und Georgia den einträglichen Sklavenhandel wieder an, und beide Staaten wollten sich weder in ihm, noch im Halten von Sklaven selbst von der neuen Constitution beschränken lassen. Bei den darüber gepflogenen Verhandlungen zeigte sich zum erstenmale in der Geschichte der Vereinigten Staaten der schroffe Gegensatz zwischen Norden und Süden in seiner ganzen Schärfe. Die Erbitterung und Beweisführung war schon damals auf beiden Seiten ganz dieselbe, wie später und jetzt. Während ein Theil der Delegaten den schimpflichen Handel sofort abgeschafft wissen wollte und Gouverneur Morris von Newyork die Sklaverei für einen Fluch des Himmels erklärte, entgegnete ein anderer unter der Führung Pinkneys von Südcarolina, daß sein Staat ohne die Bewilligung des Sklavenhandels nicht in die Union eintreten würde, da Südcarolina und Georgia ohne Sklaverei gar nicht bestehen könnten; die Abgeordneten andrer Staaten endlich wollten diesen Handelszweig durch starke Auflagen sehr erschweren oder ganz unmöglich machen, wie namentlich Delaware, Virginia und Maryland, deren Sklaveneigenthum bei dem möglichst schnellen Verbote fernerer Zufuhr nur gewinnen konnte.

Jener Streitpunkt verband sich eng mit der Debatte über die Frage: ob die neu zu gründende Föderalregierung befugt sein solle, Schiffahrtsgesetze zu erlassen und Ein- und Ausfuhrsteuern zu erheben.

Natürlich waren die südlichen Staaten, als die einzigen schon damals nicht unbedeutenden Exporteure, heftige Feinde einer ihren Produkten aufzuerlegenden Steuer, und ebenso fürchteten sie jede ihre Sklaveneinfuhren vertheuernde Auflage. Die nördlichen ackerbauenden Staaten aber, besonders Pennsylvanien, betrachteten beide Steuern als eine gerechte und unerläßliche Quelle des öffentlichen Einkommens, und die östlichen (Neuengland) Staaten waren als Schiffseigenthümer dafür, daß zu ihrer Sicherheit und Begünstigung dem Congresse die Befugniß zur Erlassung von Schiffahrtsgesetzen eingeräumt würde. War nun auch allen nördlich von Nordcarolina gelegenen Staaten die Abneigung gegen die Sklaverei gemeinsam, so kreuzten sich doch wieder ihre speciellen, näher liegenden Interessen, und ermangelten so der durchgreifenden Einheit, welche die beiden Staaten Carolina und Georgia beseelte. Diese sahen sehr wohl ein, daß sie dem Norden nicht gewachsen waren, und legten sich daher gleichzeitig aufs Drohen, Nachgeben und Entgegenkommen, oder thaten, als ob sie sich vor der gegen sie verbündeten Uebermacht fürchteten. „Das Verbot der Sklaveneinfuhr wird uns ruiniren," rief Pinkney, der ener-

Digitized by Google

gische Vorkämpfer des Südens, in diesen Debatten; eine Ausfuhrsteuer muß unserem Handel den Todesstoß versetzen, der Congreß wird, wenn ihm die Befugniß zur Erlassung von Schiffahrtsgesetzen eingeräumt werden sollte, daraus leicht Eingriffe in unser Vermögen herleiten." Diese Taktik verfehlte ihre Wirkung nicht.

Das aus je einem Mitgliede jedes Staates zusammengesetzte Comité trug in seinem Berichte über die drei vereinten Fragen darauf an: daß der Congreß keine Exportsteuern erheben dürfe, erkannte ihm aber das Recht zu, Schiffahrtsgesetze zu erlassen und wollte die Einfuhr von Sklaven in die einzelnen Staaten nur bis zum Jahre 1800 nachgeben, und ihnen zugleich eine zehn Dollar nicht übersteigende Steuer per Kopf auferlegen.

Aber auch jetzt gab Pinkney noch nicht unbedingt nach. Er beantragte: die festgesetzte Frist bis auf 1808 auszudehnen. Wenn das nicht geschehe, so würde die kaum gegründete Union wieder zerfallen und neues Blutvergießen die Folge sein; wenn aber sein Antrag angenommen würde, so sollte der Süden dem Norden zugestehen, daß der Congreß Handels- und Schiffahrtsgesetze erlassen dürfte. Trotz der auf den oben angedeuteten Gründen fußenden Opposition Marylands und Virginiens wurde dieser „Handel", wie Gouverneur Morris ihn verächtlich nannte, Pinkneys Drohung gemäß abgeschlossen. Südcarolina und Georgia bewilligten zu Gunsten der Kaufleute des Nordens dem Congresse das Recht, Schiffahrtsgesetze zu erlassen. Die nördlichen Kaufleute räumten dafür den südlichen Reis- und Indigopflanzern die Fortsetzung des Sklavenhandels bis zum Jahre 1808 ein, und stellten die Ausführung der Clausel, welche anfangs kategorisch eine Steuer von zehn Dollar auf jeden eingeführten Sklaven gelegt hatte, dem Gutdünken der betreffenden Staatslegislaturen anheim.

Diese Vereinbarung war das dritte große Compromiß der neuen Constitution. Das erste hatte den kleinen Staaten die gleiche Repräsentation mit den großen im Senate bewilligt; das zweite den Sklavenhaltern das Zugeständniß erkämpft: daß für die Wahl der Abgeordneten fünf Sklaven gleich drei Freien bei der Bevölkerungsabschätzung in Anschlag gebracht werden sollten. Das dritte gestattete die Sklaveneinfuhr bis zum Jahre 1808. Damals glaubte sowol Norden als Süden, mit dem Aufhören dieser Einfuhr müsse auch allmälig die Sklaverei verschwinden. Diese Ansicht war insofern berechtigt, als das Gebiet der Vereinigten Staaten sich noch auf die atlantischen Küsten beschränkte, und als der spätere Hauptstapelartikel des Südens, der diesen zum interessirten Fanatiker für die Sklaverei machte, kaum noch existirte. Zudem arbeitete der Congreß zu jener Zeit mit Zustimmung aller Staaten der Ausdehnung der Sklaverei aufs Entschiedenste entgegen, und ließ sie nur in den ursprünglichen Staaten als ein bereits bestehendes, nicht wegzuleugnendes Factum gewähren.

Die vom Kriege her hocherregte öffentliche Meinung ließ sich übrigens durch jenes Compromiß über den Sklavenhandel nicht so leicht zum Schweigen bringen. In den größeren Städten des Nordens bildeten sich zuerst Abolitionistengesellschaften. Der erste Präsident der in Philadelphia gegründeten Gesellschaft war Benjamin Franklin. In Newyork war Jay Mitglied einer solchen Gesellschaft und die hervorragendsten Männer des Landes betheiligten sich dabei. Namentlich waren es auch die Theologen, welche das Interesse für die Agitation gegen die Sklaverei warm erhielten und auf der Kanzel, wie in Versammlungen dagegen sprachen. Im Jahr 1788 empfahl die Generalversammlung der presbyterianischen Kirche in einem Hirtenbriefe: Abschaffung der Sklaverei und Unterricht der Schwarzen in der Religion; die Methodisten-Episcopalkirche verstieß die Sklavenhalter aus ihrer Gemeinde, und die Quäker übertrafen, womöglich, noch beide an Erbitterung gegen diesen „Fluch".

Die Quäker von Pennsylvanien, Delaware und Newyork waren es auch, welche diese Frage im Februar 1790 beim Congreß wieder anregten, indem sie von der pennsylvanischen Abolitionistengesellschaft unterstützt, mitten in die Debatte über die öffentliche Schuld der Vereinigten Staaten eine Petition um Abschaffung der Sklaverei schleuderten. Die südlichen Mitglieder wandten sofort ein, daß dieser Antrag inconstitutionell sei, da der Congreß sich vor 1808 gar nicht in die Sklavenfrage zu mischen habe; die südlichen Abgeordneten forderten, daß die Petition einem Ausschuß zum Berichte sollte überwiesen werden. „Geschieht das," — rief Buke, — „so wird durch alle südlichen Staaten die Trompete des Aufstandes erschallen," — „die bloße Discussion dieses Gegenstandes" — wandte Smith von Südcarolina ein — „verursacht Alarm." „Rührt dieses an," trotzte Jackson von ebendaher, — „so löst Ihr die Union auf." — „So lange Eure Agitation gegen die Sklaverei blos speculativen Charakters war, ließen wir Euch gewähren," schrie der Süden im Chor, „jetzt aber, wo die Gefahr einer legislativen Einmischung vorhanden ist, stehen wir wie ein Mann für die Sklaverei ein."

Trotz dieses Aufwandes von Drohungen ging die Petition an das Specialcomité, auf dessen Bericht der Congreß am 23. März 1790 in sein Journal eintrug:

1. Daß er vor 1808 die Sklaveneinfuhr nicht verbieten könne.

2. Daß er kein Recht habe, in irgend einem Staate sich in die Behandlung und Emancipation der Sklaven zu mischen, indem es den einzelnen Staaten überlassen bliebe, in dieser Angelegenheit diejenigen Bestimmungen zu treffen, welche die Menschlichkeit und wahre Politik erheischen.

3. Daß er das Recht habe, Bürger der Vereinigten Staaten vom Sklavenhandel mit Fremden abzuhalten und geeignete Bestimmungen für die

Digitized by Google

menschliche Behandlung der Sklaven auf ihrer Reise zu treffen, wenn sie von solchen Bürgern in die derartige Importationen gestattenden Staaten eingeführt würden.

4. Daß er endlich das Recht habe, Fremden die Ausrüstung von Sklavenschiffen in irgend einem der Häfen der Vereinigten Staaten zu verbieten.

Der Congreß vermied es übrigens von nun an sorgfältig, die kitzliche Sklavenfrage zu berühren. Washingtons Cabinet und die Oppositionspartei fürchteten sich gleichmäßig davor. Die verschiedenen Petitionen der Abolitionistengesellschaften blieben unbeachtet auf dem Tische des Hauses liegen.

Doch schon im Jahr 1793 erkämpfte der Süden wieder einen wichtigen Triumph durch das vom Congreß erlassene Gesetz über die Auslieferung der arbeits- und dienstpflichtigen Personen. Dieses Gesetz ist der erste Schritt zu seiner später so glänzend errungenen Allgewalt und der Vater des berüchtigten Compromisses von 1850. Als es sich nämlich um gesetzliche Bestimmungen über die Auslieferung flüchtiger Verbrecher handelte, erweiterte der Senat diesen noch jetzt geltenden Act dahin, daß in jedem Staate, wo der Schuldige, oder der flüchtige Sklave gefunden würde, sein Herr oder dessen Anwalt ihn ergreifen und vor einen Staatenrichter oder Stadtbeamten schleppen könne, welcher dann, auf den vom Besitzer gehörig geführten Beweis hin, diesen ein Certificat auszustellen habe, wonach sie den Flüchtigen in den Staat zurückbringen dürfen, aus dem er entflohen. Die Personen, welche einer solchen Ergreifung in den Weg treten würden, sollten mit 500 Dollar Strafe belegt werden. Das Haus passirte dieses Gesetz ohne jede Debatte. Das amerikanische Volk verhielt sich ganz gleichgiltig dagegen und fühlte wol deshalb seine Bedeutung nicht, weil die meisten freien Staaten ihren Beamten bei schwerer Strafe verboten, ein Gesetz auszuführen, welches die Befugnisse des Congresses überschritt, da dieser, nach einer Entscheidung des obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, den Beamten der Einzelstaaten keine Befehle vorschreiben durfte. So blieb das Gesetz zwar factisch ein todter Buchstabe, aber es statuirte einen der wichtigsten Präcedenzfälle in der amerikanischen Verfassungsgeschichte.

Aus dem bis jetzt Gesagten ergibt sich, wie die Sklavenhalter aus einer blos geduldeten Fraction sich bald zu einer ungestüm fordernden politischen Partei empor zu arbeiten wußten. Wenn sie auch in einzelnen Nebenpunkten unterlagen, so siegten sie doch immer in der Hauptsache, und diese Triumphe verdanken sie mehr noch ihrer unermüdlichen Energie und talentvollen Führung als der Zerfahrenheit und Sorglosigkeit ihrer Gegner. Je mehr diese zurückwichen, desto entschiedener drangen sie vor, und bald fanden sie selbst in ihrem Auftreten die Beschönigung ganz überflüssig, mit der sie die ersten

Schritte auf ihrer Siegeslaufbahn umgeben hatten. Was früher noch „das höchste Uebel“ und ein „Fluch des Himmels“ genannt wurde, das wandelte sich plötzlich in einen „Segen Gottes“ um; was lange als eine Schmach und ein Schandfleck an der Union gegolten hatte, das wurde bald der Grundpfeiler der „wahren Demokratie“. Mit einem Worte: die Sklavenhalter wurden eine Macht.

Woher kam dieser plötzliche Umschwung, diese ungestüme Ankündigung der neuen Herrscherin? Ein bisher unbekannter Factor war über Nacht aus dem Boden gewachsen, in ihm gingen alle südlichen und Sklavenhalter-Interessen, als in ihrer höhern Einheit und ihrem Brennpunkte auf. Dieser neue Factor war die Baumwolle; ihre Geschichte ist fortan gleichbedeutend mit der Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten, auf deren Politik und Weltstellung sie sogar mit jedem Jahre entschiedener einwirkt.

Noch kein Artikel hat sich in verhältnißmäßig so kurzer Zeit so überraschende Erfolge und eine so unbestrittene Suprematie im Weltmarkt errungen. Treffend für ihre Bedeutung sagt Dickens: „Jede sociale oder physische Convulsion in den Vereinigten Staaten würde England erschüttern vom Cap Landsend bis nach John O'Greats. Das Leben von nahezu zwei Millionen unserer Landsleute hängt von der Baumwollernte Nordamerikas ab; ihr Schicksal, man kann es ohne Uebertreibung sagen, hängt an einem Faden. Sollte irgend ein Mißgeschick über das Land der Baumwolle hereinbrechen, so würden eintausend von den Schiffen unserer Kauffahrteiflotte müßig in den Häfen verfaulen; zehntausend Fabriken müßten ihre summenden Webstühle still stellen, und zwei Millionen Menschen würden aufs Pflaster gesetzt.“

Noch im Jahre 1794 erklärte Jay, als er den Vertrag mit England unterhandelte, er wisse überhaupt nicht, daß Baumwolle aus dem Süden der Vereinigten Staaten exportirt würde; wiewol die älteste Angabe über die Baumwollausfuhr sich in einem Handelsbericht der Stadt Charlestown in Südcarolina vom Jahre 1748 findet, in welchem Jahre sieben Säcke verschifft wurden. In 1770 versandte man von demselben Orte 2000 Pfund; 1784 71 Säcke, auf welche man in England „als falsche Consignation“ Beschlag legte, weil Amerika nicht soviel produciren könne. Erst nach Beendigung des Krieges wandte sich die Aufmerksamkeit im Allgemeinen der Baumwolle zu, die bereits 1760 als Zierpflanze von den westindischen Inseln importirt und im Januar 1775, also ein Jahr vor der Unabhängigkeitserklärung, von der Provinzialgesetzgebung von Südcarolina der besonderen Beachtung der Pflanzer empfohlen ward. Die zuerst exportirte war nur unvollkommen gereinigt und blos für ganz gewöhnliches Gespinnst geeignet. Bald aber fand man, daß die an der Küste von Südcarolina und Georgia

gezogene Baumwolle längere und feinere Fasern hatte, als die höher im Lande gewonnene. So wurden die längs der Küste jener beiden Staaten hinlaufenden Inseln mit ihrem leichten, lockeren Boden in den Kreis ihrer Production gezogen und lieferten bald die berühmte „Sea Island". Durch die Erfindung und Anwendung der „Cottongin" stieg die Production der Baumwolle auf einen ganz enormen Betrag und verdrängte den bisher im Süden vielfach gezogenen Indigo. Die Cottongin ist nämlich eine von Ely Whitney erfundene Maschine, welche die Baumwolle von ihrem Samen sondert und im Laufe der Zeit die Handarbeit für diesen Proceß gänzlich verdrängt hat. Sie förderte die Cultur der Baumwolle im ganzen Süden der Vereinigten Staaten mächtig und schnell. Die früher in England erfundene Spinnmaschine Jenny hatte die Grundlage zu dem täglich sich vergrößernden Consum der Baumwolle gelegt, und jetzt arbeiteten die Erfindungen beider Welttheile einander in die Hände, um ihr einen kaum geahnten Aufschwung zu geben.

Im Jahr 1791 betrug der Export 189,316 Pfund; 1795 bereits 1,601,760; dann 1800 schon 17,789,803; 1810: 93,261,462; 1820: 124,893,405; 1830: 276,979,784; 1840: 530,204,100; 1850: 927,237,000 und 1859: 1600 Millionen Pfund oder nahe an 3,580,000 Ballen. Die gesammte Ernte belief sich 1859 auf nahe an 4 Millionen Ballen und wurde zu 208,511,908 Dollar oder 43,439,800 Pfund Sterling verwerthet.

Während der Preis der Baumwolle im Jahr 1790 im Durchschnitt 30—40 Cents per Pfund betrug, war er in Folge der vermehrten Production im Jahr 1800 schon auf 17—19 Cents; 1810 auf 14—16; 1830 auf 15; 1840 auf 7—10 Cents und 1849 auf 7 Cents gesunken. Im Jahr 1859 kostete die Waare im Durchschnitt 11½ Cents. In den Vereinigten Staaten werden ungefähr eine Million Sklaven jeglichen Alters beim Anbau der Pflanze beschäftigt, und diese repräsentiren, nach der gebräuchlichen Annahme von 150 Pfd. St. per Kopf ein Capital von 150 Millionen Pfund Sterling oder 900 Millionen Dollar.

Es ist trostlos, aber eine Thatsache, daß alle Anstrengungen, die Baumwollcultur mittelst freier Arbeiter auf dieselbe Höhe zu bringen, auf welcher wir sie in den südlichen Staaten der Union durch Sklavenhände gebracht sehen, bis jetzt gescheitert sind. Die Bemühungen Englands dem Baumwollenbau in seinen Colonien eine große Ausdehnung zu geben, haben den Erwartungen bis jetzt nicht entsprochen. Im britischen Guyana hat die Baumwollcultur der Freien die Concurrenz der amerikanischen Sklaven nicht bestehen können. Während aus den Distrikten von Demerary und Essequebo zu Anfang dieses Jahrhunderts noch 40—45000 Ballen ausgeführt wurden, hat die Ausfuhr dieser Colonie jetzt fast ganz aufgehört.

Digitized by Google

In diesen Zahlen und Verhältnissen liegt der Schlüssel zur Politik der Vereinigten Staaten seit dem Anfange des Jahrhunderts. Wenn die Union in der ersten Hälfte jener Periode ihre neuen Staaten fast ausschließlich im Süden bildete, so liegt die natürliche Ursache in diesem Entwicklungsproceß der Baumwollcultur. Der riesige Nutzen, den sie brachte, erweiterte ihr Feld schnell über ihr ursprüngliches Gebiet von Südcarolina und Georgia hinaus. Die Pflanzer brauchten immer mehr Land und drangen in kaum einem Menschenalter bis an den Rio Grande vor, bis der Baumwolle ihre Herrschaft über den ganzen Süden und Südwesten gesichert war. Die eigentliche Baumwollzone umfaßt nämlich das südliche, vom 35. Breitengrade bis zum mexicanischen Golfe und vom atlantischen Ocean bis zum Rio Grande sich erstreckende Land, eine Fläche von mehr als 450,000 englischen Quadratmeilen, von welcher aber mehr als zwei Drittel zur Cultur dieser Pflanze nicht geeignet ist. In der Aneignung dieses kolossalen Gebietes hatte die Politik des Südens, also gleich von seiner ersten staatlichen Selbständigkeit an, eine bedeutende Aufgabe und ein bestimmtes Ziel vor sich. Die allgemeine oft instinktartige Erkenntniß und Ausbeutung dieses territorialen Vorzuges gab aber dem Süden eine große Ueberlegenheit über den Norden, in welchem, wegen der so mannigfach sich durchkreuzenden Interessen, so leicht keine Einheit des Wollens und Handelns möglich war.

Der Ankauf Louisianas durch Thomas Jefferson legte den ersten Stein zur Befestigung der Herrschaft des Südens, und bildete den Wendepunkt in der politischen Entwicklung der Vereinigten Staaten. Es vergingen kaum 16 Jahre, bis die Baumwolle bauenden Pflanzer von Südcarolina und Georgia, außer Louisiana auch schon Alabama, Mississippi, Missouri und Tennessee in Besitz genommen hatten.

Diese schnelle Ausbreitung einer verhältnißmäßig kleinen Bevölkerung über solche ungeheure Gebiete hat nichts Befremdendes; denn der Amerikaner klebt nicht an der Scholle, sondern dringt, von unbezähmter Wanderlust ergriffen, immer weiter und weiter in den Westen vor. Um wie viel mehr gibt er sich aber diesem Drange im Süden hin, wo die Cultur der Baumwolle den nie ausruhenden Boden innerhalb zehn Jahren schon erschöpft; wo bei der Größe der Pflanzungen, bei der Möglichkeit ihrer Ausdehnung und der Art ihrer Bebauung weder an Düngung noch an Schonung des Bodens gedacht wird. Der Pflanzer muß also weiter und immer weiter dringen, bis er besseres und frisches Land findet. Vor einer so harten ökonomischen Nothwendigkeit schweigen alle moralischen und gemüthlichen Bedenken. Der Indianer wird gegen „heilige" Verträge und Zusicherungen aus dem Lande seiner Väter vertrieben, oder, wenn er sich nicht gutwillig fügt,

Digitized by Google

mit Bluthunden zu Tode gehetzt, im günstigsten Falle aber im Namen der Civilisation in einen Vernichtungskampf verwickelt.

Im December 1806 verlangte Jefferson in seiner Botschaft: daß vom 1. Januar 1808 an jede Sklaveneinfuhr aufhören solle, da mit diesem Tage die Competenz über diese Frage dem Congresse anheimfiel. Die bei dieser Gelegenheit im Repräsentantenhause geführte Debatte zeichnete sich durch große Gereiztheit aus und bewies, bis zu welchem Grade schon die offene Verhöhnung der ursprünglichen Gesinnungen zu gehen wagte. Doch am 26. Februar 1807 wurden die endgiltigen Bestimmungen dahin festgesetzt: „Alle Personen, die beim Ausrüsten eines Sklavenschiffes betroffen werden, trifft Verlust des Schiffes und 20000 Dollar Strafe; dagegen 5000 Dollar und Verlust des Schiffes diejenigen, welche einen Neger oder Farbigen an Bord nehmen, um ihn als Sklaven in den Vereinigten Staaten zu verkaufen. Wer wirklich aus einem fremden Lande eine Person in die Vereinigten Staaten bringt und sie hier als Sklaven verkauft, wird mit Gefängniß von nicht weniger als fünf und nicht mehr als zehn Jahren und mit einer Geldstrafe von 5000 Dollar bestraft."

Den in den nächsten Jahren auftauchenden äußern Verwickelungen und dem daraus hervorgehenden Kriege von 1812 bis 1814 mit England ist es zuzuschreiben, daß die Sklavenfrage eine Zeit lang ruhte; wenngleich noch während des Krieges der Sklavenhandel betrieben ward. Aber die damit verbundene Gefahr und die Verfolgung beider kriegführenden Mächte verhinderten doch eine dem Bedürfniß entsprechende Einfuhr, deren Nachfrage mit dem größeren Verbrauche der Baumwolle sich täglich vermehrte. Um diesem Bedürfnisse nun entgegen zu kommen, bildeten sich im Gebiete der Vereinigten Staaten Sklavenmärkte, welche die aufblühenden Niederlassungen des Südens und Südwestens mit regelmäßigen Zufuhren versorgten. Dabei kam es den Händlern gar nicht darauf an, sich auch auf illegalem Wege ihre Zufuhren zu verschaffen und so riß bald ein systematisches Stehlen freier Schwarzen selbst aus freien Staaten ein.

Unter solchen Verhältnissen hatte der Sklavenhandel im Innern nicht allein seinen ungestörten, sondern sogar seinen vermehrten Fortgang. Newyork und Newjersey, damals selbst noch Sklavenstaaten, verboten, über seine kolossale Ausdehnung erschrocken, die Ausfuhr von Sklaven aus ihren Gebieten und wandten sich an den Congreß um Abhilfe. Allein vergebens! selbst die Sklaveneinfuhr dauerte fort. In Georgia und Alabama wurden im Jahr 1818 etwa 14000 Sklaven importirt. Einige Ladungen wurden zwar confiscirt und öffentlich verkauft; aber diese vereinzelten Strafen waren ebenso wenig geeignet, den öffentlichen Unfug zu unterdrücken, als das im Jahr 1819 angenommene Gesetz, wonach jeder, der zur Habhaftwerdung eines widerrecht-

Digitized by Google

lich eingeführten Sklaven verhilft, 50 Dollar und halb soviel erhielt, wenn der Sklave noch auf offener See ergriffen ward. Der Versuch endlich, den Sklavenhandel mit dem Tode zu bestrafen, passirte zwar das Repräsentantenhaus, stieß aber im Senate auf Widerspruch und wurde kein Gesetz.

Der Congreß fing endlich in einer Zeit an, ernste Maßregeln gegen die Sklaveneinfuhr zu ergreifen, als sie, in Folge des Friedens und des einstimmigen Beschlusses der Seemächte ohnehin gestört war. Je mehr er aber gegen den auswärtigen Sklavenhandel sich geberdete, desto ungestörter ließ er den innern sich entwickeln, ja desto mehr that er offen und heimlich für dessen Vergrößerung. Das Missouricompromiß legte diese Majorität des Congresses für die Sklavenhalter am offensten zu Tage.

Das Territorium Missouri war nämlich am 18. December 1818 beim Congresse darum eingekommen, als Staat in die Union aufgenommen zu werden und nahm dabei das Recht in Anspruch seine Constitution ohne irgend eine Beschränkung in der Sklavenfrage zu entwerfen. Bei der Verhandlung dieses Antrags im Hause verlangte dagegen Tallmadge, Abgeordneter von Newyork, daß dem Verfassungsentwurf eine Bedingung hinzugefügt werden sollte, wonach Missouri von jetzt an keine Sklaven mehr einführen, und die Kinder der bereits vorhandenen mit dem 25. Jahre frei werden sollten. Cobb von Georgia rief Tallmadge zu: „daß er ein Feuer angezündet habe, welches nicht alle Wasser des Oceans, sondern nur Seen von Blut auslöschen könnten. Wenn die nördlichen Mitglieder auf ihrer Politik beharrten, so würde die Union aufgelöst werden."

„Derartige Redensarten," antwortete Tallmadge, „machen keinen Eindruck auf mich. Die glorreiche Sache, für die ich hier einstehe, ist mit meiner ganzen Existenz verwachsen, sie ist der unversöhnlichste Haß gegen die grausamste und erniedrigendste Sklaverei, welche die Welt kennt. Aber ist es wirklich schon dahin gekommen, daß in dem Congresse der Vereinigten Staaten die Sklaverei ein so delicates, gefährliches, und rücksichterforderndes Thema geworden ist, daß man sie nicht mehr verhandeln darf? Dürfen Mitglieder, welche ihre Ansicht darüber auszusprechen wagen, deshalb angeklagt werden, daß sie einen Sklavenaufstand hervorzurufen trachten? Dieselben Männer sprechen von Auflösung der Union, von Bürgerkrieg und Blutscenen, welche das Uebel, die Sklaverei nur noch weiter ausdehnen wollen. Wenn man jetzt schon nicht mehr unangefochten über diesen Gegenstand sprechen soll, was wird erst das Resultat sein, wenn die Sklaverei sich bereits über ein ungeheures Gebiet ausgedehnt hat? Jetzt aber muß ihrer Ausdehnung vorgebeugt werden, oder die Gelegenheit dazu ist für immer verloren. Man sagt, die Ansiedelung des Westens werde verzögert und der Werth des dortigen Eigenthums sich vermindern, wenn die Sklaverei dort nicht erlaubt werde. Eine solche Beweisführung spricht jeder Moral Hohn

Digitized by Google

und macht das persönliche Interesse zur Basis der Gesetzgebung. Wenn der Westen jetzt nicht ohne Sklaverei angesiedelt werden kann, so möge er lieber bis auf bessere Zeiten in seinem gegenwärtigen Zustande bleiben. Selbst kein Südländer wird die Sklaverei und den Sklavenhandel principiell zu vertheidigen wagen; mögen sie darum auf die ursprünglichen Sklavenstaaten beschränkt bleiben, und uns ein solcher Beschluß vor den Vorwürfen der Zukunft schützen."

Nach einer dreitägigen heftigen Debatte drang der Antrag von Tallmadge mit 87 gegen 76 Stimmen durch. Doch als die Bill an den Senat kam, wurde die Bestimmung gegen die fernere Sklaveneinfuhr mit 22 gegen 16 Stimmen gestrichen, und die Clausel für die Emancipation der Kinder, sobald sie 25 Jahre alt geworden, erhielt nur sieben Stimmen. Als in dem folgenden Congresse die desfallsigen Verhandlungen fortgesetzt wurden, gewann man im Repräsentantenhause vier nördliche Mitglieder fürs Compromiß und drei, darunter zwei von Newyork, entfernten sich bei der Abstimmung. Durch dieses Manöver gelang es mit 90 gegen 87 Stimmen, das Verbot der Sklaverei in Missouri zu streichen, statt dessen aber wurde dieselbe von allen nördlich vom 36. Breitengrade gelegenen Territorien mit 134 gegen 42 Stimmen ausgeschlossen. Unter den letztern befanden sich 35 südliche, welche dem Congresse die Befugniß zur Erlassung eines solchen Gesetzes bestritten, und fünf nördliche, denen es nicht weit und umfassend genug war. Missouri trat jetzt als unabhängiger Staat in die Union ein, und im Einklange damit fügte man dem Titel der Missouribill die Worte bei: „Und Sklavereiverbot in gewissen Territorien." So passirte die Bill beide Häuser in der Nacht vom 2. auf den 3. März 1820.

Der Süden betrachtete den Eintritt von Missouri als Sklavenstaat in die Union als einen großen Triumph, und zwar mit vollem Recht. Während vom Anfang der Union an die freien Staaten den Sklavenstaaten immer um einen überlegen waren und während bei der Aufnahme von neuen Staaten immer ein nördlicher und südlicher zugleich aufgenommen wurden, brach das Missouricompromiß das alte Balancirsystem und stellte die freien Staaten den Sklavenstaaten durch die Zulassung von Missouri auch der Zahl nach im Senate gleich. In ihm schlossen der Norden und der Süden einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit ab; denn das Mißtrauen, welches sich früher mehr instinktiv als bewußt ausgesprochen hatte, zeigte sich bei der Aufnahme von Missouri zuerst unverholen und offen. Beide Theile wurden hier zuerst die schroffe Kluft gewahr, die sie für alle Zeiten von einander trennen mußte. Das mühsam hergestellte Gleichgewicht wurde durch jeden neu zu machenden Erwerb wieder in Frage gestellt. Je intensiver sich der Norden entwickelte, desto extensiver suchte der Süden zu werden, und so ward jedes Mal, so oft es sich um Aufnahme eines neuen Staates oder um den Erwerb eines neuen Gebietes handelte, die Sklavenfrage zur Frage des politischen

Gleichgewichts und aus diesem Grunde nothwendig von den heftigsten Kämpfen und innern Erschütterungen begleitet. Doch bei dem Missouricompromiß hatte es über 30 Jahre sein Bewenden; die hohe Aufregung der letzten Jahre machte einer ebenso tiefen Erschütterung der kampfermüdeten Parteien Platz. Der Friede schien für ewige Zeiten wieder hergestellt zu sein, und Monroe's zweite Präsidentschaft, zu der er einstimmig erwählt wurde, hieß „das Zeitalter des guten Einverständnisses".

Erst die Verhandlungen über die Aufnahme von Texas drängten die Sklavenfrage von Neuem in den Vordergrund. Mexico hatte bekanntlich acht Jahre nach seiner Unabhängigkeitserklärung seine Sklaven vollständig emancipirt. Unmittelbar von dieser Maßregel an datirt der Plan für Einverleibung von Texas in die Vereinigten Staaten. Der Süden verlangte es, um seinen Interessen eine größere Sicherheit zu geben und sich neue Sklavenmärkte zu öffnen. Jackson hatte zu wiederholten Malen der mexicanischen Regierung den Ankauf von Texas angeboten, allein alle seine Bemühungen blieben sechs Jahre hindurch vergeblich. So wurden denn vom Südwesten Anstalten getroffen, um dort einen Aufstand zu Stande zu bringen, und Leute und Kriegsmunition hingesandt.

Im December 1835 erklärten etwa 90 Bewohner von Texas die Unabhängigkeit der Provinz; sie waren, mit Ausnahme von zweien, alle Amerikaner und von Niemandem zu diesem Schritte abgeordnet oder beauftragt. Santa Anna wurde im April 1836 bei San Jacinto von den eingedrungenen Freibeutern geschlagen, und diese machten Texas 1836 zur selbständigen Republik, deren Verfassung ganz nach dem Muster der südlichen Unionsstaaten copirt war. Unfähig, selbständig zu leben oder zu sterben, wandte es sich schon 1837 an die Vereinigten Staaten um Zulassung in die Union, fand aber beim Präsidenten van Buren nicht die erwartete Ermunterung. Deshalb ruhte der ganze Plan bis zur nächsten Präsidentschaft unter Tyler. Dessen Staatssecretär Upshur von Virginien eröffnete wieder die Unterhandlungen und brachte einen Annexationsvertrag zu Stande, der aber am 8. Juni 1844 vom Senate verworfen wurde. Doch bald sprach sich der Süden wie Ein Mann für die Aufnahme von Texas als Sklavenstaat aus. Der Norden aber erklärte in großer Mehrzahl aus denselben Gründen sich gegen die Aufnahme, und fortan nahm die Frage den Charakter der Gehässigkeit zwischen Norden und Süden an.

Die Angriffsweise der Sklavenhalter, ihre Taktik, Drohungen und selbst Bestechungen waren ganz dieselben wie bei allen vorhergehenden Gelegenheiten, wo es sich um die Ausdehnung des Sklavengebietes handelte. Die demokratische Partei in der ganzen Union schrieb Texas auf ihre Fahne und erklärte seine Zulassung für eine Principienfrage, für welche unbedingt der

Digitized by Google

grade neu zu erwählende Präſident ſich ausſprechen müßte. Die Gegner der Sklaverei im Norden und Weſten zerſplitterten ſich auch hier wieder, konnten ihre kleinen Rancunen der großen Hauptſache nicht unterordnen und wichen Schritt für Schritt zurück, bis ſie das Feld ganz den Demokraten, d. h. der Sklavenhalterpartei, überlaſſen mußten. Dieſe ſetzten denn auch im Herbſte 1844 die Wahl von Polk aus Tenneſſee zum Präſidenten durch, der ſich durch die bloße Annahme ſeiner Wahl zur Durchführung aller Pläne ſeiner Wähler verpflichtete und ihren weitgehenden Anforderungen entſprach, ſo lange es ſich um Ausdehnung der Sklaverei handelte.

Schon am erſten Mai 1854, drei Tage vor dem Rücktritte Tylers, wurde vom Congreſſe der Beſchluß gefaßt: Texas den Vereinigten Staaten einzuverleiben. Das Haus entſchied ſich mit 118 gegen 101 Stimmen dafür und auch der Senat ſtimmte ihm bei. So wurde Texas ein Staat der Union und bereitete durch ſeine möglichſt unbeſtimmten Grenzen den mexikaniſchen Krieg vor. Selten iſt wohl ein ungerechterer Krieg von einem mächtigen Nachbar begonnen worden. Es war die Wiederholung jener Praxis aus den Zeiten der Völkerwanderung, wo der bloße Wunſch ein ſchönes Land zu beſitzen, und die erforderliche Macht, dieſen Wunſch zu verwirklichen, die Herrſchaft über große Gebiete verlieh. Als der Krieg bereits ſo weit fortgeſchritten war, daß ſeine Beendigung durch die Vereinigten Staaten keinem Zweifel mehr unterlag, verlangte Polk vom Congreß die Bewilligung von drei Millionen Dollar und verſprach dafür: die mexicaniſche Regierung zur Abtretung großer Ländermaſſen zu zwingen.

Der Friede zu Baſel.

Geſchichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Von Heinrich von Sybel. — 3 Bd., Düſſeldorf, Buddeus. —

Selten iſt eine Nachricht im deutſchen Publikum mit ſo ungetheilter Freude aufgenommen, als diejenige, daß Sybel ſein Werk, nachdem er es in dem vorher beſtimmten Umfang vollendet, bis auf einen weitern Zeitraum fortzuführen gedenkt. Auch die politiſchen Gegner des Verfaſſers erkennen einſtimmig an, daß ſeine Forſchungen Niemand umgehn darf, dem es um Wahrheit und um reale politiſche Kenntniß zu thun iſt. Wir hoffen, daß auch die jetzt feſtgeſteckte Grenze nur eine vorläufige

Digitized by Google

sein, daß die Fortsetzung wenigstens ebensoviel Jahre umfassen wird, als was bisher erschienen ist: denn der nächste entscheidende Einschnitt nach dem Frieden zu Basel ist nun der Friede zu Luneville. Und auch da wird der natürliche Drang einen Schriftsteller, der sich so tief in jene wichtige Periode eingelebt hat, wol antreiben, den Frieden von Tilsit und den Frieden von Paris ebenso aus dem pragmatischen Zusammenhang herzuleiten, als es ihm mit dem Frieden von Basel gelungen ist.

Kaum ist es nöthig, bei einer mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen Schrift auf die einzelnen Vorzüge hinzuweisen. Ein umfassendes, bis in die entlegensten Details gerichtetes Studium: und dieses Maas im Gebrauch desselben! Ein Talent der Charakteristik, wie es einem Dichter Ehre bringen würde: und doch die seltene Anwendung desselben, wo es nicht die Sache selbst erfordert! Ein starkes, tief begründetes moralisches Gefühl: und doch durchweg eine Objectivität, die nur die Thatsachen sprechen läßt! Eine feste, auf gesundem Sinn für Realität beruhende politische Ueberzeugung: und dabei Gerechtigkeit nach allen Seiten! — Alle diese Vorzüge lassen wir bei Seite, und heben nur einen hervor: den großen Blick für das Allgemeine.

Die meisten Geschichtschreiber der Revolution haben darin gefehlt, daß sie diesen großen Zersetzungsproceß in Frankreich als einen isolirten betrachteten, während er sich doch über ganz Europa, ja über die gesammte christliche Welt erstreckte, nicht blos in seinen Folgen — denn das ist allgemein bekannt — sondern auch in seinen Motiven. Die Schlüssel der Revolution liegen nicht blos im pariser Jacobinerclub: sie liegen ebenso in Warschau, in Konstantinopel, in Wien und Berlin. Die französische Umwälzung erhielt dadurch ihre bestimmten Physiognomie, daß sie gleichzeitig fiel mit der Auflösung der bisherigen Zustände in Polen, der Türkei und Deutschland. Dies in einem lebendigen Zusammenhang zu entwickeln, nicht blos als Räsonnement, erfordert die feste Hand eines Künstlers, und als solchen hat sich Sybel bewährt.

Ueber die ganz neue Auffassung der polnischen Verhältnisse haben sich diese Blätter bereits, und zwar zustimmend, ausgesprochen. In Bezug auf Frankreich hat die alte doppelte Einseitigkeit — die Revolution entweder als ein Werk des Teufels oder als das erste Erscheinen des Lichts zu bezeichnen — zwar lange bereits einer ruhigen Erwägung Platz gemacht, welche zwei verschiedene Elemente darin anerkennt, ein gutes und ein böses; aber in der Regel schied man diese Elemente willkürlich nach einem bestimmten Zeitraum, und kein Geschichtsschreiber hatte die Besonnenheit, sie vom Anfang an so bestimmt zu sondern und diese Sonderung so scharf festzuhalten, als es Sybel gethan. Im Einzelnen werden auch hier abweichende Ansichten nicht ausbleiben; wir selber haben eine (über Mirabeau) geltend gemacht: die großen Züge aber sind unwiderleglich festgestellt. Der Sturz des Feudalstaats durch den Repräsentativstaat ist die eine, das Streben nach Errichtung der Demokratie die andre Seite.

Die feudale Partei hat den Kampf gegen die Monarchie eröffnet, um dieselbe ganz ihren Sonderzwecken dienstbar zu machen. Sie hat dann, als die wirkliche Gefahr eintrat, das Königthum feige im Stich gelassen, und durch ihre Bravaden im Ausland nicht wenig dazu beigetragen, die Fortdauer der Monarchie in Frankreich unmöglich zu machen, da ganz Frankreich darin einig war, lieber alle Schran-

Digitized by Google

ken der Revolution und alle Gefahren eines auswärtigen Krieges über sich ergeh
zu lassen, als die Wiederherstellung des Feudalstaates zu dulden. Die politische Un
fähigkeit dieser Partei kam nur ihrer Unsittlichkeit gleich.

Die demokratische Partei ging von vornherein von der Idee aus, alle Mensche
gleich zu machen; sie stützte sich auf die Proletarier und hielt diese dadurch fes
daß sie Frankreich zu ihren Gunsten ausbeutete, d. h. daß sie factisch wenn auc
nicht nominell den Communismus einführte, in einem Maß, wie es später nicht ein
mal mehr versucht worden ist. Der Zwang gegen die Bauern und Handwerker, di
Lebensmittel unter dem Preise zu verkaufen und ein werthloses Papiergeld als voll
gültig anzunehmen, konnte nur dadurch durchgeführt werden, daß man jede We
gerung mit dem Tode bestrafte; und da der Schrecken, um nicht seine Wirkun
zu verlieren, sich nothwendig immer steigern muß, so war zuletzt Niemand seine
Lebens sicher, auch die Spießgesellen Robespierres nicht, sie stürzten ihn daher un
mit ihm, sehr gegen ihren Willen, ihr eignes System. Die Demokratie hinterlie
nichts weiter, als die Maschinen des Despotismus, deren sich dann Napoleon be
diente.

Den wohlmeinenden Männern in der Mitte fehlte als Führer eine schöpferisch
Kraft, die das nothwendige Werk der Zerstörung durch einen Neubau zu ergänzen
im Stande war. Sybel glaubte eine solche Kraft in Mirabeau zu sehn; di
Frage mag unerörtert bleiben, da die Probe nicht vollständig gemacht ist. Die voll
ständige Probe, daß man eine Situation beherrschen kann, besteht unter anderm auc
darin, daß man sie wirklich beherrscht. Die andern Wohlmeinenden begingen den
Fehler, der sich in solchen Fällen immer wiederholt: statt aus allen Kräften die Re
gierung, so gut oder so schlecht sie war, zu stützen, als den einzigen Haltpunkt für
die Fortdauer des Staats, bereiteten sie ihr noch größere Schwierigkeiten als in der
Natur der Sache lagen, sahen ihren Untergang mit an und fügten sich dem Schre
ckenssystem, um dann, nachdem dasselbe, nicht durch sie, gestürzt war, wie immer
wieder die Basis des neuen Staats zu bilden. Die Classe ist nicht von der Art,
Begeisterung oder auch nur große Achtung zu erregen, aber ohne sie würde es mit
dem Fortgang der Geschichte bald zu Ende sein. Die Revolutionen brausen über
sie hinweg wie ein wildes Unwetter, das doch nur vorübergehenden Schaden anrich
tet, sobald der Boden gesund ist.

Ein viel wichtigerer Fortschritt für die Einsicht in jene Geschichte ist die Be
leuchtung, welche Sybel der deutschen, namentlich der preußischen Politik angedeihen
läßt. Seit der Zeit, daß das Gefühl des gemeinsamen Drucks eine wirklich deutsche
Nation erzeugt hatte, pflegte man den Frieden von Basel als einen Verrath an der
deutschen Nation zu brandmarken, ohne zu erwägen, daß nur dasjenige verrathen
werden kann, was wirklich existirt. Am wenigsten hatte, wie Sybel schlagend nach-
weist, Oestreich Grund sich zu beklagen: Oestreich, das drei Monate vor Abschluß
des Baseler Friedens, um Preußens Vergrößerung an der Weichsel zu hindern, ein
Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland gegen Preußen eingegangen war; Oestreich,
das in lichtscheuen Unterhandlungen mit der französischen Republik begriffen, Deutsch-
land nur ausbeutete, um seine italienischen Besitzungen zu sichern, und das, geleitet
von dem bösartigsten aller Politiker, von Thugut, keinen Augenblick Anstand ge-
nommen hätte, seinem Hauptzweck, der Schwächung Preußens, alle Rücksichten und

Pflichten zu opfern. Im Munde eines solchen Staatsmanns kann Klage über Verrath nur lächerlich sein.

Aber es wäre ein schwerer Irrthum anzunehmen, daß Sybel den Baseler Frieden billigte oder auch nur entschuldigte. Der Friede zu Basel war der Ausfluß derselben Schwäche, derselben Unfähigkeit, etwas im Zusammenhang und mit Ausdauer zu wollen, welche seit dem Tode Friedrichs des Großen den preußischen Staat in eine Verwicklung nach der andern stürzte. Friedrich Wilhelm der zweite hatte manche Achtung gebietende Eigenschaft: er war persönlich wohlwollend, nicht ohne Feinheit im Urtheil, in seinen Velleitäten edler als die meisten seiner Mitfürsten, selbst zu ritterlichen Entschlüssen fähig. Er übersah die Pflichten seines hohen Berufs in ihrem ganzen Umfange: die Pflicht, das Reich gegen die Fremden zu schirmen, die Pflicht gegen sein Land, die Macht, welche sein großer Oheim ihm gelassen, zu erhalten und zu vermehren; die Pflicht, Preußen auch im Ausland dadurch geltend zu machen, daß es überall das Unrecht niederschlug. Aber leider gelang es ihm nie, diese Pflichten zu einander in ein fest bestimmtes Verhältniß zu setzen: bald drängte sich seiner Phantasie die eine, bald die andere auf, und sein Wille wählte diejenige, welche seiner augenblicklichen Spannung am bequemsten war. Zuerst in der Regel das Heroische, Uneigennützige; aber die Spannung hielt nie lange vor, bald wurde er müde, und beschönigte die Unentschlossenheit vor sich selbst dadurch, daß er die Pflicht des Interesses gegen die Pflicht der Aufopferung ausspielte. Zuletzt nahm seine Ermüdung die Form heftiger Ungeduld an; er wollte von dem lästigen Gegenstand, der ihn so lange geärgert, nichts weiter hören und verlangte ein Ende, gleichviel wie. So war es in Reichenbach gewesen, so wieder in Basel. Er hatte den Krieg wie einen Ritterkrieg unternommen, als der Erfolg den Erwartungen nicht entsprach, suchte er, und auch das immer nur halb, bestimmte Interessen zu verfolgen, zuletzt war seine einzige Idee, kein Geld mehr unnütz auszugeben; und so ließ er denn seinen Unterhändlern, unter der einzigen Bedingung, mit den verruchten Jacobinern kein Bündniß abzuschließen, freien Spielraum. Nicht daß er den Frieden überhaupt schloß, war der Fehler, — denn sonst wäre ihm zu seinem größten Schaden Oestreich zuvorgekommen; sondern, daß er keine bessern Bedingungen erhielt. Die Franzosen waren nach dem Frieden ebenso begierig als er; in den Unterhandlungen mußte derjenige gewinnen, der, wenn der Friede nicht zu Stande kam, zur weitern energischen Kriegführung entschlossen war. So faßte Hardenberg die Sache auf; er wurde durch die Ungeduld seines Hofes gelähmt, und so kam jener Friede zu Stande, durch welchen Preußen für die nächsten zehn Jahre aus der Reihe der Großmächte trat.

Das Studium dieser Geschichte hat grade für unsere Tage eine sehr ernste Bedeutung.

Das Stichwort der deutschen Presse ist wieder geworden: Coalition gegen Napoleon; zunächst Coalition zwischen Oestreich und Preußen, der dann anderweitige unbestimmte Beitritte in Aussicht gestellt werden. — Wir leugnen nicht, daß der Kaiser von Frankreich durch den größten politischen Fehler, den er hätte begehn können, diesen Gedanken gegen sich heraufbeschworen hat. Wäre er großherzig oder klug genug gewesen, nach dem italienischen Kriege jede Beutelust aus seinen Gedanken zu verbannen, er stände heute als der gewaltigste Mann Europas da; nicht blos wegen

Digitized by Google

seiner starken Militärmacht, sondern wegen des Zaubers, den sein Name auf alle Nationen ausüben würde. — Der Erwerb von Savoyen und Nizza hat ihm gar nichts genützt, die kleinen militärischen Vortheile sind für eine Macht wie Frankreich nicht der Rede werth; er hat ihm aber unendlich geschadet. Denn einmal ist durch diesen Act der Grundgedanke seiner Politik handgreiflich bloßgestellt: — für jede Stärkung eines Nachbarstaats beansprucht Frankreich eine Landentschädigung. Mit andern Worten: die Rheingelüste der Franzosen leben auch in der Seele des Kaisers. Ob die umlaufenden Gerüchte von den directen Anforderungen an Preußen, in doppelter Beziehung die Rolle Sardiniens zu spielen, Mythus sind oder Wahrheit, darüber erfreuen wir uns keiner authentischen Information: aber auch im ersten Fall spräche der Mythus nur das allgemeine und zwar gerechte Gefühl des Volks aus. Noch schlimmer ist ein zweiter Umstand. Die Einverleibung Savoyens und Nizzas ist nicht einfach, sondern mit Winkelzügen erfolgt, die vor jeder Unterhandlung mit Frankreich abschrecken müssen.

Wenn wir also das Gefühl, aus dem jener Ruf nach Coalition entspringt, in seiner Berechtigung vollkommen anerkennen, so müssen wir doch daran erinnern, daß jede Coalition, wenn sie nicht wie zu Basel enden soll, einen bestimmt ausgesprochenen, beiden Theilen wirklich gemeinsamen Zweck haben muß. Wenn ein Krieg glücklich endigt, so wird die Verständigung unter den Siegern leichter, obgleich auch da noch nicht Alles geebnet ist; aber der Ausgang kann auch ein unheilvoller sein und ein Opfer verlangen — wer soll dann das Opfer bringen? — Die Oestreicher drängen immer auf schriftliche Garantien, als ob damit etwas entschieden werden könnte! Wenn nun Preußen den Oestreichern wirklich Venedig garantirt, heißt das etwa so viel, daß Preußen sich verpflichtet, mit Frankreich nicht eher Frieden zu schließen, bis Oestreich Venedig behält, wenn es dafür auch selber alles Land bis an den Rhein, oder bis an die Elbe oder bis an die Oder abtreten muß? — Heißt es das? — Wenn es das aber nicht heißt, so möchten wir wirklich wissen, was denn eigentlich drunter zu verstehn ist! Wieder einer von jenen Kunstausdrücken, welche der politischen Kannegießerei einen recht erfreulichen Spielraum geben! Und die politische Kannegießerei lebt nicht blos auf der Bierbank, nicht blos in den Journalen, sondern ebenso an den Höfen und in der Diplomatie.

An eine Coalition, die Erfolg verspricht, ist nur dann zu denken, wenn die contrahirenden Mächte wirklich in einem lebendigen Zusammenhang der Interessen und Sympathien zusammenstehn. Wenn Preußen und Oestreich durch Thaten vorher gezeigt haben, daß sie sich einander vollständig vertrauen können, wenn jeder von ihnen weiß, welcher Preis sein Opfer lohnt und welche Lebensinteressen er vertritt; dann werden wir uns an der Coalition auch zwischen Preußen und Oestreich erfreuen: wo nicht, dann ist sie für Preußen ein politischer Selbstmord.

Man könnte meinen, daß uns diese letzte Betrachtung von unserm Gegenstand abgeführt hat. Wir glauben im Gegentheil, daß sie ganz im Sinn jenes Geschichtschreibers sein wird, der mehr als ein andrer unsrer Zeit die Wahrheit anschaulich macht, daß jedes historische Gesetz ewig wirkt und daß die Geschichte Gegenwart ist.

J. S.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Aufgabe des Nationalvereins.

Von der preußischen Grenze.

Im lebhaften Gedränge sehen wir in diesen Tagen einen Verein den andern ablösen. Eben hat der deutsche Juristentag in Berlin seine Thätigkeit vollendet und, abgesehn von den andern Früchten, die in Bezug auf die Wissenschaft und das allgemeine Rechtsleben davon zu erwarten sind, durch die Adresse an Oetker ein erfreuliches Zeichen von der Gesinnung seiner Mehrheit gegeben; die Germanisten- und Philologen-Versammlungen stehn nahe bevor; ebenso der volkswirthschaftliche Congreß. Turner, Sänger, Landwirthe u. s. w. haben das Ihrige geleistet; als eine neue Erscheinung begrüßen wir den Handwerkertag, gegen dessen Tendenzen wir zwar lebhaft protestiren, der aber insofern seine Berechtigung hat, als er positive Interessen mit selbständiger Kraft zu vertreten sucht. Jeder Act der gesetzlichen Selbsthilfe ist ein Fortschritt, wie sehr auch die verschiedenen Interessen sich durchkreuzen mögen: denn er nährt das Gefühl der Gemeinsamkeit und entwöhnt den Bürger der polizeilichen Bevormundung. Das gedeihliche politische Leben, welches sich in den vierziger Jahren entwickelte, hat aus diesen Vereinen seine Hauptnahrung gesogen.

Bei weitem das allgemeinste Interesse unter diesen Versammlungen erregt die zu Coburg, die wahrscheinlich beginnt, indem wir dieses schreiben. Wir gehören dem Nationalverein nicht an und haben bei der Verschiedenartigkeit der vorbereiteten Anträge noch keine bestimmte Vorstellung von dem Ergebniß dieses Congresses; es wird aber nicht unnütz sein, unsrerseits die Hoffnungen und Aussichten, oder wenn man will, die Bedingungen unsres Zusammenwirkens festzustellen.

Der Nationalverein ist, wenn wir die Absichten seiner Gründer richtig verstehn, ein Versuch, die liberale Partei in Deutschland, welche durch die Unruhen des Jahres 1848 auseinander gerissen und durch die Reaction der folgenden Jahre zu völliger Unthätigkeit verleitet wurde, auf neuer, zeitgemäßer Basis wieder zu constituiren. Damit dieser Versuch gedeihe, ist zweierlei nöthig: einmal, daß die Basis eine breite ist, d. h. daß eine möglichst

Digitized by

große Anzahl von Theilnehmern gewonnen wird, sodann, daß die politische Richtung scharf genug ausgesprochen ist, um eine wirkliche Kraft darzustellen. Denn nur das Bestimmte hat Kraft; jede Unbestimmtheit führt zu allmäliger Abtödtung.

Wir haben schon früher daran erinnert, daß die bisherigen Bemühungen des Nationalvereins, beide Zwecke mit einander auszugleichen, uns nicht ganz gelungen scheinen. Man hat, um eine breite Basis zu gewinnen, mehr von der Bestimmtheit geopfert, als wünschenswerth ist. Zwar ist es durch die Unbestimmtheit des Programms möglich geworden, daß unter den nominellen Mitgliedern des Nationalvereins sich mehre befinden, die entschieden nicht dazu gehören. Aber was ist damit gewonnen? Die Gegner wissen doch sehr gut, was für Ideen den Leitern des Nationalvereins vorschweben; jene nominellen Mitglieder kommen ihren eigentlichen Freunden gegenüber in eine falsche Stellung, und ein großer Theil derjenigen, die seit langer Zeit entschieden dasselbe erstreben, was der Nationalverein zu erstreben scheint, wird vom Beitritt zurückgeschreckt. Was wirken und wachsen will, muß zugleich eine abstoßende, ausschließende Kraft haben. Es ist daher von nicht geringer Wichtigkeit, nach welcher Seite hin der Verein seine Statuten verändert: sollte es den frankfurter Anträgen gelingen, sich geltend zu machen, so hört der Verein auf, oder er verwandelt sich in sein Gegentheil; wird dagegen die ursprünglich in Eisenach ausgesprochene Tendenz schärfer formulirt, so läßt sich wünschen und erwarten, daß die gesammte altliberale Partei dem Verein beitritt.

Die Wirksamkeit desselben erstreckt sich auf zweierlei. Deutschland besteht aus einer Reihe mehr oder minder unabhängiger Staaten, und der Zweck des Vereins ist, dieselben enger mit einander zu verbinden. Das geschieht einmal dadurch, daß er seine Angehörigen und Freunde in den verschiedenen Staaten fortwährend daran erinnert, daß Freiheit und Kraft des ganzen Deutschland nur auf Freiheit und Kraft der einzelnen Länder aufgebaut werden kann, daß also die erste Verpflichtung jedes Bürgers ist, zunächst in seinem eignen Lande die Sache der Freiheit zu fördern.

Es ist in dieser Beziehung sehr viel versäumt und sehr viel nachzuholen. Weil man in den einzelnen Ländern über den Rechtsbestand und über die Zweckmäßigkeit der Wahlgesetze in Zweifel war und daran verzweifelte, auf dem constitutionellen Wege etwas zu erreichen, hat man fast überall die Hände in den Schoß gelegt und die gesetzgebenden Versammlungen, das einzige Mittel, sicher wenn auch langsam fortzuschreiten, der Reaction überlassen. Die Folgen sind nicht ausgeblieben, man hat sich überzeugt, daß der Weg ein falscher war, und es sind in den letzten Jahren bereits sehr günstige Veränderungen eingetreten. Preußen hat eine liberale Kammer, Baiern und Baden

Digitized by Google

ebenfalls, und wir wollen hoffen, daß auch Sachsen dem guten Beispiel folgen wird. Wenn es auf den ersten Anblick scheint, daß zur Aufmunterung dieser Thätigkeit der Nationalverein nichts beitragen könne, so ergibt sich bei näherm Zusehn, daß der Lebensmuth durch nichts mehr gesteigert wird, als wenn man sieht, daß man in seinen Anstrengungen nicht allein steht. Wenn man bisher in den einzelnen Ländern von der Annahme ausging, hier im engern Kreise für das Ganze doch nichts wirken zu können, so tritt jetzt dafür das Gefühl der Zusammengehörigkeit ein: auf das Ganze wird nur dadurch gewirkt, wenn man überall auf das Einzelne wirkt. Ist in allen deutschen Ländern zunächst die Volksvertretung liberal, so werden sich auch die Regierungen ihrem Einfluß nicht entziehn können, und wenn es so weit kommt, so ist wenigstens eine von den Hauptschwierigkeiten der Einigung beseitigt.

Dies ist die eine Aufgabe des Vereins; sie wird aber nur dann mit Erfolg durchgeführt werden können, wenn man die andere darüber nicht aus den Augen läßt. Der Nationalverein soll nicht erst allmälig, durch gegenseitige dialektische Einwirkung, eine Ansicht produciren, wie Deutschland zu helfen sei, sondern er soll mit einer festen Ueberzeugung ans Volk heran treten. Im Grunde hat er sie auch, aber es kommt grade darauf an, sie auszusprechen und die Unmündigen im Volk allmälig daran zu gewöhnen.

Der Kern und die Lebensfrage der ganzen deutschen Entwicklung ist das Verhältniß Deutschlands zu Oestreich. So lange das deutsche Volk in seinem Verstand und seinem Gemüth diese Frage nicht entschieden hat, ist gar kein Fortschritt denkbar, dessen Dauer man irgend wie verbürgen könnte. Die Aufgabe, auf welcher alle übrigen beruhen, ist die, Deutschland von dem politischen Einfluß des Hauses Oestreich zu lösen. Diese Lösung ist nothwendig, sie ist aber auch möglich ohne ein erhebliches Opfer. Und der Weg, den die preußische Regierung in der Mitte des vorigen Jahres einschlug und der wenigstens mittelbar die Veranlassung des deutschen Nationalvereins wurde, ist der allein richtige.

Um diesen Weg näher zu bestimmen, sehen wir zuerst die wirkliche Lage der Dinge an.

Von sentimentalen Politikern wird fortwährend die Klage vorgebracht, wir gingen darauf aus, das biedre, treuherzige östreichische Volk aus Deutschland auszutreiben. Diese Klage wird um so häufiger wiederholt, je weniger sich dabei denken läßt. Es ist uns ganz unmöglich, Oestreich aus Deutschland auszutreiben, weil es gar nicht darin ist. Oestreich steht nicht erst seit Metternich, es steht seit zwei Jahrhunderten außerhalb Deutschland. Sobald die habsburger Monarchie im westphälischen Frieden ihr altes Bestreben aufgab, Deutschland zu unterwerfen, hat sie mit größter Folgerichtigkeit nichts anderes gethan, als sich selbst von den deutschen Einflüssen möglichst frei zu halten,

ed by Google

Deutschlands Kräfte aber zu ihren individuellen Zwecken auszunutzen. Es lag im Interesse der habsburger Kaiser, in Deutschland soviel Kräfte zu lassen, um Soldaten für ihre italienischen und türkischen Feldzüge zu haben, aber nicht mehr; im Gegentheil hat Oestreich alles aufgeboten, die deutschen Staaten möglichst klein zu erhalten und jede selbständige Lebensfähigkeit zu unterdrücken.

Man klage deshalb die östreichischen Kaiser nicht an! sie folgten nur der Nothwendigkeit ihrer Lage, wenn sie ein Reichsland nach dem andern an Frankreich preisgaben, um ihre italienischen Besitzungen zu erhalten. Man versetze sich nur in die Lage des Kaisers von Oestreich! Es bricht ein großer Krieg aus, der Krieg wird unglücklich geführt; es ist ein Opfer nöthig, und man hat die Wahl zwischen der Abtretung Venedigs oder der Rheinprovinz: — wird hier auch nur der Schatten eines Zweifels obwalten? Der Verlust Venedigs ist für Oestreich ein Selbstmord, denn er hat zur nächsten Folge den Verlust alles Landes bis zu den Alpen, und weiter den Verlust des adriatischen Meeres, den Verlust Ungarns u. s. w. Man klage nicht diesen oder jenen Fürsten an! wenn der edelste aller denkbaren Monarchen die Krone Oestreichs trägt, er kann nicht anders denken. — Ferner: unsre Hoffnungen in Deutschland sind zunächst auf wahrhaft constitutionelle Entwicklung der einzelnen Staaten, weiterhin auf constitutionelle Centralisation des Ganzen gerichtet. Und wenn der freisinnigste aller denkbaren Monarchen auf Oestreichs Thron sitzt, er kann diese Bestrebungen nicht begünstigen, er muß ihnen nach Kräften entgegenwirken. Aufnahme Deutsch-Oestreichs in ein deutsch parlamentarisches Leben heißt so viel als völlige Zerstörung der östreichischen Monarchie. — So gefährlich die Gründung eines engern Bundesstaats für Oestreich ist, weil damit jenes Abhängigkeitsverhältniß aufhört: Oestreich kann noch eher darein willigen, als in die Betheiligung seiner Provinzen an dem allgemeinen deutschen Leben. — Was uns in der auswärtigen Politik am meisten am Herzen liegt, die Befreiung Schleswig-Holsteins vom dänischen Joch, wird Oestreich nie ernstlich wollen, weil damit zu gleicher Zeit Preußen eine viel freiere Lage bekäme; und der beste Monarch Oestreichs wird in einer größern Freiheit Preußens stets eine Gefahr für seinen Staat sehen.

Die Fortdauer dieses Verhältnisses ist für das deutsche Leben geradezu ertödtend und für Oestreich in seiner halb verzweifelten Lage auch keine Rettung. Wenn wir also Deutschland vom östreichischen Einfluß lösen wollen, so meinen wir damit nicht eine völlige Auflösung des alten Bundesverhältnisses: wir wollen nur, daß Deutschland mit Oestreich offen und ehrlich rechne. Wir wollen dem alten Bundesverwandten Hilfe leisten in seinen Gefahren, aber nur unter der Bedingung, daß er aufhört, sich in unsre Angelegenheiten zu mischen, die er doch nur verwirren kann. — Dieser Gedanke scheint in Teplitz nicht strenge genug festgehalten zu sein.

d by Google

Noch weniger wollen wir die geistige Gemeinschaft mit den Deutsch-Oestreichern aufgeben. Oestreich bleibt ja immer ein überwiegend deutscher Staat, und unser Verkehr mit dem Volk wird um so inniger werden, je freier wir dem Staat gegenüberstehn. Dauert doch sogar der geistige Verkehr mit den Deutsch-Amerikanern fort, ohne daß Cincinnati Deputirte in unser Parlament schickt.

Dies ist die Hauptsache, gegen die alles übrige znrücktritt. Es hat durchaus keine Noth, daß wir uns jetzt über die zweckmäßigste Verfassung des engern Bundes in nutzlose Grübeleien vertiefen. Sobald der Gedanke überall zur Klarheit gekommen ist, daß Deutschland selbständig sein muß, so finden sich die Formen von selbst. Es wäre sogar sehr wenig zu ändern. Von entscheidender Wichtigkeit ist die Militärverfassung; alles andere kann der weitern allmäligen Entwicklung überlassen bleiben.

Ueberall kann der Nationalverein nur eine vorbereitende Thätigkeit ausüben, Vorurtheile beseitigen, Wünsche formuliren u. s. w.: das Hauptwerk muß den Regierungen überlassen bleiben. Wenn Preußen dem Programm seiner Regierung treu bleibt; wenn es seine innern Zustände so ordnet, daß sie den andern Staaten als Vorbild dienen; wenn es jede Verlockung von sich weist, den bundesverwandten Fürsten oder Völkern zu nahe zu treten; wenn es die nöthige Energie entfaltet, überall den deutschen Namen gegen das Ausland zu vertreten: dann hat die Einigung, und zwar die friedliche Einigung viel geringere Schwierigkeiten als man gewöhnlich glaubt; hat doch eine Mißregierung von acht schlimmen Jahren nicht so tiefe Spuren hinterlassen, daß sie nicht durch einen hochherzigen Entschluß wieder ausgelöscht werden konnten.

Den Versuch Oestreichs, sich seinerseits zweckmäßiger zu organisiren, werden wir mit Theilnahme, aber ohne phantastische Hoffnungen verfolgen. Die Hauptschwierigkeit, mit der Oestreich zu kämpfen hat, ist seine Zusammensetzung aus verschiedenen Nationalitäten, die sich ungefähr gewachsen sind, und von denen keine die völlige Vertretung ihrer individuellen Interessen im Gesammtstaat findet. Es ist leichter, die Schwierigkeit aufzuweisen, als eine Lösung zu finden. Schon vor einigen Wochen bemerkten wir, daß jenes kaiserliche Edict, welches dem verstärkten Reichsrath die Aufsicht über die Finanzen in die Hände gibt, der erste Schritt zu einer durchgreifenden Veränderung wäre. Bereits jetzt sehen wir ihn, wenn auch in den bescheidensten Formen, den Weg einer constituirenden Versammlung betreten. Es ist nothwendig; denn in ganz Oestreich täuscht sich Niemand mehr darüber, daß der bisherige Weg zum Verderben führt. Aber welchen andern Weg einschlagen? Der Reichsrath selbst hat sich in zwei scharf gesonderte Fractionen getrennt, die ungefähr den Gegensatz ausdrücken, der im Volk überhaupt besteht. Dort verlangt man die Rückkehr zur Selbständigkeit der alten Kronlande, die Auf-

Digitized by

lösung Oestreichs in ein Föderativsystem, hier einen Neubau nach allgemeinen Principien. Die Führer jener Richtung sind die Ungarn, die auf alt verbrieften Rechten fußen, die Führer dieser die Deutschen, deren alte Reichsformen längst untergegangen sind. Daß die erste Richtung im Reichsrath eine so starke Majorität gefunden hat, ist charakteristisch; auch wir halten sie im Ganzen für diejenige, welche die größere Aussicht hat. Ihre Gefahren verkennen wir keinen Augenblick: es ist sehr die Frage, ob Ungarn sich mit der alten Verfassung begnügt, ob nicht die Förderation zu einem Auseinanderfallen der Gesammtmonarchie führt. Aber der andre Weg führt zu einem noch viel unklarern Ziel: die Centralisation Oestreichs ist nur unter despotischer Form möglich, sonst führt sie zum Racenkampf oder zur Revolution. Der erste Weg hat seine Gefahren, aber es ist wenigstens möglich, daß auf ihm die einzelnen Nationen befriedigt und in der Treue gegen das alte Haus erhalten werden.

Freilich nur unter einer Bedingung. Noch immer sind die Finanzen in einer traurigen Lage, und es ist keine Möglichkeit, Ordnung in denselben herzustellen, wenn Oestreich fortfährt, mit zwei Würfeln 13 Augen werfen zu wollen. Um wahrhafte Reformen durchzuführen, bedarf Oestreich des Friedens. Daß es anfängt, sich Preußen zu nähern, ist ein gutes Zeichen, obgleich es hier noch lange nicht genug gethan hat. Aber es muß auch daran denken, sich England zu nähern, und keine englische Regierung, welcher Partei sie auch angehören möge, wird es ihrem Volk gegenüber wagen, sich mit Oestreich zu verbinden, so lange dieses Restaurationspläne in Italien verfolgt. Es gibt nur ein Mittel, Oestreichs gefährlichsten Feind, den Kaiser von Frankreich zu isoliren und unschädlich zu machen: ein ehrlicher Friede mit Sardinien.

Gern geben wir zu, daß ein solcher Schritt dem alten Hause schwer fallen muß. Es hat von dem kleinern, im Verhältniß unmächtigen Staat Verletzungen erlitten, die es nicht leicht verwinden wird. Aber was hat es gefruchtet, das man bisher dem Kaiser Napoleon geschmeichelt und Sardinien mit rücksichtsloser Verachtung behandelt hat? Die Annexionen haben doch stattgefunden, Sardinien ist immer mehr in die Arme Frankreichs getrieben, und, was für Oestreich das schlimmste ist, eben dadurch ist das englisch-französische Bündniß, wenn auch nicht mehr in der alten Festigkeit immer noch erhalten.

Ist denn aber ein Friede mit Sardinien, auch wenn man diese Stimmungen überwindet, möglich? — Es ist schwer, in der Seele des Königs Victor Emanuel zu lesen; es ist sogar nicht mit Bestimmtheit auszumachen, wie weit er noch die Situation beherrscht — Aber zweierlei scheint uns klar. Einmal, daß die Fluten der Revolution schon so hoch gehen, daß, wenn der Bewegung kein Ende gemacht wird, die ganze Zukunft Italiens ein wildes Hazardspiel

by Google

ist. Sardinien hat außerhalb seines Staats Niemand, auf den es sich stützen kann, für Frankreich ist es nur ein Werkzeug, England bietet immer nur schwache Hilfe, und wenn die Revolution nicht blos Neapel, wenn sie auch den Kirchenstaat überflutet, so entsteht zwar eine große, unförmliche Masse, aber kein regierungsfähiger Staat. Der Umfang, den Sardinien, bisher erreicht hat, ist bedeutend genug, um für mehre Jahre der innern Organisation Spielraum zu lassen, und ob dieser Staat selbst durch Neapel verstärkt werden würde, ist sehr die Frage. Es wäre nicht unmöglich, daß Sardinien, in seinem gegenwärtigen Besitzstand durch europäische Garantien gesichert, den weitern Ehrgeiz vertagte. — Ferner scheint uns klar, daß auch der große Name Garibaldis und der Enthusiasmus ohne Organisation dem organisirten Staat nicht ernstlich widerstehn können, sobald der letztere sich wirklich entscheidet.

Freilich ist das alles nur eine schwache Hoffnung, da die Leidenschaften sich nur schwer der Einsicht fügen. Die andere Seite ist aber folgende. Wenn der Conflict nicht verhütet wird, so setzt Sardinien allerdings seine ganze Existenz aufs Spiel, aber mit Oestreich ist es nicht anders. Läßt sich Oestreich zum Angriff verleiten, so setzt es sich der Gefahr einer Coalition aus; wartet es aber ruhig ab, bis ganz Italien sich geeinigt hat, läßt es vielleicht Jahre darüber hingehn, bevor dieses Italien mit seinen militärischen Rüstungen so weit fertig ist, um dann den Angriff auf Venedig zu unternehmen, so steht es in einer noch schlimmern Lage als heute.

Dies sind die wahren Verhältnisse Oestreichs; sie sind von der Art, daß wir um unsrer eignen Existenz willen jede zu innige Verflechtung mit seinen Interessen vermeiden müssen, und daß wir das Recht und die Pflicht haben, für jeden Beistand, den wir bieten, ernste Zugeständnisse zu fordern. Es gibt nur ein Zugeständniß, das uns befriedigen kann: daß nämlich Oestreich uns keine Schwierigkeit macht, uns in der angegebenen Weise unabhängig zu constituiren; und diese Ueberzeugung im Volk zu verbreiten, ist die Hauptaufgabe des Nationalvereins. † †

Digitized by

Der Kriegsschauplatz in Unteritalien.

Wie die Landung Garibaldis bei Melito durch das Verhalten der neapolitanischen Flotte ein Seitenstück zu der Landung bei Marsala wurde, so scheint sich auf dem italienischen Festlande das ganze Schauspiel, das wir in den letzten Monaten auf Sicilien sich entwickeln sahen, in größerem Maßstabe und schmachvoller für die bourbonische Sache wiederholen zu wollen. Der Uebergang des Freischaarenheeres über die Meerenge ist ohne wesentlichen Verlust bewerkstelligt worden, Reggio nach kurzem Widerstand in die Hände der Angreifer gefallen, allenthalben in der Nachbarschaft, in Calabrien nicht blos, sondern auch schon in den östlichen Provinzen Basilicata und Capitanata zünden streifende Schaaren der Rothblousen den Brennstoff, der sich in der Bevölkerung gesammelt, zum hellen Revolutionsfeuer an. Der Kern der unitarischen Armee aber scheint in den bourbonischen Truppen Soldaten vor sich zu haben, welche, als Süditaliener an sich schon weniger kriegstüchtig als die hauptsächlich aus Norditalienern bestehende Gegenpartei, außerdem aber geführt von Generalen zweifelhaften Muthes und unzweifelhafter Unfähigkeit, unsicher geworden durch die Erinnerung an Palermos raschen Fall, noch unsicherer gemacht durch das Schwanken der Zustände in Neapel, theilweise zum Uebertritt in die Reihen der Angreifer geneigt und jedenfalls der Mehrzahl nach in der Stimmung sind, den in Garibaldi und den Seinen gegen sie heranstürmenden Gedanken der Einheit Italiens ungefähr so über sich ergehen zu lassen, wie man ein übermächtiges Naturereigniß, dem mit menschlicher Kraft kein Widerstand zu leisten ist, einen Hagelsturm, ein Gewitter, einen vulkanischen Ausbruch über sich ergehen läßt.

Der rasche Zusammenbruch einer nur ihrem Umfang nach bedeutenden, innerlich hohlen und zerrütteten Macht vor einem numerisch unvergleichbar schwächeren, aber von dem Glauben an eine große, edle Idee erfüllten, von fester Zuversicht auf das Gelingen seiner Sendung getragenen Gegner, der überdies mit dem Auge eines umsichtigen Militärs bis jetzt noch immer die rechten Mittel und Wege zu seinen Zwecken zu wählen verstand, war aus den Ereignissen in Sicilien mit ziemlicher Gewißheit vorauszusagen; daß er so schnell eintreten, der Fall ein so schmählicher sein werde, wie es den Anschein hat, wagten wir nicht anzunehmen. Ja wir halten es noch jetzt für nicht ganz unmöglich, daß die weitere Entwicklung der Dinge in Unteritalien die auf Garibaldis militärische Tüchtigkeit und die Gewalt des Gedankens, den er vertritt, gebauten Erwartungen widerlegt, aber sicher würde in solchem Fall die Verwunderung aller Parteien größer sein, als in dem entgegengesetzten.

Digitized by Google

Indem wir im Folgenden einen Beitrag zur Kenntniß des Kriegstheaters geben, auf dem der Kampf um das Schicksal der letzten Bourbonen in Italien zunächst spielen wird, betrachten wir zuerst in der Kürze die bis jetzt von der Bewegung ergriffenen Provinzen Neapels und dann die Wege, welche das Heer der Unitarier zurückzulegen hat, um die Hauptstadt und weiterhin die Nordgrenze des süditalienischen Königreichs zu erreichen.

Calabrien, die südwestlichste Halbinsel Italiens, mit diesem durch einen zehn Meilen breiten Isthmus zusammenhängend, im Westen vom tyrrhenischen, im Osten vom jonischen Meer und den Gewässern des Golfs von Tarent bespült, trägt allenthalben den Charakter eines wildzerklüfteten Gebirgslandes und eignet sich damit ganz vorzüglich für den kleinen Krieg, in welchem Garibaldi sich bisher als geschickten Feldherrn bewährt hat. Die Küsten sind durch mehre Meerbusen stark gegliedert, die Flüsse sämmtlich von kurzem Lauf. Das Gebirge, aus einzelnen durch tiefe Spalten von einander getrennten Gruppen bestehend, gegen Westen hin am höchsten und steilsten, erreicht unten (südlich) im Aspromonte die Höhe von 6000, oben im Monte Pollino die von 7000 Fuß. Das Klima ist mit Ausnahme einiger wenigen Striche, wo Sümpfe Fieberluft aushauchen, gesund, der Boden der Thäler und Berghänge sehr fruchtbar, so daß man trotz einer sehr unvollkommnen Ackerwirthschaft Getreide und Reis, Safran, Flachs, Hanf und Südfrüchte in ziemlicher Menge ausführt. Die Berge sind mit schönen Wäldern von Nadelhölzern, immergrünen Eichen, Mannaeschen, Platanen und Kastanien bedeckt. Die Weiden nähren zahlreiche Heerden von Rindern und Schafen, auch zieht man in der Provinz vortreffliche Pferde. Die Einwohner, gegen 900,000, leben noch in der größten Rohheit und Unwissenheit. Im Uebrigen theilen sie die Eigenschaften der übrigen südlichen Gebirgsvölker. Sie lieferten dem neapolitanischen Heere die besten Soldaten, namentlich tüchtige Jäger und Schützen, sind ehrlich und aufrichtig, gastfrei und voll starken Selbstbewußtseins, aber zugleich streitsüchtig, rachgierig und überaus abergläubisch. Ihre Sprache, ein schwer verständliches italienisches Patois, ist reich an originellen Ausdrücken und bezeichnenden Wendungen. Haupterwerbszweig sind Ackerbau und Viehzucht, an den Küsten Schiffahrt und Fischerei. Die Manufacturen, auf einige der größern Ortschaften beschränkt, sind ohne Bedeutung. In politischer Hinsicht zerfällt das Land in die Intendanturen: Calabria Citeriore, welches die nördlichen Theile umfaßt und Calabria Ulteriore I und II, welche die südlichen Striche in sich begreifen. Die Hauptstadt der zuerst erwähnten Intendantur, Cosenza, liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend, ist Sitz eines Erzbischofs und verschiedener Gerichtshöfe und hat gegen 12,000 Einwohner. Sonst sind hier nur die Städte Castrovillari mit 5000, und Rossano, am Meerbusen von Tarent, mit 9000 Einwohnern zu erwähnen. Die wichtigsten Orte in Calabria Ulteriore I

Digitized by Google

sind Catanzaro mit 14,000, Monteleone, am jonischen Meer gelegen, mit 7000, Crotone, das mächtige Kroton des Alterthums, mit 5000, und das durch Murats Gefangennahme bekannte, auf einer Felsenspitze am Meerbusen von Santa Eufemia erbaute Pizzo, ebenfalls mit 5000 Einwohnern. In der Intendantur Calabria Ulteriore II endlich verdienen Erwähnung: Reggio, die reichste Stadt des Königreichs Neapel, das alte Regium, mit 25,000, Gerace, nicht fern von den Trümmern der altgriechischen Stadt Locri und berühmt durch seinen vortrefflichen Wein, mit 4000, endlich das wohlhabende Städtchen Palmi mit ungefähr 6000 Einwohnern.

Von Calabrien hat sich der Aufstand für die Sache Garibaldis, dem Zug des Apennin nach Nordosten folgend, in die Provinzen Basilicata und Capitanata verbreitet, von welchen die erstere zu Theil desselben Charakters wie Calabrien ist.

Das Basilicat, einst theils zu Lucanien, theils zu Großgriechenland gehörig, hat nach der neuesten Zählung 412,000 Einwohner, und gehört, zu einem Fünftel seines Areals mit Holz bedeckt, zu den waldreichsten Provinzen Neapels. Die Hauptrichtung der Gebirgsmassen, welche es mit den Bergen Calabriens verbinden, geht von Nordwest nach Südost, ihre höchsten Gipfel erheben sich 5000 Fuß über das Meer. Die Thäler bilden nirgends größere Ebenen, die bedeutendsten streichen von Nord nach Süd. Die sumpfigen Flächen sind im Winter, Herbst und Frühling fast immer mit Nebeln bedeckt, und es regnet in diesen Gegenden durchschnittlich dreimal mehr als in Neapel. Der Pflanzenwuchs ist allenthalben sehr üppig, und obwol auch hier der Ackerbau noch in der unbeholfensten urväterlichsten Weise betrieben wird, ist man im Stande, Getreide über den Bedarf zu erbauen. In einigen Kreisen blüht der Baumwollenbau außerordentlich, namentlich in den Maremmen und am Golf von Tarent, in andern wird viel Hanf und Flachs gewonnen. Der hier erzeugte Wein ist ungemein stark, er würde vortrefflich sein, wenn man bei seiner Bereitung mehr Sorgfalt anwendete. Rindvieh und Schafe gedeihen sehr wohl, dagegen ist von eigentlicher Pferdezucht hier nicht die Rede. Die Bewohner des Basilicats sind groß und stark, thätig, mäßig und talentvoll, aber jähzornig, eifersüchtig, wenig gastfrei und sehr wenig gesellig. Der Unterricht ist selbst in den Städten sehr mangelhaft, das Leben des Landvolks ärmlich und schmutzig. Die Wohlhabenden und Gebildeten verlangen von der niedern Classe eine klägliche Unterwürfigkeit. Es gibt nur wenige kleine, dagegen viele große Landgüter, die Mehrzahl der Bauern fristet ihre Existenz als Pächter. Um Verbesserungen kümmert man sich wenig. Familienfeindschaften erben von Geschlecht zu Geschlecht fort. In Aller Erinnerung ist das entsetzliche Erdbeben von 1857, durch welches nicht weniger als 126,083 Menschen — mehr als ein Viertel der Bevölkerung des Basilicats! — um das Leben kamen. Der

Digitized by Google

König spendete zur Abhilfe des furchtbaren Elends, welches durch die Zerstörung beinahe aller Ortschaften herbeigeführt worden, 6000 Ducati — eine Summe, die von den Bewohnern des Basilicats mit Protest zurückgeschickt wurde. Man hätte bedenken sollen, daß der fromme Herr zu gleicher Zeit 20,000 Ducati für den Wiederaufbau der eingefallenen Kirchen der Provinz geschickt hatte, eine Sorge für das geistliche Wohl seiner Unterthanen, bei der ihm nur jener karge Rest für ihr sterblich Theil übrig blieb. Die Hauptstadt des Basilicats ist Potenza, welches gegen 10,000 Einwohner hat. Dann sind zu nennen Matera, der Sitz eines Erzbischofs, mit 11,000, Melfi mit 9000, Montepeloso mit 6000, Venosa, der Geburtsort des Horaz, und Turfi, in dessen Nähe sich mehre Albanesencolonien befinden, welche die Tracht, die Sprache und die Sitten ihres Mutterlandes beibehalten haben.

Das Capitanat ist der Theil des alten Apulien, welcher, vom Gebirge Monte Gargano durchzogen, nördlich vom Meerbusen von Manfredonia halbinselartig in das adriatische Meer hinaustritt und auf der Karte wie ein Sporn über der Ferse des italienischen Stiefels erscheint. Das Land besteht, wo es nicht von dem erwähnten Gebirgszug bedeckt ist, großentheils aus sandigen Ebnen, die ohne Wald sind und nur von unbedeutenden Bächen bewässert werden. Indeß ist der Boden nicht allenthalben unfruchtbar, und die biesigen Weideländereien gelten für die besten in Unteritalien. Die Hauptbeschäftigung der 329,000 Einwohner besteht in Viehzucht. Der Hauptort der Intandentur ist Foggia, welches mit seinen 27,000 Einwohnern nach Neapel die bevölkertste Stadt des Königreichs ist. Es ist eine ziemlich gut gebaute Stadt in einer ausgedehnten Ebne zwischen den Flüssen Cesone und Cervara, mit einem Bischofssitz, einem Handelsgericht und einer Handelskammer, einem von den Padri Scolopii geleiteten Collegium, einer guten Bibliothek und einem schönen Theater. Der Handel ist lebhaft, indem in der Stadt die Straßen von Neapel, Pescara, Manfredonia und Brindisi zusammentreffen. Daß grade hier der Aufstand Wurzel gefaßt hat, ist um so bedeutsamer, als nicht nur die Hauptstadt Foggia in jeder Hinsicht den ersten Rang nach Neapel beansprucht, sondern die Provinz auch andere Orte von beträchtlicher Größe besitzt und die Revolution unter allen Umständen mehr auf die Städte als auf das platte Land zu rechnen hat. Zu jenen größern Orten gehört zunächst San Severo mit 19,000, dann Manfredonia mit blühendem Seehandel und 7000, endlich Lucera mit 8000 Einwohnern und einem Collegium, welches für die beste höhere Unterrichtsanstalt im ganzen Königreiche gilt.

Betrachten wir nun die für die Kriegführung besonders wichtige Beschaffenheit der Wege, so finden wir, daß durch den übeln Zustand derselben im Königreich die kriegerische Action sehr beeinträchtigt und auf bestimmte

Digitized by Google

Linien verwiesen wird. Außer einigen Hauptstraßen eignet sich für den Transport von Artillerie nicht einmal in den Ebnen, geschweige denn im Gebirge ein Weg. Rechnet man dazu die Schwierigkeit, sich in den Bergen zu verproviantiren, sich in den zahlreichen Seiten- und Querthälern, zwischen den dichten Rebengittern und in den ausgedehnten Wäldern zurecht zu finden, so ergibt sich von selbst, daß größere militärische Operationen hier schwer durchzuführen sind. Dies gilt nicht nur von dem Apennin, der die Mitte des Landes einnimmt, sondern auch von den defileereichen Vorbergen zu beiden Seiten desselben. In den Ebnen fehlt es zwar nicht so sehr an Wegen, aber nur wenige der letztern widerstehen den Regengüssen, welche hier mit großem Ungestüm auftreten; dann aber begegnen Truppenbewegungen hier ähnlichen Schwierigkeiten wie in Oberitalien, indem zwar die zahlreichen Bewässerungsgräben jener Gegenden fehlen, dafür aber nur sehr wenige Brücken vorhanden und die Gebirgswasser heftigen Anschwellungen unterworfen sind, die alle Furten ungangbar machen.

Bezieht sich dies vorzüglich auf die südlichen Striche im Westen, so bietet der Osten andere und nicht weniger beachtenswerthe Hindernisse für den großen Krieg. Ganz Apulien leidet an Wasserarmuth und ist infolge dessen zum Theil Steppe. Die Bevölkerung kann hier nur bei der den Südländern eignen Mäßigkeit bestehn, sie gruppirt sich in bevölkerten Städten und Flecken, Dörfer finden sich in der Regel nur zwei oder drei auf der Quadratmeile, ebenso selten Meierhöfe. Jene Städte und Flecken sind Mittelpunkte oasenartig angebauter Landschaften, zwischen denen meilenweite, öde, einsame Flächen sich dehnen. Nur der Feldherr, der Gelegenheit hat, sich im Voraus große Magazine anzulegen, dürfte dieses Kriegstheater ohne Furcht vor Schaden mit beträchtlichen Truppenmassen betreten.

Hinsichtlich der Communicationen ist zunächst zu bemerken, daß ein auf die Landesvertheidigung berechnetes Eisenbahnsystem nicht existirt, indem sich zur Anlage von Schienenwegen nur die Küstenebnen eignen und Querbahnen von Meer zu Meer bei der Natur der Mitte des Landes eine Unmöglichkeit sind. Bis jetzt hat Neapel nur zwei Eisenbahnen, beide auf der Westseite: die von der Hauptstadt nördlich, nach dem acht Meilen entfernten Capua und die von ebenda südlich, nach Salerno führende, welche letztere sechs Meilen lang ist.

Die übrigen Hauptcommunicationen für die Bewegung von Armeen bestehen in den beiden großen Straßen längs der beiden Küsten, der westlichen und der östlichen, und in vier Quercommunicationen zur Verbindung zwischen diesen Küsten, indeß eignet sich von letzteren für den Transport schwerer Artillerie wol nur die eine, welche Neapel mit Manfredonia im Capitanat verbindet.

Digitized by Google

Für uns die wichtigste der beiden Längencommunicationen ist die auf der Westseite. Sie kommt von Rom herab, durchschneidet die pontinischen Sümpfe, geht an den Festungen Gaëta und Capua vorüber, erreicht Neapel (von Rom zehn Märsche), läuft von hier bis Salerno längs der Küste fort und zieht sich dann über die Städte Evoli und Castellucio, durch das Thal des Crati und über Cosenza bis hinab zur südlichsten Spitze Calabriens (von Neapel 21 Märsche). Von Rom bis Neapel und von dort bis Castellucio ist sie Chaussee, weiter hinab verliert sie diesen Charakter und ist zwar noch fahrbar, aber wegen des häufigen Austretens der Gebirgswasser im Herbst und Winter nur mit großen Beschwerden zu passiren. In Calabrien und bis nach Castellucio ist diese Straße ein einziges Gebirgsdefilee, in welchem ein Ausbiegen und eine Entwicklung von Truppen nur selten möglich ist. Andre Defileen für einen von Süden herandringenden Heerkörper finden sich am Uebergang über den Sele, von La Cava bis Nocera, von Torre dell' Annunziata bis Neapel (zwei Meilen lang), dann auf dem Wege von Neapel nach Rom bei Capua, am Volturno, bei Itri, am Lago di Fondi, endlich im Kirchenstaat bei Terracina und Velletri.

Die andre große Längencommunication, welche auf der Ostseite des Landes, längs des adriatischen Meeres hinführt, ist die Fortsetzung der bekannten Via Emilia. Sie kommt von Rimini im Kirchenstaat herab, berührt Pesaro, Ancona und Loretto, überschreitet in dem Fluß Tronto die neapolitanische Grenze und strebt auf Pescara zu, bis wohin es von Rimini etwa elf Märsche sind. Von Pescara geht sie dann weiter über Foggia, Trani und Bari bis Brindisi und Otranto und von dort bis Cap Leuca an der Südspitze Apuliens fort, bis wohin man von Pescara ungefähr 24 Märsche hat. In neuerer Zeit ist von Bari am adriatischen Meer eine Straße nach Taranto am Meerbusen von Tarent angelegt worden, die sich von hier quer durch die apulische Halbinsel nach Otranto fortsetzt. Die große Küstenstraße ist von Cap Leuca bis Otranto ein bloßer Fahrweg, weiter hinauf bis Pescara ist sie großentheils chaussirt und bei trocknem Wetter bequem zu passiren, indeß wird sie bei Stürmen oft auf weite Strecken mit Flugsand überschüttet. Von Pescara bis Giulia Nuova, zwei Meilen von der römischen Grenze ist sie wieder nur ein Fahrweg, dessen hölzerne Brücken bei jedem Regenguß durch die Gebirgswasser beschädigt werden, und von da bis in die Gegend von Rimini bildet sie ein enges Küstendefilee, welches den Truppen keine Entwicklung zur Seite gestattet, auch geht sie so hart am Strande hin, daß die Wellen sie bespülen und man bei Stürmen auf einen schlechten Fahrweg ausbiegen muß.

Von den Quercommunicationen zwischen den beiden Küstenstraßen im Westen und Osten kommen hier nur vier in Betracht. Diese sind, wenn wir vom Süden nach Norden gehen, folgende:

Digitized by Google

1) Die Straße von Taranto oder Bari nach Gioja (je zwei Märsche) von da nach Altamura, Potenza und Auletta und von hier nach Evoli, wo die westliche Küstenstraße erreicht wird. Dieser Weg ist nur in der Ebne und auch hier nur zum Theil chaussirt, im Gebirge für Artillerie nicht zu passiren und bei den Defileen von Taverna di Caneto, Matera, Montepeloso, Talve und Potenza leicht zu sperren. Seine strategische Wichtigkeit liegt darin, daß er Apulien direct mit Neapel verbindet.

2) Die Straße von Barletta über Lavello und Muro nach Evoli und auf die westliche große Chaussee. Auch dieser Weg ist sehr beschwerlich und führt zwischen Mineronio und Muro durch mehre Engpässe.

3) Die Straße von Manfredonia über Foggia, oder von Bari über Cassano, nach Bovino, das Bovinothal aufwärts nach Avellino und von hier über Nola nach Neapel oder über San Severino nach Salerno, je neun Märsche. Dieser Weg, zum größten Theil eine gute Chaussee, bildet, wie bereits bemerkt, die Hauptverbindung zwischen beiden Küsten, führt jedoch von Ponte di Bovino an auf eine lange Strecke durch schwierige Engpässe und hat mehre wichtige Sperrpunkte — unter andern zu Ariano, Avellino, Monte Forte, Cortrada und Castello di Celsi — die nur schwer zu umgehen sind.

4) Die Straße von Pescara nach Gaëta. Von ersterem Orte führt dieselbe im Thal des Avernoflusses über Chieti aufwärts in den Kessel der Abruzzen, berührt Popoli, übersteigt bei Calano den westlichen Thalrand der Abruzzen und kommt dann durch das Thal von Roveto herab, aus welchem sie in das des Garigliano übergeht. Nicht weit von Ceprano, dicht an der Grenze des Kirchenstaates trifft sie auf die Hauptstraße von Rom nach Neapel. Von diesem Punkte setzt sie sich über das Volskergebirge fort, schneidet bei Itri die westliche Küstenstraße und erreicht bald darauf das Thor von Gaëta. Sie ist sehr wichtig bei einem von Neapel gegen den Kirchenstaat unternommenen Feldzuge, hat zahlreiche Sperrpunkte und ist besonders im Hochgebirge leicht zu vertheidigen.

Denken wir uns Neapel von Garibaldi eingenommen*) und diesen letztern im Begriff nach dem Römischen aufzubrechen, so kommen außer der erwähnten nördlichsten Strecke der großen westlichen Küstencommunication noch zwei Seitenzweige derselben in Betracht, so daß die Invasionsarmee auf drei Wegen zugleich in den Kirchenstaat einzudringen im Stande wäre. Der erste dieser Zweige geht anderthalb Meilen nordwestlich von Capua, bei Pignatara, von jener großen Küstenstraße ab und läuft dann über San Germano und die römischen Orte Pontecorvo, Ceprano, Frosinone und Frascati nach Rom.

*) Nach den neuesten Nachrichten, die der Verfasser noch nicht kennen konnte, dürfte dies binnen wenigen Tagen zu erwarten sein. D. Red.

Digitized by Google

wobei er die Vorberge der Abruzzen und das Hügelland der römischen Subapenninen zu überschreiten hat. Die zweite Seitenstraße ist wieder ein Zweig der ersten. Sie biegt von dieser zwei Stunden vor Venafro ab, überschreitet den Volturno und dann den Westabhang der Abruzzen, folgt dann, Isernio, Sulmona, Popoli und Aquila berührend, dem Thalkessel des eben genannten Gebirgs, geht bei Cittaducale auf römisches Gebiet über und führt hier, als enges, von schroffen Wänden eingeschlossenes Defilee in den Hochapenninen über Rieti nach Terni. Während jene erste Straße den Charakter einer guten Chaussee besitzt, ist die zweite von sehr wechselnder Beschaffenheit und an der Grenze des Kirchenstaates mit wenigen Truppen abzusperren.

Nach dieser Uebersicht wird es nicht schwer sein, die Vertheidigungsfähigkeit des süditalienischen Festlandes zu beurtheilen. Wir sehen, daß die beiden Küstenstraßen die Hauptverkehrsadern desselben sind. Wer sie innehat, beherrscht zugleich die Querstraßen und das Innere. Dieses von der Natur angedeutete Verhältniß steigert sich noch wesentlich dadurch, daß die neapolitanische Regierung ihre gesammten militärischen Mittel auf der kleinen Strecke am Golf von Neapel beisammen hat. Hier liegt, drei Meilen südlich von Neapel, Castellamare mit den Hauptetablissements der Flotte, hier die Hauptstadt mit ihren Forts und nicht fern davon die Festung Capua, hier endlich im Norden das Gibraltar Italiens, Gaëta. Ein zahlreiches Invasionsheer, das von Süden hier heraufstrebt, wird zwei getrennte Operationsfelder vor sich haben: eines westlich, das andere östlich von dem Gebirge. Eine kleinere Armee wird sich, auch wenn ein Aufstand sie unterstützt, in der Hauptsache auf eines zu beschränken haben. Garibaldi dürfte das im Westen des Apennin gewählt haben. Hätte er eine bedeutende Flotte zur Verfügung, so würde er statt im Süden, weiter oben an der Westküste und zwar entweder bei Policastro oder im Busen von Salerno gelandet sein, von denen das erstre acht, das letztre nur drei Märsche von der Hauptstadt entfernt ist. Bei der Geringfügigkeit seiner Marine und der Stärke der neapolitanischen mußte er sich entschließen, den beschwerlicheren und längeren Landweg von Reggio aus anzutreten. Hat das Heer Garibaldis einmal die Gegend von Salerno erreicht, so ist nur noch unmittelbar vor Neapel die Defileenlinie von Torre dell' Annunziata zu forciren. Auf diesem Wege wird Castellamare im Rücken genommen und geht sofort mit seinen Vorräthen verloren. Sodann aber gewährt die Hauptstadt Neapel selbst auf der Südostseite, der man sich hier zuerst nähert, die wenigste Gelegenheit zu nachhaltiger Vertheidigung, da hier die Ausläufer des Vesuv beherrschende Positionen darbieten. Ein anderer Vortheil erwächst dem von Süden her vordringenden Heere dadurch, daß es hier die Ausmündungspunkte der von Apulien und der Basilicata auf die große Weststraße führenden Nebenwege, z. B. Castrovillari und Evoli in seine Gewalt

Digitized by Google

bekommt und die neapolitanischen Generale nöthigt, sich, falls sie und ihre Truppen nach dem Verlust der Hauptstadt zur Fortsetzung des Kampfes geneigt und im Stande sein sollten, auf Capua mit dem Rückzug in die Abruzzen zu stützen. Damit aber würde die ganze südliche Hälfte des Festlandes dem Angreifer ohne Schwertstreich in die Hände fallen, wozu als unterstützende Maßregel nichts erforderlich sein würde, als ein Streifcorps von Kerntruppen über Taranto oder Otranto nach Apulien zu werfen und mit demselben die Defileen auf der ersten und zweiten der oben geschilderten Quercommunicationen auch von der östlichen Seite zu öffnen.

Festungen, die zu berücksichtigen sind, hat Neapel nur in der Hauptstadt mit ihren sechs Castellen, in Capua und Gaëta; die sonst als feste Plätze figurirenden Städte Bari, Barletta, Brindisi, Manfredonia, Pescara und Reggio haben keine große Bedeutung. Neapel ist noch nie belagert worden, es hat seine Thore dem Sieger immer freiwillig geöffnet, zuletzt 1821 den Oestreichern. Auch möchte die Stadt mit ihren 400000 Einwohnern schon wegen der Schwierigkeit der Verproviantirung nicht im Stande sein, sich lange zu halten. Die Castelle schützen höchstens gegen einen ersten Anlauf und sind überhaupt mehr auf Bombardements, wie sie die neapolitanischen Bourbonen zur Unterdrückung innerer Unruhen anzuwenden lieben, als auf die Abwehr äußerer Feinde berechnet. Capua, zwei Meilen von Neapel am Volturno gelegen und mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn verbunden, ist eine Stadt von 9000 Einwohnern. Erst 1845 in eine Festung umgewandelt, hat es noch die Probe zu bestehn. Weit stärker und zugleich als Kriegshafen wichtig ist das zwölf Meilen von Neapel und drei Meilen von der römischen Grenze entfernte Gaëta. Es hat gegen 15000 Einwohner und liegt auf einer Felsenzunge im Meer, die gegen das Land hin eine starkbefestigte Angriffsfront von nur 1800 Fuß Breite hat, während die Seeseite durch starke übereinander gelegene Batterien und eine Citadelle vertheidigt wird. Man hat es als ein zweites Gibraltar bezeichnet. Indeß ist es bis jetzt jeder Belagerung erlegen, 1734 nach fünfmonatlicher, 1806 nach halbjähriger Einschließung, 1821 nach wenigen Tagen. Fiele die Hauptstadt in die Gewalt der nationalen Revolution, so bliebe dem Hofe kaum etwas anderes übrig, als schleunige Abreise aus dem Lande.

Digitized by Google

Die Krisis in den Vereinigten Staaten.

2.

David Wilmot, ein Repräsentant von Pennsylvanien, wollte die Bewilligung der geforderten Summe von der Bedingung abhängig gemacht wissen, daß die Sklaverei von den neuen, durch den Frieden zu erwerbenden Gebieten ausgeschlossen bleiben sollte, und das Haus trat am 6. August 1846 seinem Vorschlag bei. Der Antrag wie der Beschluß waren um so gerechtfertigter, als die Sklaverei nirgends in Mexico bestand. Aber der Senat ließ den Vorschlag fallen und rief, während seine Annahme der Sklaverei eine Grenze gesetzt hätte, die weiteren Ansprüche und Forderungen des Südens zu Gunsten der Sklaverei hervor. Darum scheiterten auch alle Bemühungen, das Wilmotproviso unter einem andern Titel zum Gesetz zu erheben. Doch die brennende Frage des Tages ließ sich endlich nicht länger mehr verschieben; die Zulassung und Organisation der neuen Territorien mit oder ohne Sklaverei mußte entschieden werden. Von einer Sitzung der andern überwiesen, fiel sie zuletzt dem 31. Congresse anheim. Er trat am 3. December 1849 zusammen und hat durch seinen Beschluß in dieser Angelegenheit eine nicht beneidenswerthe Berühmtheit in den Annalen der amerikanischen Geschichte sich erworben. Am 31. Dezember 1849 beantragte Root von Ohio im Hause: daß das Territorialcomité angewiesen würde, diesem unverzüglich eine Bill vorzulegen, welche für die Errichtung von Territorialregierungen sorgte und die Sklaverei in allen von Mexico an die Vereinigten Staaten abgetretenen Gebieten verböte. Dieser Antrag gelangte nach heftiger Debatte am 4. Februar 1850 zur Abstimmung, und wurde mit 105 gegen 75 Stimmen verworfen. Darauf rief in beiden Häusern die texanische Grenzbill einen langen und heftigen Kampf hervor und endigte mit einem Compromiß über die nachstehenden Punkte:

1. Grenzregulirung von Texas; dessen Verzichtleistung auf alle gegen die Vereinigten Staaten erhobenen Ansprüche, wofür diese zehn Millionen von der texanischen Staatsschuld übernehmen; sodann Errichtung einer Territorialregierung für Neumexico, welches seiner Zeit mit oder ohne Sklaverei, so wie es seine Constitution vorschreibt, als Staat aufgenommen werden soll.

2. Errichtung einer Territorialregierung für Utah, mit derselben Bestimmung über Sklaverei wie bei Neumexico.

3. Zulassung von Californien mit seiner die Sklaverei ausschließenden Constitution.

4. Auslieferung und Jagdgesetz gegen flüchtige Sklaven.

5. Unterdrückung des Sklavenmarktes im Districte Columbia.

Digitized by Google

Die gehässigste dieser Compromißbestimmungen war das Sklavenjagdgesetz (Fugitive Slave Law). Nach ihm kann jeder Sklavenbesitzer, sobald er nur die auf Grund zweier Zeugenaussagen amtlich constatirte Flucht eines Sklaven bewiesen hat, diesen im ganzen freien Norden jagen und vor den Commissar schleppen, der dann, auch auf die oberflächlichsten Beweise hin und bei der nur halbwegs stimmenden Identität der Person, den Ergriffenen in die Sklaverei zurückschickt. Also nicht die gesetzliche Jury, sondern ein abhängiger, von dem entsprechenden Gerichtshof zu ernennender Beamter, der Commissar, entscheidet über die vom angeblichen Eigenthümer des Schwarzen vor ihn gebrachten Thatsachen, über die Freiheit oder Knechtschaft des Mannes. Der Staatenmarschall, der die Verhaftsbefehle des Commissars zu vollziehen sich weigert, hat 1000 Dollar Strafe zu zahlen, die der verfolgende Eigenthümer erhält. Alle Bürger sind verpflichtet, zur schleunigen und wirksamen Ausführung dieses Gesetzes behilflich zu sein. Dabeistehende können zur Hilfe aufgefordert werden und verfallen in Strafe, wenn sie nicht helfen; ja wer einen Flüchtling in seinem Entrinnen aus der Gewalt des Agenten unterstützt, oder wer ihn beherbergt oder verbirgt, so daß seine Entdeckung und Verhaftung verhindert wird, verfällt in eine Geldstrafe bis zu 1000 Dollar oder eine Einsperrung bis zu sechs Monaten, und hat außerdem noch 1000 Dollar Entschädigung an den Eigenthümer zu zahlen. Die Leute, welche die Sklaven einfangen, bekommen fünf Dollar, je nach Verdienst und Arbeit. Ueberweist der Commissar den Sklaven an seinen Besitzer, so erhält er zehn Dollar, thut oder kann er es nicht, so bekommt er nur fünf Dollar. Die aus dem Transport erwachsenden Kosten, die erforderliche Bedeckung des Verurtheilten mit Beamten, werden aus dem Schatze der Bundesregierung bezahlt; die Sklaverei war mithin eine nationale Angelegenheit geworden.

Gleich die ersten Anwendungen des Fugitive Slave Law waren wenig geeignet die ob seiner Annahme laut gewordenen Befürchtungen zu beschwichtigen; es entfaltete sich über das ganze Land eine wahre Terreur Noire. Während die südlichen Häscher nur theilweise in den Beamten willfährige Werkzeuge fanden, und während sie bei ihren Arretirungen, mit wenigen servilen Ausnahmen, fast überall auf den bewaffneten Widerstand des Volkes stießen, suchte die Regierung das von ihr geschaffene Gesetz mit den äußersten Mitteln durchzuführen. Freie Schwarze, die schon seit Jahrzehnten unbehelligt im Norden gelebt hatten, wurden auf nichtssagende Indicien hin an die sich als Eigenthümer Ausgebenden ausgeliefert und mit Gewalt in den Süden schleppt. Männer, die den Commissaren trotz deren Aufforderung keine Hilfe bei Arrestationen der Schwarzen leisten wollten, wurden für diese Unterlassungssünden als Verräther vor Gericht gestellt. Auf jede Freisprechung

Digitized by Google

antwortet die Executive mit einer neuen Verfolgung, als wenn ihr die über die ganzen Vereinigten Staaten ausgestreute Zwietracht und Corruption nicht genügt hätte.

Die Zeit, welche unmittelbar auf das Compromiß von 1850 folgte, war arm an hervorstechenden Ereignissen. Der Grund für diese scheinbare Ruhe lag theilweise in der Ermüdung der Parteien, theilweise in den Vorbereitungen zur Präsidentenwahl von 1852, welche bald alle Thätigkeit der Politiker in Anspruch nahm. Pierce, eine bisher den meisten Wählern, selbst dem Namen nach, unbekannte Größe, war das Product dieser Wahl. Er wurde mit einer seit Jacksons Zeiten nicht erlebten Majorität, von den Sklavenhaltern des Südens in Verbindung mit den Demokraten des Nordens, zum 14. Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. In seine Zeit fällt die Eröffnung des 33. Congresses vom 5. December 1853. Es lagen demselben verschiedene wichtige Fragen zur Entscheidung vor, welche aufs Engste mit den Interessen und der Entwicklung der Union verknüpft waren. Dahin gehörte vor Allem die Pacificeisenbahn und die Heimstätte-Bill. Der Congreß aber war weit entfernt eine einzige dieser offenen Fragen näher zu berühren; er hat sich zu nichts Zeit genommen, als die Sklaverei wieder in den Vordergrund zu drängen. Der alte Streit wurde durch die Nebrascabill wieder begonnen und das ganze Land in neue Aufregung versetzt. Denn die Nebrascabill hatte keinen andern Zweck als Aufhebung des Missouricompromisses, nämlich die Einführung der Sklaverei in die gesetzlich freien, nordwestlichen Gebiete.

Durch die neuen Erwerbungen aus dem mexicanischen Kriege, durch die Organisation der Gebiete Oregon und Minnesota besaßen die freien Staaten seit 1850 mehr Land und mehr Aussicht auf Stimmen im Congreß, als die Sklaven haltenden Staaten, desto erbitterter kämpften also deren Vertreter für das alte Gleichgewicht oder vielmehr für ihr Uebergewicht in der Gesammtregierung. Der achte Paragraph des Missouricompromisses verbot für immer die Sklaverei in allen Theilen von Louisiana, welche nördlich vom 36. 30. Breitengrade liegen. Wie früher Illinois, Indiana, Wisconsin und Jowa, so fällt auch Nebrasca in diese Kategorie. Die Nebrascabill verlangte nun aber die Aufhebung dieses Paragraphen, weil er durch die leitenden Principien der Gesetzgebung von 1850 unwirksam geworden sei; sie wollte mit anderen Worten und auf Umwegen der Sklaverei den Weg nach Nebrasca bahnen.

Douglas sagte: das Missouricompromiß müßte für unwirksam und nichtig erklärt werden, weil es mit dem seit dem Compromiß von 1850 anerkannten Principe der Nichtintervention des Congresses in die Sklavenangelegenheiten der Territorien und Staaten unverträglich sei. Es handelte sich nun darum, das für Neumexico und Utah in der Sklavenfrage 1850 erlassene Gesetz auch

Digitized by Google

auf die übrigen Territorien auszudehnen, unter denen Nebrasca und Kan den Anfang machen sollten. Diese Behauptungen, ihre Vertheidigung u Widerlegung nahm fast die ganze Congreßsitzung von Anfang des Jahres 18 bis gegen Ende Mai in Anspruch.

Die Bill selbst wurde fast gleichzeitig in beide Häuser eingebracht. W rend dies am 30. Januar 1854 im Senate durch Douglas geschah, brac sie Richardson von Illinois, der Präsident des Territorialausschusses, im präsentantenhause ein. Im Senate dauerte die Debatte den ganzen Febr hindurch bis zum 4. März. Er nahm die Bill am Morgen dieses Tages fünf Uhr, nach einer stürmischen, durch die ganze Nacht hindurchgezogenen Sitzu mit verschiedenen Amendements an. Am 8. März gelangte die vom Sen angenommene Bill ins Haus. Beinahe einstimmig empfohlen vom Süden u einem Theil der nördlichen Demokraten, unterlag sie gleichwol am 21. M bei einer vorläufigen Abstimmung.

Durch einen so unerwarteten, im ganzen Norden mit Jubel begrüß Beschluß wurden die Aussichten für die Bill zwar trübe, aber nicht verzweife Sieben Wochen später, nachdem man sich eine Majorität durch Versprechung Anstellungen und alle sonstige Mittel verschafft hatte, welche einer herrschend Partei für Durchführung ihrer Zwecke zu Gebote stehn, ward sie wieder a die Tagesordnung gebracht. Während für die Verwerfung der Bill 21. März 110 gegen 95 Mitglieder gestimmt hatten, stimmten jetzt 109 geg 88 für ihre Wiederaufnahme. Dieser Beschluß hieß so viel, wie A nahme der Bill. Die Debatten, welche nachfolgten, wurden nur zum Schei von der herrschenden Partei noch gestattet. Die willkürlichen Handlunge welche sich diese in jedem Stadium der Discussion erlaubte, die wilden u rohen Scenen, die in ihrem Verlaufe vorkamen, sind dem Leser jedenfalls no im Gedächtniß. Genug, am 22. Mai Abends elf Uhr wurde die Nebrascab zum dritten Mal verlesen, und mit 113 gegen 110 Stimmen angenomme Schon am 23. Mai ging die Bill an den Senat zurück, und dieser nahm ohne Debatte am 25. Mai mit 35 gegen 13 Stimmen an, indem 14 Sen toren aus freien Staaten sich dafür aussprachen. Diese Bill bestimmte: „ ist der wahre Inhalt und die Absicht dieses Actes, über die Sklaverei in irge einem Territorium oder Staate weder Gesetze zu geben, noch sie davon au zuschließen, sondern es vielmehr dem Volke daselbst zu überlassen, seine inne Einrichtungen ganz nach seinem Willen zu treffen, und sie höchstens der Co stitution der Vereinigten Staaten zu unterwerfen, vorausgesetzt daß keine hier enthaltene Bestimmung so ausgelegt werden soll, daß sie irgend ein vor de 6. März 1820 in Kraft gewesenes Gesetz wieder ins Leben ruft, welches d Sklaverei beschützt, einführt, verbietet oder abschafft."

Bei dieser Genehmigung ging ein Schrei der sittlichen Entrüstung dur

einzelne Staaten. In Boston entstand sogar Tumult und Aufruhr, als die Bill eben passirt war. Aus den Neuenglandstaaten lief ein Protest von 3000 Geistlichen beim Congresse gegen die Bill ein, unter denen die bedeutendsten Kirchenlichter waren. In Newyork sogar traten die hohe Finanz- und Kaufmannschaft zu verschiedenen Meetings zusammen und verdammten einstimmig den durch die Nebrascabill beabsichtigten Vertragsbruch.

Der Kreislauf, den die Sklavenfrage seit der Selbständigkeit der Vereinigten Staaten bis auf unsere Zeit durchlaufen hat, umfaßt vier principiell von einander geschiedene Abschnitte. Der erste derselben datirt von 1787 und geht bis 1820. In ihm galt im Interesse der Freiheit das Princip der Nichtintervention des Congresses, weil ohne Widerspruch die Freiheit als national, die Sklaverei aber nur als temporär und local, anerkannt wurde. Das Missouricompromiß von 1820 entschied sich dagegen für die Intervention des Congresses und eine bestimmte Grenzlinie des Sklavengebietes, nachdem der Norden zu spät zur Erkenntniß gelangt war, daß die Sklavenhalter sich stark genug fühlten, die ursprünglich sklavenfeindliche Politik der Bundesregierung über Bord zu werfen. Dieses die Schwäche des Nordens nur ungeschickt verhüllende Balancirsystem, welches das ungern übernommene Unglück der Sklaverei in eine freiwillig anerkannte, schwere Schuld verwandelte, dauerte bis zum Compromiß von 1850, wo die Sklaverei offen als nationale Angelegenheit proclamirt und die Intervention zu ihren Gunsten durch das Sklavenjagdgesetz als Princip aufgestellt wurde. Die Nebrascabill von 1854 endlich kehrte zur Nichtinterventionspolitik zurück, freilich mit dem großen Unterschiede, daß fortan die Freiheit nur als local, die Sklaverei aber als national galt.

Nach ziemlich genauen Berechnungen gibt es in den Sklavenstaaten der Union etwa 113000 Sklavenhalter; es kommen also ungefähr 7530 auf jeden Sklavenstaat. Ihr gemeinschaftliches Interesse concentrirt sich in der Baumwolle, welche den Nationalreichthum des Landes ausmacht und als Ueberschußproduct mit ihrem Werthe doppelt schwer wiegt. Es braucht wenig von ihrem Gesammtertrage für den innern Bedarf abgezogen zu werden, während im Norden der ganze einheimische Bedarf vom Rohertrage seiner Ernte abgeht. Vorzüglich aus diesem Grunde üben die Sklavenhalter des Südens einen so absolut bestimmenden Einfluß auf das Schicksal der Union aus; denn die in den Sklavenstaaten lebenden Weißen, welche keine Sklaven besitzen, werfen kein Gewicht in die Wagschale, sie sind ganz abhängig von den Sklavenhaltern, obgleich diese nur ein Neuntel der dortigen ganzen weißen Bevölkerung ausmachen. Die Nichtsklavenhalter zeichnen durch Armuth und Unwissenheit sich aus. In Nordcarolina konnte 1840 beim Census nur ein Fünftel aller Weißen lesen und schreiben. Der Gouverneur Campbell erwähnte in einem der Legislatur von Virginien eingereichten Berichte: daß

von 4614 Weißen, welche um Heirathsbewilligung einkamen, 1047 ihren Namen nicht schreiben konnten. Es liegt im Interesse der Sklavenhalter, diese Unwissenheit zu begünstigen. Das Freischulsystem der nördlichen Staaten existirt deshalb auch nicht im Süden, und je größer die Rohheit und Armuth, desto größer ist die Unterwürfigkeit und Unabhängigkeit der Weißen von der besitzenden Aristokratie.

Es ist eine natürliche Consequenz dieses Verhältnisses, daß nur Sklavenhalter zu allen öffentlichen Aemtern und in den Congreß gewählt werden, wie dies sogar die Constitution einzelner Staaten ausdrücklich vorschreibt. Die Sklavenhalter sind in diesem von Familie auf Familie sich vererbenden Einfluß keine blos naturwüchsigen Politiker mehr. Sie haben politische Bildung, politischen Gemeingeist, eine ganz bestimmte politische Tradition, und während der Norden bei seiner vielseitigeren Entwicklung verschiedene oft schwer zu vereinigende Interessen verfolgt, hat der Süden nur ein einziges, alle anderen überragendes Interesse, für welches er keinen Meinungs- und Parteiunterschied kennt. Der Senat zählt unter seinen 62 Senatoren 30 Mitglieder aus Sklavenstaaten. Zu den Wahlcollegien für die Präsidentenwahl schicken die Sklavenstaaten 120 unter 290 Delegaten. Es ist also begreiflich, daß diese den Senat und durch ihn den Staatsmechanismus und die ganze Gesetzgebung zumeist beherrschen. Im Verein mit dem Präsidenten, ihrer Creatur, hatten die Sklavenhalter bisher alle Anstellungen in Händen, denn der Präsident hat zu ernennen und der Senat zu bestätigen; und zwar alle öffentlichen Beamten, vom Minister, Gesandten und Richter des höchsten Gerichtshofes an bis herunter zu dem Landagenten und Postmeister.

Außer den durch directe Vortheile gewonnenen Bundesgenossen haben die Sklavenhalter noch eine andere, wenn nicht bedeutendere, doch sicherlich ebenso wesentliche Hilfe in den großen Handelsstädten des Ostens, welche schon durch ihre große Bevölkerung eine politische Macht bilden. Es ist hier die Geldaristokratie, welche ihre Interessen mit denen des südlichen Feudaladels für identisch hält. Gibt es doch materielle Bindemittel genug, welche dies unbedingte Eingehen der höhern Bourgeoisie des Nordens in die Pläne und Ziele des Südens mehr als hinreichend erklären. Die Baumwolle, als der große Regulator des commerciellen Verhältnisses zwischen den Vereinigten Staaten und England, ist einer der einflußreichsten Factoren auf dem Geldmarkte des Ostens. Hier nimmt vor allem Newyork den ersten Rang ein. Es steht noch in demselben Verhältnisse zum amerikanischen, wie London zum europäischen Continente und beherrscht die Börsen des ganzen Landes. Ja Newyork ist insofern für die Vereinigten Staaten noch bedeutender, als London für Europa, als es den Haupteinfuhrhafen für diese bildet, wie es denn allein $^{3}/_{4}$ aller Eingangszölle aufbringt. Banquiers, Mäkler, Schiffsrheder

Digitized by Google

Commissionshäuser und indirect durch sie fast alle Zweige kaufmännischer Thätigkeit sind in gleichem Maße an der Prosperität des Baumwollenmarktes betheiligt. Diese haben aber alle ihre directen mannigfachen Beziehungen zum Süden, und wagen wegen ihres wirklichen, oft auch eingebildeten Vortheils nicht in Collision mit den Bewohnern desselben zu gerathen. Der Großhandel, seiner Natur nach schon conservativ, thut im vorliegenden Falle Alles, um jede Reibung mit den Sklavenhaltern zu vermeiden, und da er bei ihnen keinen Anstoß erregen will, so muß er ihnen einfach nachgeben. Für die Gegner der Sklavenhalter ist dies Verhältniß von doppeltem Nachtheil, denn es wird den großen Handelsplätzen des Ostens und den von ihnen abhängigen Theilen des Binnenlandes der Einfluß entzogen, den Reichthum und politische Macht erzeugen, und den Sklavenhaltern zugebracht.

Einen letzten Sieg von besonderer Wichtigkeit brachte den Sklavenhaltern eine Entscheidung des obersten Gerichtshofs des Bundes vom 6. März 1857, welche in der Sache des Negers Dred Scott gefällt wurde. Dieser Neger war von seinem Herrn vor langen Jahren in den Staat Illinois mitgenommen worden, wo die Sklaverei verboten ist, und hielt sich deshalb für frei. Das Obergericht entschied aber anders und sprach dem Herrn ein Eigenthumsrecht an dem armen Menschen zu: „weil die Heiligkeit des Eigenthums vom Bunde gewährleistet sei, so daß die Sklaverei in keinem Bundesgebiet verboten werden dürfe und jeder Bürger eines südlichen Staats, der sich im Norden mit Sklaven niederlasse, in seinem Eigenthum geschützt werden müsse."

Die Gegner der Sklavenhalter, die Republikaner, ließen sich indeß in den letztern Jahren durch diese Niederlagen, die ihnen in der Gesetzgebung und durch die Justiz bereitet wurden, nicht entmuthigen. In Newyork bildete sich eine Gesellschaft mit zwei Millionen Dollars Capital zu dem Zwecke, in Virginien aufgegebene Ländereien zu besiedeln und mit freien Arbeitern zu besetzen. Durch solche Niederlassungen in Sklavenstaaten wollte man dahin gelangen, den Sklavenhaltern in ihren festen Burgen die Herrschaft zu entreißen und von den einzelnen Gesetzgebungen der südlichen Gebiete die Abschaffung der Sklaverei beschließen zu lassen. Man suchte ferner ein Bündniß zu schließen mit den in den Sklavenstaaten lebenden ärmeren Weißen, welche gegen die sie beherrschenden Sklavenhalter im Allgemeinen nicht günstig gestimmt sind, um so ihren Gegnern, den verbündeten Sklavenhaltern und Demokraten, durch eine neue Bewegung gegen die Sklaverei den Besitz der Macht zu entreißen.

Nach der letzten Präsidentenwahl, durch welche der Demokrat und Freund der Sklavenhalter Buchanan gewählt ward, schrieb Hinton R. Helper, der Enkel eines eingewanderten Deutschen und in Nordcarolina geboren, ein Buch: „Die drohende Krisis des Südens," worin er den Beweis führt, daß der

Digitized by Google

Norden sich weit rascher entwickelt habe als der Süden, und daß nichts als die Sklaverei an dem Zurückbleiben des letztern Schuld sei. Daran knüpfte er Betrachtungen über die großen Nachtheile, die daraus für die Weißen im Süden hervorgingen, und erklärte gradezu, daß er als geborner Südländer schreibe und die unerträgliche Lage seiner dortigen Landsleute für den Punkt halte, der bei der Sklavenfrage vorzugsweise berücksichtigt werden müsse. Zum Schluß stellte er die Alternative: „Entweder die Sklavenhalter willigen in sofortige Aufhebung der Sklaverei, worauf alle Sklaven sofort mit Benutzung der sämmtlichen Handelsschiffe der Union nach Afrika geschafft werden müssen, oder wir besteuern ihre Sklaven zuerst mit 60, dann mit 80 und 100 Dollar für den Kopf." Für dieses Buch machten die Republikaner im Norden Propaganda.

Die Erbitterung der Sklavenhalter über diese Politik, welche sie mit den ärmern Weißen des Südens zu verfeinden drohte, war bereits groß, als ein zweites Ereigniß dazu kam. Es wurde ein Versuch gemacht, die Sklaven gegen ihre Herren in die Waffen zu rufen. An der Grenze von Virginien und Maryland, da wo der Shenandoah in den Potomac einmündet, liegt das Städtchen Harpers Ferry. Hier erschienen in der Nacht vom 16. auf den 17. October 1859 zweiundzwanzig Bewaffnete, überrumpelten das Zeughaus und suchten die Sklaven zum Kampf aufzurufen. In dem panischen Schrecken, der auf die That der Handvoll Menschen folgte, hätte ein Sklavenaufstand große Verbreitung finden können, wenn die Sklaven dafür reif gewesen wären. Aber sie blieben ruhig und so unterlagen die Aufwiegler, die nach der ersten Nacht im Zeughaus zurückgeblieben waren, den gegen sie aufgebotenen Bürgerwehren. Mehrere fielen, die übrigen wurden gefangen, vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und gehängt. Der Urheber dieses Versuches war ein gewisser Brown, der in Kansas für die Freistaatspartei mitgekämpft und dabei zwei Söhne verloren hatte; er wollte seine Grundsätze mit dem Schwert zur Geltung bringen und störte den öffentlichen Frieden durch gesetzwidrigen Aufruhr. Er büßte seine Thorheit mit seinem Leben; denn er wurde öffentlich hingerichtet.

Helpers Buch und der Angriff auf Harpers Ferry haben die Wuth der Sklavenhalter aufs Aeußerste getrieben. Der Comitébericht der Legislatur von Virginia über diesen Angriff schließt mit dem Antrag auf Bewaffnung der Miliz und raschere Bestrafung von ähnlichen Versuchen zur Aufreizung von Sklaven. Im Repräsentantenhause von Louisiana ward eine Resolution angenommen, welche die Affaire von Harpers Ferry für einen Angriff auf die Rechte und Vorrechte des Südens erklärt und sich dahin ausspricht, daß die fortgesetzte Feindseligkeit des Nordens und die Wahl eines Präsidenten aus der republikanischen Partei zur Auflösung der Union führen würde. In der

Digitized by Google

Legislatur von Virginia ist ein Antrag eingebracht: einen Convent von Delegirten der südlichen Unionsstaaten nach Atlanta in Georgia einzuberufen. Der Gouverneur von Louisiana empfiehlt in seiner Jahresbotschaft ebenfalls einen Convent der südlichen Staaten für den Fall des Eintritts gewisser Eventualitäten und spricht sich dahin aus, daß man die Feindseligkeiten des Nordens durch Einführung hoher, auf die Producte der nördlichen Unionsstaaten zu legender Differentialzölle, die einem absoluten Verbote gleichkommen würden, vergelten müsse. Der Staat Arkansas hat durch ein Gesetz, das am 1. Januar 1860 in Kraft getreten ist, alle freien Neger von seinem Gebiet verbannt und bestimmt, daß jeder Neger, der nach dem 1. Januar nicht ausgewandert sei oder je zurückkehre, in die Sklaverei verkauft werden solle. Ein Gesetzentwurf derselben Tendenz liegt dem Senat von Missouri vor und soll am 1. Januar 1861 in Kraft treten. In Mississippi, Kentucky und Tennessee werden dieselben Gesetze vorbereitet. Die zu Berg fahrenden Dampfboote auf dem Mississippi sollen mit flüchtigen Negern überfüllt sein. In Charlestown im Staate Südcarolina wurde ein Mann Namens Francis Michell von den Gerichten zum Tode verurtheilt, weil er einem Sklaven zur Flucht behilflich gewesen war, und in Kentucky wurden 18 Bürger blos wegen ihrer Aeußerungen über das Institut der Sklaverei verbannt. Die gesetzgebende Versammlung von Südcarolina hat eine Resolution angenommen, die es ausspricht, daß der erwähnte Staat es seinen Bürgern verschulde, sie und ihr Eigenthum gegen jeden Angriff zu schützen und daß 100000 Dollar zum Zwecke militärischer Rüstungen zu bewilligen seien. Außerdem nahm der Senat daselbst eine Resolution an, kraft welcher Südcarolina den andern Staaten des Südens anzeigt: „seines Erachtens erfordere die Sicherheit und Ehre der Sklavenstaaten gebieterisch eine schleunige Trennung von den freien Staaten der Union.“ Zugleich fordert Südcarolina die übrigen südlichen Staaten auf, die Initiative in der Losreißung zu ergreifen und macht sich anheischig sich rasch der Bewegung anzuschließen.

Besonders bezeichnend aber für die Stimmung in den Sklavenstaaten ist die folgende Petition in Maryland an die Staatslegislatur: „Wir, die unterzeichneten Bürger dieses Staats, erlauben uns der hohen Versammlung vorzustellen: daß der Staat Maryland in allen seinen verschiedenen socialen wie industriellen Interessen einer festen und entscheidenden Gesetzgebung in Betreff der Sklaven und freien Negerbevölkerung (gegenwärtig über 90,000 Seelen) bedarf, die durchgängig träge und von schlechten Sitten ist; daß die freien Neger in den Städten und Dörfern sich ansammeln und von Diebstahl oder von zeitweiliger, auf einzelne Tage oder gar nur Stunden beschränkter Arbeit existiren und keinerlei ständige Beschäftigung eingehen wollen; daß wir endlich eine große Zahl von armen, aber ehrenwerthen Bürgern unter uns

Digitized by Google

zählen, die von Rechts wegen zu solchen Arbeiten berechtigt sind, aber zum großen Schaden für diese bedürftigen Weißen durch die freien Neger ausgeschlossen werden. Selbst wenn der freie Neger derartige Arbeiten ebenso gut verrichten würde, wie die Weißen, so könnte daraus noch kein gerechtfertigter Grund gegen die Bedürfnisse und Interessen der armen Weißen hergeleitet werden. Ein solches Vorbringen ist beleidigend für unsere Bürger; denn es würde die Rechtfertigung darauf begründen, daß der freie Neger und der Weiße gleich seien. Dem freien Neger zu erlauben, mit dem weißen Bürger in industrieller Beziehung in Concurrenz zu treten, ist aber eine grobe Ungerechtigkeit von Seiten des Staats. Das ist ein Verhältniß, an welches weder die Gründer der Bundesverfassung noch die Gründer unsrer speciellen Staatsverfassung je gedacht haben. Es ist überflüssig die Thatsache zu verschleiern, daß Sklaverei und freies Negerthum nicht länger gleichzeitig in diesem Staate bestehen können. Eins muß dem andern weichen. Die Aufhebung des freien Negerthums ist zum Schutze des Eigenthums an Sklaven, wie zum Schutze der Rechte unserer weißen Arbeiterbevölkerung nothwendig. Es hilft keine vermittelnde Gesetzgebung mehr dieser Frage gegenüber. Wenn der Staat seine Integrität, als getreuer Verbündeter des Südens aufrecht erhalten will, muß er, sobald wie irgend möglich, das freie Negerthum innerhalb seiner Grenzen aufheben. Wir bitten daher: diese Versammlung wollte gesetzlich bestimmen, daß alle unsere freien Neger für Lebenszeit zu Sklaven unsrer Bürger erklärt werden."

Während in so unerhörter Weise die Begriffe der südlichen Sklavenhalter sich verwirren und die innern politischen und gesellschaftlichen Zustände der Vereinigten Staaten, wie das Vertrauen auf eine längere Erhaltung friedlicher staatlicher und gesunder wirthschaftlicher Verhältnisse erschüttern, — ist in der letztern Zeit neuer Gährungsstoff hinzugekommen.

Nach den neuesten Nachrichten hat sich nämlich die Legislatur Nebrascas gegen die Sklaverei erklärt. Dieses Gebiet ward bekanntlich unter der sogenannten Nebrascabill organisirt, welche ihre wahre Absicht, den sämmtlichen Territorien die Sklaverei aufzuzwängen, unter der Bestimmung verschleierte, daß es der Majorität ihrer Bewohner überlassen bleiben sollte, die Sklaverei einzuführen oder auszuschließen. Nebrasca liegt nordwestlich von Missouri, sein Klima und seine Productionsbedingungen machen die Sklaverei unvortheilhaft. Um also diesem Nachtheile zu entgehen und sich die Segnungen eines Freistaats zu sichern, schloß die Legislatur des Territoriums die Sklaverei aus, indem sie von dem auch ihr bewilligten constitutionellen Rechte Gebrauch machte. Gleichwol belegte Buchanans Gouverneur, Black, diesen Beschluß mit seinem Veto und erklärte ihn für inconstitutionell, weil nach der Entscheidung des obersten Gerichtshofs in dem Falle Dred Scotts die Sklaverei der normale

Digitized by Google

Zustand in den Territorien sei und weil erst die Gesetzgebung des organisirten Staats das Recht habe, sich für frei zu erklären. Auch in Kansas haben die Antisklavenbestrebungen gesiegt. Zu Anfang setzten einige Horden, die aus Missouri einfielen, wirklich eine Verfassung durch, welche Sklaverei einführte und jeden öffentlichen Zweifel an der Rechtmäßigkeit derselben mit mehrjähriger Zuchthausstrafe bedrohte. Die Verhältnisse waren jedoch auch hier wieder stärker als die Leidenschaften der Menschen. Da in Kansas der Weiße ohne alle Gefahr für seine Gesundheit arbeiten kann, so bekamen die freien Einwanderer die Mehrheit und beseitigten die Sklaverei. Nach den neuesten amerikanischen Nachrichten ist die neue freistaatliche Verfassung von der Volksvertretung angenommen worden.

Die Vereinigten Staaten grenzen jetzt an drei Meere, und nehmen mehr Flächeninhalt als das ganze Europa ohne Rußland ein. Zur Gruppe der Sklavenstaaten gehören: Maryland, Delaware, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Texas, Arkansas, Tenneffee, Kentucky und Missouri mit 842,484 englischen Quadratmeilen und 9,612,870 Einwohnern, wovon die Sklavenbevölkerung 3,272,370 Einwohner zählt, mithin in den fünfzehn Sklavenstaaten nur 6,430,500 freie Einwohner verbleiben. Dagegen gehören zur freien Staatengruppe: Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, Newyork, Newjersey, Pennsylvanien, Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Jowas und Californien mit 642,971 englischen Quadratmeilen und 13,607,038 freien Einwohnern. Dazu kommen noch die freien Territorien Minnesota, Oregon und Washington mit 486,839 englischen Quadratmeilen, sowie ferner nach der Nebrascabill die Territorien von Neumexico, Utah und Nebrasca mit 1,251,263 englischen Quadratmeilen. Das gesammte freie Gebiet zählt mithin jetzt 2,381,073 englische Quadratmeilen.

Ein bedeutender Gährungsstoff liegt ferner in der in diesem Jahre bevorstehenden Präsidentenwahl. Das Wollen und Verlangen, Hoffen und Streben einer Zeit charakterisirt sich am besten in ihren leitenden Männern, und wie Jefferson der ersten Periode ihren eigentlichen Ausdruck verleiht, wie Calhoun den Uebergang von der ersten zur zweiten bildet, so spiegelt sich in Douglas, Seward und Lincoln die gegenwärtige am deutlichsten ab.

Der Senator Stephan Arnold Douglas von Illinois ist der Mann, welcher der Sklaverei in allen neuen Territorien den Weg zu bahnen sucht; er rechnet es sich zur Ehre, obgleich ein geborner Nordländer, doch ein Politiker mit südlichen Grundsätzen zu sein. Douglas ward 1810 im Staate Vermont in ärmlichen Verhältnissen geboren, verlor früh seinen Vater, wurde darauf Schreiner und begann erst, als seine Mutter sich zum zweiten Mal verheirathete, sich im Westen des Staats Newyork dem „Rechtsgeschäft" zu widmen. Von

Digitized by Google

dort ging er nach Cleveland in Ohio und dann wieder nach Jacksonville in Illinois, wo er zuerst Gehilfe eines Auctionators, später Schulmeister war und sich zuletzt 1834 als Advocat niederließ. Im Jahre 1835 trat er als Mitglied des Repräsentantenhauses in den Congreß, wurde nach Ablauf seiner Dienstzeit Registrator des Landamtes zu Springfield in Illinois, 1840 Staatssecretär dieses Staats und sieben Monate später Richter des höchsten Gerichtshofs. Nach zwei Jahren legte er diese Stelle nieder und begann seine Laufbahn als nationaler Politiker von Neuem. Im Jahre 1843 wurde er wieder in den Congreß gewählt und war in der Oregonfrage entschieden gegen England und später für den Krieg mit Mexico. Seit 1847 ist Douglas Senator und suchte sich von 1850 an als einen der entschiedensten Compromißmänner und Erfinder der jungamerikanischen Partei den Weg zum Präsidentenstuhle zu bahnen. Im Jahrr 1857 besuchte er Europa, von wo er als unbedingter Bewunderer Louis Napoleons wie des Kaisers Nicolaus zurückkehrte. Dem letztern sagte er bei einer Revue in Petersburg: „Im ganzen westlichen Europa sah ich nur Untergang und Verwesung, aber in Ew. Majestät Staaten begegne ich überall der aufstrebenden, vielversprechenden Zukunft." Douglas spricht und schreibt über jede politische Frage, agitirt in Volksversammlungen und rechtfertigt seinen Beinamen: „Der kleine Riese" durch eine beispiellose Thätigkeit und Energie. Schon 1852 fehlte wenig daran, daß er Präsident geworden wäre, und jetzt sucht er sich die Nachfolge von Buchanan zu sichern.

Der Senator W. H. Seward aus dem Staate Newyork ist der unermüdliche und ausgezeichnete Parteiführer der jüngern Republikaner; er gilt im Süden von Nordamerika als der Urheber alles den südlichen Interessen zugefügten Schadens und jeder neu losbrechenden Freiheitsbewegung. Von allen jetzigen politischen Führern hat dieser Mann die größte Zukunft vor sich, weil er nie mit den Sklavenhaltern paciscirte. Das Programm seiner Partei wurde in folgende Grundsätze zusammengefaßt: daß 1. die Regierung verpflichtet ist, das Leben, die Freiheit und Glückseligkeit der Menschen zu sichern; 2. daß die Union fortdauern soll; 3. daß die Regierung nicht berechtigt ist, irgend einer Person ohne gerichtliches Verfahren das Leben oder die Freiheit zu rauben; daß sie ebenso wenig ein Recht hat, jemanden zum Sklaven als zum König zu machen, daß sie überhaupt sich von jeder Verantwortlichkeit für das Fortbestehn der Sklaverei befreien soll; 4. daß kein neuer Staat mit Sklaverei aufzunehmen, und keine Bundesgesetze für Auslieferung von Sklaven existiren sollen; daß das Compromiß von 1850 über die Sklavenjagd in den freien Staaten unverträglich mit allen Grundsätzen der Republikaner ist; 5. daß das Banner der freien republikanischen Partei: „Freier Boden, freie Rede; freie Arbeit und freie Menschen," umfasse.

Man hatte geglaubt, daß die Wahl zum Präsidentschaftscandidaten in

Digitized by Google

dem Convent der republikanischen Partei zu Chicago auf den Senator Seward fallen werde; derselbe erhielt auch im ersten Scrutinium 173 und im zweiten 184 Stimmen, während Abraham Lincoln nur 102 und 181 Stimmen zufielen. Bei beiden Abstimmungen hatte keiner die absolute Mehrheit erhalten. Als indeß das dritte Scrutinium eröffnet wurde, schlug ein Delegirter des Staats Newyork vor, die Stimmen auf Herrn Lincoln zu vereinigen. Dieser Vorschlag fand Anklang und „Lincoln" wurde einstimmig gewählt. In Washington verursachte diese Wahl eine so große Aufregung, daß im Repräsentantenhause die Geschäfte einige Minuten lang suspendirt wurden. Der Senator Douglas und seine Freunde erklärten sie für den schwersten Schlag, den die demokratische Partei bis jetzt erlitten habe.

Aus einem Privatbriefe aus Nordamerika entnehmen wir folgende Mittheilungen über die Laufbahn des designirten Präsidentschaftscandidaten: „Abraham Lincoln, unser nächster republikanischer Präsidentschaftscanditat, war noch mit dem zwanzigsten Jahre Farmersknecht, pflügte und spaltete Zaunspfähle, später war er Ruderknecht auf einem Flatboat, dann hatte er einen kleinen Countrystore, befleißigte sich des Lesens und Schreibens bei einem Lehrer, kaufte sich juristische Bücher, faßte sie mit seinem ausgezeichneten Gedächtniß gut und richtig, trat als Advocat vor die Schranken, bekam durch sein Rednertalent große Praxis, wurde in die Legislatur als Senior gewählt, und jetzt mit 55 Jahren ist derselbe Mann in der Chicagonomination einstimmig gewählt als nächster republikanischer Präsidentschaftscandidat und wird es auch nach allem Anschein werden."

Auf dem Convent zu Baltimore hatte die demokratische Partei den Herrn John Bell von Tennessee als Präsidentschaftscandidat und Herrn Edward Everett von Massachusetts als Vicepräsident gewählt. Auf einem am 22. Mai in Newyork stattgehabten, zahlreich besuchten, demokratischen Meeting wurden indeß Resolutionen angenommen, welche sich für Senator Douglas als Präsidentschaftscandidaten aussprachen.

Der gemeinsame Kampf gegen das Mutterland war für die ehemaligen dreizehn Provinzen, die sich bis dahin fern gestanden hatten, die Veranlassung zum Bunde. Ein Hauptinteresse, nämlich das der Unabhängigkeit, ließ alle Separatinteressen leicht übersehn. Seitdem ist das Gefühl der Sicherheit allen Theilen zur Gewohnheit geworden, und der Süden fängt an, bei der Ungleichheit seiner fernern Entwicklung sich in dem Bunde in manchem Betracht unbehaglich zu fühlen. Die gegenseitige Erbitterung geht raschen Schritts vor sich.

Bei der Fortdauer dieser Agitation, ist es kaum zu bezweifeln, daß die Union auf die Dauer nicht erhalten bleiben kann. Nach neuern Nachrichten waren in Washington bereits Flüchtlinge aus dem Süden eingetroffen, näm-

Digitized by Google

ich 32 Agenten von bostoner und newyorker Handelshäusern, denen es in Neworleans nicht mehr geheuer schien. Sie erzählten, daß im Süden die Stimmung furchtbar aufgeregt sei; man habe Nordländer ausgewiesen, überall bildeten sich Vigilanzausschüsse, und Waarenbestellungen würden in Menge wieder abgesagt. Andrerseits haben circa 200 aus dem Süden stammende junge Leute, welche die guten medicinischen Lehranstalten in Philadelphia besuchten, so wie einige wenige, welche sich zu gleichem Zwecke in Newyork aufhielten, von angeblichem Patriotismus getrieben, ihren Cursus unterbrochen, um ihre Studien in ähnlichen Anstalten des Südens fortzusetzen, und der übertriebene Empfang, den man ihnen in Richmond bereitete, so wie die Rede, womit der Gouverneur Wise von Virginien sie dort begrüßt hat und in welcher er dem Norden, so wie auch England, das in Canada flüchtigen Sklaven ein Asyl bereitete, den Handschuh hinwirft, ist nicht geeignet, die Gemüther zu beschwichtigen. Schon beginnt der Süden darauf Bedacht zu nehmen, daß, im Falle einer Trennung vom Norden, handelspolitische Unabhängigkeit in den Sklavenstaaten herrsche, und nirgends fehlt es an Anstrengungen, um eine eigene Industrie zu schaffen. Es ist Thatsache, daß die Industrie der östlichen Staaten in Folge der Zurückhaltung der Käufer aus dem Süden in den letzten Monaten gelitten hat, — Thatsache ferner, daß in sehr vielen kleinen Städten die feste Absicht herrscht, Städte wie Newyork und Boston nicht zu besuchen. In Baltimore war das Geschäft in letzter Zeit lebhafter als lange zuvor, weil viele Händler aus dem Süden es vorzogen, hier ihren Bedarf, anstatt in Newyork zu nehmen. Das Alles sind zwar unbedeutende Anfänge zu praktischer Trennung auf wirthschaftlichem Felde, aber es sind Anfänge, die Beachtung verdienen und jedenfalls die Thatsache constatiren, daß die Idee einer Auflösung der Union, die früher nur in den Köpfen einer kleinen, fanatischen Partei spukte, angefangen hat, bereits vom Standpunkte kühnerer Berechnung aus behandelt zu werden.

Zu lange dauert der Streit zwischen dem Norden und Süden, und in zu regelmäßigen Steigerungen hat er sich wiederholt, als daß ein anderer Ausgang als eine Katastrophe zu erwarten wäre. Die Ereignisse treiben mit systematischer Consequenz dahin. Die Zeit der Vermittlung und der Compromisse über die Lebensfragen der Union ist vorüber.

Schon schreibt man aus Paris: „Während alle Augen nach Syrien und Italien gerichtet sind, steigt in den Vereinigten Staaten eine schwarze Wolke auf, welche von der hiesigen Presse noch ignorirt wird, wenngleich sie vom größten Interesse ist. Der Süden ist entschlossen einen Gegenpräsidenten und einen Gegencongreß aufzustellen, kurz sich vom Norden zu trennen. Der Handelsstand in den Vereinigten Staaten wird bereits durch Regierungsorgane aufgefordert, sich beim Eintritt dieses Falles im Herbste auf eine Handels- und Finanzkrise, die ärger als die von 1857 sein würde, vorzubereiten. Obschon

Digitized by Google

es sich blos um eine erst wahrscheinliche Eventualität handelt, dürfte sie doch jetzt schon der Beachtung des europäischen Publikums empfohlen werden."

Auch der Washingtoncorrespondent der Newyork Times erwähnt dieses Umstandes, demzufolge in mehrern südlichen Staaten der Union darauf hingearbeitet wird, die Union zu sprengen und zwar soll der Plan schon so weit gereift sein, daß man Agenten nach Europa geschickt habe, um zu erkunden, wie sich England und Frankreich verhalten würden, im Fall sich ein südlicher Staatenbund bildete.

Der 136. Geburtstag Georg Washingtons wurde am 22. Febr. d. J. in der seinen Namen tragenden Bundesstadt durch die Einweihung seiner von Clark Mills modellirten Reiterstatue gefeiert. Der Präsident der Vereinigten Staaten hielt die Einweihungsrede, nachdem ihm der Großmeister der Freimaurerlogen den Hammer überreicht hatte, den Washington als Präsident der Vereinigten Staaten und derzeitiger Großmeister bei der Grundsteinlegung des Capitols am 18. Sept. 1793 gebraucht hatte. Während man in solcher Weise nach beinahe siebenzigjährigem Bestehen der Republik das Andenken des großen Mannes ehrt, der sie gegründet und die nordamerikanischen Staaten vereinigt hat, ist die Wiederauflösung der Union der Gegenstand offener Drohungen und ausführlicher Erörterungen in der Presse wie in den Versammlungen. Der junge Riese ist von den Verhältnissen umgarnt, die in kaum mehr als zwei Menschenaltern sich entwickelt haben.

Ein Besuch in Ferney.

Ein Besuch in Ferney, wo Voltaire die letzten zwanzig Jahre seines vielbewegten Lebens zugebracht, ist ein so bedeutender Anachronismus, daß er nur durch anhaltendes Regenwetter, welches den Reisenden an allen andern Ausflügen verhindert, gerechtfertigt werden kann. Die Schaaren von Reisenden, die einst „den Weisen von Ferney" in seinem Asyl aufsuchten, der Ehrgeiz, den Satyr des achtzehnten Jahrhunderts von Angesicht gesehn zu haben, die stolz ablehnende Haltung des eiteln Freundes des großen Königs — alles das ist längst verrauscht und halb vergessen. Selten wird der Name des bewunderten Aufklärers noch genannt, und weit sind wir, Gott sei Dank, über jene frivole Ignoranz hinaus, die sich in der bekannten Lästerung „ecrasons l'infame" ausspricht. Aber wenn es, wie diesen Sommer, in Genf vom

Digitized by Google

Himmel herunterregnet, als ob von da oben einige Centurien modernster Lyriker ihre Poesie über die Erde ausgössen und mit derselben Hartnäckigkeit, ist es dann einem halbwegs literarischen Reisenden zu verdenken, wenn er anfängt sentimental oder romantisch zu werden und in dieser sentimental-romantischen Stimmung den Beschluß faßt, sich von den Geistern des alten Musensitzes umschauern zu lassen?

Der Weg nach Ferney, welches etwa anderthalb Stunden nördlich von Genf liegt, führt durch eine Reihe hübscher Landhäuser in sauber gehaltenen Gärten. Das Terrain ist hügelig, und nachdem man das Städtchen Ferney selbst durchfahren hat, führt der Weg zu Schloß und Park bergan. Vor dem Schlosse selbst, welches jetzt einem Franzosen gehört, erblickt man zuerst die berühmte von Voltaire erbaute Kirche mit der noch berühmteren Inschrift:

„Deo erexit Voltaire
MDCCLXI."

Der prahlenden den ganzen Voltaire zeichnenden Inschrift entspricht das in sehr barbarischem Stil gebaute unansehnliche Haus durchaus nicht. Es ist gegenwärtig leer und wird nicht mehr benutzt. Von ganz anderer Wirkung ist der Eintritt in den Garten. Blumenterrassen empfangen den Besucher und zeigen ihm im Hintergrund einen Park mit schönen alten Bäumen, die zu Voltaires Zeiten jung gewesen sein mögen. In diesem selben Park hat der greise Voltaire gewandelt, unter diesen Bäumen neben vielen großen Gedanken auch manche kleine Bosheiten erdacht, in diesen Schatten an Friedrich den Großen geschrieben und der Entdeckung nachgesonnen, daß Shakspeare einem betrunkenen Wilden gleiche. Hier in der That, umsäuselt von den Erinnerungen einer längst hinabgeschwundenen Zeit, bietet sich für den empfindsam gestimmten Besucher die schönste Gelegenheit sich von sanfter Wehmuth rühren zu lassen, zumal wenn er wie ich das alles, Schloß und Park und Geister des vorigen Jahrhunderts,

„schweigend in der Abenddämmerung Schleier"

zu beschauen hat. Zwei Zimmer sind es in dem Schloß, die noch als die Voltaires gezeigt werden und im alten Zustand verblieben sind. Vom Garten aus treten wir zunächst in den „Salon", in das Wohnzimmer des einstigen Besitzers. Rococomöbeln stehen herum, mythologische Bilder, eine Pomona und dergleichen an den Wänden. An die eine Wand lehnt sich eine hohe Pyramide aus schwarzem und grauem Marmor mit einer Urne: dieses Denkmal enthält Voltaires Herz! Oben liest man die Inschrift:

„Mes manes sont consolés, parceque mon coeur est
au milieu de vous."

Unten steht:

„Son esprit est partout, et son coeur est ici."

Digitized by Google

Man wird nicht behaupten können, wie die Polizei Napoleons von dem Buch der Staël über Deutschland behauptete, daß diese Gedanken nicht französisch seien. In dem daran stoßenden Schlafzimmer fällt uns zunächst ein Kamin aus Marmor, das Bett seines frühern Bewohners und ein Schachbrett in die Augen. Aber weit interessanter sind die zahlreichen Bilder, die hier die Wände bedecken, theils in Oel gemalt theils kleine vergilbte Kupferstiche. In diesen Bildern tritt uns wirklich ein Stück aus Voltaires Leben und, da Voltaire, man mag ihn beurtheilen wie man will, jedenfalls der Repräsentant einer ganzen Gruppe und Richtung seiner Zeit war, ein Stück Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts entgegen. Da ist vor allem Friedrichs des Großen Bild, vortrefflich gemalt und in den frischesten Farben, das uns mit den Falkenaugen entgegenblitzt. Ob es dem Verfasser der Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire nicht manchmal unheimlich geworden ist, wenn er seiner Perfidien eingedenk zu diesem Antlitz seine Augen erhob? Kurze Zeit vor der Schlacht von Roßbach, erzählt Voltaire in jener Selbstbiographie, dachte der König, an seinem Glück verzweifelnd an Selbstmord und sprach diesen Entschluß in einer poetischen Epistel an den Marquis von Argens aus. Das ganze Gedicht mitzutheilen scheint Voltaire unthunlich, „tant il y a de répétitions“: einiges wählt er aus, denn „on y trouve quelques morceaux assez bien tournés pour un roi du Nord“. Ist diese französische Unverschämtheit nicht wie eine Nemesis für die von Friedrich verachtete deutsche Muse, die den großen König vergötterte? Auch Katharinas von Rußland Porträt findet sich, Katharinas, welche Voltaires Biograph, der Marquis von Condorcet, zu den Souveränen zählt, die „s' intéressaient à ses travaux, lisaient ses ouvrages, cherchaient à mériter ses éloges“. Da ist ferner Voltaires eignes Faunengesicht in Bild und Relief; aber kein anderes Bild erreicht den lebendigen Ausdruck, welchen seine Statue im Theatre francais in Paris an sich trägt. Da ist ein kleiner Kupferstich von Milton, ein anderer von Franklin. Bei seinem letzten Aufenthalte in Paris traf Voltaire mit Franklin zusammen und beide führten, wenn man seinem Biographen trauen darf, der die Geschichte andächtig gerührt erzählt, eine artige Komödie auf. Voltaire machte einen Anlauf englisch zu radebrechen, gab aber diesen unglücklichen Versuch bald auf: „Je n' ai pu résister au desir de parler un moment la langue de Mr. Franklin,“ sagte er. Franklin war nicht unempfindlich für diese Anstrengung, die sich Voltaire auferlegt. Er stellte demselben seinen Enkel vor und bat für denselben um — Voltaires Segen! „God and Liberty,“ sagte Voltaire, das ist der einzige Segen, der sich für den Enkel Franklins schickt! Und als sich die beiden in einer Sitzung der Akademie umarmten, „on a dit, que c' était Solon qui embrassait Sophocle.“ Der Marquis von Condorcet findet diesen Vergleich nur insofern unpassend,

Digitized by Google

als er dem Verdienste des modernen Sophokles und Solon nicht genugthue. Auch Corneilles Bild hat Voltaire eines Platzes gewürdigt. „C'est le devoir d' un soldat de secourir la nièce de son général," hatte er einst ausgerufen und zum Besten einer Großnichte Corneilles seine Ausgabe der Werke desselben unternommen. Neben Corneille findet sich Racine, der unmittelbare Vorgänger Voltaires in der Tragödie, neben Franklin Washington, neben Milton die lehrhaften Delille und Marmontel. Auch die Aufklärung auf dem Stuhle des heiligen Petrus hat in der Person Clemens des Vierzehnten ihren Vertreter gefunden: hatte doch schon 1741 Voltaire, um seinen Mahomet gegen Verfolgung zu schützen, denselben an den Papst Benedict den Vierzehnten gesandt und dieser ihm gütig geantwortet und eine Medaille dafür geschickt. Auch an mythologischen Bildern fehlt es nicht, aber wir fahren lieber in der culturhistorischen Betrachtung der kleinen Kupferstichporträts fort. Der Herzog von Choiseul, welchen wir unter diesen vorfinden, war Voltaires Freund und Gönner. Er war es, der in der edlen Vertheidigung der Calasschen Familie sich Voltaires annahm, und auch als der Herzog auf seine Güter exilirt und Aiguillon an seine Stelle getreten war, hörte Voltaires Anhänglichkeit nicht auf. Wie reich war Voltaires Leben! Neben Choiseul Le Kain, neben dem allmächtigen Minister der Komödiant. Und noch dazu in Oel gemalt, während der Herzog auf einen kleinen Kupferstich beschränkt ist. Aber der große Schauspieler hat seinen Platz reichlich verdient, nicht nur durch seine Auszeichnung als Tragiker, sondern auch besonders durch seine persönliche Anhänglichkeit. Er schrieb „Note sur M. de Voltaire et faits particuliers concernant ce grand homme," die als Motto den Vers aus Oedipe führen:

„l' amitié d' un grand homme est un bienfait des Dieux"

und voller Bewunderung den Verkehr Le Kains mit Voltaire schildern, dessen achtungsvollen und dankdurchdrungenen Zögling er sich nennt. Und endlich die Bildnisse von d'Alembert, Diderot und Newton. D'Alembert war es gewesen, der, vom Grafen von Argenson zur Prüfung des Mahomet ernannt, sich für das Buch ausgesprochen hatte 1751. Er war es, der in der Einleitung zur Encyklopädie zuerst Voltaire auf gleiche Stufe mit seinem Nebenbuhler Crebillon erhob. Als d'Alembert und Diderot den ersten Band der Encyklopädie veröffentlichten, war Voltaire noch in Berlin; aber von Ferney aus bethätigte er seine Theilnahme an dem Werk hauptsächlich durch Artikel über Literatur. Und Newton? Voltaire hatte den großen philosophischen Physiker in England schätzen gelernt, seine Freundin, die Marquise von Chatelet, übersetzte Newtons Werke und starb an der allzugroßen Anstrengung dabei. Voltaire selbst suchte den Newtonismus gegenüber dem noch in Frankreich herrschenden Cartesianischen System zur Geltung zu bringen. Noch manche kleine Bilder blie-

ben zu beſprechen; doch die angeführten genügen, um zu zeigen, wie der Philoſoph von Ferney in ſeinen Erinnerungen lebte, und wie es wirklich ein Stück des achtzehnten Jahrhunderts iſt, welches in dieſen Zimmern ruht. J. J. Rouſſeaus Bild iſt nirgends zu ſehn in dieſen Räumen: hat nicht die Abneigung der beiden Koryphäen der franzöſiſchen Aufklärung einige Aehnlichkeit mit dem Zwieſpalt zwiſchen Börne und Heine? wobei man freilich den verſchiedenen Nationalcharakter in Rechnung bringen muß, um den Vergleich nicht allzu hinkend zu finden. So durchwanderte ich an einem verzweifelten Regentag die Zimmer von Ferney. Ich dachte an den „Feind des Vorurtheils, des Aberglaubens und der Unduldſamkeit“ und an das „neue Licht,“ das er heraufführen wollte. „Les hommes éclairés, les amis de l'humanité“ ſollten eine neue Weltordnung bilden, deren erſte Grundlage die Zertrümmerung des Chriſtenthums bildete. Die Welt hat in vielen Beziehungen eine Umgeſtaltung erfahren, das Chriſtenthum blieb unzertrümmert. Die Stichwörter ſind verklungen, und eine lange Reihe ſchwerer Kämpfe hat uns gelehrt, daß die Aufklärung nicht darin beſtehn könne, daß man Licht und Leuchter zu Boden wirft. Wir glauben nicht mehr an die „philosophie profonde,“ die das vorige Jahrhundert in Voltaire bewunderte, nicht mehr an ſeine Verbeſſerungen Shakſpeares,*) nicht mehr an ſein eignes poetiſches Genie. Aber die Vertheidigung der Familie Calas hat ihm in dem Herzen des Menſchenfreundes ein ſchöneres Denkmal errichtet als Pyramide und Urne aus grauem Marmor. Und mit dieſer verſöhnenden Betrachtung verlaſſen wir dieſe Grabſtätte des achtzehnten Jahrhunderts. A. Henneberger.

Plaudereien über Tagesfragen.

1. Aus Leipzig. — Leipzig hat manche Seiten, die den Fremden höchſt unangenehm berühren, und an die man ſich auch im Lauf von Jahren nur ſchwer

*) Eine Stelle aus Condorcet iſt zu bezeichnend. Il nous avait appris le merite de Shakespeare et à regarder son théâtre comme une mine, d' où nos poëtes pourraient tirer des trésors; et lorsqu' un ridicule enthousiasme a présenté comme un modèle à la nation de Racine et de Voltaire ce poëte eloquant mais sauvage et bizarre et a voulu nous donner pour des tableaux énergiques et vrais de la nature ses toiles chargées de compositions absurdes et de caricatures degoûtantes et grossières Voltaire a défendu la cause du goût et de la raison. Il nous avait reproché la trop grande timidité de notre théâtre; il fut obligé de nous reprocher d'y vouloir porter la licence barbare du théâtre anglais.

Digitized by Google

gewöhnt. Seine achtunggebietenden Eigenschaften bleiben mehr verborgen. Eine derselben zeigte sich neulich bei der großen Calamität, die über die Stadt ausbrach. — Wenn in andern Städten oder Dörfern ein Unglück stattfand, so war nirgend eine so rasche Entschlossenheit, durchgreifende Hilfe zu leisten, als in Leipzig; wenn es einem gemeinnützigen, nationalen Zweck galt, stand Leipzig überall in erster Reihe. Aufopfernde Wohlthätigkeit, ganz im Stillen, ohne alle Ostentation, ist die charakteristische Eigenschaft Leipzigs, die man erst allmälig kennen lernt, über der man aber manches Unbequeme leicht vergißt. — Durch das neuliche Hagelwetter ist ein Schade angerichtet, von dem man sich auswärts kaum eine Vorstellung macht. — Der unmittelbare Schade an Fenstern, Dächern, Mauerwerk ist auf etwa 1½ Million angeschlagen; dazu kommt die Zerstörung werthvoller Gegenstände im Privatbesitz, die man vorläufig noch schwer taxiren kann; die gänzliche Verwüstung der zum Theil mit schweren Kosten angelegten und erhaltenen Gärten. Schlimmer aber als das ist das Stocken der Arbeit, da vielleicht die Hälfte der minderbemittelten Familien eine Woche hindurch fast obdachlos waren.

Soviel wir sehen, hat man in den auswärtigen Blättern diese große Calamität ziemlich obenhin behandelt. Der Grund davon ist nicht Theilnamlosigkeit, sondern lediglich, daß der Leipziger, im stolzen Bewußtsein seiner eignen Kraft, es verschmäht, die Theilnahme Andrer erregen zu wollen. Auch bei denen, die am härtesten betroffen sind, haben wir nur geringe Niedergeschlagenheit bemerkt; alles ist davon überzeugt, daß die Stadt durch eigne angestrengte Thätigkeit sich in Kurzem erholen und den Schaden verwinden wird.

Das ist ein schönes Zeichen des starken und tiefgehenden Gemeingeistes, auf den unsre Stadt Ursache hat, stolz zu sein. Indem wir diesen Geist mit Freuden anerkennen, dürfen wir uns wol erlauben, auf einen großen Uebelstand hinzuweisen, der zwar vorläufig noch kein Unheil angerichtet hat, der aber bald abgestellt werden muß, wenn sich nicht üble Folgen daraus ergeben sollen. Wir meinen die Conflicte zwischen Rath und Stadtverordneten, die seit einigen Jahren zur Tagesordnung gehören.

Beide Theile sind anerkannt patriotisch gesinnt, von dem besten Willen für die Stadt beseelt. Die Gesichtspunkte, die auf beiden Seiten angeführt werden, verdienen alle Beachtung. Es ist vom Rath löblich, auch das äußre Ansehn der Stadt ihrem innern Werth ebenbürtig zu machen, und daß er im Ganzen auf dem richtigen Wege ist, zeigt der glänzende Erfolg der neuen Promenaden. Es ist andrerseits von den Stadtverordneten sehr richtig gedacht, daß überall das Nothwendige vor dem Wünschenswerthen den Vorzug haben muß. Aber in der Verfolgung dieser Gesichtspunkte ist mehrfach auf beiden Seiten gefehlt. Die Stadtverordneten haben mitunter vergessen, daß eine Stadt wie Leipzig nicht um einige hundert Thaler feilschen darf, wo es sich um wirkliche Verbesserungen handelt, und der Rath hat sich zuweilen nicht genug daran erinnert, daß das Vertrauen seiner Mitbürger das sicherste Fundament seiner Wirksamkeit ist, daß, um sich dieses zu erhalten, er sich auch wol einmal dem Unzweckmäßigen fügen kann, wenn ihm gütliche Ueberredung nicht gelingt. Es ist doch im Grunde das Verhältniß eines constitutionellen Staats, wo die Regierung zuweilen das entschiedne Gefühl einer bessern Einsicht und eines stärkern Willens unterdrücken muß, wenn es ihr nicht gelingt, sich dem Volk verständlich zu machen.

Digitized by Google

Denn was einigemal leider bereits vorgekommen ist, daß beide Theile einer höhern Entscheidung provociren, das könnte, wenn es sich öfters wiederholte, die Selbstverwaltung der Stadt, die so schöne Früchte getragen hat, in ernster Weise beeinträchtigen. Im Wesentlichen gehn beide Collegien von derselben Gesinnung aus; mögen sie sich hüten, im besten Willen von der Welt ihr gemeinsames Fundament zu untergraben! —

2. Schiller und Goethe in Berlin. — Ueber dem berliner Schillerfest schwebt ein eigenthümliches Mißgeschick. Schon die Feier selbst wurde durch ausschweifende Ideen auf der einen, durch unzeitige Einmischung der Staatsregierung auf der andern Seite, endlich durch lichtscheue Wühlereien so getrübt, daß Berlin, welches doch die erste Stadt Deutschlands sein sollte, an jenem Tage, der die gesammte deutsche Nation zu einem gemeinsamen schönen Gefühl der Erhebung vereinigte, unter allen Städten das unerfreulichste Schauspiel bot; daß es z. B. von Wien bei Weitem überflügelt wurde.

Nun aber die Nachwirkungen! — Daß an Stelle einer temporären Feier die gesammelten Geldmittel zur Errichtung einer Schillerstatue verwandt wurden, war eine Concession an die Wünsche der Regierung. — Damit ist aber die Regierung nicht zufrieden, sondern sie verlangt nun, nachdem der Platz für jene bereits abgesteckt ist, statt der Einzelstatue Schillers eine Doppelstatue Schillers und Goethes. — Warum? das bleibt dem gewöhnlichen Verstand verborgen. — Die Freundschaft der beiden großen Dichter ist eine schöne nationale Erinnerung, und daß man ihr auch in der Kunst ein Denkmal zu stiften sucht, ist vollkommen gerechtfertigt; es ist ja in Weimar schon geschehn. — Aber Schiller war doch auch ein ganzer Mann; so wie Goethe ein ganzer Mann war; der Eine kann vollkommen ohne den Andern bestehn. Schiller wäre ein großer Dichter geworden, auch ohne Goethe, und Goethe war es lange, bevor von Schiller die Rede war. Wenn man es unschicklich findet, den einen zu ehren, ohne zugleich des Andern zu gedenken, so ist das eine Beeinträchtigung jedes Einzelnen von ihnen, und zugleich eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Dichter, die denn doch auch zur Sache gehören. — Weit mehr z. B. als Goethe und Schiller beansprucht Lessing ein Denkmal in Berlin; denn an jenen beiden hat Berlin nur insofern Antheil, als es eine deutsche Stadt ist; ihrer Individualität nach hat es mit ihnen gar nichts zu thun; dagegen gehört Lessing recht eigentlich nach Berlin, nicht blos weil er dort die wichtigste Phase seiner Bildung durchlebt hat, sondern hauptsächlich, weil er den specifischen Geist Berlins in jener Periode veredelt und verklärt in die deutsche Literatur eingeführt hat.

Es ist also von der Regierung durchaus ungerechtfertigt, wenn sie die Richtung des Schillerfestes, das doch zunächst einem bestimmten Manne galt, durch ihre Einmischung verwirrt. — Da es aber einmal geschehn ist, sehn wir auf der andern Seite auch keinen Grund, hartnäckig auf der ursprünglichen Meinung zu bleiben. — Goethe ist nicht nöthig, um Schiller zu unterstützen, aber er schadet ihm auch nicht: wie in geistiger Beziehung jeder von beiden durch das ernste Studium des andern nur gewinnt, so ist es auch symbolisch zu fassen. — Die Einmischung politischer Betrachtungen ist eine leere Spielerei. — Für unsre Befreiung haben beide gleichviel gethan: sie haben das Ihrige dazu beigetragen, die Vorurtheile zu zerstreuen, den Verstand zu erhellen und das Herz zu erweitern; mit der politischen

Digitized by Google

Freiheit haben beide gar nichts zu thun. — Es ist also kein Grund vorhanden warum beide Parteien sich nicht friedlich einigen sollten.

Aber ein Punkt ist — nach der neuen Veröffentlichung — bei den Verhandlungen zur Sprache gekommen, den wir nicht mit Stillschweigen übergehn dürfen; ein Gedanke, der, wenn er zur Ausführung käme, Berlin vor den Augen der gesammten deutschen Nation prostituiren und lächerlich machen würde: der Gedanke nämlich, Schiller und Goethe in antiker Gewandung darzustellen! sonst passen sie nicht zur gesammten Decoration, zu den antiken Säulen des Gensdarmeriemarkts, zu den kleinen Kirchen mit griechischem Vorbau! — Es ist nur ein Wunder, daß man nicht auf die Idee gekommen ist, die beiden Dichter nackt abzubilden, oder etwa mit Flügeln versehn, oder auf dem Pegasus reitend! Man möchte wirklich mitunter meinen, wir lebten noch zu Ramlers Zeiten! Nachdem der Realismus in der Bildhauerkunst hundert Proben der glänzendsten Art bestanden hat, die alle frühern phantastischen Einbildungen, die moderne Tracht sei nicht idealisirbar über den Haufen warfen, kommt man wieder auf die Idee des Zopfstils! Um den Werth der beiden Stile zu ermessen, hat der Berliner nur vom Platz des Opernhauses auf den Wilhelmsplatz zu gehen, von Blücher zu Schwerin. — Es ist kein unwichtiger Umstand, denn nicht blos Preußen, sondern auch Berlin hat noch sehr nöthig, in Deutschland moralische Eroberungen zu machen; und der Reichthum der Mittel allein thut es nicht.

Schiller und Goethe sind deutsche, vaterländische Dichter; durch deutsche, vaterländische Kunst sollen sie verherrlicht werden. Wir wollen sie sehn, wie sie waren, wie sie unter uns lebten, litten und wirkten, unser eigen Fleisch und Blut, nicht im Zerrbild einer verschrobenen Antike. Wie wir Lessing in Braunschweig sehn, wie sie selber bereits in Weimar. So nur werden sie im künstlerischen Abbild, was sie geistig durchaus sind: — unser eigen! —

3. Militärfragen. — Es sind in den letzten Tagen im Preußischen eine Reihe bedauerlicher Conflicte zwischen Militär und Civil vorgekommen, die man theils mit den neuen Militäreinrichtungen in Verbindung gebracht hat, obgleich sie damit gar nichts zu thun haben — sie kamen früher auch vor! — theils auf den specifischen Kastengeist des preußischen Heeres zu schieben sucht. Auch das letzte ist ungerecht: ist doch auch in Leipzig ein ähnlicher Conflict vorgekommen, obgleich wahrhaftig niemand dem leipziger Officiercorps einen exclusiven Kastengeist oder eine unfreundliche Stellung gegen den Civilstand Schuld geben wird.

Auch das ist eine falsche Wendung, daß man gegen das Tragen der Seitengewehre eifert. In Schenklocalen ist mitunter ein Bierglas oder ein Billardqueue eine nicht minder gefährliche Waffe als das Seitengewehr. — Das Bedenklichste bei der Sache ist die Erklärung eines höhern Officiers, nach welcher die Soldaten sogar bestraft werden sollen, wenn sie den Kampf nicht bis aufs äußerste fortsetzen. Bei der gewöhnlichen Bildungsstufe eines gemeinen Soldaten kann diese Weisung üble Folgen haben.

Eben das zeigt aber auf das einzige Mittel hin, den Conflict nach den Grundsätzen des wahren Rechts zu lösen: Aufhebung der eximirten Gerichtsbarkeit; wenigstens für alle Fälle, wo ein Conflict zwischen Civil und Militär, bürgerlicher oder peinlicher Art stattfindet. Daß Schlägereien stattfinden, wird man nie verhüten,

Digitized by Google

aber der Bürger darf mit Recht verlangen, daß die Strafe bei beiden Theilen mit gleichem Maße gemessen wird.

Ein erlauchter Prinz hat auf die Nothwendigkeit hingewiesen, das Verhältniß zwischen Officieren und Gemeinen inniger zu machen, und bei den Letztern nicht blos die Dressur, sondern die moralische und intellectuelle Fortbildung anzuwenden, da nur der moralisch und intellectuell freie und dispositionsfähige Soldat den glücklichen Ausgang des Krieges verbürgt. Ebenso wichtig für den Erfolg eines Kriegs ist aber das gute Verhältniß zwischen Soldat und Bürger. Die Geschichte von 1806 soll nicht vergessen werden! —

4. Handwerker und Publikum. — In frühern Zeiten gab man den Geistlichen und Beamten schuld, sie gingen von der Ansicht aus, Kirche und Staat wären um ihretwillen da, nicht umgekehrt. — Eine ähnliche Ansicht scheint der berliner Handwerkertag haben geltend machen zu wollen. Aber das Gewerbegesetz ist doch nicht blos um der Handwerker, sondern auch um des Publikums willen da, die Stiefel werden nicht für die Schuster gemacht, sondern für die, welche sie tragen.

Unter vielen andern sehr guten Witzen des Kladderadatsch hat uns am besten der Vorschlag in Bezug auf die teplitzer Zusammenkunft gefallen: Regierung, Institutionen, Finanzen u. s. w. auf ein Halbjahr zwischen Oestreich und Preußen abwechseln zu lassen; nach Ablauf dieser Frist werde durch allgemeines Stimmrecht die Einheit Deuschlands auf die einfachste und friedlichste Weise hergestellt sein.

Aehnlich möchten wir vorschlagen, das Publikum zwischen einer Stadt, in der lange Gewerbefreiheit, und einer, in der lange Zunftzwang herrschten, wechseln zu lassen. Die Entscheidung würde nicht zweifelhaft sein; wir sprechen aus Erfahrung.

Wo Zunftzwang herrscht, wird der Handwerker in seiner Sicherheit nicht blos übermüthig gegen das Publikum, sondern was die Hauptsache ist, durch einseitige Bildung unfähig zu seinem eignen Werk. — Und so würde zuletzt auch der Handwerker für Gewerbefreiheit sein müssen; denn wenn es auch bequem ist, zu verdummen, so ist es doch auf die Länge nicht vortheilhaft. —

5. Von Gottes Gnaden. — In einer Kirche zu *** ist gegen den „kühnen Freibeuter" Garibaldi gepredigt, und dabei wieder das Dogma des Königthums von Gottes Gnaden hervorgehoben worden.

Die modernste theologische Schule sollte doch einen Spruch nicht aus den Augen lassen: „Du sollst den Namen Gottes nicht unnütz führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht!"

Wenn man historisch ganz genau weiß, wie manche Staaten entstanden sind, durch Gaunerei, Gewalt, Ueberlistung u. s. w., nicht vor tausend Jahren, sondern gestern, heute, so erscheint es als eine Versündigung, in solcher Staatenbildung Gottes besondere Fügung zu sehn. Wenn damit aber nichts weiter gesagt werden soll, als daß Gottes Hand in allem thätig sei, also auch in der Bildung der Staaten, so ist damit eben nicht viel gesagt. Denn aus dem Mystischen übersetzt, heißt es nichts anderes als: la force est la loi! der neue Usurpator, der den alten stürzt, ist dann wieder „von Gottes Gnaden!"

Das schlimmste ist aber, daß durch solche Verallgemeinerung diejenigen Staaten leiden, die wirklich mit dem Volk aufs innigste verwachsen, die wirklich „von Got-

Digitized by Google

tes Gnaden" sind. Die Treue der Unterthanen geht nicht aus einem abstracten Dogma, sondern aus den natürlichen Gewohnheiten der Liebe und Ehrfurcht hervor.

Die Kirche hat nicht selten darüber geklagt, daß die politischen Parteien sich in ihr Gebiet eindrängen, und gewiß sind diese Klagen vollständig zu rechtfertigen. Aber ist der entgegengesetzte Wunsch nicht ebenso gerecht? Sollte es für beide Theile, Kirche und Publikum, nicht ersprießlicher sein, wenn sich ihrerseits die Kirche um die Politik gar nicht kümmern wollte? „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", steht geschrieben; und in der Anwendung: die Angelegenheiten der Staaten, ihre Entwicklung und Zerstörung, haben mit dem Katechismus nichts zu schaffen. —

Literatur.

Zur plattdeutschen Sprache und deren neue Literaturbewegung. Von H. Eschenhagen. — Berlin, Schotte. — Ein im Ganzen gemäßigtes und sachverständiges Urtheil. Die leidenschaftlichen Vorfechter des Plattdeutschen drücken sich zuweilen so aus, als wollten sie ihren Dialect als gleichberechtigt auch für die Schriftsprache neben das Hochdeutsche hinstellen; da doch das Plattdeutsche nicht unsere Entwicklung durchgemacht, keinen Goethe und Schiller gehabt hat. Viele von den modernen sentimentalen plattdeutschen Gedichten klingen wie aus dem Hochdeutschen übersetzt. Für gewisse Zweige der Literatur dagegen eignet es sich vorzüglich, da es noch ganz seine sinnliche Frische besitzt, während unser Hochdeutsch noch immer Spuren davon trägt, daß es zunächst von den Predigern und Magistern cultivirt wurde. — Im Urtheil kommen wir mit dem Verfasser nicht immer überein; wir würden z. B. Fritz Reuter eine relativ höhere Stellung anweisen. —

Ueber Theater und Musik. Historisch kritische Studien von Alfred Freiherr v. Wolzogen. — Berlin, Trewendt. — Aus verschiedenen Zeitschriften, namentlich der Allg. Z. wieder abgedruckt. Manches darunter (z. B. Adelheid Günther, Nadejda Bagdanoff und das moderne Ballet) kann wol nur ein vorübergehendes Interesse in Anspruch nehmen; dagegen sind die allgemeinen Bilder der deutschen, französischen und englischen Bühne sehr lesenswerth; im Einzelnen mag das Urtheil differiren, im Allgemeinen begegnet man dem Urtheil eines erfahrenen Kenners. Die übrigen Aufsätze beschäftigen sich meist, und zwar polemisch, mit der sogenannten Zukunftsmusik, im Ganzen in der Richtung, die früher auch von den Grenzboten vertreten wurde. Das principielle Interesse an diesen Fragen hat sich seitdem abgestumpft: factisch hat sich Richard Wagner auf allen deutschen Theatern einen Platz neben Meyerbeer erobert, den er auch vollkommen verdient. Wenn etwas besseres an die Stelle tritt, werden auch diese Erscheinungen weichen; bis dahin wird man die künstlerisch edlere Richtung des Einen neben dem größeren Talent des Andern wol gelten lassen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Dänen in Schleswig.

„Es mangelte den Babyloniern nicht an Stärke, Reichthum und vielen Unterthanen, gleichwol ging ihr Reich unter, denn es fehlten ihnen vorsichtige, weise und beherzte Personen. Also wird es auch Deutschland gehn, welches Kriegsvolk, Wehren und Pferde genugsam hat, aber es mangeln ihm beherzte Leute, darum werden ohne diese viele Kriegsrüstungen nichts helfen."

So ließ sich einst Luther vernehmen, der bekanntlich auch in politischen Angelegenheiten manch gutes Wort gesprochen, und es wird Leute geben, welche meinen, daß die Prophezeiung auf das heutige Deutschland noch Anwendung leide. Diesen können wir nun zwar nicht unbedingt beipflichten, da in unsern maßgebenden Kreisen die Tugend der Vorsicht ungewöhnlich stark vertreten und, wie wir mit respectvoller Bereitwilligkeit annehmen, auch Weisheit in hinreichendem Maße vorhanden ist. Indeß könnten uns doch in Betreff des dritten Erfordernisses, auf das Luther nach seinem Charakter den Hauptton legen mußte, und auf das er ihn, wie deutlich zu sehn, hier wirklich legt, nach allem, was in der letzten Zeit in Deutschland vorgegangen und unterlassen worden ist, schwere Bedenken aufsteigen. Nicht, daß es uns an natürlichem Muth fehlte. Wer wollte das zu behaupten wagen, wer hätte es von Luthers Deutschen behaupten wollen? Aber denken wir an die, welche für uns zu beschließen haben, sehen wir uns da um, von wo die Initiative ausgehn müßte, so begegnen wir in Bezug auf alle Hauptfragen, die der Lösung harren, gutem, mindestens viel besserem Willen als früher, selten aber oder nirgends jenem sichern, auf festes Selbstvertrauen gegründeten, einigen und ungetheilten Willen, der den beherzten Mann macht, welchen wir brauchen. Wir lesen vortreffliche Vordersätze, die sich wie Entschlüsse anhören, denen aber ein Nachsatz folgt, welcher alles, worüber man sich zu freuen hatte, zur bloßen wohlwollenden Stimmung verflüchtigt. Wir finden eine stete Scheu vor der That, ein stetes peinliches Schwanken zwischen Wenn und Aber, niemals ein frisches, gläubiges Ergreifen der Gelegenheit, ein endgiltiges tapferes Trotz alledem.

Digitized by Google

Vielleicht am deutlichsten tritt uns dieses unerfreuliche Wesen vor Augen, wenn wir unsre Blicke auf das richten, was auf der italienischen Halbinsel geschieht, und uns dann zu dem wenden, was auf der cimbrischen unterblieben ist. Während dort der Nationalitätsgedanke mit dem legitimen Recht umspringt, als ob es nicht mehr vorhanden wäre, geschieht hier, wo das Interesse und der Wunsch des Volks mit dem besten alten Recht Hand in Hand geht, soviel wie nichts, um die Fußtritte zurückzuweisen, die man unsern Hoffnungen und unsrer Ehre versetzt. Die Italiener haben in den letzten zehn Jahren Fortschritte gemacht. Auch wir haben, so sagt man uns, Fortschritte gemacht. Aber der Fortschritt scheint ein verschiedner zu sein: jene wurden beherzter, wir nur vorsichtiger oder, um mit der Eschenheimer Gasse zu reden, correcter. Beide Tugenden haben ihre Früchte getragen: dort hat sich der „Schmerzensschrei" in Siegesjubel verwandelt; hier antwortet man ihm mit Vertröstungen, die mit ihren Hintergedanken und Verclausulirungen wie Anweisungen auf den Sanct Nimmerstag klingen. Dort ist der erste Act der Verwirklichung des nationalen Gedankens trotz aller Bedenken, die in der Mißgunst zweier benachbarter Großmächte, in der Unverletzlichkeit des der ganzen katholischen Welt gehörenden Erbtheils Petri, in mancherlei particularistischen Ueberlieferungen unter der Bevölkerung den Leitern der Bewegung vor Augen traten, nahezu vollendet; hier — nun wir alle wissen ja, daß Schleswig-Holstein für unsre hohe Politik noch eine begrabne Phantasie, das londoner Protokoll noch bindendes Gesetz, die Schlacht bei Idstedt noch nicht wett gemacht, der traurige von Oestreich gebotne Friede noch nicht gekündigt ist, daß der Danebrog noch vor den Thoren Hamburgs weht, und daß die Vorsicht des Bundestags, trotz aller Winkelzüge und Herausforderungen von Seiten Dänemarks, denen soeben erst in dem ohne vorgängige Genehmigung der holsteinischen Stände erlassenen Finanzgesetz für 1860—61 eine neue hinzugefügt wurde, sich bis diese Stunde noch nicht einmal veranlaßt gesehn hat, über die holstein-lauenburgische Regierung die Execution zu verhängen. Wir alle wissen, daß die Lostrennung Schleswigs von Holstein bis auf die letzten Fasern, daß die faktische Einverleibung Schleswigs in das Königreich Dänemark von Jahr zu Jahr eifriger und gewaltsamer betrieben wurde, ohne daß sich unter denen, die hier als Schirmherren hätten auftreten müssen, auch nur eine Feder, geschweige denn ein Schwert gerührt hätte.

Herr v. Schleinitz hat in der jüngsten Zeit dem dänischen Cabinet auf eine anmaßende Note in einer unter Diplomaten nicht gebräuchlichen, unzweideutigen Sprache in Betreff Schleswigs die Wahrheit gesagt. Wir haben seine Depesche mit Befriedigung einregistrirt, eine Forderung war nicht damit verbunden. Der Däne hat sie vermuthlich zu den Stößen früher eingegangner, correcter gefaßter Acten über diese Angelegenheit gelegt. Den Schles-

d by Google

wigern ist damit nicht geholfen worden, sie befinden sich im Gegentheil, wenn sie jene starken Worte für Vorläufer einer starken That hielten, als Enttäuschte schlimmer wie vorher.

In Baden ist, so schreibt man uns, die Einigkeit Deutschlands angebahnt, in Teplitz ist sie vollkommen zu Stande gebracht worden, in Salzburg wurde sie als fertig von Allerhöchstem Munde betoastet. Man raunte sich in die Ohren, diese Einheit werde ihre erste Proben gegen Italien ablegen. Andere Stimmen beschränkten dies auf einen bestimmten Fall, gegen den sich wenig einwenden ließ, und wir glaubten ihnen. Daß unter den politischen Fragen, über deren Auffassung zwischen den hohen Parteien in Teplitz ein Einverständniß erzielt worden sein soll, die schleswig-holsteinische von Preußen zur Sprache gebracht worden, daß man hervorgehoben, wie die Länder an der Eider für den deutschen Norden dasselbe Interesse haben als die Minciolinie für Oestreich, daß die Regierung des Kaisers Franz Joseph anerkannt habe, wie in Schleswig dem verletzten deutschen Rechte Genugthuung werden müsse, und daß sie hierbei ihre Mitwirkung leihen oder — was angenehmer sein würde, — ihre altherkömmliche Gegenwirkung aufgeben wolle, davon hat weder bei jenen kaiserlich-königlichen Toasten etwas verlautet, noch ist irgendwo anders etwas davon zu hören gewesen, noch auch würden wir dem, welcher es behauptet hätte, seine Angaben eher geglaubt haben, bis wir durch eine beherzte That davon überzeugt worden wären. Eine solche aber wird, fürchten wir, noch geraume Zeit auf sich warten lassen.

Wir brauchen den Lesern d. Bl. nicht erst nachzuweisen, daß wir Vorsicht an Staatsmännern zu schätzen wissen, und wir sind weit entfernt, zu leugnen, daß man in dieser Frage vorsichtige Mäßigung nöthig gehabt habe. Nur meinen wir, daß alles einmal ein Ende haben muß, und daß die alten Worte, nach welchen Wagen gewinnt und dem Kühnen die Welt gehört, auch Berücksichtigung verdienen und sie heutzutage vielleicht mehr als seit Jahren verlohnen. Wir gedachten vorhin der Italiener und daß der erste Act ihres Befreiungskriegs nahezu vollendet sei. Sie werden damit an der Grenze angelangt sein, jenseits deren Vorsicht und ruhige Ueberlegung mehr werth ist als die todesmuthigste, opferbereiteste Entschlossenheit. Der ihnen bevorstehende zweite Act wird ihnen Gefahren weit bedenklicherer Art und eine um vieles schwierigere Aufgabe bringen als bisher; sie werden, wenn ihnen das Gewonnene nicht wieder entgehen soll, die Kunst, mit Möglichkeiten zu rechnen sich allgemeiner aneignen, Lieblingswünsche vertagen, die nicht sehr glänzenden, aber zu jedem haltbaren Bau nothwendigen Tugenden der Geduld und der Selbstbeherrschung bei sich ausbilden müssen. Genügsamkeit und Behutsamkeit werden ihre Schritte leiten, eine genaue Vergleichung ihrer Kräfte mit denen der Gegner, eine gründliche Beobachtung der Constellation der regieren-

den Gestirne am politischen Himmel wird jeder ihrer weitern Unternehmungen vorhergehn, jede Selbstüberschätzung, jede Ueberhebung auf Grund des bisherigen Glücks sorgfältig von ihren Berechnungen ausgeschlossen werden müssen, wenn nicht Alles aufs Spiel gestellt werden soll. Ob sie diese Gaben besitzen, ist sehr zweifelhaft. Bei uns dagegen sind sie im Ueberfluß vorhanden, und so würde es ein ersprießlicher Tausch für beide Parteien sein, wenn Italien uns jetzt einen Theil dieses wenig fruchtbaren Besitzes abnehmen und dafür den Leitern unsrer Geschicke, zunächst nur zur Ordnung der Verhältnisse in Schleswig, etwas von ihrer Entschlossenheit, oder, um Luthers Ausdruck beizubehalten, etwas von ihrer Beherztheit abtreten könnte.

Es kann nicht der Zweck der folgenden Mittheilungen sein, zu untersuchen, weshalb in dieser Sache bisher nicht kräftiger eingeschritten, nicht mehr als bisher gefordert worden ist. Auch das alte Recht Schleswig-Holsteins, das 1851 geopferte, und die mit ihm geopferten Interessen Deutschlands ausführlich darzulegen, haben wir keine Veranlassung, da nach dieser Seite hin in Flugschriften und Tagesblättern mehr als genug geleistet worden ist und auch die Grenzboten wiederholt gesagt haben, was hier zu sagen war. Ebenso bekannt ist endlich, daß nach jenem alten Recht auch das in den Verhandlungen nach dem letzten Frieden geschaffne neue von Dänemark nicht beachtet, daß keine von den damals gemachten Zusagen ehrlich gehalten worden ist. Selbst die Kreuzzeitungspartei, selbst russische Organe haben dies anerkannt. Jeder hat dies anerkannt, der Augen zu lesen, ein Gedächtniß zu merken, Verstand zu vergleichen und ein Gewissen hatte, zu unterscheiden, was Wahrheit und was Lüge ist.

Wir recapituliren von alledem nur das Nothwendigste. Unser Zweck ist, so wie es vor einigen Jahren in den „Schleswig-Holsteinischen Briefen" geschah, durch Zusammenstellung von Beispielen der dänischen Gewaltherrschaft in Schleswig ein Gesammtbild dessen zu geben, was dort in offenbarer Nichtbeachtung der im letzten Frieden stipulirten Rechte dieses Herzogthums beliebt worden ist. Wir wollen den „Schmerzensschrei" widerhallen lassen, der von dort her Hilfe heischend ertönt, und auf diese Weise beizutragen versuchen, daß seiner gleich jenem, der in Italien den Befreiungskrieg ankündigte, einmal an der Stelle gedacht werde, wo seine Erwähnung den endlichen Entschluß zu rettender That bekunden würde. Die Gelegenheit zu einer solchen ist schon einmal dagewesen, — während des orientalischen Krieges — und versäumt worden. Sie wird wiederkommen, bald, vielleicht morgen schon. Sie kann geschaffen werden, ohne Verletzung des suum cuique, und mit einem beherzten Auftreten dabei wird Preußen, dem hier die Führung zukommt, in Deutschland mehr moralische Eroberungen machen, als mit irgendwelchen andern jetzt denkbaren Leistungen.

Digitized by Google

Die dänische Regierung hat in den Friedensverhandlungen von 1851 und 1852 Preußen und Oestreich als Vertretern Deutschlands gewisse Zusagen gemacht. Diese Zusagen waren im Wesentlichen: 1) Nichteinverleibung Schleswigs in Dänemark; 2) Anerkennung der Selbständigkeit und Gleichberechtigung der verschiedenen Theile der Monarchie, also auch Schleswigs; 3) Gleiche Berücksichtigung der deutschen und der dänischen Nationalität in dem genannten Herzogthum. Keine der damit übernommenen Verpflichtungen ist gehalten worden. Schon in dem Patent vom 28. Januar 1852 fing das kopenhagner Cabinet an, sich in Winkelzügen und Zweideutigkeiten von jenen Versprechungen hinwegzuschleichen, und später fragte es von Jahr zu Jahr weniger danach. Alle seine Maßregeln zielten auf eine factische Einverleibung Schleswigs, und um sich in diesem Streben nicht behindern zu lassen, befragte es bei Anbahnung der in jenem Patent angekündigten Gesammtstaatsverfassung, allem Rechte zuwider, ebensowenig die schleswigschen als die holsteinischen Stände, sondern lediglich den dänischen Reichstag. So entstand das Verfassungsgesetz vom 2. October 1855, welches, von seinem Inhalt ganz abgesehn, für die deutschen Herzogthümer schon aus dem formellen Grunde nicht rechtsgiltig sein konnte, weil es der Zustimmung ihrer Landesvertretungen ermangelte.

Preußen hatte bis dahin stillschweigend zugeschaut. Als es endlich, vor nunmehr vier Jahren, Einspruch erhob, war sein Protest nur ein halber. Aus formellen wie aus sachlichen Gründen, in Bezug auf Schleswig ebensowol wie in Bezug auf Holstein mußte es offen und ungescheut die Rechtsbeständigkeit der Gesammtstaatsverfassung von 1855 in Abrede stellen und unter Bezugnahme auf die Vereinbarungen, welche dem Patent vorausgingen, die sofortige Aufhebung dieser Verfassung und die Einsetzung der Stände beider Herzogthümer in die ihnen gebührenden Rechte fordern. Statt dessen wurde in den berliner Noten ebenso wie in den zu gleicher Zeit von Wien abgesandten die Erwähnung Schleswigs durchweg unterlassen und nur von Holstein und Lauenburg gesprochen. Ein stichhaltiger Grund für diese Uebergehung eines Landes, um deßwillen grade der Krieg einst geführt worden, war nicht zu entdecken. Die nichtdeutschen Großmächte würden durch eine Berücksichtigung Schleswigs in jenen Noten schwerlich stärker aufgeregt worden sein, als durch die Befürwortung der Rechte Holstein-Lauenburgs, und was die Rücksicht auf den Bundestag betrifft, dem die beiden Cabinette vorarbeiten wollten, so hätte dieser in seinen Verhandlungen mit Dänemark die nothwendige Unterscheidung zwischen der Sache des Bundeslandes Holstein und der Sache des nicht zum Bunde gehörigen Schleswig recht wohl machen können: er brauchte keineswegs das eine Herzogthum aufzugeben, um das andere vertheidigen zu können.

Der Bundestag hat nach langem Hinüber- und Herüberreden und erst nach Eintritt des Systemwechsels in Preußen endlich die dänische Regierung zur

Digitized by Google

Aufhebung der Gesammtstaatsverfassung für Holstein-Lauenburg vermocht, und es besteht für diese beiden Herzogthümer gegenwärtig ein Provisorium. Für Schleswig ist nichts geschehn, und über das, was überhaupt weiter zu thun sei, gehn auf deutscher Seite die Ansichten auseinander. Nach den Einen wäre zunächst zu bewirken, daß die Verfassung von 1855 auch für Schleswig außer Wirksamkeit gesetzt, und dann, daß auf Grund des Patents von 1852 eine andere, den Interessen der Schleswig-Holsteiner besser entsprechende geschaffen würde. Die Andern wollen weder von dieser, noch überhaupt von irgend einer Gesammtstaatsverfassung mehr etwas wissen, betrachten das Patent von 1852 mit seinen Doppelsinnigkeiten als keine Bürgschaft dafür, daß den Uebergriffen der Dänen in den transalbingischen Landen ein Ziel gesetzt werde, und fordern das unverkürzte alte schleswig-holsteinische Recht zurück. Sie sagen, der Vertrag, welcher dieses Recht schmälerte, ist von den Dänen nicht eingehalten worden, sie sind folglich nicht berechtigt, sich auf denselben zu berufen, und wir unsrerseits dürfen uns nicht damit begnügen, sie zur Erfüllung der vertragsmäßigen Verpflichtungen anzuhalten, sondern müssen handeln, als ob der Vertrag überhaupt nicht mehr vorhanden, als ob jenes alte Recht wieder an seine Stelle getreten wäre.

Wir haben eine Zeit lang, mit den Vertretern Holsteins selbst, an die Möglichkeit geglaubt, auf dem erstern Wege zum Ziel zu kommen. Wenn wir uns jetzt der Ansicht der Weitergehenden anschließen, so bestimmen uns dazu einerseits die Erfahrungen, welche die holsteinischen Stände mit dem Versuch machten, auf Grund des Patents einen den Interessen des Landes entsprechenden Zustand herzustellen, andrerseits die geringen Erfolge, die der Bundestag bei den Verhandlungen mit Dänemark erreichte, als er sich auf das Patent stützte. Das Patent ist ein vieldeutiges Actenstück, es läßt sich sehr Verschiednes aus ihm herauslesen, aber nur mit Mühe die Freiheit und Selbständigkeit der deutschen Herzogthümer. Sehen wir von der Domänenfrage und der Nichtbefragung der Stände bei der Schöpfung der Gesammtstaatsverfassung ab, hinsichtlich deren entschieden gegen das Patent verstoßen worden ist, so kann man sich bei dem Verlangen nach einer ausreichenden Verbesserung des jetzigen Zustandes auf das Patent nicht berufen. Die holsteinische Ständeversammlung suchte in ihrer letzten Diät innerhalb der Grenzen dieser Proclamation eine befriedigende Ordnung der Verfassungsverhältnisse herzustellen. Mit einem ungewöhnlichen Aufwand von Scharfsinn bestrebte sie sich, dem Wortlaut des Patents eine andere als die bisherige Deutung zu geben, und glaubte sich so berechtigt, die Gesammtstaatsverfassung mit ihrer Spitze, dem Reichsrath, wegfallen zu lassen und die ganze Staatsverwaltung, soweit sie der Volksvertretung anheimfällt, vier selbständigen örtlich getrennten Versammlungen zu übertragen, deren jede die Staatsmaschine hemmen konnte.

d by Google

Aber die Beweisführung der Stände überzeugte keinen, und die vorgeschlagne Verfassung wurde allenthalben für unausführbar gehalten. Der Vorschlag der holsteinischen Stände war das äußerste gewesen, wozu man sich in deutschen Kreisen hatte verstehn können. Sie wurden damit von der Regierung abgewiesen. Es folgten die Novemberpatente, welche die Gesammtstaatsverfassung für die beiden zum deutschen Bund gehörigen Herzogthümer aufhoben — eine Maßregel, die für die letztern und zugleich für Schleswig nicht ohne Gefahren war. Man hatte nun zu fürchten, daß die Regierung den Rumpf des Reichsraths als Werkzeug gegen Holstein und Lauenburg benutzen, und daß dessen Beschlüsse in Gestalt von Ministerialrescripten diesen Herzogthümern aufgedrungen werden würden, während Schleswig nach dem Ausscheiden Holsteins und Lauenburgs aus dem Bereich der Gesammtstaatsverfassung Gefahr lief, als Anhängsel des Königreichs, als im Gesammtstaat verblieben, Dänemark immer ähnlicher gemacht und schließlich verschlungen zu werden. In der letzten Zeit ist die Rede davon gewesen, daß Abgeordnete des dänisch-schleswigschen Reichsraths und der holsteinischen Ständeversammlung noch einen Versuch machen sollen, sich über eine gemeinschaftliche Verfassung auf Grund des Patents von 1855 zu verständigen. Die Sache scheint indeß aufgegeben, wol deshalb, weil man in Kopenhagen voraussetzen mußte, die Holsteiner würden erklären, der Reichsrath bestehe überhaupt nicht mehr zu Recht, eine Ansicht, die vollkommen begründet wäre. Denn die auf die ganze Monarchie berechnete Verfassung, der Reichsrath als Organ derselben und die auf diese Verfassung basirte gemeinsame Verwaltung müssen nothwendig so lange auf den frühern Zustand zurückgeführt werden, als nicht auf ordnungsmäßigem Wege ein neues Verfassungs- und Verwaltungsrecht festgestellt ist. Ist die Verfassung für Holstein und Lauenburg ungiltig, so hat sie auch für Dänemark und Schleswig aufgehört zu gelten. So erklären die Holsteiner, so wird, wie sogleich weiter ausgeführt werden soll, die Sache von der Majorität der schleswigschen Stände betrachtet, und so wird sich endlich auch der Bundestag vernehmen lassen müssen.

Allerdings ist die Stellung des Bundestags in dieser Frage nicht völlig dieselbe im Verhältniß zu Schleswig wie im Verhältniß zu Holstein und Lauenburg. Als Deutschland den Schutz der Rechte Holsteins auf Schleswig mit den Waffen unternahm, war der Kampf nur in Bezug auf den König von Dänemark und Herzog von Schleswig ein Krieg; in Bezug auf den Herzog von Holstein und Lauenburg war er lediglich Bundesexecution. So konnte am Ende desselben auch nur mit dem König von Dänemark und Herzog von Schleswig Friede geschlossen werden, in Betreff Holsteins war das Uebereinkommen von 1852 eine Verständigung zwischen der Bundesgewalt und einem Bundesfürsten. Hieraus ergibt sich, daß die rücksichtlich Schleswigs abge-

Digitized by Google

schlossenen Verträge, nach denen dieses Herzogthum nicht in das Königreich aufgehen und dieselben Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse haben soll wie Holstein, allerdings einen rein völkerrechtlichen Charakter tragen, daß sie aber von nicht geringerer Stärke sind als die für Holstein genehmigten Vorschläge des Fürsten dieses Landes. Wenn der Bundestag derselben in dem Beschluß vom 29. Juli 1852 nicht ausdrücklich gedenkt, so ist doch nicht entfernt daran zu zweifeln, daß sie einen integrirenden Bestandtheil des Friedensschlusses zwischen Preußen und Oestreich einerseits und Dänemark andrerseits bilden. Um Schleswig war, wie gesagt, der Krieg geführt worden, und auch nachdem das Recht Holsteins auf die Union mit Schleswig aufgegeben worden, blieb die Ordnung der Verhältnisse jenseits der Eider noch immer ein Interesse von hoher Bedeutung für Holstein und durch dasselbe für Deutschland. Wenn der Bundestag daher nur für Holstein, nicht auch für Schleswig in die Schranken getreten ist, wenn er der Unterdrückung der deutschen Nationalität in letzterm Herzogthume, den auf gänzliche Losreißung desselben von Holstein berechneten Maßregeln, den zahlreichen auf factische Einverleibung Schleswigs in Dänemark abzielenden Uebergriffen schweigend zugesehn und gegen den Fortbestand der Gesammtverfassung für den nördlichen Theil von Schleswig-Holstein nicht protestirt hat, so kann man sich seine Unthätigkeit nach dieser Seite hin aus sehr verschiedenen Gründen erklären, aber unbefugt zum Einspruch war er durchaus nicht.

Mag man die Sache ansehn, wie man will, so gibt es unzweifelhafte Gründe, welche in gleicher Weise für Schleswig wie für Holstein dafür sprechen, daß Deutschland an das Patent von 1852 nicht mehr gebunden ist. Die dänische Regierung war nach dem Patent verpflichtet, die Gesammtverfassung vor deren Verkündigung den Ständen der beiden Herzogthümer zur Berathung vorzulegen, und sie war durch dasselbe ebenfalls gehalten, die Domänen der Herzogthümer als deren Staatseigenthum anzuerkennen. Sie hat aber weder das eine noch das andere gethan. Sie hat erst lange nach Erlaß jener Verfassung und nur gezwungen dieselbe dem Gutachten der Vertreter Holsteins unterbreitet, sie hat bis heute noch nicht die Meinung der schleswigschen Stände darüber eingeholt. Sie weigert sich beharrlich, die Domanialeinkünfte der Herzogthümer den besondern Einkünften derselben zuzuweisen. Sie hat ferner nun schon acht volle Jahre durch ihre Verwaltungsgrundsätze und ihre Polizeimaßregeln die Schleswig-Holsteiner in ihren sittlichen und materiellen Interessen auf das unverantwortlichste beeinträchtigt. Sie hat mit einem Wort durch eine in schroffster, grellster Weise bethätigte Feindseligkeit gegen den zur Ausführung des berliner Friedens geschlossenen, in dem Patent vom 28. Januar 1852 niedergelegten Vertrag den Frieden gebrochen. Dieser Vertrag ist als nicht mehr existirend anzusehn. Deutschland

Digitized by Google

ist nach völkerrechtlichen Grundsätzen aller aus jenem Abkommen herzuleitender Verbindlichkeiten frei und ledig. Es ist namentlich nicht mehr an das Patent von 1852 gebunden. Es ist berechtigt, die Wiederherstellung des alten Rechts Holsteins, dessen Realunion mit Schleswig und die Zurückführung beider Herzogthümer auf die bloße Personalunion mit dem Königreich Dänemark zu verlangen, es ist durch Rücksichten des Interesses und der Ehre verpflichtet, die Erfüllung dieser Forderungen, sofern Dänemark sich weigert, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit mit allem Nachdruck seiner Mittel und Kräfte zu erzwingen.

Eines steht unzweifelhaft fest. Soll wirksam geholfen werden, so muß ein andrer Weg betreten werden, als der jener falschen Correctheit, auf dem sich die deutsche Politik bisher ohne vorwärts zu kommen bewegte. Man darf sich nicht mehr scheuen, Schleswigs zu erwähnen. So lange man nur von einem Holstein-Lauenburg spricht und diesen neu erfundenen Collectivausdruck für die Sache gebraucht, um die es sich im Kriege handelte, über die Frieden geschlossen wurde, für die noch jetzt das deutsche Volk allein sich begeistert, so lange wird man vergeblich den Ausweg aus dem Labyrinth suchen, welches die Staatsmänner der Reactionszeit, die Diplomaten von Olmütz uns als das Werk ihrer Verlegenheit und ihrer Charakterschwäche hinterlassen haben.

Handhaben zur Vorbereitung entschiedener Schritte in dieser Angelegenheit bieten sich bei einer Betrachtung der Zustände in Schleswig, zu deren Schilderung, als unsrer eigentlichen Aufgabe, wir jetzt übergehn. Wir knüpfen unsre Beispiele an einen Auszug aus der Adresse der deutschen Majorität in der letzten schleswigschen Ständeversammlung, die lediglich deshalb von der letztern nicht zum Beschluß erhoben wurde, weil der landesherrliche Commissär die Verhandlungen über dieselbe untersagte und der Präsident der Versammlung die Schwäche besaß, sich diesem durchaus verfassungswidrigen Eingriff in die Freiheit der Berathungen zu fügen.

Durch das Patent vom 28. Januar 1852 wurde den Herzogthümern versprochen, daß mit der Ordnung der Angelegenheiten der Monarchie, unter Beibehaltung und weiterer Ausbildung der alle Theile derselben umfassenden wie der für einzelne Theile gegründeten Einrichtungen, in dem Geiste der Erhaltung und Verbesserung rechtlich bestehender Verhältnisse vorgeschritten werden solle.

Von diesem Geiste ist in den Maßregeln der Regierung in Schleswig bisher auch keine Spur zu entdecken gewesen. Im Gegentheil: allenthalben trat in denselben, sowol was die Gesetzgebung als was die Verwaltung betrifft, die Absicht hervor, die im Herzogthum bestehenden Einrichtungen und Verhältnisse ohne Rücksicht auf die Interessen des Landes und die Wünsche des Volkes umzustürzen, um an deren Stelle dänische Einrichtungen, dänische

Digitized by Google

Verwaltung, dänische Sprache und sogar dänische Ortsnamen zu setzen, und zwar bediente man sich bei Durchführung dieser Absicht in Culturstaaten unerhörter Gewaltmittel. Die große Mehrzahl — durchschnittlich zwei Drittel — der Mitglieder dreier Ständeversammlungen erklärte sich mit aller Energie gegen die einzelnen Maßnahmen dieser Richtung, vergebens, auch nicht die geringste Milderung des Systems ist erreicht worden, ja die Härte desselben hat sich mit dem Widerstand dagegen nur gesteigert.

Das Patent von 1852 enthielt unter den wenigen vollkommen unzweideutigen Versprechungen, die es gab, auch die, es solle den Ständen Schleswigs eine solche Entwicklung gegeben werden, daß das Herzogthum hinsichtlich der Angelegenheiten, die bisher zum Wirkungskreis der berathenden Stände gehört, eine ständische Vertretung mit beschließender Befugniß erhalte. Jener Wirkungskreis umfaßte alle allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in den Personen- und Eigenthumsrechten sowie in den Steuern und öffentlichen Lasten betreffen. Ebenso war es in den Zusagen der Jahre 1851 und 1852 mit Bestimmtheit verheißen, daß die Umwandlung der Monarchie in einen Gesammtstaat erst nach Berathung mit den Ständen statthaben solle — ein Versprechen, daß entweder bedeutungslos war oder so verstanden werden mußte, daß eine derartige Neugestaltung nur mit der Zustimmung der schleswigschen Stände unternommen werden würde.

Auch diese Zusicherungen blieben unerfüllt. Gegen den Wunsch der Landesvertretung erhielt das Herzogthum 1854 eine Sonderverfassung, deren wichtigste Paragraphen der Beurtheilung der Stände nicht vorgelegt worden waren, und welche den Ständen die bedeutsamsten früher zum Wirkungskreis derselben gehörigen Gegenstände entzog. Durchaus verfassungswidrig, ohne vorherige Befragung der Volksvertretung erging im Herbst des nächsten Jahres eine Bekanntmachung, welche den Repräsentanten des Landes auch die Mitwirkung bei der Gesetzgebung und Verwaltung in Betreff der Domänen nahm. Die Gesammtstaatsverfassung, die ungefähr zu derselben Zeit erschien, entsprach den auf Selbständigkeit Schleswigs und Gleichberechtigung mit den übrigen Theilen der Monarchie gerichteten Zusagen von 1851 und 1852 nicht entfernt, sie wahrte, abgesehn von ihren formellen Mängeln, die Interessen des Herzogthums so wenig, daß die Vertreter desselben im Reichsrath selbst in dem Fall, wo die Vertreter Holsteins und Lauenburgs mit ihnen stimmten, der dänischen Majorität gegenüber keinerlei Aussicht hatten, mit dem, was sie für recht hielten, durchzudringen. Kurz, das ganze Verfassungswesen, hinsichtlich der allgemeinen wie der besondern Angelegenheiten, ist so organisirt, daß die Dänen unter allen Umständen thun und lassen können, was ihnen gut dünkt.

Das Patent von 1852 versprach ferner der dänischen und der deutschen

Digitized by Google

Nationalität im Herzogthum Schleswig gleiche Berechtigung und kräftigen Schutz.

Daß von Erfüllung dieser Zusage nicht die Rede sein kann, ist den Lesern d. Bl. bekannt. Indeß mag der Umfang, in welchem man nach dieser Seite hin danisirt und das Raffinement, mit dem man verfährt, noch einmal in den Einzelnheiten aufgezeigt werden. Statt dem Versprechen einer gleichen Behandlung beider Sprachen nachzukommen, hat man die deutsche auf die schonungsloseste Weise unterdrückt und beschränkt. Durch ein Anhängsel an die schleswigsche Verfassung von 1854 ist in der Propstei Flensburg mit 26 Kirchspielen, in der Stadt Tondern und 10 Kirchspielen der Propstei Tondern, in der Propstei Husum in 4 und in der Propstei Gottorf in 9 Kirchspielen die deutsche Unterrichtssprache in den Schulen, die hier seit Jahrhunderten eingeführt, mit der dänischen vertauscht worden. Nur vier Stunden wöchentlich sollte nach dem betreffenden Rescript künftig noch im Deutschen unterrichtet werden, aber die dänischen Schulmeister, die man zur Ausführung der Maßregel angestellt hat, wissen selbst das zu umgehn. In dem größern Theil dieser Bezirke, die zusammen über 60,000 Einwohner haben, ist Deutsch die ausschließliche, fast in allen übrigen die vorherrschende Volkssprache, und so wird der Unterricht in den meisten derselben in einem den Kindern fremden Idiom ertheilt. Auf jede Art sucht die Behörde zu hindern, daß die Eltern sich deutsche Hauslehrer annehmen, und unbedingt verwehrt wird, daß zwei oder mehre Familien sich einen solchen Lehrer gemeinsam halten. Selbst Großvätern wurde verboten, Lehrer ihrer Enkel zu werden. Wie sehr die ganze Verfügung gegen den Willen des Volkes ist, beweist schon, daß fast alle Wohlhabenden in den von ihr betroffnen Districten ihre Kinder nach solchen Dörfern in die Kost geben, wo die Unterrichtssprache noch deutsch ist. Konnte dies nicht wol verhindert werden, so wußte man die Wirkung dieses Versuchs, die Kinder in ihrer Muttersprache erziehen zu lassen, dänischerseits dadurch abzuschwächen, daß man die letzteren zwang, zur Confirmation, die gegen das Sprachrescript von den Geistlichen auch dann in dänischer Sprache vorgenommen wird, wenn die Eltern sie in deutscher abgehalten wissen wollen, in das väterliche Haus zurückzukehren und zu diesem Zweck in den letzten Jahren vor jener kirchlichen Handlung dänisch reden und verstehn zu lernen. Den Eltern, welche ihre Kinder auswärts confirmiren lassen wollten, wurde von ihrem Pfarrer das dazu erforderliche Zeugniß verweigert, wenn sie nicht etwa einen Ort in Jütland zur Confirmation wählen wollten. Die dennoch die Kinder nach deutschen Kirchen zur Confirmation schickten, wurden mit schweren Geldstrafen belegt. Sogar die von dem Sprachrescript nicht berührte, fast ausschließlich deutsche Stadt Flensburg hat von der Danisirungswuth der Schulbehörden schwer zu leiden. Eine deutsche Privatschule wurde, weil sie

Digitized by Google

im Wege war, durch allerlei Chicanen unterdrückt, die Errichtung andrer durch lästige Bedingungen gehindert. In der großen Realschule ist gegen den ausdrücklichen Wortlaut das Dänische eingeschwärzt worden und zwar in dem Maße, daß die in dieser Sprache ertheilten Unterrichtsstunden sich zu den deutschen wie 21 zu 8 verhalten. Der Zweck ist, ein deutschredendes Volk in ein dänischredendes umzumodeln. Der Erfolg ist, daß die Kinder eine Sprache lernen, die ihnen wenig, in den meisten Fällen gar nichts nützt, und daß, namentlich auf dem Lande, eine zuchtlose Jugend heranwächst, welche außer nothdürftigem Schreiben und Rechnen nur etwas dänisch Lesen und einige dänische Phrasen auswendig lernt, die binnen wenigen Jahren vergessen werden.

Nach dem wiederholt erwähnten Rescript soll der Gottesdienst in den Kirchen der sogenannten gemischten Districte einen Sonntag um den andern dänisch sein, obgleich die Bevölkerung selbst in den wenigen Dörfern, die vorwiegend plattdänisch reden, eine im kopenhagner Dänisch gehaltene Predigt nur zum kleinsten Theil, eine hochdeutsche dagegen vollkommen gut versteht. Die Folge ist, daß die Gotteshäuser an den dänischen Sonntagen nur von den Angehörigen der Geistlichen, Gensdarmen und Schullehrern besucht sind oder ganz leer stehn, daß die Geistlichen, die sich zu diesem schandbaren Spiel mit dem Heiligsten hergeben, auf das Tiefste verachtet und gehaßt und somit auch außer Stand sind, den Pflichten der Seelsorge nachzukommen. Diese Herren, die, wie es scheint, kein Gefühl für die Schande haben, die sie ihrem Stande durch solche Willfährigkeit gegen ein kirchenschänderisches Regiment machen, und keinen Begriff von dem Schaden, den sie damit ihrer Kirche zufügen, entschädigen sich für den Abscheu, mit dem man ihnen unverholen begegnet, durch Gelage mit Ihresgleichen, mit dänischen Beamten und Officieren und suchen im Uebrigen das, was in der Kirche nicht gelingt, durch Schleichwege im Weltleben zu erreichen. Ein Beispiel dafür mag genügen. In Grundhof wurde vom Pastor die Errichtung einer Spar- und Leihkasse vorgeschlagen, und die Bauern gingen darauf ein. Bei Verlesung der Statuten hatte sich ein Passus eingeschlichen, durch welchen der Förderung der dänischen Sprache ein Vorzug eingeräumt wurde. Derselbe wurde, da der Pastor ihn schneller als das Andere ablas, anfänglich übersehn. Indeß, der Angler ist vorsichtig, zumal im Verkehr mit seinen dänischen Geistlichen. Man sah sich das Papier noch einmal an, entdeckte den Schlich, forderte kategorisch die Ausmerzung der betreffenden Stelle, und formulirte, als dies verweigert wurde und der Pastor seinen Austritt erklärte, die Statuten so, wie die Gemeinde sie haben wollte.

Wie wenig übertrieben die Schilderungen der Zustände sind, welche aus dieser Vergewaltigung der deutschen Schleswiger in Schule und Kirche sich entwickelt haben, mag uns ein unverwerflicher Zeuge, der Präsident der letzten

schleswigschen Ständeversammlung, der sicher selbst nach dänischem Urtheil sehr loyale, stark nach der Seite der Regierung hinneigende, vollkommen gesammtstaatlich gesinnte Propst Otzen von Fehmarn sagen.

Er sagte unter anderm: „In dem geistlichen District, den ich vertrete, wozu auch die Propstei Gottorf gehört, liegen neun Kirchspiele, welche von dem Sprachrescript hart betroffen worden sind." — „Ich habe die bittersten Klagen gehört über diesen Zustand. Ich habe heiße Thränen gesehen, die da geflossen sind über diesen erbarmungslosen Zustand, welcher durch das Sprachrescript in manchen Gemeinden herbeigeführt worden ist. Ich habe Tausende von Petitionen gesehn, und aus diesen Tausenden von Petitionen habe ich Tausende von Stimmen und Bitten gehört, welche um Abänderung der Kirchen- und Schulsprache bitten. (Bis zur dreißigsten Sitzung der Versammlung waren deren nicht weniger als 12,900, darunter 200 aus dem theilweise plattdänisch redenden Kirchspiel Medelby, eingegangen, später soll die Zahl derselben auf ziemlich 14,000 gestiegen sein). Und ist denn zu solchen Klagen, zu solchen Thränen, zu solchen Bitten kein Anlaß vorhanden. O ja, ganz gewiß! Wer das Wort Gottes lieb hat, wer da lieb hat die Stätte des Hauses Gottes, o wie sollte der nicht klagen, wenn er sieht, daß in manchen Gemeinden dieses unsres Herzogthums das Wort Gottes in einer Sprache verkündigt wird, die ihre Glieder nicht verstehen, daß eben deshalb auch an der Hälfte der Sonn- und Festtage die Kirchen ihnen so gut wie verschlossen sind!" Der Redner widerlegt nun den Einwurf, daß die Angler eine dänische Predigt verstehen könnten, wenn sie nur wollten, und fährt dann fort: „Es muß also eine Aenderung in dieser Sache geschehen. Man hat gesagt, die Sprachverhältnisse seien durch die Verfassung geordnet, und es sei bedenklich und gefährlich, an der Verfassung etwas zu ändern. Das vermag ich nicht einzusehen." „Eine Veränderung in der Verfassung halte ich nicht für bedenklich, Viel bedenklicher und viel gefährlicher ist es, wenn man über die Verfassung hinausgeht. Das ist, wie ich meine geschehen." Der Redner weist dann nach, wie die Bestimmungen der Verfassung zunächst in Betreff der Confirmation, dann durch die Einführung der dänischen Unterrichtssprache in den Schulen Flensburgs überschritten worden. Dann fährt er fort: „wenn dergleichen Uebergriffe von dem königlichen Ministerium — ich weiß nicht, ob befohlen oder geduldet worden, wo bleibt dann die Bürgschaft dafür, daß man nicht noch immer schrittweise weiter vorwärts geht?" „So wie die Sache hier steht, verhält es sich so, daß die Sprache, die ja doch die Menschen vereinigen soll, eine Trennung unter ihnen wird. Die Sprachrescripte haben gewiß einen guten Zweck gehabt, sie sind gewiß in der Absicht erlassen worden, um die Bewohner des Herzogthums unter sich und mit Dänemark näher zu verbinden. Allein ich habe es schon früher gesagt und wiederhole es, daß

Digitized by Google

das Mittel zu diesem Zweck ganz und gar nichts taugt. Es hat das Gegentheil von dem, was es bewirken soll, herbeigeführt und der Natur der Sache nach auch herbeiführen müssen. Es hat dazu gedient, den vorhandnen Riß weiter zu machen, es hat dazu gedient, die Bevölkerung statt mit Liebe zur dänischen Sprache mit Haß und Widerwillen gegen dieselbe zu erfüllen, es hat dazu gedient, statt die alten Wunden zu heilen, neue aufzureißen." „Es ist ganz unverkennbar, daß in unserm Lande ein Geist der Unruhe sich regt. Diesen Geist der Unruhe hat man vielfach verwechselt mit dem Geist des Aufruhrs, aber ich meine das schleswigsche Volk ist kein aufrührerisches Volk. Was aber nicht ist, das kann werden."

Stürmischer Beifall folgte diesen Worten auf der Tribüne. Der königliche Commissär aber erklärte, was er früher erklärt: es werde bei dem Sprachrescript sein Bewenden haben, jedes Verlangen auf Abänderung sei ein für alle Mal abgeschlagen. Die Schleswiger wissen aber, daß es zwischen ihrem Herzog, der sie nicht hört, und der Selbsthilfe, zu der sie bei solcher schreienden Verletzung ihrer heiligsten Interessen zu schreiten befugt wären, von der sie aber aus Schwäche absehn müssen, noch eine Zwischeninstanz gibt, die Macht, die den Frieden von 1851 unter der Bedingung, daß in Schleswig Gerechtigkeit geübt werde, abgeschlossen hat, und hinter der schon lange grollend die öffentliche Meinung in Deutschland steht.

Mit der Sprachfrage stehen aber noch zahlreiche andere Willkürlichkeiten der dänischen Regierung in Verbindung. Um allen Widerstand gegen die Verdrängung des Deutschen nach Möglichkeit zu beseitigen, hob man die in der Verfassung für Schleswig garantirten Patronatsrechte des Besitzers der Baronie Gelting und der zum Kirchspiel gleiches Namens eingepfarrten Gutsherren über Kirchen und Schulen auf, und eine Gegenvorstellung, welche Prälaten und Ritterschaft gegen diesen Eingriff in die Rechte der Güter im Sommer 1858 an den König richteten, wurde denselben von der Regierung mit dem Bedeuten, daß man sich nicht veranlaßt sehe, die Eingabe Sr. Majestät vorzulegen, uneröffnet zurück gesandt.

Ferner wurden die Gutsbesitzer in dem Theile Angelns, wo die Kirchensprache eine gemischte ist (die Schulsprache ist, wie bemerkt, so gut wie ganz dänisch) in den letzten Jahren durch eine Ministerialverfügung angehalten, alle an sie gelangenden dänisch abgefaßten Schreiben der Behörden und Prediger dänisch zu beantworten. Diese Bestimmung ist weder mit einer Gleichberechtigung der Nationalitäten vereinbar, noch kann sie aus der schleswigschen Verfassung abgeleitet werden. Gleichwol wurde die genaue Befolgung derselben durch Androhung bedeutender Geldstrafen erzwungen. Als Beispiel sei nur angeführt, daß mehrern Gutsbesitzern des ersten angler Güterdistricts, welche dänische Listen mit dem Bemerken zurückzuschicken gewagt, daß sie der

Digitized by Google

dänischen Sprache nicht mächtig seien, von den Behörden bedeutet wurde, bei Vermeidung einer Brüche von 100 Rthlrn. für jedes Gut die Listen auszufüllen.

Wenn es schon nach dem Bisherigen scheint, als wolle man von Kopenhagen aus den Glauben verbreiten, Schleswig sei selbst im Süden seiner Sprache nach bereits dänisch geworden, so wird diese Meinung dadurch bestärkt, daß neuerdings eine große Anzahl von Ortschaften ihre guten deutschen Namen haben wechseln müssen. Die Verfassung von 1854 behielt noch die alten bei. 1858 aber erging im Juni vom schleswigschen Ministerium ein Schreiben an die Behörden der mittlern Bezirke des Herzogthums, welchem ein gedrucktes Verzeichniß einer großen Anzahl von Ortschaften beigelegt war, deren bisherige Namen zum Theil in einer Weise danisirt waren, daß man sie nicht wiedererkannte. Das Schreiben besagte, daß die Behörden sich fernerhin in ihren Ausfertigungen der neuen Bezeichnungen zu bedienen hätten. Dieselben Bezeichnungen findet man jetzt auf den Wegweisern, und ebenso begegnet man ihnen auf der neuen vom dänischen Generalstab herausgegebenen Karte des Herzogthums Schleswig. Die Geerzsche Karte von Schleswig und Holstein dagegen, welche die richtigen Namen enthält, wurde eben deshalb durch Verfügung des Ministeriums von 1858 schon vor ihrem Erscheinen für Schleswig verboten.

Die feindseligste und schlaueste Arglist hätte kein wirksameres Mittel ersinnen können, um in den deutschen Gegenden Schleswigs vom Schloß bis in die Hütte herab Abneigung und Haß gegen den dänischen Namen und die dänische Sprache zu erwecken, als diese mit nichts zu rechtfertigende, gänzlich zweck- und erfolglose Maßregelung der deutschen Zunge, welche — man sollte es kaum für möglich halten — in neuester Zeit selbst so weit geht, daß die Aerzte in dem Irrenhaus zu Schleswig, einer Anstalt, welche überdies der collegialischen Verwaltung der Ministerien für Schleswig und Holstein untergeben und ein gemeinschaftliches Institut für beide Herzogthümer ist, gezwungen werden, hinsichtlich aller Kranken, die aus den sogenannten gemischten und den dänisch redenden Districten stammen, nicht allein den betreffenden Behörden dänisch verfaßte Mittheilungen zu machen, sondern auch ihre Krankenberichte und Journale dänisch zu schreiben.

Es ist keineswegs unmöglich, daß in Folge dieses Verlangens diejenigen Aerzte, welche darauf nicht eingehn können oder wollen, von der Behörde vertrieben werden. Aber so absurd der dänische Fanatismus sich dabei auch zu geberden scheint, steht die Maßregel doch in vollständigem Einklang mit den übrigen Verfügungen, welche in den letzten Jahren im Medicinalwesen des Herzogthums getroffen wurden, und welche beweisen, daß dieses ganz ebenso wie Kirche und Schule zu politischen Zwecken, zur Danisirung des Lan-

Digitized by Google

des benutzt wird. An der Spitze des Medicinalwesens steht das Sanitätscollegium, eine Behörde, die jedoch nur geringen Einfluß ausübt, wogegen der Medicinalinspector, natürlich ein Nationaldäne, fast absolute Machtvollkommenheit besitzt. Schwerlich könnte es einer verständigen und unparteiischen Gesetzgebung beikommen, die Befugnisse einer solchen Behörde so auszulegen, wie sie von dem jetzigen Medicinalinspector im Einvernehmen mit dem Ministerium verstanden werden, und kaum kann man die Wirksamkeit des erstern anders bezeichnen, als die eines Polizeimeisters. Nicht das wissenschaftliche, nicht das Standesinteresse wird von ihm vertreten, nicht so sehr auf die Wohlfahrt des Volks als auf die Förderung der Zwecke Dänemarks in Schleswig richtet derselbe seine Blicke. Jene Interessen dienen nur als Deckmantel für politische Beweggründe. Schon hat er mehrern deutschen Apothekern lediglich aus solchen Motiven und zu ihrem großen Schaden ihr Privilegium entzogen und Dänen an ihre Stelle gebracht. Er hat die alten in Kiel gebildeten und geprüften Physici fast ohne Ausnahme abgesetzt und in die 17 Physicatsdistricte bereits elf dänische Aerzte eingeschoben, die weder die vorschriftsmäßigen zwei Jahre in Kiel studirt haben, noch der deutschen Sprache erträglich mächtig sind. Er hat, um Gelegenheit zur Begünstigung seines Anhangs und zu weitrer Beeinträchtigung des deutschen Lebens im Herzogthum zu suchen, sich in die Angelegenheiten der Communen eingedrängt, indem er sich vom Ministerium ein Rescript erwirkte, nach welchem bei dem Uebereinkommen wegen der Armenpraxis die Persönlichkeit des Arztes besonders in Betracht kommen und das Urtheil des Medicinalinspectors über dieselbe eingeholt werden soll — eine Vorschrift, bei der nur an die politische Farbe der Betreffenden gedacht werden kann, da jeder Arzt, der die volle Berechtigung zur Praxis sich erworben, selbstverständlich auch Armenarzt sein darf. Es ist endlich, um Anderes zu übergehn, vorgekommen, daß ein älterer Mediciner, der wegen Kundgebung deutscher Gesinnung mit einer Polizeistrafe belegt worden war, von ihm noch mit einer Nebenstrafe bedacht wurde, die darin bestand, daß derselbe unter medicinische Aufsicht des Physicats gestellt und genöthigt wurde, über alle von ihm behandelten Kranken wöchentlich schematischen Bericht abzustatten.

Im vollkommnen Widerspruch mit der verheißnen Gleichberechtigung der deutschen und der dänischen Nationalität in Schleswig, sowie mit der bestehenden Gesetzgebung ist ferner die Verwaltung des Herzogthums, sowol die bürgerliche als die kirchliche, in den letzten Jahren beinahe ausschließlich dänischen, größtentheils von den Inseln und aus Jütland stammenden Beamten und Predigern übertragen worden. Die Eingebornen Schleswigs hat man zu Gunsten dieser Einwanderung meist von der Anstellung ausgeschlossen, namentlich wenn sie in Kiel studirt hatten, welches zwar noch immer den Cha-

Digitized by Google

rakter der Landesuniversität hat, aber von den Dänen grade deshalb, weil es in dieser Eigenschaft an den Zusammenhang von Schleswig und Holstein erinnert, gehaßt wird. Ein wesentlicher Mißstand ist, daß jene eingewanderten Beamten und Pfarrer, da ihnen in der Regel die Localverhältnisse und Communaleinrichtungen unbekannt sind, vieles was von den im Königreich bestehenden Gewohnheiten und Verhältnissen Abweichendes von ihnen vorgefunden wird, unberücksichtigt lassen oder als einen ohne Weiteres zu beseitigenden Mißbrauch behandeln. Endlich aber ist zu bemerken, daß die Mehrzahl dieser Eindringlinge überhaupt gesetzlich zur Anstellung in Schleswig nicht qualificirt ist, weil sie den bis heute noch giltigen Verordnungen von 1768 und 1774 nicht nachgekommen ist, nicht die in diesen Verordnungen vorgeschriebnen zwei Jahre in Kiel studirt hat. Das Gesetz ist mit diesem Verfahren gradezu auf den Kopf gestellt: Schleswiger, welche die vorschriftsmäßige Zeit in Kiel studirten, schließt man von der Anstellung aus, Dänen, welche der Forderung des Gesetzes nicht nachkamen, erhalten unter allen Umständen den Vorzug.

Man sucht aber auch in noch directerer Weise den Besuch der Landesuniversität für Schleswig-Holstein zu hindern. Ebenfalls im vollkommnen Widerspruch mit der Zusage der Gleichberechtigung hat man in neuester Zeit die Abgangszeiten an den Gelehrtenschulen Schleswigs so verändert, daß sie nicht mehr wie früher mit dem Anfang der Vorlesungen in Kiel, sondern mit dem Beginn der Semester in Kopenhagen zusammenfallen. Die Folge ist, daß die Schüler nach ihrem Abiturientenexamen entweder mehre Monate müßig bleiben oder sich entschließen müssen, die dänische Universität zu beziehen, wohin sie ohnedies gewiesen sind, wenn sie nicht auf ein Amt im Heimatslande verzichten wollen.

Und wie kläglich steht es mit der Pflege der deutschen Sprache an diesen Gelehrtenschulen Schleswigs! Fast alle Stellen in den Lehrcollegien sind in den letzten acht Jahren mit Dänen besetzt, die lediglich an die Förderung ihrer Sprache denken, die für ein gutes Deutsch beim besten Willen nichts thun könnten, beim besten Können nichts zu thun gewillt sein würden. Man sehe sich, um nur ein Beispiel anzuführen, das mit Unterstützung des schleswigschen Ministeriums von dem Adjuncten Lorenzen herausgegebne deutsche Lesebuch an. Der Herr ertheilt an der Domschule der Stadt Schleswig, dem einzigen Gymnasium des Herzogthums mit rein deutscher Unterrichtssprache, den Unterricht im Deutschen. Man wird erstaunen, was für ein Unterricht das sein muß.

Wir sehen, alle Maßregeln der Regierung in Schleswig sind darauf berechnet, die Gleichberechtigung der Nationalitäten im Herzogthum bei Seite zu drängen, jede sich darbietende Lücke mit dänischem Wesen auszufüllen, allen Verhältnissen mehr und mehr eine dänische Färbung zu geben, alle Anknüpf-

Digitized by Google

ungspunkte zu benutzen, um das Land an das Königreich zu fesseln, es mit ihm zu amalgamiren und so die für gelegenere Zeiten aufgehobne formelle Einverleibung durch eine factische vorzubereiten. Man hält Schleswig im Bann der Gesammtstaatsverfassung fest, nachdem man Holstein — von Seiten der Eiderdänen nicht ungern — aus demselben entlassen. Man versucht es mit der Lockspeise von fern gezeigter dänischer Freiheit aus seiner oppositionellen Stellung heraus zu ködern. Man octroyirt ihm die dänische Sprache in Kirche, Schule, Gericht und Medicin. Man sendet in Gestalt von Beamten, Pastoren und Aerzten Apostel des Dänenthums ins Land, zu verheißen, zu drohen, zu strafen. Man zwingt seiner studirenden Jugend dänische Lehrer, eine dänische Universität auf. Nur die Herzen konnte man bis jetzt noch nicht dänisch machen, nur die deutsche Zähigkeit und Ausdauer noch nicht ermüden.

Steter Tropf höhlet den Stein! hoffen die Dänen. Steter Tropf höhlet den Stein! schallt es aus den Reichen der Deutschen zurück.

„Es sind jetzt sieben Jahre verflossen," sagt eine vor Kurzem erschienene Flugschrift des jetzigen Ministers für Holstein von der Sprachsache und dasselbe gilt von dem ganzen Danisirungswerk in Schleswig, „seit die sprachlichen Verfügungen erschienen. Der Beamtenstand ist nicht, wie damals (in der Zeit vor der Erhebung von 1848) gegen, sondern für die Neuerung gewesen, hat sogar zum großen Theil aus allen Kräften für dieselbe gearbeitet. Die Regierung hat sich trotz Petitionen und ständischer Majorität nicht beirren lassen, sondern ist, wie damals, auf dem einmal betretenen Wege fortgeschritten. Die politischen Agitationen sind, wenn sie allerdings auch stattgefunden haben, doch mehr und mehr in Abnahme gewesen und können um so weniger als alleiniges oder auch nur als Haupthinderniß der gehofften Verbesserung gelten, als die an der Spitze der antidänischen Bewegung stehenden Männer zum Theil zu Sr. Majestät treuesten Dienern zählen. Dennoch aber stehn jetzt die Sachen so, daß das ganze in den verflossenen sieben Jahren so mühsam und mit soviel Aufwand von Energie (soll heißen tyrannischer Gewalt), Thätigkeit und Consequenz aufgeführte Sprachgebäude höchst wahrscheinlich in sieben Tagen spurlos verschwunden sein würde, sobald der Zwang aufhörte."

Ein dänischer Minister, der in dieser Weise über Schleswig urtheilt, ist jedenfalls ein sicherer und unverfänglicher Gewährsmann. Gewiß, nicht blos das Sprachgebäude, sondern das ganze System, von dem es einen Theil bildet, würde zusammenbrechen, wenn der Zwang aufhörte. An uns aber ist es, ihn aufhören zu machen.

Digitized by Google

Bilder aus der Geschichte des Pietismus.

2.

J. Chr. Edelmann.

Es versteht sich von selbst, daß der berüchtigtste unter allen Feinden des Christenthums, welche Deutschland hervorgebracht, nur bis zu einem gewissen Stadium seiner Entwickelung in diese Reihe gehört. Nicht den fertigen Spinozisten, der sich mit einem geschlossenen Glaubensbekenntniß dem Christenthum gegenüber stellt, haben wir hier zu betrachten, sondern den Grübler, der mit angstvoller Anstrengung von den Voraussetzungen, die ihm lästig werden, allmälig sich zu befreien sucht.

Edelmann erregte zur Zeit seiner literarischen Wirksamkeit von 1735—1749 in der theologischen Welt einen ungeheuren Sturm: von dem ganzen Alphabet der Schimpfwörter, die Börne einmal gesammelt hat, wurde ihm keins erspart; wer sich eine ungefähre Uebersicht davon verschaffen will, der lese des Generalsuperintendenten Pratje „Nachrichten von dem Leben des berüchtigten Religionsspötters Edelmann", zweite Auflage 1755. Der fromme Verfasser hatte die Naivetät, an Edelmann zu schreiben und ihn zu etwaigen factischen Berichtigungen aufzufordern: Edelmanns Antwort gehört zu dem besten, was er geschrieben hat, und ist ein Muster feiner Persiflage. Als er dann aufhörte zu schreiben, wurde er mit seinen Werken so vollständig vergessen, daß Bruno Bauer im Jahre 1843 ihn gewissermaßen neu entdeckte. Seitdem hat man in Hamburg das Manuscript einer Selbstbiographie aufgefunden, geschrieben 1752, und dasselbe 1849 herausgegeben. Der Herausgeber hat für nöthig gefunden, in kurzen Anmerkungen darauf hinzudeuten, daß er den Standpunkt Pratje's vollständig theilt. Die Biographie ist etwas weitschweifig und geht auf Nebensachen sehr ausführlich ein, während sie uns bei manchen wichtigen Fragen im Stich läßt, aber sie enthält doch für die Culturgeschichte jener Zeit ein sehr wichtiges Material. Mit der Orthodoxie zerfallen, durchsucht Edelmann mit ungestümer Hast alle möglichen Seiten jener Zeit, um die echten Christen zu entdecken, und gibt uns so, indem er seine eigne Krankheitsgeschichte schildert, zugleich eine Pathologie des Jahrhunderts. Ehe wir auf diese eingehn, geben wir noch einige allgemeine Bemerkungen über die Geschichte des Pietismus.

Der Pietismus war in seinem Ursprung eine reformatorische Bewegung, eine Bewegung, deren Nothwendigkeit allgemein gefühlt wurde. Denn das kirchliche Leben in der Mitte des 17. Jahrhunderts war fast eben so zur Lüge geworden, als das zu Anfang des 16. Das Christenthum beschränkte sich

Digitized by Google

auf die Austheilung der Sakramente, die Predigt, das geistliche Lied und den sogenannten Glauben, d. h. das Hersagen des Katechismus und die Polemik gegen diejenigen, die gegen denselben raisonnirten. Wer sich in diesen Punkten zur Kirche hielt, galt für rechtgläubig, so wenig er sich auch sonst bemühte sein Leben zu heiligen. Im Gegentheil waren die rechtgläubigsten Universitäten jener Zeit in sittlicher Hinsicht die verworfensten. Als daher Spener 1675 seine pia desideria herausgab und nachwies, daß mit jenen guten Werken noch nicht viel gethan sei, daß es vielmehr darauf ankäme, bei den Geistlichen wie bei den Laien, ein wahrhaft christliches Leben durchzuführen, ein Leben des Gebets, der Arbeit und Entsagung, erscholl ein ziemlich allgemeiner Ruf der Zustimmung. Hin und wieder äußerte sich zwar schon in den nächst folgenden Jahren einiges Mißbehagen darüber, daß man an das geistliche Leben gar zu hohe Ansprüche machte, daß man die Laien gar zu sehr heranzog, ihrem religiösen Gefühl eine gar zu große Thätigkeit einräumte, daß man endlich das Gemüthsleben auf Kosten der sogenannten wissenschaftlichen Theologie begünstigte. Allein der Sturm brach erst los, als 1688 einige Privatdocenten an der Universität Leipzig auf eigene Hand dieses christliche Leben einzuführen unternahmen und, wie es nicht zu vermeiden war, die bisherige Thätigkeit der ordentlichen Professoren einer ziemlich scharfen Kritik unterzogen. Sie machten Schwarm, also waren sie Schwärmer, sie erklärten die Lehrbücher der zünftigen Theologie für gleichgiltig, also waren sie Ketzer, sie verlangten auf Erden ein gottseliges Leben und eine vollständige Wiedergeburt, die erst jenseits zu erreichen ist, also waren sie Heuchler.

Wahres und Falsches war in diesen Vorwürfen gemischt. Unzweifelhaft lag schon im ersten Auftreten des Pietismus etwas Krankhaftes, und wäre es ihm wirklich gelungen die ganze deutsche Cultur zu beherrschen, so wäre dieselbe in dumpfer Gefühlsschwärmerei untergegangen. Die Polemik dauerte etwa ein Menschenalter fort, dann gerieth sie in Vergessenheit, weil beiden Parteien ein gemeinsamer, gefährlicherer Feind gegenüber trat.

Beide Parteien waren darin einig, daß die menschliche Natur verderbt und das Leben ein Jammerthal sei, daß nur die Gnade Gottes, durch Glauben und Gebet herab beschworen, den sündhaften Menschen erlösen könne. Was die Orthodoxen mit den Lippen bekannten, das suchten die Pietisten im Herzen zur Wahrheit zu machen; was jene durch die äußern Gnadenmittel der Kirche beschwichtigten, suchten diese mit bitterm Ernst über das ganze Leben auszudehnen. Die letztern, nur mit dem Gemüth beschäftigt, verachteten die gesammte Schulweisheit; die erstern konnten sie zwar nicht ganz entbehren — denn in ihrer Polemik gegen die Reformirten und Katholiken kam es ihnen hauptsächlich darauf an, sich über die Verwandlung der Substanzen im Abendmahl klar zu machen, was nur durch philosophische Erläuterung des Begriffs

Subſtanz geſchehn konnte: aber etwas mehr, als ſämmtliche Punkte des Katechismus zu erweiſen, verſtatteten auch ſie der Philoſophie keineswegs.

Nun trat plötzlich eine Philoſphie auf, die mehr beanſpruchte. Spinoza als Jude, Ausländer und offener Pantheiſt war bald beſeitigt worden, Leibnitz hatte im Ganzen nur für die vornehme Welt geſchrieben, aber nun kam Wolf und erfüllte die Katheder und Kanzeln mit ſeinen Schülern. Er lehrte, daß dieſe im Argen liegende Welt die beſte ſei, daß Alles nach zureichenden Gründen geſchehe, daß alſo auch Gott nur nach den Geſetzen ſeiner Natur wirke, welche zugleich das allgemeine Naturgeſetz ſeien, daß endlich die einzig wahre Quelle der Moral die ſich ſelbſt richtig verſtehende menſchliche Natur ſei. Dieſe läſterlichen Anſichten wurden in deutſcher Sprache vorgetragen und dabei in ſo vorſichtigen Formen, daß die Wolfianer ſich für vollkommen rechtgläubig halten konnten. Es iſt begreiflich, daß in ihrem Zorn die Pietiſten am lebhafteſten waren, weil ihr ganzes Gemüthsleben auf den Begriff der menſchlichen Verderbniß ſich gründete und mit dieſem Begriff zuſammenfiel. Der Kampf wurde heiß und eifrig geführt, aber noch war kein Menſchenalter vergangen, ſo waren die meiſten Lehrſtühle mit Wolfianern beſetzt und die alte Burg des Pietismus, die Univerſität Halle, war das Centrum der neuen rationaliſtiſchen Lehre.

Mitten in dieſen Zerwürfniſſen tritt Edelmann auf. Die alte Orthodoxie, hauptſächlich durch die theologiſchen Facultäten getragen, kämpft verzweifelt für ihren alten Beſitz, den ihr der Pietismus an mehreren wichtigen Univerſitäten ſchon entriſſen hat; an den Pietismus ſich anſchließend, aber viel weiter gehend, erheben ſich eine Reihe von Sekten, die, was beim Pietismus blos im ſubjectiven Gefühl bleibt, in kirchlichen Ordnungen zu organiſiren ſtreben, unter ihnen in erſter Reihe die Herrnhuter; gegen ſie alle die Wolf'ſche Philoſophie. Edelmann war kein Reformator, er hat nichts gegründet und im Grunde auch nichts zerſtört, aber er iſt für uns ein lebendiges Bild, wie eine begabte, wenn auch nicht tiefe Natur, die ſich aber durch Wahrheitsliebe, Unerſchrockenheit und unverwüſtliche gute Laune vor den meiſten der Zeitgenoſſen auszeichnet, in ſolchen Conflicten ſich verhält.

Edelmann wurde 9. Juli 1698 zu Weißenfels geboren. Sein Vater, ein armer Kammermuſikus, konnte für die Kinder nicht viel thun. Doch ſind meiſtens ordentliche Leute daraus geworden. Von Edelmanns Schulleben iſt uns nur eine Bemerkung intereſſant, aus ſeiner erſten Schulzeit zu Sangerhauſen, wo er bis zum 17. Jahre verblieb. „Ich machte den Anfang, mich mit dem Barbara und Celarent bekannt zu machen, und lernte in kurzer Zeit ſo perfect zanken, daß ich mich nicht geſcheut hätte mit manchem Studenten anzubinden. Denn ich war damals ſchon ſehr naſeweis und fing ſchon an, mich über Andere zu moquiren, wenn ich ſah, daß ſie mich lehren wollten und doch ſelber

Digitized by Google

nicht wußten, was ich nachgerade schon wieder zu vergessen anfing.“ Die Umstände seines Vaters nöthigten ihn, bald bei dem einen bald bei dem andern seiner Verwandten eine Zuflucht zu suchen und die Schulzeit bis zu seinem 22. Jahr auszudehnen. Er besuchte nach einander die Gymnasien von Laukan, Altenburg und Weißenfels. Ueberall wurde er mit sehr guten Zeugnissen entlassen. Abgesehn von den gewöhnlichen Schulgegenständen, machte er sehr geläufige deutsche Verse, war in Disputationen gefürchtet und hatte sich aus allen möglichen Dingen eine große Collectaneensammlung angefertigt.

So kam er mit einem ziemlich starken Begriff von seiner Gelehrsamkeit, aber nur mit 20 Gulden in der Tasche, den 29. April 1720 nach der Universität Jena. Sieben Stunden hörte er täglich Collegia, außerdem mußte er sich seinen dürftigen Unterhalt durch Privatstunden verdienen. In der Theologie schloß er sich am engsten an Buddeus und dessen Schwiegersohn Walch an, die in dem Streit zwischen Orthodoxen und Pietisten die rechte Mitte einnahmen. In der Dogmatik wurde er sehr stark, im Hebräischen und Griechischen brachte er es nicht weit, dagegen warf er sich aufs Französische. Die Kirche zu besuchen, war auf der orthodoxen Universität nicht Sitte; an dem wilden Leben der Studenten, das gegen Ende seiner Universitätszeit eine gewaltsame Störung erlitt, nahm er keinen Theil; seine Vergnügungen beschränkten sich darauf, daß er sehr eifrig L'hombre spielte. Einigemal versuchte er zu predigen, merkte aber, daß ihm die Gabe der Improvisation abging und daß er alles sorgfältig einstudiren müsse. Von Zweifeln scheint er nicht heimgesucht zu sein, er folgte seinem Lehrer aufs Wort, predigte gelegentlich gegen die Ketzer und fand Wolf, mit welchem Buddeus und Walch 1724 in einen lebhaften Federkrieg geriethen, ebenso langweilig als ketzerisch. Er scheint nicht viel darin gelesen zu haben.

Nachdem er im Sept. 1724 die Universität verlassen hatte und in Eisenach examinirt war, erhielt er 14. März 1725 auf Buddeus Empfehlung eine Hauslehrerstelle in Niederöstreich bei einem lutherischen Grafen Kornfeil. Schon die Reise durch das katholische Süddeutschland erweiterte seine Begriffe im hohen Grade; nebenbei wurde er dadurch beschämt, daß unterwegs alle Kellner ein besseres Französisch sprachen als er. Sein neuer Aufenthalt war sehr angenehm, er führte ein lustiges Leben, ging viel auf die Jagd, besuchte die umliegenden Klöster, disputirte mit den Mönchen, lachte über ihre Unwissenheit und zechte mit ihnen, denn sie waren nichts weniger als intolerant. Einigemal war er mit seiner Herrschaft zu längeren Besuchen in Ungarn. Von seiner geistigen Entwicklung ist in dieser Periode nichts zu berichten, und er würde in diesen harmlosen Zuständen noch länger verweilt haben, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, an seine Zukunft zu denken. Sein Herr konnte

im katholiſchen Lande ihm keine Verſorgung geben, und ſo nahm er im März 1728 ſeinen Abſchied und trat eine neue Stelle in Wien an.

Hier kam er in eine ganz andere Atmoſphäre. Seine Vorgänger, Pietiſten aus Halle, hatten ſeinen Patron völlig bekehrt. „Sie hatten dem armen Mann einen ſo erſchrecklichen Gott in ſeine Phantaſie geſetzt und ihn hingegen ſo abſcheulich elend, unvermögend und zu allem Guten untüchtig abgemalt, daß es kein Wunder war, wenn er nach der Redlichkeit ſeines Herzens, deren er ſich bewußt war, und nach welcher er keinen Menſchen, geſchweige Gott zu beleidigen im Sinn hatte, an ſich ſelber irre werden mußte. Er that alles, was er konnte, ſich der „ſündlichen Gedanken", die ihm wider ſeinen Willen aufſtiegen, zu entſchlagen, und er konnte ſich derſelben doch nicht erwehren. Auf der einen Seite war er ſich bewußt, daß er es redlich mit Gott meine; auf der andern mußte er ſeinem eignen Gefühl zuwider das Gegentheil glauben, und ſich einbilden, daß ſein Dichten und Trachten von Jugend auf immerdar böſe ſei, und durfte doch Gott nicht förmlich die Schuld geben, daß er ihn in einem ſo elenden Zuſtand hatte wollen geboren werden laſſen. Ob dieſe Gedanken nicht fähig ſind, ein armes Gemüth, das es redlich meint, und ſich aus dem Wirrwarr nicht zu helfen weiß, in die äußerſte Verzweiflung zu bringen, wird einer, der nur ein wenig vor dieſer Hölle geweſen, ſonder Zwang geſtehn. Von den leidigen Tröſtern wird alles auf den Teufel geſchoben, und dieſer muß auf ſich nehmen, was ſeine finſtern Patrone verdorben haben. Blieben ſie den Leuten mit ihrem Geſchwätz von einer ohne Schuld verderbten Natur und von einem deswegen erzürnten Gott vom Leibe, ſo wollte ich den Teufel wol ſehn, der von Natur gute Gemüther in ſo troſtloſe Umſtände ſollte verſetzen können, als ich dieſen ehrlichen Mann geſehn. Er war keiner recht fröhlichen Stunde fähig, und ſein Temperament inclinirte doch zur Fröhlichkeit: weil er aber nach der halleſchen Theologie glauben mußte, daß alle Fröhlichkeit Sünde ſei, ſo durfte er nicht fröhlich ſein. Inzwiſchen wäre er's doch gerne geweſen, wenn er nicht Gott zu beleidigen geglaubt hätte. Deswegen pflegte er die Worte: er gebe uns ein fröhlich Herz u. ſ. w. bei den gewöhnlichen Tiſchgebeten allemal mit der größten Inbrunſt und thränenvollen Augen zu beten, wie er ſich denn überhaupt mit dem Gebet dergeſtalt zu martern gelernt hatte, daß er, oft zwei Stunden auf den Knien liegend, und Gott faſt alle Augenblicke vorwerfend, daß er ihn aus ſündlichem Samen habe wollen erzeugt und in Sünden empfangen und geboren werden laſſen, um Gnade und Vergebung ſeiner Sünden flehte, daß ihm der Angſtſchweiß vom Geſicht herablief. Das ſeltſamſte war, daß man ihm nichts von der unermeßlichen Liebe Gottes gegen ſeine Geſchöpfe vorſagen durfte, das hielt er für den größten Leichtſinn, und es war der nächſte Weg, ſein Vertrauen gänzlich zu verſcherzen; hingegen wer

ihm den Zorn Gottes recht groß und die Hölle recht heiß machen konnte, der war ihm recht . . .

Ich mußte selbst einer solchen Gebetsmarterstunde beiwohnen . . . Ich durfte es nicht abschlagen, allein ich kann in Wahrheit sagen, daß mir in meinem Leben nicht so bänglich ums Herz gewesen. Nicht daß ich durch das kalte Geplapper dieser heiligen Schwätzer wäre gerührt worden, sondern mir war nur bange, die Reihe zu beten möchte endlich auch an mich kommen. — Zwar dachte ich noch an nichts weniger, als daß das Gebet nicht ein dem Höchsten angenehmer Dienst sein sollte. Vielmehr sahe ich mich für einen großen Sünder an, wenn ich betrachtete, daß ich die Gabe des Gebets nicht in dem Maß meiner Brüder hatte. Denn es ging nicht anders, als wenn sie die Worte alle auswendig gelernt hätten. Allein es regte sich doch schon ein heimliches Mißfallen über diesen selbsterwählten Gottesdienst bei mir."

Endlich konnte er es in Wien nicht länger aushalten, weil er durch das viele Stubensitzen hypochondrisch wurde. Er kehrte im September 1728 nach Niederöstreich zu einem Schwager des Grafen Kornfeil zurück und führte wieder das alte lustige Leben, wie denn überhaupt die gastfreien Oestreicher ihm unter allen deutschen Stämmen am meisten zugesagt haben. Leider wurde er einmal genöthigt, als Candidat des göttlichen Worts bei einer frommen Gräfin die Rolle eines Teufelsbanners zu führen. In dieser Zeit las er Brockes' „irdisches Vergnügen in Gott", das auf ihn einen mächtigen Eindruck machte und ihn zu einem begeisterten poetischen Schreiben an den Dichter veranlaßte, wie denn überhaupt die Wirkung jenes Buchs, das so ganz mit der Wolf'schen Philosophie übereinstimmte, für jene Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Im Juni 1731 verließ er Oestreich und nahm eine Informatorstelle bei einem Landprediger in der Nähe von Chemnitz an. Noch immer hielt er sich für einen vollkommen Rechtgläubigen, noch immer war er bereit jedes Wort der Bibel zu beschwören. In einem Brief an den Consistorialrath Löscher, 1. Januar 1732, dem er sich als Reiseprediger für eine Expedition nach Ostindien anbietet, spricht er sich noch ganz in diesem Sinne aus. Den ersten Anstoß gab ihm das unheilige Leben seines Principals, den er doch die Sakramente austheilen sah. Dann fiel ihm eine Schrift in die Hände, in welcher aus biblischen Gründen die Berechtigung der Kindertaufe angezweifelt wurde. Die Sache ist nicht unwichtig: denn wenn im Uebrigen nach den Lehren der lutherischen Kirche jede göttliche Gnadenwirkung durch ein vorbereitetes und gläubiges Gemüth empfangen werden muß und ohne dieselbe wirkungslos bleibt, so macht die Taufe davon eine entschiedene Ausnahme. Indem er noch mit diesem Zweifel kämpfte, stieß er auf die Behauptung Löschers, daß auch ein Wiedergeborner das Sündigen nicht lassen könne:

Digitized by Google

dies schien ihm mit 1. Johannes 3, 9. nicht zu stimmen. Indem er so mehr und mehr auf den Verdacht gerieth, es habe mit dem orthodoxen System doch nicht ganz seine Richtigkeit, ging er an das Studium von Arnold's Kirchengeschichte. Das Buch war in dem ersten Anlauf des Pietismus gegen die zunftmäßige Theologie geschrieben worden und der fromme Verfasser hatte aus der Fülle seines Gemüths nachzuweisen gesucht, daß die unsichtbare Kirche Christi von der privilegirten sehr verschieden sei, daß die letztere gegen jede echte Regung des göttlichen Geistes sich aufgelehnt und sie als Ketzerei gebrandmarkt habe. Ein neues Licht ging Edelmann auf und als er kurze Zeit nachher als Hofmeister zum Grafen Calenberg nach Dresden kam, war seine erste Sorge, sich alle ketzerischen Schriften anzuschaffen, die er irgend auftreiben konnte, aber nur diejenigen, die tiefer in die Mystik des Christenthums einzudringen strebten als die Kirche selbst: denn gegen die Freidenker und Naturalisten hatte er noch den alten Abscheu, und so verdammte er namentlich das damals eben erscheinende Werthheimer Bibelwerk als Erzeugniß der Hölle.

In seinen Grübeleien über das Verdienst Christi und wie es mit der menschlichen Seele zusammenhänge, versäumte er keins der üblichen Gnadenmittel, er ging eifrig zum Gottesdienst und zur Beichte, fastete und betete ohne Unterlaß.

Fest überzeugt, daß das echte ursprüngliche Christenthum irgendwo eine Wahrheit sein müsse, aber nicht in der Landeskirche, sah er unablässig umher, wo es etwa zu finden sei. In Dresden lebte die stille Gemeinde der Gichtelianer, eine schwärmerische Sekte, die auf die Lehren J. Böhme's gegründet, ihre Heiligkeit unter anderen darin suchte, daß sie nicht freite: übrigens harmlose wohlwollende Leute, von denen Edelmann nur Liebes und Gutes empfing. Gleichzeitig aber hörte er von den Herrnhutern, und was ihm auch von den Gegnern darüber mitgetheilt wurde, erregte ihm die lebhafte Hoffnung hier das Gesuchte zu finden. Er wandte sich brieflich an den Grafen Zinzendorf; die Antwort war, begleitet von dem nöthigen Reisegeld: komm und sieh zu! Pfingsten 1735 reiste er nach Herrnhut ab. Die Gemeinde, auch der Graf imponirten ihm sehr und Zinzendorf konnte die ziemlich bestimmte Hoffnung fassen, daß Edelmann, nachdem er seine dresdener Beziehungen abgelöst, zu ihm zurückkehren und sich zum Missionair ausbilden werde. Edelmann war eine sanguinische Natur, die einem starken gegenwärtigen Eindruck schwer widerstand; auch seinen Zweifel über die Kindertaufe und über die Wirkung der Wiedergeburt hatte Zinzendorf in seiner Weise vorläufig zu beschwichtigen gewußt. Erst nach der Trennung trat die Reflexion ein. Es fiel ihm auf, daß bei aller vermeintlichen Gleichheit der Graf doch seinen Stand sehr stark hervortreten ließ, daß er sich orthodoxer aussprach, als er eigentlich

Digitized by Google

gesinnt war; es machte ihn stutzig, sein Suchen nach dem ersten Christenthum als eine Schwärmerei zurückgewiesen zu sehn; er erinnerte sich an die vielen Kindereien, die bei dem herrnhutischen Gottesdienst mit unterliefen, während er an echtem Inhalt ziemlich leer war. Einiges mag mit seinen eigenen Worten gesagt werden. „Die Knaben wurden mit Gebeten gemartert, die sie knieend aus dem Kopfe machen mußten, welches schon meines damaligen Erachtens nach Pönitenz genug für diese Kinder war, indem sie manchmal recht tief nach Worten seufzten und mit genauer Mühe eins erwischen konnten, womit sie eine der Natur ganz unbekannte Sache auszudrücken im Stande waren. Nicht besser ging es den Mägdlein. Dieses von der Natur mit genugsamer und oft übermäßiger Beredsamkeit versehene Geschlecht war da so arm an Worten, daß ich außer den bekannten Sprichwörterchen: ach du guter Heiland! ach du süßer Heiland! fast nichts vernehmliches verstehn konnte." — „Es wurden dem Grafen in den Stunden, die er wöchentlich halten mußte, die allerwichtigsten und einer recht tiefen Betrachtung würdigen Fragen vorgelegt, die auf verschiedenen Zetteln auf sein Pult gelegt wurden, ehe er in den Versammlungssaal kam. Eine jede dieser Fragen hätte allein mehr als eine Stunde Nachsinnen erfordert, allein dieser Mann Gottes beantwortete sie alle ohne das geringste Nachdenken, sobald er sie nur gelesen hatte. Ich kann nicht sagen, daß er den Fragenden auf ihre Zweifel genug gethan hätte: allein das geistige Mengelmus, das er darüber herschüttete, benahm ihnen zum wenigsten die Kraft, die sie sonst auf die Gemüther hätten haben können, und diese wurden, anstatt überzeugt zu werden, von der Verwunderung über die Fertigkeit eingenommen, mit welcher sie dieser begeisterte Mann von der Materie ab und auf ganz andere Dinge zu bringen wußte." —

Bei alle dem war Edelmann willens nach Herrnhut zurückzukehren: was ihn später von den Herrnhutern am meisten zurückschreckte, war die Rohheit, mit welcher sie die Ehe dem Loos überließen. Er gab seine Hauslehrerstelle auf und zog zunächst zu einem Mann, der gleich ihm ketzerische Schriften aufgekauft hatte, dann zu einem frommen Töpfer, der mit ihm gemeinsam arbeitete. Daß er nicht gleich nach Herrnhut ging, hatte verschiedene Gründe. Seine Freunde, die Gichtelianer, hatten ihn gewarnt; bei ihnen hatte er in einer sehr dringenden Verlegenheit (es galt eine Unterstützung seines Bruders) Geldhilfe gefunden, die ihm Zinzendorf verweigerte, vor allem aber hatte er noch ein Werk zu vollenden, von dem Zinzendorf nichts wußte.

Noch ehe er nämlich diesen aufsuchte, hatte er den Zweifeln, die ihn quälten, einen andern Ausdruck verschafft. Er hatte — wie er damals glaubte und wie er noch 17 Jahre später mit geheimem Stolz empfand, auf unmittelbare Inspiration Gottes unter dem Titel „unschuldige Wahrheiten" seine Un-

Digitized by Google

terſuchungen über die Wiedergeburt, die Kindertaufe u. ſ. w. zu Papier gebracht, und vier Hefte davon, ohne ſeinen Namen zu nennen, nach Leipzig geſchickt. Ein halbes Jahr hatte er nichts davon gehört, plötzlich erſchienen ſie in Frankfurt gedruckt. Nun lernte er Dippel's Schriften kennen. Dippel war ungefähr gleichzeitig mit Arnold aufgetreten, ſein Humor war aber einſchneidender geweſen; der Grundſatz, von dem er ausging, leuchtete Edelmann ein: Gott als vollkommnes Weſen kann nicht zürnen; die ganze Lehre von dem Bruch und der Verſöhnung iſt alſo eine Läſterung. Am ſchärfſten hatte Dippel die Ewigkeit der Höllenſtrafen angegriffen. — Das alles gab Edelmann Veranlaſſung zu fünf neuen Heften, in denen auch Dippels des Vielgeſchmähten Name zu Ehren gebracht wurde; immer heftiger wurde ſein Drang, immer lauter der Jubel, mit dem er eine Feſſel nach der andern abwarf. — Der Herausgeber ſeiner Schrift, der Buchhändler Groß, Chef der Separatiſten in Frankfurt, hatte mit Haug in Berleburg eine neue Paraphraſe der Bibel unternommen, in welcher das Chriſtenthum myſtiſch verklärt werden ſollte. Sie forderten Edelmann auf, ſich ihnen anzuſchließen und freudig folgte er, da er es als einen Ruf des Herrn anſah.

In Dresden war ſeines Bleibens nicht; Löſcher ſtellte bereits einige ſehr bedenkliche Unterſuchungen an; die Gichtelianer waren mit dem übermüthigen Ton der „unſchuldigen Wahrheiten" nicht einverſtanden, obgleich ſie über die Sacramente ähnlich dachten. Den herrnhuter Abgeſandten, die ihn zur Erfüllung ſeines Verſprechens aufforderten, ſagte er definitiv ab, und das Sprüchlein, mit dem ſie ihn, nach ihrer Art, auf offner Straße anſangen, faßte er als ein Orakel:

Gib ihm heute :,: den Prophetengeiſt,
Der die Leute :,: zu der Wahrheit reißt!
Gib ihm Eifer, gib ihm Luſt, einen Harniſch vor die Bruſt,
Eine Kraft, die :,: alles niederreißt.

In der Petri Paul Meſſe 1736 ging Edelmann von Dresden ab; unterwegs hatte er mehrfache Gelegenheit ſich Freunde und Freundinnen zu erwerben, ſo z. B. in Leipzig durch die Kritik eines Predigers: er habe zwar ein Neſt voll Gräuel und Unannehmlichkeiten uns gezeigt, aber nicht gewieſen, wie wir es reinigen und ausnehmen ſollten; der Mantel des Verdienſtes Chriſti, den er hätte darüber breiten wollen, ſcheine zu koſtbar dazu. In Frankfurt nahm ihn Groß ſehr freundlich auf: es war ein ſtilles ſehr gutes Völkchen, auf deren Lebensart die Einflüſſe des halleſchen Pietismus nicht gar zu ſchlimm eingewirkt hatten, und Edelmann glaubte nun endlich die echten Chriſten, nach denen er ſuchte, gefunden zu haben. Am meiſten erfreute ihn eine Luſtfahrt auf dem Main, wo die fromme Geſellſchaft am Schluß mitten unter den luſtigen Schiffsleuten das Lied: Lobet den Herrn, den mächti-

Digitized by Google

gen König der Ehren! anſtimmte. In Berleburg ſchloß er nun mit Haug einen vollſtändigen Contract: er ſollte ihn nicht blos bei dem Bibelwerk, ſondern auch bei der Hiſtorie der Wiedergebornen unterſtützen. Der Uebelſtand war, daß er bei dieſer Gelegenheit ärgere Ausfälle gegen die herrſchende Orthodoxie vorbrachte als den Freunden zweckmäßig ſchien; er mußte ſich daher gefallen laſſen, daß ſie einen großen Theil davon wieder ausſtrichen. Daſſelbe war der Fall in ſeinem elften und zwölften Stück der „unſchuldigen Wahrheiten", in welchen er gegen das Sacrament des Abendmals zu Felde zog. Namentlich erregte der Ausdruck „Götterfreſſerei" ſtarken Anſtoß, und ſein unruhiges Streben, ein Märtyrer zu werden, wurde von den Brüdern nicht getheilt. Doch dauerte das Verhältniß ein ganzes Jahr fort.

Die Gegend wimmelte von Sekten aller Art. Eine derſelben, die Anhänger der Madame Guyon, wohnte etwa zwei Meilen von Berleburg und beſtand hauptſächlich aus einigen adeligen Familien. „Dieſe hatten nun zwar nichts von äußerlichem Gewirke, ſondern ſchienen die Menſchen nur in ſich ſelbſt in die Stille zu führen, von dem Geräuſch der Sinnen und Affecte auf eine Zeitlang auszuruhn und ſie auf die in ihnen redende Stimme Gottes aufmerkſam zu machen. Wenn das nun auf eine freie Art geſchehn wäre, ſo würde dieſe Uebung nicht ohne Nutzen geweſen ſein; aber da ſich die armen Leute täglich eine gewiſſe Stunde beſtimmten, in welcher ſie auf des H. v. Marſay Stube zuſammenkamen, und ohne ein Wort zu ſprechen, bis zum Verlauf der Stunde nur ſtille vor ſich wegſahen, bisweilen um nicht einzuſchlafen die Augen verdrehten und heimliche Seufzer hören ließen, auch während dieſes ſelbſterwählten Stillſchweigens nichts andres in ſich hören durften, als was alle armen Sünder laut bekennen, nämlich daß ſie arme, verdorbene und zu allem Guten untüchtige Creaturen wären, ſo konnte auch aus dieſer geiſtlichen Uebung weiter nichts herauskommen, als daß die armen Leute blieben, wie ſie waren, und doch dabei Wunder dachten, was ſie vor Andern voraus hätten. Ich war in ihren heiligen Augen ein ſehr kleines Lichtlein, und ich that Alles, was ich konnte, mir ſelber kleiner zu ſcheinen, als mich mein Schöpfer gemacht hatte. In der That hatte ich noch wenig Erfahrung in Anſehung ſolcher beſondern Wege, deswegen paßte ich auf ein jedes Irrlicht, das außer mir nur halbwege etwas blinkend erſchien, mehr als auf das Licht, das mir Gott ſelber in meinem Inwendigen verliehn. Dieſes mußte ich für das Allerverdächtigſte halten, und was war es da Wunder, wenn mich die Flatterlichter außer mir aus einem Irrthum in den andern führten, und mich mir ſelber je länger, je unbekannter machten. Zwar ließ ich nichts an mir fehlen, in mich ſelbſt zu gehn, und hielt deswegen die Stunden des Gott gewidmeten Stillſchweigens ebenſo fleißig mit als die andern: aber weil ich nicht allein die Brillen nicht wegwerfen durfte, durch welche mich andere arme Sünder ſehn

Digitized by Google

hießen, sondern auch das Wort, das sie mir von Außen als Gotteswort zuschrien, mit in mich hineinnehmen mußte, so konnte ich weder mich selbst recht erkennen, noch hören, was der Herr zu meiner Beruhigung in mir redete, und wenn die Stunde dieser Unwirksamkeit vorbei war, so war ich ebenso leer an wahrer Zufriedenheit als vorher. Es kann sein, daß die Andern etwas mehr Vergnügen bei dieser Uebung empfanden als ich, allein eben daraus sieht man, daß man sich einem Andern nicht nachmodeln, sondern Gott seine freie Hand mit sich lassen muß, denn seine Wege mit uns sind nicht einerlei."

Nachdem er noch mit seinen „Brüdern" 1737 die Ostermesse zu Frankfurt bezogen, kam es allmälig mit Haug zum Bruch, mehr aus geschäftlichen Gründen als aus principiellen; denn Haug selber hatte in der Vorrede zu seiner Theosophia pneumatica ihn darauf aufmerksam gemacht, daß in der Auswahl der kanonischen Bücher manche Willkür vorgekommen wäre. „Ich hatte in der kurzen Zeit, die ich in der Gegend von Frankfurt zugebracht, so mancherlei Arten von Geistern kennen lernen, daß ich fast nicht wußte, was ich endlich glauben sollte. Sie hatten alle etwas Gutes von Natur, aber es konnte vor der „evangelischen Gnade" nicht aufkommen, denn sie hätten sonst aufhören müssen, Sünder zu sein, welches die elenden Leute für unmöglich hielten. Ich war damals noch nicht besser als sie, und ob ich schon etwas vergnügendere Blicke von unserm Zustand hatte, so waren sie doch alle noch sehr dunkel, und der Bibelgötze erschreckte mich allenthalben, wo ich meine Augen nur hinwandte."

Nach der Trennung von Haug „schienen Mangel und Armuth beide Hände nach mir auszustrecken, indem ich überall nichts sah, worauf ich mir Rechnung zu meinem ferneren Lebensunterhalt hätte machen können. Mein treuer Gott ließ mich aber nicht lange in dieser Wüste, sondern bereitete mir ganz unvermuthet einen Tisch."

Es ist überhaupt anzumerken, daß Edelmann, nachdem er dem Christenthum völlig abgesagt, doch in jedem günstigen Zufall ein unmittelbares Eingreifen der göttlichen Vorsehung findet.

Zunächst kam er mit den Inspirirten in Verbindung, die sich 1717 auf den Antrieb „ihrer Propheten von ihrer Nahrung und guten Umständen aus Meiningen hatten vertreiben lassen. Was diese armen, verblendeten Leute bei diesem vermeinten göttlichen Beruf durch die Länder, wodurch sie gezogen, für Drangsal, Spott und Verachtung ausstehn müssen, indem man sie als Leute, die mit der Pest behaftet, vor den Thoren abgewiesen, das ist kaum zu beschreiben." Was ihn zu ihnen hinzog, war die gleiche Ansicht von Abendmal und Taufe; vielleicht auch der Umstand, daß er von ihnen, die durchweg den untern Ständen angehörten, als der erste gebildete Herr, der

Digitized by Google

zu ihnen übertrat, sehr geehrt wurde. Ihr Gottesdienst war so eingerichtet, daß sie zuerst aus einem mystischen Gesangbuch („Davidsches Psalterspiel der Kinder Zions in alten und neuen auserlesenen Geistesgesängen" 1729) ein Lied sangen, und dann des Herrn harreten, der Einen nach dem Andern von ihnen ergriff und ihn zu einem lauten Gebet veranlaßte. „Ich muß gestehn, daß ich in meinem Leben nie elender, abgeschmackter und kraftloser beten hören, als unter diesen begeisterten Brüdern. Namentlich der Vorsteher brachte nichts anders zu Stande als einen stammelnden Wiederhall der gemeinen lutherischen Wiedergebornen, nämlich daß er ein armer Sünder sei, der des Ruhmes mangele, den er vor Gott haben sollte, und der nichts desto weniger sich anmaßte für andere arme Sünder zu bitten, daß sie Gott auch zu einem solchen Thoren machen möchte wie er einer war." „Man muß sich nicht einbilden, daß diese Leute über den Text, den sie erklären sollten, erst vorher meditirt hätten; das hielten sie für babylonische Gaukelpossen; sie erwarteten, was ihnen der Geist auszusprechen geben würde, wenn sie sich auf den Lehnestuhl würden gesetzt haben. — Ich zwang mich, dieser kraft- und saftlosen Zeuge Geschmack abzugewinnen, und weil mir meine Brüder zu verstehn gaben, daß man, um die Kraft des Geistes Gottes recht zu empfinden, immer einfältiger werden und sich von aller Schulgelehrsamkeit ausleeren müßte, so bemühte ich mich, nachdem ich freilich wenig Trostreiches in meiner Schulweisheit fand, im rechten Ernst diese heilige Einfalt zu lernen, und ich muß sagen, daß die Zeit, die ich bei den Inspirirten zugebracht, die einfältigste in meinem ganzen Leben gewesen. Denn bei den großen Sekten finden die Sinne und die Phantasie noch immer etwas Angenehmes und nicht selten wird auch das Herz gerührt. In den Versammlungen der Inspirirten fand ich nichts dergleichen."

Drei Wochen hatte er sich zu den Inspirirten gehalten, als der Besuch des großen Propheten angekündigt wurde. Dieser Prophet war der Hofsattler Rock, Sohn eines Predigers im Würtembergischen, geb. 1678. Er hatte schon als Kind mancherlei Rührungen und wurde in Berlin als Sattlergeselle durch eine Krankheit zu dem ernstlichen Vorsatz gebracht, dem weltlichen Sinn zu entsagen. Als er 1702 nach Stuttgart zurückkam, war dort eine sonderliche Erweckung. Die Despotie der Prediger führte zum Separatismus und 1707 zur Landesverweisung. Rock wurde gräflicher Hofsattler in Marienborn, von hier ging er ins Isenburgische und erhielt um Weihnacht 1714 die Gabe der Inspiration, die ihm bis an sein Ende, 5. Febr. 1749, verblieb.

Die Inspiration bestand darin, daß er in Convulsionen verfiel und in diesem Zustand allerhand unzusammenhängende Worte ausstieß, die von den Gemeindemitgliedern eifrig niedergeschrieben wurden. Wenn sich die Schreiber über ihre Texte nicht vereinigen konnten, so konnte der Streit nicht anders

Digitized by Google

als durch eine neue Inſpiration entſchieden werden. „Denn wenn ſie der Prophet nach ſeinem eignen geſunden Verſtande entſcheiden wollte, ſo würde die Weisſagung ſchon etwas Menſchliches und folglich Ungewiſſes mit ſich führen, wenn er aber ſeines Verſtandes völlig beraubt iſt, und ſelber nicht weiß, wer durch ihn ſpricht, noch was durch ihn geſprochen wird, alsdann wird ſie für unbetrüglich gehalten."

Auf Edelmann hatte der Prophet doch einen großen Eindruck gemacht; erſt als er wieder allein war, erregte die Erinnerung an die ſchreckliche Convulſion in ihm den Zweifel, ob Gott oder der Teufel durch ihn geſprochen. „Ich bat Gott recht inbrünſtig, daß er mich keinem falſchen Geiſte preisgeben, ſondern mich deutlich überzeugen möchte, ob er es ſei, der durch den Propheten redete, oder ob derſelbe nur aus Vermeſſenheit einen göttlichen Geſandten agirte."

Einige Zeit darauf ſchrieb er an einen Freund: „Was ich während dieſer Blindheit, da meine Seele ſtets etwas Gewiſſes ſuchte, für Angſt und Marter ausgeſtanden, wenn Scrupel oder andre mir verdächtige Dinge vorkamen, das kann ich Dir mit keiner Feder beſchreiben; die Deſperation war manchmal nur einen Schritt von mir. Denn ich hatte keinen Gott, zu dem ich hätte ein Herz haben können, und alles, was man mir von ſeiner Liebe und Barmherzigkeit vorſchwatzte, davon fand ich immer grade das Gegentheil: ja wenn mir der getreue Gott gleich durch das Licht der Vernunft zu Hilfe kommen, und mich durch ein heiteres und wohlgegründetes Raiſonnement aus meiner Finſterniß gnädig herausführen wollte, ſo bat ich ihn doch immer in meiner Dummheit, wie ich war gelehrt worden, daß er mir doch aus Gnaden Kraft ſchenken wolle, meine ſo gar ſehr ſpeculirende Vernunft unter den Gehorſam Chriſti gefangen zu nehmen; ich konnte ja vor derſelben zu keiner Gewißheit kommen, indem ſie ſich ſchier augenblicklich mit ihren Einwürfen meldete, daß ich ganz untüchtig zum Glauben wurde. Er wiſſe ja und erkenne an mir, daß ich nichts als Ihn allein ſuchte, Er möchte ſich doch nur aus Gnade zu erkennen geben, damit ich prüfen könne, ob es wirklich der Herr mein Gott ſei, der durch die Inſpirirten redete. Ich wollte ja gern meine Vernunft gefangen nehmen, Er ſollte mir doch die Kraft ſchenken, ſolches zu thun. Je mehr ich aber ſo bat, je weniger Stimme und Aufwecken war da, ſondern es regte ſich vielmehr ein gar kräftiger Widerſpruch in mir, daß ich nicht recht betete, worüber mir vollends alle Kräfte vergingen, daß ich in dieſem höllenmäßigen Zuſtand mein Bett gar oft mit den bitterſten Angſtthränen netzte, und den Tod gern hätte kommen ſehn."

Nicht lange ſollte dieſer Zweifel währen. Schon dreiviertel Jahre hatte ſich Edelmann zur Gemeinde gehalten und ſich noch immer von der Gewohnheit des lauten Betens ausgeſchloſſen. Darüber befragt, führte er den Spruch an:

Digitized by Google

wenn du beten willst, so gehe in dein Kämmerlein. Das verstieß gegen den Hauptgrundsatz der Inspirirten, und man beschloß ihn durch den Propheten widerlegen zu lassen. „Ich befand mich in einer solchen Verlegenheit und Befangenheit des Gemüths, daß ich dachte, ich müßte verzweifeln. Je näher die Zeit kam, je fürchterlicher sah es in meiner Phantasie aus, gegen welche die Vernunft in keiner Weise aufkommen konnte. Das Herz im Leibe bebte mir, wenn ich daran dachte, was für ein Kampf mir bevorstand. Denn nach meinen damaligen Vorstellungen war der Geist, der durch den Rock redete, entweder Gott selbst oder der Teufel. War es Gott, was für ein Urtheil hatte ich wol zu erwarten, wenn ich den Geist der Wahrheit einen Lügengeist heißen wollte; war es aber der Teufel, wer versicherte mich, daß ich mich auf göttlichen Befehl an ihn machte und des Beistandes Gottes zu gewarten hatte? In dieser wahren Höllenangst, die kein Mensch glauben kann, der sie nicht selbst erfahren hat, erbarmte sich der Herr.

Ein paar Tage ehe mein fürchterlicher Gegenpart ankam und ich dem äußern Ansehn nach immer schwächer wurde, mich auch unter vielen Seufzern, Thränen und Winseln zu Bette legte und nicht wußte, ob ich wieder aufstehn würde, überfiel mich vor allzugroßer Mattigkeit der Schlaf, der bisher wegen der wunderlich durcheinanderlaufenden Phantasien mehr eine Marter als Erquickung gewesen war. Wie ich eine Weile gelegen hatte, erwachte ich plötzlich, und in dem Augenblick kamen mir die Anfangsworte aus dem Evangelium Johannis mit solcher Lebhaftigkeit ins Gemüth, daß mir nicht anders däuchte, als wenn sie Einer in Gegenwart zu mir spräche und mit einem nur zu empfindenden Nachdruck zu mir sagte: Gott ist die Vernunft. Es war mir nicht anders zu Muthe, als wenn ich aus den Thoren des Todes wieder ins Leben zurück gerufen würde, und ich konnte nunmehr kaum den Tag erwarten, an welchem ich mit dem Rock anbinden konnte und die Kraft des bisher uns unbekannten und doch so nahen Gottes an ihm probiren sollte. Die Vernunft, die ich bisher nicht hatte hören dürfen, stellte mich auf einmal auf einen so weiten Raum, daß ich ihn nicht übersehn konnte.

Man stelle sich einen an Händen und Füßen lange Zeit gebundenen und in äußerster Finsterniß gefangen gelegenen Slaven vor und urtheile über seine Freude, wenn er sich auf einmal wieder in Freiheit gesetzt sieht: man wird sich doch keine Vorstellung von der Freude machen können, die mein Gemüth damals einnahm. Und wie ich einmal diesen Vortheil hatte, so war mir der Rock, wenn er auch den Teufel und seine Großmutter im Leibe gehabt hätte, ein Kinderspiel. Ich schlief also unter innigstem Lobe Gottes und unaussprechlicher Zufriedenheit wieder ein."

Und doch, als er dem Propheten gegenüber saß und dieser wieder in

Digitized by Google

seine Convulsionen verfiel, wandelte ihm eine Art von Furcht an. Als aber der Prophet begann: „es steigt ein Gnadenbrünnlein aus dem Centrum, da die Liebe ruht (Centrum statt Centro): — „so war alle meine Furcht dahin und ich sah, daß ich es mit einem elenden Stümper zu thun hatte, der kaum werth war, daß ihm ein Donatschüler geschweige ein Gelehrter zuhörte. So wenig braucht Gott die falsche Weisheit zu Schanden zu machen, wenn der Mensch seiner Vernunft Gehör geben will."

„Sobald die Aussprache geendigt war, wurde das Lied angestimmt: Zion fahre fort in Licht. In demselben stand unter andern folgender bedenklicher Vers:

Zion prüfe recht den Geist,
Der dir ruft zu beiden Seiten,
Thue nicht was er dich heißt,
Laß nur deinen Stern dich leiten.
Zion das, was krumm und schlecht,
Prüfe recht, prüfe recht.

Diesen Vers sang ich dem Propheten ins Angesicht mit einer solchen Freudigkeit und durchdringendem Ton, daß er dasaß wie einer, der keine Widerrede im Munde hat, und die ganze Gemeinde konnte wol merken, daß was Sonderbares und Ungewöhnliches in mir vorgehn mußte. In der That war es nicht anders, als wenn mir diese Worte vom Himmel zur Bestärkung meines angefangenen Durchbruchs zugesprochen waren."

Am Ostersonntag 1738 begab er sich in die allgemeine Versammlung und erklärte, daß sie von einem falschen Geist betrogen wären. Er wurde ausgestoßen und der Prophet erklärte in einer neuen Ansprache: Edelmann werde in Kurzem nackt und bloß aus Berleburg fort müssen.

Die Inspirirten hatten sich bisher an seine weltliche Kleidung gestoßen. Um ihnen nun zu zeigen, daß er sich wol selbst verleugnen könne, zog er nicht blos einen schlechten Kittel an, sondern trieb die Verwegenheit so weit, die Perücke abzuwerfen und Haar und Bart wachsen zu lassen, um Christus ähnlich zu werden, der auch keine Perücke getragen. Da er nun ganz ohne Mittel war, legte er sich auf ein Handwerk, lernte das Bordenwirken, las mit seinem Lehrmeister eifrig die Bibel und fing an namentlich Sonntags über Berg und Thal spazieren zu gehn und Gott in der Natur zu betrachten. Er hatte sich jetzt wirklich aus der dumpfen Kerkerluft der Sekten unter den freien Himmel gerettet. Auch den Teufel wurde er los, da er zufällig den Spruch: 2. Petri 1, 19 aufschlug und darin fand, daß der Lucifer in unserm Herzen aufgehn müßte, wenn es Tag darin werden sollte. Es fiel ihm ein, daß Lucifer der Lichtbringer heißt und daher keinen bösen Geist bedeuten könne.

Digitized by Google

Das Handwerk betrieb er nicht lange. Bald fanden sich Zuschriften von Befreundeten ein, welche die Fortsetzung seiner angefangenen Werke verlangten, namentlich von einem berliner Kaufmann Pinell, und zugleich bedeutende Geldunterstützungen. Er gab also in der Ostermesse 1739 zunächst zwei Streitschriften heraus, in denen er sich sowol von den Inspirirten als von seinen alten Freunden, den frankfurter Separatisten, vollständig lossagte. Sein neuer Freund wünschte ihn kennen zu lernen, schickte ihm Reisegeld, und Edelmann machte sich Pfingsten 1739 nach Berlin auf den Weg. Aber sein Bart zog ihm überall vielfache Anfechtungen zu und in Potsdam wurde er arretirt und vor den alternden König Friedrich Wilhelm den Ersten geführt. Das Gespräch war spaßhaft wie alle, die aus jener Zeit berichtet werden. — „Geht er in die Kirche?" — Ich habe meine Kirche bei mir. — „Er ist ein gottloser Mensch, er ist ein Quäker!" — Wir sind Narren um Christi Willen. — „Geht er zum Abendmahl?" — Wenn ich Christen finde, die sich nebst mir mit Christo zu gleichem Tode pflanzen lassen wollen, so bin ich bereit heut oder morgen oder wann es sonst ist das Abendmahl mit ihnen zu halten. — „Warum geht er nicht in die Kirche? da wird es ja ausgetheilt." — O Ew. Majestät das halte ich nicht für des Herrn Abendmahl, sondern für eine antichristliche Ceremonie. —

Es ist kein kleines Wunder zu nennen, daß der König, statt ihn auf diese dreiste Anrede mit Stockschlägen zu begnadigen, ihm 16 Groschen gab, mit der lachenden Bemerkung, er wäre ein gottloser Mensch, er möge sich bekehren. Edelmann hatte die Kühnheit, ihm darauf das Gleiche zu wünschen und die 16 Groschen nur unter lebhaftem Protest anzunehmen. Doch wurde ihm untersagt nach Berlin zu gehn und er kehrte nach Berleburg zurück.

Hier fand sich im Herbst 1739 ein neuer Glaubensgenosse bei ihm ein, ein Apotheker Erhard aus Berlin, der sich gleich ihm den Bart wachsen ließ, den Fleischspeisen entsagte und, nachdem im Mai 1740 aus Berlin von dem wohlthätigen Freunde eine große Bücherkiste ankam, mit ihm den Spinoza studirte. Hier ging nun Edelmann ein neues Licht auf und der Grund seines pantheistischen Glaubens war gelegt.

Es liegen im System Spinozas zwei Momente. Auf der einen Seite wird durch die Wucht eines steinharten Verstandes alles zermalmt, was der Phantasie oder der Träumerei des Gemüths Nahrung bieten könnte. Dann aber, wenn man von seiner mathematischen Form absieht und die ganze Weltanschauung sich auszumalen versucht, liegt auch wieder ein Keim der Mystik darin, denn die alles Sein umfassende Substanz, von der die einzelnen Dinge nur Erregungen sein sollen, läßt sich in ihrem ewigen Fluß schwer bestimmen und ergreifen, und lädt, wenn man sich in sie versenkt, zu speculativen Träumereien ein. Diese mystische Seite Spinozas hat die neuere Philosophie be-

Digitized by Google

tont; auch Edelmann blieb ihr nicht fern, der in seinen Irrfahrten mystischen Stoff genug gesammelt hatte. Wenn Spinoza wenigstens anscheinend sein ganzes System auf den Syllogismus gründet, glaubte Edelmann die Hauptquelle für die Idee des Uebersinnlichen im unmittelbaren Gefühl zu finden, das er für untrüglich hielt, weil es ihm einen allseligen Gott und eine allselige Welt zeigte, in der kein Teufel und keine Sünde vorkäme. Die Welt ist gut, die menschliche Natur ist gut, beides sind die unmittelbaren Offenbarungen Gottes: dies waren die Hauptpunkte seines Glaubens. Spinoza hatte dieselben mit Ruhe und sogar mit einer gewissen Milde vorgetragen: in Edelmann, der sich so lange in pietistische Grübeleien vertieft hatte, erweckte es einen grimmigen Haß gegen das, was er allein im Christenthum kannte, gegen die Lehre von der Verderbniß der menschlichen Natur. Im letzten Heft der unschuldigen Wahrheiten, mit dem er diese Sammlungen schloß, ruft er aus: „Ich will kein Sektenflicker sein; viel weniger will ich einen albernen Baumeister abgeben, der auf den alten Trümmern ein neues Gebäude aufführt. Jetzt habe ich wie Jeremias keinen andern Beruf, als daß ich ausreißen, zerbrechen, zerstören und verderben soll alles, was nur Orthodoxie und falscher Gottesdienst, pharisäische Theologie und falsche Mystik ist. — Man muß es, das ist unsere erste Pflicht, mit der Lüge verderben, man darf sie nicht mit Bescheidenheit tractiren. — Verdrießt es auch die Welt, daß man sie nicht schont, so bleibt doch allemal ein heimlicher Stachel im Herzen übrig, der sie mit der Zeit schon empfindlich genug rühren wird." J. S.

(Schluß im nächsten Heft.)

Von der preußischen Grenze.

Nachdem wir im vorigen Heft über den bevorstehenden Congreß des Nationalvereins unsere Wünsche ausgesprochen, sind wir nach Abschluß desselben unsern Lesern schuldig anzugeben, wie weit wir dieselben befriedigt finden. Es ist nur der Form wegen; denn wer mit einiger Aufmerksamkeit den koburger Verhandlungen gefolgt ist, wird sich selber sagen können, daß wir in dem alten Verhältniß stehn. Die Nationalzeitung hat in No. 423 eine Kritik dieser Verhandlungen gegeben, der wir uns in allen Punkten anschließen. Einiges sei uns hier noch verstattet hinzuzufügen.

Digitized by Google

Die Hauptsache beim Nationalverein ist, daß er überhaupt existirt und daß er den Wunsch des deutschen Volks, sich inniger an einander zu schließen, wach erhält. Weit mehr als seine Mitglieder wissen seine Gegner, daß dieser Wunsch mit logischer Nothwendigkeit zu einer Lösung des Bandes führt, das uns an die östreichische Familienpolitik fesselt. In sofern finden wir das erhebende Gefühl am Schluß der Versammlung, daß durch ein diplomatisches Compromiß die Spaltung des Vereins verhütet wurde, vollkommen verständlich.

Auf der andern Seite hat grade dies erhebende Gefühl etwas Bedenkliches für uns. Denn es ergibt sich aus den Verhandlungen, daß die Klarheit unsrer politischen Ueberzeugung seit 1849 doch noch keine erheblichen Fortschritte gemacht hat, daß wir uns noch immer bemühn, Unvereinbares zu vermitteln, den Schatten und die Realität zugleich mit der Hand festzuhalten. Nehmen wir an, sämmtliche deutsche Fürsten hätten den aufrichtigsten Willen, den Wünschen des Nationalvereins und der durch ihn ausgesprochenen Gesinnung Rechnung zu tragen, so wüßten wir wahrlich nicht, wie sie das anfangen sollten. Hätte der Nationalverein, da es in der That sehr schwer ist, die letzten Ziele der deutschen Politik überhaupt zu formuliren, nur das nächste im Auge behalten, und sich in den beiden Fragen, für die unter den deutschen Staaten der eine bereits mit Entschiedenheit aufgetreten ist, der Bundeskriegsverfassung und der kurhessischen Frage, sich entschieden für die preußische Auffassung erklärt, so hätte er mehr wirken können. Denn es wäre ein ganz unglückseliges Vorurtheil, wenn er meinte, für sich allein etwas durchsetzen zu können; er kann es nur, in sofern er sein moralisches Gewicht in die Wagschale einer Regierung wirft, die über bedeutendere Mittel verfügt und dadurch die Entschlossenheit eben dieser Regierung verstärkt.

Was nun die zweite brennende Frage betrifft, die italienische, so müssen wir uns zunächst mit den Ausschußanträgen vollkommen einverstanden erklären. Die beiden Hauptgesichtspunkte, auf die es uns bei der Beurtheilung dieser Frage ankommt, waren gleichmäßig darin gewahrt: wir haben erstens zu fürchten, daß durch Niederwerfung der italienischen Bewegung die in Oestreich verkörperte Reaction neue Kraft gewinnt; wir haben zweitens zu fürchten, daß Frankreich diese Bewegung zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeutet. Wenn man beide Punkte streng im Auge behält, so ist der Weg unserer Politik klar vorgezeichnet. Um so mehr ist zu bedauern, daß man über diesen Antrag zur Tagesordnung gegangen ist, was sich freilich daraus erklärt, daß man sehr verschiedener Meinung war. Aber Garibaldi und Napoleon können nicht darauf warten, bis die Tagesordnung des Nationalvereins diesen Gegenstand von Neuem zur Sprache bringt.

Die letzten Tage haben uns die Krisis auf eine erschreckende Weise näher geführt. Sardinien scheint entschlossen, eine rücksichtslose Eroberungspolitik zu beginnen, und auf der andern Seite nähert sich unheimlich die heilige Allianz. Man überlege wol was das heißt!

Seit zwei Jahren ist fortwährend das Dogma wiederholt worden, eine Aussöhnung zwischen Rußland und Oestreich sei unmöglich. Ein starkes mächtiges Oestreich freilich würde sich den russischen Vergrößerungsplänen im Orient nicht leicht fügen; wenn es sich aber für Oestreich, wie es wirklich der Fall ist, um die Existenz handelt, so wird es alles bewilligen was Rußland will, nicht blos die Donaufürsten-

Digitized by Google

thümer, sondern zur Noth auch Konstantinopel. Auf der andern Seite wird auch das russische Reich ebensowol von Sympathien als Interessen bestimmt; und daß es für die neuitalienische Methode, Staaten zu verschmelzen, keine Sympathie hegt, diese Wahrheit wird dadurch keineswegs abgeschwächt, daß es die Methode unter Umständen selber befolgt.

Gelingt es nun, auch Preußen zu gewinnen und so die heilige Allianz wieder herzustellen, so hat Oestreich von den beiden verbündeten Staaten nichts weiter zu verlangen, als unbedingte Garantie gegen die Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten. Denn mit den Italienern allein kann es noch selber fertig werden.

Unter diesen Umständen sieht jeder Freund der Freiheit dem Fortschritt der italienischen Bewegungen mit trüber Besorgniß entgegen. Es ist freilich nicht möglich, die Männer, welche diese Bewegung leiten, nach den Grundsätzen gemeiner Klugheit zu beurtheilen. Garibaldi sowol, wie in noch weit höherm Grade Victor Emanuel, sind dämonische Naturen, die aus der innern Nothwendigkeit ihrer Natur heraus handeln, nicht nach Berechnungen der Politik. Der König in weit höherm Maße als der General: denn der letztere setzt nur sein Leben auf das Spiel, der erstere ein wohlgeordnetes Reich, und das will viel mehr sagen. Daß sie mit ihrer starken Leidenschaft in der Wahl ihrer Mittel auch noch große Klugheit verbinden, ist von hohem Werth, und es ist ja zu allen Zeiten so gewesen, daß große Naturen zuletzt das Verhängniß herausforderten und Alles auf einen Wurf setzten. Die Betrachtung dieses ganzen Schauspiels würde sehr erhebend sein, wenn wir als unbetheiligte Zuschauer im Parterre säßen; leider aber sind wir nur zusehr Mitspieler, und müssen daher unser Urtheil nicht nach den Gesetzen der Aesthetik, sondern nach Gesetzen der Politik bestimmen. Victor Emanuel setzt viel mehr aufs Spiel als er im günstigsten Fall gewinnen kann. Garibaldis Erfolge in Unteritalien gewähren unter allen Umständen ein glänzendes Bild, aber sie waren doch nur dadurch möglich, daß die dortigen Zustände durchaus faul und im Zerfallen waren. Eine solche Reihe von Niederträchtigkeiten, wie sie in der neapolitanischen Armee vorgekommen sind, findet in der ganzen Weltgeschichte keine Analogie! Wir wollen die Einzelnen darüber nicht anklagen, denn das System, welches die Regierung dort seit 40 Jahren verfolgt hat, führte mit Nothwendigkeit zu solchen Resultaten. Aber was soll Sardinien mit einem so erbärmlichen Material anfangen? Nicht einmal die militärische Verstärkung, die es von dorther erhält, dürfte von Belang sein. Und indem es so seine positiven Staatskräfte auf einem unverhältnißmäßig großen Raum ausdehnt und dadurch schwächt, macht es sich durch seine Stellung im Kirchenstaat viel mehr von Frankreich abhängig als es bisher war und gibt die leitende Bewegung einer Macht in die Hand, über die es nicht verfügen kann. Ohne den Zug nach Sicilien und was daraus folgte, wäre es dem neuen Staat möglich gewesen, den Conflict mit Oestreich für die nächsten Jahre zu vermeiden; wie die Sachen jetzt stehn, ist es, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens unendlich erschwert.

Tritt aber der Conflict ein, so ist zunächst die Wahrscheinlichkeit wie zehn gegen zwei, daß, wenn Frankreich sich nicht einmischt, Oestreich einen schnellen und entscheidenden Sieg davon trägt. Gestattet man ihm nun, diesen Sieg bis aufs Aeußerste

Digitized by Google

zu verfolgen, so steht eine Restauration in Aussicht, welche die Hoffnungen Italiens — (und Deutschlands) — vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus niederschlägt. Denn darüber täusche man sich nicht! eine durch Waffengewalt niedergeschlagene Volkserhebung ist nicht ein Mittel die Volkskraft zu stärken. Die Polen haben sich 1831 wahrhaftig so tapfer geschlagen wie irgend ein andres Volk; die moralische Erhebung jener Periode hat aber keine Früchte getragen, da sie physisch unterlag.

Mischt sich Frankreich ein und trägt den Sieg davon, so wird es in Italien und ganz Europa übermächtig; betheiligt sich ganz Deutschland ohne vorhergehende Garantien an diesem Kampf, so erfolgt ein wildes Hazardspiel ohne allen Zweck, dessen Gewinn Niemand berechnen kann, dessen Verluste aber für uns handgreiflich und unvermeidlich sind.

Aus allen diesen Prämissen ziehn wir folgende Resultate. — Es ist Deutschlands erstes Interesse, den Conflict zwischen Oestreich und Italien für jetzt zu verhindern. Es scheint uns nicht unmöglich, wenn sich Preußen nur dazu entschließt, einen offnen und selbständigen Weg zu verfolgen: wenn es Oestreich deutlich macht, daß jeder Angriff seinerseits auf Italien auf seine unbedingte Gefahr geschieht, und wenn es gegen Sardinien dasselbe erklärt. Preußen ist nicht ein übermächtiger Staat, aber mächtig genug, daß diese Erklärung in die Wagschale fällt. Wir sagten auf jede Gefahr, und meinen damit nicht blos die Gefahr der preußischen Neutralität.

Wird aber der Krieg von Seiten Italiens begonnen, so würden wir auch hier die preußische Neutralität für unstatthaft halten. Indem Preußen Oestreich gegen französische oder russische Einmischung sichert und sich sofort für diese Lage in Bereitschaft setzt, übernimmt es damit den militärischen Oberbefehl in Deutschland und steckt Oestreich die Grenze fest, innerhalb deren es mit seiner Restauration stehn bleiben muß.

Dies sind unsere Interessen, sie sind glücklicherweise aber auch unsern Sympathien nicht entgegen. Wir haben Sympathien für die Italiener d. h. wir haben das Interesse daran, daß in Italien geordnete und Dauer versprechende Zustände entstehn. Unsere übrigen Sympathien beziehn sich in letzter Instanz darauf, daß wir auch in Deutschland feste und geordnete Zustände wünschen. Ein Krieg zwischen Oestreich und Italien oder ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich würde im gegenwärtigen Augenblicke diese Ordnung nicht fördern, sondern stören, dagegen ist zu erwarten, daß jedes Jahr der natürliche Verlauf der Dinge diese Verhältnisse klären und die Ordnung erleichtern wird. Preußen müßte es sehr künstlich anfangen, wenn es nicht jedes Jahr auf natürlichem Wege einen Schritt vorwärts kommen sollte; und in Oestreich ist ja auch durch den Reichsrath ein nicht unbedeutender Schritt zur gegenseitigen Aufklärung und Selbsterkenntniß geschehn. Nebenbei haben wir gegründete Sympathien für die östreichischen Finanzen und können in unserm eignen Interesse nicht wünschen, daß dieselben durch einen neuen Krieg vollständig ruinirt werden. Endlich aber: ist der Krieg durchaus nicht zu vermeiden, so müssen wir ihn in die Hand nehmen und ihn in unserm eignen Interesse führen. † †

Digitized by Google

Literatur.

Eine Osterreise ins heilige Land in Briefen an Freunde. Von H. Scherer. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von H. L. Brönner. 1860. — Der Verfasser ist über Athen, Smyrna, Beirut und Jaffa nach Jerusalem gereist, einige Tage dort und in der Nachbarschaft gewesen und dann heimgekehrt. Sein Buch ist keine Bereicherung unseres Wissens über jene Gegenden, es ist durchweg Feuilletonistenwerk mit allen Unarten und wenigen von den anmuthigen Eigenschaften dieser Art von Stil. Die Gabe, uns deutliche Bilder zu malen ist in ebenso geringem Maß vorhanden, als die Bildung, die uns über die in Frage kommenden Gegenstände und Zustände etwas Neues zu sagen vermöchte. Gemeinplätze werden als Schmuck der Rede gebraucht, die Ergebnisse einer oberflächlichen Lektüre als Belehrung aufgetischt, und fast jeder Brief enthält einige grobe Mißverständnisse. Zu dem Legenden- und Reliquienkram des heiligen Landes verhält sich unser Tourist meist als Gläubiger, ohne indeß gerade in eine besondere, das Bedürfniß des Feuilletons übersteigende Rührung darüber zu gerathen. Daß man den Juden die Kreuzigung Jesu nachträgt, findet er S. 248 in der Ordnung. Durrha ist in der Botanik des Verfassers Gerste, der kleine Schakal in seiner Zoologie „ein großer wilder Hund", der dem Menschen gefährlich wird. Im jerusalemer Ghetto vor der Tempelthür handelt man mit Metalliques und spanischen Papieren u. s. w. Es würde gut sein, wenn der Verfasser sich künftig seine Arbeiten vor dem Druck durchsehen ließe.

Unter dem Titel „Graeciae antiquae tabula in usum scholarum descripta" ist bei D. Reimer in Berlin soeben die bekannte Kiepertsche Wandkarte von Altgriechenland in bedeutend verbesserter Form herausgekommen. Der Maßstab der neuen Karte ist nur wenig kleiner als der bei der alten, vor der sich jene zunächst durch größere Schärfe und Sauberkeit der Ausführung, dann aber auch durch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von richtigeren Bezeichnungen der Ortslagen, Fluß- und Inselnamen so wie durch Eintragung zahlreicher Höhenangaben in englischem Fußmaß, welches dem althellenischen bekanntlich sehr nahe kommt, empfiehlt. Zu diesen topographischen Verbesserungen gehören vorzüglich die genauere Darstellung der Gewässer und Bergzüge in Macedonien und Thracien, die Berichtigung des Bodens der Landschaften Dolopia, Aetolia, Akarnania und der Cykladen, die schärfere Zeichnung aller übrigen Küsten und Inseln des ägäischen Meeres und die vielfachen Umänderungen der Angaben von Orten, Bergen und Flüssen im Innern Kleinasiens. Für den Norden benutzte der Zeichner zu seinen Verbesserungen Biquesnels Arbeiten, für Aetolien und Akarnanien, Dolopia und die Cykladen die in den letzten Jahren vom französischen Generalstab vollendete große Karte Griechenlands, für die östlichen Inseln, die ebenfalls erst seit dem Erscheinen der alten Wandkarte veröffentlichten Aufnahmen der britischen Admiralität. Die Schrift der Karte ist aus ziemlich weiter Entfernung lesbar, mit Ausnahme einiger durch offne Schrift hinter den übrigen zurückgestellten Ortsnamen, die wegen der erst macedonischer oder römischer Zeit angehörigen Gründung der betreffenden Städte in dieser Weise als ein

Digitized by Google

neueres und fremdes Element bezeichnet worden sind. Bei den Namen ist die lateinische Form gewählt, indeß hat man durch Bezeichnung der langen Vocale der griechischen Orthographie Rechnung getragen und der Verwechslung von Endungen wie us und ūs (ος und ους) on und ōn vorgebeugt.

Louis Spohrs Selbstbiographie, 1. Bd. Cassel, G. Wigand. — Der erste Band geht bis Ende 1816. Von den sehr interessanten Reisebriefen aus Italien theilen wir bei Gelegenheit Einiges mit. —

Geschichte der deutschen Kaiserzeit, von Wilhelm Giesebrecht. Zweite Auflage, zweiter Band. — Mit einer Kunstbeilage von W. Diez. — Braunschweig, Schwetschke und Sohn. — Die zweite Auflage dieses mit Recht berühmten Werkes ist nun vollendet, und der Verfasser verspricht in nächster Frist das Erscheinen des dritten Theils. — Die Veränderungen der neuen Auflage sind hauptsächlich durch den Widerspruch veranlaßt worden, den man gegen die Auffassung Heinrichs des Zweiten und Heinrichs des Dritten erhob. — „Da sich der Verfasser dem Stoff gegenüber durchaus keines Vorurtheils bewußt war, konnte er sich eine Berichtigung seiner Ansichten nur von einer neuen Durchforschung des vorhandenen Quellenmaterials oder der Heranziehung unbenutzter Denkmale jener Zeit, wenn solche noch aufzufinden sein sollten, versprechen. Auf diesen Studien beruhen die zahlreichen Aenderungen." — „Doch kann der Verfasser nicht verhehlen, mit welchem Mißtrauen er auch seine früher angetragenen Ansichten betrachtet, die fortgesetzte Forschung hat ihn nicht allein in diesen nicht wankend gemacht, sondern vielmehr erheblich gestärkt. Das Bild, welches der Leser in dieser neuen Ausgabe von der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts entworfen findet, ist nicht wesentlich verschieden von der frühern Darstellung, sondern unterscheidet sich von jener wol nur durch die Berichtigung mancher Linien und das Auftragen lebhafterer Farben; namentlich ist das fränkische Erbkaiserthum jetzt bestimmter hervorgehoben." — „Die meisten und vielleicht die erheblichsten Aenderungen dieses Bandes beruhen auf Studien, welche der Verfasser im August 1859 auf der bamberger Bibliothek unter den günstigsten Umständen machte. Nicht allein daß Siegfried Hirsch ihn von seinen frühern Nachforschungen auf dieser Bibliothek unterrichtete, er hatte es als ein besonderes Glück anzusehn, daß er dort mit Phil. Jaffé zusammentraf, der für die Monumenta Germaniae die Handschriften einer erneuten Prüfung unterwarf. Da dem Verfasser bald darauf vergönnt war, auch die Bamberg entführten kostbaren Handschriften in München selbst einzusehn, und ihm überdies die k. k. Hofbibliothek in Wien die beste Handschrift der Udalrichschen Briefsammlung zur Benutzung übersandte, so dürfte ihm von der gesammten Tradition dieser Zeiten, so weit sie sich an Bamberg knüpft, kaum Wesentliches entgangen sein." —

Notiz. — Im Brockhausschen Verlag erscheint demnächst unter dem Titel „Results of a scientific mission to India and High Asia" das schon seit einiger Zeit erwartete Reisewerk der Gebrüder Schlagintweit. Das Ganze soll neun Bände Text und einen Atlas von 80 Ansichten und gegen 40 Karten umfassen und binnen vier Jahren vollständig sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Google

Die Dänen in Schleswig.

2.

Der im letzten Heft enthaltene Aufsatz hat gezeigt, wie Dänemark gegen die den deutschen Mächten gegebnen Zusagen, gegen die im Patent vom 28. Jan. 1852 den Schleswigern gemachten Versprechungen und gegen den klaren Wortlaut selbst der Verfassung die Gleichberechtigung Schleswigs mit Holstein und den übrigen Theilen der Monarchie mißachtet, wie es den Grundsatz der Gleichberechtigung der Nationalitäten innerhalb des Herzogthums verletzt hat, und wie seine Politiker mit den verschiedensten Mitteln auf eine Verschmelzung des Landes zwischen Eider und Königsau mit dem Königreich, auf eine thatsächliche Einverleibung des erstern in das letztere hinarbeiten. Im Folgenden werden wir uns zunächst mit den Maßregeln der kopenhagner Regierung beschäftigen, welche die andere Hauptrichtung ihrer Thätigkeit ausmachen, d. h. mit denen, die auf die gänzliche Trennung Schleswigs von Holstein, auf die Losreißung auch der letzten Fäden berechnet sind, welche von der einstigen Verbindung der beiden Herzogthümer nach dem Kriege übrig geblieben waren. Sahen wir dort die vertragswidrige Bildung eines Dänemark-Schleswig, so begegnen wir hier dem ebenso vertragswidrigen Umsturz der Reste von Schleswig-Holstein.

Am 6. December 1851 erklärte die Regierung, keineswegs dem Fortbestehen solcher Bande (zwischen Holstein und Schleswig) hinderlich entgegentreten zu wollen, welche sich zwischen Grenzländern auf Grund ähnlicher Territorialbeschaffenheit und analoger Nahrungsverhältnisse der Bewohner ganz einfach aus der Natur der Sache ergeben, weil sie die Bedingung des socialen und commerciellen Verkehrs in sich tragen. Diese würde der König selbstverständlich durch eine gleichartige Gesetzgebung für die gedachten Herzogthümer wie für die übrigen Theile der Monarchie nach Möglichkeit zu fördern suchen. Ebenso wenig wolle man dem Fortbestehen solcher Bande hinderlich sein, die entweder in den für beide Theile des Landes gemeinsam gewordenen Instituten nicht staatsrechtlicher Natur begründet seien (der Eiderkanal, das Taubstummen- und das Irreninstitut in Schleswig, die Strafanstalten in Glückstadt, endlich

Digitized by Google

die kieler Universität) oder auf privatrechtlich gemeinsamen Verhältnissen gewisser Classen beruhen (der nicht politische nexus socialis der schleswigschen und holsteinischen Ritterschaft).

Auch diese Zusagen gehören zu denen, mit welchen dem berliner Frieden ein Inhalt gegeben wurde. Auch sie sind durch zahlreiche Maßregeln der dänischen Regierung verletzt und gebrochen worden. Auch aus ihnen läßt es sich rechtfertigen, wenn von Seiten Deutschlands jener Friede als von Dänemark selbst aufgehoben betrachtet würde. Grade diejenigen Bande zwischen den Bewohnern beider Herzogthümer, welche nach jener Erklärung von 1851 selbstverständlich gestärkt werden sollten, sind auf die rücksichtsloseste Weise als unerlaubt bezeichnet und zerrissen worden. Man hat nach und nach alle für die Bewohner Schleswigs und Holsteins zugleich bestehenden Vereine durch Verfügungen für Schleswig unterdrückt, während man sie für Holstein fortbestehn ließ. Hätten dieselben irgendwelche politische Zwecke auch nur entfernt verfolgt, so ließe sich das Verbot begreifen. Sie hatten aber ausschließlich landwirthschaftliche, künstlerische, religiöse oder wissenschaftliche Tendenzen; keiner von ihnen, wol aber die Regierung mit ihrem Angriff auf ihr Bestehen, betrat das Gebiet der Politik.

Wie lächerlich gründlich dabei verfahren wurde, zeigt die Verfügung von 1853, welche allen Schleswigern den Eintritt in einen für beide Herzogthümer gestifteten Assecuranzverein gegen die Lungenseuche unter dem Hornvieh „allen Ernstes" untersagt, sowie die, welche den Landleuten des schleswigschen Amtes Hütten bei Strafe verbot, sich bei einer für den Sommer 1858 im benachbarten holsteinischen Amt Rendsburg veranstalteten Thierschau zu betheiligen. Beide, jener Verein und dieses landwirthschaftliche Fest, waren vollkommen unschuldiger Natur, die einzige Schuld, welche das Ministerium an ihnen finden konnte, bestand darin, daß sie über die chinesische Mauer griffen, welche die eiderdänische Politik zwischen Holstein und Schleswig auch in solchen Beziehungen erbaut sehen möchte, welche in den Zusagen von 1851 ausdrücklich als nützlich anerkannt sind.

Wir heben ferner hervor: Die Bekanntmachung vom 23. April 1853, durch welche die 1815 gegründete Bibelgesellschaft für die Herzogthümer Schleswig und Holstein hinsichtlich des erstern aufgehoben wurde. Es traf dieselbe kein andrer Vorwurf, als der, daß sie gesetzlich für beide Herzogthümer bestimmt war, und daß sie sich die Verbreitung deutscher Bibeln im „dänischen Herzogthum Schleswig" hatte angelegen sein lassen. Daraus, daß sie sich „Landesbibelgesellschaft" oder „vaterländische Bibelgesellschaft" nannte, aufrührerische Tendenzen herauszuspüren, bedarf es einer Rabulistennase von besonders feiner Sorte, wie sie nur der Propst Hansen, der die Maßregel in der letzten schleswigschen Ständeversammlung vertheidigte, zu besitzen scheint.

Digitized by Google

Gegen die neue Bibelgesellschaft, die der Regierung danisiren hilft, indem sie unter anderm die von Kopenhagen octroyirten neuen Ortsnamen anwendet, haben die Dänen nichts einzuwenden.

Wir erinnern sodann an das Verbot einer Anzahl von Vereinen, welche Pertinenzien der Universität Kiel, einer beiden Herzogthümer gemeinsamen Anstalt, sind, deren Erhaltung als einer solchen von der Regierung ausdrücklich verheißen wurde. Dahin gehören: Die schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte, die schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer und der kieler Kunstverein. Die erste dieser Gesellschaften, 1833 zusammengetreten, hatte den König Friedrich den Sechsten zum Protector, seinen Nachfolger an der Spitze ihrer Ehrenmitglieder. Ihr Zweck ist ein rein wissenschaftlicher: Aufhellung der Vorzeit der genannten drei Länder. Im Fall der Auflösung des Vereins überweist das Statut die Gelder, Papiere und Effecten desselben der kieler Hochschule. Die zunächst nach dieser genannte Gesellschaft wurde 1834 bestätigt. Ihre Sammlungen sollen statutenmäßig als öffentliches Eigenthum und als Zubehör der kieler Universitätsbibliothek betrachtet werden, und stehen unter der Aufsicht des Curators der Hochschule. Zur Förderung der Bestrebungen des Vereins wurden noch 1856 Summen aus dem Budget der Universität, zu welchem das Herzogthum Schleswig beiträgt, vom König bewilligt. Kein Unparteiischer wird behaupten wollen, daß diese Gesellschaft sich jemals irgendwie mit Politik abgegeben hätte. Der Kunstverein endlich, 1843 gegründet, wird ebenfalls aus öffentlichen Mitteln unterstützt und ist ebenfalls mit der Universität Kiel verbunden. Der König bewilligte ihm seit 1855 jährliche Beiträge und steht seit 1857 an der Spitze seiner Mitglieder. Niemals ist in dieser ausschließlich der Förderung der Kunst und des Verständnisses derselben im Volke gewidmeten Gesellschaft irgend eine Tendenz zu bemerken gewesen, welche ein vernünftig Urtheilender als eine politische hätte bezeichnen mögen. Nur einer ähnlichen dänischen Spürnase, wie der oben erwähnten, konnte es gelingen, aus einem Paragraph der Statuten, welcher die Bildergallerie zu einem „Annex der Universität" und zum „Eigenthum des Landes für ewige Zeiten" erklärte, schleswig-holsteinische Absichten herauszudüfteln und aus dem Umstande, daß der Verein der Verbindung deutscher Kunstvereine beitrat, die staatsgefährliche Tendenz hervorzuscharren, Schleswig als Anhängsel von Holstein unter die Rubrik Deutschland fallen zu lassen. Gleichwol wurden durch eine Ministerialbekanntmachung vom 23. December 1858 die erwähnten Vereine für Schleswig verboten und damit die Gemeinschaftlichkeit der Universität theilweise aufgehoben.

Durch denselben Erlaß unterdrückte die Regierung einen Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse und den Verein für Gartenbau in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, ebenfalls nur hinsichtlich

Digitized by Google

Schleswigs und ebenfalls nur deshalb, weil diese Gesellschaften für die drei Länder bestimmt waren.

Endlich nahm das Ministerium keinen Anstand, in der gedachten Bekanntmachung ganz allgemein den Grundsatz aufzustellen, daß ähnliche Vereine, wie die im Vorgehenden genannten im Voraus für das Herzogthum Schleswig verboten seien, sofern sie die Absicht haben, Bewohner Schleswigs und Holsteins zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit für den einen oder den andern, gleichviel welchen Zweck zu vereinigen. Es ist wol überflüssig, näher auszuführen, daß dieser Grundsatz, consequent durchgeführt, ein Ergebniß haben muß, welches dem gesunden Menschenverstand zuwiderläuft. Es gibt für unverblendete Augen nur zwei Möglichkeiten: Entweder enthalten die in Rede stehenden Vereine nicht zu duldende Elemente, gefährliche Tendenzen (was auf das Entschiedenste in Abrede zu stellen ist), wo sie für den ganzen Umfang der Monarchie, wenigstens für Holstein verboten werden müssen, oder sie sind ohne solche Elemente und Tendenzen, wo sie logischer- und gerechterweise auch in Schleswig nicht unterdrückt werden dürfen. Aber freilich die Logik sowol wie die Gerechtigkeit hat bei der dänischen Herrschaft in Schleswig noch gar manche Schuld einzucassiren.

Dieselbe Beurtheilung wie das Verfahren des Ministeriums in Betreff jener Vereine verdient das im Winter 1858 erlassene Verbot, den im Verlag des „Altonaer Merkur" erscheinenden, Vielen wegen der darin enthaltenen Terminangaben unentbehrlichen Almanach, welchen die betreffende Verfügung wundersamster Weise ausdrücklich als „Allerhöchst privilegirten gemeinnützigen" bezeichnet, in das Herzogthum Schleswig einzuführen und zu verhandeln, während derselbe überall in Holstein und Lauenburg und ebenso in Jütland und auf den Inseln ungehindert verbreitet wird. Vor gewöhnlichem Menschenverstande einer der unschuldigsten seines Geschlechts, hat derselbe sich nach dänischem Verstande, den der Regierungscommissar in der letzten schleswigschen Ständeversammlung zu vertreten die Güte hatte, des hochverrätherischen Unterfangens schuldig gemacht, „die Vorstellung hervorzurufen, als ob alles Land diesseits der Königsau zu Deutschland gehöre." — Wir können ihm das nicht zutrauen, dem armen trocknen Kalendermann, wir sehen ihn noch einmal an und lauschen dann, an uns irr geworden, den Aufschlüssen des Herrn Commissars. Und siehe da, sie werden uns, wenig befriedigend zwar, aber um so mehr geeignet, zur Heiterkeit zu stimmen:

„Man lese das Verzeichniß der Jahrmärkte darin. Da steht Hadersleben und Braunschweig, Flensburg und Rostock und so die Namen von Oertern in verschiedenen deutschen Ländern mit denen im Herzogthum Schleswig in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Das ist der Grund, warum dieser Almanach verboten worden ist."

Digitized by Google

Ob der Herr Commissar denn gar keine Vorstellung davon gehabt hat, wie überaus lächerlich sich die Emphase ausnahm, mit der er diesen abgeschmackten Beweis führte!

Aehnliches gilt von den zahlreichen Verboten von Büchern und Landkarten, die nur von Schleswig verbannt sind — Verbote, die jedem Bewohner dieses Herzogthums, wenn er sicher sein will, nicht unwissentlich gegen den Willen der Regierung zu verstoßen und in Strafe zu verfallen, die Nothwendigkeit auferlegen, sich das mit jedem Jahre wachsende Verzeichniß der Schriften anzuschaffen, deren Besitz untersagt ist.

In gleichem Sinne wird die Tagespresse behandelt, und so ist es völlig unmöglich, in Schleswig ein Organ zu halten, welches die Interessen und Wünsche der Majorität der Bewohner des Herzogthums vertritt. Druckschriften unter sieben Bogen, mithin alle Zeitungen, müssen vor der Vertheilung der Ortspolizeibehörde vorgelegt werden. Die Wochen- und Tagesblätter bedürfen noch außerdem eines besondern Privilegiums, das jeden Augenblick genommen werden kann, sowie einer speciellen Erlaubniß für die Aufnahme politischer Aufsätze und Berichte. Auswärts gedruckten Schriften und Zeitungen ergeht es nicht besser, obwol für sie kein gesetzliches Hinderniß besteht. Die einheimische Presse in Schleswig besitzt fast nur solche Blätter, die Localanzeigen bringen. Nur zwei Zeitungen politischen Inhalts erscheinen täglich: Die „Flensburger Zeitung" und die „Dannevirke", zwei kleine garstige Schlammvulkane, deren Hauptaufgabe darin besteht, Alles, was an deutsches Wesen und deutsche Bestrebungen in und außer dem Herzogthum erinnert, auf das Niederträchtigste zu besudeln. Diese haben nicht nur vollständigste Preßfreiheit, sondern sie werden sogar auf Kosten des Landes mit jährlich 4000 Rthlrn. subventionirt, und wenn sie täglich in Persönlichkeiten, Verleumdungen und Beleidigungen Erstaunliches leisten, so steht den von ihnen Gemißhandelten keinerlei Erwiderung oder Vertheidigung frei. Selbst die hamburger Blätter äußern sich, um nicht im Herzogthum verboten zu werden, nur selten, und dann mit großer Vorsicht über schleswiger Zustände und Ereignisse.

Ein Petitionsrecht besteht nur insofern, als jeder Bewohner Schleswigs für sich einzeln eine Bittschrift einreichen kann. Das Recht freier Versammlung oder Vereinigung existirt gar nicht. „Zur gemeinsamen mündlichen oder schriftlichen Vorbringung eines, öffentliche Angelegenheiten betreffenden Anliegens," sagt die Verfassung, „dürfen nur die verfassungsmäßigen Vertreter einer gesetzlich anerkannten Corporation, und auch diese nur dann sich vereinigen, wenn der Gegenstand des Anliegens (der Petition oder Adresse) nicht eine allgemeine Landesangelegenheit ist, sondern lediglich das besondere Interesse der von den Bittstellern vertretenen Corporation betrifft." Jede andere Vereinigung zu dem gedachten Zwecke, jede Unterzeichnung einer Massen-

ed by Google

petition, welche eine öffentliche Angelegenheit behandelt, ist bei Strafe verboten.

Die Stände Schleswigs haben sich über die Unerträglichkeit der durch die angeführten Verfügungen geschaffenen Zustände mit der größten Energie ausgesprochen. Es hat nicht das Mindeste geholfen. Sie verwendeten sich für die Rechte der Landesuniversität. Vergebens! Sie baten um Preßfreiheit, und die Regierung ließ ihnen in Worten, die offenbaren Hohn enthielten, erklären, die Bitte würde erfüllt werden, falls sie sich besserten, falls sie gewisse Rechte aufgäben, die den Dänen ein Dorn im Auge sind. Sie versuchten eine Ministeranklage, und der servile Präsident, der mit alleiniger Ausnahme der Sprachfrage bei allen Gelegenheiten auf die Seite der Regierung und der dänischen Minorität trat und letzterer die gröbsten Ausschreitungen gestattete, während er der Majorität nach Möglichkeit den Mund schloß, wußte das Unternehmen zu vereiteln. Sie gedachte ihre Klagen in der Adresse, die wir in Vorstehendem umschrieben haben, an den König zu bringen, und auch dieser Versuch wurde durch den Vorsitzenden hintertrieben, ja die Regierung machte sogar Miene, die 26 Unterzeichner der Adresse gerichtlich verfolgen zu lassen. Ist dies bis jetzt unterblieben, so hat die Polizei wenigstens auf das Eifrigste nach solchen gefahndet, welche diesen Meinungs- und Willensausdruck der Landesvertretung im Druck verbreitet hatten.

Damit im Zusammenhang standen die Untersuchungen, welche mehreren an die Stände gerichteten Adressen von Einwohnern der Städte Schleswig und Eckernförde galten. Der königliche Commissar glaubte darin verbrecherische Wünsche ausgedrückt, er forderte vom Präsidenten die Auslieferung derselben, und dieser war charakterlos genug, sie ohne Zwang von Seiten der Regierung, ohne Erlaubniß von Seiten der Ständeversammlung und ohne Rücksicht auf die darin liegende Verletzung des Petitionsrechts sofort auszufolgen und so der Polizei als Helfershelfer zu dienen. Da es sehr lehrreich ist, der letztern auf ihren Gängen zu folgen, so widmen wir den wichtigsten unter den nun eingeleiteten Untersuchungen eine ausführliche Darstellung. Vorher aber geben wir die betreffenden Adressen und einige Auszüge aus den Expectorationen der dänischen Minorität, die dazu dienen mögen, zu zeigen, mit was für unfläthigen Gesellen die Majorität sich herumzuschlagen hat.

Die vom 24. Januar 1860 datirte Adresse aus Eckernförde lautete:

„Hohe Ständeversammlung!

„Mit ernster freudiger Erwartung begrüßt das Land Ihr erneutes Zusammentreten. Eine schwere Zeit ist über uns dahin gegangen. Arges haben wir erduldet, fast Unerträgliches ertragen, aber der Muth des Volkes ist nicht gebrochen.

Nur noch inniger hat das Mißgeschick der letzten Jahre in uns die Ueber-

ed by Google

zeugung befestigt, daß wir nicht ruhen dürfen, bis dem Recht Genüge geschehn, bis die Verbindung und Selbständigkeit wieder hergestellt und durch feste Formen gesichert ist. Hohe Versammlung, wir vertrauen auf Sie, daß Sie ohne Scheu den Kampf wieder aufnehmen werden. Vertrauen Sie auf uns."

Die andere Adresse, Schleswig den 8. Februar datirt, lautete folgendermaßen:

„An die hohe Ständeversammlung des Herzogthums Schleswig.

„Das Land spricht überall und wendet sich an Sie, hohe Stände, denen allein noch das Recht zusteht, vereint die Klagen wie die Bitten desselben vor dem Thron unsres Landesherrn zu erheben. Da darf der Schleswiger nicht zurückstehn, wenn er auch Jahre lang geschwiegen. Erheben Sie mannhaft die Stimme für das mehrfach verletzte Recht, protestiren Sie gegen den faktisch bestehenden Reichsrath und seine Beschlüsse, seitdem derselbe für Holstein und Lauenburg aufgelöst ist. Zeigen Sie Sr. Majestät dem König, unserm Landesherrn, daß nur auf Grundlage der uralten Verbindung beider Herzogthümer, die keine Gewalt aufheben kann, ein staatlicher Verband möglich ist, der für alle unter Allerhöchstseinem Scepter stehenden Länder Befriedigung, Ordnung und Einigkeit gewährt. Die Selbständigkeit und Gleichberechtigung, mithin die Unabhängigkeit von allen directen und indirecten dänischen Einflüssen, ist vertragsmäßig 1851 und 1852 dem Lande zugesichert. Die Grundlage, auf welcher die neue Ordnung 1852 erbaut werden sollte, hat sich als unhaltbar, unausführbar erwiesen.

Es gilt jetzt frei und offen zu reden; noch kann geholfen werden, wenn man gerecht und billig sein will, das ist mein Glaube. Möge das herrschende Regiment nicht neue blutige Tage über unser armes Land herbeiführen! Schützen Sie es, hohe Stände, durch Ihr Wort an den Stufen des Thrones."

Die Dänen in der Ständeversammlung waren über diese Kundgebungen außer sich vor Wuth und Grimm. Sie stellten, 13 Mann hoch, den Antrag, die Adressen als solche zu brandmarken, welche die tiefste Indignation der Versammlung erregt, sie augenblicklich vom Tische im Ständesaal zu entfernen und der betreffenden Behörde zuzustellen. Ihr Wortführer, der Hofbesitzer Krüger von Bestoft, schäumte bei der Motivirung des Antrags förmlich vor Gift und schmutzigem Geifer. Er gedachte im Hinblick auf den Widerstand, den die Erledigung der Frage gefunden, ob die Adressen vom Tische der Versammlung entfernt werden sollten, eines wenig anmuthigen, aber echt dänischen Sprichwortes, zu dem man die Schleswig-Holsteinischen Briefe Bd. II., S. 153, vergleichen möge. Er sagte (salva venia!): „Kräße ist leichter zu bekommen, als wieder los zu werden; es ist leichter, Sachen dieser Art auf den Tisch der Versammlung zu bringen, als sie wieder fortzu-

Digitized by Google

schaffen." Er erklärte die Adressen für „so aufrührerisch, als sie nur sein könnten", und knüpfte daran die unreinliche, aber ebenfalls charakteristische Bemerkung, wofern die Versammlung seiner Meinung nicht beipflichte, nicht kräftig gegen die in den Adressen ausgedrückte Anmaßung protestire, so habe sie den Ständesaal „zu einem Rinnstein, zu einem Abtritt für aufrührerische und verrätherische ekelhafte Excremente gemacht."

Die große Mehrzahl der Abgeordneten war anderer Ansicht. Sie protestirte nicht gegen die Adressen, wol aber gegen die Willkür ihres Vorsitzenden, der sie vom Tische der Versammlung entfernt und der Polizei ausgeliefert; sie wahrte das Recht der Schleswiger zur freien Aeußerung ihrer Ueberzeugungen gegenüber der Landesvertretung, sie glaubte ihren Saal nicht zu verunreinigen, wenn sie deutlich merken ließ, daß der Inhalt jener Adressen ihr eignes politisches Glaubensbekenntniß ausdrücke.

Wir kommen nun zu den polizeilichen Verfolgungen, welche die Regierung über diejenigen, welche den Entwurf der nicht zur Verhandlung zugelassenen Adresse der 26 Abgeordneten an den König im Druck verbreitet, sowie über die, welche die mitgetheilten Adressen an die Ständeversammlung unterzeichnet hatten, zu verhängen befahl.

Am 17. Februar erschien Jörgensen, der Polizeimeister der Stadt Schleswig, in Begleitung eines Gendarmen und mehrer Polizeidiener in der dortigen Heibergschen Buchhandlung, präsentirte dem Inhaber derselben einen mit der Etikette seiner Firma versehnen gedruckten Comitébericht an die Ständeversammlung vom 3. Februar nebst dem Entwurf der Adresse der Sechsundzwanzig, ließ sich bestätigen, daß diese Druckschrift in der Stadt zu dem notirten Preise von 8 Sch. R. M. zum Verkauf ausgeboten worden, und erklärte hierauf, daß er sich in den Besitz der Buchhandlung setze, was von ihm dadurch vollzogen wurde, daß er das Local versiegelte. Am Abend desselben Tages wurden die Verhöre Heibergs und seines Geschäftsführers auf dem Rathhause fortgesetzt. Dieselben räumten ein, daß ihnen Tags vorher mit der Frachtpost 500 Exemplare der gedachten Schrift von dem Drucker der „Itzehoer Nachrichten" zugekommen und daß davon sofort 150 Exemplare in der Stadt ausgetragen, 50 nach Flensburg und 300 nach Kiel und Hamburg versandt worden seien. Die Versendungsliste für die Stadt Schleswig wurde ausgeliefert, und der Polizeimeister ließ die Exemplare von den Adressaten einfordern. Heiberg leugnete, die 500 Abzüge bestellt zu haben: er habe nur dem erwähnten Druckereibesitzer in Itzehoe brieflich den Vorschlag gemacht, wenn er die Adresse der Sechsundzwanzig seinem Blatt als Beilage beigeben wolle, eine Anzahl Exemplare mehr auf gemeinschaftliche Rechnung abziehn zu lassen. Darauf sei ihm von jenem geantwortet worden, er werde Adresse und Comitébericht auf eigne Kosten drucken und 500 Exemplare der

Heibergschen Buchhandlung zum Vertrieb übersenden; für ihre Bemühung sollten ihr 50 Proc. Rabatt zugestanden sein. Der Geschäftsführer Heibergs habe sofort geschrieben, daß dies nicht convenire, der Drucker aber, ohne die Antwort auf seinen Antrag abzuwarten, die 500 Abzüge abgehn lassen. An diese Auseinandersetzung knüpfte Heiberg das Verlangen nach unverzüglicher Wiedereröffnung seines Geschäftslocals, eventualiter gegen Stellung einer Caution. Dies wurde vom Polizeimeister abgeschlagen, da die Angelegenheit als Criminalsache bereits an den Magistrat (das Stadtgericht) überwiesen worden sei. Indeß werde vermuthlich schon am folgenden Tage die Durchsuchung des Lagers und vielleicht auch die Wiedereröffnung des ganzen Geschäfts stattfinden können.

Als dies nicht geschah, richtete Heiberg am 20. an den Magistrat die Bitte um Entsiegelung seines Buchladens, wobei er hervorhob, daß bei längerem Verschluß desselben außer seinem buchhändlerischen Geschäft auch die von demselben unabhängige Musikalien-Leihanstalt, deren Vorräthe mit unter Siegel gelegt worden, gehemmt werde. Für den Fall, daß eine vorgängige Untersuchung des Bücherlagers nothwendig befunden werde, bat er um schleunige Vornahme derselben. Die Antwort hierauf war eine Ladung vor das Stadtgericht, wo man ihn, seinen Geschäftsführer Brandes und dessen Gehilfen zur Wiederholung der vor dem Polizeimeister gemachten Aussagen veranlaßte und ihnen dann unter dem Bemerken, die Criminaluntersuchung sei wider sie eröffnet, Stadtarrest ankündigte. Die Wiedereröffnung des Geschäfts, hieß es, könne keinesfalls vor Durchsicht der vorhandenen Büchervorräthe stattfinden; wann dieselbe stattfinden solle, ward nicht gesagt.

Gegen diesen Bescheid legte Heiberg das Rechtsmittel der Supplication an das Appellationsgericht ein und erbat sich eine Abschrift des Protokolls, die er — man sieht schon hier, wie Alles darauf angelegt wurde, die Wiedereröffnung des Geschäfts aufzuhalten und den Inhaber zu ruiniren — erst nach Verlauf von zwei Tagen erhielt, obgleich sie kaum eine halbe Seite einnahm. Die Aufschrift lautete: „In Untersuchungssachen gegen den Dr. und Buchhändler C. Heiberg wegen absichtlicher Verbreitung einer von ihm in der Druckerei zu Itzehoe bestellten und bezognen Druckschrift aufrührerischen und aufwieglerischen Inhalts."

Am 27. ließ Heiberg dem Appellationsgericht in Flensburg eine Recursschrift überreichen, in welcher zunächst auf Grund der Verordnung vom 10. März 1848 ausgeführt wurde, daß der Polizei nur die Beschlagnahme der betreffenden Druckschrift und die Hinderung der Verbreitung derselben, nicht aber die Schließung des Geschäfts zugestanden, woran der Antrag auf eine Weisung an den Magistrat sich knüpfte, die Buchhandlung sofort oder nach geschehener Durchsuchung für den Weiterbetrieb zu öffnen. Ferner aber wurde

Digitized by Google

darüber Beschwerde geführt, daß diese Angelegenheit als Criminalsache behandelt worden, da nach jener Verordnung das Ministerium angewiesen sei, auf den Bericht des Polizeimeisters wegen einer von ihm als gefährlich angehaltenen (bisher nicht verbotenen) Schrift, die Beschlagnahme entweder aufzuheben oder zu bestätigen und im letzteren Fall, wenn der Betheiligte es verlange oder die Regierung ein Strafverfahren für nothwendig erachte, dem Obersachwalter (Staatsanwalt) Auftrag zur Erhebung einer fiscalischen Klage vor dem competenten Gericht zu ertheilen. Bei der Natur des fiscalischen Processes ergebe sich erst bei Anstellung der Klage, ob eine Criminalsache vorliege, bis dahin könne also von einem Criminalverfahren nicht die Rede sein, und so sei denn auch der über Heiberg und seinen Geschäftsführer verhängte Stadtarrest aufzuheben.

Das Appellationsgericht erforderte unverzüglich Bericht vom schleswiger Magistrat, es erfolgte die Vernehmung des itzehoer Druckers, dieselbe bestätigte die Aussagen Heibergs, und darauf kam von Flensburg der Bescheid: 1) Nach den einberichteten Umständen sei kein Grund vorhanden, die Schließung der Heibergschen Buchhandlung fortbestehen zu lassen und es werde demnach dem Magistrat aufgegeben, dieselbe ohne Verzug gerichtlich entsiegeln zu lassen; 2) Zur Aufhebung des über den Bittsteller decretirten Stadtarrests habe man keine genügende Veranlassung gefunden; 3) Hinsichtlich der Frage, ob die Sache im Wege des fiscalischen Processes oder in Form einer allgemeinen criminellen Untersuchung fortzuführen, müsse es dem Magistrat überlassen bleiben, das Erforderliche wahrzunehmen oder nach Befinden die Angelegenheit dem Ministerium vorzulegen.

Inzwischen hatte der Magistrat schon am 29., als ihm die Beschwerdeschrift Heibergs vom Appellationsgericht zur Beantwortung zugegangen, der Untersuchung eine neue Wendung gegeben, indem er Heiberg vorlud und ihm erklärte, da er sich durch Verbreitung der Adresse eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, so sei er der Amnestie von 1851 verlustig und die Untersuchung müsse nun auf sein Verhalten während des „Aufruhrs" von 1848 ausgedehnt werden. Zu gleicher Zeit zeigte man ihm einen Brief aus dem gedachten Jahr, in welchem die Worte standen, „der Feind steht bereits auf unserm Boden," und fragte, wen er mit diesem Feind gemeint habe. Schließlich bemerkte man ihm, daß nun auch eine Durchsicht seiner Privatpapiere stattfinden werde. Als er sich vom Verhör nach Hause begab, folgte ihm der Polizeimeister auf dem Fuße, trat mit ihm zugleich ins Zimmer und beschuldigte ihn, hineingeeilt zu sein, um verdächtige Papiere in Sicherheit zu bringen. Vergeblich wendete Heiberg ein, daß er nur gegangen, um seine Frau auf den neuen Schreck vorzubereiten, und als er, gegen die Durchsuchung seiner Privatpapiere protestirend, erklärte, sich desfalls an das Appellations-

Digitized by Google

gericht wenden zu wollen, versiegelte der Polizeimeister ohne Weiteres sein Zimmer.

Am 8. März, als der Bescheid des Appellationsgerichts eingetroffen, erschien Jörgensen zwar, um demselben nachzukommen und die Siegel von dem Buchladen zu nehmen, siegelte ihn aber sofort „aus administrativen Gründen" wieder zu. (Diese Gründe bestanden anfänglich in der vollkommen neuen Meinung, „daß ein in Criminaluntersuchung Stehender sein Geschäft nicht weiter betreiben könne," dann in der Behauptung, daß die Vergangenheit Heibergs ebenfalls aufzunehmen sei.) Als er sich dann anschickte, die Durchsuchung der Privatpapiere vornehmen zu wollen, protestirte der Geschäftsführer, den Heiberg wegen Unwohlseins beauftragt, ihn zu vertreten, auf so lange dagegen, als nicht das Appellationsgericht darüber entschieden, und so unterblieb sie.

Heiberg war bei fortdauerndem Unwohlsein nicht im Stande, selbst seine Recursschrift gegen diesen neuen Uebergriff sowie gegen die Nichtbefolgung des Appellationsgerichts-Bescheides auszuarbeiten und beauftragte deshalb einen kieler Advocaten damit, was ihm nach der für beide Herzogthümer geltenden Advokatenordnung freistand. Das Appellationsgericht aber wies den gewählten Defensor ohne Angabe von Gründen (wol nur, weil er Holsteiner) zurück und verzögerte, indem es Heiberg nöthigte, seine Rechte selbst zu vertheidigen, die Entscheidung der Angelegenheit wiederum geraume Zeit. Indeß entschied es auch diesmal endlich gegen die Ansicht des Magistrats, indem es demselben aufgab, die Untersuchung des Verhaltens Heibergs in der Zeit der Erhebung als unzulässig einzustellen. In Folge dessen erwartete dieser wenigstens die nur wegen dieser Untersuchung verfügte Versiegelung seines Privatzimmers aufgehoben zu sehn. Die Antwort auf ein dahin gehendes Gesuch an den Magistrat belehrte ihn eines Andern, und so ergriff er abermals Recurs.

Aber noch bevor dieser bei der höhern Instanz in Betracht genommen war, noch während der Suspension jenes Bescheids wegen des dagegen eingewandten Rechtsmittels, am 18. Juni fiel ihm der Bürger- und Polizeimeister sammt dem ganzen augenblicklichen Personal des Magistrats und zwei Polizeidienern ins Haus, um die Privatpapiere nachzusehn. Die Verwahrung Heibergs gegen solche Willkür wurde nicht beachtet. Man drang in das versiegelte Wohnzimmer, erbrach das Pult Heibergs und durchsuchte dessen Inhalt. Der Erfolg war derselbe, wie der, welcher sich bei der kurz vorher zwischen Entsiegelung und Wiederversiegelung des Buchladens vorgenommenen Durchsuchung der Geschäftspapiere Heibergs herausgestellt hatte. War die Absicht der Behörde damals gewesen, Beweise einer brieflichen Verbindung des Verfolgten mit dem einen oder dem andern von den 26 Unterzeichnern der ständischen Adresse an den König zu entdecken, so gedachte man jetzt den

Digitized by Google

Entwurf zu einer Adresse an die Stände zu finden, wegen der sich der schleswigsche Bürger Versee in Untersuchung befand, und welche Heiberg angefertigt haben sollte. Hatte man dort ohne Resultat abziehn müssen, so fand sich auch hier das Gewünschte nicht, und man hatte sich mit dem geringen Triumph zu begnügen, einen Bericht Heibergs an eine kölner Versicherungsgesellschaft, deren Agent er war, mitzunehmen, worin der Ausdruck vorkam, daß er „ein alter Schleswig-Holsteiner" sei.

Damit waren die Untersuchungen gegen Heiberg geschlossen. Sein Privatzimmer hatte man nach Beendigung der Haussuchung am 18. Juni offen gelassen. Der Buchladen blieb versiegelt und er ist bis heute noch nicht wieder geöffnet.

Werfen wir noch einige Blicke auf diesen Umstand sowie auf andere damit zusammenhängende, so wird sich das ganze Verfahren gegen den unglücklichen Mann noch klarer als eine Kette von Willkürlichkeiten und Gesetzverletzungen der ärgsten Art herausstellen. Schon in den ersten Tagen hatte der Polizeimeister, angeblich, um die Richtung der Buchhandlung beim Vertrieb politischer Schriften kennen zu lernen, statt das Lager zu durchsuchen, die Hauptbücher mitgenommen. In Bezug auf die Büchervorräthe hatte er nur nach Beselers „Mahnruf" und nach den „Anklagen des Aufruhrs" gefragt. Von letzterer Schrift war nichts, von ersterer ein Exemplar vorhanden. Auf die Bemerkung, daß diese Broschüre aufwieglerischen Inhalts sei, wurde dem Polizeimeister entgegnet, daß sie nicht verboten, daß man die Behörde wiederholt ersucht, der Buchhandlung ein Verzeichniß der verbotnen Bücher mitzutheilen, aber niemals ein solches habe erhalten können. Der Polizeimeister wußte darauf nur zu erwidern, daß er selbst bisweilen erst aus der in Flensburg erscheinenden „Juristischen Wochenschrift" erfahre, welche Schriften im Herzogthum verpönt seien.

Nach einigen Tagen brachte Jörgensen das Hauptbuch mit dem Bemerken, daß er darin nichts Unrechtes gefunden, in den Buchladen zurück, den er dann wieder versiegelte. Alle an Heibergs Geschäft gerichteten Packete und Briefe fremder Buchhandlungen mußten vom Postamt und der Eisenbahn an die Polizei abgeliefert werden, und erst im Juli wurden sie von dieser an ihre wahre Adresse befördert. Die Geschäftsbücher Heibergs aber verblieben in dem versiegelten Laden, und als der Geschäftsführer, auf das Verlangen der fremden Verleger nach Abrechnung sich beziehend und die Unmöglichkeit, dem ohne die Bücher nachzukommen nachweisend, den Zugang zu letztern beanspruchte, blieb er mehre Wochen ohne Antwort.

Als Heiberg, von Natur schon schwächlich und durch die Chicanen der Polizei sowie durch die Aussicht auf den Ruin seines Vermögens schwer angegriffen, und abgespannt, sich seines körperlichen Zustandes wegen weigerte,

Digitized by

der Durchsuchung seiner Papiere beizuwohnen und sich zu den ihm zugemutheten Verhören zu stellen, schickte ihm die Polizei den Physikus ins Haus, um sich über die Richtigkeit des vom Hausarzt Suadicani in Betreff jenes Weigerungsgrundes ausgestellten Attests zu vergewissern, wobei zu bemerken ist, daß in Schleswig der Privatarzt für seine Atteste gesetzlich volle Glaubwürdigkeit genießt.

Auf die zweite Beschwerdeschrift Heibergs wegen Verhängung des Stadtarrests über ihn, Verzögerung der Entsiegelung seines Geschäftslocals und Aussetzung der Entscheidung in der Adreßangelegenheit erließ das Appellationsgericht einen Bescheid, der in Bezug auf den ersten Punkt das seltsame Motiv anführt, daß der Stadtarrest für den Beschwerdeführer keine Nachtheile habe. Aber von anderen Behinderungen abgesehn, beutet die Polizei diese Freiheitsbeschränkung sogar dahin aus, daß sie dem kränkelnden Heiberg verwehrt, den zehn Minuten von der Stadt entfernten Wald zu besuchen, welcher die gewöhnliche Promenade der Schleswiger bildet. In Betreff des zweiten Punktes geschah das Unglaubliche, daß das Appellationsgericht sich seiner richterlichen Macht gegenüber dem Polizeibeamten völlig begab, indem es erklärte, daß die auf administrativem Wege verfügte Schließung des Buchladens und Musikalien-Leihinstituts nicht zu seinem Ressort gehöre. Allerdings lautet § 9. in der schleswigschen Verfassung dahin, daß die Gerichte im Herzogthum die Rechtmäßigkeit einer Regierungsverfügung, so wie einer von der Obrigkeit oder der Polizei angeordneten Maßregel, nur insoweit zu beurtheilen haben, als dies ihnen durch besondere gesetzliche Bestimmungen oder durch Allerhöchste Resolution gestattet ist. Der Betheiligte kann sich mit seiner Beschwerde nur an die administrative vorgesetzte Behörde, bei Polizeiverfügungen in den Städten also nur an den Amtmann und von da an das Ministerium wenden und hat bis zu etwaiger Remedur Folge zu leisten. In unserm Fall jedoch hatte zwar die Polizei zuerst versiegelt, aber das Stadtgericht diesen Schritt bestätigt, und damit war derselbe zur Verfügung einer richterlichen Behörde geworden, als welche er der Entscheidung des Appellationsgerichts unterlag. Nun hebt dieses höchste Tribunal am 6. März die Schließung des Heibergschen Geschäfts als unbegründeten Eingriff in die bürgerlichen Rechte des Betheiligten auf. Aber der Polizeimeister als Administrativbeamter hält es für angemessen, diese Entscheidung nicht zur Ausführung kommen zu lassen. Er erklärt, doch sogleich wieder versiegeln zu wollen, und das Geschäft bleibt nach wie vor geschlossen, es ist so gut wie aufgehoben. Auf diese Weise besitzt die Verwaltungsbehörde die Macht, jedes gerichtliche Erkenntniß wirkungslos zu machen.

Das Criminalgericht, nachdem es eingeschritten, war lediglich befugt, solche Maßregeln zu treffen, daß der Zweck der Untersuchung erreicht werde. Hier

Digitized by Google

lag als Gegenstand der Untersuchung die Frage vor, ob Heiberg durch der Verkauf der Adresse der Sechsundzwanzig ein Verbrechen begangen. Das Gericht durfte alle Mittel brauchen, um die Vereitelung der Untersuchung durch Heiberg zu hindern. Das Criminalgericht hatte demselben Stadtarrest auferlegt und die höhere Instanz hatte diesen bestätigt. Das Criminalgericht hatte aber auch die Schließung des Buchladens angeordnet, und diese Maßregel war eben so unzweckmäßig als ungesetzlich: unzweckmäßig, da die Untersuchung erforderte, daß die Büchervorräthe nach Exemplaren der incriminirten Schrift nachgesehn würden, ungesetzlich, weil das Vergehen nur in dem Debit dieser Schrift lag. Ist ein Kaufmann beschuldigt, mit Contrebande zu handeln, so wird man sicher sein Waarenlager nachsehn und das gefundene verbotne Gut mit Beschlag belegen können, nimmermehr aber wird ihm die Behörde ohne Weiteres sein Geschäft zuschließen dürfen.

Ferner ist hervorzuheben, daß, wenn der § 9 der Verfassung den Gerichten der Regel nach untersagt, die Verfügungen der Polizei zu beurtheilen, dieser letztern damit doch nicht gestattet ist, die Richtigkeit richterlicher Entscheidungen zu kritisiren, sie durch Gegenanordnungen umzustoßen. Eine völlige Auflösung aller gesetzlichen Ordnung und Sicherheit würde die Folge davon sein. Die schleswigsche Verfassung verstößt allerdings gegen mehr als ein gutes Recht, so weit indeß wagten ihre Urheber nicht zu gehn. Die Regel hat eine Ausnahme, die exorbitante Verfügung in jenem Paragraphen hat die Beschränkung: wenn besondere gesetzliche Bestimmungen den Gerichten das Recht der Beurtheilung von Maßregeln der Verwaltung zuweisen. Dies leidet aber grade auf den vorliegenden Fall Anwendung. Wie oben bereits angeführt, bestimmt die Verordnung vom 10. März 1848 ausdrücklich, wenn die Polizei eine Druckschrift als gesetzwidrig oder gefährlich mit Beschlag belege und das Ministerium dies gut finde, so solle dieses Verfahren, wofern der Betheiligte darauf antrage, auf Anstellung fiscalischer Klage vom Gericht geprüft und durch dasselbe darüber entschieden werden. Hierin haben wir also einerseits eine Ausnahme von der Regel, daß die Gerichte nicht über Polizeianordnungen zu urtheilen haben, und andrerseits zugleich eine Anweisung, in welcher Weise und in welchem Maße die Polizei einschreiten darf: sie hat die gefährlich erscheinenden Schriften mit Beschlag zu belegen, den Debit zu hindern, nicht aber den Buchladen zu schließen. Sodann aber ist in der erwähnten Verordnung bestimmt, daß, wenn das Ministerium ein strafrechtliches Verfahren gegen den Verfasser oder Verbreiter für begründet erachtet, dasselbe dem Obersachwalter (Staatsanwalt) zu beauftragen habe, eine fiscalische Klage deshalb anzustellen.

Das Ministerium hat sich an diese Verordnung nicht gekehrt. Es hat unterm 17. April verfügt, die Sache sei in den Formen einer gewöhnlichen

Digitized by Google

Criminaluntersuchung vom Criminalgericht fortzuführen, und damit den Angeschuldigten wesentlich in Nachtheil gebracht. Der gesetzlich vorgeschriebene fiscalische Proceß, der sich in den Formen des Civilprocesses bewegt und öffentliche Anklage und Vertheidigung in sich schließt, würde dem Angeklagten eine sehr bedeutend bessere Stellung gewähren, als das geheime Verfahren des gewöhnlichen Criminalprocesses. Nun mag zwar die Heibergsche Sache nach dänischem Urtheil sehr wenig angethan sein, sich öffentlich sehn zu lassen, nichts desto weniger aber ist das Belieben der Regierung eine Abweichung vom Gesetz und somit unheilbar nichtig.

Das Appellationsgericht hat dies bisher nicht ins Auge gefaßt. Als Heiberg sich in seiner Beschwerde vom 27. Februar auf das Gesetz berief, um die Fortsetzung des Criminalverfahrens abzuwenden, antwortete es, der Magistrat als Untergericht habe zu beschließen, in welchen Formen die Untersuchung fortzuführen, oder die Sache dem Ministerium vorzulegen. Es konnte damit nicht meinen, daß letzterem die endgiltige Entscheidung zustehe, es wollte nur der Entscheidung des Untergerichts nicht vorgreifen. Wenn dieses die Acten dem Ministerium zusandte und auf die damit verbundene Frage, in welcher Form der Prozeß weiterzuführen sei, die Antwort erhielt, in der des gewöhnlichen Criminalprocesses, so war dies ein bloßer Wunsch, über dessen Erfüllung das Criminalgericht Beschluß zu fassen hatte salva supplicatione an das Appellationsgericht.

Eine andere Verletzung der Gesetze liegt in folgendem vor. §. 9 der Verfassung Schleswigs sagt, daß ein Conflict zwischen den Gerichten und den Verwaltungsbehörden durch den Staatsrath entschieden werden solle. Das Ministerium aber hat, von Heiberg um Wiedereröffnung seines Geschäfts angegangen, statt den in der Sache zu Tage getretnen Conflict zwischen dem Appellationsgericht und der schleswiger Polizei an den Staatsrath zu bringen, den Fall dem Gottorfer Amthause, einer untergeordneten Administrativbehörde, zur Entscheidung übergeben. Der Amtmann, eingeschüchtert durch den Polizeimeister und überdies von der kopenhagner Presse deutscher Sympathien verdächtigt, wagte nicht, sich für Hebung der Siegel zu erklären. Er äußerte sich dahin, daß der Staat Anspruch auf polizeilichen Schutz gegen den Buchhandel habe, und daß Heibergs Geschäft deshalb unter polizeilicher Aufsicht stehe, wobei er nicht bedachte, daß die Aufsicht einen Betrieb des Geschäfts voraussetzt, und daß, wo ein Geschäft geschlossen und versiegelt ist, eben nicht beaufsichtigt werden kann, ganz abgesehn davon, daß die Thätigkeit der Polizei für solche Fälle durch die eben angeführte Verordnung vom 10. März 1848, die nichts von Geschäftsschließung weiß, näher festgestellt ist.

Der Amtmann nahm in seinem Bescheid vom 31. Mai Bezug auf eine Verordnung von 1808, nach welcher der Buchhandel unter polizeilicher Aufsicht

Digitized by Google

ſtehn ſolle und die Befugniß zum Betrieb deſſelben wegen Debitirung verbotner Schriften entzogen werden könne. Heiberg erklärte eine ſolche Verordnung nicht zu kennen und bat, falls ſie exiſtire, um Mittheilung derſelben. Die Antwort lautete, man habe ſich geirrt, der Beſcheid gründe ſich auf eine andere Verordnung, vom 24. December 1843, welche die Befugniß zum Buchhandel als einem bürgerlichen Gewerbe betreffe. Auch dieſes Citat war ein unglückliches. Im dritten Paragraphen der betreffenden Verordnung heißt es zwar, daß die Befugniß zum Buchhandel wegen Uebertretung von Anordnungen gegen den Vertrieb unzuläſſiger Druckſchriften, beſonders im Wiederholungsfall, durch richterliches Erkenntniß entzogen werden könne. Aber Heiberg iſt der Uebertretung ſolcher Anordnungen nicht beſchuldigt worden, geſchweige denn wiederholt. Die Adreſſe der Sechsundzwanzig und Beſelers „Mahnruf" mochten der Regierung unangenehm ſein, verboten waren ſie nicht, wenigſtens konnte Heiberg von Anordnungen, die ſie als unzuläſſig bezeichneten, nichts wiſſen. Sprächen die Umſtände aber auch weniger günſtig für ihn, ſo wäre jedenfalls ein gerichtliches Erkenntniß zur Schließung des Geſchäfts erforderlich geweſen, während die Verſieglung deſſelben durch die Polizei ſchon eine Entziehung des Rechts zum Betrieb wenigſtens auf Zeit enthält, und da ſie nun ſchon volle ſieben Monate dauert, dem Ruin der Handlung gleichkommt.

In allen Culturländern ſind die Stadien gerichtlichen Verfahrens: Unterſuchung, Erkenntniß, Ausführung des Erkenntniſſes. In Schleswig ſcheint dieſe Ordnung umgekehrt ſein zu ſollen. Wenigſtens hat in dieſem Falle, den wir als juriſtiſches Monſtrum gründlich zergliedern mußten, die Polizei mit der Execution eines noch nicht gefällten Urtheils begonnen.

Doch wir vergeſſen, daß dieſe Polizei in Schleswig allmächtig iſt. Heiberg iſt ein Opfer dieſer Allmacht. Das ganze Verfahren der Polizei und des vom Polizeimeiſter gleich den Puppen eines Marionettentheaters am Faden dirigirten Criminalgerichts war im Weſentlichen darauf gerichtet, einem alten Schleswig-Holſteiner, der ſich vor der Erhebung als patriotiſcher Schriftſteller, während derſelben als Mitglied der Landesverſammlung und in den letzten unſeligen Jahren als Vertreter deutſcher Literatur, als Erhalter und Förderer deutſchen Weſens im „däniſchen Herzogthum Schleswig" den grimmigen Haß der eiderdäniſchen Partei zugezogen, die Lebensluft abzuſchneiden. Als die Unterſuchung wegen Verbreitung der Sechsundzwanzigeradreſſe keine Ausſicht dazu bot, da auch die Vernehmung der Abgeordneten Marquardſen, v. Ahlefeldt und Hanſen-Grumbye die Phantaſien von einer Verbindung Heibergs mit den Abgeordneten zum Zweck der Verbreitung jener Adreſſe als haltlos erſcheinen ließ, ſo ſuchte man ihn als angeblichen Autor der ſchleswigſchen Adreſſe an die Stände zu faſſen.

Ueber dieſe und einige ähnliche Unterſuchungen theilen wir im nächſten

Digitized by Google

Abschnitt Einiges mit. Für heute schließen wir mit dem Wunsche, daß das deutsche Volk des wackern Mannes gedenken möge, der so recht eigentlich ein Beispiel ist, mit welcher Treue und welcher Selbstverleugnung die Stammgenossen jenseits der Eider, und namentlich die Gebildeten unter ihnen, trotz aller Widerwärtigkeit der Zeiten, an ihrem Rechte, ihrem Glauben an die Zukunft und ihrer Hoffnung auf uns festhalten.

Bilder aus der Geschichte des Pietismus.

3.

Edelmann. — Haller.

Wir fügen noch, wenn auch nur in flüchtigen Zügen den Schluß der spinozistischen Entwickelung Edelmanns hinzu.

Die erste Frucht seiner neuen Erkenntniß war der Moses mit aufgedecktem Angesicht, dessen erstes Heft im November 1740 von den „Bartmännern" vertrieben wurde. Die fünf Bücher Moses wurden als Erzeugniß der Periode Esra's bezeichnet. Neue und entscheidende kritische Momente hatte Edelmann wenig gefunden, aber bei seiner massenhaften, wenn auch ungeordneten Belesenheit wußte er die buntesten und pikantesten Argumente gegen die Theologen anzubringen, die sie um so mehr reizten, je unruhiger und je leidenschaftlicher der Ton war. Er spottete über die Anforderung, daß ein geheilter Lahmer noch seine Krücke gebrauchen solle; er sprach mit großer Vorliebe vom Kaiser Julian. Die neue demonstrative Theologie (Wolf, Reinbeck) wurde fast noch verächtlicher abgefertigt als die orthodoxe, und die Darstellung von der Schöpfung und Unendlichkeit der Welt verräth den Gipfel seiner Mystik. Die Schrift erregte großen Lärm, sie wurde in Berleburg selbst confiscirt, die frankfurter Brüder erklärten sie für ein Teufelswerk, und selbst die nächsten Freunde wünschten, daß er die Decke mit etwas reineren Händen aufgehoben hätte. „Ich wußte aber damals selber nicht, daß ich noch so viel Schmutz an mir hatte, indem ich in der reinen Lehre erzogen zu sein glaubte und Exempel genug vör mir hatte von Leuten, denen ich im Punkt einer unanständigen Schreibart nicht das Wasser zu reichen vermochte.

Digitized by Google

Ich dachte also, was solchen großen Männern erlaubt wäre, das könnte man mir kleinem Lichtlein auch wol zu Gute halten."

Mit Zinzendorf war er in steter sehr kriegerischer Correspondenz geblieben. Die heimlichen Angriffe der Herrnhuter bestimmten ihn 1741 diesen Briefwechsel unter dem Titel Christus und Belial mit einer längeren Vorrede heraus zu geben. Zugleich hatte er vor, einen umfassenden Tractat von dem unbekannten Gott zu schreiben, begnügte sich aber vorläufig mit einem Theil dieses Themas: „die Göttlichkeit der Vernunft mit einer kurzen Anweisung zur Untersuchung der ältesten und vornehmsten Bedeutung des Worts Logos nebst einem Anhange von der Vernunftmäßigkeit des Christenthums."

Mittlerweile war der Graf von Berleburg am 5. Juli 1741 gestorben, und da sein Nachfolger von den Fremden starke Einzuggelder forderte, wanderten die beiden Bartmänner heimlich aus und siedelten sich Herbst 1742 in Hachenburg auf dem Westerwald an, nachdem sie vom Grafen dazu Erlaubniß erhalten. Zwar predigten die dortigen Katholiken, Lutheraner und Reformirte sehr heftig gegen sie, aber die Gräfin, die sich persönlich mit ihnen unterhalten, ließ ihnen ihren Schutz angedeihen. Edelmann hatte in dieser Periode eine sehr weitläufige Correspondenz, da von allen Seiten Licht suchende Gemüther sich an ihn wandten. Durch ihre Unterstützung gewann er auch seinen Lebensunterhalt. Als über seine bisherige Wohnung anderweitig disponirt wurde, wanderte er im Frühling 1744 weiter nach Neuwied, trennte sich von Erhard, der eine Stelle gefunden hatte, ließ sich den Bart abscheeren, setzte wieder die anständige Perücke auf und kehrte damit zur civilisirten Welt zurück. Auch von seiner bisherigen Mystik glaubte er sich gänzlich losgemacht zu haben und in seinen Schriften tritt eine größere Ruhe ein. Den Grafen von Neuwied bestimmte das Consistorium, von Edelmann ein schriftliches Glaubensbekenntniß zu fordern. Er legte ein solches 14. September 1745 vor, indem er zugleich versprach, es nicht unter die Leute zu verbreiten. Dennoch cursirten bald Abschriften, und im folgenden Jahre wurde es gedruckt. „Ich endige hier eine Schrift, sagt er in der Schlußrede an alle wahrheitsliebenden Herzen deutscher Nation, die vielleicht mancher unter euch im geheimen längst gewünscht hat. Vielleicht ist es die letzte. Darum erlaubt mir zu meiner Vertheidigung noch ein paar Worte mit euch zu sprechen. Mein Gewissen überzeugt mich, daß weder Muthwillen noch Frevel mir jemals die Feder in die Hand gegeben. Ich bin ohne mein Denken und wider meinen Willen dazu genöthigt worden. Man hat ein schriftliches Glaubensbekenntniß von mir begehrt. Man hat meines Herzens Gedanken in Sachen die Religion betreffend von mir wissen wollen. Als ein ehrlicher Mann war ich verbunden, die Wahrheit zu sagen und keinen Heuch-

Digitized by Google

ler abzugeben. Mir war das Sprichwort nicht unbekannt, daß man denen, die die Wahrheit geigen, den Fidelbogen um den Kopf zu schlagen pflegt. Allein weil man die Wahrheit von mir wissen wollte, mußte ich's darauf ankommen lassen und meiner gerechten Sache traun."

Das Glaubensbekenntniß enthält folgende Punkte. Gott sei das in allen Dingen gegenwärtige, einige, unveränderliche Wesen. Was in den Creaturen Reales und Gutes sei, das sei Gott selbst in ihnen; Gottes Wesen könne Keiner in seiner gegenwärtigen Unvollkommenheit ganz übersehn, daher sei jede Erkenntniß von ihm Stückwerk; zu diesen Stückwerken der Erkenntniß gehöre auch die Bibel. Der Gehorsam gegen die Stimme Gottes im Gewissen gibt uns den Himmel, die Widerspenstigkeit die Hölle. Die Welt ist von Ewigkeit her und ewig geschaffen, sie ist Gottes Schatten, Gottes Sohn, Gottes Leib und wird, wenn auch mannigfach verändert, nie zerstört werden. Die Seligkeit fängt schon in diesem Leben an durch die Einsicht, daß Gott Alles sei in Allem, wird nach dem Tode fortgesetzt und höher getrieben (Seelenwanderung). Christus war ein wahrer Mensch; seine Hauptabsicht ist gewesen, die durch vielerlei thörige Meinungen von Gott getrennten Gemüther wieder zu vereinigen, er wollte keine neue Religion errichten, sondern den Grund aller vorhergehenden einreißen, nämlich den, daß die Menschen einen über ihre Sünden erzürnten Gott auf eine oder die andere Weise wieder begütigen müßten. Der Mensch ist noch in derselben Vollkommenheit, in der er erschaffen worden ist. Christus wollte ihnen zeigen, daß sie zwar unter einander sich selbst, aber nimmermehr die unverletzliche Majestät ihres Schöpfers beleidigen könnten: insofern hat er die Sünde gegen Gott auf ewig aufgehoben und die Menschen erlöst. Christus ist nicht nur unter den Todten, unter denen er damals lebte, dem Geist nach wieder aufgestanden, sondern kommt noch täglich in Tausenden seiner Zeugen wieder.

Wegen der Veröffentlichung dieses Buches wurde Edelmann aus Neuwied vertrieben, er hielt sich an verschiedenen Orten, unter andern im Braunschweigischen verborgen auf. Gegen Ende des Jahrs 1746 finden wir ihn in Altona. Die hamburger Pastoren fingen nun an leidenschaftlich gegen ihn zu predigen. Einige dieser Predigten gab Neumeister heraus, der Edelmann persönlich kannte und mit seinen Eltern befreundet gewesen war. In der Vorrede 12. Mai 1747 setzte Neumeister hinzu: „Ich habe Dippel aus billigem Eifer den Erstgebornen des Satans genannt: im Vergleich mit diesem eingefleischten Teufel könnte er wol ein Engel heißen. Da ich dieses schreibe, ist mein Vorsatz gar nicht, den unseligen Edelmann zu widerlegen. Es würde auch vergebliche Arbeit sein, da er die Göttlichkeit der Schrift schlechterdings leugnet. Denn womit könnte ihm sonst das Maul gestopft werden? Und ob man ihn gleich überzeugte, welcher Gestalt er ihm selber vielfältig wider-

Digitized by

spräche, was würde es bei dem durchaus verstockten und zur Lästerung ganz verkauften Menschen fruchten! Ich überlasse ihn demnach dem gerechten Gericht Gottes, dem noch kein Lästerer entronnen ist." — Am ausführlichsten widerlegte ihn der Propst Hardenberg in der Schrift „die gerettete Religion"; ihm antwortete Edelmann im „Evangelium St. Hardenbergs" 7. April und in der „ersten Epistel St. Hardenbergs" 31. Juli 1747: beides glänzende Variationen des spinozistischen Systems und Angriffe gegen das christliche Sündenbewußtsein. Wir wollen den stärksten Satz, den Edelmann nach dieser Seite geschrieben, hier mittheilen. „Alle bekannte Religionen ließen der menschlichen Natur noch ein Vermögen etwas Gutes zu thun; aber wie das Christenthum oder besser zu reden der paulinische Glaube aufkam, so mußte sich ein jeder, der sich dazu bekennen wollte, als einen Sklaven der Sünde betrachten. Dadurch wurde aller Same der Tugend in den Menschen erstickt, zumal ihnen weiß gemacht wurde, sie könnten ohne Verdienst gerecht werden, wenn sie nur glaubten, daß ein todter Mensch das an ihrer Statt gethan hätte, was sie von rechtswegen hätten selber thun sollen."

Der Aufenthalt in Altona wurde Edelmann doch verleidet, obgleich er kühn genug war, die Kirchen, wo man gegen ihn predigte, selber zu besuchen. Den 23. Jan. 1747 wurde in Hamburg sein Glaubensbekenntniß confiscirt, 13. März den Zeitungen verboten, derartige Schriften anzuzeigen und bald darauf gegen seine Anhänger Untersuchungen angestellt. Ende October finden wir ihn in Berlin, wo unmittelbar darauf der Propst Süßmilch öffentlich gegen ihn predigte. „Ich gestehe, daß meine Geduld ein Ende hat, wenn ich an dieses Kind des Verderbens, an diesen abtrünnigen und falschen Judas gedenke. Ich bin bisher still gewesen, ob mir schon nicht unbewußt war, daß er durch seine hiesigen Anhänger seine Schandschriften ausstreuen ließ. Da aber dieser Feind aller göttlichen und vernünftigen Wahrheiten sich auch persönlich hier eingefunden hat, da er in dieser Gemeinde wohnt, da er hier Sicherheit sucht, nachdem er im ganzen römischen Reich fast nicht mehr sicher gewesen ist und von dem Reichsfiscal überall soll aufgesucht sein: so muß ich euch öffentlich davor warnen und euch um Gottes und eurer eignen Seele Heil willen bitten und flehen, sowol seinen als seiner Anhänger schleichenden Umgang zu meiden und euch auch des Lesens seiner Schrift zu enthalten. Ich bezeuge vor Gott, daß ich Seinesgleichen noch nie gesehn oder gehört! ich kenne alle Feinde alter und neuer Zeiten, ich habe alle ihre Schriften gelesen, aber noch nie habe ich ein solch Ungeheuer lästerlicher Meinungen bemerkt." Vielleicht das am meisten charakteristische in dieser gleich darauf gedruckten Predigt ist folgendes. Edelmann hatte eine gemeine Schmeichelei Voltaires gegen Friedrich den Großen gerügt; darauf anspielend fährt Süßmilch fort: „wie kann ein solcher Lästerer in einer Republik geduldet werden? Ein Mensch, der so viel Dreistigkeit oder vielmehr

Digitized by Google

Tollkühnheit schon gehabt hat, daß er Majestäten lächerlich, ja verächtlich gemacht, daß er wirklich regierende Könige kritisirt, wie er es an seiner Majestät dem König von Preußen, gethan hat, was wird der nicht ferner vermögend sein zu bewerkstelligen?"

Wir finden Edelmann im folgenden Jahr wieder in der Nähe von Hamburg, wo man fortfährt gegen ihn zu predigen: an der Spitze der Senior Wagner, der Vorgänger Goeze's, der erfahrenste Ketzerrichter jener Tage, in einem weitläufigen Werk: „die Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift". Ziegra, Pfotenhauer u. s. w. Als sich im folgenden Jahr das falsche Gerücht von seinem Tode verbreitete, ließen seine Anhänger lateinische Lobgedichte auf ihn in den hamburger Zeitungen abdrucken; auf Wagners Betrieb ließ sie der Senat 15. Aug. 1749 öffentlich verbrennen. Auch in Frankfurt am Main wurden nach kaiserlicher Verordnung 9. Mai 1750 seine sämmtlichen Schriften durch Henkers Hand verbrannt und auf seine Person gefahndet. Aber er hatte schon zu Ende des Jahres 1749 eine sichere Zuflucht in Berlin gefunden. Der König hatte dem Andrängen seiner Geistlichkeit damit geantwortet: er müsse so viele Narren in seinem Lande dulden, er sähe nicht ein, warum er Edelmann den Aufenthalt versagen solle. Doch wurde ihm aufgegeben, nichts drucken zu lassen. Im November 1749 begann er seine Selbstbiographie, sie macht im Ganzen den Eindruck großer Heiterkeit und freier Gemüthsstimmung. In seinen letzten Jahren scheint er nichts mehr geschrieben zu haben; er starb erst 1767, gänzlich vergessen. Sein Leben bildet bei manchen interessanten Einzelheiten im Ganzen ein zerfahrenes Bild, und was er erstrebte, hat nicht viel Frucht getragen: es kam uns hier auch weniger darauf an, ihn selber zu charakterisiren, als die Zustände und die Menschen, mit denen er es zu thun hatte. — Der richtigen Färbung wegen bedarf aber dieses Bild noch eines Gegenbildes. Daß es damals keineswegs unzeitgemäß war, gegen die Hypochondrie des Sündenbewußtseins zu predigen, davon möge hier ein auffallendes Beispiel mitgetheilt werden. Und diesmal ist es nicht ein Versuch in anima vili, sondern an einer tüchtigen, ja bedeutenden Natur.

Albrecht von Haller war durch die erste Ausgabe seiner „Schweizer Gedichte" 1732 ein berühmter Mann geworden; die gelehrte Welt kannte ihn schon damals — er war noch nicht 24 Jahr alt — als großen Physiologen; außerdem war er in allen Zweigen des Wissens, und nicht blos oberflächlich zu Hause. Im Januar 1736 erhielt er einen Ruf an die neugegründete Universität Göttingen, er kam daselbst den 30. Septbr. an; ein unglücklicher Fall veranlaßte den Tod seiner geliebten Gattin, 31. Okt. Die Trauerode auf Marianne ist bekannt, sie gehört unstreitig zu den schönsten Elegien jener Zeit. Von dieser Periode an hielt er sich ein Tagebuch, das er fast ununterbrochen bis zu seinem Tode — vom 28. Jahre bis zum 69. — fortführte.

Digitized by Google

Einige Auszüge aus demselben werden die pietistische Stimmung, die sich in jenen Tagen auch der hellsten Köpfe bemächtigte, versinnlichen.

2. Dec. 1736 beginnt das Tagebuch. — „Durch den Tod meiner geliebten Marianne wurde ich in eine große Traurigkeit versetzt, und es wachte insonderheit mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampf so sehnlich seufzt über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens. Immer hat sich etwas in mir nach der Besserung gesehnt, aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit. Ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen; ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit. Denn die Welt liebe ich, Hochmuth und insonderheit Unreinigkeit herrscht in meinen Gedanken. Ich habe Ursache zu zweifeln, ob etwas Gutes an mir sei. O Gott! erweiche mein fühlloses Herz! — 8. Dec. — Gottlob, ein Fünklein des Glaubens! so schwach es auch ist, so munterts mich auf. — 17. Dec. — Schon lange nichts Göttliches mehr! Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn; — o was soll aus mir werden! Ich habe nicht mehr Kraft zu seufzen. Heiliger Geist zerknirsche mich! — 18. Dec. — Nichts gebessert. Aeußerlich Ruhe. Ich vergesse meinen Gram nach und nach. Aber mit Gott wie stehts? Lau ohne Eifer, ohne Furcht, ohne Liebe. — 19. Dec. — Elendes Gebet ohne Kraft und Glauben. Elende Entschließungen ohne Erfolg. Noch immer Ungeduld, Ruhmsucht, heimlich auch wol öffentlich. Auch Zorn und Hader. Indessen verläuft die Zeit der Gnade, und wer weiß, wie lange sie währen wird? — 1737, 6. Jan. — Elender Zustand, wenn man sich selbst nicht besehn darf und vor dem Spiegel sich scheut! O wie viel besser waren meine traurigen Tage, als dieser weltliche Verdruß. — 13. Jan. — Ich war krank. Gott hat in dieser Zeit mich etwas von der Süßigkeit der Gläubigen schmecken lassen. O daß ich diese Erinnerung nie wieder verliere! — 10. Febr. — Der Zustand meiner wankenden Gesundheit erinnert mich an Gott zu denken. Ich danke dir Gott für diese Gnade, da ich sonst deiner bald vergessen würde. — 26. Febr. — Weit schlechter als jemals. Ich darf nicht mehr sagen, Herr bekehre mich! Mein Herz ist zu schlimm und zu falsch. Aber was soll ich denn sagen? Herr erbarme dich meiner, um deiner grundlosen Güte willen! — 25. März. — Unfruchtbare Entschließungen, die ich nicht in Augen gehabt und an die ich so zu sagen niemals gedacht, darf ich noch andere machen? — 10. April. — Heiland der Welt! gib mir Gnade, mein Elend zu fühlen! — 14. April. — Mein Herz hängt an der Welt, so wenig es auch Ursache an der Welt findet, daran zu hangen. O Gott! es kennt dich nicht; es denkt an dich mit Undank, ja wol mit heimlichem Haß, wie ein Verurtheilter an seinen Richter. — 15. Mai. — Noch ist mein ganzes Leben

Digitized by Google

teuflisch gesinnt. Und ich weiß nicht, ob ich das Herz fassen darf, in diesem Augenblick vor Gott zu treten. Sein allsehendes Auge sieht alle die Unlauterkeiten meines Herzens, alle Heuchelei ist ihm sowol Greuel als Thorheit.

Aber nicht blos das Tagebuch, sondern auch seine Correspondenz ist mit solchen Betrachtungen angefüllt. 26. Mai 1737 schildert er seinem Freund, dem Landvogt Sinner in Bern, seinen Zustand: c'est sterilité, incapacité de penser à quelque chose. Longtems je n'ai pensé qu'à moi seul et à mes differens malheurs. Accablé de la perte de tout ce que j'aimais, je n'ai su parler que de ces tristes objets qui ne fournissent que des portraits fort intéressans pour ceux qui souffrent, secs et ennuyeux pour tout autre. Dans la suite la solitude où j'ai vécu, où je vis encore, ne m'a point enrichi l'imagination. J'ai perdu presque le sentiment, je n'espère, je ne desire, je ne goute rien. — Im August: Dans un état aussi tumultueux je croyais mes lettres à charge à mes amis. Je ne suis encore ni tranquille ni content, je n'espère plus de l'être: mai les occupations qui m'accablent en quelque manière m'étourdissent, et ma distraction me tient lieu de raisonnement pour me rendre moins sensible aux désagrémens de mon état. Er zählt seine Beschäftigungen auf: tout cela m'enlève les jours et les heures et me les fait trouver courtes dans la même solitude où je contais il y a quelques mois chaque jour que j'avais vécu comme un fardeau dont je me délivrais. — Hélas! mon ame n'y rentre que trop! Qu'il est difficile de rompre avec les passions! Sans liaison avec qui que ce soit, enfermé des semaines entières dans ma maison, je trouve au milieu d'une vie si détachée des agremens du monde des objets à tout moment qui me dérangent. Mille resolutions de mieux faire ont été inutiles, mille autres le seront de même, si ce même Dieu qui m'a oté tout ce qui rend cette vie supportable, ne veut par sa bonté infinie faire servir mes malheurs à un véritable bien. Insensible pour Dieu, pour un sauveur qui a bien voulu en quelque manière renoncer aux priviléges de la Divinité et qui s'est fait adopter parmi nous uniquement pour qu'il lui fût possible de souffrir, je me retrouve le même également incapable de faire mon devoir envers Dieu, envers les hommes et envers moi-même. Je vous avoue qu'un état pareil devrait faire dresser les cheveux à tout homme qui ne s'aveugle point. Car quelle certitude a-t-on de faire mieux? serai-je plus touché, plus frappé de l'éternité présente à mes yeux, plus isolé contre le monde? Et si je reste dans l'état où je suis, que deviendrai-je! — Je ne sens que trop combien ma malheureuse delicatesse me nuit: livres, hommes, sermons, je trouve aussitôt quelque défaut, et implicitement je me dispense d'en suivre les avis dès

Digitized by Google

que je trouve qu'il en auraient besoin eux mêmes. Elle même, cette délicatesse, n'est qu'orgueil, que resistance à cette simplicité aimable que Dieu souhaite de voir en nous. — Non, vous n'avez point, mon cher ami! ce mépris de toute chose hors de vous, cette repugnance à vous abaisser, cette estime mal fondeé pour vous même que je ne sens que trop dans moi.

26. Mai 1737. Jſts daß ich mein Elend weniger empfinde, oder bin ich ſonſt von der Welt minder verleitet? Ich ſpüre mich merklich ruhiger. Gott ſei Dank, trauriger im Aeußern und gerührter; aber mit mehr Hoffnung! Ach, daß ich Thränen vergießen könnte, die vom Herzen gingen; die nicht den Verluſt der Weltfreuden, ſondern die Feindſchaft mit Gott beweinten! — 20. Juni. — Wie kalt iſt meine Liebe gegen Gott! wie manchen Zug des guten Geiſtes habe ich unnütz angewandt! — 1. Juli. — Jſts ein Betrug, oder bin ich endlich etwas gerührt? O hilf mir Armen, daß ich nicht durch falſche Beredung mich beſſer glaube! — 22. Juli. — Die Bewegungen der Gnade habe ich ſo vernachläſſigt, daß ich faſt nicht mehr hoffen darf, einen Zug derſelben zu fühlen. Wo werde ich hinfliehn, wenn Gott einſt Rechenſchaft von mir fordern wird. — 3. Oct. — Vater reiche mir deine Hand, führe mich ab vom Weg des Verderbens, worauf ich wandle. Schärfe das Gefühl meiner Sünden; unterwirf mich deinem züchtigenden Geiſt. — 24. Nov. — Die Kraft des Vaters Gottes iſt in mir mächtig geweſen. Es dünkt mich nun möglich und faſt leicht zu überwinden. Aber ich kenne mich und mein tückiſch Herze wohl: wenn du o Gott mich nicht bewahrſt, wie bald werde ich abtrünnig werden! — 3. Dec. — Bin ich nicht noch ebenſo hochmüthig, geizig, jähzornig, gehäſſig und im Herzen ſo üppig, als ich jemals geweſen! Vater, ich bin ein böſes, verhärtetes Kind, das ſeinen ihm zurufenden Vater wegſtößt. Zerknirſche mein ſteinernes Herz, daß ich fühle, was dein Zorn iſt! — 1738, 1. Jan. — Faſt ſehe und fühle ich nichts mehr von Gott. Zerſtreut in weltlichen Sachen, ohne Eifer und Aufmerkſamkeit; hängend an Ehre, Wolluſt und an allem Böſen, zufrieden mit den tröſtlichen Zuredungen meiner Eigenliebe. O Herr, erbarme dich mein, denn ich bin eitel und falſch, eitel Heuchelei. — 22. Febr. — So lange hab ich mich vor Gott verborgen! Aber darum ſieht er mich doch, und ſeine Strafe wird durch meine Sicherheit nicht abgewandt. Ich habe ſeitdem allen Geſchmack an göttlichen Dingen verloren, ich bin der alte unbekehrte elende Menſch. — 12. März. — Ich verliere nach und nach das Gefühl meines Elends und verfalle in eine Schlummerſucht, in eine Unempfindlichkeit, die ich mit meiner Untreue wol verdient habe. — 24. März. — Es iſt alles das gleiche; ohne Gefühl, ohne Eifer und ohne Andacht. Die Dornen der Welt erſticken meine übrigen Empfindungen vor Gott gänzlich. O Gott, reiße mich aus dieſen Klauen des Todes! Ich ſchreie

Digitized by Google

zu dir, matt und ohne Andacht. Aber sieh mich doch in meinem Blute liegen und erbarme dich. — 30. März. — Mein Elend ist um soviel größer, je weniger ich es fühle oder erkenne. Fällt ein Laster, so steigt ein anderes. Die Unempfindlichkeit aber vor Gott nimmt täglich zu. — 6. April. — Wie unrein sind meine Gedanken; kaum kann ich mich einigermaßen an Gott erinnern. Ich bin lauter Untreue, Selbstgefälligkeit und Weltliebe. — 23. April. — Nach und nach verliere ich auch das Gefühl meines Elends. Es steigen mir gar große Gedanken von meiner vermeinten Gerechtigkeit auf. Ich scheue und fürchte den Sonntag, und finde die Zeit zu göttlichen Beschäftigungen viel zu lang. — 19. Juli. — Die Welt wird mir alle Tage angenehmer und meine Lüste nehmen zu. Tod und Ewigkeit verliert sich aus meinen Augen. Ich habe kein Gefühl mehr von göttlichen Sachen. O besser Kreuz als solcher Wohlstand! Ich bin auch nicht einmal ein rechter Heuchler mehr. Herr erbarme dich! — 24. Aug. — Dieser Tag war noch elender als die vorigen. Meine Ungeduld und Ekel über dem Wort Gottes und die Begierde nach der Welt sind ganz ausnehmend gewesen. O Herr, was wird es werden! Uebergib mich nicht dem Gericht der Verstockung und des Unglaubens! — 8. Sept. — Alles in gleichem elenden Zustand! desto elender, da ich mein Elend je länger je weniger fühle und recht friedlich damit bin; hingegen von Gott und der Ewigkeit den Begriff täglich schwächer und schwächer fühle.

Man kommt ihm in Göttingen auf eine unglaubliche Weise entgegen, jede Forderung wird ihm erfüllt, kaum daß er sie ausgesprochen hat, sein Ruhm steigt von Jahr zu Jahr: enfin je m'amuse et j'oublie presque que je suis malheureux. (27. Aug. 1738.) Aber die geringste Intrigue, die er wahrzunehmen glaubt, erweckt in ihm die Sehnsucht nach der Schweiz: les états despotiques ne sont que caprices. Dann erinnert er sich wieder an die geringe Anerkennung, die er dort gefunden: Des reflexions affligeantes me font croire, que tous mes efforts pour ma patrie ne sont que des chicanes contre la providence, et qu'elle déclare tous les jours de plus en plus sa volonté qui m'ordonne de vivre et de mourir parmi les étrangers. (17. Dec. 1838) — Er ist nur froh in der Einsamkeit seines botanischen Gartens und seiner Anatomie: au reste presque aucun commerce avec le monde, et surtout aucune confiance avec qui que ce soit. Cela est triste, mais nécessaire. Doch regen sich in ihm noch immer stille Wünsche (er ist erst 30 Jahr alt): qui supprimées par des retours de douleurs se reveillent avec mes forces et ma santé! (17. Dec. 1738). — Im folgenden Jahr reist er nach Bern, und führt eine neue junge Gemahlin, Elisabeth, die Tochter des Rathsherrn Bücher, nach Göttingen heim. (22. Aug. 1739.) Die erste Bemerkung, die wir gleich darauf, 28. Aug., im Tagebuch finden,

Digitized by Google

iſt folgende: „Nachdem ich lange herumgeirrt wie ein Schaf ohne Hirten, wende ich mich endlich wieder, o Herr! zu dir! zwar elend und ſchwach!“

Seine gelehrten Arbeiten häufen ſich immer mehr; er ſchreibt darüber an ſeinen Freund, 1. Jan. 1740: Tout ce travail sert infiniment à me tranquilliser et à étouffer ces semences de mécontentement qui germent si aisément dans un coeur oisif. — 27. Mai. — — Mais comme il nous convient d'avoir toujours quelque chose qui nous rende la vie indifférente, j'ai beaucoup à souffrir de mon peu de santé. Cela jette sur mon esprit même des nuages que peut-être un autre genre de vie dissiperait et que rien ne dissipe ici. Souvent je me trouve parfaitement incapable d' ésperance, de désir même, et je ne vois rien autour de mon ame, pas même ce cher Moi que l'amour propre distingue presque toujours, qui puisse me donner quelque consolation. Ces vapeurs d'hypochondrie s'augmentent peu à peu et deviennent plus fréquentes... Il n' y a point de salut hors de nom de J. Christ: tout le système de vertu Platonique s'evanouit auprès des protestations réitérées de St. Esprit que toute la justice des hommes n'est qu' un linge souillé et qu' il n' y a point d'autre vie que de reconnaitre J. Christ et le Père qui l'a envoyé ... Parlons Moi, c'est un sujet trop chéri pour l' oublier. — Die franzöſiſche Sprache gibt ſelbſt dem Pietismus anmuthige Wendungen! —

Schon im erſten Jahr ſeiner Ehe verliert er auch die zweite Gattin. „Vater du biſt gerecht! heißt es im Tagebuch, 8. Juli 1740; Du haſt meine Untreue beſtraft! Auch dieſer Verluſt müſſe mir als eine Leitung dienen. — Reute aus meiner Seele alle thörichten Hoffnungen der Welt. — Und an Sinner, 22. Aug.: — Après la mort de ma chère femme, expression, dont je ne crains point de me servir, je me suis regardé avec plus d'attention. J'ai trouvé au dedans de moi-même la cause de tous mes malheurs. Depuis bien du temps j'ai flotté entre l'amour de mal et la crainte de la justice divine. Les malheurs me rapprochaient celle-ci, un peu de relache me rejetait dans le monde. De là sont partis mille projets contraires les uns aux autres; enfin l'amour de la volupté et de mes aises a vaincu, j'ai cherché une femme pour dedommages mon amour propre de ses portes. Si j'avais surmonté un penchant dont je connaissais le danger, Mlle. Bucher vivrait heureuse chez son père, et je n' aurais pas eu tant de sujets de larmes et au commencement de mon mariage et après sa fin prématurée. — Plusieurs années ne suffisent pas pour éteindre les droits que le monde a sur nos coeurs corrompus, il ne reconnaît point de préscription. — Pour guérir un coeur infatué de mollesse, d'ambition et de volupté, prevenu contre ses propres lumières pour des felicités vaines et passagères, rempli de projets chimériques et d'espérances que le bonsens désavoue,

Digitized by Google

enfin pour guérir un coeur corrompu, il n'y a que Dieu qui puisse y suffire. La raison n'est qu'un mauvais médecin, elle ne guérit que palliativement et elle ne saurait aller à la racine du mal. J'ai trouvé que le peu de monde que je voyais, m'avait rempli l'esprit d'amour, d'orgueil, de mollesse et de dégoût pour ce qui seul est nécessaire. Chaque soirée affaiblissait l'idée de l'éternité et me ranimait le goût d'une felicité mondaine. — C'est le premier article sur lequel j'ai resolu. J'ai abandonné entièrement les compagnies. Je me trouve fort tranquille dans cette retraite volontaire, et je ne me suis ennuyé que dans les premières semaines, où l'idée presente de la mort m'empêchait de m'appliquer aux études. — Vous me direz qu'il y a pas de mérite à quitter un monde Allemand, indifférent, insipide, et difficile avec tout cela. Ce monde avait pourtant la force de me distraire, de me rappeler des idées flatteuses, et à me rendre inquiet dans la tranquillité où j'aurais dû vivre. — De vous dire si je soutiendrai ce genre de vie, si opposé à mes inclinations, vous sentez que je ne le puis pas. Mon coeur est trop rempli de recoins et de retentions, pour que je puisse en répondre, il faudrait peu de chose pour le raccrocher. Mais l'indifférence même de ce peuple me permet d'espérer. — Eh pourquoi regretterions nous le monde! Destinés à le quitter nous nous trouverons infiniment plus libres, dès que rien ne nous y attachera avec force. Tous ces bonheurs chimériques que colore une philosophie corrompue, cet amour modéré des créatures dont on sait se prouver si bien l'innocence, ne font que nous aveugler et nous empêcher de voir le tombeau ouvert sous nos pieds. Il est difficile qu'un homme soit bien Chrétien, lorsqu'il se refuse aux idées de la mort et de l'éternité. Nos sens trompeurs nous figurent aisément une éternité sur terre, une vie finie, mais qui ne finira point or dont du moins nous ne voyons pas la fin. Mais ces malheurs et la réflexion nous rappellent les terreurs nécessaires d'une seconde vie et nous font sentir le prix d'un Mediateur, être inconnu, et indifférent à la plupart des hommes.

8. Aug. 1740. — Heute habe ich eine ſtarke Rührung gehabt, dafür ſei Gott gedankt. Am Leibe bin ich nicht recht geſund, aber wenn nur die Seele gerettet wird; wenn nur die Ewigkeit gut iſt. — 8. Aug. — In 24 Stunden hat ſich mein Zuſtand zehnmal verändert. Geſtern war ich aufgeräumt, heute halb eitel und weltlich; darauf unwillig und betäubt; nun wieder ſtille und munter und zum Chriſtenthum etwas aufgeweckter durch gute Bücher. Es ſcheint bei mir am Gebet zu fehlen, wozu ich eine große Schläfrigkeit fühle. — 10. Aug. — Traurigkeit nach dem alten Menſchen, Schläfrigkeit nach dem neuen; kein rechtes Leben, Groll und Verdruß über nichtswürdige Dinge. Elender Zuſtand, wenn das Aeußere und Innere beide ohne Troſt ſind, wenn

Digitized by Google

man nach einem unglückseligen zeitlichen Leben noch ein ärgeres in der Ewigkeit zu gewarten hat! — 19. Aug. — Die schönsten Personen vernichtet ein Fieber und macht sie zum abscheulichen Aase. Und dennoch leben wir, als wenn wir ewig leben wollten. Elende Menschen, und ich insbesondre! Kaum ist das erste tödtliche Grausen vorüber, so dringen neue üppige Gedanken auf mich zu, und in meinem Herzen wallt Selbstliebe. Wer wird mich erretten von dem Leibe dieses Todes! — 13. Octbr. — Ich weiß gar nicht, wie ich werde; so kalt, so unempfindlich, so entfernt von aller Lust an geistlichen Sachen, daß ich über mich selbst erschrecke. Das muß die Frucht von den vielen Zerstreuungen sein. Was wird aus mir werden, wenn ich so fortfahre! — 6. Decbr. — Das eitle, unnütze, weibische Geschwätz kann ich nicht lassen. Es ist ohnedem so viel Nachrede, unnützes Richten und so viel Eigenruhm dabei, daß ich mich zu Tode schämen möchte. Kann ich denn nicht arbeiten und schweigen!

6. Janv. 1741. — Le souvenir de deux épouses enterrées à ma droite et à ma gauche, la solitude et l'abandonnement dans lequel je passe ma vie, la certitude que tout ce que j'ai perdu l'est irréparablement, tout cela ... m'avait accablé à un point, que fatigué de noires reflexions je cedais à mon désespoir, plongé dans une tristesse plus profonde que tous les autres chagrins dont je me souviens. Dans cet état malheureux une révolution soudaine se fit chez moi, et je passai au milieu d'une nuit si desolée à un état de joie epurée que je n'avais sentie encore. Le plus grand de mes maux était sans doute la conviction où j'étais, que sans consolation de la part des hommes je me voyais encore sous la colère divine. Je sentais qu'une misère éternelle succéderait aux horreurs de cette courte vie. La secrète resistance de mon coeur, la fierté qui se désolait d'être méprisée, enfin le manque de pardon que nous devons aux offenses des hommes, étaient un secret anathème qui m'opprimait et qui étouffait tous les mouvemens de la grâce. Tout d'un coup je me sentis la force de ce dernier ennemi, et je sens en même temps être persuadé que desormais rien ne s'opposerait à mon salut. — Er schreibt Versöhnungsbriefe an alle seine literarischen Gegner.

21. Jan. — Ich bin wiederum sehr ruhig. Aber alle Ruhe, die nicht gegründet ist auf das Zeugniß des Geistes, ist ein durch Schlaftrunk erzwungener Schlummer. Zerstöre die falschen Quellen meines Trostes, strafe mich, auf daß ich dich allein, nicht meine Ehre, nicht das Tändelwerk meiner Studien und weltlichen Freuden zum Grund meiner Ruhe setze! —

Den 12. Mai 1741 verlobt er sich zum drittenmal; diesmal war die Ehe glücklich und dauerhaft. — In der Stimmung seines Tagebuchs ändert es nicht viel. — Erbarmender Gott, heißt es 22. Juni, versuche mich nicht

Digitized by Google

über mein Vermögen. Siehe, zu meiner vielen und verhärteten Bosheit kommt noch die Lectüre verfluchter Bücher, die dich zum Lügner machen wollen. O Herr ich glaube, hilf aber du meinem Unglauben! — 25. Juli. — Ich lese in der Bibel, durchgehe die Geschichte des leidenden Erlösers, und denke zugleich an meine Pflanzen oder an andere Possen. Kommt ein weltlich Blatt, das mich von den Betrachtungen abruft, so lege ich das Wort Gottes hin, und lese soviel, daß mir von dem Samen unmöglich ein Körnlein übrig bleiben kann. — 1. März 1742. — In meiner großen Ruhe ist doch keine wahre Ruhe. Mir fehlt der Friede mit Gott, die Lust, ihm mein Herz zu öffnen, mir fehlt der Glaube, der ins Leben einfließt. — 2. Aug. — Obwol auch das, was ich eben jetzt thue, nicht von aller Heuchelei frei ist, so komme ich doch zu dir, o Vater. — 4. Aug. — Alle Creaturen empören sich über mich. Ich finde in der Welt anstatt Vergnügen und Frieden ewigen Widerspruch, Haß und Verachtung. O daß ich mich doch von dieser Sklaverei losreißen könnte, wo man es so schlimm hat, und mit Verleugnung der auf lauter Stolz ruhenden Empfindlichkeit mich in die Ordnung Gottes fügen könnte, woraus alles Uebrige fließen würde. — 14. Octbr. — Die Welt bezahlt mich, wie ich's verdiene. Je mehr ich von Gott weiche, je elender und unglückseliger werde ich. Mein Hochmuth fordert eine allgemeine Verehrung, und die wird mir aller Orten abgeschlagen. Verachtung und Feindschaft zeigen sich täglich deutlicher. — 15. Octbr. 1744. — Vielleicht wäre es besser, wenn ich nur lieber nichts mehr hier aufzeichnete. Was ist es alles, als halbes, kaltes, laues Geschnack. Ist etwas an meinem Gemüth gebessert oder geändert? Habe ich mehr Demuth, mehr Liebe für den Nächsten, mehr Gefühl von Gott und dem Heiland! Ist nicht selbst diese Schrift eine Heuchelei?

Wir überspringen eine Reihe von Jahren, in denen sich nichts ändert — das Tagebuch wird zuweilen auch in englischer Sprache geführt, und wenden uns an den Schluß seines Lebens. — Nach einer schweren Krankheit meldet das Tagebuch, 5. April 1772: Und nun mußte die Seele erwachen, die unter der einwiegenden Stille der Wissenschaften in einen Schlummer der Sicherheit verfallen ist. Und nun kann ich mir es nicht mehr bergen, daß ich mit großen Sünden beladen, gegen Gott kalt, mehr historisch überzeugt als mit wahrer Liebe belebt, gänzlich außer Stand bin, vor dem Angesicht des Höchsten zu erscheinen. Und nun fühle ich die Last der Sünden, womit meine Seele gedrückt ist, und das Leere alles dessen, was die Erde und die Menschen zu ihrer Beruhigung aufbringen können. Wie in einen Abgrund, der ohne Aufhören in eine unendliche Tiefe sich versenkt, fällt sie ohne Rettung, wenn Gott sie nicht rettet. Das Gehirn und das ganze Rüsthaus der Seele ist dabei wirksam und frei; es sind nicht hypochondrische Dünste, die meine Leiden ver-

Digitized by Google

größern — nie, niemals habe ich deutlicher eingesehn, niemals überzeugender gefühlt. — 14. April. — Meine ganze Religion dünkt mir wie auf den Lippen und dem äußern Verstande zu haften, denn mein Herz ist mürrisch, unzufrieden und ohne Glauben. — Meine Unzufriedenheit wird die Natur der Dinge nicht ändern — dennoch wird meine Stunde ablaufen; dennoch werde ich näher an den Rand der Ewigkeit kommen; dennoch wird ohne die Gnade Gottes keine ruhige Stunde in meinem Leben und noch weniger in der Ewigkeit für mich sein. — O so werf' ich mich, elend, unwürdig, von meiner Undankbarkeit überzeugt, zu deinen Füßen, ewige Liebe! — 3. Mai. — Ich soll schreiben, und weiß nicht was. Mein Gemüth ist so trocken, so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Und doch muß ich von meiner Seele und ihrem Zustand reden, der mich am meisten beschäftigen soll. — 12. Juli. — Wie elend ist der Mensch — bald niedergeschlagen, zerknirscht, zweifelnd an Gott, dann wieder groß, trotzig und Niemand bedürftig. Soll ich mir von Gott die Krankheiten, die Schwermuth wieder zurück erbitten? deren Erleichterung ich so sehnlich gewünscht hatte. Wenigstens dacht' ich damals ernstlicher. — 2. August. — Wie kalt, wie gezwungen ist alles was ich thue, mein Wesen, mein Leben, dies mein Bekenntniß. — 14. Februar 1773. — Jetzt folgt auf die Unruhe Ekel, die sogenannte Langeweile, die mitten in meinem Wirken mich einhält und mir zumal die Abende lang macht. Ist das nicht auch eine Folge der Entfernung von Gott? — 7. März. — Unendlich falsch ist mein Herz, unendlich an das Irdische gebunden; unendlich kalt gegen das Ewige. Blos wenn die Stütze des Körpers zu sinken droht, erinnere ich mich, daß ein anderes Leben ist. Und alle diese Ueberzeugung wirkt mit der matten Kraft einer theoretischen Wahrheit, da die Sinne wie eine verzehrende Flamme uns zur Erfüllung der Begierden hinreißen. — 20. Juni. — Diese Blindheit und Sorglosigkeit ist bei einem Sterbenden unbegreiflich. — 25. December. — Bin ich nicht am Rande der Ewigkeit, alt, abgelebt, krank, beschwert mit herrschenden Sünden, bedürftig der Gnade? — Was habe ich denn in der Welt, das mich abhält, an meiner Seele zu arbeiten? Habe ich Lüste zu vergnügen, Sinne zu befriedigen? — Bin ich nicht von allen diesen Genüssen auf ewig getrennt? die ohnehin so elend waren! — 18. Mai 1777. — Es bleibt mir nur Ein Gebet übrig, und das will ich unaufhörlich wiederholen: Gnädiger Vater, gib mir Glauben, der mir mangelt. Du weißt es, o mein Gott, daß ich mir ihn nicht geben kann. Du weißt es auch, daß ich sehnlich verlange zu glauben. O so öffne meine Augen dem Licht, du hast es schon mehr, du hast es schon in meiner Jugend gethan. Ich hab' es in den Jahren 1726 und 1737 in einem lebhaften Grade empfunden, bin aber durch meine Schuld wieder zerstreut und unempfindlich geworden. Aber o mein Gott, da nun bald keine Zeit mehr übrig sein wird, da die Ewigkeit, dieser furchtbare

Digitized by Google

Abgrund, so nahe vor mir liegt, o so vergiß meiner vorigen Untreue, schenke mir den Glauben an dich, Vertrauen und Liebe zu meinem Erlöser, welches alles bei mir kalt und leblos ist. — Und in denselben Vorstellungen und Stimmungen, ohne die Spur von einem festen, sichern und beseligenden Glauben, geht es fort bis zum vierten December, acht Tage vor seinem Tod. —

— Hatte Edelmann wol Unrecht, gegen den Pietismus, gegen die Herrschaft des Sündenbewußtseins zu eifern? Wir leben in einer bessern Zeit, wir kennen nicht mehr die Krankheit in ihrer ganzen Stärke, und empfinden daher auch nicht mehr die krankhafte Sehnsucht nach der Gesundheit, die jenen unruhigen Vorläufern unserer classischen Zeit ein so seltsames Aussehn gibt.

J. S.

Umbrien und die Marken.

Schon seit geraumer Zeit verlautete, daß Sardinien den im vorigen Jahr unterlassenen Angriff auf den Papst nun vorbereite, und daß es zu den Erwerbungen, die es in der Romagna gemacht, zunächst noch Umbrien und die Marken hinzufügen werde. Jetzt lesen wir, daß es sich zu dem Zweck in Bewegung gesetzt, die Grenze überschritten und sowol in diesem als in jenem Gebiet bereits Erfolge über die Truppen des Papstes davon getragen hat. Wenn nicht Alles trügt, so wird der Feldzug eine Art militärischer Promenade, Lamoricières Heer binnen vierzehn Tagen niedergeworfen, zerstoben, gefangen sein und die Bevölkerung die Freiheit haben, durch Abstimmung sich zu Unterthanen Victor Emanuels, Königs von Italien, zu erklären. Napoleon scheint vorläufig zu der Sache schweigen zu wollen. Er ist nach Algier gegangen, um inzwischen eine vollendete Thatsache reifen zu lassen. Er wird seine Position in Rom behalten und die Zeit abwarten, sie besser zu verwerthen als gegen seine Bischöfe. Oestreich muß geschehn lassen, was es nicht ändern kann. Die alte Karthaune der großen Excommunication, die man vor der Front des Vatican aufzufahren sich anschickt, wird auch nichts ändern. Sie schießt heutzutage nur noch Seifenblasen.

Der Grund, den das piemontesische Cabinet für sein Vorgehn anführt,

Digitized by Google

wäre unter gewöhnlichen Verhältnissen kein besonders stichhaltiger. Die fremden Soldaten des heiligen Vaters sind Nichtitaliener, sind, wie wir nicht bezweifeln wollen, Vagabunden und gemeine Miethlinge. Sie mögen für das Faß der Marketenderin eine größere Liebhaberei an den Tag legen, als es sich für den christlichen Krieger ziemt, und öfter als es den Orten, wo sie garnisonirten, lieb war, die Wahrheit des Bibelspruches bewiesen haben, daß der Wein lose Leute und starkes Getränk wild macht. Der Werbung in der Fremde den Vorzug zu geben vor der Aushebung im Inlande mag unpatriotisch und unzeitgemäß sein, eine betrunkene Leibwache ein unästhetischer Anblick. Aber deshalb hat der Nachbar des Souveräns, dem es beliebt, sich ein Heer aus betrunkenen fremden Strolchen zu bilden, doch kein Recht, von ihm die Entfernung dieser Leute zu fordern, geschweige denn ihm ins Land zu fallen.

Indeß handelt es sich hier nicht um gewöhnliche Verhältnisse und Zeiten. Es ist kein Krieg, der in Italien geführt wird, sondern eine Revolution, die sich vollzieht. Daß ein König an der Spitze steht, ändert an der Sache nur insofern etwas, als es den bis jetzt erlangten Erfolgen größere Sicherheit und längere Dauer verheißt. Eben um an der Spitze zu bleiben, mußte sich Victor Emanuel nach dem raschen Siege der von ihm wenigstens halb unabhängigen Revolution in Sicilien und Neapel zu jenem Angriff entschließen. Derselbe war nur die Consequenz der von ihm geduldeten Expedition Garibaldis. Bei längerem Zuwarten lief er Gefahr, das Vertrauen der italienischen Unitarier in seine Entschlossenheit zu verscherzen, und mit dem Vertrauen wäre trotz der Treue des Dictators wahrscheinlich bald auch der größte Theil seiner Macht und die Möglichkeit einer einheitlichen Gestaltung Italiens verloren gegangen. Dazu kam ein Anderes. Es ist nach dem Fall Neapels nicht der König von Sardinien, sondern der Hegemon, ja der factische König Italiens, der vom Papst die Entlassung der Fremdenbataillone verlangt; nur als solcher konnte er über die Souveränetät des heiligen Vaters hinwegsehn. Dazu kam ferner, daß man eine Verbindung zwischen der Nord- und Südhälfte des werdenden Reichs dringend bedurfte; dazu endlich die Unmöglichkeit, im Hinblick auf Oestreich zu dulden, daß im Rücken Norditaliens ein Land von einiger Bedeutung existirte, dessen Regierung den nationalen Einheitsbestrebungen feindselig war und dessen Armee ihrem Hauptbestandtheil nach aus östreichischen Bataillonen in päpstlicher Montur bestand.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, in wiefern solche Grundsätze mit der Moral und dem Herkommen übereinstimmen. Noch weniger beschäftigen wir uns mit der Frage, ob der Angriff in Hinblick auf die allgemeine Weltlage völlig zeitgemäß war, ob Sardinien sich durch die in Aussicht stehenden neuen Erwerbungen stärken, nicht sich blos vergrößern wird. Uns genügt zu wissen, daß der Rubicon mit dem Einmarsch der Sardinier in Umbrien und

Digitized by Google

die Marken noch nicht überschritten ist, und so finden wir noch Muße, einen kurzen Blick auf das zu werfen, was nach vollendeter Eroberung der genannten Landstriche dem sardinischen Staate einverleibt werden wird.

Nach einem Edict vom 22. Nov. 1850 zerfiel der Kirchenstaat in die Comarca (den Stadtbezirk) von Rom, welche mit den drei Delegationen oder Bezirken Viterbo, Civita Vecchia und Orvieto das eigentliche Patrimonium Petri bildet, wie solches nach der bekanntlich nicht zu erweisenden Behauptung der Kirche von Pipin dem Kleinen dem Papst Stephan dem Zweiten im achten Jahrhundert verliehen sein soll, dann in die Legation der Romagna, die 1859 verloren ging, in die Marken mit den sechs Delegationen Ancona, Urbino-Pesaro, Macerata, Fermo, Ascoli und Camerino, in die Legation Umbrien mit den drei Delegationen Perugia, Spoleto und Rieti, endlich in die Legation der Campagna und Maritima mit den drei Delegationen Velletri, Frosinone und Benevento.

Von diesen fünf Haupttheilen des Kirchenstaats von 1850 lassen wir die Romagna, als zum Kirchenstaat von 1860 nicht mehr gehörig, außer Betracht. Von den übrigen vier hat das Patrimonium Petri 140 Qu.-M. und etwa 459,000 Einw., die Campagna und Maritima 65 Qu.-M. und 230,000 Einw., während die Marken auf 173 Qu.-M. 888,000 Einw. haben und Umbrien mit seinen 145 Qu.-M. von ungefähr 422,000 Menschen bewohnt ist. Nehmen wir an, daß der Papst jetzt Umbrien und die Marken verliert, so würde sein Besitz, der nach Lostrennung der Romagna noch 1,999,000 Einw. auf 529 Qu.-M. umfaßte, auf 211 Qu.-M. mit 689,000 Menschen reducirt werden. Fielen auch die Delegationen der Campagna und Maritima weg (Benevent ist bereits im Aufstand), so blieben ihm noch 459,000 Unterthanen und 145 Qu.-M. Mit andern Worten: der Kirchenstaat, der gegenwärtig beträchtlich größer als das Königreich Sachsen mit sämmtlichen thüringischen, anhaltischen und reußischen Staaten und etwa so bevölkert wie Sachsen ist, würde im erstern, dem Papste günstigeren Fall zu einem Lande ungefähr von der Größe Mecklenburg-Schwerins und von der Volkszahl Hessen-Darmstadts, im letzteren zu einem Kleinstaat von der Größe Weimars und der drei thüringischen Herzogthümer und von der Volkszahl der drei letzteren herabsinken. Sardinien aber würde mit den 318 Qu.-M. und den 1,310,000 Einw. seiner neuen Erwerbungen sich im letztern wahrscheinlichern Fall um ein Territorium vergrößern, welches seiner Ausdehnung nach größer als Würtemberg und fast ebenso bevölkert wäre, ganz abgesehn davon, daß Umbrien und die Marken zu den bessern Theilen des Kirchenstaates zu rechnen sind und daß man mit Ancona einen ziemlich guten Hafen und eine starke Festung erhielte, von welchen aus, einer Flotte wie der jetzigen östreichischen gegenüber, das adriatische Meer beherrscht werden kann.

Digitized by Google

Wir geben nun einen kurzen Ueberblick über die bedeutenderen Städte in den Marken und Umbrien. Als Hauptstadt der ersteren gilt Ancona. Dasselbe liegt, 21 deutsche Meilen von Rom entfernt, auf einem Dampfer von Triest binnen 14 Stunden zu erreichen, am Abhang eines Hügels hart über dem Meere. Zwei andere Hügel, der eine von der alterthümlichen Kathedrale, der andere von der Citadelle gekrönt, fassen die amphitheatralisch zwischen ihnen aufsteigende Stadt ein. Letztere hat 36,000 Einwohner und besteht aus der Altstadt, die mit ihren Treppengassen den Abhang hinaufsteigt und von der ärmeren Classe bewohnt wird, und aus der Neustadt, die sich auf der schmalen Strandebne zwischen Berg und See hinzieht. Die Straßen sind überall eng, dunkel, unregelmäßig und meist ziemlich schmutzig. Merkwürdigkeiten gibt es außer der im romanischen Stil erbauten sehr alten Kathedrale, in deren Krypte mehre Päpste ruhn, und dem aus parischem Marmor errichteten gut erhaltenen Triumphbogen Trajans auf dem südlichen Hafendamm keine. Die Bedeutung Anconas liegt in seinem Handel und in seinen Festungswerken. Ersterer ist großentheils in den Händen von Juden, deren gegen 5000 hier wohnen. Die römischen Provinzen im Osten der Apenninen sind die am besten angebauten im Kirchenstaat, und sie benutzen Ancona als Versendungsort ihres Getreides, ihrer Wolle und ihrer Felle. In guten Jahren sind hier für vier Mill. Fl. Waaren ausgeführt und für beinahe zehn Mill. Fl. eingeführt worden. Ancona besitzt den besten Hafen zwischen Venedig und der Südostspitze Italiens. Er wird von zwei langen Dämmen, von denen der eine von Trajan, der andere von Clemens dem Zwölften erbaut wurde, gegen die Wellen geschützt und bietet bei ziemlicher Tiefe den ankernden Schiffen einen Raum von 3000 Fuß Länge und 2700 Fuß Breite dar.

Als Festung ist Ancona bekannt durch die merkwürdige Belagerung, welche die Franzosen 1799 hier aushielten, sowie durch die plötzliche Einnahme durch eine französische Halbbrigade im Jahr 1832. In den Jahren der letzten Revolution war es von republicanischen Truppen besetzt, die von den Oestreichern durch ein heftiges Bombardement am 19. Juli 1849 zur Capitulation genöthigt wurden. Die zehn Jahre, die von da an bis zum Abzug der letztern verflossen, wurden von denselben benutzt, die Festungswerke beträchtlich zu verstärken, und in den letzten Monaten hat Lamoricière, der hier vermuthlich den letzten Widerstand versuchen wird, noch verschiedene neue Hafenbatterien sowie eine Anzahl von Lunetten auf der Landseite hinzugefügt. Die Citadelle ist ungemein stark. Sie liegt auf dem Berg Artagno, der sich 315 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, und dürfte sturmfrei sein; indeß hat sie den Fehler, daß sie keine bedeutende Besatzung fassen kann und daß ihre Magazine sehr klein sind.

Im Umkreis von fünf deutschen Meilen um Ancona liegen die Städte Osimo mit 12,000, Sinigaglia mit 8000, Loreto ebenfalls mit 8000 und Ma-

Digitized by Google

cerata mit 18,000 Einwohnern. Sinigaglia ist ein lebhafter Hafenplatz am adriatischen Meere, Loreto bekannt durch die von Engeln aus Nazareth hierher getragne Santa Casa.

Ferner sind von den Städten der Marken zu erwähnen: Pesaro, sechs Meilen von Rimini und etwa zehn Meilen von Ancona entfernt, mit 16,000, Urbino mit 11,500, Fano mit 15,000 und die hübsche kleine Stadt Fossombrone, in der vor Kurzem die Fremdentruppen das Gemetzel von Perugia wiederholten. Pesaro, das alte Pisaurum, nicht weit von der Stelle, wo die Foglia ins Meer mündet, ist der Sitz eines Bischofs und eines Delegaten, der in dem schönen Palast der alten Herzöge von Urbino wohnt, hat verschiedene wissenschaftliche Anstalten, einen großen prächtigen Marktplatz und zeichnet sich überdies dadurch aus, daß seine Matrosen für die geschicktesten und muthigsten im ganzen adriatischen Meere gelten. Urbino ist sehr herabgekommen. Einst Wohnsitz prachtliebender und mächtiger Herzöge, deren Hof im sechzehnten Jahrhundert einer der Glanzpunkte Italiens war, ist es jetzt ein ziemlich stiller und ärmlicher Ort. Fano ist eine Stadt, die sich besonders vom Handel nährt und in der sich ein gut erhaltner Triumphbogen des Kaisers Konstantin befindet.

In Umbrien muß vor Allem Perugia's gedacht werden. Dasselbe liegt elf Meilen von Ancona und 14 Meilen von Pesaro auf einem Hügel nicht weit vom rechten Ufer der Tiber. Umgeben von einem fruchtbaren und wohlangebauten Landstrich, von 19,000, mit Einschluß der weitläufigen Vorstädte von 32,000 Menschen bewohnt, ist es nächst Rom und Ancona die wichtigste Stadt des Kirchenstaates. Sehr bedeutend ist im Vergleich mit andern römischen Orten seine Industrie, die sich besonders in Seidenmanufacturen auszeichnet. Berühmt ist die Schönheit seiner Frauen, der Muth seiner Männer. Die vornehmsten wissenschaftlichen Anstalten sind: die Universität, die dritte an Ansehn im Kirchenstaat und eine der ältesten in Europa, das an etruskischen Inschriften sehr reiche archäologische Cabinet, der botanische Garten, die Akademie der schönen Künste und die öffentliche Bibliothek.

In einem Umkreis von fünf Meilen um Perugia liegen die Orte Foligno, Gubbio, Nocera und Assisi, lauter Städte mit Bisthümern. Foligno hat 10,500 Einwohner und zeichnet sich durch seine Wachslichterfabriken, seine Tuch- und Papiermanufacturen aus. Sein berühmtes Bild, die Madonna von Raphael ziert gegenwärtig einen Saal im Vatican. Assisi, mit 4500 Einw., ist der Geburtsort des bekannten heiligen Franz, dessen prächtiges Grabmal jährlich Tausende von Wallfahrern hierher zieht. Gubbio mit 4000 Einw., und wichtiger Industrie mag als der Ort erwähnt werden, auf dessen Gebiet nahe bei den Ruinen des Jupiter Apenninus die berühmten eugubinischen Tafeln gefunden wurden, welche über die altetruskische Schrift

Digitized by Google

Aufschluß gaben. Wir schließen mit einem Rückblick auf die Geschichte des Papstthums und einer Frage.

Eines Tages verließen zwölf Wanderer, den Stab in der Hand ein gering geachtetes Land. Es fehlte ihnen am täglichen Brod, dennoch zogen sie aus, die Welt zu erobern, und siehe da, die Welt ward ihnen unterthan durch den Geist, der aus ihnen redete. Er zerbrach die Altäre der Götter, stürzte die Tempel um, erschütterte den Koloß Roms und begründete auf dessen Trümmern ein Reich, welches die Zwölf das Himmelreich nannten. Da kam dem einen der Zwölf, der schon früher kein ganz reiner Charakter gewesen, der Gedanke, an der Stelle, wo er sich niedergelassen, mit der Welt einen Pact zu schließen, den Einwohnern des Reichs, das die Zwölf gegründet, einzureden, daß ihm zu himmlischen Zwecken ein irdisches Rittergut gebühre. Eine Zeit, die zwischen weltlich und geistlich nicht recht zu unterscheiden wußte, fand das billig und gab es ihm. Er wußte zu wirthschaften und sein Gut wuchs durch weltlich Recht und noch mehr Unrecht immer mehr. In demselben Maße aber, in welchem das Gut gedieh, nahm das Himmelreich auf Erden ab, bis endlich Einer kam, der es wiederherstellte, und von dem Geist der Zwölfe, der in ihm war, auch dem Besitzer des Gutes einen Hauch mittheilte. Von diesem Hauch lebte er eine Zeit lang und auch dann noch fort, als ein andres Geschlecht aufgekommen, welches besser zwischen Himmel und Erde unterschied und nicht mehr glauben mochte, daß jener diese bedürfe, um stehn zu bleiben. Endlich aber erstarkte diese Erkenntniß der Welt zum Wollen, und wie einst das Himmelreich so fordert jetzt die Welt von dem Manne das Ihrige zurück, und als er ihr (er redet immer lateinisch) mit dem Finger gen Himmel zeigend antwortet: non possumus! nimmt sie sichs.

Was werden wir dazu sagen? Wir werden sagen: Wenn der Himmel das Rittergut braucht, wird er's dem Manne wieder geben. — u —

Von der preußischen Grenze.

Die grenzenlose Verwirrung der italienischen Angelegenheit wird durch einen neuen ganz unerwarteten Zwischenfall gesteigert. Ein französisches Blatt, welches den regierenden Kreisen sehr nahe steht, spricht von einer schändlichen Partei, welche damit umgehe, den Papst zur Abreise aus Rom zu bestimmen. Es steht ihn an,

Digitized by Google

es beschwört ihn, diesem verhängnißvollen Rath kein Gehör zu leihen; Frankreichs Söhne seien bereit, von ihm gesegnet in den Tod zu gehn; ja es steigert sich bis zu Drohungen: wenn der Papst abreise, so sei es fraglich, ob er zurück kehre; in diesem Fall würden die Franzosen sofort Rom verlassen u. s. w.

Das ist eine große Neuigkeit. Bisher ist, soviel wir wissen, noch Niemand auf den Gedanken gerathen, eine solche Abreise liege im Bereich der Möglichkeit. Ein Angriff der piemontesischen Truppen gegen die französische Besatzung in Rom wäre eine so vollständige Hundtagsraserei, daß man sich vergebens darnach umsieht, welche unmittelbaren Gefahren denn eigentlich den Papst bedrohen könnten.

Sollte die Warnung, die Drohung, das Flehen u. s. w. vielleicht ein Wink sein, der grade auf das Gegentheil von dem hinzielt, was er eigentlich zu enthalten scheint?

Ganz Europa hat in den letzten Monaten darüber gegrübelt, was der Kaiser der Franzosen bei der neuen Expedition zu gewinnen gedenkt. Denn mag er auch eine noch so finstere Miene annehmen, mag er sich noch so beeifern, zuerst unter den europäischen Großmächten die diplomatischen Beziehungen zu Piemont abzubrechen: — Niemand wird darüber im Zweifel sein, daß sowol die Expedition Garibaldis nach Sicilien als die Expedition der Piemontesen nach dem Kirchenstaat mit seiner stillschweigenden Genehmigung erfolgt ist. Wie groß auch die Begeisterung für Victor Emanuel oder für Garibaldi sein mag, das wird man doch nicht etwa annehmen wollen, daß sie es mit Oestreich und Frankreich zusammen aufnehmen könnte. Gern wollen wir glauben, daß der Kaiser seine Einwilligung nicht formulirt haben wird; aber er hat auch kein unbedingtes Verbot ergehn lassen, und so steht das neue Italien denn doch noch nicht, daß es sich diesem Verbot hätte widersetzen dürfen. — Was hat also Napoleon bezweckt, als er den neuen Feldzug zuließ?

Denn an und für sich betrachtet, kann ihm die Gründung eines großen italienischen Reichs nicht bequem sein. Es ist die erbliche Politik der östreichischen wie der französischen Regierung, die Spaltung in Italien zu befördern, um dadurch die Hand stets am Heft zu behalten.

Man hat von der Insel Sardinien gesprochen, die er sich annectiren wolle; was wäre das für ein elender Ersatz gegen den Nachtheil, den er seinem Reich durch das geänderte Gleichgewicht zufügt! Sicilien freilich und Neapel lohnten den Preis, aber das wäre, wie die Sachen jetzt liegen, eine unmittelbare Kriegserklärung an das gesammte Europa. — Wie wäre es, wenn er einen andern Gewinn im Auge hätte! Nicht die Annexion Siciliens, sondern die des Papstes? Sollten vielleicht in Avignon noch Gemächer leer stehn, um den Vater der Gläubigen zu empfangen?

Es ist das nur ein Einfall. Es ist möglich, daß der Kaiser noch gar keinen Entschluß gefaßt hat, daß er abwarten will, sich auf die Seite derjenigen zu schlagen, die ihm den meisten Gewinn darbieten; es ist möglich, daß die Vergnügungsreise nach Algier in einem Augenblick, wo jeder Tag ein rasches Eingreifen erfordern kann, eben nur den Zweck hat, den Ereignissen Spielraum zu geben, sich soweit zu gestalten, um ihm eine klare Uebersicht zu gestatten. — Eins ist klar, daß er die Restauration Italiens durch Oestreich nicht zulassen kann, ohne vollständig den Nimbus zu zerstören, der nicht blos seine Macht, sondern seine Existenz garantirt.

Digitized by Google

Er hat, soviel wir übersehn, nur die Wahl, entweder die Ereignisse gewähren zu lassen, oder sich ihrer persönlich anzunehmen d. h. Italien nach seinen Zwecken zu organisiren.

Die Lage, in der er sich jetzt Europa gegenüber befindet, läßt uns als wahrscheinlich erscheinen, daß er das erste vorziehn wird. Ein tiefes Mißtrauen hat sich aller Großmächte bemächtigt; wenn jetzt ein europäischer Congreß zu Stande käme, so würde man gewiß nicht ihm die Vollziehung der Beschlüsse anvertrauen; noch weniger wird man ihm verstatten, auf eigne Hand die Halbinsel zu ordnen. Die einzige europäische Großmacht, mit der es ihm noch möglich ist, sich zu einigen, ist England. Der Brief an Persigny hat auf die Bedingung aufmerksam gemacht, auf der eine solche Einigung beruhen kann: die Italiener sollen ihre Angelegenheiten selbst ordnen ohne die Einmischung der Fremden. England will das wirklich, und bei der gegenwärtigen Stimmung der Nation würde es auch einem Toryminister schwer fallen, den Staat in eine andere Bahn zu lenken.

Man hat sich in Preußen sehr lebhaft darüber beklagt, daß England so gar nicht gewillt ist, ein wirkliches Bündniß abzuschließen. Man überlegt dabei aber nicht recht, daß ein solches Bündniß in der That seine großen Schwierigkeiten hat, wenn man über die Hauptpunkte und zwar grade in den brennenden Fragen verschiedener Meinung ist. Die Engländer begünstigen offenbar die italienische Sache, schon in ihrem eignen Interesse, weil sie dadurch ein Gegengewicht gegen Frankreich im Mittelmeer erlangen. Wie Preußen darüber denkt, ist im Detail noch nicht bekannt; jedenfalls denkt es noch nicht so wie England.

Und doch hätte es grade die größte Veranlassung in dieser Beziehung mit England zu sympathisiren.

Wir wollen die Verurtheilung, welche man vom Standpunkt der absoluten Moral, des Völkerrechts, der Schicklichkeit und ähnlicher Dinge gegen die Italiener ausgesprochen hat, in Ehren halten; wir wollen zugeben, daß die Annexion von Parma, Modena und Toscana und den Legationen sehr unsittlich, daß der Zug Garibaldis sehr freibeuterisch, und daß endlich der Einfall in den Kirchenstaat sehr völkerrechtswidrig ist. Das alles ist vollkommen richtig und die Italiener verdienen strengen Tadel. Die Sache steht aber so: das Unglück ist einmal geschehn, und nun ist die Frage, was soll weiter werden? Alle Achtung vor dem geheiligten Princip der Legitimität! Aber will Preußen etwa dies geheiligte Regiment in Neapel wieder herstellen? Dies geheiligte Regiment, dessen Wirkung sich dahin äußerte, daß von der höchsten Person bis zum Unterofficier hinunter alles davon lief in feiger Flucht vor einem Abenteurer, der mit einigen Tausend ein stark organisirtes Heer und eine Flotte umzuwerfen kam! Dieses Regiment wieder herzustellen, das den Namen der Legitimität mit ewiger Schande bedeckt? Etwa den Nationen und der öffentlichen Meinung zu verstehn geben: so ist ein legitimes Reich beschaffen! Das ist ein Regiment nach unserm Herzen! — Selbst Herr von Manteuffel würde am Ende eine solche Zumuthung mit einiger sittlichen Entrüstung von sich weisen.

Wenn aber die Bourbons nicht wiederhergestellt werden sollen, was soll dann aus Neapel werden? Soll man es den Franzosen geben? Oder etwa den Oestreichern, damit sie noch mehr Schulden machen? Wie es mit den östreichschen Finanzen steht, hat Herr v. Plener — endlich einmal ein ehrlicher und offenherziger Mann! — klar

gemacht; wie es mit den sonstigen Zuständen sich verhält, erfahren wir aus den höchst loyalen und bescheidenen Reden des Reichsraths.

Das Beste ist am Ende doch, daß die Sache bleibt wie sie jetzt ist. Victor Emanuel scheint bei den Italienern populärer zu sein, als irgend ein Anderer; er hat eine große Energie entwickelt, ungeordnete Zustände zu organisiren und die Unruhigen im Zaum zu halten und, was auch die innere Lage Italiens für Schwierigkeiten darbieten möge, sie sind nicht unüberwindlich, wenn man das Land in Frieden läßt. — Es ist wahr, die Art wie Sardinien sich vergrößert hat, ist rechtswidrig und verdient Tadel, aber uns fällt es doch auch nicht ein, Schlesien herauszugeben; und in unsern Tagen nach der Erfindung der Eisenbahnen und Telegraphen, wächst das Gras viel rascher über alten Geschichten als früher. —

Nun ist zwar noch ein sehr mißlicher Umstand zu überwinden. Garibaldi spricht davon, die Einheit Italiens vom Quirinal zu verkündigen und man erwartet seinerseits einen Angriff auf Venedig. Es wird sich jetzt zeigen, ob Victor Emanuel Kraft genug hat, sein Recht auf die Herrschaft dadurch zu erweisen, daß er sich als Herrn zeigt. Wir traun ihm und seinen Rathgebern die Einsicht zu, daß, wenn es ihm gelingt, das bisher Erworbene einige Jahre zu behaupten und zu organisiren, im Lauf der Zeit die völlige Einigung Italiens wie eine reife Frucht ihm zufallen wird. Wenn er dagegen nicht die Kraft besitzt, diese Einsicht dem Unternehmungsgeist der Bewegungspartei gegenüber zu vertreten, wenn er sich von ihnen zu einem blinden Angriff auf Oestreich hinreißen läßt, so setzt er Italien und seine Krone aufs Spiel, und wir können ihm nicht helfen; wir haben alsdann nichts andres zu thun, als die Krisis möglichst zu unserm Vortheil auszubeuten.

Werden wir das freilich können? Noch scheint Preußen nicht die rechte Mittelstraße gefunden zu haben, zwischen wälscher sich überstürzender Verwegenheit und deutschem Phlegma. Es ist in diesen Tagen ein preußisches Memorandum vom 6. Juni veröffentlicht, welches über die wahre Bedeutung des deutschen Bundes die vortrefflichsten Ansichten entwickelt; Ansichten, die wir vollkommen theilen. Aber wir haben diese Ansichten nun schon mehrmals gehört und kommen immer noch keinen Schritt weiter: die Andern haben eben andre Ansichten, und da sie im Besitz sind, so sieht sich Preußen in die Lage einer wohlgesinnten Opposition versetzt, die einem großen Staat auf die Länge nicht ziemt. Ohnehin wird in kürzester Frist in Kurhessen diese principielle Meinungsverschiedenheit eine praktische Wendung nehmen, die uns außerordentlich wünschen läßt, daß sich Preußen vorher nicht völlig die Hände binde. Daß wir uns gegen Napoleon zu verstärken suchen, ist in der Ordnung; aber muß es denn grade die heilige Allianz sein? Würde es nicht zweckmäßiger sein, wenn wir das Princip, welches Napoleon selber aufgestellt hat, den Italienern die Ordnung ihrer häuslichen Angelegenheiten zu überlassen, gleichfalls annähmen und damit gegen ihn wendeten? Die Erwerbung des Papstes würden wir ihm nicht mißgönnen, denn die Translocation würde zwar bei den katholischen Mächten einen Unterschied machen, für uns aber könnte sie gleichgiltig sein. Und was diese Politik am meisten empfehlen möchte, es gehört wenigstens vorläufig keine große Kraftentwicklung dazu: wenn wir uns in Fragen, die unser Leben angingen, nicht übereilt haben, warum sollten wir uns hier übereilen, wo jedes Abwarten nur vortheilhaft sein kann. † †

Literatur.

Das Leben Jesu von Eduard Balzer. — Nordhausen, Förstemann. — Von dem frühern Rationalismus unterscheidet sich der Verfasser dadurch, daß er aus der Geschichte Jesu, wie sie sich in den Evangelien findet, das sagenhafte Element ausscheidet, und jene Quellen grade so behandelt, wie es sonst mit historischen Quellen überhaupt geschieht. Aber er begeht den Fehler, seine eignen dogmatischen, auf der modernen Philosophie beruhenden Auffassungen eines Religionsstifters in jene Zeiten zu übertragen, die doch eine wesentlich verschiedene Färbung hatten. In der guten Meinung, in seinem Christus, trotz der Weglassung aller wunderbaren Züge doch ein der ganzen Menschheit bleibendes Ideal zu entwickeln, thut er doch — wenigstens constructiv — den Quellen wieder Gewalt an. — Es erklärt sich daraus, daß die Schrift nicht blos eine historische Studie, sondern ein Lehrbuch der neuen freigemeindlichen Glaubensansicht sein soll: zwei Zwecke, die sich nicht völlig miteinander vereinbaren lassen. —

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Fr. Bülau. — 12. Bd. Leipzig, Brockhaus. — Die beiden größten Abschnitte dieses Bandes sind: Die Gesandtschaft des Hugo Grotius in Frankreich (von K. L. Klose) und die Grafen von Königsmark; außerdem noch zahlreiche Notizen von kleinerem Umfang. — Man mag gegen die Anlage des Buchs sagen was man will, es ist doch immer ein gutes Mittel, den Sinn für das Detail wieder zu wecken, der durch unsere Neigung zu allgemeinen Umrissen der Weltgeschichte sehr beeinträchtigt worden ist.

Die Arundelgesellschaft zur Förderung höherer Kunstkenntniß, von A. Springer. Bran, Gragi. — Für 1 Pfund St. jährlichen Beitrags erhält der Abonnent von dieser Gesellschaft die werthvollsten Kupferstiche alter berühmter Gemälde. —

Pädagogische Briefe, 2. Sammlung, von Hauschild. — Leipzig, Edelmann. — Der Verfasser dringt hauptsächlich auf eine Cultur des Spiels, als ein nothwendiges Moment der Erziehung zur Beförderung freier Entwicklung des Knaben.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal,** welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1860.

Die Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

---

19. Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1860.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register.

Jahrgang 1860. Viertes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Die Zukunft des Zollvereins. S. 1. 41.
Die Dänen in Schleswig. S. 12.
Das Ende der Bourbonenherrschaft in Neapel. S. 23.
Die östreichischen Verfassungsprogramme. S. 32.
Ein unrichtiger Vergleich. S. 40.
Von der preußischen Grenze. S. 76. 233. 273. 317. 433.
Die Nothwendigkeit der Verfassungsreform in Mecklenburg. S. 81.
Die Politik Preußens. S. 114.
Der östreichische Reichsrath als unser Lehrer. S. 120.
Eine politische Betrachtung bei Gelegenheit des berliner Jubiläums. S. 121.
Die italienische Bewegung. S. 154.
Recht und Gerechtigkeit in Italien. S. 158.
Leibnitz und die Kirchenvereinigung. S. 161. 201.
Die neue Verfassung Oestreichs. S. 198.
Aufruf für die Schleswig-Holsteiner. S. 238. 389.
Diplomatenspiegel. S. 241.
Aus Schleswig. S. 280.
Der Stand der orientalischen Frage. S. 281.
Die neuen Ministerialverfügungen über das Turnwesen in Preußen. S. 294.
Das sächsische Wahlgesetz. S. 321.
Das östreichische Diplom. S. 341.
Der deutsche Bund und die Souveränetät. S. 346.
Die Lage der Verfassungsangelegenheit Kurhessens. S. 361.
Preußens Politik. S. 379.
Die Bedeutung der Wahl Lincolns zum Präsidenten der Vereinig. Staaten. S. 390.
Die letzten zwei Jahre der auswärtigen Politik Preußens. S. 425. 441.
Der Protestantismus in Oestreich. S. 458.
Aus Kurhessen. S. 477.

Digitized by Google

Bilder und Schilderungen.

Das Handwerk im Alterthum. S. 53. 94. 128.
Ein Bild aus Irland. S. 105. 139.
Die londoner Presse. S. 143.
Bilder aus Altbayern. S. 183. 218. 257.
Alter Volksglaube und Volksbrauch am Allerseelentag. S. 251.
Reiseeindrücke aus München und Wien. S. 298.
Peking. S. 414.
Kaiser Leopold und seine Minister. S. 453.
Südcarolina. S. 492.
Neujahr in Belgien. S. 500.

Militärische Tagesfragen.

Militärische Bilder aus dem Kirchenstaat: 1. Die päpstliche Armee unter Lamoricière. S. 370. 2. Die Schlacht bei Castelfidardo und die Belagerung Anconas. S. 401. 3. Die Einnahme Anconas. S. 470.

Literatur und Kunst.

Neue Literatur der deutschen Alterthumswissenschaft. S. 66.
So sprach ein Fürst. S. 387.
Neue Romane. S. 481.
Weihnachtsliteratur. S. 516.

Kürzere Besprechungen literarischer Erscheinungen.

Geschichte: * Die Kosaken. S. 400.
Literaturgeschichte: Schäfer. S. 35[illegible] Scherr. S. 360. Eberty. S. 360. Kleinpaul. S. 360. Klüpfel. S. 360.
Novellen und Romane: George Sand S. 236. Victor. S. 237. Ziegler. S. 23[illegible] Raimund. S. 237. Andersen. S. 358. Stein S. 358. Dodt. S. 358. Herbert S. 358 Schrader. S. 359. Gundling. S. 359.
Theologische Literatur: Tennes. S. 440.
Geographische und Reiseliteratur * Bavaria. S. 158. Andree. S. 159 Schauenburg. S. 160. Hartwig. S. 160 Oppermann. S. 399. Fromm. S. 399 Rodenberg. S. 400. Berlepsch. S. 400. Haußer. S. 440.
Theater: Vanderhorst. S. 439.
Sammelwerke: Unsre Tage. S. 238. Jolowicz. S. 400.
Volkskalender: Auerbach. S. 236. Trewendt. S. 237.

Digitized by Google

Die Zukunft des Zollvereins.

1.

Die zwölfjährige Dauer der im Jahre 1853 erneuerten Verträge unter den Regierungen der Staaten des Zollvereins geht mit dem Jahre 1865 zu Ende. Werden die Verträge nicht zwei Jahre vorher, also vor dem 31. Dec. 1863 gekündigt, so bleiben sie auf weitere zwölf Jahre in Kraft und werden so fort von zwölf zu zwölf Jahren als verlängert angesehn.

Man erinnert sich, daß vor Ablauf der letzten Vertragsperiode Preußen im Jahre 1851 mit der Kündigung vorging und für die Erneuerung des Handelsbundes die Aufnahme der Staaten des Steuervereins Hannover und Oldenburg, (Schaumburg-Lippe nicht zu vergessen) mit denen Preußen eine Vereinbarung getroffen hatte, als Bedingung stellte. Es war dies ein entschiedener, ein deutscher Schritt Preußens, und der Erfolg zeigte, daß ein solcher Schritt im deutschen Interesse die Gegner nicht zu scheuen hat. Der Lärm war groß auf beiden Seiten. Die Unzufriedenheit unter den Bewohnern des Steuervereins lagerte sich massenhaft in den Blättern der nahen Hansestädte ab; aber wenn die Verfasser mancher Artikel jetzt einen Blick auf die Ausdrücke werfen wollten, deren sie sich damals bedienten, sie würden vielleicht ein wenig roth werden. Der freie Verkehr auf einem großen deutschen Handelsgebiete machte seine Vortheile geltend, — allerdings nicht bei denen, welche dem Schleichhandel obgelegen hatten — und die Staatskassen befanden sich wohl bei den Antheilen aus den Zolleinnahmen. Der Anschluß an den Zollverein hat in allen seinen Gebieten einen particularistischen Schmerzensschrei hervorgerufen, der sich aber sehr bald stillte, und als ein allgemeiner, wirthschaftlicher und patriotischer sich nur dann wieder erheben würde mit unwiderstehlicher Kraft, wenn das gemeinsame Band zerrissen, der trennende Schlagbaum wieder aufgerichtet werden sollte zwischen den Gliedern des Vereins. So war es 1852, als mehrere Regierungen im Unmuthe über den Schritt, welchen Preußen gethan, und nach Wien gelockt durch einen neuen Zolltarif und die Einladung zu Verhandlungen aller Bundesstaaten, eine Trennung zwischen Nord und Süd ins Auge faßten und anzubahnen versuchten. Jene Regierungen hatten

Digitized by Google

ihren Unmuth aus Gründen diplomatischer Etikette und aus politischen Tendenzen geschöpft. Sie fanden es rücksichtslos und verletzend, daß Preußen, ohne seine alten Zollverbündeten zu fragen, mit den Regierungen des Steuervereins abgeschlossen habe; daß es nun die Kündigung wie eine Pistole ihnen auf die Brust setze, um sie zu zwingen, die neuen Genossen unter den von Preußen einseitig vereinbarten Bedingungen aufzunehmen. Sie schleppten, um Preußen ein Paroli zu biegen, Oestreich herbei, welches schon 1850 den Eintritt in den Zollverein stürmisch verlangt hatte, und erklärten: wenn wir euern Steuerverein nehmen sollen, so müßt ihr unser Oestreich nehmen. — Der Weg, welchen Preußen eingeschlagen, war allerdings nicht mit Rücksichten gepflastert; aber es war der einzige, der zum Ziele führen konnte. Der Zollverein würde seine Grenzen nie an die Küsten der Nordsee, an die Mündungen der Elbe, Weser und Ems vorgeschoben haben, wenn es nur in Folge eines einstimmigen Beschlusses der Vereinsstaaten hätte geschehn können. Ist doch bis jetzt die Beseitigung der Durchgangszölle an dem Verlangen einer Regierung gescheitert, daß gleichzeitig etwas anderes geschehe, was der Zollverein nicht leisten kann.

Im April 1852 tagten die Preußen widerstrebenden Regierungen in Darmstadt. Sie verlangten, daß Oestreich ebenso wie Hannover in Berlin mit berathe. Vergebens wurde ihnen vorgehalten, daß Hannover sich verpflichtet habe, dem Zollverein sofort beizutreten, Oestreich dagegen nicht, daß der Zollverein, dessen Fortbestand durch die Kündigung in Frage gestellt worden, erst wieder zur Existenz gelangt sein müsse, bevor er mit Oestreich über eine commercielle Annäherung unterhandeln könne. Vergebens machte Preußen die bindendsten Erklärungen, daß es, sobald der Zollverein neu begründet sei, mit Oestreich auf einer bestimmten Grundlage zu verhandeln und abzuschließen bereit sei. Die Darmstädter hatten sich untereinander und gegen Oestreich verpflichtet, den Zollverein nicht eher zum Abschluß zu bringen, bis die in Wien verabredeten Entwürfe über einen Zoll- und Handelsvertag und über die innerhalb vier oder sechs Jahren erfolgende Zolleinigung mit Oestreich von Preußen angenommen seien. Oestreich dagegen garantirte (!) den Darmstädtern eine bestimmte Quote des Zollertrags auf den Kopf der Bevölkerung. Der Dualismus, welcher die politische Zerrissenheit Deutschlands unterhält, sollte auch in das Gebiet des Verkehrs hineingetragen werden.

Wir wissen nicht, in wie weit die Finanzminister der darmstädter Coalition durch die östreichische Garantie ihrer Zolleinnahmen beruhigt gewesen sein mögen. Das aber ist bekannt, daß ihre Steuerpflichtigen durch die drohende Sprengung des Zollvereins in die größte Unruhe geriethen. Angesichts des östreichischen Silberagio, mit welchem man sich befreunden sollte, hörte die Gemüthlichkeit auf; die Störung der auf dem freien Markte mit dem Norden gepflogenen Verbindungen durch Wiedereinschiebung von Mauthschranken ge-

Digitized by Google

fährdete viel und tief verzweigte Interessen. Die Unsicherheit der Verhältnisse erzeugte eine allgemeine Stockung des Verkehrs. Der Schaden drohte unberechenbar zu werden, und es zeigte sich gar bald, daß die mühsam errungene Freiheit des Verkehrs unter deutschen Ländern nicht so leicht zu zerstören, als es bisher leicht gewesen war, Fortschritte auf dem Wege der Einigung zu hintertreiben. Es half nicht, daß in Bayern das Petitioniren für die Erhaltung des Zollvereins verboten wurde. Die wiener Entwürfe schmolzen zu einem Vertrage zwischen Preußen und Oestreich vom 19. Februar 1853 über gegenseitige Erleichterungen des Verkehrs; den Staaten, welche am 1. Januar 1854 dem Zollvereine angehören würden, so wie den gegenwärtigen und zukünftigen italienischen Zollverbündeten Oestreichs blieb der Beitritt offen. Am 4. April 1853 kam der Vertag über Fortdauer und Erweiterung des Zollvereins (Aufnahme des Steuervereins) zwischen den betreffenden Regierungen zum Abschlusse.*)

Der Versuch, der militärisch-diplomatischen Ueberrumpelung Deutschlands von 1850 eine handelspolitische folgen zu lassen, war gescheitert. Der Zollverein hatte einen Zuwachs von gleichartigen Elementen erhalten und die Nordsee erreicht. Oestreich stand endlich in einem vertragsmäßigen Verhältnisse zu dem deutschen Zollverein, welcher in Bezug auf Tarifsätze, Behandlung der Waaren, Erhebung und Sicherung der Zolleinnahmen den gegenseitigen Verkehr erleichterte und ausdehnte, und den Weg zu fortschreitender Annäherung zeigte. Haben wir nicht hier auf dem Felde der Verkehrspolitik ein Vorbild des Verhältnisses, welches die beiderseitigen Interessen für Deutschland und Oestreich in der allgemeinen Politik anzeigen, den engeren und den weiteren Bund, den deutschen Bundesstaat, mit Oestreich völkerrechtlich geeinigt? Diese Form, welche gegenseitige Bekriegung ausschließt, gegenseitige Hilfsleistung bedingt, ist aus dem Chaos von Ideen, welche seit der formellen Beseitigung der Verfassung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation bis zum heutigen Tage aufgetaucht sind, immer wieder hervorgetreten als das Mindeste, was der Nation gewährt werden muß, vielleicht aber auch als das Höchste, was auf dem Wege friedlicher Verständigung erreicht werden kann. Außer dieser Form gibt es nur die gegenwärtige Bundesanarchie mit ihren traurigen Folgen, oder das Fortschreiten zum Einheitsstaate auf den Bahnen, welche die Geschicke zeigen werden.

Haben die Vorgänge bei Erneuerung der Verträge in den Jahren 1851 bis 1853 gezeigt, daß der Zollverein jeden Widerstand gegen zeitgemäße Fortbildung überwinden kann, weil er als nothwendig erkannt ist, so liegt die

*) Die Actenstücke über die Versammlungen im Jahre 1852 sind zusammengestellt in der Schrift: Beiträge zur Beurtheilung der Zollvereinsfrage. Berlin, 1852. Verlag der Deckerschen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei. —

Digitized by Google

Frage nah, ob nicht der wiederkehrende Anlaß in ähnlicher Weise benutzt werden sollte, um mittelst des Zollvereins eine stärkere Einigung deutscher Mittel und Kräfte zur Verwendung für nationale Zwecke zu bewirken.

Zwei Einwürfe gegen die Erörterung dieser Frage im gegenwärtigen Augenblicke sind von vornherein zu erwarten. Der erste sagt, es sei noch zu früh, um über Aenderungen an Verträgen zu sprechen, welche erst nach fünf Jahren ablaufen. Allein wenn eine Regierung glaubt, wesentliche Verbesserungen der Verträge bei ihren Zollverbündeten beantragen zu müssen, so hat sie damit vor Ablauf der Kündigungsfrist, also vor Ende 1863 vorzugehen, weil sie später kein wirksames Mittel mehr in Händen hat, ihrer Stimme Nachdruck zu verleihen. Will man aber vor Ablauf der Kündigungsfrist die nöthigen Schritte thun, um sich mit möglichst vielen Bundesgenossen über gemeinsame Vorschläge zu verständigen, so sind zwei Jahre kein zu langer Zeitraum für Verhandlungen zwischen Regierungen deutscher Bundes- und Zollvereinsstaaten. Es wäre daher nichts weniger als verfrüht, wenn eine Regierung mit dem Jahre 1861 anfangen würde, Vorschläge in Betreff der Erneuerung, Abänderung und Erweiterung der Zollvereinsverträge vorzubereiten. Dabei könnte der sehr hoch anzuschlagende Vortheil erreicht werden, daß eine Kündigung und damit die Erschütterung vermieden würde, welche 1852 die Interessen der Gewerbe und des Handels so stark beschädigt hat. Entsprechen die Vorschläge dem Bedürfnisse der Einigung über gemeinsame Interessen und der Wegräumung von Hindernissen in der freien Entfaltung der Production und des Verkehrs, dann wird ihnen die öffentliche Meinung zu Hilfe kommen und den Widerstand brechen. — Der zweite Einwand erklärt, daß die einheitliche Leitung der nationalen Interessen nicht durch die Fortbildung des Zollvereins erreicht werden könne, und daß der Versuch jedenfalls zu viel Zeit erfordern würde, Angesichts der gegenwärtigen politischen Verwicklungen, welche dringend mahnen, die Kräfte der Nation schleunigst zusammenzufassen und für die Vertheidigung des deutschen Vaterlandes verwendbar zu machen. — Gegen diese Betrachtung haben wir nichts zu erinnern. Es soll uns lieb sein, wenn die langsame, immerhin ungenügende Arbeit der Fortbildung des Zollvereins für Zwecke der politischen Einigung überflüssig gemacht wird. Vielleicht entschließt sich die hohe Bundesversammlung, die Reichsverfassung von 1849 einzuführen und eine neue Kaiserdeputation nach Berlin zu entsenden; oder — was sicherlich weniger überraschen würde, — es drängen die Ereignisse, beleben an rechter Stelle den Geist der Initiative, bringen ihm den energischen Ausdruck des Willens der Nation entgegen und lassen dann auch, was als unerläßlich für die Selbsterhaltung erkannt und ersehnt wird, als erreichbar erscheinen. Tritt ein deutscher Bundesstaat vor Ablauf der Zollvereinsverträge ins Leben, so wird seine Verfassung ohne Zweifel eine Bestimmung über die

Digitized by Google

Zolleinheit enthalten, und es treten alsdann Gesetze an die Stelle der Verträge. Allein, so wünschenswerth dies erscheint, so muß man doch darauf gefaßt sein, daß es nicht vor 1863 in Erfüllung gehe, und in keinem Falle wird die auf Verbesserung der materiellen Einigung verwendete Mühe verloren sein, da ihre Resultate ein wirklich schätzbares Material für die Eventualität liefern würden, daß das politische und das Handelsgebiet Deutschlands eins und dasselbe sein, einer obersten Leitung unterstehn werden, wie bei jeder andern, einheitlich oder föderativ constituirten Nation. Haben doch die Verträge von 1851 und 1853 selbst schon ihr Erlöschen nicht allein von dem Ablaufe ihrer zwölfjährigen Dauer, sondern auch von dem Falle abhängig gemacht, daß schon vorher eine Zolleinigung aller deutschen Staaten zur Ausführung komme.

Wenn erwartet werden darf, daß der Zollverein aus der gegenwärtigen Periode neu gestärkt, vielleicht erweitert, hervorgehn werde, so beruht dies auf dem allgemein gefühlten Bedürfnisse stärkerer Einigung der deutschen Staaten, und es hat dieses Bedürfniß in der unvergessenen Ansprache des Prinzregenten von Preußen an das Staatsministerium vom 8. November 1858, dem Programm der deutschen Politik Preußens, seinen Ausdruck gefunden. Dort wird unter den Mitteln, durch welche Preußen in Deutschland moralische Eroberungen machen soll, die „Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indessen einer Reform wird unterworfen werden müssen" ausdrücklich hervorgehoben. Es wird erlaubt sein, aus diesen Worten herauszulesen, daß die gegenwärtige preußische Regierung die Absicht hat, zu rechter Zeit und mit dem gehörigen Nachdrucke solche Reformen in Vorschlag zu bringen, die geeignet sind, das Einigungswerk, welches die Regierungen seit den dresdner Conferenzen haben ruhen lassen, auf jenem andern Gebiete zu fördern, auf welchem Preußen für Deutschland Großes geschaffen, mit Umsicht, Ausdauer und Geduld erhalten und erweitert hat. — Der Glaube an den Entschluß der preußischen Regierung, für Reformen des Zollverbandes als eines Einigungselementes rechtzeitig die Initiative wieder zu ergreifen, gibt denen, welche sich berufen fühlen, über diesen Gegenstand das Wort zu nehmen, die Zuversicht, daß die Aufmerksamkeit der Nation sich demselben bald werde zuwenden müssen, daß die Bemühungen, die Richtung und den Inhalt zeitgemäßer Reformen zu ermitteln und zu erörtern, einen wirklichen Boden, eine praktische Bedeutung haben.

Von diesem Gesichtspunkte aus halten wir es an der Zeit, die nach unsrer Ansicht wesentlichen Punkte, welche Gegenstand der Reform des Vereins werden sollen, anzudeuten, und an ihre Spitze den Satz zu stellen, daß schon der in den Verträgen angegebene Zweck des Vereins einer Erweiterung bedarf; daß dieser Zweck nicht mehr allein den freien Handel und Verkehr, son-

Digitized by Google

dern noch andre, damit verwandte, gemeinsame Interessen umfasse, und daß der Verein nicht nur als einen „Vorschritt zur allgemeinen Handels- und Verkehrsfreiheit innerhalb Deutschlands", sondern auch als einen Vorschritt zur Herstellung eines deutschen Bundesstaats sich ankündige. Damit wird nur ausgesprochen, was ohnehin wahr und klar ist. Diejenigen Glieder des deutschen Bundes und des Zollvereins, welche versäumt haben, von Anfang an zu erkennen, was sie mit der Gründung des Zollvereins zugelassen, was sie mit dem Eintritt in denselben gethan haben, sollten doch jetzt nicht länger anstehn, die nationale Bedeutung ihrer Schöpfung anzuerkennen. Der Zollverein war und ist der Nagel am Sarge der gegenwärtigen Verfassung des deutschen Bundes. Hatte das Organ des Bundes mehr als hinreichend bewiesen, daß es ihm nicht möglich sei, etwas Ersprießliches zu leisten, so zeigte der Zollverein, daß und wie auf anderm Wege etwas geleistet werden könne. Es ist aber keineswegs gleichgiltig, ob die allgemein erkannte Bedeutung des Zollvereins als Einigungselement noch länger schüchtern verschwiegen, oder ob dieselbe feierlich ausgesprochen werde. Der Handelsbund wird fester stehn und sicherer schreiten, wenn er nicht allein als eine Erwerbsfrage, sondern als eine Frage der Sicherheit und der Macht Deutschlands aufgefaßt wird, als ein taugliches Mittel zur Erreichung der Bundeszwecke. Nur wenn neben der Ausdehnung des deutschen Marktes bis zu den politischen Grenzen, also neben der Ergänzung des Umfangs, auch die Hereinziehung gleichartiger gemeinsamer Interessen, also die Vervollständigung des Inhalts, als die Aufgabe des Zollvereins an die Spitze der Verträge gestellt wird, nur dann wird der Kampf um seine Fortbildung die Intelligenz und die Masse der Nation zu angestrengter Mitwirkung begeistern und den Widerstand der entgegenwirkenden Elemente gründlich brechen helfen. Ja es wird kaum thunlich werden, mit dem Vereine überhaupt weiter zu kommen, wenn nicht die bessere Einigung deutscher Länder als sein Ziel ausdrücklich vorangestellt wird, weil sich nur daraus die Folgerungen ableiten lassen, die einen merklichen Fortschritt des Zollverbandes bedingen. Dieser Satz wird seine Erläuterung dort finden, wo von den Modificationen der bestehenden und von der Aufnahme weiterer Bestimmungen bei Erneuerung der Verträge die Rede sein wird; vorher aber müssen wir dem Antrage auf Uebergang zur Tagesordnung begegnen, welcher jeden Anstrich von Politik als unpassend, gefährlich, verderblich fernhalten möchte, und dafür die allerbesten Gründe anzuführen hat. Man fürchtet, daß an der Klippe der Politik der so mühsam geschaffene und durchgeschleppte Handelsbund scheitern müsse, daß man das gehoffte Bessere nicht erreichen, das errungene Gute verlieren werde. Diese Furcht erfüllt eine zahlreiche und achtbare Classe, welche an der Erhaltung und Ausdehnung des freien deutschen Marktes ein wirkliches Interesse hat; sie wird genährt von

ed by Google

Andern, nicht weil sie das Nämliche, sondern weil sie das Gegentheil, die Erstarkung des Zollvereins fürchten. Es ist daher nothwendig, die politische Seite der Frage näher zu betrachten.

Der deutsche Zollverein ist ein politischer Körper, und indem er sich selbst als einen Fortschritt zur Herstellung eines Bundesstaates darstellt, wird er nicht mehr und nicht weniger politisch als bisher. Die Sorge um die Entfaltung der Production, des Handels, der Bewegung von Menschen und Gütern ist als die wichtigste Sorge des Staates in seinen auswärtigen Beziehungen an die Stelle der Pflege von Familien-Interessen getreten. Die Politik der anderen Staaten ist vorzugsweise eine Handels- und Verkehrspolitik. Erleichterungen des internationalen Handels, der Schiffarth, Eisenbahn- und Telegraphen-Linien bilden jetzt die wichtigsten Gegenstände diplomatischer Verhandlungen und Vereinbarungen, und bringen den glücklichen Unterhändlern mehr Orden ein als ihre übrigen nichtmilitärischen Verdienste. Wenn Vorgänge aus unsern Tagen zur Bestreitung dieses Satzes angeführt werden können, so nehmen wir dieselben zu seiner Bekräftigung in Anspruch. Denn selbst das Oberhaupt, welches der Wille der Nation Frankreich gegeben hat, betrachtet die Verwicklungen in Italien und im Oriente nicht als erwünschte Anbisse, sondern als verdrießliche Störungen für die Entwicklung einer ersprießlichen politischen Thätigkeit. Die Unterlage für letztere ist ihm der Friede, so hat er unlängst wiederholt verkündet. Er bietet England und dem Zollverein Handelsverträge, er mahnt die Franzosen zum Wetteifer mit den andern Nationen im Austausche von Erzeugnissen der Industrie, der Kunst, der Wissenschaft. Er weiß, daß dies überwiegend das Interesse und der Wille der Nationen ist, und daß Abweichungen der Politik von diesen Zielen auf das Gebiet der Annexionen, Interventionen, Eroberungen nur Wenigen wohlgefallen und daher als durch die Verirrungen Anderer aufgenöthigte, vorübergehende Ausnahmsfälle, keineswegs aber als stätige und normale Objecte politischer Thätigkeit angesehen werden dürfen.

Indem Regierungen souveräner deutscher Staaten im Einklange mit der Bundesverfassung einen Vertrag abschlossen, welcher die Bedingungen des Handelsverkehrs unter ihnen und nach außen regelt, haben sie einen politischen Act vollzogen, ihre gemeinsamen Bemühungen für die Förderung der Vereinszwecke sind politischer Natur und betreffen grade diejenigen Angelegenheiten, welche unter den Aufgaben der Politik zu einer hervorragenden Stelle vorgeschritten sind, die Angelegenheiten des internationalen Verkehrs. Die Minister der auswärtigen Angelegenheiten spielen dabei die Hauptrolle, und was sie treiben, das ist eben Politik. Aber der Zollverein als solcher ist auch längst in die Reihe der politischen Körper eingetreten, indem er mit auswärtigen Staaten Verträge abgeschlossen hat, indem er Expeditionen aussendet und

Digitized by Google

Agenten bestellt, kurz, indem er Functionen übt, welche eine politische Existenz voraussetzen. Allerdings muß der Verein, da ihm eine entsprechende Organisation und in Folge dessen die nöthigen Organe fehlen, dabei auf Umwegen sich zu helfen suchen. Es wurde oben schon angeführt, daß der Handels- und Zollvertrag mit Oestreich im Februar 1853 nicht von dem Zollverein, sondern von Preußen abgeschlossen wurde, während den übrigen Vereinsstaaten der Beitritt offen blieb. Damals war der Verein seines Lebens nicht sicher, und der nämliche Fall kann 1863 wieder eintreten, wenn die Verträge gekündigt werden. Aber auch in minder kritischen Perioden war es Preußen, welches in seinem und seiner Zollverbündeten Namen über Verträge verhandelte und sie abschloß, welches seine Agenten mit Wahrnehmung der vereinsländischen Interessen beauftragte, und welches seine Expedition nach Japan den nämlichen Interessen zur Benutzung darbot. Es gibt Regierungen, welche an diesem Auskunftsmittel keine Freude haben, und im gegenwärtigen Augenblicke sehen wir wieder in Wien Preußen unter Assistenz von Bayern und Sachsen, welche dazu schon 1850 designirt gewesen, über eine mögliche Fortbildung des Vertrags von 1853 im Sinne weiterer Annäherung verhandeln. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Combination sich mehr geeignet erweisen wird, positive oder negative Resultate zu erzielen, soviel ist gewiß, daß nach den früheren Verhandlungen Preußen allein 1853 abschließen mußte, daß der Zollverein als solcher kein Organ zur Führung der Verhandlungen besitzt, und daß er jeden Augenblick, durch Kündigung der Verträge unfähig gemacht werden kann, überhaupt etwas einzugehen, was ein längeres Leben als bis Ende 1865 voraussetzt.*) Mögen Bayern und Sachsen für den Augenblick durch ihre Betheiligung an den wiener Verhandlungen beschwichtigt sein, Andere sind es nicht. Ein Beispiel dafür liefert das Rescript des badischen Ministeriums vom 16. August an seinen diplomatischen Agenten in Berlin, womit die Zustimmung zu Verhandlungen mit der französischen Regierung über einen Handelsvertrag zwar ertheilt, dabei aber stark betont wird, wie die Regierung Werth darauf lege, „daß ihr die Möglichkeit geboten werde, auf den Gang jener Verhandlungen, sowol bezüglich der von Frankreich einkommenden Anträge, als bezüglich der Seitens des Zollvereins geltend zu machenden Desiderien, jenen Einfluß zu üben, welcher ihr bei den nahen Berührungen Badens als eines unmittelbaren Grenznachbars von Frankreich unzweifelhaft gebühre." Die badische Regierung nimmt dabei keinen Anstand, den Sitz und

*) Oestreich selbst hat die aussichtslosen Verhandlungen aufgegeben und verlangt jetzt die Eröffnung der in dem Vertrage von 1853 für 1860 anberaumten Unterhandlungen über eine Zolleinigung, eventuell über weitere Verkehrserleichterungen und möglichste Annäherung der Zolltarife. Die Zolleinigung wird nur honoris causa noch erwähnt; die weiteren Zwecke können erst dann gefördert werden, wenn vorher festgestellt sein wird, was aus dem Zollverein werden soll. Darüber thut vor Allem Verständigung noth.

Digitized by Google

die Quelle des Uebelstandes zu bezeichnen, indem sie die Organisation des Zollvereins beklagt, „welche eine Einstimmigkeit sämmtlicher Zollvereinsregierungen und nebstdem die Zustimmung der Stände eines jeden einzelnen Staates erheische, um einen derartigen Act zu Stande zu bringen.“ Schließlich behält sich Baden weitere Aeußerungen über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einer andern Einrichtung vor, und wir dürfen daher annehmen, daß die von Preußen als nothwendig erkannte Reform von Seiten der badischen Regierung Unterstützung zu erwarten hat. Die Abhilfe liegt, wie wir sehn, zunächst nicht sowol im Interesse Preußens, welches naturgemäß die auswärtigen Angelegenheiten des Zollvereins leitet, sondern sie ist ein berechtigtes Begehren der übrigen Vereinsglieder, zur Theilnahme an den Verhandlungen in angemessener Weise zugelassen zu werden. Dafür gibt es nur ein Mittel; eine ständige Centralverwaltung für den Zollverein, und diese folgt von selbst, sobald der Verein die Herstellung eines deutschen Bundesstaates sich ausdrücklich und mit Bewußtsein zum Ziele setzt. Dann ist es seine Aufgabe, sich ein Organ zu schaffen, in welchem alle Betheiligte direct oder indirect vertreten sind, und dahin zu wirken, daß sein Leben nicht nur auf kurze Vertragsperioden gefristet, sondern dauernd gesichert sei.

Wäre ein Handelsbund nicht seiner Natur nach ein politischer Körper, so müßte er es werden, sobald er dahin gelangt, seine gemeinsamen Interessen nach Außen zu vertreten. Man kann als Beispiel die deutsche Hansa anführen, aber außerhalb Deutschlands sind neuere Beispiele kaum zu finden, weil es keinen Föderativstaat mehr gibt, welcher die Leitung seiner Handelspolitik nicht der Bundesgewalt übertragen, welcher jedem seiner Glieder überlassen hätte, zu thun was es will. Die politische Bedeutung des Handelsbundes betrafen die Verhandlungen von 1851 bis 1853. Oder lagen vielleicht financielle Motive dem Andrange zum Eintritte Oestreichs zu Grunde? — So wenig, daß die wohlbegründeten financiellen Besorgnisse der Darmstädter durch die östreichische Garantie eines Minimums der Zollrevenuen beschwichtigt werden mußten. Waren es volkswirthschaftliche Vortheile, die man durch eine Mischung der östreichischen mit der vereinsländischen Wirthschaft zu erzielen hoffte? — Aber dann hätte man nicht auf den Eintritt Oestreichs innerhalb vier Jahren gedrungen, ohne nur irgendwie die national-ökonomischen Gesichtspunkte sich klar gemacht zu haben; man hätte nicht die Aufnahme Oestreichs zur Bedingung für die Erneuerung des Zollvereins gemacht. Nein! die Politik war es, welche den Verein beinahe zerrissen hätte; die Stärke der volkswirthschaftlichen Interessen war es, welche ihn zusammenhielt. Schon vor Olmütz, im Februar 1850, hatte Fürst Schwarzenberg verlangt, daß die Bundescentralcommission eine Conferenz von Bevoll-

Digitized by Google

mächtigten der Bundesglieder berufe, um die östreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung anzubahnen, und Herr von Schleinitz unterließ es nicht, seine dilatorisch gefaßte Antwortsnote vom 28. Februar 1850 den sämmtlichen Zollvereinsstaaten, den Staaten, welche zu dem Bündnisse vom 26. Mai 1849 gehörten, und der provisorischen Bundescentralcommission zur Kenntniß zu bringen. Eine östreichische Denkschrift vom 30. Mai 1850 sagt grade heraus: „Ein deutscher politischer Verein muß in unsrer Zeit auch zum Zollverein werden und umgekehrt, oder das eine wie das andere bleibt eine Täuschung, eine Unwahrheit u. s. w." — Damit hat die Denkschrift die Wahrheit gesagt, und niemand braucht sich zu schämen, sie zu bekennen. Nach Olmütz, im November 1851, war der neue östreichische Zolltarif der Ausgangspunkt — man weiß, daß Fürst Schwarzenberg für Tarifsätze und den gemäßigten Schutzzoll schwärmte —; nebenbei aber richtete die kaiserliche Regierung „als deutscher Staat an ihre deutschen Mitstaaten die Einladung, mit ihr in Verhandlung zu treten, um die bisherige Absonderung Oestreichs von dem übrigen Deutschland aufhören zu machen." — (Note des Freiherrn von Prokesch-Osten an Freiherrn von Manteuffel vom 28. November 1851). Gegenwärtig macht man in Wien nicht soviel Lärm, man verhandelt ruhig mit den Delegirten des Zollvereins, und muß einsehn, daß Deutschland ein Bundesgenosse im römischen Sinne nicht mehr sein wird. Wäre es nicht überflüssige Mühe, nachzuweisen, daß während dieser Krise von 1851—53 dem Zollverein eine weiter gehende Bedeutung als eine rein commercielle allgemein zuerkannt worden ist, wir könnten auf eine Reihe von Schriften, insbesondere auf eine unter wiener Auspicien sehr geschickt verfaßte Schrift: „Die Zollconferenz zu Wien in ihren nothwendigen Folgen für das gesammte Deutschland, mit officiellen Actenstücken (Leipzig bei Remmelmann, 1852)" verweisen. Diese Schrift hat selbst den Veteranen unsrer Lehrer der Nationalökonomie, Geh. Rath Rau in Heidelberg, stutzig gemacht, und veranlaßt, ihre Richtung zu beleuchten und zu bekämpfen. In dem Vorworte seines Aufsatzes: „Die Krisis des Zollvereins im Sommer 1852 sagt Rau: „Die Zollvereinsangelegenheiten waren lange mit einer gewissen Harmlosigkeit als rein wirthschaftliche betrachtet und behandelt worden. Neuerlich haben sich auch allgemeine Erwägungen der Staatsklugheit eingemischt, die nun nicht mehr auszuscheiden sind; aber auch diese lassen sich offen abhandeln, wenn die Grundsätze, von denen man ausgeht, lauter sind und ohne parteiische Nebenabsichten, Niemand zu Liebe oder zu Leide, durchgeführt werden." Ja, so ist es, die politische Bedeutung des Zollvereins ist nicht mehr auszuscheiden, darum ist es gerathen, sie anzuerkennen und an die Spitze zu stellen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit

Digitized by Google

ist seit zehn Jahren unter den Deutschen stärker geworden. Alles, was diesem Gefühle zusagt, wird die Nation für sich haben, und dahin gehört der Handelsbund, wenn er als ein Einigungselement sich in festen Formen dauernd gestaltet, nachdem er Zähigkeit genug bewiesen hat, Versuche zur Spaltung und Verwirrung abzuweisen.

Der Bundestag wird ein wirksames Veto nicht einlegen, wenn der Zollverein sich bereit erklärt, in einem deutschen Bundesstaate aufzugehn. Hat doch die hohe Bundesversammlung und haben sämmtliche Glieder des deutschen Bundes die Verfassung desselben für reformbedürftig im höchsten Grade erklärt. Die Vereinsregierungen aber sind sich ohne Zweifel bewußt, daß ihre Verbindung nicht gegen die Sicherheit des Bundes oder eines Bundesstaates gerichtet, also nach Art. 11 der Bundesacte erlaubt ist Dasselbe Bewußtsein haben sich gewiß die 29 deutschen Regierungen bewahrt, welche seiner Zeit auf Grund des nämlichen Artikels das Bündniß vom 26. Mai 1849 mit ihren Bundespflichten vereinbar gefunden haben.

Man glaubt in manchen deutschen Landen immer noch Verheißungen unerfüllt lassen zu dürfen, welche die Nation in die Verfassung zu setzen versprachen, äußere Gefahren zu bestehn und ihren Interessen Beachtung zu verschaffen. Man hält an Einrichtungen fest, die sich zu nichts Gutem tauglich erwiesen haben. Es fehlt nicht an Mahnungen, — wir meinen nicht in Worten, sondern in Ereignissen — an das Nothwendige zu denken, ehe es zu spät wird, und nicht länger die dargebotene starke Hand der Regierung des größten deutschen Staates für die Abstellung der schreiendsten Uebelstände abzuweisen. Aber was wir vermissen, das ist die praktische Richtung in den Bestrebungen für bessere Einigung des deutschen Vaterlandes. Neben den erfreulichen Kundgebungen für die Einheit möchten wir vereinte Kräfte für die Vervollkommnung des bestehenden, der Reform bedürftigen Handelsbundes wirken sehn. Geschieht dies, dann werden in dem Zeitpunkte, in welchem über die Erneuerung der Zollverträge entschieden werden muß, die Ministerien und die Kammern derjenigen deutschen Staaten, welche früher der revolutionären Politik des Fürsten Schwarzenberg folgten, den Weg der Reform mit Preußen gehn. Wir behalten uns vor, im nächsten Heft auf die Bestimmungen der Verträge, welche eine Abänderung oder Erweiterung wünschen lassen, ausführlich einzugehn.

Digitized by Google

Die Dänen in Schleswig.

3.

Schon Mitte Februar erließ das Ministerium für das Herzogthum Schleswig ein Rescript an das gottorfer Amthaus wie an einige andere Behörden, worin dieselben aufmerksam gemacht wurden, daß in verschiedenen Bezirken Petitionen verbrecherischen Inhalts im Umlauf seien, woran die Weisung sich knüpfte, auf solche Schriftstücke zu fahnden und gegen die Unterzeichner Untersuchung einzuleiten. Die Polizei setzte sich in Bewegung, und nachdem einige Behörden einberichtet, daß namentlich in Angeln Petitionen an die Stände eingereicht worden seien, deren Fassung man nach den vorgefundenen Abschriften für strafbar halten müsse, erfolgte vom Ministerium der Auftrag, gegen die Betreffenden criminell zu verfahren und dabei besonders diejenigen scharf ins Auge zu fassen, welche 1851 nur bedingt amnestirt worden seien, wobei zu bemerken ist, daß zu letztern alle die gezählt werden, welche vor der 1850 in das Herzogthum einrückenden dänischen Armee nach Süden geflüchtet waren.

Inzwischen hatte die Polizei auch in der Stadt Schleswig eine hierher gehörige Entdeckung gemacht. In der letzten Woche des Februar, als man mit Einforderung der von Heiberg verbreiteten Abdrücke der Sechsundzwanzigeradresse beschäftigt war, fand sich ein Polizeidiener in der Wohnung des Handschuhmachers Stender ein, um ein diesem eingesandtes Exemplar abzuholen. Der Mann ist nicht daheim, die Frau, die nicht weiß, wovon die Rede, sucht in der Schublade, findet eine Abschrift der schleswiger Petition an die Stände und übergibt sie dem Polizeidiener, der sie mitnimmt. Die Folge ist, daß am nächsten Tage erst Stender, dann der Knopfmacher Gerke, dessen Handschrift auf dem Papier erkannt worden, vom Polizeimeister in Haft genommen wird.

„Werde die Leute schon mürbe kriegen," äußerte der Mann der Polizei, und es ist ihm wenigstens mit dem einen vollständig gelungen. Gerke ist mürbe geworden. Man sperrte ihn in ein gemeines Diebsloch, versagte ihm die von der Familie besorgten Bequemlichkeiten, (selbst die von der Schwester gebrachten Morgenschuhe wurden zurückgeschickt) und erwiderte auf die Andeutung, daß er zum Tiefsinn geneigt sei und daß bei längerer Haft für seinen Gemüthszustand zu fürchten; höhnisch, die Gefängnißluft werde ihn gesund machen. Vermuthlich aus diesem menschenfreundlichen Grunde hielt man ihn neun volle Tage ohne Verhör eingesperrt, aber der Erfolg war kein glücklicher. Eines Morgens fand man Gerke, dessen Melancholie mit jedem Tage zugenom-

men, im Gefängniß an seinem Tragband erhängt. Um das Maß der Schande voll zu machen, ließ der Polizeimeister ausſprengen, der Arreſtat habe einem Mitgefangnen vor ſeinem Tode geſtanden, daß er eine Petition gefälſcht und ins Zuchthaus zu kommen erwarte, weshalb anzunehmen ſei, daß er ſich aus Furcht das Leben genommen — eine freche Lüge, da eine Unterredung mit jenem Gefangnen, der eines gemeinen Verbrechens halber bald darauf ins Zuchthaus abgeführt wurde, ſo gut wie undenkbar, und Gerke überdies ein durchaus redlicher Charakter war, der als fleißiger Handwerker im beſten Rufe ſtand.

Die Aufregung, welche die Kunde von dieſem Vorfall in der Stadt hervorrief, war ungeheuer. Sie war ſo groß, daß der Polizeimeiſter es gerathen fand, den andern Arreſtaten in dieſer Sache, der ebenfalls neun Tage ohne Verhör geſeſſen, ſofort zu entlaſſen. Um ſich indeß nicht bloß zu ſtellen, gab er als Grund dafür an, daß Stender wahnſinnig ſei — eine zweite Lüge, die noch überdies eine ungeſchickte war, da jener, wenn er an Wahnſinn gelitten hätte, dieſen nur der neuntägigen Haft hätte verdanken können.

Gerke's Leiche wurde von zwölf Mitgliedern des Geſangvereins vom Rathhaus, wo er eingekerkert geweſen, nach der Wohnung ſeines alten Vaters getragen, den er mit ſeiner Hände Arbeit ernährt hatte, und es verlautete, daß die ganze Stadt ſich anſchicke, bei der Beerdigung dem Sarge zu folgen. Eine ſolche Ehrenerweiſung für den todten Aufrührer konnte der Polizeimeiſter nicht dulden. Er erlaubte nur dem Vater und einem Schwager, dem Verſtorbenen das letzte Geleit zu geben; alle Andern, ſelbſt Verwandte, waren davon ausgeſchloſſen. Um dieſes Verbot durchführen zu können und das Volk vom Kirchhof entfernt zu halten, verlangte er von dem commandirenden General Müller ein Commando Soldaten. Der General lehnte das mit dem Bemerken ab, daß ihm die ruhige Haltung der Bürger ſeit Jahren bekannt ſei und jene Maßregel nur dazu dienen würde, die Aufregung zu vermehren. Vergeblich. Die Polizei in Schleswig iſt nicht nur angeſehener und mächtiger als der Richterſtand, ſie nöthigt auch dem Militär ihren Willen auf. Polizeimeiſter Jörgenſen telegraphirte nach Kopenhagen, und ſofort erfolgte von dort der Befehl an den General, die verlangten Mannſchaften zu ſtellen. So wurde eine Compagnie mit ſcharfgeladnem Gewehr auf den Kirchhof poſtirt, andere Truppen beſetzten die Aufgänge nach der dorthin führenden Allee, und die ganze Straße, die der Leichenzug zu paſſiren hatte, wimmelte von Gendarmen und Poliziſten, die, als der Leichenwagen — unter Vortritt des Polizeimeiſters! — ſich in Bewegung ſetzte, denſelben begleiteten, um jeden, der zu folgen Miene machte, zurückzutreiben. Nur den genannten beiden Verwandten geſtattete man, mit bis an das Grab zu gehn. „Folgt denn niemand mehr?“ rief der alte Vater ſich umſchauend aus. Man hatte ihm verſchwiegen, wie ſein Sohn geendet.

Digitized by Google

An dem Begräbnißtage so wie am nächsten herrschte in Schleswig eine Art Belagerungszustand. Auf den Straßen durften nicht mehr wie drei, in den Wirthshäusern nicht mehr wie acht Personen zusammenstehn. Die Polizei, die Gendarmerie vigilirte überall. Als der Vertreter Schleswigs in der Ständeversammlung, Senator Marquards zurückkehrte, lauerte Jörgensen mit einer Anzahl seiner Leute des Abends vor dessen Wohnung, um zu verhüten, daß ihm von seinen Wählern eine Ehrenbezeugung erwiesen werde. Natürlich verhielt sich Alles still. Bald darauf aber wurden der genannte General und ein Oberst der Cavallerie zur Disposition gestellt, weil unter solchen Umständen jüngere Officiere besser am Platze wären. Ein Major, der dem Polizeimeister bemerkt, daß er allein an der Unruhe in der Stadt schuld sei und daß man ihm vorzüglich es danke, wenn die Kluft zwischen den beiden Nationalitäten hier unausfüllbar sei, wurde wegen dieser Aeußerung damit bestraft, daß man ihn nach Randers in Jütland versetzte. Fort mit ihm! Was sollen auch Leute, die nicht mit den Augen des Fanatismus sehn, unter diesen aufrührerischen Schleswig-Holsteinern! Peitschen thuns nicht, züchtigen wir sie mit Scorpionen! Vielleicht, daß sie dann sich ducken lernen, vielleicht auch, daß ihnen die Geduld reißt. In beiden Fällen gibt es dann wol Gelegenheit, die thatsächliche Einverleibung in eine förmliche zu verwandeln.

Allgemein wurde die Untersuchung wegen der Petitionen oder Adressen an die Stände erst, als dieselben im Lesezimmer der Versammlung in Flensburg ausgelegen hatten, und der Präsident diese Papiere der Regierung ausgeantwortet. Die schleswiger Adresse war von ziemlich 400 Bürgern abgesandt worden. Man griff aus diesen zunächst diejenigen heraus, welche den andern den Entwurf der Adresse mitgetheilt und die unterzeichneten Exemplare gesammelt und dem Abgeordneten der Stadt mitgetheilt hatten, vernahm sie und belegte sie mit Stadtarrest. Zu letzterem war so wenig Veranlassung vorhanden, wie zur Schließung der Heibergschen Buchhandlung; wol aber lag darin, namentlich für solche Gewerbtreibende, die ihr Geschäft täglich über Land zu gehn nöthigt, eine ähnliche Beeinträchtigung ihres Erwerbes wie in jener Maßregel, und bei dem Charakter des Vorstands der schleswiger Polizei ist der Verdacht gerechtfertigt, daß der letztere Grund auch hier der bestimmende gewesen ist. Erleichterungen wurden nur in besonders dringenden Fällen zugestanden und dann unter lästigen, bisweilen abgeschmackten Bedingungen. Einem Arzt, dem Dr. Volquards, erlaubte der Polizeimeister seine außerhalb der Stadt wohnenden Patienten nur des Nachts zu besuchen. Von einem Kaufmann, der auf die leipziger Messe wollte, forderte er die in Betracht des Inhalts der Adresse (es war die im zweiten Abschnitt mitgetheilte) unverständig hohe Caution von 1000 Rthlrn.

Gegen Pfingsten erst wurde der Stadtarrest aufgehoben, doch auch dann

Digitized by Google

nur für die, welche sich blos durch Unterzeichnung, nicht zugleich durch Colportirung der Adresse mißliebig gemacht.

Als Hauptschuldiger wurde der Kaufmann Versek angesehn, der sich als Verfasser der Adresse genannt. Der Polizeimeister hatte nach dem Verfasser vorzüglich deshalb mit besonderm Eifer geforscht, weil er der Meinung war, daß Heiberg es sein müsse. Und als diese Ansicht durch Versecks Bekenntniß zu Nichte geworden, soll er in seinem Unmuth ausgerufen haben, daß nun die ganze Untersuchung vergeblich sei. Indeß mochte er immer noch hoffen, jenen in die Sache verwickeln zu können. In langen Verhören wurde Versek mit Kreuz- und Querfragen über den Inhalt der Adresse inquirirt, den er nach der Behauptung des Polizeimeisters nicht gehörig vertreten konnte. Als er einräumen mußte, daß er Hilfe dabei gehabt, sollte er den Gehilfen nennen, und als er dies verweigerte, weil er sein Ehrenwort auf Verschweigung des Namens gegeben, wurde er arretirt. Wieder verhört, blieb er bei seiner Weigerung, indem er zugleich erklärte, daß er das ihm gegebne Material durchweg umgearbeitet habe, daß er deshalb sich für den Verfasser ansehn und für den Inhalt des Schriftstücks einstehn wolle. Das Criminalgericht belegt ihn dafür, d. h. wegen jener Weigerung, mit drei Tagen Gefängniß bei Wasser und Brod. Versek beruft sich dagegen auf das Appellationsgericht. Dieses hebt die Strafe zwar auf, eröffnet aber zugleich dem Magistrat, daß dem Angeklagten bei beharrlicher Weigerung allerdings eine Strafe zuerkannt werden dürfe, doch müsse ihm dieselbe vorher angedroht werden. Diese Entscheidung gründet sich auf eine Verfügung vom 14. Juli 1813, nach welcher ein Angeschuldigter, welcher es ablehnt, über einen Gegenstand, über den er Auskunft geben kann sich auszusprechen, mit ein bis drei Tagen Gefängniß belegt werden kann.

Nun citirte das Gericht den Dr. Heiberg, stellte ihm vor, wie das Publikum den wirklichen Verfasser der Adresse zu wissen verlange, und drang in ihn, zu sagen, ob er es sei. Der Befragte, der für Versecks Gemüthszustand fürchtete, da auch er zur Hypochondrie neigte, gestand zu, daß derselbe sich allerdings an ihn, als frühern Advocaten (Heiberg verlor seine Bestallung wegen Betheiligung an der Erhebung von 1848) um einen Entwurf zu einer Adresse gewendet habe. Indeß habe er verweigert, darauf einzugehn, und erst auf wiederholtes Andringen sich herbeigelassen, einige Zeilen aufzuschreiben. In der vorliegenden Adresse könne er seine Arbeit nicht wieder erkennen. Versek bestätigte dies durchaus, indem er versicherte, das Heibergsche Concept von Zeile zu Zeile verändert zu haben. Nach diesen Aussagen war es klar, daß selbst in dem Falle, die Adresse hätte Strafwürdiges enthalten, lediglich Versek, der den Heibergschen Gedanken die Form gegeben, der die Adresse, ohne von jenem dazu bestimmt zu sein, unterschrieben, und sie an die Ständeversammlung abgesandt hatte, dafür verantwortlich sein konnte. Wollte man anders

Digitized by Google

urtheilen, so könnte jeder Tagesschriftsteller dafür bestraft werden, wenn sein Gedanken von jemand benutzt werden, um davon eine verkehrte Anwendung zu machen.

Mittlerweile hatten auch auf dem Lande, namentlich in Angeln und im Amte Tondern, die Untersuchungen dieses Monstreprozesses ihren Verlauf gehabt und mit Verurtheilungen geendigt. Mehre Landleute wurden zu 30, einer zu 40 Tagen Gefängniß bei Wasser und Brod verdammt, der letztere, weil er zugelassen, daß einige andere in seinem Hause eine Petition unterschrieben. Ueber ein Mitglied der Ritterschaft, den Gutsbesitzer v. Rumohr auf Drült, wurden wegen Entwerfung einer Adresse drei Monate, über den Kanzleigutsbesitzer Steindorf in Grumbye wegen Verbreitung einer solchen vier Wochen Festungshaft strengsten Grades verhängt. Viele andere verurtheilten die Gerichte zu Geldstrafen von 30 bis 50 Rthlrn., wieder andre nur zur Tragung der Untersuchungskosten.

Aehnlich war der Verlauf in den südlichen Harden des Amtes Tondern, wo etwa anderthalbhundert Unterzeichner einer Adresse mit Geldstrafen belegt wurden. Diese wie ihre Leidensgenossen in Angeln haben großentheils Berufung gegen das Urtheil eingelegt, und wie man hört, hat auch der Obersachwalter (Staatsanwalt), dem von jedem Criminalerkenntniß eine Abschrift mitgetheilt werden muß, gegen sämmtliche in dieser Sache ergangene Entscheidungen Recurs ergriffen. Ob in der Absicht, eine Schärfung, ob zu dem Zweck, eine Milderung zu beantragen, steht dahin. Viele erwarten das Erstere*).

In der Stadt Eckernförde, von wo die erste der im zweiten Abschnitt mitgetheilten Adressen ebenfalls in mehren hundert Exemplaren an die Stände abgegangen, wurde die Untersuchung schon vor drei Monaten beendigt, doch hört man noch nichts von Verurtheilungen. In Schleswig sind, soviel uns bekannt, noch nicht alle Unterzeichner vernommen. Auf jeden Fall ist die Untersuchung ein Eingriff in das ohnehin eng bemessne Petitionsrecht der Schleswiger. Die Adressen sind Beschwerden und Bitten, die, an ein gesetzmäßiges Organ zur Befürwortung derselben gerichtet, sich gegen Verletzung der Zusagen von 1852 erklären und das durch diese Verletzung wieder in Kraft getretne alte Recht betont wissen wollen, was denn auch in der Sechsundzwanzigeradresse am Schlusse geschehn ist. Sie enthalten nichts Aufrührerisches, nichts Ungesetzliches. Sie enthalten die Wahrheit. Diese können die Dänen in Bezug auf Schleswig nicht vertragen, daher die Verfolgung.

Ein andres Beispiel dafür ist das gegen den Gutsbesitzer Berkhan in Angeln beobachtete Verfahren. Derselbe hatte im Herbst 1859 beim König

*) Nach den neuesten Nachrichten hat das Appellationsgericht die über Rumohr verhängte Festungsstrafe bestätigt, und dasselbe fand hinsichtlich der Geldstrafen, welche die Unterzeichner seiner Adresse getroffen, statt.

in Glücksburg eine Audienz gehabt, dabei seine Beschwerde gegen den Propst Hansen vorgebracht, welcher ihm Beschränkungen der lästigsten Art hinsichtlich des Privatunterrichts seiner Kinder aufgenöthigt hatte, und darauf vom König die Antwort erhalten, er möge sich um Abhilfe an die Ständeversammlung wenden. Weil er dieses Ergebniß seines Besuchs in Glücksburg Andern mitgetheilt, wurde er in Untersuchung gezogen, wiederholt verhört, dann auf Anweisung des Ministeriums criminell behandelt, „da es nicht denkbar sei, daß Sr. Majestät sich so geäußert haben sollte," und schließlich, als er auf die Andeutung, daß er bei einem Widerruf seiner Angabe straflos sein solle, bei seiner Behauptung beharren zu wollen erklärte, da sie die Wahrheit enthalte, von der Hardesvorstei zu drei Tagen Gefängniß bei Wasser und Brod und in die Kosten verurtheilt. Das Appellationsgericht cassirte dieses Erkenntniß. Offenbar hatte die Regierung, deren Seele noch immer der berüchtigte Etatsrath Regenburg ist, gemeint, daß die 14,000 Petitionen, die in der Sprachangelegenheit bei den Ständen eingelaufen waren, eine Folge jener königlichen Antwort gewesen seien, und da man den König dafür nicht in Anspruch nehmen konnte, so wollte man durch Bestrafung dessen, der sich zum Echo seiner Worte gemacht, ihn wenigstens abschrecken, sich künftig in ähnlicher Sache ähnlich zu äußern — eine Absicht, die nach der kurzen Abfertigung derer, die dieses Jahr in Glücksburg ihre Bitten und Klagen anbrachten, nur zu gut gelungen zu sein scheint.

Die Erbitterung, welche diese und andre Maßregeln im Lande hervorgerufen haben, ist außerordentlich. Selbst das (lediglich aus materiellen Gründen, die überdies nicht vollkommen zutreffen) bisher ziemlich dänisch gesinnte Flensburg beginnt zu wanken und Opposition zu machen. Sein Vertreter in der Ständeversammlung trat, in der Regel mit der dänischen Minorität gehend, in der letzten Session wiederholt auf die Seite der deutschen Majorität. Mit schwerem Herzen meldete vor einigen Wochen die „Dannevirke", wie die Stimmung der deutschen Bewohner der Stadt sich immer mehr von dem entferne, was dieses Blatt „die alte treue Loyalität" nennt. Als der Bürgerverein vorigen Sommer sein fünfundzwanzigjähriges Bestehn feierte, brachte der zweite Bürgermeister, indem er daran erinnerte, wie vor einem Vierteljahrhundert niemand gedacht haben könne, daß derselbe in kurzer Zeit so viele Dänen zu Mitgliedern zählen würde, einen Toast auf die Hoffnung aus, daß in abermals fünfundzwanzig Jahren hier nur noch dänisch gesprochen werden würde. Die Folge war, daß Tags darauf ein Viertel der Mitglieder ihren Austritt erklärten. Dagegen wächst und gedeiht der Gesangverein, der keinen notorisch Dänischgesinnten aufnimmt, in einem der Dannevirke „Bestürzung erregenden" (forbausende) Grade und zählt jetzt bereits 600 Theilnehmer. Man kann nicht sagen, daß die Stimmung in der Stadt

Digitized by Google

eine prononcirt deutsche sei, sicher aber ist die große Mehrzahl der Bürgerschaft und die bei Weitem überwiegende Masse der jüngeren Generation entschieden antidänisch.

Ganz besonders bezeichnend war ein Vorfall, der im letztvergangnen Juli im Kreise der St. Nicolai Schützengilde stattfand. Diese Gesellschaft ist nicht nur an Zahl die stärkste ihrer Art in Flensburg, sondern erfreute sich auch bisher des Rufes, ein starkes Bouquet dänischer Loyalität zu besitzen. Der König war Patron und erstes Mitglied der Gilde, der Oberpräsident von Flensburg und zahlreiche andere höhere und niedere Beamte befanden sich darin, und die Bürger, die sich betheiligten, standen ebenso wenig im Geruch zur Opposition gegen Dänemark zu gehören. Da mußte es Wunder nehmen, daß, als vor einigen Monaten der Rector des flensburger Gymnasiums, ein gewisser Simensen, der ultradänische Anschauungen zum Besten zu geben liebt, die deutsche Partei zu denunciren für gut fand, eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern dies als ein Aergerniß aufnahmen. Es sollte aber besser kommen. Ein Mitglied der Gesellschaft, der Goldschmied Beyreis hatte sich unterfangen, die dänischen Beamten in der Stadt insgesammt als Spione und Denuncianten zu bezeichnen. Dies war höhern Orts hinterbracht worden, und es war dort beschlossen, eclatante Genugthuung zu fordern. In einer am 19. Juli abgehaltnen Generalversammlung der Gesellschaft theilte der Oberpräsident v. Rosen im Namen des Königs mit, daß jene Aeußerung das Allerhöchste Mißfallen erregt und Se. Majestät beschlossen habe, aus der Gilde auszutreten, wofern Beyreis nicht ausgeschlossen werde. Man stimmte sofort darüber ab, und jetzt ergab sich, daß die Gesellschaft bei Weitem weniger als man geglaubt, das Lob loyaler Gesinnung verdiente. Zur Exclusion des kecken Goldschmieds war eine Zweidrittelsmajorität erforderlich, es fanden sich aber von 80 Stimmen nur 49, die, natürlich meist Beamten angehörig, für dieselbe waren. So mußte statt des Goldschmieds der König austreten, ihm folgten sämmtliche Beamte, und die Gesellschaft wurde von der Polizei geschlossen. Bemerkungen hierzu sind wol überflüssig.

Nicht weniger stark ist, wie eine Zuschrift vom ersten August dieses Jahres uns meldet, die Opposition gegen die Danisirung unter den Deutschen in Apenrade, wo das aufdringliche Dänenthum allerdings in besonders widerwärtiger Art sich geltend macht. Nach dem Kriege sollte in den Schulen Deutsch die Hauptsprache sein, jetzt wird in den Elementarclassen nur Dänisch, in den obern nur zwei Stunden wöchentlich Deutsch gelehrt. Die Rectorschule, welcher ein ehemaliger dänischer Lieutenant vorsteht, der gegen den Wortlaut des Gesetzes nicht einmal das theologische Candidaten-Examen gemacht hat, ist so herabgekommen, daß, während sie früher von vielen Auswärtigen besucht war, jetzt selbst Einheimische ihre Kinder anderwärts unterrichten lassen. Statt der deut-

Digitized by Google

ſchen Gerichtsſprache iſt die däniſche eingeführt. Decrete und Bekanntmachungen, die der Magiſtrat erläßt, ſind nur in däniſcher Sprache abgefaßt, deutſch geſchriebene Eingaben und Documente werden vom Bürgermeiſter als nicht vorhanden betrachtet. Die deutſchen Bezeichnungen an Straßenecken, auf amtlichen Schildern u. ſ. w. ſind mit däniſchen vertauſcht. Selbſt den würdigen alten Klingelbeutel in der Kirche traf die Verbannung, weil er ſich unterſtand, die Leute auf deutſch an die bibliſche Wahrheit zu erinnern, daß Gott einen fröhlichen Geber lieb habe. Ja ſelbſt der deutſche Nachtwächterruf hat ſich von einer ſorgſamen Wohlfahrtspolizei in das alleinſeligmachende Däniſch überſetzen laſſen müſſen.

Zeugniſſe für Dienſtboten und Handwerksgeſellen, die nicht däniſch geſchrieben ſind, werden von der Polizei zurückgewieſen, deutſch abgefaßte Rechnungen, von Handwerkern und Kaufleuten den däniſchen Beamten zur Berichtigung überſandt, werden nicht bezahlt. Das Wochenblatt der Stadt erſchien anfangs in deutſcher Sprache. Als es während der Erhebung in andre Hände überging, übernahm der Herausgeber die Verpflichtung, die Sprache beizubehalten. Aber nach wenigen Monaten ſchon fing es an däniſch zu reden, und wenn ſpäter gelegentlich noch eine oder die andere deutſche Anzeige darin ſtand, ſo hat ſeit Anfang dieſes Jahres auch dies aufgehört, da der Herausgeber, vom Bürgermeiſter dazu angehalten, derartige Annoncen nur dann aufnimmt, wenn zugleich die däniſche Ueberſetzung daneben eingerückt wird, und letzteres zu viel Koſten macht.

Im verfloſſenen Jahr kündigte der Vorſtand eines geſelligen Vereins in einer deutſch geſchriebenen Anzeige im Wochenblatt an, daß an einem beſtimmten Tage eine Generalverſammlung ſtattfinden ſolle. Ohne Verzug wurde der Director vor den Bürgermeiſter geladen und ihm von dieſem bedeutet, daß man ſich in Zukunft deutſcher Annoncen enthalten möge, da man ſich damit „nur lächerlich mache“.

Um dieſelbe Zeit ſchickte jemand nach der Poſt einen Knaben mit einem Zettel, auf dem in deutſcher Sprache bemerkt war, man möge dem Ueberbringer die für den Schreiber des Zettels angekommnen Briefe und Zeitungen mitgeben. Der Poſtmeiſter ſah das Papier an und gab es ſofort zurück, indem er äußerte, er verſtände kein Deutſch. Natürlich wollte er's nur nicht verſtehn. Die Folge ſeines Widerwillens aber war, daß, da der Knabe einen weiten Weg zurück nach Hauſe und dann wieder auf das Poſtcomptoir machen mußte, um eine däniſche Beſcheinigung zu bringen, ein angelangter Brief von Wichtigkeit, der ſofortige Erwiderung erheiſchte, erſt am nächſten Tage beantwortet werden konnte.

Der Muſikdirector Lindau aus Preußen hatte zu ſeinen Concerten auf deutſch eingeladen. Darauf wurde er vor den Bürgermeiſter citirt, der, nach-

dem er ihm bemerkt, daß solche Einladungen hier nicht in der Ordnung seien, an ihn das Verlangen stellte, unter die vorzutragenden Musikstücke auch den „Tapperen Landsoldat“ aufzunehmen. Lindau weigerte sich dessen: er wolle keine politischen Lieder spielen. Nun, so solle er wenigstens das dänische Nationallied „Kong Christian stod ved höien Mast“ geben, sagte der Bürgermeister, und um nicht der Erlaubniß Concerte zu geben, verlustig zu gehn, mußte jener sich fügen.

Während das gesammte deutsche Volk bis zu den fernsten Inseln und bis in die Hinterwälder Amerikas hinein den Schillertag festlich beging, durfte in Apenrade eine Feier nicht stattfinden. Eine Gesellschaft hatte auf den zehnten November einen Ball angesetzt. Kaum kommt dies der Polizei zu Ohren, als sie den Vorsteher rufen läßt und denselben einem förmlichen Verhör unterwirft, ob damit nicht eine Demonstration beabsichtigt sei. Darüber beruhigt, verbietet der Bürgermeister jeden etwaigen Toast auf Schiller, und so mußte man sich begnügen, den Manen des Nationaldichters eine stille Libation zu weihen.

In ähnlicher Weise verfährt das Tänenthum in andern Städten des Herzogthums gegen die Deutschen, und wenn es ihm gelungen ist, die Einen und die Andern einzuschüchtern, so versucht doch noch immer die große Mehrzahl auch in den kleinen Dingen des Alltagslebens nach Kräften Opposition zu machen, und von einer Verschmelzung der Parteien ist auch in dieser Beziehung nicht entfernt die Rede. Eine Reaction, eine Restauration des alten Verhältnisses würde von der großen Mehrzahl der Schleswiger mit dem Gefühl willkommen geheißen werden, mit dem ein vom Alp Gedrückter den Morgen begrüßt, der ihn von seiner Last befreit. Die letzte schleswigsche Ständeversammlung hat uns nicht im Unklaren darüber gelassen, was der Wille des Landes ist. Selbst die Dänen in derselben leugneten nicht, daß, wenn das Sprachrescript der Abstimmung des Volkes in den betreffenden Bezirken unterworfen würde, der Fall desselben unzweifelhaft wäre. Nicht viel weniger stark hat sich in den Wahlen die öffentliche Meinung gegen andere seit 1851 verfügte Maßregeln ausgesprochen. Käme es auf die Stände an, wäre Schleswig organisirt, wie es nach den dem Patent von 1852 vorausgegangnen Verhandlungen sein sollte, hätten seine Vertreter dieselben Rechte, wie die des Königreichs, so fiele der Reichsrath, der Gesammtstaat und alles, was damit zusammenhängt, alles was Schleswig von Holstein trennt, vermuthlich schon in den ersten Tagen der nächsten Session der Stände vor dem Votum einer Majorität, die mehr als zwei Drittel der Bewohner des Landes und unter diesen die wohlhabendsten und intelligentesten vertritt, in Nichts zusammen.

Holstein und Schleswig sollten gleichberechtigt sein. Für Holstein und Lauenburg ist die Gesammtstaatsverfassung aufgehoben, also ist sie auch für Schleswig aufzuheben. Die Verordnung von 1855, welche jene Verfassung

Digitized by Google

brachte, sollte für alle vier Theile der Monarchie gelten; der Reichsrath ein Vertreter der Totalität dieser Theile sein, also war die Aufhebung der Verfassung für zwei Theile eine solche, durch welche die Geltung derselben für alle aufhörte. Sollte der Gesammtstaat blos für Dänemark und Schleswig fortbestehn, so bedurfte es dazu eines neuen Gesetzes, und dieses hätte nur rechtlichen Bestand erlangen können, wenn die Stände Schleswigs es gutgeheißen hätten. Die Rechte und Interessen des Herzogthums waren selbst damals nicht ausreichend gewahrt, als die Verordnung von 1855 noch für alle Theile der Monarchie galt und der dänischen Majorität im Reichsrath außer den schleswigschen Stimmen holsteinische und lauenburgische gegenüberstanden. Jetzt ist dies noch weit weniger der Fall, und so kann man in dem Patent, welches 1858 den Gesammtstaat und den Reichsrath nur für die zum deutschen Bunde gehörigen beiden Herzogthümer aufhob, nur einen Act erkennen, der die Einverleibung Schleswigs in Dänemark vorbereitet, ja der, zusammengehalten mit den zahlreichen Danisirungsmaßregeln in Kirche und Schule, in den Kreisen der Beamten und der von Concessionen abhängigen Gewerbe, so wie verglichen mit den auf völlige Losreißung des Herzogthums von Holstein berechneten Verfügungen, bereits eine thatsächliche Incorporation ist.

Die Stände Schleswigs haben in ihrer diesjährigen Session das ihnen auch in Sachen des Gesammtstaats zustehende Wort verlangt. Sie haben gegen das Fortbestehn der Verordnung vom zweiten October 1855 für Dänemark und Schleswig, gegen die Rechtsbeständigkeit der vier ersten Paragraphen der Sonderverfassung für Schleswig, über welche die Landesvertretung nicht berathen durfte, gegen jede ohne Vernehmung der Stände Schleswigs vorzunehmende Ordnung der Verhältnisse dieses Herzogthums zu den übrigen Theilen der Monarchie und gegen alle bisherigen und zukünftigen auf eine Lostrennung Schleswigs von Holstein gerichteten Maßregeln in der Sechsundzwanzigeradresse feierlich Verwahrung eingelegt. Jenes Verlangen ist unerfüllt geblieben, dieser Protest durch einen Willküract des Präsidenten verhindert worden, zum giltigen Beschluß zu werden und als solcher an den König zu gelangen. An uns in Deutschland ist es nun, die Forderungen und Beschwerden Schleswigs zu den unsern zu machen. Es ist zu sorgen, daß die Gesammtstaatsverfassung wie für Holstein und Lauenburg, so auch für Schleswig suspendirt, und daß den Schleswigern gestattet werde, sich über ihre Stellung in der dänischen Monarchie rückhaltlos auszusprechen. Sie werden dann, deß sind wir sicher, mit großer Majorität und mit gleicher Energie wie die Holsteiner sich gegen die 1855 beliebte Gesammtstaatsverfassung als eine nicht zu gedeihlichen Zielen führende erklären und ohne sich auf Vorschläge einzulassen, in denen nur eine Abänderung der Gesammtstaatsidee läge, die Forderung stellen, daß ihnen von der Regierung auf Grund der alten Landesrechte zeitgemäße Vorlagen ge-

Digitized by Google

macht werden. Diese Forderung wäre dann von Deutschland zu unterstützen, ihre Erfüllung, falls sie verweigert würde, zu erzwingen. Es wäre zurückzukehren zu den beiden ersten Fundamentalsätzen des schleswig-holsteinischen Rechts, zu denen, nach welchen die Herzogthümer Schleswig und Holstein selbständige, fest mit einander verbundene Staaten sind.

Ob auch an den dritten erinnert werden kann, nach welchem in den Herzogthümern der Mannsstamm herrscht, ist eine Frage, deren Beantwortung von den Umständen abhängt. Auch das londoner Protokoll ist wol kein Document, das für die Ewigkeit unterschrieben ist. Doch glauben wir, daß die Gegenwart nicht danach angethan ist, es schon in Frage zu stellen. Ein Angriff auf das Patent von 1852 dagegen würde ausgeführt werden können, ohne daß damit sofort eine Einmischung der fremden Großmächte provocirt wäre. Das Protokoll schloß blos die Möglichkeit des Zerfalls der dänischen Monarchie in zwei von verschiedenen Linien beherrschte Staaten, nicht die Umbildung derselben in eine Gestalt aus, welche dem Zwillingsstaat Schweden-Norwegen gleichen würde.

Preußen hat für Ordnung der einen von den beiden 1851 gegen den Wunsch der Nation gewendeten Angelegenheiten in einer vollkommen richtigen Weise gesprochen. Es hat in der kurhessischen Frage das von der Gegenpartei angetragne Compromiß abgelehnt und das alte gute Recht vertreten. Möge es dasselbe in der schleswig-holsteinischen thun. Was dort die Verfassung von 1860, das ist hier eine jede Verfassung, die sich auf das Patent von 1852 gründet, gleichviel welche. Wird dort die Probe für die Entschlossenheit des berliner Cabinets in dem bevorstehenden Zusammentritt der Stände kommen, so ist sie auch hier nicht fern, da demnächst auch in Schleswig-Holstein wieder Stände tagen werden, von denen zu erwarten ist, daß sie, durch die Erfahrung belehrt, wie mit einem Compromiß nichts zu erreichen ist, einfach das alte Recht zurückfordern werden.

Damit aber Preußen hier thun kann, was wir für seine Pflicht halten, bedarf es einer Ermuthigung von der gesammten Nation. Erwarten wir von ihm ein beherztes Auftreten, so zeigen wir anderen uns ebenfalls beherzt. Ohne einen mächtigern Rückhalt in der öffentlichen Meinung als der ist, den es bisher fand, wäre ein energisches Vorgehn in der Sache Schleswig-Holsteins nicht Beherztheit, sondern Tollkühnheit. An uns ist's, durch fleißiges, eifriges Arbeiten in Privatkreisen, in der Presse, durch unsre Abgeordneten in den Volksvertretungen auf die Regierungen zu wirken, daß der Bundestag seine volle Schuldigkeit thut. Bis jetzt ist davon, wie in andern Fragen so auch in dieser fast nur von Preußen gehofft, wenig für Preußen gethan worden. Mag etwas Wahres daran sein, wenn man sagt, Preußen müsse sich das Vertrauen des übrigen Deutschland erst noch verdienen, so hat der Gegenvorwurf, das

ed by Google

übrige Deutschland erschwere ihm dahinzielendes Handeln durch sein Mißtrauen, sicher weit mehr Berechtigung. Glauben wir statt zu zweifeln, geben wir uns hin, statt zu mäkeln, und es wird sich durch die Wechselwirkung zwischen der Nation und der mächtigsten ihrer Regierungen eine Schwung- und Schlagkraft entwickeln, mit welcher gerüstet, wir in Bezug auf unsre Interessen in Transalbingien mit viel größerer Begründung das zuversichtliche Wort des italienischen Patrioten nachsprechen können: „Wir wollen Herr sein in unserm Hause, mögen die Allmächtigen der Erde es wollen oder nicht wollen!“

Das Ende der Bourbonenherrschaft in Neapel.*)

Neapel, am 7. Sept. 1860.

„Don Liborio“ — so fragte im Juni dieses Jahres den eben zum Minister des Innern ernannten altliberalen Advocaten Romano einer seiner ehemaligen Clienten, „wen werden Sie jetzt verrathen, den König oder Garibaldi?“ — „Aber,“ antwortete Romano, „ich bin ja jetzt constitutioneller Minister!“

Diese Unterhaltung fand im Café d'Europa statt, dem am Zusammenstoß der Toledo- und Chiajastraße dem Largo di Palazzo gegenüber so herrlich gelegenen Caffeehause, dem stets brodelnden Heerde der politischen Umtriebe Neapels, seit diese nicht mehr das Dunkel der Verborgenheit zu suchen brauchen. Liborio Romano hatte ebenda noch vor wenigen Wochen eine Collecte für Garibaldi in Circulation gesetzt, auf welcher außer dem seinigen noch die Namen mehrer seiner späteren Collegen im Cabinet des constitutionellen Königs verzeichnet standen.

Ein lautes Gelächter von den Marmortischen rings umher erschallte auf diese verlegenen Worte des alten Verschwörers, welcher, theils um sich der unangenehmen Lage zu entledigen, theils wohl auch um über seines Herzens

---

*) Mittheilungen eines preußischen Diplomaten, die wir als Gegenstück zu den enthusiastischen Beschreibungen geben, welche uns bisher von dem 7. September in Neapel, namentlich von den englischen Blättern, geliefert wurden. Die hier und da durchscheinende politische Ansicht ist selbstverständlich nicht die unsere. D. Red.

Digitized by Google

Meinung keinen Zweifel aufkommen zu laſſen, am Ende in die allgemeine Heiterkeit mit einſtimmte.

Dieſes Gelächter kündigte an, was in den letzten Tagen geſchah. Die Bourbonen ſind vom Throne geſtiegen. Als conſtitutioneller Beherrſcher ſeiner Staaten hat Franz der zweite das Lachen jenes Miniſters um kein volles Vierteljahr überlebt.

Discite justitiam moniti! ruft die Kataſtrophe den Dynaſtien Europas zu. In der Politik werden die Sünden der Väter an den Kindern heimgeſucht bis ins dritte und vierte Glied. War es möglich, einem Bourbonen zu trauen, der in einem Augenblicke der Noth eine Verfaſſung gegeben? Aber auch das Volk dieſes Königs, welches in dieſer Revolution nicht mit der Kraft der moraliſchen Ueberzeugung für das Recht gegen die Fürſtengewalt aufgetreten, ſondern nur gleichgiltiger Zuſchauer geweſen iſt des Verrathes, der ſeinem Fürſten den Boden unter den Füßen weggezogen, wird noch lernen müſſen.

Vorgeſtern, von einem Ausfluge nach Sorrent zurückkehrend, fand ich in Caſtellamare bedeutende Truppenmaſſen, welche, von Neapel kommend, mit der Eiſenbahn nach Nocera befördert werden ſollten. Garibaldi, hieß es, ſei in Salerno; die dort zu ſeiner Abwehr aufgeſtellte, zahlreiche königliche Armee habe ihre beinahe uneinnehmbare Poſition ohne Schwertſtreich aufgegeben, und der König, welcher ſich in der Hauptſtadt nicht mehr ſicher fühle, wolle ſie noch denſelben Abend verlaſſen und in Gaëta Schutz ſuchen.

„Das heißt," ſo faßte mein Begleiter, ein durch längern Aufenthalt in Neapel mit den dortigen Verhältniſſen vertrauter Mann, dieſe Mittheilungen zuſammen, „heute Abend wird Europa einen Thron weniger haben." — „Aber," fügte er hinzu, „ſprechen wir nicht davon; vielleicht iſt es ein künſtlich in Umlauf geſetztes Gerücht, welches nur den Wunſch des revolutionären Comités und der Miniſter, nicht die wirkliche Abſicht des Königs ausdrückt. Wer weiß, wie die Sache ſich noch wenden kann." —

Vergebliche Vorſicht! War der unglückliche Monarch einmal bewogen worden, ſich des Haltes ſeiner noch in der Hauptſtadt ſtehenden Truppen zu entledigen, von denen man freilich keinen regelmäßigen Kampf für die legitime Sache, wol aber Plünderung und Exceſſe befürchtete, ſo ließ ſich überhaupt kein Damm mehr denken, an dem die Wogen des Umſturzes ſich hätten brechen können. Ich wurde auf den Vertreter Frankreichs aufmerkſam gemacht, welcher, offenbar in Folge der erhaltenen Nachrichten, von ſeinem Landgute in Caſtellamare zur Stadt eilte, um dem Ausgange der Dinge beizuwohnen. Es war ein dicker, kurzer Herr von ungemeiner Lebendigkeit in den Mienen. Sein Geſicht drückte Freude, ja Triumph aus über den endlichen Erfolg der ſo lange durch die Scylla aufrichtiger Gehäſſigkeit und die Charybdis geſchminkter Freundſchaft auf dies eine Ziel losgeſteuerten Politik ſeines Herrn und

Meisters. Nur Geduld, Herr Gesandter! Siege sind oft Niederlagen. Mehr als äußerlich gewonnen wird, geht innerlich verloren durch den sich in die allmälig ernüchterten Gemüther einnistenden Widerstand. Der Grundsatz der legitimen Erbfolge ist es, welcher Europa den ersten Rang unter den Erdtheilen gesichert hat, auf welchem die ganze Weltgeschichte als auf das erste Erforderniß einer dauernden Staatenbildung hinweist. Wenn auch schmählich von den Bourbonen verunziert, ficht dennoch die Legitimität für sie gegen die muratistischen Gelüste. Ob dieser Kampf so ausfallen würde, wie man es jetzt in den Tuilerien wünschen mag? Darüber kann sich nur egoistische Beschränktheit täuschen.

An den verschiedenen Stationen, Torre della Nunziata, Torre del Greco und Portici lagen auf den Bahnhöfen Truppen, den abendlichen Hauptzug, der sie mitnehmen sollte, erwartend. „Dove andate?" riefen ihnen aus allen Wagenfenstern Neugierige zu. Einige antworteten: nach Nocera, andere: nach Capua, noch andere: wir wissen's nicht. Sie hatten Alle recht, am meisten die letzten.

Als wir die Stadt erreichten, war es dunkel. Wir eilten nach dem Toledo hinauf, dieser prächtigsten unter den prächtigen Straßen Neapels, welche zugleich als ihr politischer Wärmemesser gelten kann. Wie sonst wälzte sich zwischen den hohen Palastreihen unübersehbar zu Wagen und zu Fuß durch laut schreiende Obst-, Limonade-, Confect- und Zeitungsverkäuferinnen die wohlgekleidete Menschenmasse, welche allabendlich dort nach der Glut des Tages Erholung zu suchen pflegt. Wir fragten einen müssig dastehenden alten Mann, was man vom König höre. Auf die italienische Anrede antwortete der Greis in gebrochenem Französisch mit dem Erbieten uns zu einer „jolie demoiselle" zu führen. Wir fragten einen zweiten, der uns als Antwort seine Dürftigkeit klagte. Andere hatten überhaupt keine Zeit, uns Rede zu stehn, bis wir im Café Benvenuto erfuhren, daß der König erst den folgenden Tag reisen werde. Wir sahen ein, daß wir ohne etwas zu versäumen uns in unsern Gasthof zurückziehn konnten, die Physiognomie der Stadt war noch unverändert.

Am folgenden Morgen hörte man über die Vorgänge im Palaste, welche zu der plötzlichen Entscheidung geführt hatten, das Nähere. Nachdem die Bemühungen der revolutionären Comités und des Ministeriums die Massen zu einer Kundgebung im Sinne der italienischen Einheit fortzureißen, garibaldinische Proclamationen, Aushänge der Porträts von Garibaldi und Victor Emanuel in allen Bilderläden der Stadt, Verbot der Porträts der königlichen Familie in den Schaufenstern, Bestrafung der Personen, welche den König hochleben ließen u. s. w. — nachdem alle diese Bemühungen, trotz der Unterstützung von fünf im Hafen liegenden piemontesischen Kriegsschiffen,

Digitized by Google

von zwei Regimentern Versaglieri, welche frei an das Land kamen und dort die Huldigungen des Comités empfingen, von einem ganzen Schwarm politischer Emissäre, deren Vereinigungspunkt das Hotel der sardinischen Gesandtschaft war, keinen Erfolg gehabt hatten, benutzte der Minister des Innern den ersten Schrecken der Nachricht von dem Verluste Salerno's, bei dem Könige einen Ministerrath zusammen zu rufen, zu welchem auch die Generalität zugezogen wurde. Der körperlich wie geistig schwächliche junge Monarch hatte bis dahin die ernstliche Absicht gehegt, sich, wenn der Aufstand den Thoren der Hauptstadt nahe komme, selbst an die Spitze seiner Truppen zu stellen und wenigstens die militärische Ehre der Neapolitaner zu retten. Nur hatten die fast täglichen schmerzlichen Erfahrungen von Treulosigkeit und Verrath unter den seiner Person am nächsten Stehenden, seinen Verwandten, seinen Generälen und hohen Civilbeamten, es noch nicht zur Ausführung dieses Planes kommen lassen, welcher, wenn auch im Begriff, unter dem steten Zaudern zur bloßen Chimäre zu werden, dennoch dem Ministerium Besorgniß einflößte. Die Masse der Soldaten in der Hauptstadt hatte noch kein Symptom des Abfalls gezeigt, sie schien im Gegentheil ihrem Kriegsherrn noch blindlings anzuhängen. Waren auch die höhern Officiere für Garibaldi gewonnen, so lag doch in ihrer Unzuverlässigkeit selbst für das Ministerium ein Bedenken. Die königlichen Truppen sind ein vortreffliches Material, kräftige Bursche, gut genährt, gut gekleidet, gut bewaffnet. Von Garibaldi's Leuten soll sich dies nicht sagen lassen. Bei gleicher Führung, ja bei irgend welcher ernstlichen Führung der königlichen Truppen überhaupt, konnte der Ausgang des Kampfes kaum zweifelhaft sein. War es also undenkbar, daß einer der abtrünnigen Generale, angezogen durch ihm persönlich sich bietende Vortheile, nun auch wieder Garibaldi verrieth und durch einen glücklich geführten Schlag das Prästigium zerstörte, welches bis jetzt den kühnen Abenteurer und seine Unternehmungen umgibt? — Diese Gefahr wurde vermieden, sobald es gelang, den König zum Preisgeben seiner Hauptstadt und zum Zurückziehn seiner Truppen zu bewegen; in diesem Falle aber hoffte man eine endliche Kundgebung der Bevölkerung für ein einheitliches Italien eintreten zu sehn, und sicher hatte man Aussicht, für die Zwecke der Revolution die neapolitanische Flotte zu gewinnen, deren Befehlshaber durch den Oheim des Königs, den elenden Grafen Aquila, längst demoralisirt worden waren. Das einstimmige Votum der Minister und Generäle lautete dahin, daß Neapel für den König keine genügende Sicherheit biete, und daß er sich nach der Festung Gaeta zu begeben habe. Der rathlose, junge Monarch ließ sich bewegen, darauf einzugehn.

Der Morgen des 6. Sept. zeigte den Neapolitanern zum ersten Mal in diesem Herbst einen bedeckten Himmel; man hörte fernes Donnern und aus

Digitized by Google

dem vom Meere aufsteigenden Gewölk fielen von Zeit zu Zeit schwere, warme Regentropfen nieder. Das abergläubische Volk, durch die Comités während der Nacht von dem bevorstehenden Abzuge des Königs und der Truppen in Kenntniß gesetzt, schien dies als ein böses Omen aufnehmen zu wollen. Eine Anzahl alter Weiber hatte sich schon früh heulend und händeringend auf dem Schloßplatze aufgestellt. „Der Himmel selbst weint!" hieß es in der ganzen Stadt. Solche Hebel ihrer Politik — der vornehmste ist das Blut des heiligen Januarius — haben die Bourbonen sich sonst immer gern zu Nutze gemacht. Aber hier war Niemand, der dazu im Stande gewesen wäre. Der König hatte noch das feste, hochgelegene Schloß St. Elmo und die verschiedenen kleinern Forts am Meere, von denen aus er die Stadt in kurzer Frist in einen Schutthaufen verwandeln konnte. Er hatte noch seine Soldaten und vor allen Dingen Geld! Dies letztere allein wäre in seines schlauen Vaters Händen vielleicht genügend gewesen, den Begebenheiten eine ganz entgegengesetzte Richtung zu geben; denn noch wagte außer einigen Exaltirten Niemand in der Stadt, sich gegen ihn auszusprechen. Aber keine Sache ist so sehr verloren, als die sich selbst aufgibt.

Inzwischen erschienen bei den verschiedenen Hoflieferanten und Juwelieren, den Handwerkern des Königs und der königlichen Prinzen Emissäre des Comités, um ihnen freundschaftlichst anzurathen, die königlichen Wappen von ihren Thüren abzunehmen. Aehnliche Rathschläge waren in Neapel in der letzten Zeit oft ergangen, namentlich an die wohlhabenden Bürger, sich doch mit einer so und so hohen Summe bei dem patriotischen Fond zu betheiligen; — die Ueberbringer pflegten dabei mit der geballten, wagerecht gehaltenen Faust von der Herzgrube nach Außen zu zucken, ein dem Italiener ungemein verständlicher Hinweis auf seine Nationalwaffe, welcher ihn, sogar wenn es sich um seinen Beutel handelt, zu schleunigster Anerkennung des Unvermeidlichen bewegt. Daß also in Strada di Toledo und Strada di Chiaja die königlichen Wappen bald verschwunden waren, ist leicht begreiflich. Es machte dies auf die Gewerbtreibenden einen sehr peinlichen Eindruck, welcher sich darin äußerte, daß sofort die sämmtlichen Läden von Gold und Schmucksachen, von feinen Lavaschnitzereien und Korallenarbeiten, ein Haupterwerbzweig der Stadt, geschlossen wurden. Zu Excessen kam es übrigens, mit Ausnahme der Zerstörung des in Stuck ausgeführten königlichen Wappens über der Artilleriecaserne, nicht, und es ließ sich nicht bemerken, daß die in den geringern Stadttheilen so zahlreichen Hut-, Handschuh- und Schuhmacher, die Messing- und Eisenarbeiter, die Sattler, die Mattenflechter u. s. w. sich in ihrer Arbeit hätten stören lassen.

Mancher war bei der allgemeinen Ruhe wol schon geneigt, an ein abermaliges Verschieben der Abreise des Königs zu glauben; aber bereits am frü-

Digitized by Google

hen Nachmittage hatte man wieder eine Vordeutung, die keinen Zweifel mehr aufkommen ließ. Die Königin Mutter mit dem Grafen und der Gräfin Trapani, die einzigen dem königlichen Paare treu gebliebenen Mitglieder des Hauses Bourbon, fuhren auf einem östreichischen Schiffe nach Gaëta ab. Der König selbst hatte die Absicht, am Abend auf seinen beiden Dampfkriegsschiffen Monarca und Borbone nachzufolgen, da ihn noch verschiedene Geschäfte an seine Residenz fesselten. Er ließ die Häupter der Nationalgarde vor sich erscheinen, dankte ihnen für die der Sache der Ordnung bewiesene Hingebung und empfahl ihnen, ferner für die Ruhe der Hauptstadt zu sorgen. Dann stellte er den noch in Neapel befindlichen Truppen die Wahl, ob sie von ihm ihres Eides entbunden zu werden, oder ihm nach Gaëta zu folgen vorzögen. Sie entschieden sich fast einstimmig für letzteres; dagegen zeigte von den in seines Vaters und seinem Dienst ergrauten Generälen nur ein einziger sich bereit, dieses treue Corps anzuführen. Er erließ auch zwei Manifeste, das eine als Protest für die Rechte seiner Familie gegen die Usurpation, und das andre zur Erklärung seiner Abreise, welche er durch den Wunsch motivirte, seiner Hauptstadt die Schrecken des Kriegs zu ersparen. Wie er darin dem Beispiel andrer Fürsten in gleicher Lage folgte, so werden auch die beiden Actenstücke kein von andern ähnlichen verschiedenes Schicksal haben, d. h. das erstere wird nichts helfen, das letztere keinen Glauben finden.

Nun aber trat ein andrer, unvorhergesehner Fall ein. Aufgefordert sich in Bereitschaft zu setzen, verweigerten die Capitäne des Monarca und Borbone, ihren König aufzunehmen! Man sagt, das Comité habe sie für den Fall, daß sie nach Gaëta gingen, mit dem Stilett bedroht. Ich glaube, daß dies nicht nöthig gewesen; denn das eigne Interesse der beiden Officiere genügt, diese Weigerung zu erklären. Der König wandte sich nun an den spanischen Gesandten, welcher ihm bereitwilligst eine im Hafen von Neapel stationirte Dampfcorvette zur Verfügung stellte. Während die obern Schichten der Gesellschaft wieder auf dem Toledo hin und her wogten, verließ, gedeckt von der Dunkelheit, um acht Uhr Abends, unbemerkt und von Niemandem beachtet, der unglückliche Sproß des unglücklichsten Fürstengeschlechts unsrer Tage das Schloß seiner Väter und seine Residenz, die schönste Stadt auf dem Erdboden.

Auch ich schlenderte an jenem Abend mit einem Bekannten auf dem Toledo umher, wo die Ereignisse des Tags, wie für alle Welt so auch für uns, den einzigen Gegenstand der Unterhaltung bildeten. Die königlichen Manifeste waren angeschlagen, Alles drängte sich sie zu lesen, aber kein Urtheil war zu hören. Es schien, als ob Niemand fühle, daß für ihn die Sache ein andres Interesse als das der Neugierde habe. Ich bemerkte nur einen ältern Herrn der sich mit einer gewissen Gutmüthigkeit zu den Worten hinreißen ließ: Povero piccolo, che cosa ha fatto! „der arme Junge, was hat er denn gethan?"

Digitized by Google

Eine Antwort wurde ihm nicht zu Theil, die große Menge wußte nichts von solcher Sentimentalität. So jung sein und eine Krone wie die von Neapel verlieren, ohne auch nur einen Schatten von Mitleid rege zu machen, — ein Opfer feigen Verraths der Seinen werden, ohne auch nur einen Gedanken von sittlicher Entrüstung aufsteigen zu sehn, das ist das besondre Mißgeschick des Sohnes des Re Bomba. Keine Anekdote, die irgend wie auf geistige Begabung oder menschlich-freundliche Gesinnung schließen ließe, wird von diesem Fürsten in seiner Hauptstadt umhergetragen; selbst die auswärtige Diplomatie, welche ihm die Thaten seines Vaters nicht zur Last legt, ist in Verlegenheit, wenn sie etwas anführen soll, um Interesse für ihn zu erwecken. Seine eidbrüchigen Diener versichern, daß er feige, falsch und lügenhaft sei, und es mag dies wahr sein, denn wie konnte sich in solcher Umgebung ein tüchtiger Charakter ausbilden? Demnach ist Franz der Zweite nur als Sohn und Erbe des Re Bomba gefallen. Wenn sein Vater keine Staatsbeamten wollte, sondern nur Spione und bezahlte Schergen des Despotismus um sich duldete, wenn er jede Regung von Talent und Gesinnung mit rücksichtsloser Grausamkeit niederhielt, da konnte auf den jungen König der Staatsorganismus nur als eine classificirte Gesellschaft von Verräthern übergehn. Diese Gesellschaft flog auseinander, als die eine alle Fäden zusammenfassende und mit Geschick die klingende Grundlage aller Corruption spendende Hand erkaltet war — für fremdes Gold warf Filanghieri unter die Schweizer den Erisapfel, der zu den Excessen und zur Auflösung dieser einzig verläßlichen Söldnertruppe führte, für fremdes Gold waren alle Beamte feil, und wo jemand noch äußerlich treue Gesinnungen an den Tag legte, lag nur die Absicht zu Grunde, seine Ehre möglichst hoch zu verwerthen.

Plötzlich erschallte vom Largo di Palazzo her Militärmusik. Alle Spaziergänger wandten sich dahin, auf vielen Gesichtern sah man Spuren des Schreckens. Doch beruhigte man sich schnell, es waren die treugebliebnen Regimenter, welche mit klingendem Spiel, mit Fahnen und vorgetragenen auf Stangen befestigten Laternen abzogen. Es ist eine schöne Truppe, diese Neapolitaner, gewandte Leute, denen die kostbare, geschmackvolle Kleidung vortrefflich steht. Munter, als wenns zur Wachtparade ginge, marschirten sie durch die Spalier bildenden Massen dahin. Dem ersten Regiment folgte bald ein andres, dann ein drittes, ein viertes, bis die garibaldisch gesinnte Nationalgarde als einzig bewaffnete Macht in der Stadt dastand. Auch hier wagte Niemand ein Wort des Spottes oder Hohnes laut werden zu lassen. Die Menge beobachtete ein tiefes Schweigen — man hätte an einen nächtlichen Leichenzug denken mögen, wenn die lustigen Melodien der Hornisten nicht die Illusion niedergehalten hätten.

Während also äußerlich dieser Abend einen so ruhigen Verlauf nahm,

Digitized by Google

hielt das revolutionäre Comité eine stürmische Sitzung, welche sich bis gegen drei Uhr Morgens hinzog. Es handelte sich darum, was nun mit dem herrenlosen Königreiche angefangen werden sollte. Aus dem Chaos der allgemeinen Verneinung des Alten, Bestehenden, hatten sich längst zwei einander schroff gegenüberstehende Parteien gebildet, die wir kurz als Cavouristen und Mazzinisten, monarchische und republicanische Unitarier, bezeichnen wollen. Jene verlangten einfachen Anschluß an Piemont oder Anerkennung des Königs Victor Emanuel als König von Italien, diese wollten eine neapolitanische Republik mit der Aussicht, in kurzer Frist den ganzen Rest der italienischen Halbinsel zu annectiren. Die Cavouristen, von dem Marquis von Villamarina, dem piemontesischen Gesandten organisirt, von der im Hafen stationirten piemontesischen Seemacht unterstützt, schritten sofort zur Wahl einer provisorischen Regierung, welche vor Garibaldis Ankunft — darauf legte man ein besondres Gewicht — die Einverleibung Neapels in das Reich des Re galantuomo aussprechen sollte. Dagegen sperrten sich die Mazzinisten mit solchem Ungestüm, daß man eine Weile an ein bevorstehendes Blutvergießen glauben konnte. Diese Partei, welche mit ihrem letzten Worte vor die Oeffentlichkeit zu treten noch nicht wagt, war in jüngster Zeit für Garibaldi besonders thätig gewesen und hofft ihn noch zu ihren politischen Ansichten herüberzuziehn; die Wahl zwischen einem Aufgehn Neapels in ein piemontesisches oder ein garibaldisches Italien konnte ihr also nicht zweifelhaft sein. Während der König seine Anordnungen zur Abreise traf, hatte Garibaldi seinen feierlichen Einzug in dem nahen Salerno gehalten, von wo er erst den 8. d. M. hier in Neapel eintreffen wollte. Um die cavouristischen Pläne zu vereiteln, galt es seine Ankunft zu beschleunigen. Botschafter gingen über Nacht nach Salerno, und schon früh Morgens wußte man, daß der große Condottiere, nur von Cosenz und Türr begleitet, heute Mittag seinen Einzug in Neapel halten wolle.

Es ist am Abend eines bewegten Tages, daß ich mich zu diesen Aufzeichnungen niedersetze — soeben komme ich von einer Fahrt durch die zu Ehren Garibaldis festlich erleuchteten Straßen Neapels zurück. Schon früh war die italienische Tricolore mit dem savoyischen Kreuz hie und da ausgehängt worden; die Zahl dieser Fahnen mehrte sich vor den Häusern mit unglaublicher Schnelligkeit, als zahlreiche Banden von Lazzaroni, ebenfalls mit solchen Bannern versehn, unter Trommelschlag und furchtbarem Geschrei „evviva Garibaldi! evviva l'Italia!“ gegen neun Uhr Morgens anfingen die Straßen zu durchziehn. Das Ansehn der Stadt wurde immer bedenklicher. Den Fahnenträgern gesellten sich außer dem unerwachsenen Janhagel, der hier, was Lärm machen anbetrifft, das Großartigste leistet, Banden von zerlumpten, hungrig aussehenden Pikenmännern bei. Die Vorübergehenden wurden gezwungen, das Symbol der italienischen Einheit zu begrüßen, die Nationalgarde trat davor ins

Digitized by Google

Gewehr. Geschäfte hinderten mich den Einzug des Dictators zu sehn. Als ich gegen ein Uhr nach dem Toledo eilte, befand er sich schon in der Straneria Reale, dem am Largo di Palazzo gelegnen geräumigen Palais, wo die Könige von Neapel ihre Gäste einzuquartieren pflegten. Kaum 1500 Personen aus einer Stadt von einer halben Million Einwohner hatten sich dort versammelt, um ihren Befreier durch Zuruf und Hüteschwingen zu bewillkommnen, wenn er, was oft geschah, in seinem rothen Hemde auf den Balcon heraustrat. Dies meist der Hefe der Bevölkerung angehörige Publikum verschwand so zu sagen auf dem ungeheuern Raum der Schloßfreiheit. Das königliche Palais war verschlossen, ohne Wache; nur hinter dem Gitter des Schloßgartens bemerkte man noch die brillante Uniform der Guardia reale. In den industriellen Stadttheilen war Alles bei den gewohnten Beschäftigungen. Von Enthusiasmus ließ sich hier trotz der seit dem Morgen fortgesetzten Umzüge künstlich fanatirsiter Evviva-Rufer kaum eine Spur bemerken.

Indessen Enthusiasmus war nöthig, sowol des Inlands als auch des Auslands wegen. Es wurde zu dem Zwecke in der üblichen eindringlichen Weise die allgemeine Illumination angesagt. — wer hätte gewagt, sich einem solchen Befehl zu entziehn? — Am Nachmittage erfuhr man, daß Garibaldi ein neues Ministerium mit Liborio Romano an der Spitze gebildet habe; am Abend sprach man schon davon, daß von diesem Ministerium 65,000 Ducati gespendet worden seien, um die schlummernden patriotischen Gefühle der Neapolitaner zur Extase zu erwecken. Ebenso hatte der verstorbene König seine lumpige Royalistengarde zum Angriff auf die liberale Stadt begeistert. Einen wunderbaren, einen unauslöschlichen Eindruck machte übrigens auch dies in der ganzen Stadt improvisirte Volksfest, namentlich in der Toledostraße. Zwischen den himmelhohen, bis oben mit Lampions und Tricoloren geschmückten Häusern drängte sich Wagen an Wagen langsam und majestätisch durch eine unzählbare, mit Fahnen, Schärpen und Cocarden bunt ausgeputzte Volksmasse. Auf den Wagen standen, in der eigenthümlichen Beleuchtung sich reizend ausnehmend, in Weiß mit tricoloren Schärpen oder in die garibaldische rothe Blouse gekleidet, Mädchen und Frauen, die Fahnen und Dolche schwangen und zum Einstimmen in das betäubende Evviva-Geschrei aufforderten. Neben den Weibern sah man, Fackeln in den Händen, zum Theil in wohldrappirten Lumpen, zum Theil auch in wirklich gelungenen Costümen, junge Männer mit allen Abzeichen des revolutionären Italiens, bisweilen auch Geistliche mit einer Schärpe über der schwarzen Sutane, oft zwölf Personen auf einem viersitzigen Wagen. Wildaussehende Proletarier waren überall vertheilt, um den zu Wagen und zu Fuß Vorüberziehenden brennende Fackeln aufzunöthigen — man brauchte dafür nur ein Almosen zu geben; denn die Regierung hatte Alles bezahlt. Je später der Abend, um so entsetzlicher wurde die

Digitized by Google

Scene, um so leidenschaftlicher die Geberden, um so höllischer der Lärm. Aus den engen Nebengäßchen brachen ganze Schwärme von verdächtigen Frauenzimmern mit Dolchen und Pistolen bewaffnet hervor und bahnten sich mit kreischendem Geschrei ihren Weg, die Pikenmänner, jetzt von schmutzigen Mönchen mit Fackeln begleitet, erschienen ebenfalls wieder — die wüthende Extase, welche sich in Mienen, Gesten und Schreien ausdrückte, hätte mich in Lebensangst gesetzt, wenn dies Volk, anstatt Maccaroni zu essen, der nordischen Passion des Trinkens huldigte. Dennoch war ich froh, als ich ohne Schaden meine Wohnung wieder erreichte.

Garibaldi hat, wie früher in Calabrien, so auch hier die sämmtlichen Beamten in ihren Würden bestätigt. Romano hatte ja schon als constitutioneller Minister Sorge getragen, überall nur Garibaldianer anzustellen. Der Uebergang von der legitimen zur revolutionären Regierung ist also ein fast unmerklicher gewesen. Einige Cavouristen sind sogar verhaftet worden, d. h. es soll kein Parteiwesen geduldet werden. Indessen haben viele wohlhabende Familien die Stadt verlassen, die Gasthöfe sind leer, der Handel liegt darnieder und an hohen Contributionen wird es nicht fehlen. Ob die Neapolitaner auf die Dauer zufriedener mit der Regierung ihres magnanimo Dittatore sein werden, als es die Sicilianer zu sein scheinen, das wird sich in wenigen Monaten entscheiden. G. R.

Die östreichischen Verfassungsprogramme.

Aus Tirol, 16. Sept. Mehr als zwölf Jahre sind dahingegangen, seit Oestreich in die Verfassungswehen trat. Der unmittelbare Anstoß mag ein äußerer gewesen sein, der Grund lag tiefer. Die absolute Monarchie ist nur so lange möglich, als die Kräfte, welche den Staat ausmachen, nicht zu jenem Grade des Selbstbewußtseins und der Intelligenz gediehen sind, der sie befähigt ihre Handlungen zu prüfen und über ihre Zweckmäßigkeit zu entscheiden. Man kann die Cultur eines Volkes Jahrhunderte lang gegen außen absperren, zurückhalten, unterdrücken, der Strom der Zeit durchbricht am Ende jeden künstlichen Damm, ein Paraguay ist auf die Dauer unmöglich, zumal im Herzen Europa's. Der Zwischenfall, daß ein schlauer Despot auf eine intelligente Nation

Digitized by Google

zeitweilig mit eiserner Faust drückt, steht dieser Ansicht nicht entgegen; sein Thron, das wissen wir z. B. bei Frankreich, stützt sich auf thönerne Füße. Ueber kurz oder lang hätte das östreichische Volk auch ohne die Ereignisse des Jahres 1848 seinen Antheil an der Selbstverwaltung gefordert. Damals überraschten sie uns zum Theil noch unvorbereitet. Die Liberalen der Märztage waren Neulinge und hatten goldne Träume. Sie dachten sich in schönen Reden hören zu lassen über Recht und Freiheit, Staat und Kirche, am Ruder sitzend die Entwicklung der neuen Regierungsform Schritt für Schritt selbst zu leiten, und als der Sturm über ihren Häuptern wirbelte, waren sie die ersten, die das Unheimliche der neuen Dampfkraft empfanden und nach dem alten Steuer griffen. Meistens waren es hartgesottene Conservative des alten Regimes, nur von etwas strebsamem Geiste. Damit wollen wir jedoch nicht geleugnet haben, daß sich auch Staatsmänner von echter Bildung und praktischer Anschauung darunter befanden; die Aprilverfassung war vom richtigen Standpunkte des Volkscharakters aufgefunden, der den Deutschen vom Ungarn, Slaven und Italiener schied, nur die Heranziehung der Polen war ein Mißgriff. Nach Besiegung der Revolution in Italien und Wien machte sich der entgegengesetzte Grundsatz, jener der Reichseinheit mit straffer Centralisation geltend. Ihm gab zuerst die Märzverfassung von 1849 ihren ideellen Ausdruck. Möglich, daß er vom Anblick der drohenden Auflösung und des gänzlichen Zerfalls des Reiches hervorgerufen wurde, obschon diese nur in den Fehlern und dem Fluche des alten Polizeisystems wurzelten, jedenfalls lag es im dynastischen Interesse, sich das Nahe und Ferne, das Gleichartige und Abstoßende, den geschmeidigen Deutschen und den halbwilden Sereschaner wie durch ein Telepraphennetz dienstbar zu machen. Dafür gab die Organisation aller Stellen und Aemter nach französischem, wenn man will constitutionellem oder auch imperialistischem Muster die gelungenste Handhabe. Die neue Einrichtung fand so vielen Beifall, daß sie mit geringen Abänderungen auch nach Ablegung der constitutionellen Formen beibehalten wurde; sie kostete dem Staat große Summen. Als man jeder Bewegung vollends Herr geworden, stand man auch nicht an offen zu erklären, daß man hinfort die Früchte so großer Anstrengung im Schatten der Ruhe genießen wolle. Was man hie und da noch zur Tröstung des armen Volkes in dienstfertigen Zeitungen von Provincialstatuten verlauten ließ, es verhallte in den dumpfen Kanzleistuben, die auf den Vorerhebungen jahrelang den Staub wachsen ließen. Man schien der vollen Macht und Herrschaft so gewiß, daß man der Hilfe von unten, der Liebe und Dankbarkeit des Volkes vollends entbehren zu können glaubte; den Ersatz dafür sollte die Armee mit unüberwindlicher Streitkraft und Stärke und ein neuer Bundesgenosse, Rom und seine Jesuiten, geben. Die erstere schien Hunderte von Millionen werth, den letzteren gab man die geistigen und

Digitized by Google

materiellen Güter des Volkes preis. Das Concordat sollte Oestreich in die finstersten Zeiten des Mittelalters zurückdrängen, es erinnerte an den Ursprung des katholischen Einheitsstaates unter dem großen Karl, der mit den Sendboten sein weites Reich leitete, und die freien Sachsen durch die Taufe unter sein Joch zwang, nur strahlte von seinem Hofe auch das Licht alles Wissens jener Zeit, und die Kirche griff nicht nach den schönsten Juwelen seiner Krone, sondern empfing den Hirtenstab aus seinen Händen. Der Segen, den man sich auf dieser Bahn gesichert, offenbarte sich beim ersten Kanonenschuß im Jahre 1859. Der Credit, der durch den langen Frieden und die Kunst des klugen Finanzministers wiedergewonnen schien, war zerrütteter als je, der Krieg allein erschütterte ihn nicht, denn eine Vermehrung der Staatsschuld um 200 Millionen führt bei so reichen Hilfsquellen noch zu keinem Staatsbankerott, das Vertrauen in die Regierung, in den Bestand der gegenwärtigen Verwaltung war gesunken, man frug sich: Wird auch das Volk für sie einstehn? Das Volk, dem man nicht einmal ein offenes und biederes Wort vergönnte, das Volk, dem man die selbstgewährten Rechte nahm, und dafür römischen Geistesdruck auflegte, das Volk, dem man nur immer mehr Steuern und Rekruten abheischte, aber jede Bitte um politische Freiheit zum Verbrechen rechnete, dieses Volk, das liegt auf offener Hand, ist theilnahmlos am Schicksal seiner Lenker. In unsrer östreichischen Vendee, in Tirol, auf dem blutigen Boden der für Habsburg im Jahre 1809 gefallenen Helden, trat dies eben recht deutlich zu Tage. Selbst unsre Beamten vermochten auf die eifrige Nachfrage nach der alten Anhänglichkeit an das Herrscherhaus nicht die von oben gewünschte Antwort zu geben, und kein Erlaß des Kaisers wird sie uns einreden. Nicht sie, die hohen Taggelder, die man, um dem angedrohten Looszwang auszuweichen, den Schützen zusicherte, stellten diese ins Feld. Wie gering das Vertrauen war, das man in die Regierung setzte, zeigte z. B. die Aeußerung eines Gemeindevorstehers von Oberinnthal, der unserm Erzherzog-Statthalter das Ausrücken seiner Leute nur unter der Bedingung zusagte: „daß man ihnen nichts mehr verspreche." Unsre Aelpler dachten an die Jahre 1809, 1813 und 1848. Andere Provinzen des Kaiserstaates werden sich kaum eines größeren rühmen. Welche Hilfe der Staat von dem verhätschelten katholischen Klerus erwarten darf, beweisen dessen Spenden in der Kriegsnoth von 1859; er empfängt lieber als er gibt, und vertröstet zweideutig wie alle Orakel auf St. Michaels Rache.*) Man kennt seinen schlecht verhehlten Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Dinge, man kennt sein Trachten nach der Knechtung des Geistes, der Bund mit ihm erbittert selbst den gemeinen Mann. Auch in der Stimmung der Armee trat seit dem letzten Kriege ein merklicher Umschlag ein; es lebt in ihr ein blutiges Gedächtniß an ihre Führer, an die Versorgung vor, die Pflege nach der Schlacht. Nicht

*) P. Klinkowström in Wien. S. A. A. Z. vom J. 1859 Nr. 162.

Digitized by Google

Geschick und Talent, die Hofgunst wird auch künftig zum Marschall befähigen. Wo ankert die Rückkehr zum Vertrauen? „Glückliche politische innere Institutionen" werden es wiederbringen, versichert man; hören wir die Anträge.

Das Verfassungsprogramm des Freiherrn von Andrian, wol das älteste, weil schon im Jahre 1851 entstanden, spiegelt die damals systemisirte Reaction. Die Verfassungen vom 25. April 1848 und 4. März 1849 sind, wie das Bild jenes umsturzlüsternen Dogen von Venedig, schwarz verhängte Tafeln der Vergangenheit. Er greift zurück auf das Patent vom 15. März 1848, das die Abgeordneten aller Provincialstände der Monarchie zur Constituirung des Vaterlandes zu berufen versprach; eine erbliche, vom Kaiser ernannte Pairschaft soll das Oberhaus, eine bestimmte Anzahl von Ausschüssen der Provincialstände das Unterhaus bilden, nachdem vorerst eine Notablenversammlung im Einverständniß mit dem Reichsrath den Entwurf berathen. Dies Programm faßten nach ihm alle Bureaukraten, Magnaten und geistlichen Würdenträger als die Grundlage der Restauration auf, die alle Gutgesinnten befriedigt, und jeder gefährlichen Bewegung Halt gebietet. Auf diesem Wege gelangte der ehemalige Vicestatthalter in Lemberg, Freiherr von Kalchberg, wiewol aus dem Staatsdienst ausgeschieden doch noch innig daran hängend, voll bureaukratischer Scheu vor der modernen Volksvertretung zum Vorschlag eines Reichsrathes, der aus Erzherzogen, Ministern, Landeschefs, Metropoliten und Fideicommißbesitzern, auch Superintendenten, Professoren und Banquiers, endlich aus Abgeordneten der zeitgemäß abgeänderten Landtage zusammengestellt, nicht als Parlament, sondern als Rechtskörper der Regierung rathen, helfen, den Staatshaushalt überwachen soll. Weniger staatsmännisch, aber noch conservativer sprach sich zu Gunsten einer ähnlichen „Reichsvertretung" der hoffnungsselige Unbekannte in „Oestreich und seine Bestimmung" aus, und glaubte in hingebender Verehrung für den Freiherrn v. Bach, den Vater des Concordats, daß Oestreichs welthistorischer Beruf in seiner Stellung als katholische Macht, als Beschützerin des römischen Glaubens gipfle. Als vollständigsten Ausdruck der ständisch Gesinnten müßten wir aber jenen den magyarischen Reichsräthen zugeschriebenen Entwurf einer östreichischen Gesammtverfassung betrachten, den anfangs die „Ostdeutsche Post" und nachher ausführlicher die „Süddeutsche Zeitung" veröffentlichte. Umsonst haben die Altconservativen ihr Einverständniß abgelehnt, das „Majoritätsgutachten" gibt, wenn auch als ein sehr abgeschwächter und verhüllter Ausdruck Zeugniß, daß ihr Herz von jenen Wünschen voll ist. Vorschnell, verfrüht, indiscret mag jene Publication gewesen sein, doch die Grundidee blieb auch nachher dieselbe, ein Nachdruck auf Löschpapier vom pergamentenen Original, etwas unklar, als ob die Worte nur da wären, die Gedanken zu verhüllen, doch entnimmt man ohne Schwierigkeit, daß die aristokratischen Urheber im Einverständniß mit unserer Hochkirche grade so wie

Digitized by Google

im ersten Entwurf nach der ungarischen Verfassung in das Jahr 1847 zurücklangen, nach der Einberufung des alten Landtags. „Die Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder" würde sich nur durch die Anknüpfung „an früher bestandene historische Institutionen" verwirklichen, grade so wie der erste Entwurf auf dem Princip der Continuität des rechtlichen Bestandes fußte. In diesem Sinne waren auch dort alle Länder gleichgestellt. Nur die einheitliche Spitze eines Reichstags, dem man früher außer unvermeidlichen Angelegenheiten des Gesammtstaates dasjenige anheim geben wollte, was die Landtage, vor allem der ungarische, an ihn abgeben werden, ist rücksichtsvoll vermieden. Die Erhaltung des Körpers, dem sie selbst anzugehören die Ehre haben, genügte den Hofleuten zur „Vertretung des gemeinsamen staatsrechtlichen Verbandes". Dieser Aufstellung trat nach reiflicher Erwägung auch Graf Clam-Martinitz bei, denn sein System mit dem überwuchernden Einfluß der alten Gutsherren in den Kreiscongregationen und der ungarischen Localautonomie paßte scheinbar ja auch in diese Form.*) Das kroatische Project**) hielt die historischen Erinnerungen nur mäßig aufrecht, es zeichnet sich durch die Bildung von fünf Krongebieten und die Berücksichtigung der Nationalgerechtsame aus, und hält durch einen Reichscongreß mit Abgeordneten der Landtage wie aller Gaue, Comitate und Zungen an einem Gesammtkörper fest. Einer freieren Ansicht scheint das „Minoritätsgutachten" des reichsräthlichen Ausschußes zu huldigen. Nicht nur die Bitte um eine neue Schöpfung, die der Kaiser aus seiner Machtvollkommenheit gewähren soll, und die Betonung der erweiterten Rechte des Reichsraths als Beginn neuer politischer Institutionen, sondern namentlich der Schlußantrag auf Vertretung aller Interessen der Bevölkerung in der Gemeinde, im Landtage und im Reichsrathe weisen auf eine wirkliche Volksvertretung hin. Die Zurückhaltung, womit die Andeutungen ausgesprochen sind, die Bezugnahme auf des Kaisers eigene Ansprache zur Begründung ihrer Berechtigung, die behutsame Vermeidung jenes verhängnißvollen Wortes, das in hohen und höchsten Kreisen nur mit Schrecken vernommen wird, erproben zur Genüge, in welcher Weise das freie Wort gestattet ist. Der Minoritätsantrag erinnert uns an die Worte eines hochbegabten Mannes, den seine Stellung und Erfahrung wol befähigten ein einsichtsvolles Urtheil zu fällen; wir meinen den Freiherrn v. Bruck. Ihm gilt der städtische und ländliche Mittelstand als der Hauptträger der Uproduction, der Industrie, des Handels und der Schiffahrt, kurz als der Kern des östreichischen Volkes. Hieraus folgt nach ihm der wichtige allgemeine Grundsatz: „eine gesunde, lebensfähige Constituirung des Reichs darf nicht auf die altständische Gliederung zurückgreifen, sondern muß

*) Das Manuscript gedruckt bei Gottlieb Haase's Söhne in Prag.

**) Süddeutsche Zeitung Nr. 219.

Digitized by Google

sich mit aller Entschiedenheit auf jene Elemente stützen, in welchen die gesammtstaatlichen und allgemeinen Culturinteressen ihren Schwerpunkt finden, welche die Fülle und den Fortschritt im wirthschaftlichen und geistigen Leben auch wirklich tragen und durch welche die wahrhaften Bedürfnisse, das Streben und überhaupt der geistige Inhalt der Zeit allein auch zur Erscheinung und Geltung kommen können." In diesem Sinne sollen die Provincialstände gebildet werden; „um nicht zu aufreizenden inneren Gegensätzen zu führen, erfordern sie, daß eine gesammtstaatliche Institution, die durch die Reform des Reichsraths angebahnt und fortschreitend ausgebildet werden könnte, ein hinlängliches, in sich lebensfähiges Gegengewicht abgeben. — Was man auch biete, weniger als loyale Erfüllung aller Verheißungen der deutschen Bundesacte kann man unmöglich gewähren, wenn man ‚die politische Scheidewand, welche Oestreich vom übrigen Deutschland trennt, wirklich hinwegräumen und das beiderseitige Vertrauen dauernd befestigen will" *)

Nicht vermittelnd zwischen den beiden Anträgen des Reichsraths, sondern über ihrem Parteigetriebe steht ein Dritter, den wir den Gouvernementalen nennen möchten. Man thut den Lenkern unsrer Geschicke Unrecht durch den Vorwurf, als handelten sie plan- und rathlos, sie warten eben nur den rechten Zeitpunkt ab, um mit einer vollendeten Schöpfung hervorzutreten. Schon das kaiserliche Patent vom 5. März d. J. sprach von Landesvertretungen, von Vorlagen derselben an den verstärkten Reichsrath, es übertrug diesem die Berathungen der ihm zugewiesenen Gegenstände, versagte ihm aber die Initiative. Die Augsb. Allg., die von den Geheimnissen des Cabinets manches ausplaudert, was zur Beruhigung der Gemüther dient, beschämte sogleich einen falschen Propheten der officiösen „Wiener Zeitung", der „diesen Act der Gesetzgebung als den Schlußstein der Organisationen andeutete", und meinte, der verstärkte Reichsrath erinnere nicht unangenehm an den geheimen Rath (Privy Council) der Königin von England.**) Wer weiß nicht, daß England die freieste Verfassung in ganz Europa hat? Auf die neuen vorerst von der Regierung allein zu ernennenden Mitglieder legt jener Berichterstatter aus Wien ein besonderes Gewicht, „ihr durch Actenstaub nicht getrübter, wirklich staatsmännischer Geist werde den ständigen Reichsrath mit kräftigendem Hauch anwehen." Und siehe da, eben als die Kämpfe im Reichsrath fast so erbittert zu werden drohten, als einst die der Horatier und Curiatier, that so ein frischer vom Leben geschärfter Geist den Mund auf und legte in warmen und begeisterten Worten einen die Grundzüge des Patents für Ungarn vom 19. April d. J. ausführenden Plan der Neugestaltung Oestreichs „Palingenesis" genannt, nicht dem Reichsrath, sondern dem ganzen östreichischen Volk

*) Die Aufgaben Oestreichs. Eine Denkschrift vom Freiherrn von Bruck.

**) Nr. 73 von 13. März.

Digitized by Google

zur beruhigenden Einsicht vor. Auch Graf Rechberg erinnerte in der Reichsrathssitzung von 11. d. M. an dasselbe Patent als Gewähr gegen die Rückkehr des alten Systems. Diese „Palingenesis" scheint nun fast alles zu verkünden, was man in höheren Kreisen als politische Nothwendigkeit ansieht freie Bewegung der Gemeinde in der Rechtssphäre ihres eigenen Haushalts Kreiscongregationen mit Beizug aller durch Besitz und Bildung hervorragenden Kräfte, die ihr Mandat durch Majestätsbrief erhalten, administrative Landtage mit Ausschluß der Politik, endlich als Krone des Baues den Staatsrath jenes historische Privy-Council, welches „der Gedanke des Monarchen im Stadium der Erwägung" ist, also eben unsern verstärkten Reichsrath, ohne weitere Entwicklung versteht sich, da hiedurch schon der äußerste Schritt vorwärts gethan ist. Politische Institutionen auf excentrisch gelegenen Punkten des Reichs vergleicht der Verfasser mit mehreren Seelen in einem Körper; daran gemahnt ihn namentlich der ehemalige ungarische Landtag. Die Broschüre ist nur eine öffentliche und im Einzelnen ausgearbeitete Mittheilung jener früher im Manuscript wenigen Auserwählten anvertrauten Gedanken des Grafen Clam-Martinitz, zugleich das Programm, womit der östreichische Tory künftig als Minister debütiren will. Seine jetzigen Freunde, die bei der Wiedergeburt des constitutionellen ungarischen Landtags Gevatter stehen möchten, sollen ihn nur an das Ziel seiner Wünsche tragen.

Kein Zweifel, man wird die feudalen Stände zeitgemäß abändern, nicht als ob das Kleid, worein sie sich hüllen, zu altfränkisch, sondern weil die Rechte, die sie beanspruchen, nicht für unsern absoluten Einheitsstaat passen. Auch eine starke und autonome Vertretung der geistigen und materiellen, Cultur- und Wirthschaftsinteressen dürfte sich angesichts der tiefen Wurzeln, die sie in den Boden der Gegenwart getrieben, in zu starkem Wuchse entwickeln. Man will der Verwaltung bis auf ihre äußersten Ausläufer Herr bleiben, nicht ein Jota der alten Herrschervorrechte aufgeben, nur der Mechanismus, nicht der leitende Grundgedanke des absoluten Systems, soll geändert werden. Der Vorwurf der schleppenden Geschäftsführung, der erregten Mißstimmung, der übergroßen Kosten trifft nur die Maschine, die Bureaukratie, sie vereitelte die bestgemeinten Absichten; wolan denn, man lasse die Leute walten im eigenen Hause, dem Staat erübrigt noch das umfangreiche Gebiet der geistigen und materiellen Wohlfahrtspflege, dadurch kehren Sparsamkeit, Vertrauen und Liebe wieder. Wir vermissen hiebei nur den nothwendigsten Factor, die Opferwilligkeit des Volks. In einer Zeit, wo Unzufriedenheit und Ueberdruß selbst den Geduldigsten ergriffen, und aus leicht begreiflichen Gründen jeder das letzte Heil nur in sich, seiner eigenen Kraft sucht, haben solche Entwürfe keinen Boden, wehe uns, wenn sie zur Ausführung gedeihen, sie ist der Anfang der Auflösung. Die Rettung kann freilich nur durch das Volk kommen, aber

Digitized by Google

durch ein freies Volk, dem man das volle Vertrauen dadurch wiedergibt, das man ihm das Recht einräumt selbstständigen Antheil an der Schlichtung der Dinge zu nehmen, woran sein Wohl oder Wehe hängt. Nicht ob, sondern wie es zu seiner freien Vertretung heranzuziehen, ist die Frage. Hierbei muß man allererst die Liebhaberei aufgeben, aus Oestreich einen künstlichen Einheitsstaat zu schaffen. Dafür fehlt es an der absoluten Unmöglichkeit eines entsprechenden Organs; der Reichsrath mag als Beispiel gelten.

Man machte sich seine einheitliche Gestaltung so leicht als thunlich: meist hoffähige, durchaus conservative und wohlgeschulte Leute, aus der sorgfältigsten Wahl hervorgegangen, nach dem Willen ihres Monarchen wie nach dem Zenith ihrer Wünsche blickend. Trotz alledem gilt der Ausnahmsstellung Ungarns, seiner Nationalität, Sprache und Verfassung, der legitime Eifer ihrer überwiegenden Mehrheit, Deutschland ist ihre Hekuba. Denke man sich denselben Körper aus dem Schooße der Landesvertretungen hervorgegangen; die Gegensätze, Reibungen, Kämpfe werden sich in demselben Maße steigern, als man den Wahlen Freiheit gestattet, das Endergebniß kann nur eine Unterdrückung der deutschen Minorität oder die Auflösung sein. Ein Reichstag aber würde selbst dann, wenn man durch eine Vertretung der Interessen den Sauerteig des Proletariats von den Urwahlen ausschiede, und der deutschen Intelligenz eine künstliche Vermehrung von Stimmführern sicherte, der nationalen Zerfahrenheit nicht steuern; es erübrigt demnach nur die politische Scheidung jener beiden Hauptträger des Zwiespalts, der in ihrer Gesittung, Cultur, Sprache und Nationalität liegt, eines Zwiespalts, mächtiger als jede Staatskunst. Möglich bleibt nur die Vereinigung Ungarns mit seinen slavischen Rebenländern, dem theilweise ungarischen Siebenbürgen und dem blondgelockten Bruder in Polen, gegen eine Verbindung mit Deutschöstreich waltet hier wie dort die gleiche Abneigung vor; durch Jahrhunderte brachte diese Mißehe uns Deutschen in Oestreich nur Geistesdruck, Knechtung und Trennung von unserm Vaterland, wie lange sollen wir selben noch dulden? Der weltgeschichtliche Beruf des untern Donaureichs findet jenseits der Leitha seinen Schwerpunkt. Wenn der Zerfall der Türkei nicht in zu weiter Ferne steht, gesellen sich ihm nächstens auch halbwilde Stämme in Serbien und Bosnien zu, dann scheidet sich das magyarisch-slavische Element von selbst aus. Und denkt man auch ohne diesen Zuwachs wol im Ernste daran, Magyaren und Slaven ins künftige deutsche Parlament zu bringen?

Zwei Körper also, weil auch zwei Seelen vorhanden, und wenn das Stück von Lombardovenetien nicht abfällt, mag auch diesem seine eigne Vertretung werden, nur ohne Einfluß auf die Politik, so lange die seine so aggressiv feindlich, so erbittert gegen das deutsche Barbarenthum, dem es mit manchem Jahrhundert den besten Theil seiner Bildung dankt. Ein Rath von Ministern für das Aeußere, den Krieg und die Finanzen mit besondrer Ver-

Digitized by Google

tretung der erwähnten Ländergruppen könnte die einheitliche Executivgewalt bilden, für Kriegsfälle wäre Bundeshilfe, überhaupt der Maßstab des Beitrags zu gemeinstaatlichen Auslagen durch Vertrag festzustellen.

Vor allem sage man offen, ehrlich und wahr, was man gewähren will; halbe Zusagen, rückhältige Gedanken, zweideutige Handlungen können das Mißtrauen nur noch steigern nicht heben. Beispiele sind gehässig, eins müssen wir aber dennoch anführen unsrer Rechtfertigung halber. Es dürfte nicht bestritten werden, daß Oestreich bei der Zusammenkunft in Teplitz aufrichtiges Eingehn auf deutsche Interessen, zunächst confessionelle Gleichstellung und Gewährung von Verfassungen nach der deutschen Bundesacte zusicherte. Da hören wir nun, daß unser Erzherzog-Statthalter eben nach jenem Tage von Teplitz, am Vorabend des salzburger Festes, den Auftrag zu einer Denkschrift gegen die Ansässigmachung der Protestanten in Tirol gab, um sie dem künftigen Landtag vorzulegen. Für das deutsche Tirol gilt also jene Gleichstellung noch als eine offne Frage! Wir fürchten sehr, daß die Gewährung politischer Rechte in Oestreich noch lange im selben Falle sein wird.

Ein unrichtiger Vergleich.

In der 15. Plenarsitzung des verstärkten Reichsraths am 21. September verwies der Ministerpräsident Graf Rechberg in Betreff der Valutafrage auf Vorgänge in England. Das werde man doch — so geben wiener Blätter die Bemerkung des Ministerpräsidenten — weder ein creditarmes noch ein politisch unfreies Land nennen, und wie hoch hätten sich daselbst die Schwankungen der Valuta von 1792 bis 1820 belaufen? Ebenso wie damals in England, so seien diese Schwankungen der Valuta in Oestreich während der jüngst vergangenen Jahre und im gegenwärtigen Augenblicke vornehmlich die Folgen äußerer Verhältnisse, in denen eine Veränderung herbeizuführen, außer der Macht der Regierung liege. — Es scheint doch ein kleiner Unterschied Beachtung zu verdienen. Die Ursache der Bankrestriction in England von 1797 bis 1819 war der ungeheuere Aufwand für den Krieg gegen die Republik und gegen das Kaiserreich der Franzosen, wobei die Bank durch ihre Mittel die Regierung unterstützte. Diese Mittel wurden dem Handel entzogen, und die Anschaffung von Gold zur Einlösung der Noten nahm vollends ihre Kräfte in Anspruch. Da verbot am 27. Februar 1797 (im fünften Kriegsjahr) die Regierung der Bank, ihre Noten einzulösen. Am nämlichen Tage gab eine zahlreiche Versammlung der angesehnsten Geschäftsleute unter dem Vorsitze des Lord Mayor einstimmig die Erklärung: daß sie nach wie vor die Banknoten in Zahlung nehmen und geben würden. Am dritten Mai genehmigte das Parlament die Maßregel der Regierung, nachdem eine Commission den Stand der Bank geprüft und gesund gefunden hatte. Während des Krieges war der tiefste Stand der Banknoten 15 Procent unter dem Werthe der Goldbarren; kurz vor dem Frieden 1814 sank er bis 25 Procent. Man stritt damals, ob der Unterschied von dem Steigen des Goldes oder von dem Fallen des Papiers herrühre. Im Jahre 1819 brachte Sir Robert Peel das Gesetz über die Wiederaufnahme der Baarzahlungen, welches vom Parlament angenommen und dann auch vollzogen wurde. Während der ganzen Periode wirkten Regierung, Parlament und Volk zusammen für die Erhaltung des öffentlichen Credits, trotz des unermeßlichen Aufwandes für Krieg und Subsidien. Weit mehr Aehnlichkeit mit der Lage der östreichischen Finanzen scheint die englische Wirthschaft von 1688 zu haben, deren Folgen dann Wilhelm von Oranien übernehmen und überwinden mußte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Zukunft des Zollvereins.

2.*)

Die Organe, durch welche der Zollverein seine Angelegenheiten besorgt, sind folgende:

Das Centralbureau in Berlin, welches die vierteljährlichen provisorischen Abrechnungen zwischen den vereinigten Staaten (dies ist der offizielle, glücklich gewählte Ausdruck) fertigt und die definitiven Jahresabrechnungen vorbereitet;

Die Generalconferenz der Bevollmächtigten, welche regelmäßig jedes Jahr in den ersten Tagen des Juni zusammentritt, die definitive Jahresabrechnung feststellt, über Abänderungen der bestehenden Vorschriften und Anordnungen, einschließlich des Tarifs, überhaupt über zweckmäßige Entwicklung und Ausbildung des Handels- und Zollsystems beräth und — jedoch nur unter Uebereinstimmung sämmtlicher Mitglieder — beschließt; endlich über Beschwerden und Mängel, Wünsche und Vorschläge in Betreff der Vereinsangelegenheiten verhandelt. Dringende Fälle (z. B. Pferdeausfuhrverbot) werden auf diplomatischem Wege oder durch Berufung außerordentlicher Conferenzen erledigt, mit Detailausführungen beschäftigen sich gemeinschaftliche Commissäre. Zur Controle haben die Mitglieder die Befugniß, gegenseitig Controleure zu den Hauptzollämtern, Bevollmächtigte zu den Zolldirectionen anderer Vereinsglieder zu entsenden.

Um diese Einrichtungen unter den Begriff einer Organisation zu bringen, muß man denselben in einem ungewöhnlich weiten Sinne auffassen. Die einzige ständige Behörde, das Centralbureau in Berlin, hat es ausschließlich mit Ziffern und Tabellen zu thun; die Conferenzen registriren die nach den Regierungsinstructionen abzugebenden Stimmen der Mitglieder und eignen sich nicht zur Leitung der Verwaltung. Die Summe ihrer gesetzgeberischen

*) Wir bitten, im ersten Abschnitte folgende Setzfehler zu berichtigen:
Seite 3 in der Anmerkung, Zeile 1, statt „Versammlungen" l. „Verhandlungen." S. 7. Zeile 9 u. 10 v. o. statt „anderen" l. „modernen" Staaten. Zeile 18 v. o. statt „Anbisse" l. „Anlässe." Seite 9 Zeile 14 v. u. statt „betrasen" l. „beherrschte."

Digitized by Google

Leistungen könnte durch einfache Zusammenstellung der Instructionen gezogen werden. Die Controle, wie die Verwaltung, ist lediglich Sache der einzelnen Regierungen. Kurz, die Organisation des Zollvereins ist noch lockerer als die des Bundes, dessen Versammlung doch einen festen Sitz und wöchentliche Sitzungen hat und während der Ferien einen Ausschuß zurückläßt. Man darf nicht verkennen, daß auf bessern Grundlagen die Verträge nicht zum Abschlusse zu bringen waren, und daß die offenbaren Schwächen seiner Einrichtungen den Gründern des Vereins nicht zum Vorwurfe gereichen. War es gelungen, die Freiheit des Verkehrs, wenn auch mit Ausnahmen, unter deutschen Ländern herzustellen, letztere dem Auslande gegenüber als eine handelspolitische Einheit auftreten zu lassen; war dies gelungen, indem man sich über Zollgesetz, Cartel, Tarif, Vertheilung der Einnahmen und über andere wichtige Erfordernisse verständigte, so mochten immerhin den starken Vorurtheilen, welche die sogenannte Souveränetät und Selbständigkeit des Einzelstaates ängstlich wahren zu müssen, ihr nichts vergeben zu dürfen glaubten, Concessionen gemacht werden. Wurde dadurch der Entwicklungsgang des deutschen Zollverbandes aufgehalten, so durfte man doch mit Zuversicht erwarten, daß durch die wachsende Macht der Interessen, durch deren innige materielle Verbindung, das Band innerlich gefestigt werden würde, und daß die Zeit, ihre Erscheinungen und Bedürfnisse die particularistische Scheu vor einer brauchbaren Organisation überwinden müssen.

Wenn im Jahre 1852 Preußen selbst noch die Einstimmigkeit für giltige Beschlüsse der Generalconferenzen aufrecht erhielt, und der Meinung war, man dürfe nur guten Willen schaffen, um eine wirkliche Unanimität, Ein Herz und Eine Seele, den sämmtlichen Gliedern einzuhauchen, — wenn damals Preußen selbst die Erweiterung der Competenz der ständigen Behörde ablehnte, so wollen wir darüber keinen Tadel aussprechen. Bei den damaligen Unterhandlungen stand im Vordergrunde die Erweiterung des Gebietes mittelst Aufnahme des Steuervereins in den Zollverein; es wäre nicht zweckmäßig gewesen, die Frage der Organisation gleichzeitig zur Entscheidung zu bringen, und dadurch die Empfindlichkeit der Darmstädter noch stärker zu reizen, als es durch die zum Zwecke der Aufnahme des Steuervereins nothwendigen Schritte Preußens ohnehin schon geschehn war.

Gegenwärtig liegen die Dinge anders. Es sind grade die auswärtigen Angelegenheiten des Zollvereins, welche den, früher gegen Preußen vereinigten Regierungen Anlaß geben, über die Lücken und Mängel der bestehenden Einrichtungen zu klagen. Sie suchen Mittel und Wege, ihre Anliegen bei den bevorstehenden Unterhandlungen über einen Handelsvertrag mit Frankreich geltend zu machen; sie werden daher ihre Zustimmung nicht wol versagen dürfen, wenn die Verwaltung des Zollvereins bei Erneuerung der Verträge in einer ihren berechtigten Anforderungen entsprechenden Weise geordnet wird. Dies

Digitized by Google

geschieht, wenn das Centralbureau in Berlin von einer bloßen Rechnungsstelle zu einer Centralverwaltung des Zollvereins ausgebildet wird, und wenn die jährlichen Generalconferenzen in eine Vertretung der Zollvereinsstaaten — einen Zollvereinstag — umgestaltet werden. — Die Besetzung der Stellen in der Centralverwaltung ist das Mittel, um den einzelnen Staaten einen ihrer Bedeutung entsprechenden Antheil an der Leitung der Vereinsangelegenheiten zu verschaffen. Der Vorsitzende wird von Preußen zu ernennen sein; die Ernennungen des Stellvertreters, der Abtheilungsvorstände und ihrer Stellvertreter, würden an Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden u. a. fallen, und so weit die Zahl der Stellen nicht ausreichen sollte, um alle Ansprüche gleichzeitig zu befriedigen, würde ein Turnus in der Besetzung derselben eintreten können. In Verbindung mit der Centralverwaltung wird die Errichtung von Vereinsconsulaten stehn, welche eine preußische Denkschrift von 1852 befürwortete, die zugleich Vorschläge machte, wie das Consulatwesen durch die gegenwärtigen Organe, das zu verstärkende Centralbureau und die Generalconferenzen, zu ordnen und zu behandeln wäre. An die Stelle der Controleure und Bevollmächtigten, welche die Mitglieder gegenseitig an andere Hauptsteuerämter und Zolldirectionen entsenden dürfen, müßten Revisions- und Controlebeamte der Centralverwaltung treten, und diese Aenderung wird kaum auf Widerspruch stoßen, da die Regierungen in der letzteren vertreten sein werden. Der Aufwand für die Centralverwaltung, die Consulate und die Controle müßte aus dem Ertrag der Zölle geschöpft werden und er wird kaum die Höhe der Summen erreichen, welche die Regierungen durch Vereinfachung ihrer Zolldirectionen und den Wegfall ihrer Bevollmächtigten ersparen.

Eine Vertretung der Interessen, welche der Zollverein zu pflegen hat, mittelst einer Versammlung von Abgeordneten — man mag sie Sachverständige, Notable oder mit einem andern passenden Ausdrucke nennen, — welche aus allen Vereinsstaaten beschickt wird, periodisch zusammentritt, öffentlich verhandelt und bei der Gesetzgebung beschließend mitwirkt, eine solche Vertretung erscheint durchaus nothwendig, sie ist eine Lebensfrage für die Zukunft des Zollvereins und vielleicht der politischen Gestaltung Deutschlands. — Bei aller Fülle von Sachkenntniß und Erfahrung, welche in den Generalconferenzen sich zusammenfinden mag, fehlen ihnen doch die wesentlichen Bedingungen einer fruchtbringenden Thätigkeit, es fehlt ihnen die Möglichkeit, durch Erörterungen zu Resultaten zu gelangen. Nur durch den belebenden Hauch öffentlicher Verhandlungen über die gemeinsamen wirthschaftlichen Anliegen der vereinigten Staaten wird die Theilnahme des Volkes geweckt, nur durch den Nachdruck beschließender Kraft werden wirkliche Fortschritte im Sinne der Einigung und des Wohlstandes zu erzielen sein. Ohne einen Zollvereinstag — in Er-

Digitized by Google

mangelung eines Parlaments — wird die Bedingung der Einstimmigkeit nicht zu beseitigen sein, und eben so wenig die Ratification der Regierungen und die Zustimmung sämmtlicher Kammern in den Einzelstaaten zu den seltenen einstimmig gefaßten Beschlüssen der Generalconferenzen wie zu den mühsam zu Stande gebrachten Verträgen zwischen den Regierungen. Steht dagegen der Centralverwaltung eine Repräsentation der gewerblichen, der Handels- und Verkehrsthätigkeit zur Seite, so wird die Wahrung dieser Interessen sehr bald mit größerm Vertrauen dort, als in den Verhandlungen der Generalconferenzen und der Specialkammern allseitig erwartet werden. Endlich aber wird durch die Schaffung und das Leben einer tüchtigen Vertretung der Interessen auf die noch außerhalb des Verbandes stehenden deutschen Städte und Länder eine Anziehungskraft geübt werden, welche den Beitritt derselben ungemein erleichtern muß.

Die Zusammensetzung der Repräsentation der volkswirthschaftlichen Interessen des Vereins wird füglich unter Mitwirkung der Landesvertretungen geschehn können, etwa in der Weise, daß dieselben die doppelte oder dreifache Anzahl der Candidaten, und zwar ohne Beschränkung auf ihre eignen Mitglieder bezeichnen, aus denen die Regierung die Abgeordneten zu dem Vereinstage ernennt; oder es könnten dieselben zum Theil von den Regierungen ernannt werden, zum Theil aus Wahlen der Stände- und der Handelskammern hervorgehn. Jedenfalls dürfte es zweckmäßig sein, wenn über die Eigenschaften und die Wahlart der Abgeordneten zu dem Vereinstage allgemeine Bestimmungen vereinbart würden, innerhalb deren dem Einzelstaate ein gewisser Spielraum zur Berücksichtigung seiner besondern Verhältnisse bliebe. Die Festsetzung der Zahl der Abgeordneten eines jeden Vereinslandes zu dem Vereinstage wird einen der schwierigsten Punkte der Unterhandlungen bilden: schwierig, nicht aus innern, in der Sache liegenden Gründen, gar nicht schwierig, wenn der von Preußen 1852 erhoffte gute Wille zu dem großen Werke bessere Fortschritte als bisher in den nächsten Jahren zu machen veranlaßt werden sollte; schwierig nur, weil seine billige und befriedigende Lösung durch gewisse Schattenseiten des deutschen Charakters und durch das große Spiel kleiner Leidenschaften erschwert wird. Gelingt es jedoch, einen billigen Repartitionsfuß, welcher neben der Volkszahl auch noch andere Factoren aus den Hauptzweigen der volkswirthschaftlichen Thätigkeit in Anschlag bringen müßte, vorzuschlagen und die bedeutenderen Glieder des Vereins dafür zu gewinnen, dann ist die Durchführung lediglich Sache einer geschickten und kräftigen Leitung der Verhandlungen. Der Bundestag hat seine Stimmen, seine Matrikel, er hat sein Simplum für die Kanzleikosten unter die Curiatstimmen bis auf Drittelkreuzer glücklich repartirt; in Frankfurt und in Erfurt hat man sich schließlich über ähnliche Schwierigkeiten hinweggeholfen; der Zollverein hat sich zu Modifi-

Digitized by Google

cationen des einfachen Maßstabs für die Vertheilung der Revenuen bequemt. Böswillige Renitenten können am Ende in eine Lage versetzt werden, in welcher sie zwischen einem Ja und einer Unmöglichkeit zu wählen haben, eine Lage, in welcher sich Regierungen und Kammern schon manchmal befunden, über welche sie aber ein Recht, sich zu beschweren, nur dann haben, wenn ihr Gewissen ihnen sagt, daß sie nicht böswillige Renitenten sind. Ein flüchtiger Blick auf die Verträge genügt, um zu sehn, daß dieselben sich keineswegs auf den Zolltarif, auf Bestimmungen über die Erhebung, Verwaltung und Vertheilung der Zollgefälle, die Sicherstellung derselben gegen Unterschleife und die Bestrafung von Contraventionen und Defraudationen beschränken, sondern daß sie sich über Gegenstände verbreiten und Ziele anstreben, welche weit über diese Grenzen hinausreichen.

Der Verkehr im Innern soll frei sein. Abgesehn von den Ausnahmen in Bezug auf Staatsmonopolien, — Spielkarten und Salz — leuchtet ein, daß die Freiheit des Verkehrs mehr oder weniger illusorisch wird, falls die einzelnen Staaten Erzeugnisse vereinsländischen Ursprungs nach Belieben mit Verbrauchsteuern belegen und die zollpflichtigen Waaren noch mit andern Abgaben für eigne Rechnung belasten dürfen. Nicht minder wird der freie Verkehr beeinträchtigt, wenn dem Transport der Waaren und Producte durch Stapel- und Umschlagsrechte, durch hohe Gebühren für die Benutzung der Land- und Wasserstraßen, der Brücken, Schleußen, Lager- und Niederlagsplätze beliebig Hindernisse bereitet und Lasten aufgebürdet werden dürfen. Die Bestimmungen über die Münzen, in welchen die Zollabgaben zu entrichten sind und die Vertheilung der Revenuen zu geschehn hat, können ebenfalls nicht den einzelnen Mitgliedern überlassen werden; die Verschiedenheit der Münzfüße so wie des Papiergeldes erweist sich als eine Erschwerung des Verkehrs auf dem freien deutschen Markte, und es steht dem Verbande nicht wol an, daß Mitglieder die Zahlungsmittel andrer Vereinsgenossen von ihren Kassen und von dem Umlaufe ausschließen. Da die zollpflichtigen Güter gemessen oder gewogen werden, so waren Verständigungen über Maß und Gewicht nicht zu umgehen. Endlich erfordert die Gleichheit der Mitbewerbung, daß die ungehinderte Niederlassung den Vereinsangehörigen überall unter den nämlichen Bedingungen gestattet, daß die Handel- und Gewerbetreibenden nicht in dem einen Staate mehr in ihrem Betriebe beschränkt und höher besteuert werden als in dem andern. So folgt Eines aus dem Andern, und es müßten eine Reihe von Bestimmungen vereinbart werden, welche der Machtvollkommenheit des Einzelstaates zum Besten des Ganzen gewisse Grenzen ziehen. Das Recht der Besteuerung und der Erhebung von Gebühren ist nicht allein in Bezug auf die Zölle, sondern in manchen andern Beziehungen wesentlich beschränkt. Die Steuer vom Rübenzucker wird ebenso wie der Eingangszoll

Digitized by Google

vom Rohrzucker vom Vereine festgesetzt und vertheilt. Auf ausländische Waaren, welche den Zoll entrichtet haben, darf keine innere Steuer gelegt werden. Productions- und Verbrauchsteuern sind nur auf bestimmte Erzeugnisse (Branntwein, Bier, Essig, Wein, Tabak, Mehl, Fleisch u. dgl.) zulässig, und dürfen nur bis zu vereinbarten Maximalsätzen, und von den gleichnamigen Erzeugnissen andrer Vereinsländer nicht höher und nicht in lästigerer Weise als von den inländischen erhoben werden. — In ähnlicher Weise sind theils allgemeine Grundsätze, theils nähere Bestimmungen verabredet, wegen Erhebung von Chausseegeld, Wasserzöllen und Wasserweggeld, Gebühren für die Benutzung von Kanälen, Schleußen, Brücken, über Seeschiffahrt und Hafenabgaben u. s. w. Die Stapel- und Umschlagerechte sind mit den Schlagbäumen zwischen den Vereinsstaaten gefallen.

Daß die nothwendigen Consequenzen aus dem obersten Grundsatze des freien Verkehrs im Gebiete des Zollvereins bis jetzt nur sehr mangelhaft gezogen sind, bedarf eines Beweises um so weniger, als die Verträge selbst es aussprechen, indem sie die Zielpunkte bezeichnen, nach welchen der Verein zu streben sich vornimmt. Es soll z. B. dahin gewirkt werden, daß gleichförmige Grundsätze angenommen werden, um die Gewerbsamkeit zu befördern, und den Angehörigen eines Vereinsstaates zu erleichtern, in dem andern Arbeit und Erwerb zu suchen — allgemeines deutsches Gewerbegesetz, Handelsgesetz, Freizügigkeit. — Gleichmäßigkeit der innern Besteuerung wird als wünschenswerth dargestellt, schon um die Uebergangs- oder Ausgleichungsabgaben verschwinden zu machen, während man sich bis jetzt darauf beschränken mußte, zu sorgen, daß die vorhandene Verschiedenheit nicht noch größer werde. Das Bedürfniß der Annäherung hat auch bereits einige Erfolge in Verträgen zwischen Preußen, Sachsen und Thüringen — erneuert 4. April 1853 — und zwischen diesen Staaten einerseits, Hannover, Kurhessen, Braunschweig und Oldenburg anderseits vom nämlichen Tage über gleiche Besteuerung, gegenseitig freien Verkehr und Gemeinschaftlichkeit der Uebergangssteuern von innern Erzeugnissen, errungen. Während früher außer den Gegenständen der Staatsmonopole auch noch solche, für welche Erfindungspatente oder Privilegien ertheilt waren, vom freien Verkehr ausgeschlossen waren, ist diese Ausnahme aus den erneuerten Verträgen von 1853 verschwunden, weil nach einer schon 1842 abgeschlossenen, besondern Uebereinkunft die Ertheilung von Patenten nie das Recht begründen darf, die Einfuhr, den Verkauf und Absatz übereinstimmender Artikel zu verbieten; auch wurde das Recht des Patentinhabers, den Gebrauch solcher Artikel, wenn sie nicht von ihm oder mit seiner Zustimmung bezogen worden sind, zu untersagen, auf Maschinen und Werkzeuge für den Gewerbebetrieb beschränkt. — Ein gemeinschaftliches Zollgewicht ist vereinbart und auf dem Wege, allgemeines Landesgewicht zu werden;

Digitized by Google

über ein gemeinschaftliches Maß will man sich verständigen, überhaupt dahin streben, für das Maß- und Gewichtssystem im Allgemeinen die wünschenswerthe Uebereinstimmung herbeizuführen. Sämmtliche Regierungen sind der Münzconvention von 1838, dem Münzcartel von 1845, seither noch dem Münzvertrag vom 24. Januar 1857 beigetreten, welcher bekanntlich auch über Papiergeld und Banknoten Bestimmungen aufgenommen hat.

Es enthalten sonach die Zollverträge Bruchstücke und Keime für eine deutsche, vor der Hand eine vereinsländische volkswirthschaftliche Verfassung und Gesetzgebung, welche nur des ernsten Willens bedürfen, um bei Erneuerung des Verbandes Gestalt und die Bedingungen gesunder Entwicklung zu gewinnen. Daß dies nicht gleich bei der Gründung des Zollvereins geschehn konnte, daß es unter seiner bisherigen Verfassung nicht möglich gewesen, liegt auf der Hand. Allein nun wird es nachgerade Zeit, den Zielen, welche der Zollverein sich gesetzt hat, näher zu treten und die Zeit nicht damit zu verderben, daß man nutzlos den Bundestag mit Anträgen behelligt, die nur mittelst des Zollvereins Erfolg versprechen. Der erste und wichtigste Schritt ist die Organisation — die Centralverwaltung und der Vereinstag. Ist der Entschluß gefaßt, diesen Punkt festzuhalten und durchzusetzen, dann werden die Befugnisse und der Wirkungskreis der Organe gleichzeitig zu vereinbaren sein. An Stelle der Wünsche und Desiderien, der Ausdrücke: „die Regierungen werden dahin wirken," — „sie werden ihre Sorgfalt dahin richten," — „man hält es für wünschenswerth" u. d. gl. werden die allgemeinen Grundsätze festzustellen sein, nach welchen die leitende Behörde in Gemeinschaft mit dem Vereinstage die organischen Gesetze auszuarbeiten, und die Vollzugsverordnungen zu erlassen haben wird, in so weit das Bestehende nicht ausreicht oder einer Abänderung bedarf. Außer dem Zollwesen im engeren Sinn, — Zollgesetz, Zollordnung, Tarif, Organisation, Verfügungen zur Ausführung, wobei namentlich das Declarations- und Begleitscheinwesen zur Erleichterung der Güterbewegung vereinfacht werden kann — wird sich der Zollverein über gemeinschaftliche Bestimmungen in Betreff nachfolgender Einrichtungen zu verständigen haben, welche er theils schon in den Kreis seiner Anliegen gezogen hat, theils denselben anzueignen Anlaß finden wird:

Gleichmäßige Besteuerung in seinem Gebiete, und zwar bei directen Steuern von Gewerben und Handel, und bei indirecten (Productions- und Verbrauchs-) Steuern; einheitliche Gesetzgebung über den Betrieb von Handel und Gewerbe (Handels- und Gewerbegesetz, Freizügigkeit). Es ist nicht allein dies in den Verträgen theils angedeutet, theils bruchstückweise angegriffen, sondern es liegen auch in Bezug auf indirecte Steuern, abgesehn von dem Rübenzucker, Vereinbarungen vor, welche als Grundlagen gesetzlicher Anordnungen für das ganze Vereinsgebiet dienen können, Anordnungen, die noth-

ed by Google

wendig getroffen werden müssen, um nur die lästigen Uebergangsabgaben zu beseitigen. — Flußschiffahrt, Wasserzölle, Weggelder auf Land- und Wasserstraßen. Einheit in Münze, Maß- und Gewicht; Leitung, beziehungsweise Oberaufsicht über Post- und Telegraphenwesen, Eisenbahnen und Kanäle, Bank- und Papiergeldwesen. Dies sind die Zweige und die Einrichtungen in dem wirthschaftlichen Verkehr, in Handel, Credit und der gewerblichen Thätigkeit, welche einer einheitlichen Gesetzgebung und Leitung bedürfen, und dieselbe von der Ausbildung des Zollvereins erwarten. Dann erst kann im deutschen Körper der Blutumlauf ein normaler werden, und die Mittel schaffen, welche Ansehn und Macht unter den Nationen verleihen. Die Seeschiffahrt wird zur Vereinsangelegenheit erhoben werden müssen, und so wird der Verein eine Flagge und eine schützende Flotte nicht lange mehr entbehren können. Es fehlt nicht an Fähigkeit und an Kräften, um diese Arbeiten zu bewältigen, und viel schätzbares Material ist vorhanden, um aus dem Gewirre der Particulargesetzgebungen heraus zu gemeinsamen deutschen Institutionen zu gelangen. Die Gegenwart endlich bringt in der Nation eine Fülle von gutem Willen zur Einigung hervor, welchem sich die Kanzleien nicht hinter den Bollwerken ihrer mit Bedenklichkeiten vollgepfropften Actenstöße werden verschließen dürfen, sobald von maßgebender Seite der ernste Wille sich zeigt, mit Verstand und Nachdruck die Einigung zu erzielen. Mit der Herstellung einer Centralverwaltung und eines Vereinstags sind die Mittel und Wege für zeitgemäße Fortbildung der Verfassung und Gesetzgebung wie der Einrichtungen zur Förderung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen gegeben. Dann wird es sich wol nicht mehr um eine zwölfjährige Dauer der Verträge handeln, sondern es wird zu bestimmen sein, daß der Verein so lange besteht, bis ein deutscher Bundesstaat ihn aufnimmt.

Im Allgemeinen wird, wenn von dem Zollverein die Rede ist, zunächst, ja fast ausschließlich, an den Tarif gedacht; allerdings ein wichtiger Bestandtheil der Zollgesetzgebung, aber doch nicht der einzige. Uns ist stets die Ansicht als die richtige erschienen, welche die Lichtseite des Zollvereins nicht in den Abgaben erblickte, die von ein-, aus- und durchgehenden Waaren an der Grenze gegen das Ausland erhoben werden, sondern in der Aufhebung dieser Abgaben an den Grenzen der Vereinsstaaten gegen einander. Der Tarif enthält Sätze, die als Finanzzölle (Verbrauchsteuern) gelten, und den größern Theil der Einnahmen liefern (Kaffe, Zucker — einschließlich Rübenzucker — geistige Getränke, Tabak u. d. gl.), andere, auf Fabricate und Halbfabricate, die einen mäßigen Schutz mancher Industriezweige, besonders der Spinnerei und Weberei, bezwecken. Wir würden es nicht für zweckmäßig halten, wenn die Erneuerung der Verträge dazu benutzt werden sollte, den Streit zwischen Zollschutz und Freihandel auszufechten, und eine Umgestaltung des Tarifs in

der einen oder der andern Richtung zu verlangen. Wichtiger und für die Zukunft entscheidender ist die Frage der Organisation und der Wirkungssphäre des Zollverbandes, und auf diese Frage sollten unseres Erachtens diesmal alle Kräfte für die wirthschaftliche Einigung gerichtet werden. Die Fortbildung des Tarifs wird durch die Centralverwaltung und den Vereinstag mit besserm Erfolg geschehn können, als es seither durch fünfzehn Generalconferenzen mit unendlicher Verschwendung von Mühe und Zeit geschehen ist. Die Richtung aber, nach welcher wir die Tarifreform für wünschenswerth halten, ist die Vereinfachung. Gegenwärtig zählt der Tarif 32 Gegenstände auf, welche gar keiner Abgabe unterworfen sind; sodann 43 Hauptgegenstände mit vielen Unterabtheilungen, von welchen beim Eingange eine geringere oder eine höhere Abgabe als ein halber Thaler vom Centner, und beim Ausgange überhaupt irgend eine Abgabe erhoben wird; alle übrigen, deshalb auch nicht namentlich im Tarife aufgeführten Artikel zahlen die allgemeine Eingangsabgabe von einem halben Thaler für den Centner, aber keine Ausgangsabgabe. Eine ansehnliche, aber zum Verschwinden besonders geeignete Abtheilung des Tarifs enthält die Bestimmungen über die Abgaben, welche bei der Durchfuhr erhoben werden. Betrachten wir dagegen den englischen Tarif, wie er aus der letzten Session des Parlamentes hervorgegangen ist, und in dem Economist vom 22. September kaum anderthalb Spalten füllt, so zeigt derselbe, statt der frühern 150 nur noch zwölf Hauptartikel, in welche statt der ehemaligen 400 nur noch 40 einzelne zollpflichtige Gegenstände eingereiht sind. Unter den zwölf Artikeln betrifft Einer die Abgaben, welche zur Ausgleichung der Accise auf inländische Papiere und Drucksachen, Malz, Hopfen, Gold- und Silbergeschirr, Spielkarten und Würfel von den gleichnamigen ausländischen Erzeugnissen zu entrichten sind; ein anderer Artikel ist vorübergehender Natur, da die Zollsätze welche er auf Hüte und Mützen legt, am 31. März 1861, auf Korkstöpfel am 31. März 1862 erlöschen. Die übrigen zehn Gegenstände, welche in England noch der Zollabgabe unterliegen, sind: 1) gegohrene Flüssigkeiten (fermented liquors), hauptsächlich geistige Getränke und Essig; 2) Zucker; 3) Tabak; 4) Thee; 5) Kaffe; 6) Kakao; 7) Getreide und Mehl; 8) getrocknetes Obst; 9) Holz; 10) Pfeffer. — Diese Einfachheit möchten wir den Reformatoren des Vereinszolltarifs zur Nachahmung empfehlen; die Höhe mancher englischen Tarifsätze, z. B. 3 Thaler auf das Pfund Rauchtabak, 12½ Silbergroschen auf das Pfund Thee, dürfte unseren deutschen Consumenten beiderlei Geschlechtes eben so wenig zusagen, wie das Verschwinden des Eisens aus der Reihe der zollpflichtigen Gegenstände einer gegenwärtig stark gedrückten Classe von Producenten.

Ebensowenig als die Reform des Tarifs halten wir die Erweiterung des Gebiets für eine Frage, die bei den Unterhandlungen über Modificationen der Verträge in den Vordergrund gestellt werden sollte. Zum Glücke ist kein

Digitized by Google

Anlaß zu Besorgnissen vorhanden, daß von dieser Seite her die schwere Arbeit der Neubildung des Handelsbundes von ihren nächsten und wichtigsten Aufgaben hinweg auf Abwege geleitet werden könne. Das Nothwendige und Nützliche in dieser Beziehung ist 1853 erreicht worden, weil Preußen sich entschlossen hatte, es für erreichbar zu halten, und weil ihm Hannover, Oldenburg und Schaumburg-Lippe die Hand dazu geboten hatten. Das Unzweckmäßige, der Eintritt Oestreichs, ist damals vermieden worden, obgleich Fürst Schwarzenberg es für erreichbar hielt und die Darmstädter ihm zu Diensten waren. Das eine ist geschehn, das andre unterblieben, weil die öffentliche Stimme sich gegen das Zerreißen des Bandes zwischen Süd und Nord erklärte, das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den unzweckmäßig handelnden Personen weckte und den Ausschlag gab. — Gegenwärtig liegen die Dinge etwas anders und weniger gefährlich. In Wien unterhandeln für den Zollverein Preußen, Bayern und Sachsen mit Oestreich über weitere Erleichterungen des Verkehrs auf Grund der Vereinbarung vom 19. Februar 1853. Den Eintritt Oestreichs in den Verband hat Preußen von der Tagesordnung gestrichen, und wir müssen gestehn, daß wir die schroffe Form, in welcher dies geschah, den Drohungen des Fürsten Schwarzenberg 1850 und 1851 gegenüber, die damals angewendete Höflichkeit dagegen der jetzigen Lage Oestreichs gegenüber für passender gehalten hätten. Für den Augenblick hat es keine Noth mit dem Beitritte Oestreichs; man ist dort nicht zudringlich, und die seit 1853 und seit dem Münzvertrage von 1857, welchen Oestreich brach, indem es die Einlösung seiner Banknoten einstellte, bevor sie recht angefangen hatte, so schlimm gewordnen Geld- und Creditverhältnisse an der Donau müßten selbst den verwegensten Darmstädter abhalten, seine Zollrevenüen für eine verlorne Sache in die Schanze zu schlagen. Dagegen wünschten wir sehr, daß aus den Unterhandlungen in Wien weitere Erleichterungen des gegenseitigen Verkehrs hervorgehn, daß namentlich die östreichischen Weine zu Gunsten der vereinsländischen Consumenten, welche die Rhein- und Moselweine sehr theuer bezahlen müssen, zollfrei eingelassen werden und für Oestreich ein weitres Tauschmittel gegen vereinsländische Fabricate, ein bessres als seine Banknoten, abgeben möchten. Für die Zukunft, wenn Oestreich auf einem oder dem andern Wege zu einer leidlichen Ordnung seiner Finanzen und seiner Valuta gelangt sein wird, denken wir uns eine innigere Verbindung zwischen dem Kaiserstaate und Deutschland, — Aufhebung der Zölle an den gegenseitigen Grenzen, keine Vertheilung der Revenüen (jeder Theil behalte, was an seinen Zollstätten erhoben wird), Zollämter nur noch wegen der Ausnahmen vom freien Verkehr, z. B. wegen des Tabaks, so lange das östreichische Staatsmonopol besteht, wegen etwaiger Uebergangsabgaben und wegen der statistischen Erhebungen; eine Commission aus Beamten des Zollvereins und Oestreichs,

Digitized by Google

um über Erhaltung eines gleichförmigen Tarifs, ohne welchen die Annäherung nicht ausführbar wäre, und über gemeinschaftliche Verträge mit auswärtigen Staaten, sowie über verwandte Gegenstände sich zu verständigen. Es ist jetzt und vermuthlich noch lange nicht an der Zeit, Vorschläge in dieser Richtung näher auszuführen; wir haben dieselben nur angedeutet, um zu zeigen, daß wir uns gegen Oestreich nicht abstoßend verhalten, sondern nur die nothwendige wirthschaftliche Einigung Deutschlands von ihm nicht ebenso verderben lassen möchten, wie es durch den Bundestag die politische Einigung bis jetzt behandeln läßt.

Ist von östreichischer Seite einstweilen kein überstürzender Einbruch in den Zollverein zu fürchten, so ist von andrer Seite für den Augenblick nicht viel zu hoffen. Außerhalb des Zollvereins stehn zur Zeit noch die deutschen Länder Limburg, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, sammt Lauenburg, und die nicht minder deutschen Städte Lübeck, Hamburg und Bremen. Alle, mit einer Ausnahme, mit dem Meere verbunden, die letztern Vermittler des überseeischen Handels, Träger der Betheiligung Deutschlands an dem Welthandel, und Hauptfactoren deutscher Seeschiffahrt. Es bedarf wol kaum einer Auseinandersetzung — sie würde zudem schmerzlich sein — daß und warum die Aufnahme von Limburg, Schleswig-Holstein und Lauenburg in das deutsche Handelsgebiet aussichtslos, eine Unterhandlung darüber mit den betreffenden Bundesregierungen im Haag und in Kopenhagen von Seiten Preußens für den Zollverein nicht einmal einzuleiten ist, so lange Deutschland auf seiner gegenwärtigen Stufe des Ansehns und der Macht in der europäischen Familie verharrt. Wird Deutschland stark, indem es gezwungen wird, seine Kräfte zu sammeln und zu gebrauchen, dann, aber auch nur dann, werden die schwächeren Nachbarn den Bund mit ihm auf dem politischen wie auf dem wirthschaftlichen Gebiete schätzen und nachsuchen. So lange aber Schleswig-Holstein und Lauenburg nebst Mecklenburg dem deutschen Handelsgebiete nicht angehören, können die Hansestädte Lübeck und Hamburg nicht beitreten, selbst wenn sie mehr als bisher sich dazu neigen sollten. In Mecklenburg scheint die Erkenntniß der Vortheile, welche die Beseitigung der nach dem alten Reichsfuße bestehenden, nicht Grenz-, sondern Orts- und sonstigen Zollplackereien, der freie Verkehr auf dem deutschen Markte, und der Antheil an dem Zollertrage des Vereins ihm bieten würden, mehr und mehr Boden zu gewinnen. Bei sorgfältiger Beachtung und gehöriger Unterstützung dieser Regungen dürfte Mecklenburg noch am ehesten veranlaßt werden, die Aufnahme in den Zollverein nachzusuchen, der alsdann den Hansestädten Lübeck und Hamburg einen Schritt näher treten würde. Bremen ist seit 1854 vom Vereinsgebiete umgeben, und hier machen sich gegen den Beitritt zum Zollvereine die hanseatischen Bedenken geltend, welche übrig bleiben, wenn das

Digitized by Google

Hinderniß räumlicher Trennung weggefallen ist. Diese Bedenken sind allerdings in hohem Grade beachtenswerth. Sie lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Hansestädte durch die freie Bewegung der Schiffe und ihrer Ladungen, durch ihre Verbindungen und Verträge mit überseeischen Plätzen und Ländern dem deutschen Handel bessere Dienste leisten, als wenn sie dem Zollverein angehörten, durch die Lasten und Förmlichkeiten der Zollbehandlung in der schnellen und unbeschränkten Disposition über Schiffe und Ladungen, in ihrem Verkehre und ihren Vertragsbeziehungen nach Außen beeinträchtigt würden. Es sei daher für beide Theile am besten, wenn sie in ihrem bisherigen freien und [freundschaftlichen Verhältnisse blieben. — Es läßt sich nicht verkennen, daß der Eintritt in den Zollverein den Hansestädten nicht angesonnen werden kann, wenn er die Seele ihres Handels und ihrer Rhederei, die ungehinderte Disposition über ihre Schiffe und über die Waaren vernichten oder verkümmern würde. Allein es ist eben die Voraussetzung, daß der Zollverein die Seeschiffahrt und den Seehandel durch seine Formen und Lasten hinsiechen machen würde, nicht richtig. Sind die Erleichterungen, welche Freihäfen, Niederlagsplätze für unverzollte Waaren u. dgl. gewähren, ungenügend, so wird es den Seestädten nicht schwer fallen, bessere Einrichtungen zu bedingen. Hinsichtlich der Verträge mit anderen seefahrenden oder küstenbewohnenden Mächten würde vor dem Anschlusse zu untersuchen sein, ob und in wie weit sie durch den Beitritt alterirt, oder auf den ganzen Verein übertragen werden können. Bei einigem guten Willen würden sich ohne Zweifel die Bedingungen ermitteln lassen, unter denen die Seestädte im Zollverein so gut wie bisher nach Außen zu handeln im Stande sein werden, während sie frei mit dem Hinterlande, aus welchem sie Güter beziehn und welchem sie Waaren zuführen, verkehren würden. Lästigere und kostspieligere Anordnungen braucht der Zollverein nicht, als sie andere Staaten dem Verkehr ihrer Häfen vorschreiben, welche bestehn und blühen, ohne sich dem Handels- wie dem politischen Körper, dem sie angehören, entziehn zu wollen. Ein Bedenken aber muß nothwendig aus dem Wege geräumt werden, wenn je von einem Anschluß der Hansestädte die Rede sein soll, das ist die mangelhafte Organisation des Vereins, welche jene Städte mehr als die Binnenländer fürchten lassen müßten, daß ihre wichtigen Interessen, wichtig nicht allein für sie, sondern für die Betheiligung Deutschlands an dem Welthandel, nicht die gehörige Beachtung finden würden in einer Generalconferenz aus Beamten von Binnenstaaten, welchen diese Verhältnisse mehr oder weniger unbekannt sind, oder bei Verhandlungen mit anderen Staaten durch eben solche Beamte. Dieses Bedenken, wie so viele bereits aufgezählte Hindernisse einer gedeihlichen Entwickelung, können allerdings nur gehoben werden, durch eine bessere Organisation des Zollvereins, welche wir daher

Digitized by Google

auch, nebst der entsprechenden Vervollständigung seiner Befugnisse auf alle wirthschaftlichen Verhältnisse, die einer einheitlichen Leitung bedürfen, als das Ziel aufgestellt haben, welches bei einer Erneuerung des Zollvereins erreicht werden muß. Hierher mögen ihre Thätigkeit die Regierungen wenden, welche aus Versehen den Bundestag mit Vorschlägen für Maß- und Gewichtseinheit angegangen haben; hier ist ein Feld für fruchtbare Thätigkeit der Stände- und Handelskammern, der Handwerkertage, der Land- und Forstwirthe, der Volkswirthe, selbst des Nationalvereins. Es gilt, Deutschland auf Grund und durch Fortbildung des bestehenden Handelsbundes zu einer volkswirthschaftlichen Einheit und Macht zu gestalten, welche bestimmt ist, ein Bundesstaat zu werden, oder, falls dies auf anderm Wege gelingen sollte, in demselben aufzugehen und ihm die Mittel für seine militärischen, diplomatischen und sonstigem Bedürfnisse zur Verfügung zu stellen. K. M.

Das Handwerk im Alterthume.*)

1.

Der Ausspruch des lakedämonischen Königs Kleomenes, daß Homer der Dichter der Spartaner sei, weil er Kriegsthaten besinge und lehre wie man kämpfen müsse, Hesiod hingegen der Dichter der Heloten, weil er von den häuslichen Verrichtungen singe und den Landbau lehre, dieser Ausspruch, der zunächst die streng dorische Gesinnung in ihrem ganzen Stolze und in ihrem ganzen Selbstvertrauen bezeichnet, kann mit geringen Einschränkungen auf das hellenische Alterthum überhaupt angewendet werden. Zur Theilnahme an der öffentlichen Gewalt sind zwar überall nur die Freien, die Bürger berechtigt; in Griechenland aber ging ihre Thätigkeit fast vollständig in dieser Theilnahme auf, und alle Versuche, welche einsichtsvolle Gesetzgeber oder Volksführer zuweilen machten, die Bürger für eine selbstthätige Wirksamkeit in den niedern Verrichtungen des täglichen Lebens zu gewinnen, scheiterten an dem hochstrebenden Sinne des griechischen Vollbürgers, welchen die ihm mehr oder minder klar, mitunter wol auch sehr unklar vorschwebende Idee der Kalokaga-

*) Für einen Theil der im Folgenden benutzten Notizen sind wir der Schrift von W. Drumann „die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom" verpflichtet.

Digitized by Google

thie so vollständig beherrschte, daß er sich aller und jeder banausen Thätigkeit enthalten zu müssen glaubte und nur durch die eiserne Nothwendigkeit, etwa durch den Hunger vermocht werden konnte, seine Vorstellungen von der höhern Berechtigung der hellenischen Race um ein Kleines herabzustimmen. Die Arbeit, das heißt die ganze Summe der mechanischen, nur auf Erwerb gerichteten Thätigkeit war theils in den Händen persönlich freier, aber politischer Rechte untheilhaftiger Schutzverwandter, zum bei weitem größten Theile jedoch wurde sie von Sklaven betrieben, welche entweder wie in Sparta die Heloten, in Thessalien die Penesten und ähnlich wol auch die Klaroten auf Kreta einen leibeignen, an die Scholle gebundenen Bauern- und Handwerkerstand bildeten, oder wie in Athen, Korinth und andern großen Handelsstädten ihrem Ursprunge nach aus der Fremde eingeführte Kaufsklaven waren.

Die bezeichneten Verhältnisse, wenn auch nach Zeit und Ort mannichfachen Schwankungen unterworfen, müssen wenigstens für das Jahrhundert von den Perserkriegen bis zum Schlusse des peloponnesischen Krieges, vielleicht sogar mit nur geringen Veränderungen bis zur Unterwerfung Griechenlands unter die makedonische Herrschaft herab als bestehend angesehn werden. In früherer Zeit scheinen sie mehrfach andre gewesen zu sein, und nachdem Alexanders Militärdespotie die äußerlich starren, aber innerlich morsch gewordenen Grundlagen des griechischen Staatslebens zerbrochen und dem Geiste hellenischer Cultur neue weite Bahnen eröffnet hatte, da sehen wir und können es ziemlich deutlich verfolgen, wie auch diese Verhältnisse der Regierenden zu den Regierten in den einzelnen Staaten sich wesentlich anders gestalteten, wie die banause Thätigkeit der rechtlosen Mehrheit dem auf die Staatsleitung gerichteten, also in gewissem Sinne idealen Wirken einer bevorzugten Minderheit gegenüber zwar nicht an Achtung — dazu gab es in Griechenland nach dem Zeitalter des Demosthenes überhaupt wol nur noch wenig Veranlassung —, aber doch an Berechtigung und an Boden gewann. Was nach der Schlacht bei Krannon vorläufig für Athen, nach den Niederlagen von Sellasia und Mantineia für Sparta eintrat, das ward nach der Erstürmung von Korinth durch die Römer endgiltig für ganz Griechenland durchgeführt: die Auflösung der alten Verfassungen schloß bisher Berechtigte von der Theilnahme an der Regierung aus und gestattete dagegen bis dahin politisch Rechtlosen einen Antheil an derselben, soweit natürlich als die neuen Machthaber es nicht für gut befanden, ihre hellenischen Unterthanen der Mühe des Regierens überhaupt zu entheben. Allein trotz dieser Lösung der alten Gegensätze, die ohnedem bei weitem nicht etwa als eine vollständige gedacht werden darf, und die das Verhältniß von Herren und Sklaven in der Hauptsache kaum ernstlich berührte, finden wir ebenso wenig wie dies vom Bauernstande gesagt werden kann, bis in die späteste Kaiserzeit irgend eine Spur

Digitized by Google

von der Entwicklung eines freien, geachteten, innerlich kräftigen Handwerkerstandes, der etwa ein gesundes Lebenselement hätte bieten können zu einer neuen, staatlichen Entwicklung, wie sich ein solches in dem Handwerkerstande der germanischen und romanischen Völker vorfand, als am Ausgange des Mittelalters das frühere Verhältniß von Herren und Knechten ferner unmöglich geworden war und der moderne Staat zu seiner Bildung eine Grundlage suchte, auf der er hoffen durfte sich zu erbauen mit der gegründeten Aussicht auf eine gedeihliche Entfaltung. Im Gegentheil ergibt sich aus den Berichten römischer und griechischer Schriftsteller, die freilich oft hart, kaum aber ungerecht urtheilen, das beklagenswerthe Resultat, daß selbst die tiefste Noth und Erniedrigung die Hellenen nicht vermochte, sich zu einer kräftigen, ehrenwerthen Arbeitsthätigkeit und zur Achtung vor der Arbeit zu entschließen: mit wenigen anzuerkennenden Ausnahmen scheint die griechische Nation zuletzt aus nicht eben hoch geschätzten Banausen, aus Faullenzern, Seiltänzern, Narren und aus einer ziemlichen Anzahl witziger Köpfe bestanden zu haben.

Gleichwol deuten viele Anzeichen darauf hin, daß die Bedingungen wie zur Entwicklung eines kräftigen, freien Bauernstandes, so auch zur Heranbildung eines innerlich und äußerlich starken, freien Handwerkerstandes von vornherein gegeben waren. Die alten Urkunden der Griechen sprechen durchaus mit Achtung von der Thätigkeit der Handwerker, welche zu der Zeit, als die homerischen Gesänge entstanden, bereits einen nicht unbedeutenden Grad von Kunstfertigkeit in ihren Gewerben erlangt haben mochten. Die Paläste des Alkinoos, Menelaos und Odysseus glänzen von Gold, Silber und Metall; der Schild des Achill und des Herakles, die silbernen Dreifüße und Badewannen, sowie die künstlich gearbeiteten Schnallen, welche auf große Vollkommenheit der Werkzeuge schließen lassen, bezeugen, daß die Bearbeitung der Metalle zu einer hohen Stufe der Ausbildung gediehen war. Nur scheint die Verwendung des Marmors zu Bauten und die Bereitung eiserner Waffen und Geräthschaften einer spätern Zeit anzugehören. Lieferte auch Sidon noch die schön gearbeiteten Becher und Mischkrüge und mäonische und karische Frauen gefärbtes Elfenbein, welches zum Schmucke der Pferdezäume diente, so verstanden doch auch die Griechen des Homer die Kunst des Vergoldens schon und waren nicht unerfahren in der Verwendung des Elfenbeins, das sie von Außen bezogen. Nicht mindere Fertigkeit müssen sie im Weben besessen haben, wenn auch die Phönikier aus Sidon ihnen, sowie den in der Bildung höher stehenden Trojanern die vortrefflichsten der gewirkten Prachtgewänder und Teppiche geliefert haben mögen. Die Weberei wurde übrigens, wie die meisten der andern Handwerke, stehend betrieben: im Sitzen zu weben lernten die Griechen erst später von den Aegyptern.

Digitized by Google

Fallen die Begriffe von Handwerk und Kunst bei Homer meist noch zusammen, so finden wir doch nirgends, daß die mechanische dem Erwerb gewidmete Thätigkeit nur auf Sklaven beschränkt gewesen wäre, deren Zahl im Verhältniß zu spätern Zeiten überhaupt als eine sehr geringe zu denken ist. Die Theten als freie Leute ohne Grundbesitz und Heerden und deshalb auf Lohnarbeit angewiesen, verrichten dieselben Dienste wie die Sklaven, werden jedoch ausdrücklich von diesen unterschieden, und selbst einem Freier der Penelope kann es nur im Uebermuthe beikommen, mit einer gewissen Geringschätzung auf einen um Lohn Dienenden herabzusehn. Weiß doch Eurymachos so gut wie die übrigen Freier den Werth der Arbeit zu schätzen, und erklären sie doch den Odysseus hauptsächlich deshalb für so verächtlich, weil er als Bettler und Hungerleider auftrete, der weder Geschick, noch Lust und Kräfte zur Arbeit habe und unter dem Volke umherschleiche, um seinen unersättlichen Bauch zu füllen. Entschiedene Freude an der Arbeit und Achtung vor derselben spricht Odysseus aus, wenn er in Erwiderung auf die frechen Bemerkungen des Eurymachos diesen zu einem Wettstreite der Arbeit herausfordert. Ja selbst das Ideal griechischen Heldenthums, Achill, bei dem wir gewiß keine Neigung voraussetzen dürfen, seiner Würde auch nur das Geringste zu vergeben, erklärt mit Bestimmtheit dem Odysseus, der das Loos des mächtigen Todten pries, daß er, natürlich als freier Thete, ja nicht etwa als Sklave, lieber einem armen Manne um Tagelohn dienen, als über all die Todten im Schattenreiche herrschen wolle. Erst der sophokleische Teukros glaubt in dem Streite mit Menelaos sich dagegen verwahren zu müssen, daß man ihm die Bogenschützenkunst als eine banause Fertigkeit anrechne. Die ältere Zeit kennt die Banausen als Feuer- oder Ofenarbeiter, als Stubensitzer in dem verächtlichen Sinne, in welchem man sich später dieses Ausdrucks bediente, durchaus nicht: dem Homer und Hesiod ist selbst das Wort unbekannt. Ihnen sind vielmehr die Demiourgen, die des Erwerbs wegen für das Volk, für die Mitbürger arbeiten, achtbare und gesuchte Leute. Der Zimmermann, der Schiffsbaumeister steht in gleicher Geltung wie der Seher, der Arzt, der Sänger oder wie der Gefährte der Edeln, der Herold. Den Tychios, welcher dem Ajax den siebenhäutigen Schild verfertigt hatte, schließt kein unliebsamer Ledergeruch von einer ehrenvollen Erwähnung in der Ilias aus, trotzdem, daß wir vermuthen möchten, er sei in häufigere und nähere Berührung mit dem Rohmaterial seines Handwerks gekommen als der Kleon des Aristophanes. Den gefallenen Patroklos entehrt es nicht, daß der Kampf um seinen Leichnam durch ein Bild veranschaulicht wird, das von der Gerberei entlehnt ist. Und wie das zahlreiche Geschlecht der Lederarbeiter vom Gerber und Kürschner herab bis zum Schuh- und Handschuhmacher volle Anerkennung findet, so werden auch die übrigen Handwerker von dem Altmeister der Dicht-

Digitized by Google

kunst in rühmender Weise genannt. Den Stellmacher oder Wagner, der mit funkelnder Axt die glatte Schwarzpappel fällt, um sie zum Radkranze für den prächtigen Wagen zu biegen, konnte der homerische Held nicht gering schätzen, und die Metallarbeiter, die Schmiede, die ihren Vertreter selbst im Olymp haben, namentlich die Waffenschmiede waren für ihn viel zu wichtige Persönlichkeiten, als daß er nur hätte daran denken können, sie zu mißachten. Aber auch der Goldschmied Laerkes, der mit Ambos, Hammer und Zange das Gold sinnreich zu verarbeiten weiß, und Ikmalios, der seines Hausgeräth liefert, seines Handwerks also ein Kunsttischler, sind würdige Meister ihres Gewerbes. In demselben Grade gelten die Töpfer, die Weber oder vielmehr Weberinnen und alle Demiourgen, welche Namen sie immer führen mögen, nicht nur als nützliche, sondern auch als ehrenwerthe Männer. Es ist rührend zu hören, mit welch' inniger Achtung vor der Arbeit die dürftige Lohnspinnerin als eine redliche Frau bezeichnet wird, weil sie in treuer Liebe zu ihren Kindern einen wenn auch nur kärglichen Gewinn erstrebt von dem Fleiße ihrer Hände. Hesiod sagt ausdrücklich, daß nicht die Arbeit, sondern die Unthätigkeit, der Müßiggang Schande bringe, ein Gedanke, der, wie wir sahen, der Anschauung der spartanischen Oligarchen etwa um das Jahr 500 nicht ganz entsprach.

Es würde leicht sein unsre Behauptung, daß die Grundlagen zur Entwicklung eines ehrenwerthen, freien Handwerkerstandes, nämlich die Achtung vor der Arbeit und der gute Wille zu arbeiten, sowie Geschick und Kräfte dazu in Griechenland von vornherein dagewesen seien, durch eine lange Reihe sprechender Beispiele zu stützen. Schwiegen wir auch von den heilkundigen und andern erfahrenen Männern, weil sie zwar dem alten Hellas ebenfalls nur als Demiourgen galten, für uns hingegen, die wir eine Darstellung des Handwerks im Alterthume beabsichtigen, außerhalb dieses Begriffs fallen, wie ihn die moderne Anschauung festgestellt hat; unterließen wir also von den Aeskulapsöhnen zu sprechen, von Machaon und Podaleirios, deren jeder einer ganzen Schaar andrer Männer gleichgeachtet wird, oder von dem Centauren Cheiron, dessen Erfahrungen sich auf Achill und Patroklos vererbten, oder von Autolykos und dessen Söhnen, die den Odysseus verbinden und pflegen, als er auf der Jagd von den Hauern eines Ebers getroffen ist, oder endlich von Apollon, der das Blut der Wunde und die Schmerzen zu stillen weiß, und von Päon, der im Olymp auf des Göttervaters Geheiß den verwundeten Ares heilt; thäten wir aller dieser und ähnlicher Beschäftigungen, die, sobald Erwerb damit verbunden war, dem spätern Griechen freilich auch als banause erschienen, gar keine Erwähnung, so würde doch die althellenische Welt Belege genug bieten zur Begründung unsrer Voraussetzungen. Wir brauchten uns nicht auf Dädalos und die Dädaliden zu berufen, die Schöpfer

Digitized by

bewundernswürdiger Werke, oder gar auf die idäischen Daktylen, die Telchinen in Rhodos oder auf die Korybanten der Großen Mutter: wir könnten einfach an Anchises erinnern, der die Rinder weidete, als ihn die süßlächelnde Göttin aufsuchte, um ihm ihre Gunst zu schenken, oder an Aeneas, an die Söhne des Priamos auf dem Ida, an die sieben Brüder der Andromache, die Achill bei den Heerden erschlug. Sie alle halfen den Knechten bei der Arbeit, obschon sie Fürstensöhne waren. Der fingirte Wahnsinn des schlauen Beherrschers von Ithaka ward von dem noch schlaueren Palamedes, der in der Geschichte der Erfindungen mehrfach genannt wird, bekanntlich bei einer banausen Beschäftigung entdeckt, und Odysseus ist es auch, der sich rühmte, daß er Holz spalten und zum Feuer zusammenlegen, Fleisch braten und zertheilen, sowie ähnliche Dienste geringer Leute verrichten könne. Sein Bett zimmerte er mit eigner Hand; im Schiffsbau war er gleich erfahren. Vortrefflich scheint sich auf den Gartenbau sein Vater Laertes verstanden zu haben. Paris betheiligte sich mit sachkundigen Gehilfen bei dem Baue seines Palastes; sein Bruder Lykaon schnitt Holz zum Wagen, und die Brüder der Nausikaa leisteten ihrer Schwester Dienste, die das spätre Alterthum und unsre Zeit nur von Stallknechten zu beanspruchen pflegt. Und wie die niedrigsten Verrichtungen die Männer nicht entehrten, so gab es noch weniger Anstoß, wenn Frauen sich selbst der geringsten weiblichen Beschäftigungen befleißigten. Die Phäakenfürstin und ihre sittige Tochter, welche recht wol gewußt zu haben scheint, wie in dem für manche Haushaltungen so bedeutenden und drückenden Wäscherlohne Ersparnisse anzubringen seien, Penelope ferner, Andromache und andre Frauen und Töchter der Edeln sind Muster wirthschaftlicher Häuslichkeit. Selbst Helena verdient insofern das Lob einer bedächtigen und fleißigen Hausfrau, als sie trotz der Unterbrechungen und mehr oder minder freiwilligen Reisen, wozu das Unstätte ihrer Neigungen sie veranlaßte, dennoch ganze Kasten mit den Werken ihrer emsigen Hand gefüllt hatte.

Allein es bedarf aller dieser Ausführungen wenig, wenn wir darauf hinweisen, daß der religiöse Glaube des griechischen Volks die Arbeit im eigentlichen Sinne des Wortes in den Himmel erhob und sie durch die Thätigkeit der Unsterblichen geheiligt werden ließ. Wir meinen nicht den Frohndienst, den Poseidon und Apollon dem betrügerischen Laomedon leisteten; wir denken nicht an die goldne Spindel der Artemis, an den Webebaum der Kalypso und Kirke oder an die mannichfachen Verrichtungen der Hebe; auch die dunkle Gestalt des Prometheus rufen wir nicht herbei: Athena Ergane vielmehr und Hephästos sind es, die wir hier im Auge haben.

Mögen auch gelehrte Mythologen die Erscheinung der ersteren noch so tiefsinnig deuten, dem gemeinen Manne in Athen und Sparta, in Elis, Thespiä und wo sie sonst noch verehrt wurde, war die Göttin in dieser Gestalt

Digitized by Google

das Ideal höherer und niedrer Kunstfertigkeit, in gewissem Sinne allerdings die Spinnerin Berta der deutschen Mythologie. Von ihr leitete schon die älteste Zeit die Weberei ab, und die Sage wußte von manchen Prachtgewändern zu erzählen, welche Athena entweder für sich selbst oder für andre Götter und Helden, namentlich für Herakles gewebt oder gestickt oder sonst sinnreich verziert hatte. Sie war die Vorsteherin derer, die künstliche Schmuckarbeit fertigten; aber auch die Zimmerleute und Schiffsbaumeister, die Wagenschmiede, Goldarbeiter, Töpfer sind von ihr belehrt. Und in später Zeit, als Griechenland längst entartet und auch in Rom das Gestirn des göttlichen Julus bereits verblichen war, als das Volk den Glauben an die Götter und die Achtung vor der Arbeit und vor sich selbst verloren hatte, da gefällt sich die Poesie darin, weitläufig auszuführen, wie auch der Walker, der Färber, der Schuhmacher, kurz wie Handwerk und Kunst sich ohne die blauäugige Pallas nicht zu rathen wüßten. In der Nähe des arkadischen Orchomenos war ein Tempel der Athena Mechanitis, und in den letzten Tagen des attischen Monats Pyanepsion, also in der ersten Hälfte des November, feierte man in Athen der göttlichen Lehrmeisterin und Beschützerin der Künste und Handwerke das Fest der Schmiede, die Chalkeen und Athenäen, über welche uns leider ausführlichere Angaben fehlen. Vor Alters mag es ein allgemeines Volksfest gewesen sein: nach Beendigung der Sommerarbeit in der freien Natur wollte man sich sammeln und den Segen der hehren Göttin herabflehen zum Beginn der Winterthätigkeit daheim. Während der rauhen aber kürzern Jahreszeit sollte durch häusliche Beschäftigung für den eignen Heerd und für das Wohl der Mitbürger dasselbe erreicht werden, was man in der mildern und längern Jahreshälfte durch Feldarbeit gewann: Familie und Staat sollten in allen ihren Bedürfnissen sicher gestellt werden. Darum betete man zu Athena. Das Fest war natürlich in späterer Zeit, entsprechend dem veränderten Volksgeiste der Griechen, von keiner großen Wichtigkeit mehr, und ward nur noch von den Handwerkern, besonders von den Schmieden, also, nach der Ansicht der großen Philosophen, von Wesen untergeordneter Art gefeiert. Ein Brauch blieb aber für alle Zeiten, der uns die ursprüngliche Bedeutung und den Zusammenhang dieses Festes mit dem Hauptfeste der Göttin ahnen läßt. An den Chalkeen ward nämlich die Arbeit an dem Prachtpeplos der Athena begonnen, an welchem auserwählte Frauen und Jungfrauen Athens fast neun Monate lang ihre besten Künste der Weberei und Stickerei zu üben pflegten, bis am Haupttage der großen Panathenäen die Darbringung jenes reichen, mit den kunstvollsten Bildern geschmückten Obergewandes erfolgte, von welcher der bekannte Cellafries am Parthenon eine lebendige Anschauung gewährte.

Aufs Engste mit Athena verbunden erscheint wenigstens im attischen Cultus

Digitized by Google

Hephäſtos, wie er denn auch an den Chalkeen, wo beim Zurücktreten des großen warmen Himmelslichtes der Bürger das Heerdfeuer aufſuchte, um dabei zu wirken und zu ſchaffen, gemeinſchaftlich mit dieſer ſeiner Freundin verehrt wurde. Er iſt recht eigentlich der Gott der Handwerker, das Urbild der Banauſen, nicht von reizender Geſtalt, ſondern gebrechlich und lahm, wie die Handwerker bei einer ſitzenden Lebensweiſe leicht in ihrer Entwicklung zurückbleiben können. Schon hier miſcht ſich ein komiſches Element dem Weſen des Götterſchmieds bei, wie es dem Charakter des Handwerkers von echter Art nicht fern liegt; und dieſes Komiſche ſteigert ſich in dem Verhältniß des Hephäſtos zum Dionyſos bis zur luſtigſten Ausgelaſſenheit, wozu bei unſerm Handwerker eine Analogie zu finden nicht ſchwer fallen dürfte. Die mannichfachen Werke des kunſtreichen Gottes, insbeſondre der glänzende Waffenſchmuck Achills, ſind allbekannt. Die Werkſtätte in dem Palaſte, welchen ſich der ſchnaufende, allezeit thätige und dienſtbereite Gott erbaut hat, enthält den ganzen Zubehör einer Schmiede, Blaſebalg, Ambos, Hammer und Zange. Der Ruß nöthigt ihn, ehe er Beſuche empfangen kann, Geſicht und Hände zu waſchen. Eine gewiſſe Unbeholfenheit und Derbheit, die bei ihm zuweilen hervortritt, ſchließt die Eigenſchaften der Gutmüthigkeit, Treuherzigkeit, Gefälligkeit nicht aus; mit kurzem Worte, er iſt eben ein göttlicher Handwerker.

Wenn alſo ein Gott ſchmiedete und Göttinnen webten, ſo mußte noch mehr für die Menſchen gelten, daß Arbeit nicht ſchände oder eine niedrige Beſchäftigung die Unfähigkeit, für die höhern Intereſſen des Lebens zu wirken, nothwendig bedinge. Dieſe Anſicht war früher in Hellas die herrſchende, und auch ſpäterhin verſuchte man noch zuweilen, ſie wenigſtens im Princip feſtzuhalten. Weiſe Männer erkannten, daß man durch Geſetze und Strafbeſtimmungen nicht beſſere, wenn nicht die Erziehung den Sinn für das Gute in den Seelen wecke und es zur Gewohnheit mache. Sie ſuchten daher die Bürger zur Thätigkeit anzuleiten, um ſie hierdurch vom Schlechten abzuhalten. Die drakoniſche Geſetzgebung beſtrafte den Müſſiggang mit dem Verluſte der bürgerlichen Rechte, und nachdem Solon durch die Laſtenabſchüttelung die niedern Volksclaſſen von dem Drucke der übermächtigen großen Grundbeſitzer befreit hatte, ſuchte er die ſo Befreiten zu nützlichen und lohnenden Beſchäftigungen zu veranlaſſen, durch welche ſie vor neuer Verſchuldung und Dienſtbarkeit, ſowie vor den Verirrungen und Laſtern bewahrt werden ſollten, denen eine müſſige, beſitzloſe und hungernde Menge nur zu leicht verfällt. Die Aufnahme Fremder unter die Schutzverwandten — wol nicht, wie Plutarch irrthümlicher Weiſe berichtet, unter die Bürger — wurde nur denen geſtattet, welche ein Handwerk verſtanden und ſich bleibend in Attika niederzulaſſen erklärten; das angeblich ägyptiſche Geſetz, daß jeder Landesangehörige nachweiſen ſollte, wovon er lebe, übertrug Solon auf die atheniſchen Bürger und ſetzte den Areopag zum

obersten Wächter dieser nützlichen Bestimmung. Jeder Athener hatte das Recht und die Pflicht, einen Müssiggänger vor diesem Gerichtshofe anzuklagen, ein Verfahren, in welchem freilich der Spartaner Herondas, der Zeuge desselben war, eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit erblickte, die man auf diese Weise zum Verbrechen mache. Zwei junge Männer, Menedemus und Asklepiades, wurden vor den Areopag citirt, um von den Mitteln zu ihrem Unterhalte Rechenschaft zu geben, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß sie ohne Vermögen waren und dennoch den ganzen Tag in den Hörsälen der Philosophen zubrachten. Als es sich zeigte, daß die Jünger der Weisheit, um ihren Wissensdurst befriedigen zu können, während der Nacht in einer Mühle zu arbeiten und allnächtlich zwei Drachmen (Obolen?) zu verdienen pflegten, entschied der Gerichtshof, daß einem Jeden zweihundert Drachmen verabreicht werden sollten. Tragen solche und ähnliche Erzählungen, die wir meist spätern Sammlern verdanken, auch den Charakter des Anekdotenhaften an sich, so zeugen sie doch zur Genüge von dem Geiste, der im ältern Griechenland herrschte in Bezug auf einen redlichen, wenn auch niedern Erwerb. Der große Gesetzgeber der Athener bestimmte sogar, daß, wenn ein Sohn durch die Schuld des Vaters nichts gelernt hatte, wovon er sich hätte ernähren können, er nicht verpflichtet war, im Alter für diesen zu sorgen. Kein Gewerbe sollte von der Rednerbühne ausschließen; einen Bürger wegen seiner Beschäftigung zu schmähen, zog Strafe nach sich. Aber vergebens kämpfte Solon gegen den neu aufstrebenden Geist: er konnte der Arbeit ebenso wenig Achtung verschaffen, wie nach ihm Peisistratos, welcher die Tagediebe vom Markte vertreiben ließ.

Fragen wir nun nach den Ursachen, welche der Entwicklung eines freien und geachteten Handwerkerstandes auf den früher bezeichneten, allerdings vorhandenen Grundlagen feindlich entgegenwirkten und dieselben zuletzt fast gänzlich zerstörten, so müssen wir bereits in der lykurgischen Gesetzgebung oder vielmehr hinter dieser in der dorischen Wanderung und deren Folgen die Anfänge einer Abneigung gegen die Arbeit und besonders gegen das Handwerk suchen. Nach der Unterwerfung von Lakonien und Messenien übte die Herrschaft über diese große Landstrecke, die den dritten Theil des Peloponnes einnimmt, eine Anzahl Vollbürger dorischen Ursprungs, die selbst in der Blütezeit Spartas nicht mehr als etwa 9000 Familien gebildet haben können. Die 30000 Periökenfamilien waren von der Theilnahme an der Staatsregierung ausgeschlossen: ihren politischen Pflichten entsprachen keine politischen Rechte. Die Heloten endlich, deren Zahl mindestens auf 175000, von den meisten Schriftstellern aber weit höher angegeben wird, genossen nicht einmal der persönlichen Freiheit und waren ihren Unterdrückern stets ein Gegenstand argwöhnischer Besorgniß. Dieser Umstand nöthigte die Spartaner von vornherein zum ausschließlichen Waffendienste und zu beständiger Kriegsbereitschaft, wodurch sie von selbst oder

Digitized by Google

an der Ausübung eines Handwerks behindert waren. Die anfängliche Nothwendigkeit ward bald zur Gewohnheit, welche Lykurg zum bindenden Gesetz erhob, und je weiter im Laufe der Zeit die Kluft, je untilgbarer der Haß ward zwischen Siegern und Besiegten, desto schroffer erhob sich der Spartiat in stolzem Selbstbewußtsein, mit um so tiefrer Verachtung blickte er herab auf die Arbeit, die eines freien Bürgers unwürdig sei. Die Bestellung der Aecker und die Betreibung der Handwerke war somit im Süden des Peloponnes durchaus auf die halbfreien Periöken und die unfreien Heloten beschränkt, und es ist nur zu verwundern, daß dieser Umstand sowie die Heranziehung der Ersteren zu Kriegsdiensten und die gelegentlichen Gewaltmaßregeln gegen Letztere, vor Allem der oft blutige Gensdarmendienst der Krypteia, einer gedeihlichen Entfaltung der Arbeitsthätigkeit nicht noch hinderlicher waren. Aehnliche Verhältnisse mögen in den meisten andern dorischen Staaten und in Kreta, sowie in dem von einer stolzen Adelsoligarchie beherrschten Thessalien stattgefunden haben. Korinth allein machte hiervon eine bemerkenswerthe Ausnahme: die Einträglichkeit der Gewerbe hatte dort frühzeitig auch eine höhere Schätzung derselben gelehrt, und der Mangel ausgedehnten Grundbesitzes wies von selbst auf die Pflege der Handwerke und auf kaufmännische Unternehmungen hin. In der korinthischen Kolonie Epidamnos hingegen gab es keine Handwerker außer den öffentlichen Sklaven.

Natürlich mußten diese tiefgreifenden Umwandlungen im Peloponnes sowie im Norden des eigentlichen Hellas einen wesentlichen Einfluß üben auch auf die Staaten nicht dorischer Bevölkerung. Der steten Kriegsbereitschaft der Spartaner gegenüber war man, um die politische Selbständigkeit wahren und sich früher oder später von der lakedämonischen Hegemonie emancipiren zu können, zu einer ähnlichen Wehrhaftmachung der gesammten freien Bürgerschaft genöthigt. In Böotien war ohnedies eine gewisse Herrschaft der später eingedrungenen Aeolier über die ältern Landeseinwohner, wenn auch nicht in so ausgeprägter Weise wie in Lakonien und Messenien, gegeben. Lokris und Phokis mögen zwar, wenigstens in früherer Zeit, weder das Verhältniß der Leibeigenschaft noch das der Sklaverei gekannt haben, doch waren diese Staaten zu klein und zu wenig befähigt zu einem großartigen Eingreifen in die culturgeschichtliche Entwicklung Gesammtgriechenlands, als daß die Ausnahme, die sie bildeten, von irgend welcher Bedeutung hätte sein können. Die wilden Aetolier vollends und die rauhen Akarnanen können hier ebenso wenig in Betracht kommen, als die Verhältnisse der Epiroten für uns Interesse haben. Wol aber sind die Zustände in Attika von hoher Wichtigkeit.

In diesem kleinen, von der Natur nicht eben reich gesegneten Lande von kaum 40 Quadratmeilen wurden Sklaven ohne Zweifel schon lange vor der solonischen Zeit, jedoch wol meist nur zu persönlicher Bedienung der Vorneh-

Digitized by Google

meren verwandt. Des Feldbaus und der Gewerbe, soweit von letzteren damals überhaupt die Rede sein kann, nahm sich die Phyle der Argadeis jedenfalls am eifrigsten an. Solon konnte der Vermehrung des Sklavenbestandes nicht günstig sein, da er im Gegentheil der durch den Druck des Adels in actuelle Sklaverei gerathenen ärmern Bürgerschaft durch die Seisachthie wieder zu ihrer Freiheit verholfen hatte und den Zweck verfolgte, fleißige, arbeitsame Bürger zu erziehen. Die vierte Schätzungsclasse seiner timokratischen Verfassung, die Theten, welche zwar das Stimmrecht in den allgemeinen Volksversammlungen besaßen und zum Beisitz in den großen Geschwornengerichten berufen werden konnten, aber von allen obrigkeitlichen Aemtern ausgeschlossen waren, werden sich also vorzugsweise der Gewerbsthätigkeit, die damals noch in Ehren stand, befleißigt haben. Daß die Tyrannis einer Erweiterung der Sklaverei als eines Instituts, das ihrem Wesen entgegengesetzt ist, nicht geneigt sein durfte, versteht sich von selbst. Eine massenhafte Einführung von Sklaven hat also nicht wol vor der kleisthenischen Verfassungsveränderung, wahrscheinlich aber erst während der Perserkriege und nach denselben stattgefunden. Athen hatte den Sieg bei Marathon fast allein gewonnen: seine ganze waffenfähige Mannschaft bewies eine Tüchtigkeit der Gesinnung, einen Muth zu edeln Entschlüssen und eine Kraft zu männlichen Thaten, wie die Geschichte nur selten davon berichtet hat. Und als die Gefahr zehn Jahre später abermals Griechenland bedrohte, unter die Botmäßigkeit orientalischer Barbarei und Despotie zu verfallen, und als die „Hellenenkinder kamen und das Vaterland befreiten und Weib und Kind und die Sitze der heimischen Götter und die Gräber der Ahnen" — da hatte Athen die meisten Kämpfer gestellt und auch die tapfersten waren Athener. Die Peloponnesier müssen sogar, wenn nicht der Muthlosigkeit, so doch der Selbstsucht bezüchtigt werden.

Athen war durch sein heldenmüthiges Einstehn für die Sache des gemeinsamen Vaterlandes in Wahrheit der erste Staat in Griechenland geworden und an die Spitze einer zahlreichen Bundesgenossenschaft getreten, die an Macht und Umfang größer war als die Bundesgenossenschaft der Peloponnesier. Wollte es sich in dieser Stellung behaupten, den Mißgünstigen begegnen, die Abgeneigten festhalten, so hatte es alle seine Kräfte anzustrengen und sich auf den Kampf vorzubereiten, der früher oder später mit Sparta geführt werden mußte um die Vorherrschaft in Griechenland. Der Ruhm des Sieges über die Perser gebührte nicht blos dem unverzagten Muthe und den klugen Rathschlüssen der Führer, er gebührte dem Volke, welches jenen Muth zu theilen und jene Rathschlüsse zu vollführen fähig war, und in dem Volke nicht blos den Höhergestellten und Begüterten, sondern in gleichem Maße den niedern und ärmern Bürgern, den Feldbauern und Handwerkern. Dies veran-

laßte den gerechten Aristides, die reine Demokratie zu vollenden, das heißt auch diejenigen Schranken aufzuheben, welche die unterste Schätzungsclasse der Theten von den Staatsämtern bisher ausgeschlossen hatten. Die Maßregel war gerecht, allein sie war, wenn wir nicht irren, der Anfang großen Unrechts und herben Verhängnisses für Athen und Hellas. Hätte Aristides ahnen können, welche Folgen sein Gesetz haben mußte, wir glauben, er würde minder gerecht gewesen sein.

Der unbemittelte Bürger konnte seine Thätigkeit nicht zugleich dem Staate und seinem Gewerbe widmen; überhaupt würde die geringe Zahl athenischer Vollbürger wol schwerlich vermocht haben, ihre Stellung den Spartanern gegenüber zu behaupten, wenn sie ihrem demokratischen Staatswesen nicht hätte eine Unterlage geben können, ähnlich derjenigen, worauf die aristokratische Großmacht des Peloponnes beruhte. Diese Grundlage ward ermöglicht durch die Einfuhr von Sklaven, hauptsächlich aus Lydien, Phrygien und den übrigen Provinzen Kleinasiens, sowie aus Thracien und den skythischen Gegenden. Auf den Sklavenmärkten in Chios, Delos und Byzanz wurden sie in großer Anzahl aufgekauft und von nun an allgemein zur Betreibung banauser Verrichtungen verwendet, deren sich die athenischen Bürger mehr und mehr entwöhnten und zu schämen anfingen.

Diese Verhältnisse mögen sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte, nachdem der Antrag des Aristides durchgegangen war, ausgebildet haben; bis zum Anfange des peloponnesischen Krieges, wo sich zuerst nachtheilige Folgen zeigten, waren sie vollständig entwickelt. Die Zahl der attischen Sklaven, die zur Zeit des Demetrius Phalereus 400000 betrug, wird sich um das Jahr 430 v. Chr. etwa auf 360000 belaufen haben, während die Zahl freier athenischer Bürger, die 120 Jahre später zu 21000 angegeben wird, damals nicht wohl 15 bis 16000 überstiegen haben kann. Das Verhältniß der freien zur Sklavenbevölkerung war also wie 1 zu 5. Außerdem lebten in Attika und zwar wol hauptsächlich zu Athen etwa 10000 Familien Schutzverwandter. Wir könnten geneigt sein, in diesen Angaben Zahlenfehler zu vermuthen, wenn sie nicht durch sichre Zeugnisse geschützt wären. Freilich klingt es fast unglaublich, wenn berichtet wird, in Korinth seien 460000, auf der kleinen Insel Aegina 470000, auf Chios eine noch größere Anzahl von Sklaven gewesen. In Athen gab es wol schwerlich irgend ein so armes Bürgerhaus, welches gar keine Sklaven besessen hätte; reiche Leute aber hatten bisweilen mehrere Hunderte. Nikias allein beschäftigte ihrer Tausend in den Bergwerken und die Bewohner von Elatea in Phokis beklagten sich, daß ihr Fürst Mnason, der Freund und Schüler des Aristoteles, tausend Handwerkssklaven unterhalte und dadurch eben so vielen armen Bürgern die Nahrung entziehe.

Wir haben ausführlich bei der Darstellung dieser Zustände verweilt, um

Digitized by Google

zu zeigen, welche Ursachen der Entwicklung eines freien Handwerkerstandes feindlich entgegentreten. Es gilt jetzt nachzuweisen, wie die aufkeimende Ansicht, daß eine banause Beschäftigung, besonders wenn sie Lohnerwerb bezwecke, des freien Bürgers unwürdig sei, im Laufe der Zeit weiter ausgebildet und geflissentlich groß gezogen wurde. In seltsamer Verblendung wetteiferten Staatsmänner und Philosophen mit einander in dem Bestreben, dem Athener das Handwerk zu verleiden, und die Komödie unterstützte sie darin nach Kräften.

Während früher die unbemittelten Bürger es vorgezogen haben werden, ihre eignen Geschäfte zu treiben, von denen ihr Unterhalt abhing, statt sich Amtsverrichtungen aufzubürden, für die sie nicht bezahlt wurden, so gestalteten sich seit Perikles diese Verhältnisse wesentlich anders. Dieser große Staatsmann suchte das demokratische Element zu verstärken und als ein Gegengewicht gegen die oft selbstsüchtigen und particularistischen Bestrebungen der Wohlhabenderen eine größre Betheiligung der unteren Classen an den Staatsgeschäften zu bewirken. Zu dem Zwecke führte er oder die Politiker seiner Partei für die Functionen im Rathe und in den Gerichten, sowie für den Besuch der Volksversammlungen eine regelmäßige Besoldung ein, welche anfangs zwar sehr mäßig war und für die Theilnahme an den Ekklesien und die richterliche Thätigkeit nicht mehr als einen Obol (etwas über einen Silbergroschen) betrug, von spätern Demagogen aber auf das Dreifache erhöht wurde. Natürlich fand der arme Bürger es bequemer, für eine mühelose und obendrein ehrenvolle Beschäftigung vom Staate seinen Triobolos zu erhalten als im Schweiße seines Angesichts durch banause Arbeit sein Brod zu verdienen. Dazu kamen die ebenfalls von Perikles eingeführten Theorikenspenden, welche aus der Staatskasse an das Volk verabreicht wurden, um diesen die Theilnahme an den Festspielen und den Besuch der Theater zu erleichtern. Daß durch den Ekklesiastensold und den Richterlohn die ärmern Bürger sich den Lastträgern gleichstellten, wie Aristophanes meinte, ließ man nicht gelten; dieser Erwerb ward eben nicht als Banausie angesehn. Arbeitscheu, Vergnügungssucht, Geldgier, Geschwätzigkeit waren die Folgen. Drei Obolen reichten bei der ursprünglichen Genügsamkeit des gemeinen athenischen Mannes und der wenigen Bedürfnisse, die er hatte, ziemlich aus sich und seine Familie zu erhalten; was daran fehlte, mußte der Sklave, falls nicht mehr als einer im Hause war, verdienen. Daß die Verhältnisse einmal minder günstig werden könnten, daran dachte man nicht; meinte man doch an der persischen Beute und an den Summen, die von den verbündeten oder unterthänigen Staaten in die Bundeskasse nach Athen flossen, einen Rückhalt zu haben, auf den sicherer Verlaß war.

Digitized by Google

Neue Literatur der deutschen Alterthumswissenschaft.

Seit die Brüder Grimm gelehrt haben, wie wichtig für Kenntniß früherer Culturzustände die deutschen Volkslieder, Sagen und Mährchen sind, ist eine stille Gemeinde von Sammlern unabläßig bemüht, diese Traditionen aus alter Zeit dem Munde des Volkes abzulauschen, bevor sie vollends verklingen. Wenn auch zuweilen ungeschickter Dilettantismus an diesen ehrenwerthen Bestrebungen hängt, so ist doch auch zu rühmen, daß nicht wenige ansehnliche Gelehrte in dieser Richtung rastlos thätig sind. Selbst dem gebildeten Dilettanten ist jetzt möglich geworden, Nützliches zu fördern, denn die richtigen Gesichtspunkte, nach denen Lieder, Märchen, Sagen und Volksgebräuche gesammelt werden müssen, sind allgemein bekannt. Es wird nicht mehr vorzugsweise der poetische Reiz gesucht, welcher zufällig solche Habe des Volks verklärt, sondern es ist der mythologische und historische Inhalt, welcher die Sammler anzieht. Und der große Zweck aller solcher Aufzeichnungen ist der: die Eigenthümlichkeit des deutschen Namens, Geist, Gemüth, bis in eine entfernte Zeit zu erspähen, in welcher die geschichtlichen Nachrichten aufhören.

Durch diese und verwandte Quellensammlungen ist uns eine ganz neue Kenntniß der ältesten Zeit aufgegangen; nach mancher Seite hin bereits so reich und sicher, daß uns jetzt schon möglich ist, die Berichte des Cäsar und Tacitus kritisch zu begutachten, Einseitigkeiten und Mängel ihrer Auffassung zu verstehn.

Denn das Bild, welches die großen römischen Staatsmänner von den Zuständen des deutschen Volkes geben, — im Ganzen doch selbst bei Tacitus kurze Notizen — bedurfte dringend der Ergänzung und weiteren Ausführung. Wol waren sie befähigt, die kriegerische Wucht, den sittlichen Kern und die dauerhafte Tüchtigkeit der deutschen Natur zu würdigen, aber die Culturzustände, die realen Grundlagen des deutschen Lebens, die älteste Production und die sociale Ordnung der gefährlichen Völker sind von dem überfeinerten Italiener ebenso unterschätzt worden, als Klima und Vegetation des Landes. Lange hat man nach ihren Berichten die Germanen für wilde Kriegerstämme gehalten, die erst im Uebergange vom Nomadenleben zu einer losen Seßhaftigkeit waren, und es fiel selten einem Geschichtschreiber ein, zu fragen, wie es möglich war, daß solche Horden den disciplinirten Heeren der größten Erdenmacht durch Jahrhunderte siegreichen Widerstand leisten konnten. Wenn Cherusker, Katten, Brukterer und andere Völker von sehr geringer geographischer Ausbreitung römische Legionen schlagen konnten, so lag der Schluß doch nahe,

Digitized by Google

daß solche Stämme, welche mit ihren Bundesgenossen zwanzigtausend, dreißigtausend Krieger in's Feld stellen konnten, eine Menschenmasse enthalten mußten, welche oft über die Hunderttausende hinausging, und nicht weniger nahe lag der zweite Schluß, daß solche Menschenmenge auf scharfbegrenztem Raume von kriegerischen Nachbarn umgeben, doch nur existiren konnte unter allen Bedingungen einer, wenn auch einfachen, aber regelmäßigen und tüchtigen Production der Lebensmittel und realen Bedürfnisse. Jetzt wissen wir, daß nicht wenige deutsche Stämme schon zur Römerzeit in Verhältnissen lebten, welche auf dem Lande bis in das späte Mittelalter bestanden haben, hier in einzelnen Gehöften, dort in geschlossenen Dörfern, mit sorgfältig abgesteckten Grenzen, in verschiedenartiger, aber sehr fester Eintheilung der Gemeindeflur, in Höfen und Häusern, deren Beschaffenheit sich in manchen Gegenden bis auf die neue Zeit wenig geändert hat. Wahrscheinlich hat wenig später, als Tacitus schrieb, der Marschbewohner an der Nordsee den ersten Damm gegen die brandende See gezogen, schon stand sein Wohnsitz auf den Wurden, den kleinen Erdhügeln, welche ihn bei tobender Fluth über dem Wasser erhielten, schon breitete das altsächsische Haus sein weites Dach über die Diele mit dem Herde, die kleinen Schlafzellen und die Viehställe. Große Heerden von Borstenvieh lagen im Schatten der Eichen- und Buchenwälder, Pferde und Rinder, beide kleine Landrace, grasten auf dem Dorfanger, langlockige Schafe an den trocknen Berglehnen; schon wurden mit dem Flaum der großen Gänseheerden weiche Polster und Pfühle gestopft; die Frauen webten auf einfachem Stuhle das Linnengewand, und vielbetretene Handelswege durchzogen das Gebiet von Rhein und Weichsel nach allen Richtungen. Der fremde Händler, welcher den Luxus und schwere Geldstücke der Römer in seinem Karren vor das Haus des Landmannes fuhr, war sicher, von dem Wirth und der Hausfrau Pelzwerk des Waldes, hochgeschätzten Gänseflaum, blondes Haar der Sklaven, Schinken und Würste aus dem Rauchfange einzutauschen, zuweilen auch eigenthümliches Gewebe der Landschaft, sogar Toilettengegenstände, z. B. eine feine Pomade zum Haarfärben. Es ist wahr, der kriegerische Hausherr hielt seine Waffen in höherer Ehre, als den Pflug, aber wenn er nicht selbst das Feld baute, so ging er nicht deshalb müßig, weil der Feldbau überhaupt unbedeutend war, sondern weil der Stand der Freien bereits einen unholden Aristokratismus entwickelt hatte; denn er hielt sehr darauf, daß ihm seine Knechte den Grund bauten und die Unfreien von ihrem Ertrage Garben und Viehhäupter abgaben. Er aber, der freie Krieger, war ein privilegirter Mann nicht nur einer Gemeinde, auch in dem einfachen Staat, zu welchem er gehörte. Denn nicht in Gemeinden mit lockerm Zusammenhang lebten die Landwirthe des alten Deutschlands, eine alte Landverfassung schloß sie zum Volk zusammen, eng verbunden mit religiösen Erinnerungen und dem öffent-

ed by Google

lichen Gottesdienst des einfachen Staates. Auch die Völker lagerten nicht nebeneinander wie Nomaden, auch ihre Grenzen waren fest abgesteckt, durch heilige Umzüge der Götterwagen geweiht. In bestimmten Formen fand auch der Einzelne des Nachbarvolkes Schutz und Sicherheit für seinen Privatverkehr und über den unvermeidlichen Kriegen und Fehden der einzelnen Völker zogen sich doch von einem zum andern zahlreiche Bande, welche versöhnten und zusammenhielten: gemeinsame Opfer, zahlreiche Blutsverwandtschaften und Ehebündnisse, und über Allem das Gefühl des gemeinsamen Ursprungs, dieselbe Sprache und die religiöse Weihe, mit welcher diese Erinnerungen an alte Gemeinsamkeit umgeben waren. Wenn der Germane des Tacitus uns wie ein grimmiger Krieger erscheint, der im Wolfsfell mit Speer und Holzschild über das Waldverhau späht, welches sein Dorf gegen einen Ueberfall der Feinde schützen soll, so wird derselbe Deutsche in den Untersuchungen der neusten Wissenschaft zum Hausherrn und Landwirth. Behaglich schaut er uns in den schönen großen Braukessel, welchen sein Nachbar, der kunstfertige Schmied, geschmiedet hat, oder steht im gefärbten Linnenkittel vor dem hochbeladenen Erntewagen, auf welchen seine Knechte die letzte Roggenmandel werfen und die Töchter mit frommem Spruche den Erntekranz befestigen. Es ist wahrscheinlich, daß ihm das feine Mehl des Weizen unheimisch war, seine Brodfrucht galt den Römern des Vespasian noch für ein unholdes Gewächs, welches dem Genießenden Leibgrimmen verursache, aber um das Jahr 300 n. Chr. wurde das Getreide des deutschen Schwarzbrods schon im kaiserlichen Decret als dritte Handelsfrucht an den Getreidebörsen Griechenlands angeschlagen. Noch entbehrte der Germane zur Zeit der Flavier die feinen Obstsorten des Südens, und die immer blühenden Rosen Italiens blieben ihm noch lange unbekannt, aber schon waren die Kirschen am Rheinstrome zu Rom hochberühmt, und die wandernden Händler wußten zu erzählen, daß ihnen die Deutschen Rettige gewiesen hätten so groß wie kleine Kinderköpfe und Honigwaben von acht Fuß Länge, diese allerdings von wildem Honig.

Und wie neben der deutschen Sprachforschung auch die Untersuchung über die Gaue und die uralte Eintheilung der Dorffluren geholfen hat, von der Production der Ahnen ein neues Bild zu geben, eben so sehr hat das Suchen in Sagen, Märchen und altem Aberglauben ergänzt und berichtigt, was die Römer von der Religion der Deutschen zu berichten wußten. Wenig war mit der kleinen Anzahl von Götternamen und Heiligthümern anzufangen, welche Tacitus überliefert, bevor der Vergleich mit den Traditionen der Skandinavier und Isländer und das Aufspüren der altheidnischen Ueberlieferungen, welche bis heute im Volke erhalten sind, eine Fülle von Göttergestalten und eine sehr originelle Auffassung des lebendigen Schaffens in der Natur offenbarte. Fremd und unverständlich war uns der Germane, welcher nach dem

Digitized by

Bericht des Römers in Mercur den höchsten Gott anbetete. Auch die Nachricht, daß dieser Gott bei den Deutschen Wuotan heiße, hatte nur deshalb Werth, weil sie die innere Einheit der deutschen Götterwelt mit den Asengöttern der isländischen Edda beweisen half. Lebendig wurde uns diese Gestalt des höchsten deutschen Gottes erst, als wir den wilden Jäger unserer Sagen und den schlafenden Kaiser des Kiffhäusers mit der deutschen Urzeit in Verbindung gebracht hatten. Jetzt wissen wir, wie reich und emsig die Geister um den Herd, Hof, Acker, Fluß und Wald eines frommen Cheruskers schwebten. Auch nach dieser Richtung hat sich uns der alte Sueve oder Hermundure in seinen schwäbischen und thüringischen Hausherrn verwandelt, der in der Dämmerung mißtrauisch nach seinem Dachbalken sieht, auf welchem der kleine Hausgeist zu sitzen liebt, und der beim Sturmesbrausen sorglich die Fenster schließt, damit nicht ein geisterhafter Pferdekopf aus dem Gefolge des wilden Gottes, der durch die Lüfte braust, in seinen Saal hereinschaue.

Ja selbst auf das Herzlichste und Seelenvollste, was der Deutsche in jenen Jahrhunderten schuf, auf seine Lieder, die damals noch keine sorgliche Hand dem Pergament überlieferte, vermögen wir einige Schlüsse zu machen. Nicht ganz unbekannt ist uns die älteste Art zu dichten, der eingeborne epische Vers mit seiner Alliteration, und noch jetzt klingt aus einigen erhaltenen Volksliedern und Sprüchen die uralte Methode des witzigen Wettkampfs und eine Räthselweisheit, durch welche am Herdfeuer des sächsischen Häuptlings ein wandernder Sänger die Hörer entzückte.

Nach der Völkerwanderung begannen langsam und schwerfällig schriftliche Aufzeichnungen in Deutschland selbst. Sie kamen mit derselben unwiderstehlichen Macht, welche Vieles in dem Gemüthsleben des deutschen Volkes änderte, mit dem Christenthum. Aber wie energisch die neue Religion den Geist in neue Bahnen lenkte, und wie furchtbar das Völkergetümmel jener Periode der Wanderung vernichtete, beide Wandlungen der Deutschen sind nicht so groß, daß sie alles Alte in Trümmer warfen. Die Völkerwanderung selbst denkt man sich noch zu sehr als einen chaotischen Zerstörungsproceß, der früher Lebendiges vollständig beseitigte. Schon eine flüchtige Betrachtung auf ihren Verlauf vermöchte das zu widerlegen. Es ist wahr, sie hat mehrere der mächtigsten deutschen Völker, welche im Osten Deutschlands und darüber hinaus saßen, weit aus der Heimat fortgetrieben, und die entvölkerten Wohnsitze haben sich mit nachrückenden Slaven gefüllt. Die Bayern sind aus Böhmen zur Donau, die Sueven und Allemannen südwärts in ihre jetzigen Sitze gezogen. Alte Völkernamen sind geschwunden, und neue breiten sich siegreich bis weit über den Rhein. Aber ungefähr die Hälfte des Deutschlands, welches den Römern bekannt war, das weite Gebiet von der Nordsee bis zum Thüringer Walde und der Rhön, von der Saale bis nahe an den Rhein

Digitized by Google

behielt im Ganzen seine alten Bewohner. Denn Thüringer, Katten, wie die meisten Stämme der Niedersachsen kamen nur zu partiellem Schwärmen; sie wurden wahrscheinlich stark decimirt in Durchmärschen fremder Völker und in Auszügen der Stammgenossen, sie wurden auch, z. B. die Thüringer, vielfach durchsetzt von fremden Haufen, welche sich unter ihnen niederließen; aber ein Kern der alten Seßhaften erhielt sich doch in allem Wogen und bewahrte treu altheimische Ueberlieferungen, Spracheigenthümlichkeiten, Sitte, Recht.

So vermögen wir von der Gegenwart aus in einer wenig unterbrochnen Continuität zurückzublicken bis in die entfernteste Vergangenheit unserer Nation, und wir verdanken solches reiche Wissen vorzugsweise den Disciplinen, welche neben und mit der deutschen Sprachwissenschaft seit dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts heraufgewachsen sind. Von solchem Standpunkte aus würdigen wir auch die neuen Werke, welche zur Besprechung vorliegen.

Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen, herausgegeben von Adalbert Kuhn. Leipzig 1859. F. A. Brockhaus. 2 Theile.

Unter den Sammlern der Volksüberlieferungen nimmt Kuhn vielleicht die erste Stelle ein. Groß ist seine Ausdauer — er sammelt für deutsche Mythologie seit länger als 20 Jahren, zumeist auf Territorien des niedersächsischen Stammes — musterhaft ist seine Genauigkeit und die Zuverlässigkeit des Mitgetheilten; und ungewöhnlich groß ist seine wissenschaftliche Tüchtigkeit. Denn er ist einer der wenigen Gelehrten, dem Sprache und Literatur des alten Indiens nicht weniger vertraut sind, als die der deutschen Vorzeit. Wenn er sorgfältig die Städte verzeichnet, in welchen nach dem Volksglauben einst unsre alten kleinen Zwerge gehaust haben, und wenn er unermüdlich von märkischen Bauerfrauen zu erforschen sucht, wo Frau Harke — die mütterliche Göttin mehrer sächsischen Stämme und der Thüringer — ihr Borstenvieh aus der Unterwelt herausgetrieben habe, so gewinnt diese Aufzeichnung des Details deshalb bei ihm besondere Bedeutung, weil er zugleich mit unübertrefflicher Kühnheit, ja oft mit großem Blick diese zertrümmerten Ueberreste im deutschen Volksgemüth in ihrem Zusammenhange mit den verwandten Vorstellungen der Vedas darzustellen, versteht. Sein großes Werk: die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes hat der mythologischen Forschung ein neues Gebiet erobert, man kann nicht mehr über Entstehung und Umbildung der Völkermythen schreiben, ohne dasselbe zu dem eigenen Wissen gehalten zu haben. Denn jetzt ist für einen Kreis der ältesten mythischen Vorstellungen bei Griechen, Germanen, Sclaven der innere Zusammenhang und ihre allmälige Entwicklung aus den ältesten asiatischen Vorstellungen nachgewiesen, ja die Grundzüge des ge-

Digitized by Google

sammten Gottesglaubens, welchen die Völker Europas aus ihrer Urheimat im Osten mitbrachten, sind aus der tiefen Dämmerung vergangener Jahrtausende, wenigstens in der Hauptsache, zu erkennen. Was Kreuzer in seiner Mythologie und Symbolik trotz einer bewunderungswürdigen Divinationsgabe noch oft willkürlich und ohne wissenschaftliche Berechtigung combinirte, dieselbe Arbeit wird jetzt mit ungleich reicherem Wissen an einer Fülle von Detail gewagt. Die Forschungen Kuhns sind bereits der Mittelpunkt geworden, von welchem ähnliche Arbeiten befreundeter Forscher ausgehn, und es ist vorauszusehn, daß Umfang und Bedeutung dieser Arbeiten im nächsten Jahrzehnt noch beträchtlich zunehmen. Nun ist allerdings in dieser Richtung Einiges, was den Deutschen mit besonderem Stolz erfüllen kann, denn nur bei uns ist so großartige Auffassung der historischen Processe des Menschengeschlechts möglich. Aber auch zur Vorsicht möchten wir mahnen. Nichts ist schwerer in seinem geschichtlichen Verlauf zu erfassen, als die mythischen Anschauungen und Vorstellungen der Völker. Denn hier ist ein unaufhörliches Umbilden und Neuschaffen zu erklären, ein geheimnißvolles Zerfließen und Zusammenballen luftiger Phantasiegebilde, viele Processe des Geistes und Gemüths, welche uns niemals ganz durchsichtig werden können. Und wie wenig von der unendlichen Masse des alten Mythenstoffes ist uns erhalten, und in wie entstelltem Zustande ist das Meiste der einheimischen Ueberlieferungen. So hat auch der größte Scharfsinn, das reichste Wissen sich davor zu hüten, daß es nicht zu schnell combinire, oder einem blendenden Lichtstrahl zu eilig folge. Vergleichende Mythologie ist für junge Gelehrte ein gewagtes Studium, und Jedem, der damit umgeht, ist dringend zu wünschen daß er wenigstens durch das reiche und sichere Wissen gekräftigt sei, welches Adalbert Kuhn auszeichnet. — Die vorliegenden Sagen, Gebräuche und Märchen sind in derselben Weise geordnet, welche die früheren Arbeiten des Verfassers werthvoll gemacht haben. Die reichen Citate, die fleißige Anführung verwandter Traditionen, viele schöne Untersuchungen, welche bescheiden angehängt sind, machen das Werk zu einem unentbehrlichen Hilfsbuch für alle weiteren Sammlungen.

Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker von Wilhelm Mannhardt. Erster Theil. Die Götter. Berlin 1860. Heinrich Schindler. Mit zahlreichen Holzschnitten.

Eine ehrenwerthe und tüchtige Arbeit, welche nur an dem Umstand leidet, daß sie als populäres Werk dem Leser zuviel Ernst zumuthet, als wissenschaftliche Arbeit Einzelnes zu kurz behandelt, an manchen Stellen zu wenig begründet. Wer sich aber bei einigen Vorkenntnissen einen guten Ueberblick darüber erwerben will, was bis jetzt von altdeutscher Mythologie gefunden ist, dem darf man das Buch angelegentlich empfehlen. Eine längere Einleitung behandelt das Wesen der Mythen und die Gesetze ihrer Entwicklung, dann folgt eine

Digitized by Google

kurze Geschichte der germanischen Mythologie, der Glaube der Veda's und die Erinnerungen an jene Urzeit, welche in den deutschen Mythen enthalten sind; die Auswanderung der Germanen nach Europa und die ältesten Bildungen des einheimischen Götterglaubens. Endlich die Darstellung der einzelnen Mythen nach den erhaltenen Ueberlieferungen und der Nachweis ihres innern Zusammenhangs, jedem Mythenkreise sind die entsprechenden Vorstellungen des germanischen Nordens als Ergänzung und Gegensatz zugefügt. Mit Recht hebt Mannhardt als Gegensatz zwischen germanischer und nordischer Mythologie hervor, daß die nordischen Eddalieder uns vorzugsweise die Mythenbildungen überliefern, wie sie im Kreise der Krieger, Priester und Sänger lebendig waren, während die zahllosen kleinen Reste, welche in Deutschland erhalten sind, zumeist aus dem Glauben der untern Volkskreise stammen. Vieles wurde durch seine Unscheinbarkeit bis zur Gegenwart vor dem Untergange bewahrt, noch Mehreres ist in den letzten Jahrhunderten verloren worden. Denn bis zur Reformation waren die Erinnerungen und Bräuche aus dem deutschen Heidenthum noch unvergleichlich mächtiger als jetzt; es ist nichts interessanter, als in der Persönlichkeit des großen Reformators selbst diesen Erinnerungen nachzugehn. In diesem Repräsentanten des deutschen Volksgemüths steckt hinter dem frommen Mönch und bibelfesten Schriftgelehrten noch viel volksmäßiger Heidenglaube, in seinen Vorstellungen vom Teufel, vom Weltende mischt sich Biblisch-christliches seltsam mit uralten heidnischen Anschauungen, und die letztern kommen um so reichlicher zu Tage, je unbefangener und behaglicher er sich gehn läßt, am meisten in seinen Tischreden. Es lohnt sehr, das mit Liebe und genügendem Wissen zusammenzustellen.

Der Aberglaube des Mittelalters von Dr. Heinrich Bruno Schindler. Breslau 1858. W. G. Korn.

Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart von Dr. Adolf Wuttke. Hamburg 1860. Agentur des Rauhen Hauses.

Das erstere Buch ist das Resultat fleißiger Lectüre eines Dilettanten, es enthält eine Fülle schätzenswerther Lesefrüchte, nicht übermäßig geordnet, zuweilen durch feine Betrachtungen verbunden. Die wissenschaftliche Benutzung des Buches wird dadurch beeinträchtigt, daß der Verfasser selten die Quelle angibt, aus welcher er die einzelnen Mittheilungen genommen hat, und daß er mit der deutschen Alterthumswissenschaft nicht sattsam vertraut ist. Das zweite Werk wurde durch den Centralausschuß für innere Missionen veranlaßt, welcher von seinen Gesinnungsgenossen durch ganz Deutschland Mittheilungen über den heidnischen Aberglauben in unserm Volksleben einzog. Leider ist der Herausgeber ein gläubiger Theologe und deshalb die wissenschaftliche Unbefangenheit nicht vorhanden. Es ist für einen Ehrenmann unbequem, über unsern alten Volksteufel zu referiren, wenn der Schreiber selbst nicht ganz frei

Digitized by Google

ein der Besorgniß ist, daß ihm der alte Christenteufel über die Schulter auf das Papier schauen könnte. Ein gutes Register erleichtert den Gebrauch des Buches. Wer jetzt nach so mancher Sammlung von Volksaberglauben eine wissenschaftliche Verarbeitung des massenhaften Materials unternähme, der würde die Aufgabe haben, dasselbe zunächst nach den mythologischen Vorstellungen zu ordnen, welche dem Volksbrauch zu Grunde liegen, und die weit schwierigere Aufgabe, den ursprünglichen Sinn des sinnlosen Brauchs nachzuweisen, so weit unser Wissen reicht. Bei manchem Aberglauben ist es freilich unmöglich, auch nur nachzuweisen, in welcher Nation und unter welchen Culturverhältnissen er zuerst entsprang. Einige Traditionen sind so uralt, daß sie vielleicht das älteste sind, was die Menschheit an geistiger Habe besitzt, anderes hat sich in irgend einer Vorzeit aus einem Volk in das andere gewälzt, fast jedes Culturvolk hat als letzten Niederschlag seines Erdenlebens seinen Aberglauben den nachfolgenden Völkern zurückgelassen, Einzelnes scheint von Babyloniern, Phöniziern, Aegyptern, Griechen, Römern und Germanen mit einer gewissen Naturnothwendigkeit übereinstimmend erfunden. Aus jedem Gebiet menschlicher Interessen ist unser Aberglaube hervorgegangen, überall, wo der Mensch zu scheuen und zu ehren hatte, wuchs er herauf, aus altem Recht, alter Heilkunst, kindlicher Naturbetrachtung, aus der gemeinsamen Quelle von alle dem, aus der Scheu und Sorge um das Göttliche. Noch hat die Wissenschaft an das große Chaos des Stoffes nicht so kräftig die bildende Hand gelegt, als zu wünschen wäre.

Isländische Volkssagen der Gegenwart von Dr. Konrad Maurer. Leipzig 1860. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Eine hochwillkommene Arbeit und des besten Dankes werth. Der Herausgeber hat selbst nach dem Munde der Isländer, mehreres nach ihren schriftlichen Aufzeichnungen gesammelt mit vollem Verständniß für die Wichtigkeit der isländischen Sagen. Die mythologischen und sagenhaften Erinnerungen der Isländer sind aus mehreren Gründen vorzugsweise lehrreich. Erstens war anzunehmen, daß sich in der Heimath der Eddalieder noch vieles Wichtige des Götterglaubens wie der Heldensage erhalten habe. Diese Hoffnung ist nur zum Theil erfüllt. Die alten Göttergestalten sind fast mehr verdämmert, als in Deutschland selbst, auch die spätern Umbildungen der Heldensage geben wenig neuen Aufschluß. Ferner aber war eine Aufklärung wünschenswerth über das Verhältniß des skandinavischen Götterglaubens zu dem der deutschen Stämme. Zwar wußte man, daß die Grundgestalten hier wie dort dieselben sind, daß zahlreiche Einzelnheiten in beiden Gebieten der germanischen Mythologie einander vollständig entsprechen, aber es war noch ein sehr großer Unterschied zwischen der Götterwelt, welche sich um den nordischen Odin gruppirte und zwischen den weniger erhabenen, aber behaglicheren Gebilden der deutschen

Digitized by Google

Erdgöttinnen, der Elbe, Riesen und Zwerge, so daß wol ein Zweifel erlaubt war, ob der Unterschied nur in der Farbe läge und in dem Zufall, welcher hier Anderes als dort mit einiger Reichlichkeit erhalten habe. Die Sammlung Maurers macht deutlich, daß im Norden das Kleinleben der alten Götterwelt kaum weniger reich und behaglich entwickelt ist, als in Deutschland, und daß die Erinnerungen an die kleinen Geister des Hauses und Lebens in allen Hauptsachen den deutschen entsprechen. Natürlich hat die rauhe Natur, die isolirte Lage, Schrecken und Gefahr des Nordens zu der gemeinsamen Habe auch Neues gefügt. Auch dies abzulösen, ist von hohem Interesse, und ebenso sehr die Betrachtung, wie durch die Verbindung mit dem germanischen Süden auch späterer Sagestoff aus dem Innern Deutschlands, den Ufern der Nord- und Ostsee fortdauernd dort angenommen und verarbeitet wurde. Zuletzt erhält vieles, was wir in Deutschland vermutheten, durch die isländische Ueberlieferung vollkommene Bestätigung. Viele Reihen von Vorstellungen, welche in Deutschland ganz in Trümmern liegen, sind dort in alterthümlicher reicher Entwicklung erhalten, vor Allem der Gespensterglaube — es ist bereits anderswo hervorgehoben, daß die Sage von Bürgers Lenore hier in alter Form erhalten sei. Zu den Eigenthümlichkeiten des Eislandes gehören die Sagen von Geächteten oder Ausgestoßenen, welche im wüsten, unbewohnten Innern der Insel an unzugänglichen Orten wohnen sollen als ein riesenstarkes, zauberkundiges Geschlecht, aus welchem noch jetzt zuweilen Einzelne den Wohnungen der Menschen nahen, unheimliche Gestalten, halb Räuber, halb Dämonen. An dem Werke ist die gute Anordnung und Verarbeitung des Stoffes besonders zu rühmen.

Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm. Schlußlieferung des zweiten Bandes, dritte und vierte Lieferung des dritten Bandes. 1859, 1860. Den Buchstaben D für das Wörterbuch bearbeiten war die letzte größere Schöpfung Wilhelm Grimms. Das Manuscript war grade vollendet, als er sich zur tödtlichen Krankheit hinlegte. Wieviel die Wissenschaft mit ihm verloren, die Hoffnung blieb, daß unter der Hand des Bruders das Lexikon beschleunigten Fortgang haben werde. Freilich ist noch viel zu thun, erst das E naht seinem Ende, mit ihm etwa der dritte Theil des Ganzen. Auch wächst dem fortschreitenden Werk der Stoff immer mächtiger, noch immer werden ältere und neuere Werke ausgezogen, um seltene Wörter in die große Sammlung abzugeben, schon im zweiten Theil ist ein langes Verzeichniß solcher Werke beigefügt, darunter viele fast verschollene. Dauernd wird das Unternehmen durch die Theilnahme des Publikums getragen, der Begründer der deutschen Philologie widmet die nächsten Jahre seines Lebens, welches so reich an Ehre und Verdiensten ist, fast ausschließlich dem Riesenwerk, dem größten Beginnen unter dem Vielen, das wir ihm zu danken haben. Bei jedem neuen Hefte, welches der Leser durchblättert, erneut sich das In-

tereſſe, aus dem unerſchöpflichen Quell der lebendigen Mutterſprache eine ſo große Fluth klar und durchſichtig in ſtattlicher Einfaſſung zuſammengeſchöpft zu finden.

Dabei kann man immer aufs Neue beobachten, wie vieles von der eigenen Sprache dem einzelnen Lebenden fremd bleibt. Und ferner wie zahlreich ſind Ableitungen, ſelbſt Stammwörter, treffende charakteriſtiſche, ſchöne Ausdrücke und Redensarten, welche in den letzten Jahrhunderten entſtanden und wieder verklungen ſind. Jede Zeitbildung, ja jede kräftige Perſönlichkeit hat Originelles erfunden, und neben der Hauptmaſſe, welche lebendig auf viele folgende Generationen überging, aber, wie vieles Brauchbare und Schöne iſt wieder ſo verloren, daß es nicht einmal mehr im Volksmund und in den Dialekten zu finden iſt. Am meiſten ſind die verlornen Stammwörter zu bedauern. Denn jedes Stammwort, welches im Volke lebendig bleibt, iſt dem Deutſchen ein lebendiges, immer neue Früchte tragendes Gebilde, welches eine Anzahl abgeleiteter Wörter, ſo oft das Bedürfniß kommt, mit Leichtigkeit aus ſich entwickelt. Jeder Schriftſteller, welcher Einfluß auf die Mit- und Nachwelt gewinnt, iſt zugleich ein freier Verwalter des Sprachſchatzes. Er vermag ſeltne Habe aus dem Alterthum zu bewahren, faſt Verſchollenes wieder zu beleben und Fehlendes ganz neu zu erfinden. Unendlich verſchieden iſt ſowol die Sprachgewalt, als der Wortreichthum, mit welchem der Einzelne arbeitet. Er holt ſein Sprachmaterial zum Theil aus der Schriftſprache, der er den größten Theil ſeiner Bildung verdankt, zum Theil von dem Dialekt der Heimath, aus dem er heraufgewachſen iſt. Nicht jeder Dialekt begünſtigt in gleichem Maße die Verwendung ſeiner Wörter und Redewendungen für die Schriftſprache, aber auch nicht jede Perſönlichkeit iſt in gleicher Weiſe befähigt, den Dialekt der Heimat zur Bereicherung der Schriftſprache auszubeuten. Es iſt klar, daß zu ſolcher Bereicherung der Sprache mehrere Vorzüge zuſammentreffen müſſen, ein behagliches Ruhen in den angeſtammten Sprachtraditionen, ſouveräne Leichtigkeit im Ausdruck, verbunden mit feinem Sprachſinn, und das immer rege Bedürfniß nach energiſchem und characteriſtiſchem Ausdruck. Wol bekannt iſt, daß kein Deutſcher in höherm Grade dieſe Sprachtugenden beſaß, als Luther, und im letzten Jahrhundert Goethe, die doch beide ſo ſorglos im Gebrauch ihres Reichthums ſind. Und der würde eine große und feine Arbeit wagen, der es unternähme, die bedeutenden Schriftſteller der Deutſchen nach ihrem Verhältniß zu ihrer Sprache zu charakteriſiren. Es lohnt ſehr darauf zu achten, denn die deutſche Schriftſprache der Gegenwart ſteht wie die ganze Nation erſt in den Anfängen ihrer modernen Entwicklung. Sie iſt ſeit Leſſing faſt ausſchließlich durch Gelehrte und Dichter gebildet worden, nicht übergroß iſt die Zahl ſolcher, welche ſie mit freier Kraft handhabten, noch ſteht ſie zum Volk vornehm, ſpröde, oft pedantiſch und arm. Durch das Feuer der öffentlichen Beredtſamkeit, durch die Grazie leichter, geſellſchaftlicher

Digitized by Google

Unterhaltung ist sie noch zu wenig gebildet, noch hat der Glanz eines reichen Humors sie nicht verklärt, noch ist sie arm im Ausdruck des charakterisirenden Details und weniger gewandt im epigrammatischen Ausdruck als sie vor drei Jahrhunderten war. Was ihr fehlt, kann ihr freilich nicht vorzugsweise durch Sprachgelehrsamkeit und philosophische Sorgfalt gegeben werden, denn nur derjenige neue Fund wird in ihr lebendig bleiben, der keck und frisch aus schöpferischer Seele quillt. Aber lernen soll deshalb doch jeder an seiner Sprache, und zu dem, was die Amme und die Kinderzeit in die Seele gebildet haben, und später der Verkehr mit Andern und das Lesen geschriebner Bücher, soll man seiner Sprache mächtig zu werden suchen auch durch den Sprachschatz, welchen Wörterbücher und die Schriftsteller früherer Zeit uns überliefern. Schnell wird dann, was dem eignen Wesen dient, durch die gesunde Kraft des Schriftstellers so reproducirt werden, daß es als eigne Habe und Bereicherung des vorhandenen Sprachgutes erscheint. Auch zu diesem Zweck wird Grimms Wörterbuch geschrieben. Und mit herzlichem Antheil möge der Leser sich in die Seele des Gelehrten versetzen, dem die unendliche Habe seines Volks, welche sich seit zweitausend Jahren entwickelt hat, während seiner Arbeit in einer Weise durch die Seele zieht, wie das bis jetzt noch nie bei einem einzelnen Menschen der Fall war.

Von der preußischen Grenze.

Indem Preußen sich anschickt, die warschauer Conferenz zu besuchen, aus welcher eine neue Gruppirung der europäischen Politik hervorgehn soll, dürfte es zeitgemäß sein, über die Kräfte und Interessen, welche die verschiedenen Staaten einzusetzen haben, eine Bilanz zu ziehen.

Was im Einzelnen in Warschau besprochen werden soll, ist uns nicht bekannt; über die Richtung der Conferenz im allgemeinen aber kann kein Zweifel obwalten. Wenn zwischen Rußland, Oestreich, Preußen und den deutschen Mittelstaaten eine Verständigung zu Stande kommt, so kann die Spitze derselben nur gegen Frankreich gerichtet sein und mit mehr oder minder Consequenz zu den Grundsätzen der heiligen Allianz zurückführen. Denn Oestreich kann keine andere Allianz gebrauchen, als eine solche, welche ihm das neue Königreich Italien niederschlagen und ihm dadurch die ungeheuern Ausgaben der beständigen Kriegsbereitschaft mildern hilft.

Durch die Unklarheit der deutschen Politik ist Rußland diplomatisch wieder auf eine Höhe gestellt, die seinen Machtverhältnissen nicht im mindesten entspricht. Wir wissen, daß seit Beendigung des Krimfeldzugs seine Armee in beständiger Reduction begriffen ist, einer Reduction, die sich aus dem gänzlichen Ruin seiner Finanzen erklärt; wir wissen, daß überall die bedenklichsten Unruhen in der Bauernschaft bevorstehn, daß die Regierung sich in der völligsten Rathlosigkeit befindet und daß der moralische Aufschwung des Nationalgefühls, den Kaiser Nikolaus künstlich bei seinem Volk hervorgebracht, so gut wie verraucht ist. Positive Interessen bei einem Kriege gegen Frankreich hat Rußland fast gar keine, wenn man nicht etwa die Besorgniß

vor einem polnischen Aufstand in Anschlag bringen will, den man durch eine legitimistische Allianz beseitigen möchte. Die positive Hilfe, die wir von Rußland in einem Krieg gegen Frankreich zu erwarten haben, ist nicht der Rede werth, und im Fall eines nachtheiligen Ausgangs würde Rußland sich beeilen, einen neuen Tilsiter Frieden zu schließen. —

Wie es mit Oestreich steht, brauchen wir der Welt nicht zu verrathen. Die Einberufung des verstärkten Reichsraths ist eins der wichtigsten Ereignisse unserer Tage: nicht wegen dessen, was er gethan — er hat eben nichts gethan — sondern wegen dessen, was er enthüllt hat. Bisher konnte man die Beurtheilung der östreichischen Zustände dem bösen Willen übelgesinnter Literaten in die Schuhe schieben; jetzt haben die Notabeln Oestreichs gesprochen, vom Kaiser selbst aus den vornehmsten Männern aller Provinzen erlesen. Obgleich sie die Wunden des Staats mit sehr zarter Hand berührt, obgleich sie auf die schlimmsten Schäden gar nicht hingewiesen haben, sind doch die Resultate dieser Besprechung erschreckend. Es hat sich ein sehr erhebliches laufendes Deficit herausgestellt; alle Stimmen sind darüber einig, daß die Deckung desselben durch Erhöhung der Steuern nicht bewerkstelligt werden könne, und was an den Ausgaben des Staats erspart werden soll, darüber hat kein Einziger einen Vorschlag gemacht. Die einzige Ersparniß von Wichtigkeit wäre eine Reduction der Armee, diese kommt aber nicht in Frage, weil Oestreich viel stärkern Feinden als im vorigen Jahr gegenüber steht. Vor einem Staatsbankrott haben alle Stimmen ihren Abscheu ausgesprochen; es ist möglich, daß er dennoch erfolgt, da Oestreich in dieser Beziehung nichts mehr zu verlieren hat. Aber auch ein Staatsbankrott würde nur eine vorübergehende Linderung herbeiführen und, gleichviel ob mit oder ohne Grund, die Unzufriedenheit des Volks nur noch steigern. Eine Anleihe kann Oestreich nicht machen, denn es erhält auch für die lächerlichsten Wucherzinsen kein Geld mehr. Von seinem Volk kann es keine weiteren Opfer erwarten, als die es erzwingt, denn wenn die Oestreicher in nichts anderm einig sind, so sind sie doch einig im Haß des gegenwärtigen Systems.

In dieser Beziehung hat der Reichsrath nicht den mindesten Zweifel übrig gelassen. Alle Nationen, Deutsche, Böhmen, Ungarn, Kroaten, Polen, Rumänen — wer kennt die Völker, nennt die Namen! — alle Stände, Fürsten, Grafen, Cardinäle, Beamte, Bürger, ja, was dem Ganzen die Krone aufsetzt, die Minister selbst sind vollkommen darüber einig, daß auf die Weise, wie bis jetzt regiert worden ist, unmöglich weiter regiert werden kann.

Wie soll denn regiert werden? — Die Minister selbst wissen es nicht; wüßten sie es, so hätten sie den Reichsrath nicht einberufen; der Reichsrath soll ihnen rathen, was sie thun sollen: sie selbst haben auch nicht die kleinste Andeutung darüber gegeben, was sie etwa thun können oder thun wollen. In dieser Beziehung stehts mit Oestreich ganz wie mit Frankreich im Jahr 1788.

Der Reichsrath hat verschiedene Gutachten abgegeben, von denen nur das der Ungarn und das des Sachsen Maager von Bedeutung sind. Denn das sogenannte Minoritätsvotum spricht sich zwar gegen einzelne unzweifelhafte Uebelstände, es spricht sich gegen die Minister und gegen die Ungarn, gegen Centralisation und gegen Föderation aus; es ist höchst wohlmeinend und freimüthig, liberal und loyal: aber wenn die Minister wirklich etwas daraus lernen wollen, so müssen sie neben den gewöhnlichen fünf Sinnen noch einen sechsten haben. Was die Majorität betrifft,

Digitized by Google

so sind von dieser ganzen aristokratischen Gesellschaft eben nur die Ungarn nennenswerth, die für sich etwas Bestimmtes wollen, während die Forderungen der andern ziemlich im Unklaren bleiben.

Der Abgeordnete Maager, in diesem Augenblick der Held der öffentlichen Meinung, hat den Muth gehabt, das kühne Wort Reichsparlament auszusprechen. Es gab Zeiten und sie liegen noch nicht fern, wo die Regierung so einen Versuch wirklich hätte wagen können: Zeiten des augenblicklichen Aufschwungs, des kühner ausbrechenden Staatsgefühls und, was die Hauptsache ist, Zeiten, wo die Ungarn noch gänzlich erschöpft waren. Diese Zeiten sind nicht mehr. Das Sondergefühl der einzelnen Völker hat sich wieder gesteigert, das Staatsgefühl ist namentlich seit vorigem Jahr unendlich gesunken. Eine vom Volk gleichviel nach welchem Wahlmodus gewählte Reichsversammlung würde heute der erste Schritt zur Revolution sein, und Oestreich ist nicht in der Lage ein hitziges Fieber zum zweitenmal zu überstehn.

Das Majoritätsvotum verlangt Wiederherstellung der altungarischen Verfassung und, um die andern Völker zu befriedigen, Einführung einer ähnlichen Verfassung in allen Kronländern, d. h. Zurückführung der östreichischen Gesammtmonarchie auf das Maß der pragmatischen Sanction. Gern möchten wir mit den Liberalen und dem Bürgerstande gegen die Aristokratie stimmen, aber wir können uns der Ueberzeugung nicht erwehren, daß dieser von der Aristokratie angegebne Weg der einzig mögliche ist. Sollte Oestreich einmal zusammenfallen — und daß es geschehen kann, darf doch wol heute nicht erst erörtert werden? — so tritt dann doch keine Anarchie ein, sondern die einzelnen Kronlande haben eine selbständige Organisation; und wird die Gesammtmonarchie gerettet, desto besser! die Kaiser haben ja lange mit der pragmatischen Sanction regiert.

Es ist aber wenig Aussicht, daß die Regierung dies Votum annehmen wird. Es kommt ihr zunächst auf nichts anders an, als auf Geld und Soldaten; und der Majoritätsvorschlag gibt ihr keineswegs die Mittel an die Hand, beides leichter zu haben.

Was wünscht dann aber die Regierung? — Denn etwas muß sie doch wünschen! — Sie wünscht einen Krieg; aber einen Krieg, in welchem es Preußen und Deutschland mit Frankreich allein aufnehmen und ihr die Italiener überlassen soll. Sie rechnet mit Recht darauf, daß sie die letztern besiegt, wenn sie allein bleiben. Der Anfang des Kriegs wird durch Staatsbankrott und Zwangsanleihen ermöglicht, die Fortsetzung allenfalls durch Brandschatzung sämmtlicher italienischer Städte. Besiegen die „natürlichen Verbündeten" den Kaiser Napoleon, desto besser! Werden sie geschlagen, so wäre der Kaiser Napoleon doch ein großer Thor, wenn er nicht für Abtretung der Rheinprovinz den Oestreichern die Lombardei überlassen wollte.

Oestreich hat also allen Grund, den Reichskrieg zu wünschen, denn einen Frieden von der Art, wie er jetzt stattfindet, hält es jetzt nicht mehr drei Jahre aus. Aber Preußen hat ebenso viel Gründe dagegen. Noch sind die Mittelstaaten nicht zu der Erkenntniß gekommen, daß ein Krieg gegen Frankreich nur unter preußischer Hegemonie geführt werden kann. Noch ist seine eigne Kriegsverfassung nicht geordnet; kommt es jetzt zum Krieg, so hat es alles zu verlieren und nichts zu gewinnen.

Denselben Grund, den Krieg zu vermeiden, hat Sardinien. Es ist ein wahres Glück, daß durch die neuen Vorfälle bei Capua das leicht entzündbare und durch die schwindelnden Erfolge Garibaldis wirklich entzündete Publikum sich wieder daran erinnert, daß im 19. Jahrhundert keine Wunder mehr geschehn; daß wenn die feige

Digitized by Google

und verrathne Regierung eines Mittelstaats vor einer undisciplinirten Truppe davonläuft, der sie um das drei- oder vierfache überlegen ist, diese Truppe darum noch nicht die Kraft gewinnt, die Armeen Frankreichs oder Oestreichs zu schlagen. Menschlich hegen wir das tiefste Mitgefühl für Garibaldi; es ist immer eine schöne Erscheinung in unserer Zeit, wenn ein Mensch mit Selbstverleugnung sein Leben an eine Idee setzt. Wir wollen uns auch nicht zu seinen jetzigen Anklägern gesellen; denn Erfolge wie die seinigen müssen nicht blos das Publikum, sondern ihn selbst berauschen. Aber es ist ein Glück, daß er jetzt vor der geregelten Macht zurücktreten muß; es ist ein Glück, daß er vor der Zeit seine ungemessenen Entwürfe erklärt und sich dadurch unmöglich gemacht hat; denn die Rolle, die er spielte, war von vorn herein unhaltbar und ungesund, und wenn wohlmeinende Menschenfreunde ihm die Gesinnung eines Washington wünschten, so vergessen sie den Ort der Handlung: um unter neapolitanischen Lazzaronis, Mönchen, Söldnern, Prinzen u. s. w. ein Washington zu werden, dazu reicht die beste Gesinnung nicht aus. Indem Victor Emanuel die Sache in die Hand nimmt und auf dem regelmäßigen Wege der Eroberung vorschreitet (warum soll man das Wort nicht gebrauchen? obgleich die Neigung der zu Erobernden dem Eroberer entgegenkommt!) ist, wenn auch die Schwierigkeiten noch immer ungeheuer sind, wenigstens die Möglichkeit eines bleibenden Erfolgs gegeben, eines Erfolgs, dessen sich der Menschenfreund freuen kann. Denn eine Masaniello-Republik in dem demoralisirten Süditalien, gleichviel ob unter Garibaldi oder Mazzini — lieber den seligen König von Neapel mit seinen Bomben und seinen Lazzaronis!

Sardinien hat Grund, für jetzt den Krieg zu vermeiden, Preußen ebenso, England hat sich bereits ausführlich darüber ausgesprochen. Damit ist nun freilich noch lange nicht ein deutsch-italienisch-englisches Bündniß angebahnt. Aber eines kann doch geschehn: England und Preußen können Oestreich sowol als Sardinien für jetzt Frieden gebieten. Das Princip der Nichtintervention mit Ausnahme Roms, wo es den persönlichen Schutz des Papstes gilt, ist von Frankreich aufgestellt; geht man darauf ein, so ist Frankreich in eigner Schlinge gefangen; ohne Bundesgenossen wird Oestreich nicht anfangen, und so können wir dann abwarten, ob es Italien gelingen wird, sich selbständig zu constituiren, und darnach unsere weitern Maßregeln einrichten. † †

Preisaufgaben der Utrechter Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft.

1. Eine Reihe von Versuchen über die eigene Wärme der Pflanzen.

2. Was ist bis jetzt von der Weise und dem Maße bekannt, worauf und worin die Luft in geschlossenen Räumen durch den Aufenthalt der Menschen verdorben wird, und welche Mittel gibt es, die Luft in bewohnten oder zeitweise stark besetzten Räumen in einem erwünschten Zustand der Reinheit zu erhalten?

3. Die Gesellschaft wünscht Untersuchungen bei einer oder mehreren Thierarten über den Verlauf der Nervenfäden im Rückenmark von den Nervenwurzeln aus; sie sollen sich nicht nur auf mikroskopische Beobachtungen, auch in Verbindung mit der Waller'schen Untersuchungsweise, sondern auch auf physiologische Experimente stützen.

Digitized by Google

4. Das Leben und die Verdienste des holländischen Naturforschers Christian Huyghens.

5. Die Gesellschaft wünscht eine Abhandlung über die Verwandtschaft der griechischen und sanskritischen Sprachen, in welcher die kritisch geprüften Resultate der linguistischen Forschungen klar dargestellt und systematisch zusammengefaßt werden, damit daraus ersichtlich werde, welche Resultate für die nähere Kenntniß der griechischen Sprache durch das vergleichende Studium jener Sprachen erhalten oder noch zu erwarten sind.

6. Eine Abhandlung über Justinianus und seine Zeit.

7. Eine geschichtliche und kritische Untersuchung, wie sich das Hegel'sche System seit 1831 nach verschiedenen Richtungen entwickelt, und welchen Einfluß es bis jetzt auf andere Wissenschaften, und insbesondere auf die Lehre von Gott und der Welt, ausgeübt hat. Es soll zugleich nachgewiesen werden, wie diese Entwickelung und dieser Einfluß mit anderen Tendenzen und Erscheinungen der Neuzeit zusammen hängen.

8. Eine historisch-kritische Uebersicht der malaischen Literatur, welche nicht nur die schon gedruckten, sondern auch so weit möglich die noch nicht gedruckten malaischen Werke umfaßt.

9. Die Geschichte der Niederlassung der Niederländer in Guinea, oder auf Afrika's Westküste, vom Anfang bis auf unsre Zeit.

10. Historia critica tribunatus Plebis, quae interiorem civitatis Romanae conditionem per varia deinceps tempora spectandam praebeat.

11. Exploretur et diiudicetur Asinii Pollionis de C. Julii Caesaris commentariis sententia, quae exstat in Suetonii Caesare c. 56: „eos Pollio Asinius parum diligenter parumque integra veritate compositos putat: quum Caesar pleraque, et quae per alios erant gesta, temere crediderit; et quae per se, vel consulto, vel etiam memoria lapsus, perperam ediderit."

12. Disquisitio de loco difficiliore vel controverso ad disciplinam antiquitatis sive graecae seu latinae pertinente.

13. Eruantur ex Inscriptionibus Latinis, quae in variis Romani imperii regionibus sunt repertae, et e Grammaticorum veterum indiciis eae voces et formae, in quibus proprii regionis cuiusque sermonis vestigia agnoscantur, eaeque accurate collectae ita disponantur, ut quae et qualia fuerint Latini sermonis idiomata in variis imperii Romani partibus usurpata, quantum fieri possit, efficere inde liceat.

14. Disquisitio de T. Livii dictione, quâ proprietas eius in verborum usu et constructione, exemplis diligenter collectis ordineque dispositis et illustratis, exponatur, et quatenus in ea *ἰδιωτισμοῦ Patavinitatis* nomine ei obiecit Asinius Pollio, vestigia exstare videantur, ostendatur.

Für eine befriedigende Beantwortung jeder dieser Aufgaben gewährt die Gesellschaft eine goldne Medaille oder 30 Ducaten, welcher Preis für die Fragen Nr. 2 und 13 verdoppelt wird. Der Verfasser kann sich entweder der deutschen (aber nur mit lateinischen Buchstaben), holländischen, französischen, englischen, oder der lateinischen Sprache bedienen; für die Aufgaben Nr. 10 bis 14 wird jedoch der Gebrauch der letzten verbindend gestellt. Die Antworten müssen von einer andern Hand als der des Verfassers geschrieben, und dem Secretär der Gesellschaft, Herrn Dr. J. W. Gunning in Utrecht, vor dem 30. Nov. 1861, nur für die Nr. 13 vor dem 30. Nov. 1863, frankirt zugeschickt sein. Die Abhandlungen werden nicht unterzeichnet, ein beigefügtes versiegeltes Billet enthält den Namen des Verfassers. Ist derselbe Mitglied der Gesellschaft, so wird dies auf der Adresse des Billets durch den Buchstaben L angedeutet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Ueber die Nothwendigkeit der Verfassungsreform in Mecklenburg.

Die politische und sociale Lage Mecklenburgs ist in der jüngsten Zeit vielfach Gegenstand der Erörterung in den verschiedensten Zeitschriften geworden. So allseitig aber auch die Theilnahme gewesen ist, welche durch jene Erörterungen hervorgerufen wurde, ist doch ein Zeitraum von fast zehn Jahren für das Land völlig frucht- und fortschrittslos verstrichen, ja es hat sich während dieser Zeit bis zur Evidenz herausgestellt, daß bei dem Fortbestehn der jetzigen Verhältnisse jedes Fortschreiten auf dem Wege politischer und socialer Entwicklung unmöglich, daß keinerlei Abhilfe derjenigen drückenden Mängel und Gebrechen unserer politischen und socialen Einrichtungen zu hoffen ist, welche uns von allen Seiten umringen.

Es scheint jetzt jedoch eine Zeit nahen zu wollen, wo sich die Kräfte zur Herbeiführung gründlichen Umbaues der bestehenden Verhältnisse vereinigen möchten. Da wird es eine Pflicht für Jeden, nach seinem Maße beizusteuern, daß die Zweckwidrigkeit und Verderblichkeit der letzteren möglichst von allen Seiten erkannt und völlig klar dargestellt werde. Zu diesem Zwecke möge die folgende Darstellung beitragen, welche freilich die drückendsten Momente unsers staatlichen und bürgerlichen Lebens nur in der Kürze zusammenfassen, nicht erschöpfend dem Leser vor die Augen führen kann; aber doch dazu dienen dürfte, daß sich die an verschiedenen Orten niedergelegten Urtheile über unsere Zustände in einem Gesammtbilde darstellen.

Prüfen wir unbefangen die Lage Mecklenburgs, so erscheint die auf dem Princip der Sonderinteressen beruhende ständische Verfassung als dasjenige Hauptmoment, welches sich nicht nur jeder Entwicklung auf der Bahn eines naturgemäßen Fortschritts entgegenstemmt, sondern welches auch seinem innersten Wesen nach nur befähigt ist, zu den Verhältnissen und Einrichtungen einer längst vergangenen, mit der heutigen in vielfachem Widerspruche stehenden Zeit zurückzuführen. Der Schwerpunkt dieser ständischen Verfassung aber beruht in der Art und Weise ihrer Vertretung, welche ausschließlich bei den Rittergutsbesitzern und den Magistraten sich befindet. Diese beiden Factoren bilden die Landschaft, erstere aus eigenem Rechte und ohne alle Verantwort-

Digitized by Google

lichkeit, letztere in Folge ihrer Stellung und fast durchgehends von der Bürgerschaft ihrer Städte unabhängig.

Eine solche Vertretung ist nichts weniger als eine wahre Landesvertretung, ist nicht eine solche, welche auf die berechtigten Wünsche des ganzen Volkes zu hören oder ihnen gar zu entsprechen vermöchte. Sie hat sich, auf dem Boden des Sonderinteresses erwachsen, vielmehr im Laufe der Zeit mit den Wünschen und der Wohlfahrt des gesammten Landes dergestalt in Widerspruch gestellt, daß sie jegliches zeitgemäße Fortschreiten hindert und daß sie — dem Willen einzelner Weniger gegenüber — selbst die als nothwendig allgemein anerkannten Reformen im Staatsleben durchzuführen und sicher zu stellen nicht vermag. Wie die landständische Verfassung auf dem nach allen seinen Anschauungen veralteten Landesgrundgesetzlichen Erbvergleiche beruht, so ist die Vertretung des Landes immer genöthigt, auf die Bestimmungen desselben zurückzugehn, und sie bleibt selbst in solchen Fällen auf diesen bestehn, wo sie sehr wol einer freien Selbstbestimmung Raum geben könnte. Sie wagt das Letztere nicht, um nicht von einem Schritte zum andern gedrängt zu werden und dadurch den Boden unter den Füßen zu verlieren. Denn dieser Boden, auf welchem sie steht, ist ein künstlich untergeschobener, der Landesgrundgesetzliche Erbvergleich ist nichts weniger als die magna charta Mecklenburgs, wenn man ihn auch bis zum Ueberflusse als solche preisen hört; er ist seinem wahren Wesen nach nichts weiter, als eine zwischen Fürsten und Ständen, als Vertretern ihrer Güter und Städte, unter kaiserlicher Obwaltung vollzogene Friedensacte über streitige Punkte, bei deren Abfassung an eine Berücksichtigung des ganzen Landes so wenig gedacht wurde, daß es in ihm ausdrücklich heißt: „bei solchen Verordnungen und Gesetzen, welche gleichgiltig (d. i. allgemein giltig), zur Wohlfahrt des ganzen Landes absichtlich und diensam sind, braucht nur das rathsame Bedenken der Ritter- und Landschaft (der Stände) vernommen zu werden, während mit der Publication derselben, etwaigen ständischen Dissenses ungeachtet, dennoch verfahren werden soll." Dagegen heißt es andrerseits, daß bei Landesordnungen und Constitutionen, welche die wohlerworbenen Rechte der Ritter- und Landschaft gesammt oder besonders berühren und ihnen entgegen laufen oder deren Minderung und Abänderung zum Zwecke haben sollten, ohne der Ritter- und Landschaft ausdrückliche Bewilligung nichts verhängt werden dürfe."*) Diese Worte beweisen auf das Klarste, daß der Erbvergleich von vornherein nur den Zweck hatte, Eigenrechte festzustellen, die zwar die Eigenrechte derjenigen Personen waren, welche zur Zeit seiner Entstehung die Ritter- und Landschaft bildeten, wie solche auf dem feudalen und communal-aristokratischen Boden des Patrimonialwesens erwachsen waren; daß er zwar diese Personen als natürliche Ver-

*) Vrgl. hierüber: von Lützow, Aphorismen philosophisch-politischen Inhalts. S. 30. ff.

Google

treter ihrer Hintersassen und Städte betrachtete, jedoch nicht als Vertreter des ganzen Landes und der Bewohner desselben. Der Erbvergleich ist demnach keine Staatsverfassungsurkunde, wie es auf dem außerordentlichen Landtage des Jahres 1848 die Stände, und namentlich auch die Ritterschaft selbst mit folgenden Worten aussprachen, „daß sie nur sich und unmittelbar ihre Angehörigen vermöge des ihnen zustehenden Rechtes, und somit nur die dahin gehörigen Interessen vertreten."

Aus freier Entschließung und völlig ungezwungen erkannten die Stände, auf diesem Ausspruche fußend, den Widerspruch, in welchem ihre Vertretung mit dem Begriffe einer wahren Landesvertretung steht. Sie lösten sich im Jahre 1848 deshalb ohne ausdrücklichen Vorbehalt,*) mit einstimmiger Billigung des desfallsigen Beschlusses, auf. Am 10. October 1849 wurde ein neues, mit der inzwischen zusammengetretenen Abgeordnetenversammlung berathenes Staatsgrundgesetz publicirt, jedoch in Folge des bekannten Freienwalderschiedsspruchs am 14. September 1850 gleichfalls wieder aufgehoben. Die alten Stände traten darauf wieder zusammen, jedoch ausgesprochner Maßen nicht zu dem Zwecke, um in der früheren Weise weiter zu bestehn, sondern nur, um zur Berathung einer neuen, dem Geiste der Gegenwart entsprechenderen Verfassung behilflich zu sein. Daß dies wirklich der Zweck, wenigstens der Hauptzweck ihres damals erneuerten Zusammentretens war, sagt das h. Publicandum vom 14. September 1850 ausdrücklich mit folgenden Worten: „Wir werden ungesäumt die erforderlichen Einleitungen treffen, damit das Werk der Reform der ständischen Vertretung und der Landesverfassung, welches auf dem außerordentlichen Landtage des Frühjahres 1848 begonnen wurde, unter verfassungsmäßiger Mitwirkung Unserer getreuen Stände wieder aufgenommen werde." Diese Worte lassen nur die obige Deutung zu. An den a. o. Landtag des Jahres 1848 sollten die wieder zusammengetretenen Stände anknüpfen, also an diesen Landtag, dessen Berufung nur geschehn war, um den bisher unberücksichtigt gebliebenen Interessen des Landes zu genügen, dessen Resultat die — freilich nur einstweilige, aber unbedingte — Aufhebung der ständischen Verfassung war, und auf welchem die Stände eine Höhe der Selbsterkenntniß offenbart hatten, die sich in den oben angeführten Worten zur Genüge darlegt und beiläufig in der mecklenburgischen Geschichte unerhört ist. Auf dem a. o. Landtage 1848 war nicht nur von ihnen die Nothwendigkeit einer Verfassungsreform anerkannt, es fußte sogar der ständische Widerstand gegen die mit der Abgeordnetenversammlung vereinbarte Verfassung mit auf der Anerkennung dieser Nothwendigkeit, insofern gegen jene Verfassung eben nur der Einwurf erhoben wurde, daß sie ohne ständische Begutachtung zu Stande gekommen sei. Der freienwalder Schieds-

*) Vrgl. J. Wiggers, Dr. Das Verfassungsrecht in Großh. Mecklenburg-Schwerin.

Digitized by Google

ſpruch ging nämlich von der Anſicht aus, daß die früheren Stände zwar ihrer Mitwirkung, aber nicht ihrer Mitbegutachtung der neuen Verfaſſung ſich begeben hätten. Die Nothwendigkeit einer Verfaſſungsreform findet ſich zu dieſer Zeit auch niemals geleugnet und gewann ſofort ihre Bethätigung dadurch, daß desfallſige commiſſariſch-deputatiſche Verhandlungen zu Schwerin eröffnet wurden, die freilich reſultatlos verliefen, weil ſich die Anſichten inmittelſt abermals geändert hatten. Indeſſen war dies nur auf Seiten der Stände der Fall; die Regierungen hielten an ihrer Auffaſſung feſt, indem das h. Reſcript vom 25. November 1851 ausdrücklich erwähnte, daß die Verfaſſungsverhandlungen demnächſt (d. i. unter günſtigeren Umſtänden) wieder aufgenommen werden ſollten. Daß die Sache nun bis zum heutigen Tage auf dieſem Standpunkte verblieben iſt, wird den nicht wundern können, welcher die ſtändiſchen Verhandlungen der letzten acht Jahre ohne Vorurtheil verfolgte. Nicht nur haben die Stände grade während dieſer Zeit einer jeden Reform auf das Kräftigſte widerſtanden, ſondern auch durch ihr immer weiteres Zurückgehn auf das im Landesgrundgeſetzlichen Erbvergleich ſanctionirt ſein ſollende particulariſtiſche Weſen des feudalen Patrimonialſtaates den Landesherrn poſitiv unmöglich gemacht, mit Reformvorſchlägen, welche die Verfaſſung im Ganzen betreffen, wieder hervorzugehn. Daß dies nicht geſchehn konnte, darf der Landesherrſchaft nicht zum Vorwurfe gemacht werden; ihre Würde leidet ein abermaliges Zurückweiſen ſolcher Vorlagen nicht, und ſie weiß am beſten, daß ein ſolches ganz ſicher der Fall ſein würde. Es gibt nur einen Weg, welcher zum Ziele zu führen geeignet ſein möchte: Aufnahme der Verfaſſungsreform im Schooße der Stände ſelbſt.

In dem Vorſtehenden iſt entwickelt, daß die beſtehende ſtändiſche Vertretung Mecklenburgs eine wirkliche Landesvertretung nicht iſt, ja daß ſie nicht einmal mehr auf der Vorausſetzung beruht, welcher gemäß ſie im Jahre 1850 wieder zuſammentreten konnte. Es darf daher mit Fug und Recht geſagt werden, daß dieſelbe den berechtigten Wünſchen des Volks durchaus widerſtrebt und in dieſer Hinſicht dem öffentlichen Wohle zuwider läuft. Wo aber ein beſtehendes Verhältniß im Allgemeinen mit der Wohlfahrt des Landes nicht verträglich iſt, da wird ſich dies auch in ſeinen beſondern Beziehungen zeigen müſſen. Das iſt nirgends deutlicher hervorgetreten, als bei den ſtändiſchen Verhandlungen der letzten acht Jahre. Grade während dieſer Zeit, in welcher das Staatsleben ſich nach allen Seiten hin hätte entwickeln müſſen, hat ſich das Zurückgehn der Stände auf ihre papiernen, aber „wohl erworbnen“ Gerechtſame verſtärkt und haben ſie nicht nur den Reformen aller Art einen um ſo größeren Widerſtand entgegengeſetzt, ſondern ſind ſie auch in Dingen des allgemeinen Landeswohls, in welchen der Staat nicht wol ohne ihre Beihilfe fortſchreiten konnte, weil es ſich um die Garantie von bedeutenderen An-

Digitized by Google

leihen handelte oder die allgemeine Gesetzgebung betraf, immer und immer ein wesentliches Hemmniß geworden.

Sehr deutlich zeigen dies diejenigen Verhandlungen, welche über die Fortführung der mecklenburgischen Eisenbahn von Güstrow über Neubrandenburg nach Stettin hin, und über die Beschaffung der nach dem Voranschlage die Summe von $5^1/_2$ Mill. Thalern nicht übersteigenden Anlagekosten gepflogen wurden. Mit Ausnahme verhältnißmäßig sehr weniger Stimmen war der Nutzen einer solchen Bahn nicht nur im ganzen Lande, sondern auch im Schooße der Ständeversammlung anerkannt, und auch die dissentirenden Ansichten waren mehr gegen unwichtigere Nebenpunkte, als gegen die Sache selbst gerichtet. Es wurde deshalb auch bei den Verhandlungen auf dem Landtage das Project nicht gradezu verworfen, sondern einfach verschleppt. Das geschah deshalb, weil aus einer nähern Verbindung mit Preußen der demnächstige Anschluß an den Zollverein sich wie ein drohendes Gespenst vor den Augen der Ritterschaft erhob, noch mehr aber deshalb, weil die Landschaft ihre Zustimmung zum Bau der Eisenbahn bedauerlich davon abhängig machte, daß zuvor eine Reform der mecklenburgischen Steuer- und Zollverhältnisse vereinbart werde, und als sie dies nicht erreichen konnte, von dem Rechte der itio in partes Gebrauch machte und ihr Veto gegen den Bau einlegte. Wir bedauern dies von Seiten der Landschaft aufs Tiefste; denn es ist immer ein politischer Fehler, wenn man das eine erreichbare Gute hemmt, weil man das andre Gute nicht erreichen kann. Allerdings ging ihr Schritt aus der Befürchtung hervor, daß bei dem Fortbestehn der jetzigen Steuerverhältnisse die Städte durch die neue Eisenbahn leiden würden. Aber theils war dies keineswegs eine nothwendige und evident voraus zu erkennende Folge, theils hätte, wäre sie eingetreten, das bestehende Steuersystem um so gewisser fallen müssen.

Ueber die Reform des letztern ist in dieser Zeitschrift schon früher gesprochen. Man mag über deren Wesen und Ziel verschiedner Ansicht sein, aber ihre Nothwendigkeit, ihre dringende Nothwendigkeit leugnet Niemand. Dennoch ist sie nach jahrelangem Hinschleppen einem gedeihlichen Abschlusse noch um keinen Schritt näher gebracht. Der Grund ist hier darin zu suchen, daß mit jeglicher Aenderung des bestehenden Systems namentlich und fast ausschließlich auf Seiten der Ritterschaft eine Menge von Sonderinteressen berührt werden, denen man nicht entsagen will, weil sie auf dem Boden des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs beruhn. Es soll einmal die Gesammtstellung ungestört in dem Maße, wie sie durch diesen geordnet ist, bis aufs Aeußerste erhalten werden.

In Hinsicht auf die Rechtspflege ist es noch nicht zu einer einheitlichen, zeitgemäßen Gesetzgebung gekommen. Das hat sich besonders in neuerer Zeit fühlbar gemacht, und es ist allerdings schreienden Uebelständen bis zu einem gewissen Grade abgeholfen. Es können aber alle diese Abhilfen auf dauernden Werth

Digitized by Google

um so weniger Anspruch machen, als sie nur Theile des Ganzen betreffen und dadurch nur die Masse der Rechtsquellen vermehren helfen. In Criminalsachen besteht noch immer die langsame, schriftliche Praxis früherer Zeit; nur für die Schlußverhandlungen ist ein öffentliches, mündliches Verfahren eingeführt. Daß dies für die Criminalrechtspflege ohne besondere Bedeutung sein muß, liegt auf der Hand und zeigt sich übrigens auch im Gange der öffentlichen Verhandlungen. Die Langsamkeit des Verfahrens hat sich schon so häufig drückend fühlbar gemacht, daß Anordnungen zur leichtern Ueberführung von Verbrechern nothwendig geworden sind, die jedoch, so wünschenswerth sie an und für sich sind, sich in Rücksicht auf unschuldig Angeklagte als sehr bedenklich erweisen. Daneben bestehn noch heute auf dem Territorium der Ritterschaft die Patrimonialgerichte, Institute der Vorzeit, deren Verwaltung in den Händen von Einzelnrichtern liegt, die der Gutsherr unter den Candidaten, welche das Richterexamen bestanden haben, bestellt und die theilweise sogar kündbar sind. Auch diese Art von Rechtspflege geht aus den „wohlerworbnen Rechten" einzelner Personen im Staate hervor. Es soll hier nicht behauptet werden, daß eine gewisse Art von Parteilichkeit mit ihr nothwendig verknüpft sein müsse; aber mit dem Begriffe einer wohlgeordneten und unparteiischen Rechtspflege wird sie Niemand zu identificiren vermögen. Die Patrimonialgerichte sind dem gesunden Sinne des Volks so sehr zuwider, daß z. B. die Gutsuntergebnen sie mit der größten Energie hassen. Ob sie es verdient haben oder nicht, bleibt hier ganz gleichgiltig, obwol sich auch Ersteres nicht leicht in allen Fällen und namentlich rücksichtlich der frühern Zeiten wird bestreiten lassen. Man wird doch immerhin eine Rechtspflege nicht gesund oder zweckmäßig nennen können, auf welche der bei weitem größte Theil des Volks mit Abneigung blickt. Es braucht aber kaum hier noch erwähnt zu werden, daß eine einheitliche, alle Classen des Volks gleichmäßig umfassende Gesetzgebung unmöglich ist, so lange die jetzigen Verhältnisse der ständischen Vertretung bestehn, da schon von vornherein der Begriff des Einheitlichen jedes Sonderrecht aufheben muß, und umgekehrt.

Die Verhältnisse des Lehnswesens sind im Laufe der letzten Jahre auf die strengsten Feudalprincipien zurückgeführt worden. Die Verkäuflichkeit und Verschuldbarkeit der Lehne sucht man mehr und mehr zu beschränken; die früher gestattete Allodificirung derselben ist factisch fast ganz aufgehoben; die letztwillige Dispositionsfähigkeit der Lehnsbesitzer ist durch die neuerliche Gesetzgebung hinsichtlich der Töchter beschränkt, überhaupt unsicher geworden. Die ganze Lehnsgesetzgebung ist aufs Aeußerste verwickelt und selbst vielen der tüchtigsten Juristen in Mecklenburg*) undurchdringlich; der Gang derselben zeigt aber deutlich, daß auch hier das Streben auf eine Zurückführung in frühere

*) Vergl. Danckwardt, das „mecklenburgische Lehnrecht von Prof. Paul Rolk" beleuchtet.

Digitized by Google

Zeiten gerichtet ist. Eine solche ist indessen hier um so bedenklicher, als sie im graden Gegensatze steht zu den landesherrlichen Bestrebungen und Verfügungen im Domanium des Landes, welche die allmälige Vermehrung des ländlichen Mittelstandes bezwecken. Die Ritterschaft ihrerseits bezweckt nämlich die Untheilbarkeit von Grund und Boden, wie sie jetzt besteht, in ihren strengsten Consequenzen aufrecht zu erhalten und durch die Gesetzgebung zu binden. Es ist klar, daß dieser Gegensatz der Bestrebungen auch auf die weitere Theilung des Areals im Domanium nur hemmend einwirken kann. Denn wenn auch die Landesverwaltung bisher in ihrer Weise fortgefahren und die Zahl der mittlern und kleinern Besitzungen jährlich vermehrt hat, so konnte und kann sie dies doch immer deshalb nur in einem geringern Grade thun, als wünschenswerth war und ist, weil sie nicht über ein bestimmtes Maß hinausgehn darf. Sie darf dies aber deshalb nicht, weil ihr sonst bald die Gelegenheit zu weitrer Vermehrung solcher Besitzungen fehlen würde und weil sie eine Anzahl großer Güter in ihrer Landeshälfte reserviren muß, um der Ritterschaft, deren Machtstellung auf dem großen Grundbesitze beruht, in dieser Hinsicht einigermaßen das Gleichgewicht halten zu können.

Sobald eine Aenderung in der Vertretung des Landes eingetreten sein wird, muß die Frage über die Theilbarkeit der Güter in Mecklenburg zur Sprache gebracht werden. Dieselbe ist bei dem herrschenden Systeme nicht möglich; da die politische Stellung der Rittergutsbesitzer auf dem großen Grundbesitze beruht, so steht und fällt jene mit diesem. Andererseits aber rückt die Nothwendigkeit der Theilbarkeit bis zu einem gewissen Grade täglich mit immer größerer Schwere nahe. Die Heimats-, Niederlassungs- und Armennoth in Mecklenburg mit ihrem Gefolge von Auswanderung, unehelichen Geburten u. s. w. ist so entschieden an die Erhaltung des Status quo geknüpft und nur durch die Modification des Bestehenden zu einem glücklichen Austrage zu bringen, daß wir nicht umhin können, diesen Gegenstand hier ganz besonders hervorzuheben und zu erläutern.

Auf dem 103,43 Quadratm. umfassenden Gebiete der Ritterschaft befinden sich nur 917 Hauptgüter (von denen ein Theil Nebengüter besitzt) in den Händen von 623 adligen und bürgerlichen Besitzern. Die durchschnittliche Größe eines jeden Gutes beträgt $2692^{3}/_{4}$ preuß. Morgen und im durchschnittlichen Besitze jedes Gutsbesitzers befinden sich $3992^{1}/_{3}$ preuß. Morgen Areal, welche nach den Verkaufspreisen des Quinquenniums $18^{43}/_{58}$, laut den Mittheilungen des statistischen Büreaus, einen mittleren Werth von 176,000 Thlrn. für jeden Gutsbesitzer repräsentiren. Neben diesen Gutsbesitzern befinden sich auf dem Gebiete der Ritterschaft, auf dem Areale derselben und von ihnen in gewissem Grade abhängig, auch ihnen zur Pachtleistung verpflichtet, nur noch 1187 kleinere Landwirthe (Bauern), außerdem einige Müller, Schmiede u. s. w. Die ganze

Digitized by Google

Menge der übrigen Bevölkerung in diesem Landestheile besteht, wenn man noch die Prediger, Forstbeamten, Schullehrer, Küster u. s. w. abrechnet, aus Tagelöhnern und deren Familien. Die auf ritterschaftlichem Areale lebenden Bauern sind von den Grundherren dergestalt abhängig, daß sie von ihrem Acker entfernt werden können, indem ihnen entweder derselbe ganz genommen wird, oder indem sie an einer andern Stelle des Gutsbezirkes neu angebaut werden. In dieser und jener Weise sind viele Bauerstellen ge- und verlegt. Noch im Jahre 1805 bestanden auf dem Gebiete der Ritterschaft 1658, im Jahre 1819 noch 1502, im Jahre 1847 nur noch 1272 Bauerstellen und von diesen sind im Laufe der letzten zwölf Jahre 85 Stellen gänzlich niedergelegt. Die Zahl der Verlegungen ist gewiß nicht geringer, obwol nicht erforschbar, da es unseres Wissens bisher Niemand versucht hat, solchen Kleinigkeiten statistisch nachzuspüren. — Die Tagelöhner der Ritterschaft haben zwar für sich und ihre Familien, wenn sie arbeiten wollen und können, ein verhältnißmäßig gutes Auskommen. Aber sie sind von dem Belieben ihrer Gutsherern factisch ganz abhängig, namentlich hinsichtlich ihrer Niederlassung und der Armenversorgung. Erstere ist ihnen nur möglich, wenn eine nachhaltige Vermehrung der Arbeitskraft auf dem Gute, wo sie geboren wurden, zweckdienlich erscheint, überhaupt nur aus persönlichen Rücksichten des Gutsbesitzers allein, welcher darin jeder Verantwortung oder Controle enthoben ist. Deshalb steht ihm zwar auch die Armenversorgung mit Recht allein zu; aber eben dieser Umstand wird zurückwirkend natürlich wieder ein großes Hinderniß der Niederlassung, deren Beschränkung dann die bedauerlichen Folgen einer unverhältnißmäßig großen Zahl unehelicher Geburten nach sich zieht. In dem 7,94 Quadratm. umfassenden Klostergebiete verhält es sich in allem, wie in der Ritterschaft; die klösterlichen Convente adliger Jungfrauen sind die Besitzer des Areals unter Aufsicht und Verwaltung der adligen Landstände. Es befinden sich auf jener Fläche 31 große Güter, 236 Bauerstellen, deren Niederlegung jedoch sehr selten geschieht, einige Prediger, Förster u. s. w. — Das Domanium umfaßt 97,20 Quadratm. In ihm gibt es keine Gutsbesitzer, aber 254 große Pachtgüter, 5448 Bauern und Erbpächter, 9682 Büdner, Häusler ꝛc.; daneben Prediger und Förster mit oft bedeutenden Ackerwerken, Küster, Schullehrer, einzelne Handwerker u. s. w. Der übrige Theil gehört auch hier zur Classe der Tagelöhner, ist aber, unter der geregelten Verwaltung landesherrlicher Beamten stehend, jeder persönlichen Willkür entzogen und betreffs der Niederlassung und Armenpflege insofern besser gestellt, als diese nicht auf jeden einzelnen Ort beschränkt, sondern auf den größern Bezirk des Amtes ausgedehnt sind.

Zieht man aus dem eben Gesagten, mit Rücksicht auf die ganze Bevölkerung der einzelnen Landestheile in Mecklenburg-Schwerin die Summe, so ergibt sich, daß in der Ritterschaft ca. 30,000, im Klostergebiete ca. 1800, im

Digitized by Google

Domanium ca. 30,000 Tagelöhnerfamilien wohnen. Bezüglich der übrigen Bewohner dieser Landestheile bilden die Tagelöhner in der Ritterschaft aber 12,6, im Klostergebiete 86,7, im Domanium 65,3 Procent, im Ganzen 76,9 Procent der Gesammtbevölkerung. Die ländliche Mittelclasse beträgt ferner in der Ritterschaft 5,8, im Klostergebiete 11,9 und im Domanium 34,1 Procent, im Ganzen 22,9 Procent der ländlichen Bevölkerung überhaupt.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der Fortschritt und die Vermehrung derjenigen mittleren und kleinen Industrie, auf welche unsere Landstädte angewiesen sind, ganz besonders von dem Stande und der Zahl der ländlichen Mittelclasse abhängig sind. Die größere Wohlhabenheit, welche letztere durchweg in der neueren Zeit — namentlich durch höhere Kornpreise — errungen, würde im höchsten Grade wohlthätig auf die städtische Industrie zurückgewirkt haben, wenn nur die Zahl der zur ländlichen Mittelclasse Gehörigen einigermaßen im richtigen Verhältnisse zur Zahl der Industriellen sich vermehrt hätte. Da dies aber wegen des ständischen Widerstrebens in keiner Weise geschehn ist, so ist theils ein bedauerlicher Rückschritt in einzelnen Gewerben, theils in anderen ein bedenklicher Stillstand eingetreten, welcher beim Fortbestehn der augenblicklichen Verhältnisse gleichfalls nur zu einem Rückschritte führen kann. — Vielleicht würde es dem Lande zum Vortheil gereichen, wenn sich größere, industrielle Unternehmungen in ihm eröffneten, seien diese private oder öffentliche. Erstere sind aber bei dem herrschenden Steuersystem fast unmöglich, letztere auch auf längere Dauer hinausgeschoben, falls sich nicht für die Ausführung des Güstrow-Stettiner Eisenbahnprojectes bald günstigere Aussichten eröffnen.

Auf das Tiefste greifen die bestehenden Verhältnisse mit ihrer hemmenden und drückenden Einwirkung in alle Lebensrichtungen der Bevölkerung ein. Wie aber die stricte Untheilbarkeit des Grundes und Bodens die Unterlage ersterer ist, so geht aus ihr auch folgerichtig eine große Zahl von Uebelständen als aus erster Quelle hervor. Durch sie wird die so wünschenswerthe wie nothwendige Vermehrung des verhältnißmäßig äußerst geringfügigen, ländlichen Mittelstandes theils gehemmt, theils unmöglich gemacht, und in Folge davon wird durch sie ein unverhältnißmäßiges Anwachsen derjenigen Classen der Bevölkerung hervorgerufen, welche als Tagelöhner, Knechte u. s. w. in einer höchst abhängigen Stellung leben, welche hinsichtlich ihrer Niederlassung und Verehelichung an den Willen einzelner Weniger gebunden sind und bei ihrer anwachsenden Zahl nothwendig in dieser Hinsicht einer immer größern Beschränkung unterliegen müssen.

Muß man dies, wie wir nicht zweifeln, unbedingt zugeben, so muß man auch andrerseits gern oder ungern zugestehn, daß die Folgen namentlich dieser Niederlassungsbeschränkung, überhaupt aber der socialen Abhängigkeit in jeder

Digitized by Google

Beziehung, sich auf die Grundquelle der Ursachen zurückführen lassen. Als solche haben sich in neuerer Zeit mit großer Evidenz herausgestellt: Die ungeheure Zahl der unehelichen Geburten und die unverhältnißmäßig große Auswanderung. Daß sich aber diese Folgen über das ganze Land verbreitet haben, kann um so weniger auffallen, als es eine allgemein bekannte Erscheinung ist, daß der ganze Körper leidet, wo ein Theil desselben krank ist. Ueber die nothwendige Wechselwirkung der einzelnen Landestheile untereinander ist schon oben gesprochen worden; man kann nicht behaupten, daß solche in einer Beziehung bestehe, in andrer nicht. So zeichnet sich denn Mecklenburg unter allen deutschen Staaten durch die verhältnißmäßig größte Zahl unehelicher Geburten aus; auch zur überseeischen Auswanderung hat kein deutsches Land verhältnißmäßig so große Massen gestellt. In den acht Jahren von 1851—58, so weit die statistischen Erhebungen unsere Nachweise sicher stellen, sind im Ganzen 31,700 Menschen aus Mecklenburg-Schwerin überseeisch ausgewandert, durchschnittlich also jährlich 3962 Menschen, d. i. 0,72 Procent der ganzen Bevölkerung oder $^{8}/_{11}$ des natürlichen Ueberschusses aller jährlich Geborenen über alle jährlich Gestorbenen. Dazu auch ist die Zahl solcher, welche in andere deutsche Länder übergehn, zumal um in diesen Grundbesitz zu erwerben, also Capitalien aus dem Lande entführend, eine bedeutende, während die Einwanderung aus gleichem Grunde bei der geringen Zahl disponibler Landgüter weit geringer ist. — Es muß demnach wiederholt werden:

Die auf dem Principe der Untheilbarkeit beruhenden und durch die landständische Verfassung Mecklenburgs auf demselben erhaltenen großen Gutsbesitzungen, welche die Bildung eines kräftigen Mittelstandes überall verhindern, sind die erste Ursache aller dieser Erscheinungen, welche das Land politisch und social nicht nur nicht kräftigen können, sondern geradezu schwächen müssen.

Diesen unseren Schlüssen scheint ein Umstand zu widersprechen, auf welchen von Seiten der Freunde des Bestehenden immer wieder hingedeutet wird, und welchen wir aus diesem Grunde schon nicht mit Stillschweigen übergehn dürfen. Sie leugnen, daß der durchschnittliche, mittlere Wohlstand der Bevölkerung sinke oder sich nicht vermehre, indem sie darauf hinweisen, daß der allgemeine Wohlstand des Landes sich jährlich mehre, wie vornehmlich der niedrige Zinsfuß und die große Beliebtheit der Landgüterhypotheken Mecklenburgs im Auslande beweisen. Sie sagen weiter: „Wäre das Land durch die Gesetzgebung nicht vor der Theilung seiner großen Güter gesichert, wäre es dem Industrialismus (wörtlich!) verfallen, so würde der Gesammtwerth seines Bodens die jetzige Höhe nicht erreichen, namentlich der Zinfuß bedeutend steigen und ebenso der allgemeine Wohlstand sinken.“ Es wird leicht sein, in diesen Aeußerungen das Falsche vom Richtigen zu sondern. Das Falsche liegt

Digitized by Google

offenbar darin, daß der Wohlstand einzelner Weniger (der Gutsbesitzer ꝛc.) mit dem allgemeinen Wohlstande des Landes identificirt und hieraus sogar der Begriff eines mittleren Wohlstandes auf den Kopf unsrer Bevölkerung abgeleitet wird. In jedem andern Lande, wo wirklich ein Mittelstand besteht, würde dies eher thunlich sein und es geschieht zum Zwecke statistischer Uebersichtlichkeit und Vergleichung. Niemandem aber wird es mit Recht einfallen dürfen, eine solche Mittelzahl, welche nichts anderes als die Darstellung eines abstracten Begriffes ist, als eine die Wirklichkeit darstellende zu betrachten. Um so weniger in Mecklenburg, wo die Mittelclasse fast ganz fehlt. Hier ist vielmehr dasjenige Vermögen, welches als Nationalvermögen in diesem Falle betrachtet werden soll, nichts weiter als das Vermögen von 623 Gutsbesitzern; der Zinsfuß, von welchem die Rede ist, ist derjenige, welcher eben jenen 623 Gutsbesitzern als solchen zu Theil wird, während es mehr als bekannt ist, daß die Industriellen des Landes nicht nur, sondern auch die Besitzer kleiner Landstellen, namentlich die kleineren Erbpächter, selbst auf mittelgute Hypothek nur sehr schwer und nur gegen hohen Zins Credit zu beschaffen vermögen. In der Wirklichkeit stellt sich diese Sache nicht nur nicht so dar, wie man sie schildern möchte, sondern grade umgekehrt: Je größer das Vermögen und der Credit jener 623 Personen, desto geringer sind das Vermögen und der Credit aller übrigen Landesbewohner. Vergegenwärtigen wir uns den wirklichen Zustand. Jene 623 Gutsbesitzer sind im Besitze eines Areals, welches nach jetzigen Preisen einen Werth von ca. 118 Mill. Thlrn. repräsentirt. Darauf ruhen etwa (kaum!) 55 Mill. Thlr. hypothekarischer Schulden, so daß ihr gesammtes Reinvermögen ca. 63 Mill. Thlr beträgt oder im Durchschnitte jeder Gutsbesitzer ein Reinvermögen von 100,000 Thlrn. repräsentirt. Daß solche Leute, zumal bei der ausgezeichneten hiesigen Hypothekenverwaltung und ferner deshalb, weil die Besitzungen augenscheinlich noch nicht die letzte Stufe ihres wahren Werthes erreicht haben — daß solche Leute Credit haben müssen und Geld gegen niedrigen Zinsfuß reichlich erlangen können, ist eine selbstverständliche Sache. Ebenso erkennbar ist aber auch, daß jener Credit und jener Zinsfuß nichts auf die Allgemeinheit Bezügliches sein können in einem Lande, wo 620 reichen Gutsbesitzer-62,000 arme Tagelöhnerfamilien ohne alles und jedes Vermögen und ohne allen Credit gegenüberstehn. Es ist sogar eine bekannte Erscheinung, daß bei sinkendem Zinsfuß für Landgüterhypothek hier zu Lande der Zinfuß für städtische Grundstücke zu steigen pflegt (ein Umstand, welcher jetzt grade stattfindet). Was man zum Lobe der bestehenden Verhältnisse gern denjenigen, welche die hiesigen Verhältnisse nicht genauer kennen, plausibel machen möchte, ist demnach nicht stichhaltig. Es geht in Mecklenburg grade wie in andern Ländern, und es kann getrost behauptet werden: Wäre durch eine größere Theilung von Grund und Boden die Zahl mittelgroßer Besitzungen vermehrt, eine

Digitized by Google

größere Menge wohlhabender ländlicher Familien erschaffen und — was eine sichere Folge davon sein würde — eine intensivere Bewirthschaftung des Areals herbeigeführt; würde in Verbindung damit und in Folge zweckmäßiger Staatsreformen die Industrie einen höheren Aufschwung nehmen, so würden ohne Zweifel größere Capitalien auf die Landesproduction verwandt, die Nachfrage nach solchen würde bedeutender sein, der Zinsfuß unbedingt steigen; aber — der Wohlstand würde trotzdem zunehmen, er würde allgemeiner und größer werden.

So lange die ständische Verfassung Mecklenburgs im Bestande bleibt, ist eine größere Zertheilung des Areals gar nicht denkbar und möglich; die politische Stellung der Ritterschaft beruht auf dem großen Grundbesitze, steht und fällt mit diesem. Mit der ständischen Verfassung im Zusammenhange steht, wie oben gezeigt wurde, auch das Stehenbleiben resp. Rückwärtsschreiten in den verschiedenen andern Richtungen des politischen und socialen Lebens des Landes. Andrerseits macht die Nothwendigkeit eines verständigen Fortschreitens, der Reform nach allen Seiten hin sich täglich mit größerem Gewichte fühlbar; die Kluft zwischen dem antiquirten Standpunkte des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs und der Gegenwart öffnet sich immer weiter. Es entsteht die Frage und ist dringend nahe getreten, wie diese widerstreitenden Verhältnisse zu einem glücklichen und befriedigenden Austrage gebracht werden können.

Oder sollte das Bestehende auf die Dauer trotz alledem, dem Willen und der Macht Weniger gemäß, noch zu erhalten sein? Ist es denkbar, daß eine Vertretung bestehn bleiben könne, welche während ihrer ganzen Dauer nicht einmal vermocht hat, ihr Verhältniß zur Landesverwaltung, noch auch das Verhältniß der einzelnen Landstände unter sich und zu den ständischen Behörden in genügender Weise festzustellen? Zwischen den Ständen und der Staatsgewalt sind eine Menge von Differenzen entstanden, die wahrlich nicht immer unwichtig sind, die man aber nach dem Geschäftsausdrucke hat, „auf sich beruhen lassen," vielleicht aus dem Grunde, damit weitere Nachforschungen und richterliche Untersuchungen nicht zu einem unerwünschten Resultate führen? Wie vertrüge sich das mit der Gerechtigkeit? Und nun die Differenzen unter den Landständen selbst, nämlich unter dem ritterschaftlichen Theile derselben! Ist doch das Verhältniß der adligen zu den bürgerlichen Rittern ein völlig abnormes, der Begriff einer Gleichberechtigung beider noch niemals zur Geltung gekommen. Es herrscht eine förmliche Indignation auf Seiten des Adels über die Anmaßung der bürgerlichen Gutsbesitzer, dieser Eindringlinge, die sogar Miene machen, sich um speciell adlige Angelegenheiten (zu welchen u. A. auch die Verwaltung der Landesklöster gehört) zu bekümmern. Es wird ihnen zwar auf jedem Landtage gesagt, daß sie mit diesen Sachen nichts zu thun haben, aber sie lassen dennoch nicht ab, sich in dieselben zu mischen.

Digitized by Google

Es ist schier lächerlich, daß sie sich anmaßen können, mit hinein zu sprechen, wenn z. B. der Adel die große That der Reception (auch diese gehört zu den regelmäßigen Landtagsangelegenheiten) ausführt. Mehr als lächerlich aber ist es, wenn von ihnen auf eine Untersuchung und Beseitigung der Adelsacte gedrungen wird u. s. w. — Hinsichtlich der ständischen Behörden ist deren Machtbefugniß und der Umfang ihrer Berechtigungen sehr oft dem Zweifel unterworfen. Es fehlt durchaus eine bestimmte Geschäftsordnung, und es geschieht zuweilen, daß in einem Falle sehr Viele über das, was ordnungsmäßig ist, zweifelhaft sind. Man hält sich alsdann an das „Herkömmliche"; der Modus, welcher sich aus früheren Zeiten gebildet hat, vertritt die Stelle einer Geschäftsordnung, und er wird nach Grundsätzen gedeutet, deren Ursprung man um hundert Jahre zurück zu suchen hat.

Es konnte nicht fehlen, daß sich gegen alles dies abweichende Meinungen auch im Schooße der Stände selbst erhoben. Dieselben gestalteten sich allmälig zu einer Art Opposition, die aber nur gegen die Vorrechte des Adels gerichtet war und wesentlich den Zweck hatte, die Rechte aller Landstände möglichst gleich zu stellen. Eine das Beste des Allgemeinen, die Reform des Bestehenden, den Forschritt ins Auge fassende Opposition hat Mecklenburg bis auf den heutigen Tag unter seinen Landständen, nicht gekannt. Deshalb wurde den oppositionellen Landständen die sich freilich gern, ohne es zu sein, „liberale" nennen ließen, von Seiten der Bevölkerung wenig Sympathie entgegengetragen; deshalb blieb ihre Zahl immer nur gering, denn was liegt den bürgerlichen Gutsbesitzern ihrer Mehrzahl nach am Gewinn einiger Vorrechte, daß sie zu deren Erringung Zeit und Geld opfern sollten? Die weitaus meisten von ihnen besuchten den Landtag gar nicht, während das Volk höchstens den „liberalen Rittern" sich nicht zu Dank verpflichtet fühlte.

Schon dies beweist, daß eine Opposition, welche Fortschritt und Reform will, auch in Mecklenburg nothwendig ist. Aber dieselbe muß von dem Punkte ausgehn, wo sie ihren Boden im Volke hat, wo das beginnt, was dem Lande d. h. allen seinen Bewohnern nothwendig ist. Wir haben zu zeigen versucht, daß dies einzig und allein eine gründliche Umgestaltung der Verfassungsverhältnisse sein kann, welche den Bedürfnissen des Staates und der Neuzeit entspricht. Denn darüber darf man sich nicht täuschen, eine Beseitigung der landständischen Verfassung ist nothwendig. So lange sie besteht, ist nicht die geringste Reform selbst der lästigsten Zustände, nicht der kleinste Fortschritt auf der Bahn weder des politischen, noch des socialen, noch des religiösen Lebens zu erwarten.

Im August d. J. ist von 82 landtagsfähigen Gutsbesitzern, darunter 2 adligen, der Antrag an den nächsten, im November d. J. zusammentretenden Landtag gestellt:

Digitized by Google

„Stände wollen beschließen, daß man die Landesherren ersuchen wolle, die nothwendigen Schritte zu thun, um den mecklenburgischen Staaten eine Repräsentativverfassung zu verleihen."

Damit ist der richtige Anfang zum wünschenswerthen Ziele gemacht. Der nächste Landtag wird diesen Antrag, welchem sich ohne Zweifel noch mehrere Landstände anschließen werden, zu berathen haben. Ganz sicher wird derselbe für diesmal und vielleicht noch auf längere Zeit eine Zurückweisung von Seiten seiner compacteren und besser geleiteten Gegner erfahren. Das schadet aber nichts, wird vielmehr die Zahl seiner Anhänger stärken. — Möge die obige Auseinandersetzung eine Mahnung zum kräftigen Zusammenstehn und zum Beharren auf dem eingeschlagnen Wege sein! λ.

Das Handwerk im Alterthume.

2.

Der Ausgang des peloponnesischen Krieges mag manchem Athener die Augen geöffnet haben über das Eitle menschlicher Berechnung; trotzdem konnte man sich zur Rückkehr auf den Weg, der allein zum Heile führen konnte, nicht entschließen. Oder sollte etwa das Volk der Geldspenden entsagen, um sie zur Ausrüstung der Flotte oder eines Bürgerheeres zu verwenden? Gab es nicht Söldner, Banausen, die den Krieg recht eigentlich als Handwerk betrieben? Sollte man gar auf den Genuß verzichten, sich im Theater amusiren und den Pomp der Festzüge anstaunen zu können. Was war es auch um den Verlust von Potidäa und Amphipolis und um die Ehre, die man preisgegeben, so lange der Friede des Philokrates diesem souveränen Volke die Fortdauer der gewohnten Bequemlichkeiten verbürgte? Mochte doch Demosthenes eifern und zum Anspannen aller Kräfte mahnen; hatte er recht schön geeifert und sah man das ein, so belohnte man ihn mit einem goldnen Kranze und war mit sich zufrieden, daß man großes Verdienst großartig anerkannt hatte. Auf eine Aenderung der Lebensweise hatte dies keinen Einfluß. Die Anstrengungen von Chäroneia und von Krannon waren vergeblich: sie kamen zu spät und ermangelten durchgreifender Energie und Wachsamkeit. Für ein solches Geschlecht dünkt uns die makedonische Herrschaft ein Segen.

Man konnte und man wollte nicht mehr arbeiten. Hatte doch Socrates gelehrt, daß die Schmiede, Zimmerleute, Schuster, wie großes Geschick in ihrem Gewerbe sie auch besitzen möchten, nichts destoweniger Sklavenseelen hätten und nicht wüßten, was schön, gut und gerecht sei. Hochherzigkeit und edle Gesinnung suche man bei ihnen vergeblich. Aehnlich urtheilt Plato über die Handwerker: in seinem idealen Staate wird den Gewerbetreibenden eine sehr gedrückte Stellung zugewiesen, und auch bei Aristoteles unterscheiden sich die Techniten oder Banausen und Tagelöhner von den Sklaven nur dadurch, daß diese Einem, jene hingegen Jedermann dienen. Denn durch die Handarbeit, meint der gelehrte Stagirit, würden Geist und Körper abgestumpft und rohe ungeschlachte Leute geschaffen: sie würdige den Freien herab, und daher dürfe weder der gute Staatsmann noch der gute Bürger sich mit ihr befassen. Hätten die hellenischen Philosophen geahnt, daß etwa zweitausend Jahre später grade unter denen, die sich der Fertigung von Schuhwerk befleißigen, einige sehr bedeutende Geister aufstehen würden, von denen einer, ein Sohn der deutschen Stadt Nürnberg, sich als Poet keinen kleinen Ruhm erwarb, während ein andrer, der görlitzer Schuster, noch den bedeutendsten Weisheitslehrern unsers Jahrhunderts Achtung abnöthigte; ich glaube, sie würden wenigstens von den Schustern nicht gesagt haben, daß ihnen der Sinn für das Schöne, Gute und Gerechte fehle. Doch jene Männer waren Hellenen, und wir können es nur natürlich finden, daß sie ihre hellenische Denkart auch in ihren Philosophemen nicht verleugneten, die Niedrigkeit des Handwerks gewissermaßen a priori zu construiren suchten. Gleichwol fragen wir verwundert, wie es kam, daß auch diese Banausen ohne höhern Sinn sich nach den Theatern drängten, wie sie Geschmack finden konnten an den tiefen und dunkeln Chorgesängen äschyleischer Dramen oder an der moralisirenden Tragödie des Euripides, die selbst Leuten, die man nicht grade roh und ungeschlacht nennen wird, mitunter langweilig erschienen ist. Oder sollte etwa Sophokles nur für die drei obersten Schätzungsclassen gedichtet haben, ähnlich wie jene Arbuscula des Horaz für ihre mimischen Darstellungskünste nur auf den Beifall der römischen Ritterschaft rechnete? Wir glauben gern, daß Sokrates und seine Schüler ihre Zeitgenossen besser zu beurtheilen verstanden, als wir es heute verstehn, aber es will uns fast bedünken, daß ihr Urtheil härter war als billig.

Es ist leicht begreiflich, daß unter diesen Umständen es dem freien, ehrenwerthen Athener außerordentlich erschwert wurde, sich trotz der Vortheile, die er als Bürger den Schutzverwandten und Sklaven gegenüber hatte, zur Betreibung eines Handwerks zu entschließen. Allerdings war er von der nicht eben sehr hohen Kopfsteuer, welche die Metöken und Sklaven oder für letztere deren Herrn an den Staat zu zahlen hatten, befreit; ebenso wurde von ihm eine Gewerbesteuer, wie sie wenigstens die Schutzverwandten und vermuthlich

Digitized by Google

auch die nicht geringe Zahl der Freigelassenen entrichteten, nicht verlangt, und von einer zunftmäßigen Gebundenheit des Handwerkerstandes endlich finden wir in Griechenland nirgends sichre Spuren. Denn wenn Herr von Cassagnac in seiner Geschichte der arbeitenden Classen die Existenz von Zünften mit bestimmten Privilegien in ähnlicher Weise, wie sich im Mittelalter ein zünftiger Gewerbsbetrieb ausgebildet hatte, zu behaupten und auf die solonische Verfassung oder gar auf die mythische Zeit des Theseus zurückzuführen scheint, so dürfte diese wie manche andre Behauptung des genannten Herrn sich schwerlich tiefer begründen lassen, als auf eine lebhafte Einbildungskraft und eine forcirte Auffassung der Verhältnisse des Alterthums. Die Hetärien sind geschlossne Vereine ganz andrer Art: schon das Zusammenleben und Zusammenarbeiten von Freien und Halbfreien, noch mehr aber die Beschäftigung einer so großen Anzahl von Sklaven konnte der Entwicklung von Zünften, die bekanntlich sich weder über Nacht bilden, noch auch über Nacht sich auflösen lassen, günstig sein. Nicht einmal das Bestehn irgend welcher Handwerksgenossenschaften, mag ihr Zusammenhang auch ein noch so loser gewesen sein, läßt sich nachweisen; wenigstens muß, wenn in früherer Zeit solche wirklich existirten, der oft sehr großartige Fabrikbetrieb wohlhabender Sklavenbesitzer zerstörend auf sie gewirkt haben, wie in gleicher Weise die dreifache Gliederung des modernen Handwerkerstandes in Meister, Gesellen und Lehrburschen durch die Sklaverei von selbst ausgeschlossen ist.

Allein auch die ausgedehnteste Gewerbefreiheit konnte den ärmern Bürger nicht in den Stand setzen, die Concurrenz der Schutzverwandten, die ihre ganze Thätigkeit ihrem Handwerke widmen konnten, und der großen Fabrikherrn auszuhalten. Sie mußte im Gegentheil, wie sie dem Interesse dieser förderlich war, nachtheilige Folgen für jene haben, und wenn selbst in unsern Tagen die Vertreter deutschen Gewerbes auf einem deutschen Handwerkertage in der Metropole deutscher Bildung mit unverholner Begeisterung von den Segnungen des Zunftzwangs gesprochen haben, so mochte dem kleinen griechischen Bürger der Mangel innungsmäßiger Privilegien wol zuweilen einen Stoßseufzer auspressen, wenn uns auch mit Ausnahme der obenerwähnten Klagen der Phoker gegen Mnason weiter keine positiven Berichte hierüber erhalten sind. Zugleich in der Werkstätte und für das Staatswohl zu arbeiten ging nicht gut an, und selbst wenn es ein betriebsamer Bürger ermöglicht hatte, so mußte er erwarten, daß bei den nächsten Dionysien ihn ebenso der Spott eines Komödiendichters traf, wie den Reiteroberst Diitrephes, weil er früher Flaschenkörbe geflochten, oder den Kleon und dessen Genossen und Erben in der Demagogie Hyperbolos, trotzdem daß der erstere wol schwerlich jemals viel Häute gegerbt und der letztere gewiß nicht oft bei der Fertigung von Lampen selbst Hand angelegt hatte.

Digitized by Google

Und was von Athen galt, dürfen wir für ganz Griechenland im Allgemeinen als maßgebend ansehn. Die banause Thätigkeit ward von den freien Bürgern möglichst gemieden. In Theben wurde durch ein Gesetz, nach welchem jeder von Staatsämtern ausgeschlossen war, der sich nicht zehn Jahre aller Gewerbe enthalten hatte, das Handwerk indirect den Unfreien und Fremden überwiesen, und in Thespiä verlor der Freigeborne, der sich etwa damit beschäftigte, die Achtung seiner Mitbürger. Die Argiver scheinen in der Steinmetz- und Zimmerarbeit so wenig Erfahrung besessen zu haben, daß sie zum Bau ihrer langen Mauern Arbeiter von Athen beriefen; die weichlichen Sybariten gingen sogar so weit, daß sie Schmiede und andre, deren Arbeit Geräusch verursachte, nicht innerhalb der Thore ihrer Stadt dulden wollten. In Athen beantragte Diophantos, in Nachbildung, wie es scheint, der oben erwähnten epidamnischen Einrichtung, daß der Staat zur Beschaffung aller Handwerksarbeiten für öffentliche Zwecke nur Sklaven verwenden sollte, welcher Antrag indeß als dem Geiste der solonischen Gesetzgebung gar zu sehr widerstrebend abgelehnt wurde, wie denn überhaupt der athenische Fiscus, der Sklaven genug besaß, dieselben wol als Gensdarmen oder Polizeisoldaten, als Ausrufer, Schreiber, Büttel, Gefangenwärter, Nachrichter u. dgl., sowie im Kriege und als Arbeiter in der Münze beschäftigte, niemals aber Handwerkssklaven zu fabrikmäßigem Betriebe gehalten zu haben scheint.

Dem armen Bürger blieb nun zwar, wenn er trotz der Concurrenz in Folge der Gewerbefreiheit und trotz des moralischen Druckes, der auf dem Banausen ruhte, sich zu handwerksmäßiger Thätigkeit entschließen konnte, die Möglichkeit sein Brod ehrlich zu verdienen, in den meisten Staaten offen, und mancher, der es auf das Naserümpfen seiner Mitbürger ankommen lassen wollte oder mußte, mag einen leidlichen Ewerb gehabt haben, zumal da freie Arbeit in der Regel besser ist als Sklavenarbeit, der besonders, wenn sie fabrikmäßig betrieben wird, feinere Geschicklichkeit und Erfindsamkeit, sowie Eifer und Interesse zunächst abgeht. Einem fleißigen Manne gelang es wol zuweilen, nachdem er einige Zeit als Handwerker selbst thätig gewesen, sich so weit emporzuarbeiten, daß er in seiner Werkstätte Sklaven beschäftigen und von jetzt an seine Zeit dem Staatswohle widmen konnte. Allein im Allgemeinen werden solche Fälle nicht häufige Ausnahmen gebildet haben, und auch da war, wie aus dem Obigen erhellt, wol erst der Sohn oder Enkel eines solchen Emporkömmlings vor den pikanten Witzen der Komödie sicher. Vielmehr scheinen die freien Bürger, die ein Handwerk betrieben, den Unfreien immer näher getreten zu sein und das Proletariat in erschreckender Weise verstärkt zu haben, bis Antipater nach der Schlacht bei Krannon von den einundzwanzigtausend atheniſchen Bürgern zwölftausend, die das erforderliche Minimum von zwei-

Digitized by Google

tausend Drachmen (500 Thaler) nicht besaßen, des Vollbürgerrechts für verlustig erklärte.

Was endlich die größere oder geringere Vollkommenheit der einzelnen Handwerke, wie sie zum Theil von Freien, zum bei weitem größern Theil aber von Halbfreien und Sklaven betrieben wurden, betrifft, so mag der Mangel des Zunftzwanges und die früh eingeführte Fabrikarbeit anfangs wol nachtheilig auf ihre Entwicklung eingewirkt haben. Die Güte der Waare, ihre Feinheit und Dauerhaftigkeit mag, da der ungebildete Sklave etwa von den Ufern des Don so gut wie der feingebildete Korinther ohne vorhergegangene Prüfung sich in der Bereitung von Thongefäßen versuchen durfte, wol manches zu wünschen übrig gelassen haben; doch mußte sich dieser Nachtheil bald ausgleichen, wenn man fand, daß für die korinthische Thonwaare ein viel besserer Absatz und ein weit höherer Preis erzielt wurde als für das rohe Machwerk des ungeschickten Sarmaten. Doch der Sarmate richtete sich sehr bald ein, und es wird im Gegentheil das Zusammenarbeiten von Sklaven aus den verschiedensten Ländern, deren jeder oder doch sehr viele das Verfahren bei dem Handwerk in ihrer Heimath mit nach Hellas brachten, höchst vortheilhaft für die Ausbildung der Gewerbsthätigkeit gewesen sein. Es bewahrte vor Einseitigkeit und vor der Ansicht, die zunftmäßiger Betrieb zu fördern geneigt ist, daß, weil der Großvater dem Topfe diese Gestalt gegeben habe, der Enkel ihm nicht wol eine andre geben dürfe. Wir können überzeugt sein, daß zu Perikles Zeiten der Kerameikos in Athen bessere und geschmackvollere Arbeit lieferte als damals, wo Solon die Verhältnisse der Athener ordnete, und als der Phalereer Demetrius Gesetzmäßigkeit und Ordnung in dem öffentlichen und Privatleben der Weltstadt wieder herzustellen suchte, hatten die Erzeugnisse des atheniischen Topfmarkts ohne Zweifel einen noch höhern Grad von Trefflichkeit erlangt.

So ist es auch gekommen, daß trotz der an und für sich meist schlechten Sklavenarbeit und der minder feinen Erzeugnisse des Fabrikbetriebs, welche Nachtheile indeß der kundige Grieche mit glücklichem Geschick zu beseitigen und zu Vortheilen umzukehren wußte, fast jedes hellenische Land in dem einen oder andern Gewerbe Vorzügliches leistete. Es kann natürlich nicht unsre Absicht sein, sämmtliche Handwerke, wie sie der Grammatiker Pollux uns verzeichnet hat, hier in Betracht zu ziehn. Wir heben nur Einiges von besonderm Interesse hervor.

Daß die atheniische Töpferwaare sehr geschätzt wurde, ist soeben bemerkt worden; thönerne Gefäße, vermuthlich mit dem Bilde einer Eule als Kennzeichen versehn, um die Echtheit zu constatiren, wie der blaue Adler des berliner Fabricats und die gekreuzten Schwerter der noch höher geachteten Waare Meißens, bildeten einen sehr bedeutenden Ausfuhrartikel des attischen Handels. Ihre geschmackvolle Form und kunstreiche Verzierung mit allerhand Figuren wurde besonders gerühmt. Dennoch fanden die atheniischen Töpfer an den

Digitized by Google

Samiern nicht zu mißachtende Concurrenten: die Vasa Samia empfahlen sich ebenfalls durch schöne Form und reiches Bildwerk. Auch Korinth, wo der Sikyonier Dibutades die Töpferscheibe erfunden haben soll, die gewerbfleißige Insel Aegina, Sikyon, Knidos und mehrere sicilische und unteritalische Städte lieferten vortreffliche Erzeugnisse der Thonbildnerei. Selbst Lakonien blieb hierin nicht zurück. Berühmt waren die Becher, die man dorther bezog, wie denn überhaupt die Periöken, in deren Familien gewisse Handwerke erblich gewesen zu sein scheinen, obschon auch hier schwerlich an Zünftigkeit zu denken ist, durch betriebsame Gewerbsthätigkeit sich auszeichneten: Wagen, Waffen, Schuhzeug, Mäntel und andre lakonische Fabricate waren auch im Auslande wegen ihrer Güte beliebt. Ebenso thaten sich in den höhern Künsten der Toreutik und Erzgießerei manche unter ihnen so hervor, daß die Kunstgeschichte ihre Namen erhalten hat; denn daß Chartas, Syadras, Dontas und andre Holzschneider oder Erzbildner nicht Spartiaten gewesen sein können, wie sogar alte Schriftsteller gemeint haben, versteht sich von selbst.

Mutterstadt der Metallarbeiten war Sikyon. Aber auch die Korinther lieferten vortreffliche Gefäße aus dem nach ihrer Stadt benannten Erze, zu dem die Materialien in den benachbarten Bezirken von Argolis zu Tage gefördert wurden. Nicht minder berühmt durch die Fertigung eherner Geräthschaften war Delos. Leuchter, Spangen und andre Metallwaare erhielt man aus Aegina, Kessel und Schilde von den Argivern. Die Waffenschmiede Athens, zu denen auch Demosthenes wenigstens als Fabrikherr zu zählen ist, mögen kundige Meister gewesen sein: eines besondern Rufes unter ihnen genossen die Panzerschmiede. Die Schwerter, die auf der Insel Euböa gefertigt wurden, waren gesuchte Artikel, gleicherweise die Schilde und Helme böotischer, die Wurfspieße ätolischer, die Schleudern akarnanischer, die Bogen kretischer Werkmeister. Daß Gold- und Silberschmiede, sowie Juweliere im Alterthum womöglich noch mehr in Anspruch genommen wurden als in der modernen Welt, da eine viel größre Quantität edeln Metalles theils für die Heiligthümer der Götter, theils zum Privatgebrauch Einzelner verarbeitet werden mochte, ist sehr wahrscheinlich; welche Bedeutung die Genossen dieses löblichen Handwerks in Ephesus erlangt hatten, ist allbekannt.

Als Wagner und Stellmacher werden uns Böotier und Sicilier genannt: man unterschied den sicilischen Maulthierwagen von dem einfachen thebanischen. Für Lederzubereitung hat Attika classischen Ruf erlangt. Einen thessalischen Hut trägt die sophokleische Ismene, und der Scholiast bemerkt zu dieser Stelle, daß derartige Kopfbedeckungen in jenem Lande von vorzüglicher Güte gefertigt worden seien.

Wir könnten noch vieles Treffliche anführen, wovon wir durch meist zufällige Notizen alter Schriftsteller Kunde erhalten haben. Wir könnten von

Digitized by Google

den mileſiſchen Zeugen reden, aus denen noch die ſpätern Römer ſich kleidſame Gewänder fertigen ließen, von den ſamiſchen und korinthiſchen Teppichen, von den megariſchen Mänteln oder dem amykläiſchen und ſikyoniſchen Schuhwerk. Selbſt über das ehrſame Schneiderhandwerk in Athen ſind uns Berichte zugekommen, ſowie über die Bäcker von Athen, Samos und Cypern. Daß wir über die wichtige Thätigkeit der Köche, unter denen die eliſchen und ſiciliſchen den erſten Rang einnahmen, genau unterrichtet ſind, darf uns nicht Wunder nehmen, da ſelbſt Philoſophen dieſe Kunſt durch gaſtrologiſche Schriften zu fördern ſuchten. Die wiſſenſchaftliche Kochkunſt erhöhte das Selbſtgefühl der ausübenden Meiſter. Allein es bedarf dieſer einzelnen Anführungen wenig. Von einigen Handwerken, wie von dem der Steinmetzen, haben wir noch die ſicherſten Zeugniſſe, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit ſie gediehen ſein müſſen, in den bewunderten Bauwerken des griechiſchen Alterthums; andere hingegen, wie etwa die Bereitung von Salben oder auch das ehrſame Barbierhandwerk können uns hier wenig intereſſiren. Jedenfalls leiſteten auch ſie in ihrer Art Vorzügliches, und die Barbierläden waren obendrein wie die Werkſtätten mancher andern Banauſen der Verſammlungsort von Neugierigen, Faullenzern und jungen Roués aus vornehmen Familien, die hier über Tagesneuigkeiten plauderten, ſich an der chronique scandaleuse erbauten oder mit Philoſophen über die höchſten Probleme des Wiſſens oder der Moral disputirten. Die Bedeutung dieſer Läden oder Werkſtätten als Leschen würden mehr in einer Sittengeſchichte des Alterthums am Platze ſein.

Wie groß aber auch die Vorzüglichkeit der Erzeugniſſe banauſer Thätigkeit ſein mochte, ſie verſchaffte den Schöpfern dieſes Vorzüglichen, den Handwerkern, nirgends höhere Achtung oder Geltung in der bürgerlichen Geſellſchaft. Etwas andres natürlich war es, ſobald künſtleriſche Geſtaltung an die Stelle handwerksmäßiger Production trat, obſchon auch in dieſem Falle, zumal wenn die Kunſt auf Erwerb ausging, bis in die letzten Zeiten des Griechenthums zwiſchen Künſtler und Banauſen häufig nur ein geringer Unterſchied gemacht wurde. Ein freier geachteter Handwerkerſtand als ſolcher hat alſo unter den Hellenen nie beſtanden, wenn auch in Zeiten, wo das Bürgerthum entwerthet war und die Noth zur Arbeit zwang, viele ſogenannte Bürger ſich zu banauſer Thätigkeit verſtanden. Was zu den Zeiten des peloponneſiſchen Krieges galt, das galt noch immer, das galt vielleicht erſt recht kurz vor dem Verſinken Griechenlands in Pedanterie oder Barbarei. Wenn aber jemand ſich auf die Stelle in dem Epitaphios des Perikles berufen wollte, wo dieſer große Staatsmann ſagt, daß in Athen nicht das Bekenntniß der Armuth für ſchimpflich gelte, wol aber, wenn man der Dürftigkeit durch Arbeit nicht zu entgehn ſuche, ſo kann dieſe Berufung den ſprechenden Thatſachen gegenüber nichts beweiſen, um ſo weniger da ſie ſich auf eine Leichenrede ſtützt. Daß mit einer

Digitized by Google

niedern Beschäftigung auch eine niedere Gesinnung verbunden sei, blieb Glaubenssatz des hellenischen Volkes, den sich auch die hellenische Welt nur zu sehr angeeignet zu haben scheint.

Ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt gibt uns an seiner eignen Person ein bemerkenswerthes Beispiel. Ein junger Mann von geringer Herkunft, weder atheniſcher Bürger noch Spartiat, auch nicht in Hellas geboren, sondern fern an den Ufern des Euphrat in Samosata, vermuthlich nicht einmal von griechischer Abstammung, wird von seinen Freunden veranlaßt, das in der Familie heimische Gewerbe eines Bildhauers, vielleicht auch nur eines Steinmetzen zu ergreifen. Der Jüngling aber fühlt einen ganz andern Beruf in sich, und in der Aufregung, in welche er geräth bei dem Zwiespalte zwischen kindlichem Gehorsam und höherer Pflicht, erscheint ihm ein Traumbild. Es tritt die Bildhauerkunst auf in einer schmutzigen Gewandung, mit Marmorstaub bedeckt und mit Schwielen an den Händen. Sie verspricht ein reichliches Auskommen und einen starken Körper und erinnert an den Ruhm des Phidias, Polyklet und andrer Meister. Ihr folgt die höhere Bildung oder Wissenschaft auf dem Fuße, welche dem Jüngling, der ihr längst schon geneigt ist, mit gar wenig Bescheidenheit zu Gemüthe führt, wie er als Bildhauer immer nur ein Handwerker, ruhmlos, einer aus dem großen Haufen, kurz ein Mensch von gemeiner Gesinnung sein werde. Selbst wenn er als ein zweiter Phidias oder Polyklet Staunenswerthes schaffen sollte, so werde zwar jeder seine Kunst bewundern, aber kein Vernünftiger wünschen an seiner Stelle zu sein. Denn wie geschickt er auch sein möge, er werde immer nur ein Lohnarbeiter, ein Banause sein.

Daß Lucian — denn er war dieser Jüngling — sich für die Nachfolge der höhern Bildung entschied und größere Ehre darin suchte, die Thorheiten seiner Zeit zu verspotten als in einer Erwerbsthätigkeit, die der damaligen Zeit für gemein galt, ist bekannt. Er mochte es mit Recht thun, denn er hatte in der That einen höhern Beruf. Aber Tausende, die diesen Beruf nicht hatten, dachten wie er und hörten nicht eher auf durch Flucht vor der Arbeit und in Folge davon durch Trägheit, durch Narrheit und durch wirkliche Gemeinheit der Gesinnung den hellenischen Namen zu schänden als bis die Barbaren Alarichs mit der griechischen Cultur auch die Gemeinheit Griechenlands niedertraten und der Sultan der Osmanen endlich den Verkommenen die letzte Schmach anthat durch die Erhöhung des Halbmonds in der letzten Metropole des Griechenthums.

Der Entwicklungsproceß des griechischen Volksthums, wie wir ihn im Vorhergehenden darzustellen versucht haben, zeigt uns zwei eigenthümliche Erscheinungen, die wir in gleich scharf hervortretenden Zügen bei keinem Volke älterer oder neuerer Zeit finden. Einmal nämlich ist die Schnelligkeit, wir

Digitized by Google

möchten fast sagen Hast, mit welcher sich die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des hellenischen Volkes oder vielmehr der einzelnen Völkerschaften bilden und vollenden, ein auffälliger Zug in der Geschichte nationalen Lebens, sodann aber gewahren wir fast durchgängig einen Mangel an Stetigkeit, eine nachträgliche Opposition gegen das rasch und leicht Erreichte, überhaupt einen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, der das begabteste Volk des Alterthums zu einem ruhigen und dauernden Genusse des Errungenen nicht gelangen läßt. Die Spartaner allein machen, wenigstens in früherer Zeit, hiervon eine Ausnahme: bei ihnen entwickelte sich, begünstigt durch die Natur der unterworfenen fruchtbaren und den Bedürfnissen eines einfachen Lebens genügenden Landschaften, Lakonien und Messenien, der Charakter des dorischen Stammes in einer Reinheit, die man nicht mit Unrecht Einseitigkeit genannt hat, und diese spartanische Amathie, wie sehr sie auch den regsamen Korinthern Grund zum Mißbehagen gab (man vergleiche Thucydid. 1, 68), wirkte in der That als wohlthätiges Bleigewicht auf die geniale, aber maßlose Vielseitigkeit, die in Athen gipfelte und ohne diese Einwirkung ein Aufhören der griechischen Selbständigkeit vermuthlich noch früher herbeigeführt haben würde. Thucydides läßt den Kleon in dieser Beziehung ein sehr wahres Wort sprechen (Buch 3, 37), wenn es auch den gewaltsamen Demagogen zunächst am schärfsten trifft. Allein selbst der scheinbar dauerhafte Bau der bedächtigen peloponnesischen Großmacht konnte den nothwendigen Verlauf der Dinge nur um ein Weniges aufhalten oder alteriren; die rasche Beweglichkeit des griechischen Nationalcharakters überwand seit Lysander allmälig die stabile Schwerfälligkeit der Lacedämonier: durch die lykurgische Gesetzgebung war ebenso wenig wie durch die Verfassungen der übrigen griechischen Republiken eine solide staatliche Grundlage gegeben.

Daher der Umstand, daß Griechenland kaum zwei Jahrhunderte lang eine Stellung einnimmt, in welcher es durch ein großes selbständiges Handeln wesentlich in den Gang der Weltereignisse eingreift. Die Aufgabe des griechischen Volkes war weder eine politische, noch in der Hauptsache eine sociale: zu beiden fehlte den Hellenen die Basis. Schon die klimatischen und Bodenverhältnisse des Landes, das sie zunächst inne hatten, waren einer großen compacten Machtentfaltung durchaus ungünstig, und bedingten gegenseitige Abschließung nach Innen neben unablässiger Erweiterung nach Außen, wodurch wir abermals den Widerspruch erhalten zwischen der Prädestination zu einem fortwährenden Particularismus der einzelnen Stämme und dem centrifugalen Drange nach universaler Geltung, welcher dem Griechen sogar die Heimath gleichgiltig werden ließ. Hauptsächlich aber ist die schroffe Scheidung zwischen Freien und Unfreien, zwischen Vollberechtigten und Rechtlosen, die sich allmälig aus dem Volkscharakter heraus entwickelte, und in

Digitized by Google

Folge davon das Nichtvorhandensein eines freien, starken und geachteten Mittelstandes, dessen Kraft auf der Arbeit beruhte, als der Grund anzusehn, weshalb der griechische Geist zu einer gedeihlichen und maßgebenden Wirksamkeit in socialen Fragen unfähig, dagegen auf eine Lösung der ästhetischen Aufgabe des Menschengeschlechts hingewiesen und zu dieser ganz besonders befähigt war. Wir haben schon früher bemerkt, wie die Idee der Kalokagathie den leitenden Grundgedanken für die Bestrebungen des Hellenenthum bildete.

Wesentlich verschieden hiervon treten uns sogleich in ihren Anfängen die Bestrebungen des italienischen Schwestervolkes entgegen, welche zu ihrem Mittelpunkte die Rechtsidee haben. Die Richtung des Nationalcharakters ist hier eine centripetale: selbst als zur Zeit des zweiten punischen Krieges die Römer anfingen, ihre Macht über die Grenzen Italiens hinaus zu erweitern, ja noch als ein halbes Jahrtausend später an den Ufern des Euphrat wie an denen der Donau und am Isthmus zwischen Clyde und Forth von römischen Tribunalen herab römisches Recht gesprochen wurde, da war Rom das Centrum, wo alle Strahlen der Macht, des Gewinnes und des Glanzes convergirten. Selbst der Name Italiens ging unter in dem Alles verzehrenden, glorreichen Namen Roms, und erst Konstantin der Große brach durch Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Byzanz das centripetale Princip und erleichterte dadurch die Auflösung des Weltreichs.

Ein Staat, der einer so großen Machtentfaltung fähig war wie der römische, der trotz aller Entwicklung seiner Kraft nach Außen doch nur in langsamer ruhiger Stetigkeit vorwärts schritt und dabei stets in seinen Mittelpunkt zurückging, ein solcher Staat, sollte man meinen, müßte auf einer Grundlage beruht haben, welche die Frucht harter Arbeit, unmüdlicher Ausdauer und weißer Mäßigung war. Und in der That mag es ein harter Kampf gewesen sein, den die alten patricischen Geschlechter um die Selbständigkeit und Gleichberechtigung ihrer Stadt mit den übrigen latinischen Städten gekämpft haben. Sauer wird es den Plebejern geworden sein bei ihrem Ringen mit dem alten Adel, als sie unverdrossen den fast zweihundertjährigen Rechtsstreit stritten und nicht eher davon ließen als bis das Liciniſche Gesetz die Vorrechte der Aristokratie gebrochen hatte. Mühevoll war die Unterwerfung Italiens, mühevoll der große Kampf mit Karthago, mühevoll endlich die Besiegung der celtischen Völker und das Zurückdrängen der germanischen und pannonischen Nachbarn. Und als der Ehrgeiz über Blut und Gewalt, über Rechtsbruch und Verrath hinwegschreitend sich den Weg bahnte vom curulischen Stuhle zum Kaiserthrone, da erlagen Tausende von Bürgern den Anstrengungen, zu denen das angestammte Rechtsgefühl oder der Glaube an die Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der Dinge sie begeisterte. Die Macht Roms beruhte

Digitized by Google

allerdings auf einer soliden staatlichen Grundlage, wie sie für Griechenland nicht vorhanden war, und diese Grundlage hatte sich gebildet durch die Richtung der Nation auf eine angestrengte Arbeitsthätigkeit und durch die Achtung vor der Arbeit.

Allein wir müssen diesen Satz sofort einschränken durch die Bemerkung, daß nicht alle und jede Beschäftigung mit den Verrichtungen des täglichen Lebens dem Volkscharakter der Römer entsprach und ihre Achtung genoß. Aehnlich den dorischen Bewohnern des südlichen Peloponnes, mit welchen die Italiker überhaupt wol nahe verwandt waren, hatten die Römer ihr Staatswesen auf einer Unterlage erbaut, welche stets eine nothwendige Bedingung jeder großen Machtentwicklung gewesen ist. Aus dem Grundbesitze erwuchs ihnen, wie den Lacedämoniern ihre nationale Größe und Bedeutung: Viehzucht und besonders Ackerbau bildeten für Rom wie für Sparta die vorherrschenden Lebensrichtungen, nur mit dem Unterschiede, daß der stolze Spartiat den Heloten zur Bestellung seiner Aecker zwang, selbst aber zur Vertheidigung seines Besitzthums ausschließlich dem Waffenhandwerk oblag, der ebenso stolze Patricier Roms hingegen es nicht unter seiner Würde hielt, in dürftigem Gewand hinter den Stieren einherzugehn, bis die eilende Gattin dem fleißigen Arbeiter die Toga reichte und der Lictor den Pflug nach Hause geleitete, den der Dictator in der Furche gelassen, als ihn die Botschaft seines Volkes berief, die Pflugschar mit dem Schwerte zu vertauschen. Auch steht Quinctius Cincinnatus nicht allein da: Cajus Fabricius, Curius Dentatus, Marcus Valerius Corvus und Andre werden neben ihm als thätige Landwirthe genannt, welche den Boden der Saturnia Terra mit eigner Hand bestellten, nicht unähnlich den griechischen Königen und Fürstensöhnen der Heroenzeit.

Die Beschäftigung mit diesen ländlichen Verrichtungen scheint das Interesse der alten Römer in so hohem Grade absorbirt zu haben, daß sie von ihrem Landgute wol meist nur zu den Senatssitzungen in die Stadt kamen oder wenn der Staat sonst ihres Rathes, ihrer Stimme oder ihrer Hilfe bedurfte. Die großen und die kleinen Grundbesitzer, mochten sie nun selbst als Ackerbauer und Hirten thätig sein oder nur die Bestellung der Felder und des Viehes leiten und beaufsichtigen, waren ehrenwerthe und würdige Arbeiter, nicht Banausen im Sinne der Griechen. Ihre Bedürfnisse waren ohne Zweifel gering und einfach: die Ackergeräthschaften werden sich die Landleute zum größten Theil wol selbst verfertigt haben, für die Bekleidung sorgte die Hausfrau durch fleißiges Spinnen und Weben, und auch die Bereitung des Brodes war ihre Aufgabe. Die Stätte, wo man sich zum gemeinsamen Familienmahle versammelte oder nach vollbrachter Arbeit sich zur Ruhe legte, war sicherlich auch nicht von so schwieriger Construction, daß es dazu kundiger Baumeister und eines zunftgerechten Maurerhandwerks bedurft hätte: das

Digitized by Google

Familienoberhaupt entwarf den Plan und nahm wol selbst das Richtscheit und die Kelle zur Hand, Söhne, Clienten und Sklaven besorgten den übrigen Bau. Wessen man sonst benöthigt war und wozu die mäßige Erfindungsgabe des Ackerbauers nicht ausreichte, das lieferten die des Grundbesitzes ermangelnden, auf ihrer Hände Arbeit und den täglichen Verdienst angewiesenen dürftigen Bewohner Roms, deren Zahl indeß anfänglich nur gering gewesen sein wird, und was endlich eine complicirte Kunstfertigkeit verlangte, das bezog man aus den benachbarten, in der Cultur schon weiter vorgeschrittenen Ländern, mit denen Rom bereits seit den ältesten Zeiten in einem nicht unbedeutenden Handelsverkehr gestanden zu haben scheint.

Ein Bild aus Irland.

Unter dem Titel „die Insel der Heiligen“ ist soeben (Berlin, 1860, Verlag von Otto Janke) ein neues Reisebuch von Julius Rodenberg erschienen, welches die Beobachtungen und Erlebnisse einer Tour durch Irland mittheilt und manche recht ansprechende Partien erhält. Wir werden zuerst zu alten Freunden in Wales geführt, die der Verfasser uns in einem frühern Werke schilderte, dann nach Dublin hinüber, auf die Wicklow-Berge, nach den Seen von Killarney im „Paradies von Irland“, hierauf nach Limerick und in die Shannongegend, nach Galway und der Seeküste, nach Connamara und in den „wilden Westen“, endlich nach dem protestantischen Norden und Belfast. Scheint es bisweilen, als habe die Dichtung der Wahrheit ein wenig nachhelfen müssen, ist das eine und das andre Abenteuer, diese und jene Bekanntschaft in einer Weise ausgesponnen, die an die Novelle erinnert (wir denken namentlich an das ganze Kapitel, das an den Killarney-Seen spielt), so erhalten wir doch auch viele dankenswerthe Bilder aus der Wirklichkeit. Der Verfasser sieht gut und versteht lebendig zu schildern, sowol die Landschaften als das Volk, dessen Sitten und Zustände. Er hat mancherlei Studien gemacht und seine Urtheile über die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den von ihm besuchten Gegenden sind durchweg verständig.

Indem wir im Folgenden eine Probe seiner Art zu schildern geben, wählen wir einige Bilder aus dem Bereich, welches uns am heutigen Irland am

Digitized by

meisten interessirt. Wir meinen das Verhältniß der celtischen Bevölkerung zu den Engländern. Man weiß, daß der Geist der Weißburschen und Eichenherzen noch nicht ganz ausgestorben, daß der Kampf des Celten mit dem Sachsen noch nicht völlig zu Ende ist, daß der Sachse zwar immer gesiegt hat, wenn er mit dem Celten um Leben, Eigenthum und Cultur rang, daß er Irland aber doch noch nicht ganz besiegt hat. Erst vor zwei Jahren wurde eine Verschwörung entdeckt, die gegen die englische Herrschaft gerichtet war, und erst in diesen Tagen überreichten irische „Patrioten" dem französischen General Macmahon einen Ehrendegen, mit dem er bei Gelegenheit sich sein Königthum auf der Smaragdinsel zurückerobern sollte. Indeß auf solche Kundgebungen hin eine mit Napoleons Hilfe zu bewirkende „Befreiung" Irlands von der britischen Obmacht zu hoffen oder, wenn man will, zu fürchten, wäre thöricht, und wenn jene Deputation an den zukünftigen König der Iren von deutschen Regierungen als Hochverrath bestraft worden wäre, so konnte die englische sich begnügen, sie als Lächerlichkeit zu behandeln.

Wir folgen jetzt dem Verfasser nach Limerick, um uns von ihm zunächst durch die Stadt führen und uns dann ein Beispiel von irischem Patriotismus zeigen zu lassen.

Limerick liegt am Shannon, dem König der irischen Ströme, der, breit sich öffnend wie ein Meer, die großen Provinzen Leinster und Connaught trennt und die großen Seen in Mittelirland mit dem atlantischen Ocean verbindet. Einer von den Armen des Flusses, der Salmon-River trennt es in zwei noch immer scharf geschiedne Hälften: in die irische und in die englische Stadt. Schon die letztere macht keinen wohlthuenden Eindruck, namentlich wenn der Reisende aus dem Osten herkommt. Die Häuser sind unansehnlicher, die Straßen stiller und kahler als dort. Ueberall bemerkt man, daß das Uebergangsstadium aus irischer Nachlässigkeit und Unsauberkeit zu englischer Energie und Reinlichkeitsliebe hier noch nicht durchmessen ist, daß der frische, freudige Arbeitstrieb, der England groß gemacht hat, noch großentheils mangelt. Dennoch ist es ein Abstand wie von Tag und Nacht, wenn man mit dieser englischen Hälfte die irische vergleicht. Der Verfasser sagt:

Die ganze Verkommenheit, den ganzen Schmutz, die ganze Fäulniß des irischen Wesens sollte ich mit einem Blicke überschauen. Es war Sonnabend-Nachmittag und die irische Stadt war voll vom Marktgewühl des gemeinen Volkes. Die Haupt- und Geschäftsstraße derselben, Irish Town Ward, voll von Menschen und Kleinhandel, trug mir sogleich das wüste Geschrei und den unbeschreiblichen Gestank entgegen, welche das krasse Elend zu verbreiten pflegt. Die Häuser, die hier stehn, sind muffige Höhlen, in deren Untergeschossen sich Magazine voll ekelerregender Speisen befinden. Häringstonnen, mit schmutziger Brühe übergossen, sind vor die Thüren gestellt; schimmlige Schinkenschnitte

Digitized by Google

liegen auf den Bänken ausgebreitet, fettige Schaalen mit Kalbseingeweiden und Thierfüßen stehn daneben, flockige Hasenfelle und Gänseflügel hängen rings umher. Eselkarren nehmen die Straßenmitte ein, und halbnackte Menschen umgeben sie. Die Grundflur fast aller Häuser haben Kleidertrödler inne, — jedes dritte Haus wird von einem Pfandverleiher bewohnt. Und — als ob sich selbst bis auf dieses kleinste Anzeichen die Armuth erstreckte — während diese edelste Zunft der Gewerbetreibenden sich sonst durch drei Kugeln über der Thür ankündigt: hier hängt nur eine Kugel aus. Und was für Sachen erblickt man unter derselben! Röcke, deren Aermel kaum noch an einem Faden hängen, Uniformen, in denen ganze Soldatengenerationen schon gesteckt zu haben scheinen, aufgeschlitzte Hosen, Stiefeln ohne Sohlen, Kappen voll Koth, Hemden voll Unrath. Und dabei nun die Kunden, die diese Sachen kaufen: Männer mit eingedrückten Hüten und Lumpenfracks, — Frauen mit nie gewaschenen Gesichtern und nie gekämmten Haaren. Die Straße wimmelt von entsetzlichen Wesen; der ganze Jammer der Menschheit hat sich in seinen grauenhaftesten Gestalten versammelt, und er wird noch grauenhafter durch den Schmutz und jede denkbare Spur der Verwahrlosung, die er an sich trägt. Hier ein Mann ohne Beine, der auf den Händen geht; dort ein Weib, das auf Händen und Füßen, wie ein Thier, über die Straße kriecht. Unter einem Thorweg saßen zwei Dudelsackmänner und machten wechselsweise Musik. Eine Schaar von Lumpengesindel hatte sich versammelt und horchte auf die bekannten Weisen; aber Niemand sang zu den Melodieen, die traurig in der Dunkelheit des Thorbogens verhallten; und als ich mit den Uebrigen stehn blieb, bespritzte mich ein altes Weib, das hinter einem Häringsfaß stand, mit der unangenehmen Lauge. Ich zweifle nicht, daß sie mich für einen Engländer hielt. — Auf einem Stein in der Nähe saß ein Mann, der seine Stiefeln ausgezogen hatte, und neben ihm auf einem niedrigen Holzschemel ein Schuster, der sie flickte. Alle zehn Schritte, auf der offenen Straße, sah man einen Schuhflicker in voller Arbeit, und um ihn herum, an der Erde, standen die „brogues," jene eigenthümlichen Schuhe der irischen Bauern, die mit Lederstreifen über den Füßen wie Sandalen, zusammengeschnürt werden. Das Geschäft ist hier vollständig aus den Häusern ins Freie hinausgetreten; es gewinnt dadurch den Schein des südlichen Lebens, der aber mit dem nassen Nebel, von dem die Steine tropften, und mit den erfrorenen, armseligen Gestalten die Straße sehr jämmerlich contrastirte. Nichtsdestoweniger aber waren allesammt im höchsten Grade darauf erpicht, Geschäfte zu machen; ich selber wurde im Gedränge hundert Mal angehalten. Da waren Mädchen, welche die „berühmten Spitzen von Limerick" ausriefen, und Jungen, die mir Bänder zu Schnürleibchen verkaufen wollten. Auch eine Frau kam, die mir einen eben gefangenen Salm, ein kleines Meerungeheuer in seiner Art, an-

Digitized by Google

trug. Sie verfolgte mich straßenlang mit ihrem Korb und ihrem Geschrei. Limericker Spitzen, Limericker Salme und Limericker Handschuhe sind die drei Artikel dieser Stadt, namentlich die Handschuhe; sie sind von Ruf und Renommée durch ganz Irrland.

Handschuhe waren aber auf dem Sonnabendmarkt der irischen Stadt nicht zu finden; man colportirt sie nur in den besseren Straßen der englischen Stadt, wo die Dinge, die man anfaßt, ein Weniges reinlicher sind. Dagegen trieben sich Knaben in ganzen Haufen herum, welche mit Liederbogen handelten. Hier ist der Markt für die Straßenballade; hier ist das Volk, das sie kauft und leidenschaftlich liebt. Ob sie diese Verse singen, weiß ich nicht; ich glaube es nicht einmal. Aber kein Bauer kehrt vom Sonnabendmarkt in seine Lehmhütte zurück, ohne ein neues Blatt zu den übrigen, die ihren Platz neben dem Gesangbuch und dem Katechismus einnehmen, hinzuzufügen. Die Straßenballade ist der letzte Rest und Ausläufer der irischen Volkspoesie in Irland; sie ist, in ihrer rohen Form und in ihren gemeinen Wendungen, voll von den letzten Ausbrüchen einer einst in ihrer Liebe und ihrem Haß leidenschaftlich schönen Natur, das Einzige, was der gemeine Mann des Westens liest, so weit er überhaupt lesen kann. Eine traurige Literatur ist es, interessant für den Forscher, aber von den schädlichsten Wirkungen für das Volk, dessen hoffnungslosen Zorn sie nährt, anstatt zur Versöhnung hinüberzuleiten. Die Klänge von Moore's sanften Melodieen berühren die Grenze dieses Gebietes nicht mehr; sie leben nur in den Gegenden, wo englische Cultur im Uebergewicht ist, oder wo englische Reisende sie durch häufigen Besuch verbreitet haben. Hier, im ganzen Westen, durch Connaught bis nach Ulster hinauf, herrscht neben den Ueberresten des süßen altirischen Volksgesangs, welcher in manch' einer Hütte der Haide noch lebt, und neben den Erzählungen von Fin Mac Cul und seinen Helden, welche manch' ein Schäfer im einsamen Gebirg noch wiederholt, die Straßenballade. Sie ist fast ausnahmslos von einem dunkeln, verwilderten und rohen Charakter; aber auch in ihren schlechtesten Mustern lebt noch ein schwacher Schimmer der ursprünglich so reich begabten Dichternatur dieses Volkes, und nicht selten springt uns ein Funke entgegen, heiß und glänzend genug, um das Herz auf einmal zu entzünden. Es wird ein sehr bedeutendes Geschäft mit diesen Erzeugnissen der Straßenmuse getrieben; es lebt eine Classe von Menschen in den Städten Irlands davon, sie zu verfassen, zu drucken und zu verbreiten; und es ist rührend genug zu sehn, wie dieses Volk, indem es im großen Strome der englischen Uebermacht untergeht, sich zuletzt noch an den äußersten Zweigen des Baumes festzuhalten sucht, dessen prächtige Krone einst, in vergangenen Tagen, sein Stolz und seine Herrlichkeit gewesen. — Die Balladenjungen ließen sich durch das Gespräch, das ich mit dem Fischweibe gehabt, nicht abschrecken; und Dank ihrem Eifer habe ich eine ganze

Collection der damals gangbaren Straßengedichte als Andenken an den Markt von Limerick mit heimgebracht. Sie sind sämmtlich auf große, schmutzig-gelbe Blätter gedruckt und verläugnen schon durch ihr bloßes Aeußere weder ihre Abkunft noch ihre Bestimmung. Sie tragen in einer von den Ecken den Namen ihres Druckers — von dem Dichter ist nirgends die Rede, so daß sich das Lied, indem es aus dem Bewußtsein des Volkes hervorgeht und dahin zurückkehrt, vollständig als Eigenthum desselben zu erkennen gibt. In einer andern Ecke liest man Bemerkungen wie die folgenden: „Landverkäufer — merkt es Euch, daß S. B. Goggin, der Drucker, fortwährend mit einem vollständigen Vorrath von Bildern und Balladen versehen ist, die allesammt unter seiner eignen Aufsicht angefertigt werden." — Man kann über diese Bemerkungen lächeln; man kann aber auch recht traurig darüber werden. Es geht daraus hervor, daß das poetische Bedürfniß des Volkes geblieben ist, wie es war; und es ist wol ein neues Zeichen seines Unglücks, aber kein Tadel für dasselbe, daß man dieses Bedürfniß nur noch fabrikmäßig befriedigen kann. Was nun die „Bilder" anbelangt, die Meister Goggin empfiehlt, so stellen diese in der Mehrzahl die männlichen und weiblichen Heiligen dar, deren die Insel mehrere Tausende zählt und die den einzigen Schmuck der irischen Bauernhütte bilden. Der Vater, die Mutter, jedes von den Kindern hat seinen eignen Patron, welcher an die Lehmwand oder über das ärmliche Strohlager geheftet und in gewissen Zwischenräumen durch eine neue Abbildung ersetzt wird. Der Rest der Bilder ist von sehr kunstloser Natur, und man sieht selten ein Blatt mit Straßenballaden, das nicht mit einem oder mehreren Beispielen derselben verziert wäre. Da sehn wir „der treuen Liebhaberin Klage", mit dem Sinnbild eines Elephanten darüber. Ueber dem „Fall des Unterrocks" — einer bittren Satyre gegen die Frauen der englischen Städtebevölkerung — sitzt ein Affe; und „der gute Arbeitsmann" ist mit einem Esel bedacht.

Was nun die irischen Straßenballaden anlangt, so bilden sie den hervorragendsten Bestand der sogenannte anglo-irischen Literatur, d. h. sie sind englisch geschrieben und gedruckt, und circuliren nur unter der englisch redenden Bevölkerung Irlands; aber der Geist, den sie athmen, ist ächt irisch. Ihre Gegenstände sind unveränderlich der Abschied von der Heimath, die Auswanderung nach Amerika, Verurtheilung und Hinrichtung von Missethätern, wobei der Richter jedesmal grausam, der Vertheidiger stets „edel" und „kühn" und der Verbrecher selbst ein Gegenstand der tiefsten Sympathie ist; die große Masse der Straßenballaden von Irland aber vertheilt sich auf die Liebesballade und die Parteiballade. „In der Liebesballade sind besonders zwei Dinge bemerkbar, welche den Charakter des Volkes treulich widerspiegeln; erstens: Gesetzliche Verheirathung ist gleichmäßig das Ziel und Ende, zweitens: Davonlaufen ist sehr gebräuchlich und wird nicht im Mindesten für

Digitized by

anstößig gehalten. Die Eltern werden gewöhnlich als die natürlichen Feinde treuer Liebhaber beschrieben; und als solche wird es nicht nur für erlaubt, sondern im höchsten Grade für preisenswerth gehalten, sie zu schmähen, betrügen und selbst gradeweg zu berauben. Aber das romantische Princip von Liebe in einer Hütte, welches unter den Romeos und Julien der feineren Poesie herrscht, findet hier keine Anwendung, denn es ist immer dafür gesorgt, daß der eine oder andere Theil des verliebten Paares mit „reichen Mitteln" versorgt ist, und oftmals wird der genaue Betrag der Mitgift nachdrücklich erwähnt. Beispiele von reichen Ladies, die sich in junge Männer vom niedrigsten Rang verlieben, sind (in der Balladenwelt) außerordentlich zahlreich; Matrosen und Knechte oder Arbeitsmänner (labouring boys) scheinen die Würdigsten für solche Glücksfälle.

Beispiele genug für das hier Gesagte finden sich in unsrer eignen kleinen Collection. So heißt es in „der treuen Liebhaberin Klage" — unter dem Sinnbild und Zeichen, wie gesagt, des Elephanten:

Mein Schatz ist ein junger, schlanker Mann, sein Alter ist achtzehn;
Er ist ein so hübscher junger Mann, als einen ich je gesehn.
Mein Vater hat Reichthümer groß, und Reilly, der ist arm,
Und weil ich meinen Matrosen liebt', d'rum litt ich solchen Harm.

Darauf erzählt die treue Libhaberin, wie ihre Mutter sie bei der Hand genommen und ihr gesagt habe: „Wenn Du in Reilly — (beiläufig heißen unter zwölf Balladenliebhabern zehn stets Willy oder William Reilly, zur Erinnerung an einen jungen Katholiken gleichen Namens, der vor 65 Jahren die Tochter eines reichen Protestanten triumphreich entführte) verliebt bist, so laß ihn dieses Land verlassen; denn Dein Vater sagt, er will sein Leben haben."

„O Mutter lieb', sei nicht so hart, wohin denn soll mein Schatz?
Mein Herz, das geht ja doch mit ihm, wo immer auch sein Platz."
„O Tochter lieb', ich bin nicht hart, hier sind eintausend Pfund,
Schick Reilly nach Amerika, daß er dort kaufe Grund."

Die Liebhaberin nimmt das Geld, läuft zu Reilly, gibt es ihm und sagt, er möge noch diese Nacht das Land verlassen, ihr Vater habe die Flinte schon geladen, „segle nach Amerika und ich will folgen Dir." Er nimmt das Geld, bricht seinen Ring entzwei, sagt: „habe mein Herz und meinen halben Ring, bis zum Wiedersehn," und segelt ab; aber schon nach dreien Tagen kommt er wieder, um sie zu holen. Das Schiff leidet Schiffbruch, Alle kommen um, und ihr Vater findet sie mit ihrem Liebsten, Arm in Arm, todt an der Küste. In ihrem Busen trägt sie einen Brief, der mit Blut geschrieben war, des Inhalts: „grausam war mein Vater, der meinen Liebsten todtschießen wollte;" und die Moral lautet:

Digitized by Google

„So laßt das Euch 'ne Warnung sein, o Mädchen, fern und nah,
Daß nie mit Eurem Liebsten Ihr geht nach Amerika."

Von ähnlicher Art, nur mit dem Unterschied, daß hier an die Stelle des Seemanns der Landmann tritt und auch in seinem Ausgang idyllischer, ist „the bonny labouring boy." Es beginnt mit einer rührenden Beschreibung des schönen Arbeitsmanns, „er ist wohlgestaltet, nett und weise," und mit der Klage des Mädchens über die grausamen Eltern:

Sagt die Mutter zu der Tochter:
„Wie sprichst Du da so fremd!
Zu frei'n einen armen Arbeitsmann,
Der nicht 'mal hat ein Hemd!
Nimm lieber einen edeln Lord,
Der Dich versorgen kann,
Anstatt Dich wegzuwerfen so
An einen armen Arbeitsmann!"
Sagt die Tochter zu der Mutter:
„Dein Reden ist all umsunst;
Denn Grafen, Herzöge und Lords —
Ich verachte ihre Gunst.
Lieber will ich dürftig leben mit Dem,
Der ja mein Herz gewann —
Und lieber als alle Reichen ist mir
Mein guter Arbeitsmann."

Sie erklärt es rund heraus: „in den Armen meines Arbeitsmannes gedenk' ich zu leben und zu sterben." Worauf dann folgende Strophe gemeinnützigen Inhalts den Gesang schließt:

Nun füllen die Gläser wir bis zum Rand
Und lassen den Toast gehn rund:
Der da pflügt und sä't den Grund.
Der, wenn die Arbeit vorüber,
Daheim sich ausruh'n kann;
Und glücklich das Mädchen, welches nimmt
Einen lustigen Arbeitsmann.

Die grausamste von allen Liebesballaden und die beliebteste dazu, sollten wir denken, ist „der Pflugknecht an den Ufern des Dundee."

Ich hörte von einem Mädchen, so wunderschön und hold.
Ihr Vater starb und ließ ihr fünftausend Pfund in Gold.
Sie lebte bei ihrem Onkel und sie verließ ihn nie,
Bis sie den Pflugknecht liebte an den Ufern des Dundee.

Da kam ein reicher „Squire," der Mary — so heißt unsere Heldin — zu sehen wünschte,

Digitized by Google

„Aber immer noch liebte den Pflugknecht sie an den Ufern des Dundee."

Eines Morgens, grad bei Tagesanbruch, kam ihr Onkel in ihre Kammer und sagte:

„Mary, steh' auf, Du sollst bald sein eine große Dame — denn sieh'
Der Squire, der wartet schon auf Dich an den Ufern des Dundee."
„Der Teufel hole Deine Squires, und Herzöge dazu —
Ich liebe den Pflugknecht William nur — und nun laß mich in Ruh!"

Für diesen peremptorischen Bescheid wird William, der Pflugknecht, „verbannt von den Ufern des Dundee." William läßt sich anwerben und ficht „für die Freiheit, obgleich sie zehn gegen Einen standen." Eines Abends begegnet Mary dem Squire, der ihren Jungen in den Krieg geschickt hat.

Er schlang seine Arme rund um sie und warf sie auf die Erd' —
Da sah in seinem Schlafrock sie zwei Pistolen und ein Schwert.
Jung' Mary nahm die Pistolen und, da Gott ihr Beistand lieh,
Erschoß sie den verhaßten Squire an den Ufern des Dundee.

Ihr Onkel hörte den Lärm — „weil Du den Squire erschossen hast, so will ich Dir eine Todeswunde beibringen;" aber Mary nahm die zweite Pistole und schoß ihren Onkel ditto todt. Zuvor aber, auf dem Sterbebett, nachdem ein geschickter Doctor und ein Advocat gekommen waren, vermachte er testamentarisch all sein Geld der jungen Mary, „die so männlich gefochten hatte." Nun ward nach William gesandt, und er kam eilig zurück.

Das Aufgebot ward proclamirt und freudig reichte sie
Ihre Hand dem Pflugknecht William an den Ufern des Dundee. —

Noch interessanter fast, in culturhistorischem Betracht, sind die Parteiballaden. Bekanntlich kennt die große Masse des irischen Volks nur zwei Parteien; die eine besteht aus Katholiken, Patrioten und schmachvoll Unterdrückten, die andre aus Protestanten, Orangemännern, unrechtmäßigen Landeigenthümern und Unterdrückern im Allgemeinen. Die Ballade nun stellt sich natürlich auf die Seite der ersten Partei, ja sie ist das vorzüglichste Mittel, in welchem sich die Leidenschaft und der Haß derselben gegen die andre Luft macht. Die protestantische Straßenballade, was man etwa so nennen könnte, hat ein verhältnißmäßig kleines Gebiet in Ulster und dem Norden von Leinster. Die Parteilieder unsrer Sammlung gehören durchaus der katholisch-patriotischen Richtung an; und eins der factiösesten, welches sich darin befindet, ist das von „Cahill und Malone." Ueber Malone habe ich Näheres nicht erfahren können. Cahill ist ein unruhiger, durch mehrere heftige politische Zeitungsartikel in Irland populär gewordner katholischer Priester, welcher vor einigen Jahren nach Amerika ausgewandert ist; so lange er aber in Irland war, nicht müde ward zu predigen, zu lesen und zu schreiben, daß es in Frankreich nicht Mann, Weib

Digitized by Google

noch Kind gebe, die, bei der Aussicht auf eine günstige Gelegenheit, ein Messer in den Leib eines Engländers zu stoßen, nicht vor Freude tanzen würden. — Unser Lied beginnt mit einer offnen Aufforderung zur Rebellion:

Ihr Römischen, all', nun schenkt Gehör auf eine Weile mir,
Die Tyrannei der Englischen will ich beschreiben hier.
Vereint, wie tapfre Helden Euch, und schaart mit wildem Drohn
Um Eure Freund' und Führer Euch, um Cahill und Malone.

Weiterhin heißt es, man solle gegen die lutherischen Nero's aufstehn, um die Kirche von Rom zu beschützen. Es wird erzählt, daß die Bande Cromwell's dreizehnhundert irische Priester „gemetzgert, gehängt, geschlagen, geröstet und lebendig begraben" hätte; daß „die höllische Schaar von König Wilhelm" mit Galgen und Beil gegen die Römischen Nacht und Tag gewüthet hätte und unter der „blutigen Anna" alle Nonnenklöster aufgehoben, alle Mönche getödtet worden wären.

Als nun Georg der Zweite kam, da wuchs des Volkes Druck,
Den Kathedralen raubten sie den heil'gen Kirchenschmuck.
Nicht Land, noch Haus, noch Reitpferd man den Katholiken ließ,
Bis unser Dan O'Connel all' die Schmach bei Seite stieß.
Und nun ist der Befreier todt, und unser Jammer lebt,
Daß uns're Hoffnung wie ein Traum und auch so bald verschwebt.
Doch ob wir jetzt auch schweigen noch — es kommt die Stunde schon,
Dann stehn wir dichtgedrängt im Feld um Cahill und Malone.

Doch genug. Klarer kann sich der Haß, der Ingrimm, die Empörung nicht aussprechen; und unerklärlich wär' es, daß die englische Regierung den Verkauf solcher Schriften auf offnem Markte duldet, wenn man nicht zu gut wüßte, was der Haß, der Ingrimm, die Empörung des irischen Volkes zu bedeuten hat. Sein Schmerzensschrei ist ein Schrei der Ohnmacht, welcher wirkungslos verhallt; sein Weheruf ist von traditioneller Natur und ohne Consequenzen für die Gegenwart. Von dem feig gewordenen, verkommenen irischen Volke hat die englische Regierung nichts mehr zu fürchten; und die kleinen Aufstände der Hintersassen, und die bei Nacht versuchten Mordthaten gegen die Grundbesitzer sind Dinge, die vor die Richterbank und längst nicht mehr vor das Forum der Politik gehören. —

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google

Die Politik Preußens.

Noch nie sind die deutschen Eisenbahnen so stark benutzt worden, den verschiedenartigsten Interessen der zusammenströmenden Reisenden zu dienen, als in diesem Jahre. Zahlreich waren die Versammlungen, massenhaft der Besuch, eine eigenthümliche Geselligkeit mit neuer Ordnung und neuem Ceremoniell beginnt sich zu entwickeln, die wandernden Convente sind schnell ein wichtiges Moment der deutschen Bildung geworden; sie sind, welches auch ihr nächster Zweck sei, von großer politischer Bedeutung, denn sie fördern in Tausenden das Gefühl der Zusammengehörigkeit und eine männliche Repräsentation, sie populariſiren die Ideen, gewöhnen an Disciplin und geben durch das gesellschaftliche Behagen und eine gehobene Stimmung in schöner Natur, in froher Reiselaune unter hundert Gleichgesinnten auch dem Leben der Kleinen eine Bereicherung, die gar nicht hoch genug anzuschlagen ist. — Noch länger als das Volk benutzen die Monarchen Europas das späte Sonnenlicht dieses Jahres zu Besuchen, bei denen die höchsten Interessen ihrer Völker wenigstens zur Sprache kommen. Das Vierteljahr von Baden bis Warschau umfaßt viele fürstliche Reisen, und die, welche zunächst bevorstehn, werden von den Deutschen mit sehr verschiedenen Empfindungen betrachtet. Die officiösen Federn werden nicht müde zu versichern, daß die Zusammenkunft in Warschau nichts weniger beabsichtige, als eine Wiederherstellung der heiligen Allianz, daß Preußen sich sorgfältig vor übereilten Engagements hüten werde, und daß die Annahme thöricht sei, die Entrevue mit dem Kaiser von Rußland werde eine Entfremdung mit England zur Folge haben.

Wir wissen, wie wenig solche Versicherungen bedeuten, welche im besten Fall die Wünsche eines einzelnen Beamten oder einer Partei ausdrücken. Und doch sind wir nicht abgeneigt, ihnen diesmal zu glauben, zunächst deshalb, weil wir überzeugt sind, daß auch in Preußen die große Politik nicht mehr durch die Regierung allein gemacht wird. Das Urtheil der hunderttausend Gebildeten, welche zusammen die öffentliche Meinung darstellen, hat bereits so großen Einfluß auf die Stimmungen der Regierung gewonnen, und wirkt schon so stark abhaltend und antreibend, daß auch die preußische Regierung schwerlich wichtige Schritte nach einer Richtung thun wird, welcher die öffentliche Meinung Preußens und Deutschlands entschieden widerstrebt. Ja, die Regierenden werden im Stillen mehr, als sie selbst ahnen, und vor Allem, als sie selbst zugeben mögen, durch die Strömungen der öffentlichen Meinung, soweit

Digitized by Google

sich diese in der Presse und den Kammern kund gibt, bestimmt. Und es ist guter Grund dazu vorhanden. Denn wer die politischen Urtheile genauer ansieht, welche aus den bessern Organen der deutschen Presse täglich auf Millionen wirken, der darf sich mit Freude sagen, daß die deutsche Tagespresse, soweit ihre Kenntniß des Details reicht, die politische Situation durchaus nicht weniger einsichtsvoll, patriotisch und entschlossen würdigt, als die beste der deutschen Regierungen. Und man darf behaupten, daß grade in den unabhängigen Zeitungen der preußischen Partei — die Kreuzzeitung meinen wir nicht — eine so mannhafte und entschloßne Politik verkündet wird, daß das Ministerium des Auswärtigen große Ursache hat, dieselbe mit Achtung anzuhören. Es hat trübe Jahre gegeben, und die Zeit ist noch nicht ganz geschwunden, in denen die politische Intelligenz, welche in der Presse zu Tage kam, besser war, als die der Regierung selbst.*)

Der letzte Grund dieser Erscheinung liegt in den eigenthümlichen Bildungsverhältnissen Deutschlands. Bei uns ist die beste Kraft der Nation, gesunde, politische Intelligenz, Opferfähigkeit, Hingabe an die Idee des Staates, die größte Tüchtigkeit in den gebildeten Mittelclassen zu finden. Die exclusiven Kreise, deren geselliger Verkehr in den Salons der Residenzen vermittelt wird, vertreten in Deutschland zuweilen die Eleganz und Grazie schöner Formen, aber nicht die beste Bildung und die höchste politische Einsicht unseres Volkes, Der Salon ist in Berlin wie in Wien, in München wie in Schwerin reactionär, östreichisch, oft frömmelnd, voll von Antipathien gegen die Lebensbedürfnisse des eignen Volkes. Dies ist in der That ein Unglück, denn der Parfüm dieser Kreise ist auch die Luft, in welcher die deutschen Fürsten ihr Leben lang athmen. Es gehört für die Besten und Hochsinnigsten unter ihnen kein geringer Aufwand von Kraft dazu, sich dauernd von diesem System gefärbter Anschauungen frei zu machen. Unaufhörlich wirkt da, wo die eigene Ansicht der Regierenden nicht grade fest steht, der oft unmerkliche, aber nie aufhörende Einfluß einer Gesellschaft, welche umgibt und abschließt. Auch das

*) Bei dieser Gelegenheit richten wir eine Frage an die verehrte Freundin dieses Blattes, die Preußische Zeitung: Wie kommt es, daß man noch immer interessantes Detail aus dem Kriegsministerium, ja auch aus der berliner Polizei zuerst nicht in ihr, der officiösen Zeitung, sondern in den unliebenswürdigen Spalten der Kreuzzeitung zu suchen verpflichtet ist? Wie? gibt es in den betreffenden Departements Beamte, welche sich unterstehn, einer politischen Privatneigung folgend, ihre Mittheilungen einem Blatte zu machen, das in seiner Politik dem bessern Theil des Ministeriums so feindlich gegenübersteht und durchaus nicht geschickt seine Lieblingsstimmungen, Unmuth, Groll und Schadenfreude verbirgt? Und wie darf die Redaction der Preußischen Zeitung und wie darf das Ministerium dieses Unwesen dulden? Es gibt nur ein Prädicat für solche Toleranz, und Schreiber dieses ist zu guter Preuße, um dasselbe öffentlich auszusprechen. Deshalb sei hier der bescheidene Wunsch ausgedrückt, daß fortan dergleichen Ungehörigkeit gründlich abgestellt werde, die sich mit den bisher landesüblichen Vorstellungen von polischem Anstand und Beamtendisciplin nicht verträgt.

Digitized by Google

officielle Ausland beurtheilt die deutschen Verhältnisse in der Regel vom Standpunkt des Salons, denn die Gesandten leben ausschließlich in seinen Stimmungen, Anekdoten, Scherzen und feinen Malicen, und ihre Berichte spiegeln nur zu gewöhnlich seine Farben ab.

So ist z. B. die Beurtheilung unserer Zustände in den englischen Ministerien lange unsicher und verkehrt gewesen, und erst das jetzige Ministerium gewinnt die Ueberzeugung, daß die Geschichte Deutschlands in letzter Instanz nicht durch die Salons, auch nicht durch die Ministerien allein, sondern vorzugsweise durch den Geist des gebildeten Mittelstandes gemacht wird. Und die Ernennung von solchen Gesandten und politischen Agenten, welche literarische, zuweilen auch journalistische Bildung haben und durch ihre eigenen Geistesbedürfnisse auf den Verkehr mit dem besten Leben der Nation angewiesen sind, hat bereits Früchte getragen und verspricht noch bessere. Man hat in England endlich erkannt, woher es kam, daß man so gut über die italienische Bewegung und ihre Berechtigung unterrichtet war — denn der Salon Italiens war durchweg national und unitarisch — und so schlecht über die deutsche. Der erste fremde Politiker aber, welcher das deutsche Volk besser verstanden hat, als die Gesandtschaftsberichte, war Kaiser Napoleon.

Wir Deutsche also wissen sehr wohl, daß der Einfluß der Coterien ohnmächtig wird, sobald sich die Ueberzeugungen der Nation laut und energisch aussprechen. Aber wir erkennen auch sehr gut, daß ein unausgesetzter, leiser und vorläufig unzerstörbarer Einfluß auch eine patriotische Regierung beständig in Gefahr setzt, unrichtigen Gesichtspunkten zu verfallen. Und deshalb scheint uns, hat die preußische Presse grade jetzt die Aufgabe, mit höchster Energie und preußischem Stolz die öffentliche Meinung auszusprechen. Denn am Horizont steigt eine große Gefahr für Preußen herauf.

Ueber die Teplitzer Zusammenkunft ist in diesen Blättern zur Genüge berichtet. Auch die Stimmungen und Abreden derselben wurden angedeutet. Für die damalige Weltlage war die Besprechung von Vortheil. Es war nöthig, der Annexpolitik des Kaisers Napoleon ein Halt zu gebieten und die geheimen Projecte seines unruhigen Ehrgeizes zu kreuzen. Tief empfand er den Stoß, welcher damals gegen ihn geführt wurde, und mit großem Geschick wich er ihm aus. Was er seitdem in Italien gethan, war so klug als möglich. Die italienische Bewegung hatte Dimensionen erreicht, die ihm unerwünscht waren; er mußte vorläufig darauf verzichten, für weitere Gefälligkeiten Sardinien und Genua zu gewinnen, er mußte, in die Schuhe des englischen Ministeriums tretend, ganz Italien, mit Ausnahme Venetiens und des Patrimoniums Petri, den Sardiniern überlassen, er that es — um einen Lieblingsausdruck der berliner Presse zu gebrauchen — durchaus correct, er rief seinen Gesandten von Turin ab und hielt doch die schützende Hand über die Cavourische

Partei; er hatte das Glück, daß einige falsche Züge Garibaldis seinen gefährlichsten Feind dämpften. Er steht jetzt in der italienischen Sache unantastbar und lauernd. Zwei Fälle aber darf er voraussetzen.

Entweder die Großmächte Preußen und Rußland folgen dem Beispiele Englands und lassen unter denselben Bedingungen die italienische Bewegung gewähren. Dann ist auch ihm der Friede geboten, und er hat spätre Zeit zu erwarten, wo der Auflösungsproceß in Oestreich größere Dimensionen annimmt und Sardiniens Selbstgefühl und Heereskraft so hoch schwillt, daß es einen Angriff auf Venetien unternimmt. Diesen Ausgang scheint man in Berlin im nächsten Frühjahr zu erwarten, und man scheint eine geheime Verabredung Napoleons mit Sardinien zu fürchten, derzufolge Napoleon gegen den Rhein losbrechen werde. Aber falls solche Annahme besteht, sie hat sicher nicht genügenden realen Grund. Man ist in Piemont nicht so sehr französisch, um zu verkennen, daß bei solchem Angriffe vielleicht ein Vortheil für Frankreich, keiner für Sardinien resultiren werde. Das piemontesische Heer ist noch lange nicht dem östreichischen gewachsen; durch die neuen Organisationen und seine Verdoppelung seit dem Frieden von Villafranca ist seine Tüchtigkeit zur Zeit nicht gesteigert, sondern verringert; und es ist nicht anzunehmen, daß die neuen Haufen, welche aus Mittelitalien und Neapel zuströmen, im Zeitraume eines halben Jahres in feldtüchtige Truppen umgewandelt werden können. In der That wird Neapel und Mittelitolien die Kraft Victor Emanuels in der nächsten Zeit so sehr in Anspruch nehmen, daß er einen neuen, großen Krieg vermeiden wird, wenn nicht die letzte Nothwendigkeit dazu zwingt. Und selbst gesetzt, daß ein Aufstand in Ungarn die östreichische Macht so beschäftigte, daß Sardinien der italienischen Armee Oestreichs überlegen wäre, selbst in diesem Falle wäre ein großer Krieg mit französischem Bündniß noch bedenklich. Denn wenn der Bundesgenosse nicht am Rhein eine Entschädigung für aufgewandte Mühe findet, so wird er seine Auslagen sicher dem italienischen Geschäftsfreund berechnen, und es wäre für Sardinien ein schlechter moralischer Gewinn, seine Inseln aufzugeben, um Venetien zu behaupten. So ist ein — nicht provocirter — Angriffskrieg Sardiniens auf Venetien schwerlich zu besorgen.

Dagegen hat der Kaiser mehr Aussicht, daß Oestreich sich bestimmen läßt, Sardinien anzugreifen. Ohne Zweifel ist dies geheimer Wunsch des Kaisers, ja er hat in seiner officiellen Drohnote an Sardinien das wiener Cabinet fast dazu eingeladen. Auch in diesem Falle sind seine Schachzüge mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusehn. Er wird, im Fall Preußen eine unangreifbare Neutralität beobachten sollte, die Sardinier erst in Lebensgefahr kommen lassen und dann den Flehenden seine Hilfe gegen gute Zahlung leisten. Lieber aber wird er, wenn wir ihn recht beurtheilen, in solchem Falle ein

Digitized by Google

großes Spiel wagen und Preußens eigenthümliche Stellung zu Oestreich benutzen, um mit voller Gewalt einen Schlag am Rheine zu versuchen.

Für Oestreich aber ist zu einem zweiten italienischen Kriege seit Teplitz starke Versuchung. Die innere Desorganisation, die Unmöglichkeit, das Heer länger auf dem Kriegsfuß zu erhalten, beides treibt zum Losbruch. Durch Waffenlärm den unruhigen Völkern imponiren, die Aufregung im Innern übertäuben, die vollständige Rathlosigkeit durch einen verzweifelten Entschluß, der den Schein der größten Männlichkeit hat, zu durchbrechen und vor Allem das Heer durch Contributionen in den reichen Städten Italiens zu erhalten, das wäre eine Politik, der herrschenden Coterie zu Wien nicht unwürdig. Dazu kommt die veränderte Stellung zu Frankreich und Preußen. Man weiß in Wien sehr wohl, daß es dem Kaiser Napoleon eine stille Freude sein wird, die Sardinier in der Enge zu sehn, daß Frankreich so wenig wie Oestreich ein concentrirtes Italien wünschen kann. Man ist sicher, in Italien keinem starken Feind zu begegnen, und auf der andern Seite hat man die größte Hoffnung, durch solches Losbrechen Preußen mit Frankreich in einen Krieg zu verwickeln. Denn die Bundesbeziehungen Preußens und der übrigen deutschen Staaten zu Oestreich sind schon an sich so unheimlich und verworren, daß es einem kriegslustigen Gegner in Frankreich schwerlich an Veranlassung fehlen wird, Preußen einer Verletzung der Neutralität zu beschuldigen. Und sollte gar die Teplitzer Zusammenkunft so weit wirken, daß Preußen sich dazu hergäbe, irgendwelche partielle Unruhen im östreichischen Bundesgebiet durch seine Truppen zu unterdrücken, so wäre es für Frankreich vollends leicht, den Conflict herbeizuführen, sobald und so schnell es ihm gelegen ist.

Nun soll Preußen keineswegs der Möglichkeit eines solchen Conflicts scheu aus dem Wege gehn, aber es soll sich niemals dazu hergeben, einen großen Krieg in fremdem Interesse zu führen, und soll ihn niemals führen ohne einen großen Zweck. Preußen ist unüberwindlich, selbst wenn es in Schlachten geschlagen würde, sobald es zwei Bundesgenossen hat. Erstens die heißen Wünsche des deutschen Volks, die gute Meinung der Intelligenz Europas, und zweitens die Seemacht England. Nun aber hat das Vertrauen zu Preußen seit den Tagen von Teplitz keine Vergrößerung erfahren. Im Gegentheil, die Annäherung an Oestreich und Rußland und einzelne diplomatische Demonstrationen in Italien haben in Deutschland, in Belgien, Holland, England und der Schweiz die stille Sorge wach gerufen, daß die preußische Regierung in dem mannhaften Bestreben, Europa gegen die Uebergriffe der französischen Politik zu coaliren, sich selbst verleiten lassen werde, auch eine Reaction in Italien zu begünstigen, und daß es sich dazu hergeben werde, den Interessen Rußlands und Oestreichs zu dienen, in der guten Meinung, Gesetzlichkeit und Ordnung in Europa zu verfechten.

Digitized by Google

Was kann Preußen aus einer Verbindung mit Oestreich und Rußland für Vortheil gewinnen? Nirgend einen. Beide Kolosse schwanken auf thönernen Füßen, gefährlicher für ihre Alliirten, als für ihre Gegner, beide sind in einem Auflösungsproceß begriffen, der so gründlich und kläglich ist, wie je eine politische Zersetzung in einem lebensarmen Staate war. Wo ist in Rußland ein Heer, welches große Politik unterstützen könnte? Seit vier Jahren konnten keine Rekruten ausgehoben werden, weil es an Geld fehlte, die Soldaten zu bezahlen, und an Fähigkeit und gutem Willen der Gutsherren, die Rekrutenrazzia unter den aufsässigen Bauern zu betreiben. Sogar die Garde hat den Winter über keinen Sold erhalten. In den Gouvernements aber gährt überall eine Aufregung des Landvolks, die in nächster Zukunft Empörungen voraussehen läßt, die Mordanschläge gegen die Personen der Gutsherren werden immer häufiger, die Felder sind in den meisten Gouvernements unvollständig bebaut, weil die Robotverweigerung allgemein geworden ist, mehreren derselben droht nach so fruchtbarem Jahre im Winter eine Hungersnoth. Das baare Geld ist wie in Oestreich aus dem Verkehr geschwunden, der Handel liegt elend darnieder, Muthlosigkeit und Schrecken sind allgemein. Weiß man das nicht in Berlin, oder will man es nicht wissen? hat man nur Berichte aus den Salons von Petersburg, und keine aus den Provinzen? So klein geworden ist das ungeheure Rußland, daß es im Fall eines Krieges schwerlich viel mehr als 100000 Mann über seine Grenzen schicken könnte, auch diese nur mit starker Anspannung seiner Kräfte. Und welches Interesse hat Rußland gemeinsam mit Preußen? Kaum eins, als den Gegensatz gegen Oestreich. Aber allerdings liegt es im höchsten Interesse des petersburger Cabinets, Preußen von einem Bündniß mit England fern zu halten, einem Bündniß, welches mit einem Mal die Germanen, die politischen Protestanten Europas, zur stärksten Macht des Erdtheils vereinigen würde. —

Vor Warschau aber liegen die Tage von Coblenz. Dort empfängt der Regent Preußens die Königin von England. Leider ist es ein kurzer Besuch, zu kurz für große politische Verabredungen. Demungeachtet hängt viel an diesen Tagen; die herzlichsten Wünsche der Preußen und Deutschen, die höchsten Interessen der Engländer ersehnen, daß diese Zusammenkunft der beiden verwandten Souveräne folgenreich sei, und daß sie der Zusammenkunft zu Warschau ihre Gefahren nehme. Es ist Grund zu der Annahme, daß man englischerseits mit vollem Verständniß von der Wichtigkeit des Momentes dort zusammentreffe. Wir wünschen und hoffen, daß die Preußen die Bedeutung dieser Tage nicht weniger hoch fassen. ♀

Digitized by Google

Der östreichische Reichsrath als unser Lehrer.

Die Verhandlungen des östreichischen Reichsraths waren ihrem Ende nahe — da erinnerte Herr Strasser, daß von dem Verhältnisse Oestreichs zu Deutschland nicht mit einer Sylbe die Rede gewesen; zwar gehöre dieses Verhältniß zur auswärtigen Politik, allein man brauche doch im Kriege die Unterstützung Deutschlands mit Truppen und mit Geld, und es sei deshalb zu wünschen, daß an einer angemessenen Stelle des Majoritätsantrags mit einigen Worten auf das Verhältniß zu Deutschland hingewiesen würde. — Diesem bescheidenen Wunsche wurde nicht einmal die Ehre einer Abstimmung erwiesen. — Wie bei der östreichischen Reichsverfassung von 1849, so bei den Reichsrathsverhandlungen von 1860, wird ohne Einrede angenommen, daß der Kaiserstaat sich lediglich nach seinen eigenen Bedürfnissen zu constituiren und dabei auf seine Verbindung mit Deutschland keine Rücksicht zu nehmen habe. Die nichtdeutsche Bevölkerung bildet die große Mehrheit, sie will von Deutschland nichts wissen; schon deshalb scheut die Regierung jede Andeutung über „Bundespflichten" oder über eine mögliche bestimmende Einwirkung von Frankfurt auf Wien. Die deutsche Minorität, welche in Deutschland immer noch einen Rückhalt gegen das Uebergewicht der Slaven und Magyaren sieht, mag die Wahrnehmung beruhigen, daß die kaiserliche Regierung am Bundestage den Vorsitz führt, und im Bunde nicht nur gegen geringe Matricularbeiträge große Rechte, sondern auch einen Einfluß übt, der ihr, wenn auch nicht immer für leichtfertigen Angriff, doch für die Vertheidigung, deutsche Hilfe sichert. Man kann daher in Wien füglich die Redensarten sparen, welche den Deutschen gefallen, die Anderen aber unangenehm berühren würden.

„Draußen im Reiche" liegen die Dinge anders, fast umgekehrt. Man denkt mehr an Oestreich als an sich selbst. Wo immer von einer Reform des Bundes die Rede ist, da spielt das Verhältniß zu Oestreich die Hauptrolle, spaltet die Meinungen und vereitelt die Hoffnung auf Resultate. Die Selbstverleugnung ist um so rührender, da man sich gestehn muß, daß bei dem bisherigen Verhältnisse nicht die Vortheile, wol aber die in Aussicht stehenden Leistungen auf deutscher Seite liegen.

Lassen wir uns durch den östreichischen Reichsrath belehren, daß das Verhältniß zu Oestreich zur auswärtigen Politik gehört, d. h ein völkerrechtliches ist, und daß wir die nothwendige Einigung zum Bundesstaate nach unseren eigenen Bedürfnissen zu gestalten haben. Nur wenn Deutschland in die Lage kommt, sich selber helfen zu können, wird es auch für Oestreich ein nützlicher Bundesgenosse werden. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Eine politische Betrachtung bei Gelegenheit des berliner Jubiläums.

Von der preußischen Grenze.

Manch Wort des Jubels wird in diesen Tagen in Berlin ertönen, wenn man auf die fünfzig Jahre zurückblickt, die seit Gründung der Universität verflossen sind. Wol hat man Grund dazu, denn seit dieser Periode steht Berlin, das vorher in dem geistigen Leben der Nation fast nur eine negative Stellung einnahm, entschieden in dem Mittelpunkt desselben. Nicht etwa in dem Sinn, wie die Hauptstadt Frankreichs den Provinzen das geistige Lebensblut aussaugt: so ist es nie bei uns gewesen und dahin soll es nie kommen. Die Vertheidiger der Kleinstaaterei mögen darüber außer Sorge sein: auch wenn es einmal dahin kommt, daß den heißen Wünschen des Volks gemäß Deutschland sich zu einem Einheitsstaat entwickelt, wird doch die centrifugale Kraft des deutschen Lebens sich in der Wissenschaft und Literatur ebenso geltend machen, als in allen übrigen Gebieten. Nicht die Höfe sind die Träger der individuellen Entwicklung Deutschlands gewesen, sondern die Universitäten, die Pflanzstätten der Tradition sowol als die Tummelplätze aller großen geistigen Kämpfe. Preußen hat in seinem Gebiet eine Reihe tüchtiger Universitäten ertragen; schon lange hatten Königsberg und Halle geblüht, ehe Berlin an die Reihe kam, und nach der Gründung der berliner Universität haben nicht blos jene beiden, sondern auch Bonn und Breslau ihre volle Selbständigkeit gewahrt. Das individuelle Leben der deutschen Hochschulen wird sich nicht abschwächen, sondern erhöhen, sobald ihre Beziehung zu den kleinen Residenzen aufhört.

Nicht im Sinn der französischen Centralisation hat sich die berliner Universität in die Mitte der deutschen Cultur gestellt, sondern in dem Sinn, daß jedes Moment der deutschen Bildung in Berlin seinen würdigen Vertreter fand. Bereits die erste Gründung der Universität ist durch eine Reihe glänzender Namen aus allen Richtungen verherrlicht; Berlin war der Mittelpunkt der historischen wie der philosophischen Schule, und dies dauerte fort bis in die

Digitized by Google

Mitte der dreißiger Jahre, wo die immer mehr um sich greifende Reaction auch dem wissenschaftlichen Leben den Nerv abschnitt. Denn mit einer Auswahl auch noch so würdiger Gelehrten ist es nicht gethan: wo die wissenschaftlichen Anstalten von dem allgemeinen geistigen Leben der Nation gelöst werden, hört ihre höhere Bedeutung auf. Eine Stadt wie Berlin, wo in jenen Jahren die Censur blinder und sinnloser wüthete als irgendwo anders, konnte auch in Beziehung auf die Universität ihren Beruf nur sehr theilweise erfüllen. Es ist jetzt in vieler Beziehung besser geworden, aber noch bleibt sehr viel zu thun, damit Berlin die Stellung, zu der es berufen ist, und die es in der ersten Hälfte der verfloßnen Periode wirklich eingenommen hat, in dem gebührenden Maß wieder ausfülle.

Es werden in diesen Tagen so viel Worte des Jubels erschallen, daß auch wol ein ernstes, mahnendes Wort dazwischen Raum finden mag. Preußen hat vollkommen Recht, mit Stolz auf die Gründung der Universität hin zu blicken, aber das ist nicht genug, es hat auch eine Lehre daraus zu ziehen, die sehr ernst erwogen sein will.

Mit Stolz kann Preußen daran zurückdenken, daß es in einer Zeit, wo es, von einem fürchterlichen Sturm erschüttert, mit einem Fuß bereits im Abgrund stand und sich nur noch krampfhaft an den alten Stamm seines gesunden Volksthums klammerte; in einer Zeit, wo der übermüthige Eroberer noch mit beständigem Raub und Plünderung den zerrütteten Staat heimsuchte, daß es in dieser Zeit noch so viel Lebenskraft besaß, ein Werk zu Stande zu bringen, welches nicht in unmittelbarer Beziehung zur augenblicklichen Noth stand und doch weise darauf berechnet war, dem wahren Kern seines Lebens neue Nahrung zu geben. Friedrich der Große baute nach dem siebenjährigen Kriege, um seinen Feinden zu zeigen, daß er noch immer Geld in der Tasche habe, das neue Palais von Sanssouci: ein prächtiges königliches Werk, aber doch sehr klein und armselig gegen den stolzen Bau, den Preußen 1810 aufführte; Preußen nicht siegreich wie im Jahr 1763, sondern schimpflich geschlagen, gedemüthigt, auseinandergerissen, verrathen und verkauft, ein Spott seiner Gegner, ein Gegenstand des Mitleids für seine angeblichen Freunde. Mit Erstaunen sah man, daß Preußen nicht blos aus windigen Diplomaten und hochmüthigen Kamaschenhelden bestand: die Stein, die Humboldt, die Schön, die Scharnhorst, die Niebuhr u. s. w. traten hervor, und noch unter dem Fuße des Siegers erregte Preußen dem gesammten deutschen Volk das Gefühl, daß in ihm und nicht in den abtrünnigen Rheinbundstaaten, auch nicht in Oestreich der Kern der Zukunft liege.

Es ist eine stolze, glorreiche Erinnerung, aber sie soll uns zugleich warnen, nicht zu sorglos auf die alten Namen, auf die alten Künste zu vertrauen, die sich damals so schlecht bewährten, sondern heute wie damals mit der Zeit fort-

Digitized by Google

zuschreiten und die geistige Führung zu übernehmen, die uns zukommt. Nicht unser Hochmuth und unsere Einbildung wird uns diese erringen, sondern nur das energische Zusammenraffen aller unsrer Kräfte, die sich in der todten Ruhe verzehren.

Blicken wir noch einmal auf diesen Wendepunkt zweier so entgegengesetzter Perioden zurück.

Die Schlacht bei Jena war ein großes Unglück, aber sie war nicht das schlimmste. Die Uebergabe von Magdeburg, die Proclamation des allmächtigen Schulenburg-Kehnert: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! das stille Behagen der Berliner über die Demüthigung der hochmüthigen Junker, das waren viel ärgere Zeichen für die Fäulniß des Staats. Die alte überweise Diplomatie, die alten Exercitienmeister hatten den schmählichsten Bankrott gemacht; wer damals im Ausland an Preußen verzweifelte, hatte wol Grund dazu. Dennoch erkannte man nicht, daß die Fäulniß nur die Oberfläche des Staats angefressen, das edle Mark des Volkslebens aber nicht berührt hatte. Die Regierung war über alle Begriffe erbärmlich gewesen, aber der Staat an sich war gesund. Die alten Diplomaten und Exercitienmeister verschwanden, das Heer wurde mit dem Volk versöhnt, das Bürgerthum, indem man ihm Freiheit gab, dem Staatsleben wieder gewonnen, das Königthum durch einen engen Bund mit der Nation gerettet. Den siebenjährigen Krieg hat der eiserne Wille eines großen Mannes geführt, durch ihn erzogen und vorgebildet schlug den Freiheitskrieg das preußische Volk.

Die Früchte der großen Zeit sind nicht so ausgefallen wie man es zu hoffen berechtigt war. Daß Preußen 1814 und 1815 wie immer schwache Diplomaten hatte, daß es im Frieden schlechter bedacht wurde als jeder andere Staat, war noch der geringste Schade; aber die alten Diplomaten und Exercitienmeister stellten sich wieder an die Spitze, das schöne Selbstvertrauen, Deutschlands Führung zu übernehmen, schwand dahin, alle politische Idee schrumpfte vor der einen, Angst vor der Revolution, zusammen, und so blieb der Staat Friedrich des Großen in schmählicher Abbhängigkeit von dem großen wiener Diplomaten, bis 1848 eine neue Probe kam, auch diese schlecht bestanden wurde und die ganze Entwicklung mit einer Reaction schloß, die uns nahe an östreichische Zustände brachte. Es gehörte ein starker Glaube an Preußens Stern dazu, daß Deutschland den alten Führer nicht völlig aufgab.

Wem erzählen wir das Alles? Hundertmal ist es erzählt worden und Jeder weiß es. — Es kommt aber nicht auf das Wissen an, sondern auf das Handeln; und auch heute noch, da seit einigen Jahren der Weg allmälig verlassen ist, der uns zum Abgrund führen mußte, fehlt noch sehr viel daran, daß Preußen seine Kraft und seine Schwäche richtig erkenne.

Man fordert von Preußen vielerlei: es soll die Hegemonie in Deutsch-

Digitized by Google

land erwerben, es soll den Vorsprung vor Oestreich gewinnen, es soll Schleswig-Holstein befreien, es soll die Franzosen und Russen schlagen u. s. w. Das alles sind Wünsche, die man zum Theil billigen kann und die auch nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegen; aber ehe man irgend eins von ihnen anfängt, muß vorher etwas anderes geschehn: — Preußen muß in seinem eigenen Lande Herr sein, oder um eine gemeine Redensart zu brauchen, man muß wissen, wer Koch und wer Kellner ist.

Man hat den Freiherr v. Stein vielfach gefeiert; es dürfte zweckmäßig sein, an einen Zug seiner früheren politischen Wirksamkeit zu erinnern. Er war Minister und machte mit mehrern seiner Collegen eine Eingabe, in welcher er dem König auseinandersetzte, daß Preußen zu Grunde gehn müsse, wenn die bisherige Doppelregierung fortbestände, die Regierung durch das Ministerium einerseits, die Regierung durch das Cabinet andrerseits. Diese Eingabe zog ihm die allerhöchste Ungnade zu, aber der Erfolg zeigte, daß er recht gesehn. In der That, wie kann namentlich in einer Monarchie die Staatsmaschine sich fortbewegen, wenn ein Rad das andre hemmt? wenn eine Partei im Namen des Königs handelt und die andere entgegengesetzte dasselbe zu thun vorgibt? wenn beide sich gegenseitig als die Feinde des Vaterlandes anklagen uud beide das Königthum in ihre Parteikämpfe hereinziehn?

In ganz ruhigen Zeiten könnte man diesen Zustand, wo man sich darüber streitet, was der höchste souveräne Wille eigentlich will, noch ertragen; unerträglich aber wird er in einer Zeit, wo jeden Augenblick eine Katastrophe eintreten kann, die den Staat zwingt, mit seiner ganzen Lebenskraft um Sieg oder Untergang zu spielen.

Ist im gegenwärtigen Augenblick Preußen innerlich so geordnet, um einer solchen Katastrophe mit Ruhe entgegen zu sehn? — Wir wollen einzelne Punkte hervorheben.

Die neuen Ernennungen zum Herrenhause, die man seit einem halben Jahr erwartete, sind erfolgt. Man hat sie von beiden Seiten mit Antheil, hier mit Neigung, dort mit Abneigung besprochen; eine große Aufregung aber haben sie unsers Wissen nicht hervorgebracht. Vor einem halben Jahr wären sie ein ungeheures Ereigniß gewesen. Denn da sie nicht vom Ministerium, sondern von der Krone ausgehn, so wäre durch sie die Insinuation der Junkerpartei, als bestände zwischen der Krone und dem Ministerium Uneinigkeit, schlagend widerlegt worden; die Krone hätte dem Herrenhaus gezeigt, daß sie im Verein mit den Landesvertretern die Macht besitzt, seinen principiellen Widerstand zu brechen, und den Willen, von dieser Macht Gebrauch zu machen. In diesem Augenblick dagegen hat man wenig an das Herrenhaus gedacht, und wenn auch im ersten Unwillen von der Kreuzzeitungspartei manche wun-

Digitized by Google

derliche Aeußerungen vernommen werden, z. B. daß durch einen Kampf zwischen der Krone und der Aristokratie nicht die letztere, sondern die erstere gefährdet werde, so wird man bei ruhiger Ueberlegung sich sagen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die in diesem Augenblick erfolgte Ernennung nichts anders bedeutet, als daß vorläufig keine weitern Ernennungen folgen sollen, daß also für diese Saison die Majorität des Herrenhauses unverändert bleibt. Wir hören, daß einige Männer, die recht eigentlich ins Herrenhaus gehörten, ihre Ernennung abgelehnt haben, und wir können uns das vollkommen erklären, da sie unter diesen Umständen eine unklare Stellung fürchten müssen. Jedenfalls muß, wenn Preußen wirklich vorwärts schreiten will, eine viel durchgreifendere Reform des Herrenhauses erfolgen.

Wir lassen die Rechtsfrage, die mit vielen andern heiklen Fragen zusammenhängt, vollständig bei Seite. Es genügt, daß die Krone die Macht besitzt, auf verfassungsmäßigem Wege im Einverständniß mit der Landesvertretung die Reform durchzusetzen. Der Grundsatz mancher Doctrinairs, daß der constitutionelle Staat die Aufgabe habe, entgegengesetzte Kräfte gleichmäßig zur Geltung zu bringen, um eine durch die andre aufzuheben, ist zu sinnlos, als daß wir uns bei demselben aufhalten sollten. Der einzige Sinn des Zweikammersystems kann nur der sein, übereilten Beschlüssen der Abgeordneten einen Hemmschuh anzulegen, ohne daß die Regierung immer in den Vordergrund gestellt wird, und den Wünschen und Forderungen des Volks die gereifte Einsicht der traditionellen Staatsbildung entgegenzusetzen. Diese traditionelle Bildung liegt bei uns nicht in der Aristokratie. Die höchste Aristokratie hat durch ihr Nichterscheinen bereits ein befriedigendes Gutachten erstattet, und was den Landadel betrifft, so gehört er nicht in die erste, sondern in die zweite Kammer, d. h. er hat nur soweit Recht, seine Ansichten im Staatsleben geltend zu machen, als es ihm durch seinen Stand, durch seinen Reichthum, durch seine wohlthätigen Einflüsse auf die Umgebung gelingt, das Vertrauen des Volks zu erwerben. Haben wir eine wirkliche Aristokratie, so wird dieselbe durch einen naturgemäßen Proceß im Hause der Abgeordneten in gebührendem Maaße vertreten sein.

Für Preußen kann die Vertretung der traditionellen Staatsbildung nur einer Körperschaft anvertraut sein, die in der Weise des Staatsraths zusammengesetzt ist: diese Idee haben wir seit zwölf Jahren vertreten und sie wird sich endlich durchsetzen.

Bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des Herrnhauses ist das Schlimmste, daß der Landadel noch durch Ernennungen verstärkt ist, die sich aus der unglücklichsten Zeit unseres Staatslebens herschreiben; einer Zeit, in der es für die wahre Staatsweisheit galt, einen Ausrottungskrieg gegen die Demokratie zu führen, und den bei weitem größern Theil des Bürgerstandes

Digitized by Google

für Demokraten auszugeben. Dies System hat völlig Bankerott gemacht; läßt man ihm aber die Majorität des Herrnhauses, so heißt das entweder Abdankung der Krone zu Gunsten des Junkerthums, oder gesetzlich fixirte Anarchie.

Es dürfte aber bereits in dieser Saison nothwendig sein mit der Reform zu beginnen. Wie man auch über die neue Heeresorganisation denken möge, jedenfalls wird sie sehr vermehrte Kosten erfordern; diese wiederum in der Weise decken zu wollen, wie im laufenden Jahr, würde uns mit reißender Schnelligkeit in die Bahn reißen, auf welcher die östreichischen Finanzen so glänzende Erfahrungen gemacht haben. Das einzige Mittel aber in geordneter Weise die Staatseinahmen zu erhöhen, verweigert die Aristokratie.

Der Auftritt, der neulich in Köslin stattgefunden hat, ist bekannt. In einer Ungezwungenheit, wie man sie sonst nur den Demokraten beilegte, macht in einem geselligen Fest der Landadel gegen das Ministerium Front und spielt ihm gegenüber die höhere Classe der Büreaukratie aus, die anerkannter Weise gegen das Ministerium in offener Opposition steht. Wir ehren das schonende Verfahren des Ministeriums gegen seine alten Gegner; wir begreifen, daß es gern vermeiden möchte, dem Staat durch Pensionen neue Lasten aufzubürden, aber nachgerade wird es Zeit, den Conflict zu heben, wenn sich nicht in einer Krisis die Erfahrungen von 1806 wiederholen sollen. Das Beamtenthum soll nicht nach Parteirücksichten constituirt werden, aber wo das leider bereits geschehn ist, muß Remedur eintreten.

Wir haben auf die häufigen Conflicte zwischen Militär und Civil nicht ganz das Gewicht gelegt, welches andere Blätter unserer Farbe darin finden wollten; sehr bedenklich aber bleibt es immer, daß höhere Officiere jeden Soldaten mit strenger Strafe bedrohn, der nicht in Conflicten mit dem Civil bis aufs äußerste von seiner Waffe Gebrauch macht, wenn militärische Blätter das Verhältniß des preußischen Militairs zum preußischen Civilstand ungefähr so darstellen, wie der Feldmarschall Urban das Verhältniß des österreichischen Militairs zu den Italienern, wenn die Kreuzzeitung sich als das öffentliche Organ des Kriegsministeriums gerirt.

Vielleicht das allerbedenklichste für den jetzigen Augenblick aber ist die Haltung unserer Diplomatie an den auswärtigen und an den deutschen Höfen, die, zum großen Theil der alten Schule angehörig, die Quelle ihres Wissens in den Salons findet, in dieser Weise ihre Berichte abstattet und durch ihre Sympathie die Stellung der Würzburgischen Minister gegen die preußischen entschieden begünstigt. Es ist ganz unglaublich, wie wenig die preußische Regierung ihre eigene Stärke und Schwäche in Deutschland kennt.

Es sind in neuester Zeit einzelne Ereignisse eingetreten, die auf Besseres hoffen lassen. Das „correcte" Verhalten des Grafen Perponcher in Gaëta wird

Digitized by Google

wenigstens eine Warnung für die Zukunft sein, und die Denkschrift eines erlauchten Prinzen über die französischen Heereseinrichtungen — deren Veröffentlichung und noch dazu mit politischen Nutzanwendungen freilich ungehörig sein mag — wird manchem Militair die Augen öffnen. Unbequem ist nur, daß Preußen nicht in der Lage ist zu warten. Napoleon soll den Piemontesen zugerufen haben: faites, mais faites vite! — Möchte sich es doch auch Preußen gesagt sein lassen.

Bis jetzt hat in letzter Zeit Preußen nur einen politischen Gedanken entwickelt, die Besorgniß eines Angriffs der Franzosen auf den Rhein. Diese Besorgniß ist nicht unbegründet und verdient unsere ernsthafteste Aufmerksamkeit; wenn man aber von ihr allein ausgeht, so bringt man sich in eine schiefe Stellung: man erscheint als Hilfe suchend, wo man doch der stärkere ist. Das Schauspiel in Baden war schön und würdig, und doch hätten wir außer dem, was geschehen ist und was nothwendig war, noch gern etwas anderes gewünscht. Es sei fern von uns, den persönlichen Verkehr von Königen, Kaisern unter einander einer Kritik unterziehn zu wollen; aber da man doch hört, daß von anderer Seite der Wunsch ausgesprochen wurde, Preußen möge die Richtung seiner Regierung ändern, so hätten wir einen ähnlichen Wunsch auch von preußischer Seite erwartet. In der freundschaftlichen Unterredung der Souveraine läßt sich manches sagen, was sich in einer officiellen Note nicht ziemen würde, und bei einer gemeinsam drohenden Gefahr hat der mächtigste unter den Bedrohten doch wol nicht nur die Berechtigung, sondern im gewissen Sinn die Verpflichtung, die Verbündeten darauf aufmerksam zu machen, unter welchen Bedingungen einzig und allein ein gedeihliches Zusammenwirken zu erwarten sein dürfte.

Manches hat sich nun freilich seitdem geklärt. Ueber die österreichischen Zustände kann sich Niemand mehr täuschen; von dieser Seite wird man auf Unterstützung antipreußischer Gelüste nicht mehr rechnen können, da von allen in der österreichischen Monarchie befindlichen Individuen gelinde gesagt neun Zehntel den Glauben an die Fortdauer derselben verloren haben. Eine Wahl zwischen Oesterreich und Preußen ist nicht mehr statthaft: diejenigen deutschen Staaten, die nicht etwa auf einen Rheinbund ausgehn, werden veranlaßt sein, mit Preußen unter jeder Bedingung abzuschließen. Diese Einsicht wird freilich bei den Mittelstaaten nicht eher eintreten als bis sie Preußen selber hat: aber sobald Preußen einmal klar erkannt hat, daß es die Situation beherrscht, wird diese Erkenntniß sofort allgemein werden. Alle Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten, mit Rußland und auch mit England, führen zu nichts, so lange Preußen nicht seine Situation mit Deutschland geordnet hat. Es hat bisher versucht, diese Ordnung im Einverständniß mit Oestreich vorzunehmen, es muß jetzt allein darin vorschreiten und sowohl um seiner eige-

Digitized by

nen Erhaltung willen als zum Zweck der Erhaltung aller übrigen deutschen Staaten, fordern, bestimmt fordern, daß für den Fall eines Reichskrieges diejenige Kriegsordnung, die im vorigen Jahre beinahe zu Stande gekommen wäre, jetzt im voraus festgestellt werde. Die Kriege werden jetzt sehr rasch geführt, und wenn wir uns über die Führung erst dann einigen wollen, wenn die Franzosen in München stehn, so heißt das zu lange gewartet.

Glücklicherweise kommt jetzt die Zeit, wo die preußische Regierung durch ihre Ehre verpflichtet ist, ihre oftmals ausgesprochene Ansicht über die Grenzen der Bundesmacht zur Geltung zu bringen. Kurhessen ist der Ort, wo sich die Frage, wer in Deutschland die erste Stelle hat, entscheiden muß. Die preußische Landesvertretung hat ihre Stimme abgegeben, die hessische ist im Begriff es zu thun. Hier ist die Sache ganz unzweideutig, und es darf in ganz Deutschland wer den Namen der Freiheit und des Vaterlandes im Munde führt keinen Anstand nehmen, sich so weit seine Stimme irgend reicht energisch auszusprechen. Auf der friedlichen und gesetzlichen Erledigung dieser Angelegenheit beruht vielleicht die Zukunft Deutschlands. † †

Das Handwerk im Alterthume.

3.

Alle Erwerbsthätigkeit, welche andre Erzeugnisse zum Gegenstande ihrer Bestrebungen hatte als die Ackererzeugnisse und Heerden, konnte bei den Römern ebenso wenig wie bei den Griechen, und bei ihnen vielleicht noch weniger zur Geltung gelangen und sich Achtung erzwingen. Die Grundlagen zur Bildung eines freien ehrenwerthen Handwerkerstandes waren zwar auch hier schon seit alter Zeit vorhanden, denn sehen wir von den unterworfenen italischen Ureinwohnern ab, welche nicht leicht ohne äußere Unterstützung aus dem Zustande der Hörigkeit zur Selbständigkeit gelangen konnten, da ihnen hierzu anfänglich alle Bedingungen abgingen, so konnte sich doch aus der Plebs ein Geschlecht kräftiger wackrer Männer entwickeln, welche im Gegensatze zu den Erwerbsquellen der mächtigen Grundbauern und ihrer ebengenannten Hörigen, der Clienten, das Handwerk zu einer Quelle von Ehre, Ansehn und Wohlhabenheit machten. Allein die Richtung auf das

Digitized by Google

Landleben überwog auch bei den Plebejern. Sie hatten dieselbe vermuthlich in der Periode der römischen Geschichte, die durch die Königsnamen Ancus Marcius, Tarquinius Priscus, Servius Tullius und Tarquinius Superbus bezeichnet wird, aus ihrer latinischen Heimat mit nach Rom gebracht, und sie war so tief und innig mit ihrem ganzen Wesen verwachsen, daß sie kaum ihre Selbständigkeit und privatrechtliche Ebenbürtigkeit den alten Adelsgeschlechtern gegenüber erlangt hatten, als sie auch die staatsrechtliche Gleichstellung mit diesen zu erreichen suchten nicht wie die deutschen Städter durch Bildung von geschlossenen Körperschaften, welche stark genug waren von den adligen Herren und ritterbürtigen Patriciern die Anerkennung billiger Gemeinderechte zu erzwingen, sondern vielmehr durch Erwerbung von Grundbesitz, welcher dem der Altbürger Roms an Ausdehnung nicht nachstehn sollte. Bekanntlich wurden ihre Bestrebungen von vollständigem Erfolge gekrönt: verstärkt durch neue Zuflüsse aus den benachbarten Städten und Stadtgebieten erlangten die Plebejer, die anfangs wol schwerlich um Vieles besser gestellt waren als die Schutzverwandten in den griechischen Staaten, schon im Jahre 388 nach Erbauung der Stadt das Consulat und gewannen rasch und ohne bedeutende legislative Kämpfe Zutritt zu den übrigen hohen Staatsämtern, welche das überwundene Patriciat vergebens für sich zu retten gehofft hatte. Für den ärmern Standesgenossen, der den Mangel von Grundbesitz etwa durch Fleiß und Geschick auszugleichen suchte, hatte der vornehme Plebejer kein Herz und kein Interesse: drückte ihn der Hunger, schmachtete seine Familie in Noth und Dürftigkeit, so konnte er ja sich und den Seinen das tägliche Brod mit seiner Selbständigkeit erkaufen und in die Clientel eines patricischen oder plebejischen Grundherrn treten. Zu darben brauchte er da nicht, und obendrein bekam er wol noch ein kleines Stück Land angewiesen, von welchem er für seinen Patron und für sich den Segen der Ceres erwarten konnte. Wie hart es für den Freien sei, das Brod der Knechtschaft zu essen, daran dachte die neue Nobilität nicht, woran sie vielmehr dachte, das beweist der Umstand, daß der edelmüthige Vorkämpfer der Plebs, Licinius Stolo, in die von ihm selbst angeordnete Strafe verfiel, weil er mit hinterlistiger Umgehung seines eigenen Gesetzes tausend Morgen Landes besaß und fünfhundert davon durch einen Scheinvertrag an seinen zu diesem Zwecke emancipirten Sohn abgetreten hatte.

War es demnach den vornehmen Plebejern bei ihren scheinbar volksthümlichen Bestrebungen vielmehr um Erweiterung ihrer eigenen Standesrechte als um die Verbesserung der gedrückten socialen Lage ihrer ärmern Mitbürger zu thun, so können wir doch auch die letzteren von dem Vorwurfe nicht frei sprechen, daß sie keine oder nur geringe Anstrengungen machten zur Beseitigung des Druckes, der auf ihnen lastete. Frei von Steuern und vom

Digitized by Google

Kriegsdienst, wenigstens sofern sie nicht zu den fünf Censusclassen der Serviauischen Verfassung gehörten, hätten sie durch die Betreibung einer nützlichen Thätigkeit nicht nur sich und ihre Familien redlich ernähren können, sondern es würde ihnen auch gelungen sein eine Stellung zu erreichen, in welcher sie den Vorrechten des großen und kleinen Grundbesitzes gegenüber das Recht der Arbeit zur Geltung brachten. Allein der Römer und Italiker alter Zeit, sofern er nicht Grundeigenthümer war, scheint von angestrengter Arbeit ebenso wenig gehalten zu haben, wie sein gegenwärtiger Nachkomme, der Italiener südlich vom Arno und Rubicon. Aus der Hand in den Mund leben, wenig bedürfen und wenig arbeiten, das war der erste Glaubensartikel der Lazzaroni von ehedem wie der Lazzaroni von heute, und den Irrthum, daß dieses Geschlecht zu heben, daß ihm überhaupt zu helfen sei, haben von Spurius Cassius an bis auf die Gracchen die edelsten Männer Roms mit ihrem Leben gebüßt.

Werfen wir einen Blick auf den Lebensgang eines deutschen Handwerkers, wie der junge Bursche, nachdem er das Elternhaus verlassen und „vor offener Lade und versammeltem Handwerke" das feierliche Versprechen des Gehorsams, der Treue und des Fleißes abgelegt, fünf oder sechs Jahre lang von seinem Lehrmeister zu harter Arbeit sowie „zu einem christlichen und wohlgesitteten Lebenswandel" angewiesen ward, bis er, „so er seine Zeit treu und redlich ausgehalten und sein Handwerk gehörig erlernt" hatte, „von der Lehre hinwiederum los und unter Anwünschung göttlichen Segens zu einem ehrlichen Gesellen gesprochen wurde", wie dann dieser ehrliche Geselle hinauswanderte in die Welt, um frei von dem Zwange der Lehrjahre bei fremden Meistern sein Geschick und seine Arbeitskraft zu erproben und von ihnen zu lernen, was ihm daheim von Nutzen sein könnte, und wie er dann, als die bestimmte Zahl von Wanderjahren um war, nach der Vaterstadt zurückkehrte, nicht um auszuruhn, sondern um als braver Mann von Neuem die Hände zu rühren und seine Fertigkeit in dem Handwerke zu bewähren, bis daß er das Ziel erreichte und zum Meister gesprochen wurde. Aber auch jetzt war für ihn nicht etwa das goldne Zeitalter des Nichtsthuns angebrochen: der echte deutsche Handwerker hat die Süßigkeit des dolce far niente, er hat aber auch den Müssiggang nie gekannt. Die Arbeit fing jetzt vielmehr erst recht an: der Meister war zugleich Bürger geworden und hatte somit doppelte Pflichten übernommen. Die Werkstunden gehörten wie vordem seinem Gewerbe, die Feierstunden aber konnte er nur zum Theil wie bisher im Kreise treuer Freunde oder daheim bei seiner Familie verleben. Die Sorge um das Wohl der Stadt, ein Amt in der Gemeinde, das ihm Ehre brachte ohne Gewinn, die Uebung in den Waffen endlich, wodurch sich seine Zunftgenossen zu einer streitbaren Bürgermacht heranbildeten, welche dem geharnischten Ritteradel der benachbarten

Digitized by Google

Schlösser nicht minder gewachsen sei wie dem aristokratischen Geschlechterregiment in den Mauern der eignen Stadt, dies alles und manches andre obendrein gestatteten dem Meister keinen andern Genuß als den, der aus dem erhebenden Bewußtsein fließt, seine Pflicht gethan zu haben.

Keine Spur von einer solchen Erhebung des kleinen Bürgers, kein Gedanke an eine solche Entwicklung und Förderung seines geistigen und materiellen Interesses fand sich im alten Rom. Genossenschaften, deren Erwerb nach andern Gesetzen geregelt war als nach denen, welche im Bauernkalender verzeichnet standen und die zwölf Zeichen des Thierkreises zur Grundlage hatten, konnten nun einmal im alten römischen Gemeindewesen nicht zu entschiedner Anerkennung gelangen, und die Keime, die man von Alters her zu entfalten und großzuziehn vernachlässigt hatte, verkümmerten und verdorrten im Laufe der Zeit immer mehr. Daß der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung nicht allein und auch nicht vorzugsweise in den klimatischen Verhältnissen Italiens, in der heißen Sonne des schönen Landes zu suchen ist, ergibt sich schon daraus, daß der Ackerer hinter seinen Stieren und der Schnitter zwischen den Schwaden denselben Gluthhauch und vielleicht noch schutzloser ertragen mußte, der die Kraft des Schmiedes, des Schusters oder des Färbers hätte lähmen können. Die wahren Gründe indeß nachzuweisen, liegt jenseits der Grenze unsrer Aufgabe: die Thatsache mag genügen, daß das Handwerk bei den Römern im allgemeinen einen goldnen Boden nicht hatte.

So lange es indeß dem Quiriten für rühmlich galt, bei der Bestellung seiner Felder selbst Hand anzulegen, so lange die Lentulus, Piso, Taurus, Serranus durch ihre von der Landwirthschaft entlehnten Beinamen sich in ähnlicher Weise geehrt fühlten, wie die Scipionen, wenn man diesen als Africanus, jenen als Asiaticus begrüßte, so lange konnten nachtheilige Folgen aus dem Mangel eines Handwerkerstandes als solchen nicht leicht erwachsen. Der römische, und späterhin der latinische, der italische Bauernstand war eine so ergiebige Quelle von Volkskraft, wie sie die Geschichte mehrmals wol in kleinen Gemeinwesen, wie etwa in dem der helvetischen Eidgenossen oder der Dithmarsen, schwerlich jedoch in so großen Staatskörpern, wie der römische war, aufzuweisen hat. Als aber nach den Eroberungen jenseits des Meeres die Provinzen Getreide und Wein lieferten und das Kornfeld für den Optimaten seinen Werth verloren hatte, als die neue Nobilität das Säen und Pflanzen als ein erniedrigendes Geschäft, sordidum negotium, den Clienten und kleinen Grundbesitzern oder wol gar ausschließlich den Sklaven überließ und mehr auf die Erweiterung der durch Kauf und Gewalt erworbenen Latifundien, der villarum infinita spatia des erzürnten Tacitus, als auf die Pflege der vaterländischen Scholle bedacht war, als die Schwielen

Digitized by Google

fleißiger Landwirthe den Städtern zum Gespött dienten, so daß Publius Scipio Nasica es wagen durfte, an einen Ehrenmann, bei dem er sich auf die übliche Art um die curulische Aedilität bewarb, die impertinente Frage zu richten, ob er auf den Händen zu gehn pflege, als, um Raum zu gewinnen für Lustgärten und prächtige Landhäuser, für Thierparks und Fischteiche, Berge durchgraben und Meere abgedämmt wurden, als selbst der ältere Cato von andern Unternehmungen höhere Einkünfte erwartete als von dem Landbau, über den er schrieb, als Lucullus mit dem Grundbesitz und mit der Nobilität noch das Capital verband, als Crassus zum Krösus wurde und kaum zweitausend Römer im Staate zu finden waren, die über ein Eigenthum verfügten, als, um es kurz zu bezeichnen, der Reichthum einer halben Welt nach Rom floß, als aus allen Adern des großen Staatskörpers sich das Blut nach dem Herzen drängte und, vom Gifthauch der Entartung angesteckt, zu der verderblichen Eiterbeule zusammenzog, von welcher das gewaltige Reich nie genaß, da war es zu spät auf die einfache Sitte der Väter hinzuweisen, und vergeblich bemühte sich Augustus und mancher der nachfolgenden Kaiser, durch Hebung der Gewerbsthätigkeit einen kräftigen, auf der Arbeit beruhenden Mittelstand heranzubilden, an dem der Staat noch in der elften Stunde eine Stütze hätte finden können, die ihn vor dem Zusammensturz bewahrte.

Wenn diese Auflösung nicht früher erfolgte, wenn der Abfall von der Sitte der Väter und die Entartung, deren Anfang sich an die unheilvollen Namen Karthago, Korinth, Numantia knüpft, sich nicht schneller rächte, so zeugt dies eben für den soliden Bau des römischen Staatswesens, das noch ein halbes Jahrtausend von der Kraft zehren konnte, welche aus der Arbeitsthätigkeit der alten ehrenwerthen Grundbesitzer erwachsen war. Daß aber der Bauernstand, der einen Staat gegründet und mit Lebenskraft ausgestattet, auch im Stande sei, ohne Mitwirkung andrer Factoren, die sich im Laufe der Zeit bilden müssen, diesen Staat dauernd zu erhalten, und daß das Grundeigenthum ohne die Dazwischenkunft des Mittelstandes, oder besser des Standes der Handwerker und Gewerbtreibenden, überhaupt davor bewahrt werden könne, in den Besitz weniger großer Grundherren zu gelangen, während die Mehrzahl der kleinen Bauern zu Häuslern wird und endlich zu Besitzlosen oder Hörigen, das zu bezweifeln berechtigt uns die Geschichte Roms in höherem Grade noch als das Beispiel Spartas.

Fragen wir nun, wer die Vertreter des Handwerks in Rom waren, und wie diese es vertraten, so geben uns alte Schriftsteller hierüber nur dürftige Andeutungen, eben weil es zu einer Constituirung der Handwerker als eines geachteten in das Staats- und Culturleben wesentlich eingreifenden Standes niemals kam. Manche Bedürfnisse des täglichen Lebens, deren Herstellung trotz der Einfachheit der alten Sitte die schlichte Kunstfertigkeit des Landmanns

Digitized by Google

nicht zu erreichen vermochte, mögen schon frühe in Rom von einzelnen Classen von Arbeitern beschafft worden sein, welche, nachdem sie sich ein gewisses Geschick und eine gewisse Stetigkeit und Gleichmäßigkeit in ihrer Arbeit angeeignet hatten, es wenigstens eine Zeit lang dahin zu bringen wußten, daß jedem andern, der zu ihrer Classe nicht gehörte, die Concurrenz mit ihnen verschlossen war. Eine Art Zunftwesen scheint sich somit allerdings bereits in den ältesten Zeiten Roms gebildet zu haben, obschon wir nicht recht einsehn, wie neben der ausgedehnten Gewerbefreiheit, die wir wenigstens in den letzten beiden Jahrhunderten der Republik ganz entschieden vorfinden, ein zunftmäßiger Handwerksbetrieb bestehn und bis in die Kaiserzeit sich erhalten konnte. Den sagenhaften Berichten des Plutarch und Plinius zu Folge soll Numa neun Körperschaften oder Zünfte, collegia opificum, gestiftet haben, deren acht erste die Flötenbläser oder Musikanten überhaupt, die Goldschmiede, Zimmerleute, Färber, Schuster, Gerber, Schmiede und Töpfer umfaßten, während die übrigen Handwerker sammt und sonders in der neunten Zunft vereinigt gewesen sein sollen. Wenn Florus behauptet, die Stiftung der Zünfte sei erst durch Servius Tullius erfolgt, vermuthlich weil in seiner Zeit der gesellschaftliche Zustand sich schon mehr entwickelt hatte, so streitet gegen diese Annahme der Umstand, daß das wichtige Handwerk der Steinmetzen, welches seit den großartigen Bauunternehmungen des ältern Tarquinius, der Gründung des Capitols, der Anlegung der Cloaken, des Circus Maximus und des Forums, in Rom sehr bedeutend vertreten sein mußte, keine selbständige Zunft bildete, während verhältnißmäßig minder wichtige Beschäftigungen, wie etwa die der Färber, zu zünftiger Gestaltung erhoben worden wären. Dagegen mag vor dem Eintritt des tuskischen Elementes in das römische Gemeinwesen, also bis auf Ancus Marcius, die Gewerkschaft der Zimmerleute wol im Stande gewesen sein, den Ansprüchen, die man beim Häuserbau an sie machte, in der Hauptsache zu genügen, und auch zur Anlegung der Stadtmauern, des Tempels der Fides, der Thorhalle des Janus und andrer heiliger und profaner Baulichkeiten größern Umfangs wird es eines kunstgerechten Maurerhandwerks schwerlich bedurft haben. Uebereinstimmend aber wird von allen Schriftstellern die Aufnahme dreier der genannten Genossenschaften in das Heer, zu welchem die Handwerker als unter den fünf Steuerclassen stehende Proletarier in der frühern Zeit keinen Zutritt hatten, auf Servius Tullius zurückgeführt. Dieser König soll nämlich die Schmiede, Zimmerleute und Pfeifer, das heißt die Flötisten, Hornisten und Trompeter, welche alle für die Zwecke des Krieges unentbehrlich waren, in vier Centurien seiner Heeresordnung eingefügt und ihnen, trotzdem daß sie außerhalb der Censusclassen standen und an der Schlacht natürlich keinen thätigen Antheil nahmen, als Aequivalent für ihre Dienstleistungen im Kriege das Stimmrecht in den Centuriat-

Digitized by Google

comitien verliehen haben, welches die übrigen sechs Zünfte, wie das Proletariat überhaupt, anfänglich gar nicht besaßen und erst später in beschränktem Maße erhielten. In wie geringem Ansehn übrigens das Handwerk schon damals stand, geht aus dem Umstande hervor, daß der steuerpflichtige und also zum Kriegsdienste berechtigte Römer, da es nun einmal unumgänglich nothwendig war, lieber in seiner Mitte eine Anzahl besitzloser Werkleute dulden als sich selbst zur Erlernung handwerksmäßiger Verrichtungen herablassen wollte, durch welche die Verwendung dieser Proletarier im Heere überflüssig geworden wäre.

Daß dieses Ansehn nie stieg, beweisen die Aeußerungen späterer Schriftsteller zur Genüge. Ist auch die Angabe des Dionys von Halikarnaß irrig, daß das Gesetz die Bürger vom Stande der Handwerker ausgeschlossen habe, so werden doch gewiß nur die ärmsten unter ihnen des Unterhalts wegen für sich oder für andre gearbeitet und die Würde des Quiriten „durch banause Verrichtungen, die mit einer sitzenden Lebensweise verbunden sind, schändliche Begierden wecken und Leib und Seele zu Grunde richten" um des Leibes Nahrung und Nothdurft willen aufgeopfert haben. Daß man diesen Aermsten, die ohnedies an der Staatsregierung so gut wie gar keinen Antheil hatten, auch in Zunftsachen nur eine geringe Autonomie gestattet haben wird, die sich wol schwerlich über eine gewisse Regelung ihrer genossenschaftlichen Angelegenheiten innerhalb der einzelnen Innungen erstreckte, ist durchaus wahrscheinlich, ja es gewinnt den Anschein, daß die Eintheilung dieser besitzlosen, zu Neuerungen leicht erregbaren niedern Bürgerschaft in Zünfte, an deren Spitze ein Obermeister stand, mehr eine staatspolizeiliche Maßregel war, wodurch die alten Könige den unruhigen Geist leichter in Schranken zu halten suchten. An eine selbständige Gestaltung dieser Zünfte, wie wir eine solche in den oben bezeichneten mittelalterlichen Handwerksgenossenschaften finden, ist wol nicht zu denken, noch weniger aber daran, daß Numa die neun Collegien gestiftet habe, um die Verschmelzung von Römern und Sabinern, der sich anfänglich Schwierigkeiten entgegenstellten, dadurch zu erleichtern.

Diese Körperschaften, welche in dem Zwölftafelgesetze bestätigt wurden, hatten ihre eignen gottesdienstlichen Gebräuche und Schutzgötter; ihre Vorsteher, denen die Sorge für das Gemeinsame oblag, waren mit der Anordnung von Zusammenkünften und der Veranstaltung von Festlichkeiten, namentlich bei den compitalicischen Spielen, betraut. Außer diesen gesetzlichen alten Zünften bildeten sich im Laufe der Zeit mehrere neue: das Bäckerhandwerk, für welches ehedem in Rom bei der einfachen und mäßigen Lebensweise der Bürger kein Bedürfniß da war, scheint erst nach dem Kriege mit Perseus, also nicht viel vor dem Jahre 600 der Stadt eine zünftige Gestaltung erlangt zu haben, und wol in noch spätrer Zeit suchten die Schreiber und Kaufleute sich in Gilden abzuschließen, was ihnen natürlich bei der Gewerbefreiheit nur bis zu

einem gewiſſen Grade gelingen konnte. Der Metzger, welche das Fleiſch in Buden feil boten, wird ſchon in der Geſchichte der Virginia gedacht; da aber die meiſten und namentlich die größern Grundbeſitzer ihren Bedarf an Fleiſch von ihrem Landgute erhielten, ſo werden die Schlächter anfänglich nur unter dem geringen Volke ihre Kunden und wol ſelten einen glänzenden Verdienſt gehabt haben. Wenn trotzdem der Vater des Terentius Varro, deſſelben der bei Cannä die Schlacht verlor und das Leben rettete, in dem genannten Geſchäft ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, ſo war dies in jener Zeit eben eine Ausnahme, ganz abgeſehn davon, in wie weit der Vater wirklich nur Schlächter war und nicht etwa Grund- und Heerdenbeſitzer, der ſeinen Viehſtand vorzugsweiſe an der Metzgerbank verwerthete. Denn daß der patriciſche Stolz auf den „Fleiſchersſohn", der Prätor und Conſul wurde, allen möglichen Unglimpf zu häufen ſuchte, dürfen wir mit Recht vermuthen, und daß die plebejiſchen Standesgenoſſen des Terentius Varro kein Intereſſe hatten, für dieſen irgendwie einzutreten, werden wir natürlich finden. Indeſſen mag es in dem letzten Jahrhundert der Republik und namentlich in der Kaiſerzeit oft genug vorgekommen ſein, daß Handwerker und Söhne von Handwerkern zu Amt und Würden, zum Conſulat und Triumph und zu ſolchem Vermögen gelangten, daß ſie dem Volke mit ſeinem Lieblingsvergnügen, mit Fechterſpielen und ſonſtigen Spenden aufwarten konnten; auch würden wir Unrecht thun, wollten wir leugnen, daß aus ihrer Mitte Männer hätten hervorgehn können, welche an Sittenreinheit vor Salluſt und an Beherztheit vor Cicero den Vorrang verdienten. Dennoch müſſen wir annehmen, daß die Urtheile der genannten Schriftſteller über das Geſindel, plebes, das ohne Habe und Credit auf ſeine Arme angewieſen war, im Allgemeinen richtig ſind, daß in den Werkſtätten, wie ſie damals waren, die Freiſinnigkeit einer geringen, der größten Pflege hingegen die Gemeinheit genoß.

Durch Livius erfahren wir, daß etwa um das Jahr 530 der Stadt ein Geſetz an das Volk gebracht wurde, welches die Walker, fullones, betraf und vermuthlich den Preis und die Güte ihrer Arbeit beſtimmte. Daß der Staat ſich veranlaßt fand, die Regelung dieſes Handwerks ſelbſt zu übernehmen, erklärt ſich wol aus der Wichtigkeit, welche grade der Walker für das Volk, das in weißen wollnen Togen feierlich einherzuſchreiten liebte, haben mußte. Denn wenn auch der arme Handwerker bei ſeinem Geſchäfte mit der Tunica oder wol gar mit noch Wenigerem ſich begnügte, ſo mag es doch dem tunicatus popellus einen nicht geringen Genuß gewährt haben, wenn es an Feſttagen das weiße Feierkleid in kunſtgerechtem Wurfe umthun und fühlen durfte, welch' erhabner Unterſchied doch eigentlich ſei zwiſchen ihm und zwiſchen dem Fremden und Sklaven. Wie weſentlich hierbei die Mitwirkung der Walker war, liegt auf der Hand, und man möchte faſt vermuthen, daß die alte Zunft

Digitized by Google

der Färber auch die Genossen jenes Handwerks umfaßte, ja durch sie erst ih Bedeutung gewann.

Besondrer Erwähnung haben wir noch zu thun der Bartscheerer und Haa künstler. Zur Zeit des Lucius Quinctius, der von seinen Locken den Beinam Cincinnatus erhalten haben soll, fiel unter dem Scheermesser das Bartha wol nie, das Haupthaar wenigstens bei den Freien nur selten. Als aber etw um das Jahr 450 der Stadt Barbiere aus Sicilien nach Italien gebrac wurden, ward die Sitte bald allgemein, das Kinn dem Messer preis zu gebe wenn auch noch nicht jeder so sorgsam war wie Scipio Aemilianus, der si den Bart täglich scheeren ließ. Daß der Tag, an welchem der junge Röm des kaum entsproßnen Flaums von kunstgerechter Hand sich beraubt sah, i spätrer Zeit die ganze Familie zu einem frohen Feste vereinigte, ist bekann und Cassius Dio berichtet uns, daß Octavian diesen Tag durch eine glänzend Bewirthung des Volks weihte. Seitdem nun vollends galante Männer, wi Hortensius, Gabinius, Dolabella und selbst Cäsar, ein wohlgeordnetes un künstlich gelocktes Haupthaar für ein wesentliches Erforderniß eines anständige Mannes ansahen, und Clodia, die Schwester des Publius Clodius, nebst an dern Damen gleichen Schlags erklärt hatte, daß sie ein kleines zierliches Bärt chen, barbulam, an den Männern liebe, da brach für die Genossenschaften de Barbiere und Friseure eine goldne Zeit an. Und wenn auch die Vornehme eigne Bartscheerer und Haarkräusler unter ihren Sklaven hatten, so waren doch die Tonstrinen oder Scheerstuben nicht nur von den minder Begüterten, sondern gar häufig auch von jungen Leuten aus den höhern Ständen besucht, die hier in ähnlicher Weise wie die Griechen Unterhaltung fanden, nur mit dem Unterschiede, daß diese in den Barbierladen wol auch über höhere Angelegenheiten, selbst über philosophische Probleme verhandelten, während die hoffnungsvolle Jugend Roms sich ausschließlich darauf beschränkt haben wird, von den Tonsoren, die wegen ihrer Redseligkeit nicht minder verrufen waren als heutzutage, sich allerhand Neuigkeiten und Skandalgeschichten aus der Stadt zuführen zu lassen. Der Hinblick auf die Toilettenbedürfnisse der Damen, in welche uns ein freundliches Geschick eine weit genauere und tiefere Einsicht gestattet hat als in manche der wichtigsten Staatsactionen des alten Rom, sowie die sichre Kunde, daß das entnervte Geschlecht den Schmuck des Hauptes, den es vermuthlich frühe verlor, durch künstliche Mittel zu ersetzen suchte, berechtigen uns zu der Annahme, daß die Perrückenmacher und deren Zunftverwandte, überhaupt alle die sich auf falsches Haar, falsche Zähne, Schminke, Schönheitspflästerchen und ähnliche Nachhilfen der Natur verstanden, kurz vor und während der Kaiserzeit als höchst wichtige Persönlichkeiten, als eine Art Retter der Gesellschaft, wenn auch nicht angesehn, so doch reichlich beschäftigt und bezahlt worden sind.

Digitized by Google

Die übrigen Handwerker von den Köchen, deren Garküchen in der spätern Zeit sehr besucht waren, herab bis zu den Schustern und Handschuhmachern einzeln zu erwähnen, würde eine weitläufige und zum Theil sehr unerquickliche Aufgabe sein. Ihre Zahl war entsprechend der Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände sehr groß, und ihre Thätigkeit bei dem überladnen Geschmacke der spätern Zeit sehr mannichfaltig. Hatten sie früher dem Bedürfnisse gedient, so wandten sie sich, mochten sie nun in Holz, in Stein oder Thon, in Metall, in Leder oder in sonst welchen Stoffen arbeiten, um ihre Kunden oder Arbeitgeber zu befriedigen, dem Dienste des Luxus von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr zu. Zu wiederholten Malen versuchten die einen oder die andern zu einer zunftmäßigen Gestaltung, ähnlich derjenigen der neun alten Körperschaften zu gelangen; da sie aber mit diesen Zunftbestrebungen politische Umtriebe verbanden und einen meuterischen, ungesetzlichen Geist bekundeten, so sah sich der Senat veranlaßt, mit Strenge gegen sie einzuschreiten. Catilina und seine Genossen hatten auf ihre thätige Mitwirkung gerechnet: der Tag von Pistoria verdarb die Rechnung, und die nicht auf altem Gesetz beruhenden Körperschaften wurden aufgehoben. Der Volkstribun Publius Clodius glaubte an ihnen vermuthlich eine starke Stütze seiner unruhigen Pläne zu finden, weshalb er sie wiederherstellte und aus städtischem Gesindel und Sklaven neue hinzufügte. Cäsar hingegen duldete nur die alten, und auch Augustus sah sich genöthigt, den Zünften, die während der bürgerlichen Unruhen ihr Haupt kühn erhoben hatten, mit scharfen Maßregeln entgegenzutreten. Aehnliches wiederholte sich unter den spätern Kaisern.

War nach dem allen die Stellung der Handwerker von vornherein eine sehr gedrückte, so wurde sie es noch weit mehr, als das Sklavenwesen in Rom eine so weite Ausdehnung erhielt. Denn es machte nicht nur die Sklavenarbeit der Gewerbsthätigkeit der freien Bürger eine sehr gefährliche Concurrenz und raubte ihrer Beschäftigung den letzten Rest der Achtung, den sie in der öffentlichen Meinung etwa noch besaß, sondern es gesellte sich ihnen auch in den zahlreichen Freigelassenen, denen ihre Patrone häufig ein Capital zum Betrieb eines Handwerks vorstreckten, ein sehr bedenkliches Element zu, welches durch die Fremden, namentlich aus den asiatischen Provinzen und aus Afrika, und durch die Graeculi, griechische Handwerksmeister, Künstler, Lehrer, Schöngeister und andres habgieriges, geschwätziges und eitles Volk, das nach der Erstürmung von Korinth sich schaarenweise nach Rom übergesiedelt zu haben scheint, noch wesentlich verstärkt wurde. Nehmen wir dies alles zusammen, bedenken wir, welcher Geist in diesen Freigelassenen lebte, die Jahre lang Knechtessinn gehegt und sich zuletzt ihre Freiheit um ein Stück Geld gekauft oder gar hatten schenken lassen, erinnern wir uns, daß von den zehntausend Freigelassenen des Sulla, dieser wilden Mörderbande, viele die nicht alsbald nach der Frei-

Digitized by Google

lassung erbärmlich verkamen, ebenfalls als Handwerker ein erträgliches Fortkommen suchen mußten, fügen wir dazu die Härte und Grausamkeit, mit der die Römer ihre Sklaven zu behandeln pflegten und vielleicht zu behandeln genöthigt waren, vergessen wir endlich nicht, wie viel die Proscriptionen, die Bürgerkriege, die Militärkolonien zur Verarmung und Entsittlichung des Volks beitrugen, und wie alle diese Uebel die untersten, die Arbeiterclassen, doch zuletzt am härtesten trafen, so werden wir den gleichzeitigen Schriftstellern, wenn sie von diesen Handwerkern nur in wegwerfendem Tone sprechen, beistimmen und Shakespeare bewundern müssen, der uns in seinen Dramen aus der römischen Geschichte mit so richtigem Tacte dieses Geschlecht gezeichnet, ganz so bornirt und feige, so dreist, so wetterwendisch und so schäbig, wie es wirklich war, nur vielleicht weniger verrucht und verkommen. Freilich ist es nicht die Plebs aus der Zeit des Coriolan, es ist die Plebs überhaupt nicht, es ist vielmehr der Handwerkerpöbel, der es zu einem Handwerkerstande nicht bringen konnte, jener Pöbel aus der Zeit Cäsars, ohne Credit, ohne Hoffnung, ohne Heimat und ohne Vermögen, der über Brod und Fechterspielen die Ehre verloren hatte, das Gefühl der Pflicht und den Sinn für das Vaterland und für die Götter der Ahnen. War er schon in alter Zeit durch die Ungunst der Verhältnisse erniedrigt, so daß die Tochter eines Handwerkers ebenso wenig wie die eines Sklaven Hüterin des heiligen Feuers der Vesta werden konnte, so war jetzt durch eigne Schuld die Erniedrigung eine so tiefe und völlige geworden, daß an eine Erhebung aus eigner Kraft nicht mehr zu denken war. Die Hilfe mußte von Außen kommen.

Daß bei dem Drucke, der auf dem Handwerkerstande lastete, und bei der nüchternen und auf das Praktische gerichteten Anschauungsweise der Quiriten die Kunst sich nicht selbständig aus dem Handwerke entwickeln und zu hoher Geltung gelangen konnte, war natürlich. Der Römer erkannte in früherer Zeit wol gar keinen, und auch später nur einen geringen Unterschied an zwischen banauser Thätigkeit und höherem künstlerischen Schaffen, was uns um so weniger Wunder nehmen wird, wenn wir bedenken, daß selbst bis auf die neueste Zeit „Künstler, Professionisten und Handwerkern" von der Gesetzgebung weit intelligenterer Staaten oft genug zusammengeworfen worden sind, wie dies unter andern in „Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen ꝛc. Mandat die Generalinnungsarticul der sächsischen Lande betreffend" geschehen ist, das heißt in einem Statute, welches zwar im Januar 1780 ausgestellt wurde, aber in der Hauptsache noch heute als maßgebend für Künstler- und Handwerksgenossenschaften gilt. Wie schwer es das Vorurtheil der Römer dem Fabius Pictor gemacht hat, seinem Drange zu künstlerischer Gestaltung zu genügen, darüber haben wir hinreichende Andeutungen. Zu eigentlich römischen Kunstschöpfungen kam es daher nie: Etrusker und Griechen waren wol die

Digitized by Google

ältesten Künstler in Rom, und die letztern wenigstens blieben es, so lange von Kunst überhaupt die Rede war.

Diese Abneigung gegen das Handwerk und alles was damit irgend wie im Zusammenhange stand, ging dann sogar so weit, daß Dichter und Denker es nicht über sich vermochten und wol auch kaum fähig dazu waren, das Handwerksmäßige, welches der Poesie und Wissenschaft die Wege bahnt, das Sammeln des Stoffes und das emsige Herbeitragen von tausend einzelnen Fäden, die sämmtlich in das neue Gewebe mit hineingewebt werden sollen, selbst zu besorgen. Das Material zu seinem Gedicht vom Landbau, dem originalsten Dichterwerke Virgils, lieferten dem mantuanischen Poeten griechische Freunde: der Stoiker Diodotus aß sicherlich nicht umsonst das Gnadenbrod in Cicero's Hause, und Tiro hatte seine Freilassung gewiß redlich verdient. Wenn trotz dieser sehr wesentlichen Beihilfen es dem Cicero mehrmals begegnet ist, daß er sich arge Begriffsverwechselungen zu Schulden kommen läßt, so beweist dies nur, wie schwer es dem Römer wurde, sich in ein fleißiges, strenges, straffes Arbeiten hineinzuleben. O. B.

Ein Bild aus Irland.

(Schluß.)

Als der Verfasser im Lauf seiner Wanderung durch die Stadt das berühmte alte Schloß suchte, wußte ihn niemand zu bescheiden. Erst als er nach der Kaserne fragte, wurde er dahin gewiesen. „So sehr schon scheint das Volk seiner eignen Vergangenheit zu vergessen. Ihre Unzufriedenheit kennt den historischen Grund nicht mehr. Sie haben sich an die Veränderungen der neuen Zeit zur Genüge gewöhnt, und ihr Groll ist der Groll eigensinniger, unvernünftiger Kinder. Sie wissen selbst nicht, was sie wollen, und haben nur das dunkle Gefühl, daß es zwei Parteien gebe, von denen die Engländer die Unterdrücker, die Irländer die Unterdrückten seien."

Ein alter irischer Corporal von den Invaliden machte den Führer des Reisenden bei einer Besichtigung des Schlosses. Er gab sich, offenherzig geworden, als Patriot zu erkennen, der den Engländern ihre Grausamkeit bei der Einnahme von Limerick und ihren Bruch des nach Sarsfields Besiegung

Digitized by Google

hier unterzeichneten Vertrags nachtrug, welcher letztere den Irländern das Recht des Besitzes, des bürgerlichen Erwerbs und der freien Religionsübung versprach, und brachte ihn, nachdem er ihn in der Ruine zurecht gewiesen, in eine Schenke, wo der Reisende Gelegenheit fand, die Bekanntschaft andrer Patrioten zu machen.

Ich stieg, erzählt der Verfasser auf die Schulter meines Corporals gestützt, nieder, und selbander verließen wir das alte Gemäuer. Wir gingen über die Thomond-Brücke. Auf der andern Seite, nicht weit von dem letzten Pfeiler, rechts, liegt ein großer, schwarzer Stein, tief in die Erde gesunken. Die Zeit hat an seinen Ecken genagt, er ist vom Regen der Jahrhunderte zerrissen und zerklüftet. Aber wol erkennbar noch ist die obere Fläche, die wie eine Tischplatte das Ganze bedeckt. „Dies ist der Stein des Vertrages," sagte der Corporal. Ich blieb stehn, um mir die Umrisse desselben in mein Tagebuch zu zeichnen. Wenige Schritte davon, gegenüber, liegt M'Donalds Whiskeyschank, ein kleines, stockirisches Haus, in dem es immer hoch und laut herzugehn pflegt. M'Donald ist ein eifriger Patriot; und die Patrioten versammeln sich bei ihm und trinken seinen Whiskey und machen in seinen vier Wänden, wo sie Niemand hört, Lärm und fluchen gegen die Engländer. M'Donald stand auf der Schwelle, während ich beim Stein verweilte; der Corporal trat zu ihm, und bald ward ich gebeten, einzutreten. Der Raum war eng, und viele Männer mit erhitzten Gesichtern saßen auf Fässern und Bänken umher, und die kleine niedliche Frau des Wirths stand hinter der Barre. Sie kam hervor, um mich zu begrüßen. „Führe den fremden Herrn hinauf," sagte M'Donald, und gab dem Corporal ein Glas starken Whiskeys. Die Frau ging und ich folgte ihr eine kleine, enge Treppe hinauf; dann traten wir in ein helleres Gemach, das gegen den unteren Raum wie ein Staatszimmer aussah. „Hier, lieber Herr," sagte sie, „könnt Ihrs lesen," dabei wies sie auf ein mit großen Buchstaben bedrucktes Blatt, welches, unter Glas und Rahmen gefaßt, auf dem Tische lag. Es waren die Artikel des Vertrags von Limerick. Ich stand noch, über sie gebeugt, um zu lesen, da trat M'Donald wieder ein und sagte, „wir wollen hinuntergehn und einen Vortrag halten," und nahm die Artikel mit sich in den Schankladen und wir folgten ihm dahin. Seine Kunden, die Männer mit den erhitzten Gesichtern, voran der Corporal mit dem Pfeifchen, der inzwischen auch schon mehr als ein Glas auf meine Gesundheit und meine Kosten geleert hatte, stellten sich um den Wirth und hörten zu, während er die Artikel, einen nach dem andern mit lauter Stimme und rednerischem Pathos vorlas. Als ich ihn am Ende, da ein tiefes Murren durch den Kreis ging, fragte, was denn nun diese Artikel mit jenem Stein zu thun hätten, da erwiderte er: „diese Artikel sind auf jenem Stein unterzeichnet worden, und der Engländer hat diesen Artikel hier

Digitized by Google

gebrochen, und dieſen hier" — und dabei zeigte er auf den erſten, den dritten, den ſiebenten Artikel.

„Er hat ſie Alle gebrochen, nicht Einen hat er gehalten!" rief ein Mann mit dickem braunen Bart, ein herkuliſcher Mann, ziemlich anſtändig gekleidet und nicht ohne Anſchein von Bildung. „Ihr wollt wiſſen," ſagte er, an die Wand gelehnt, „was jener Stein bedeute? Er iſt ein ewiges Denkmal für engliſchen Treubruch und iriſche Tapferkeit!" Ein Mann mit weißem Haar und blöden Augen, aber ein pfiffiger Mann und von großer Geltung unter ſeinen Genoſſen, der auf einer umgeſtürzten Tonne ſaß, ſagte, daß er die Engländer haſſe und daß er die Franzoſen liebe, und daß die Iren und die Franzoſen Verwandte und Brüder ſeien im Glauben und im Blute, und daß die Franzoſen noch einmal kommen würden, um ihnen aus dem Elend zu helfen; und wenn ſie kommen", ſchloß er, „ſo ſollen ſie die beſten Salme aus dem Shannon und den beſten Whiskey aus M'Donalds Keller haben — und weil Ihr ein franzöſiſcher Mann ſeid, ſo heißt Euch O'Laery von Limerick willkommen und reicht Euch ſein Glas, um mit ihm auf das Wohl von Irland zu trinken!"

Ich wagte nicht zu widerſprechen, noch den Trunk abzulehnen. Aber mir ward bang zu Muthe. Denn es war eine ſchwüle Luft, zum Erſticken, in dem aller Ausdünſtungen vollen Raum, und die vom Spiritus entflammten Gemüther der Männer fingen an auf unheimliche Weiſe zu phosphoresciren.

„Heida! und wenn die Franzoſen kommen, ſo will ich mit ihnen gegen die Engländer ſtehn," rief mit einem plötzlichen Ausbruch der kleine Corporal im rothen Rock der Königin, der bisher nur geraucht, zugehört und geſchwiegen hatte. „Heida! ich bin auch kein ſchlechterer Iriſhmann, als Ihr Andern, und ich trinke mit Allen auf das Heil unſeres Landes und unſeres Volkes!"

„Es wird blutige Arbeit in Irland noch geben," ſprach ein ſteinalter Mann, der in einem Winkel zuſammengekauert auf einem niedrigen Schemel ſaß. Sein Auge hatte den kalten Glanz des Alters, welches am Grabe ſteht, und ſeine Stimme, indem er ſich erhob, hatte etwas prophetenhaft Tiefes, das mich erſchütterte. „Blutige Arbeit," wiederholte er, „und Schlachten auf Schlachten. Ein Weib wird ſtehn auf dem höchſten Graben im Lande, drei Tage lang, ohne einen einzigen Mann noch erblicken zu können. Die Kühe werden daſtehn und niemand wird ſie melken; der Herbſt wird verloren ſein, weil niemand da iſt, um zu erndten, und die Geiſter aller Ermordeten werden durch das Land gehn, um die Mitte des Tages. Am Ende wird die letzte Schlacht geſchlagen werden an den Ufern des Loughail, welcher genannt iſt „See der Sorgen". Drei Tage lang wird eine Mühle rund gehn von dem

Digitized by Google

Blute der Erschlagenen, bis am Ende das Heer von Irland die Fremden in den See getrieben haben wird, wo der letzte von ihnen ertrinken wird . . . .“

In diesem Augenblicke, wo M'Donald, das Todtenschweigen, welches den ergreifenden Worten gefolgt war, unterbrechend, an eines der Fässer gegangen war, um das Glas des Corporals noch einmal zu füllen, that sich die Thür auf, und herein trat ein alter Bekannter — der Werbesoldat von heut Morgen. Sein englisches Gesicht war ganz roth vor Kälte und die bunten Bänder an seiner Mütze, feucht von Nebel und Regen, hingen in einem Bündel schlaff hernieder. Aber er war nicht allein. Es umgaben ihn drei, vier junge Burschen in zerrissenen Röcken, welche Handgeld genommen hatten. Auf die Schultern waren ihnen einige bunte Bänder geheftet worden. Alles war stumm, da die neue Gruppe eintrat; der herkulische Mann und der pfiffige Mann und der Corporal drückten sich in die Ecke um den steinalten Propheten zusammen und schwiegen, als ob sie nie ein Wort gesprochen hätten. Aber um so lauter trumpfte der Werbesoldat auf. „Holla! Whiskey her für meine Jungen!“ rief er, als er noch nicht halb eingetreten war — „Whiskey her für die leichte Fußgarde Ihrer Majestät — und ein Schuft, wer nicht einstimmt, wenn ich rufe: Gott schütze die Königin und ihr Reich!“

Die drei oder vier Jungen besannen sich nicht viel; sie sahn aus, als ob sie lange nichts gegessen und noch viel länger nichts getrunken hätten — sie stürzten das ihnen gebotene Glas rasch hinunter und aßen die Bretzel dazu, die ihnen gereicht ward, und schrien, den Mund ganz voll, zwischen dem Kauen: „Gott schütze die Königin!“ Die Andern aber schwiegen. „Warum sitzt Ihr da so still?“ rief der Werbesoldat, sich trotzig umkehrend. „Und Du, — Hund von einem Corporal — warum rufst Du nicht mit, wenn wir das Wohl unsrer allergnädigsten Königin trinken?“ „Mein theurer Herr,“ erwiderte der Corporal, dem vor Schreck das Pfeifchen ausgegangen war, „mein Glas ist leer und . . .“ „Und Du willst, daß der Diener Ihrer Majestät es fülle? Wolan, im Namen der Königin! füllt ihm das Glas!“ M'Donald, dessen Gesicht während der ganzen Scene finster gewesen war, ging an's Faß und füllte; aber er sagte kein Wort. Der Werbesoldat mit seinen Burschen und der Corporal stellten sich zusammen, stießen mit den frisch gefüllten Gläsern an und der Ruf: „Gott schütze die Königin!“ ging durch denselben Raum, der wenige Minuten vorher noch der Zeuge des Begeisterungsrausches für Irlands Freiheit und Irlands Glauben gewesen. — Ein neuer Lärm und von der grad entgegengesetzten Art als der, welcher mich empfangen hatte, setzte sich in M'Donalds Whiskeyschank fest, die neuen Gäste ließen sich tumultirend auf den Sitzen der früheren, die sich langsam und Einer nach dem Andern entfernten, nieder, und heimlich trug man die Artikel von Limerick wieder hinauf in das Staatszimmer vom ersten Stock. Auch ich ging und der Corporal mit mir.

Digitized by Google

Aber schweigend und gesenkten Hauptes schritt er hinter mir her; ihm war offenbar zu Muthe, wie nach einer Niederlage, und er wagte lange nicht, mich anzusehn oder anzureden. Und also, ungestört von ihm, der wie das erbarmungswerthe Schicksal von Irland selber hinter mir herwandelte, setzte ich meinen Weg längs der Ufer des strömenden Shannon fort. —

Die londoner Presse.

Die Zahl der politischen Tageblätter Londons beläuft sich auf elf. Morgenblätter sind: Times, Morning Chronicle, Morning Post, Morning Herald, Morning Advertiser und Daily News; Abendblätter: Globe und Sun; sogenannte Pennyblätter: Daily Telegraph, Star (Morning- und Evening Star) und Standard. Der Expreß ist eine bloße Abendausgabe der Daily News, der Public Ledger und die Shipping and Mercantile Gazette sind zwar ebenfalls Tageblätter, aber fast ausschließlich commerciellen Charakters.

Das älteste unter den großen Tagesblättern ist das 1769 gegründete Morning Chronicle. Sein erster Herausgeber Mr. Woodstall war ein großes Talent, dessen Nachfolger, James Perry ein noch bedeutenderes. Das Blatt war damals ein Organ der Whigs, deren Sache es auch unter der Redaction Blacks vertrat. Unter dessen Nachfolger, Mr. Doyle, ging es zu den Peeliten über, bei denen es bis 1854 aushielt. Von da an gerieth es in raschen Verfall, so daß die Zahl seiner Abonnenten, die damals sich auf dritthalbtausend belief, jetzt kaum mehr als achthundert beträgt. Die jetzigen Herausgeber, zwei Irländer, versuchten eine Zeit lang den Glauben aufrecht zu erhalten, daß das Chronicle noch zur Schule Peels gehöre. Sie machten nebenbei Opposition gegen Palmerston und begannen erst ganz leise, dann deutlicher und lauter, endlich ganz ungescheut die Partei des imperialistischen Frankreich zu nehmen. Sind die Leitartikel, in denen dies geschieht, meist gut geschrieben, so sind die telegraphischen Depeschen das Wunderbarste, was man lesen kann, oft nichts

*) Eine sehr ausführliche Charakterisirung der englischen Tages- und Wochenblätter mit interessanten Notizen aus der Geschichte der einzelnen ist in Th. Fontanes „Aus England. — Studien und Briefe über londoner Theater, Kunst und Presse" (Stuttgart, Ebner und Seubert, 1860) enthalten. Wir empfehlen das Buch, dem das Obige auszugsweise entnommen ist, als einen lehrreichen Beitrag zur Kunde britischer Verhältnisse.

Digitized by

als Auszüge aus Briefen, welche die Times Tags vorher gebracht hat. Im Sprechsaal, welcher sich hinter denselben öffnet, kann Jeder gegen gutes Entree seine Stimme vernehmen lassen: Expräsidenten südamerikanischer Freistaaten, indische Fürsten, die für ihre unveräußerlichen Rechte plaidiren u. a. m. Fast alle londoner Blätter müssen durch Zuschüsse erhalten werden, das Chronicle lebt jetzt nur von Subventionen und Eintrittsgeldern und steht in Folge dessen im übelsten Ruf.

Das zweitälteste politische Blatt ist die Morning Post, die 1772 von John Bell gegründet wurde. Anfangs unbedeutend, überflügelte sie von 1795 an, wo Daniel Stuarts an die Spitze der Redaction trat, selbst das damals wichtigste Blatt, das Chronicle, dessen Grundsätze sie in dieser Zeit theilte. Von 700 Abonnenten stieg sie in dieser Epoche auf 7000, und noch 1803, wo Stuarts sie verkaufte, hatte sie einen Absatz von 4500 Exemplaren. Mit dem Ausscheiden Stuarts aus der Redaction hörte das Blatt auf, liberal zu sein und hielt von jetzt an unter verschiedenen Redacteuren, unter denen Macintosh vorzüglich zu nennen ist, politisch zu den Tories, während es gesellschaftlich alle Parteiunterschiede bei Seite ließ und der Aristokratie als einem ungetheilten Ganzen diente. Die letztere Eigenschaft wurde schließlich sein charakteristischer Zug, während der Toryismus des Blattes immermehr verblaßte. Nahe Beziehungen zu Palmerston machten später die Verwirrung noch vollständiger und ließen das Blatt gelegentlich selbst whiggistische Maßregeln und Persönlichkeiten vertheidigen. „High life" ist lange Zeit das Steckenpferd und die milchende Kuh der Post gewesen und ist es noch jetzt. Außerdem aber hat das Blatt seit etwa sechs Jahren auch eine bestimmte politische Farbe wiedergewonnen. Es ist entschieden napoleonisches Organ. Die Actien desselben wurden, als Persigny nach London kam, größtentheils aufgekauft, und von jetzt an diente die Post vollständig den Gedanken und Bestrebungen des Kaisers der Franzosen. Der jetzige Hauptredacteur ist ein Mr. Borthwick, der Absatz dürfte gegen 3000 Exemplare betragen.

Der Morning Herald, 1780 von dem Geistlichen Henry Bate gegründet, begann seine Laufbahn gleich dem vorigen als liberales Blatt. Erst nach Verlauf von dreißig Jahren ging es durch Sheridans Vermittelung allmälig in das Lager der Tories über. Bate hatte sich der Partei des Prinzen von Wales angeschlossen und trat mit diesem zur Gegenpartei über. Der Herald ist jetzt ein alttoryistisches Blatt, das den Most seiner Jugend längst vergessen gemacht hat. Es gibt wenige Personen in London, die nicht ungläubig den Kopf schütteln würden, wenn man ihnen sagte, der Herald war einst whiggistisch. Die äußern Verhältnisse des Blattes sind nicht glänzend, es hat zwischen 3- und 4000 Abonnenten, die Ausfälle deckt der Carlton-Club. Durch das Ausscheiden der Peeliten verlor die Partei und mit ihr auch ihr Haupt-

Digitized by Google

organ an Talent. Der Herald wurde langweilig, seine Artikel, mittelmäßig, ohne Geist und Witz, der Klarheit und publicistischen Routine entbehrend, lasen sich, als ob sie von lauter graugewordenen alten Herren geschrieben wären. Seit dem vorigen Jahr indeß hat er eine gewisse Verjüngung erfahren und in Folge dessen an Ansehn gewonnen. Er tritt wenigstens in Bezug auf die auswärtige Politik consequent, ernst und ehrlich für die alten Tory-Grundsätze auf, und auch sein Stil ist wieder jugendlicher und straffer geworden. Eigenthümer und oberster Leiter des Unternehmens ist jetzt ein Mr. Johnston.

Der Morning Advertiser, 1794 gegründet, ist ein Blatt eigenster Art. Er ist das Organ der großen und wohlhabenden Classe der sogenannten „licensed victuallers" oder „publicans", zu deutsch der Destillateure, die das Unternehmen in sehr einfacher Weise aufrecht erhält und sogar ergiebig macht, indem jeder publican sich ein Exemplar des Blattes hält, wodurch natürlich ein beträchtliches Kapital zusammenkommt. Der gegenwärtige Redacteur ist ein Mr. Grant, der zu den eifrigsten Anhängern Palmerstons gehört. Hauptgrundsatz desselben scheint zu sein: nicht wesentlich klüger sein, als die Leser. Logik und Consequenz sind verpönt, fast ebenso sehr als Gelehrsamkeit. Ursprünglich gab es nur zwei Dinge, die der Advertiser ausgesprochenermaßen verfocht: die Interessen der Destillateure und die Doctrinen der Low-Church-Männer. Dazu kam 1848 ein drittes: die Grundsätze eines großsprecherischen, im Grunde aber zahmen, oft ziemlich abgeschmackten Radicalismus. Sein Einstehn für die Lehren der Low-Church und sein Kampf gegen Rom und die Puseyiten ist ehrlich und jedenfalls die respectabelste Seite des Blattes, es ist ein Rest aus Cromwells Tagen, der sich in den unteren Schichten des englischen Bürgerstandes erhalten hat. In Betreff seiner auswärtigen Politik nimmt der Advertiser den Standpunkt eines liberalen faselnden Kannengießers ein, der seine Weisheit meist aus dem Munde von Flüchtlingen geschöpft und da bisweilen Wahres, in der Regel aber Unsinn erfährt. Seine politischen Nachrichten sind zum guten Theil Enten, die für das Bierhaus berechnet sind. Wie gut er über Deutschland unterrichtet ist, zeigt die Nummer vom 7. Juli 1858, wo es unter Anderen hieß: „Warum legt Deutschland die Hände in den Schooß? Warum keine Rührigkeit im Lager der Freien? Wol ist es wahr, daß Säbel, Kutte und Gendarmenthum mit schnöder Omnipotenz im Lande herrschen, aber zugleich wissen wir auch, daß noch ein paar Oasen der Freiheit, Städte wie Hamburg (!) übrig geblieben sind, wo es den Liberalen aller deutschen Länder möglich sein würde, sich zu vereinigen und ihre Gedanken über nationale Freiheit und Einigkeit auszutauschen." Die tägliche Auflage des Advertiser betrug 1855 beinahe 7000 Exemplare, und es ist wahrscheinlich, daß er diese Zahl jetzt überschritten hat.

Digitized by Google

Durchaus andern Charakters sind die 1846 von Radicalen wie Walmsley und Joseph Hume und Manchestermännern wie Cobden und Bright gegründeten Daily News. Doch war das Blatt niemals eigentliches Organ der letzteren, sondern diente nur gelegentlich als solches, da es ihnen allerdings näher stand, als irgend eine andere Zeitung. Der erste Redacteur war Dickens. Er gewann die besten publicistischen Kräfte zu Mitarbeitern, und die erste Nummer war vielleicht reicher, glänzender und talentvoller als irgend eine vorher. Indeß erhielt sich der dadurch erzielte Absatz nicht lange auf seiner Höhe. Man suchte ihn durch Herabsetzung des Preises zu heben, mußte indeß davon wieder absehn. Dickens trat von der Redaction, die ihm viel Mühe und wenig Freude gemacht, sehr bald zurück. Auch sein Nachfolger Forster blieb nicht lange. 1850 trat an dessen Stelle F. K. Hunt, dem 1850 der Schotte Weir folgte, welcher, wenn er grade keine besondern Talente besaß, es doch bis zu seinem im September d. J. erfolgten Tode verstand, dem Blatt eine gesicherte Existenz zu erobern, ohne das Ansehn und die Unabhängigkeit desselben irgendwie zu beeinträchtigen. Die Daily News gelten unter allen londoner Zeitungen für die gewissenhafteste und anständigste. Form und Gesinnung sind respectabel. Die Geldverhältnisse so geordnet, daß Einnahmen und Ausgaben sich decken. Die Grundsätze, für welche das Blatt ficht, sind bekannt: Freihandel, parlamentarische, financielle und administrative Reform. Alle Persönlichkeiten, die sich im Lauf der letzten vierzehn Jahre in Vertheidigung dieser Principien hervorgethan haben, sind mit wenigen Ausnahmen Mitarbeiter der Daily News gewesen. Dennoch fehlt es dem Blatte wenigstens in den letzten Jahren an Frische und Lebendigkeit. Ein einschläfernder, philisterhafter Zug, derselbe, welcher die „respectabeln" englischen Mittelclassen charakterisirt, geht durch das Ganze und sieht selbst aus den am besten geschriebenen Leitartikeln, wie eine Schlafmütze aus dem Mund einer Kanone heraus. Der Absatz des Blattes betrug anfangs bei einzelnen Nummern bis 23,000 Exemplare; jetzt soll es etwas über 5000 absetzen.

Von den Pennyblättern, die erst seit der Mitte 1855 erfolgten Aufhebung des Zeitungsstempels existiren, ist das älteste der unmittelbar nach Erlaß des neuen Gesetzes von Oberst Sleigh, einem etwas zweifelhaften Charakter gegründete, jetzt einem Mr. Lewy gehörige Daily Telegraph. Es ist ein Morgenblatt, das in den ersten Nachmittagsstunden eine zweite Ausgabe publicirt und sich durch die stilistische Gewandheit, den Witz und die Leichtigkeit seiner Leitartikel auszeichnet, deren es meist drei, oft vier bringt. Diese Artikel, die dem Blatt einen sehr bedeutenden Absatz verschafft haben, rühren zum größern Theil aus der Feder der „St. Johns" her, einer aus mehrern Brüdern bestehenden Literatenfamilie, die sich auf Journalistik eben so gut versteht, wie die bekannten drei Schwestern Bronte auf Novellistik. Die

Digitized by Google

Grundsätze, die der Daily Telegraph verficht, sind im wesentlichen die des Radicalismus. Ueberdies tritt er in allen Fragen für Palmerston ein, was beiläufig von der Mehrzahl der mit Talent geschriebenen englischen Blätter gilt.

Der Star, der kurz nach dem Telegraph von der Manchesterschule und einzelnen hervorragenden Mitgliedern der schottischen Kirche gegründet wurde, ist das Blatt der Cobdeniten par excellence. Es vertritt die Grundsätze des Freihandels, der Parlamentsreform und des ewigen Friedens, welcher letztere für Cobden nur der erste Paragraph eines Handelscodex, der Wunsch einer nüchternen, vorwiegend nach dem Nutzen fragenden Seele, für Bright dagegen Herzensangelegenheit ist. Diese Verschiedenheit der Ansichten ist auch unter den Redacteuren, deren vier angestellt sind, von denen Mr. Hamilton, ein strenger Puritaner, als der erste gilt, stark vertreten. Die einen sind Freihandelsleute und weiter nichts, aller Kirchlichkeit abhold, wenigstens gleichgiltig dagegen, die andern Schotten aus der alten Knoxschen Schule, feurig, fast ascetisch, in der traditionellen Engherzigkeit ihrer Secte befangen, aber, wohl oder übel, im ernsten Dienst einer Idee. Das ganze Blatt ist redigirt von schwärmerischen Handelsleuten und nüchternen geschäftsstrengen Schwärmern. Der Star setzte im ersten Jahre seines Bestehens bisweilen 30,000 Exemplare ab, jetzt, wo außer dem Telegraph auch der Standard mit ihm concurrirt, ist er bedeutend herabgegangen. Letzterer war früher das Abendblatt des Morning Herald, dessen Schwächen er in seinen alten Tagen theilte, indem er ebenso grämlich, superklug und langweilig wie dieser war. Jetzt ist er seit einigen Jahren das Organ der Jungtories, die in den verdorrten Baum neues Leben brachten und damit bedeutende Erfolge erzielten. Der Standard war für Zulassung der Juden ins Parlament, für Abschaffung der Church Rates, er schlug die Brücke zwischen dem Cabinet Derby-Disraeli und vertritt noch jetzt mancherlei neue Ideen mit Talent und Lebhaftigkeit. Er setzte zu Zeiten an 40,000 Exemplare ab, was indeß nicht hinreichte, die Kosten zu decken.

Was die gegenwärtigen Abendblätter anbelangt, so hat jetzt jede Morgenzeitung eine correspondirende Nachmittags- oder Abendausgabe, welche sich entweder zweite Ausgabe nennt oder einen andern Titel führt. Die Times veröffentlichen um Mittag, bisweilen erst um zwei Uhr eine „second edition". Dasselbe gilt von der Post, dem Chronicle und dem Advertiser. Der Morning Herald läßt um vier oder fünf Uhr einen Evening Herald folgen, und die Redaction der Daily News gibt etwa um dieselbe Zeit den Expreß heraus. Alle diese Ausgaben sind ihrem Inhalt nach nichts anderes, als die entsprechenden Morgenblätter unter Hinzufügung jener Neuigkeiten, welche die Continentalpost im Lauf des Vormittags gebracht hat.

Digitized by Google

Nur zwei Zeitungen sind ausschließlich Abendblätter: der Sun und der Globe, beide Nachbarn am Strand, aber sehr verschieden an Werth und Bedeutung. Der Sun ist ein sehr mittelmäßiges Blatt. Die Principien, die er vertritt, sind die des Radicalismus. Die Art, wie er für diese kämpft, verräth wenig Takt und Talent. Seine politischen Neuigkeiten sind von geringem Belang. Seine Geldverhältnisse gelten für ungünstig. Als Besitzer wird ein Mr. Murdo Young genannt.

Der Globe, ein whiggistisch-palmerstonsches Blatt, besteht seit 1803. Er ist fast immer knapp, witzig und ungeziert, wenn auch stilistisch etwas zu nonchalant geschrieben und gilt bei seinen Beziehungen zum Cabinet jetzt, wie immer, wenn die Whigs das Ruder führen, als gutes politisches Neuigkeitsblatt.

Die Times erschienen unter diesem Namen zuerst 1788, nachdem sie vorher drei Jahre lang unter dem Titel „The Daily Universal Register" herausgekommen. Von dieser Zeit an bis jetzt ist dieses Blatt immer im Besitz derselben Familie, oder wenn man will, derselben Dynastie geblieben. Diese ist das Haus John Walter, und John Walter der Dritte ist der jetzt regierende Herr. Was die drei John Walter in ihrem Verhältniß zu einander angeht, so bemerkt man an ihnen dieselbe Entwicklung, die man in der Geschichte junger Staaten und Fürstengeschlechter so oft wahrnimmt. Der erste schafft eine Armee, der zweite schlägt Schlachten, der dritte wird luxuriös und human und freut sich an Kunst und Wissenschaft, während die Minister das Land regieren. Unter dem Gründer der Dynastie waren die Times ein Journal zweiten Ranges. Weltblatt wurden sie erst unter seinem Nachfolger, der von 1803 bis 1847 regierte. Der erste Chefredacteur war Dr. Stoddart, ein gelehrter und gewissenhafter Mann. Ihm folgte Thomas Barnes, ein großes publicistisches Talent, ebenso scharfsinnig als taktvoll, der länger als dreißig Jahre die Leitung des Blattes in den Händen hatte. Jetzt ist John Delane Chefredacteur, und neben ihm steht Mowbray Morris als Betriebsdirector. Wer die Neben- und Subeditoren sind, ist ebenso wenig bekannt, als welche Personen die Leitartikel schreiben. Man hört einige Namen: Gilbert, Robert Lowe, Dallas, Reverend Marchmont. Man weiß, daß Albert Smith und William Russell bisweilen eine Leaderspalte füllen, daß der pseudonyme „Mercator" der Lord Overstone, der Westendgeistliche der Reverend Mr. Mozley ist, daß der Musikkritiker Oxenford, der Cityartikelschreiber Sampson, der pariser Correspondent O'Meagher heißt. Aber das Aufzählen dieser wenigen Namen zeigt den 1200 Leitartikeln gegenüber, die jährlich erscheinen, wie wenig man weiß.

Ueber den Inhalt des Blattes und seine oft getadelte Principlosigkeit lassen wir den Verfasser des angeführten Buches ausführlicher sprechen. Er sagt:

„Die Sache selbst, in dem Sinne wenigstens, in dem sie getadelt wird,

Digitized by Google

ist ein Factum, über das es nutzlos wäre, hier weitere Worte verlieren zu wollen. Ebenso wenig möchte ich hier den alten Streit aufnehmen, ob es für eine Zeitung gerathener und ehrenhafter sei, ein Princip in aller Intaktheit aufrecht zu erhalten, oder ob es sie besser kleide und ihr mehr zum Verdienst gereiche, sich den unerbittlichen Thatsachen gegenüber zu accommodiren. Diese Frage mag immerhin in suspenso bleiben; ihre allgemeine Beantwortung, so oder so, würde doch keinen Maßstab für die Beurtheilung der Times abgeben. Die Times sind nun mal kein Blatt wie andere Blätter. Wie es eine Zeit gab, wo man von „Ausnahmemenschen" zu sprechen liebte, so sind sie das Ausnahmeblatt. Sie haben Anspruch darauf, mit ihrer eignen Elle gemessen zu werden. Ob ihr Ruf und Ruhm ein künstlich unterhaltener ist, ist gleichgiltig; so lange er da ist, ist er ein Factum und hat genau so viel Macht und Stärke, wie der Glaube stark ist, der freiwillig eine räthselhafte Machtfülle auf sie überträgt. Diese Machtfülle erhebt die Times nicht nur weit über andere Blätter, sondern schafft einen andern Sittencodex für dieselben. Sie hat die Macht, den Einfluß, die Bedeutung eines Staats, und jede Art freier Action, die Staaten für sich in Anspruch nehmen, bildet ebenso ein natürliches Vorrecht der Times. Das Blatt fühlt seine Kraft und handelt danach. Einer Redaction, um deren Gunst und Bündniß sich die größten Staaten beworben haben, wie man sich seiner Zeit um die Gunst des ersten Napoleon bewarb, ist kein Vorwurf daraus zu machen, wenn sie sich schließlich selber als Großmacht fühlen lernt und Politik macht nicht nach einem Parteiprogramm, nicht diesem oder jenem Princip zu Liebe, sondern mit alleiniger Rücksicht auf das, was sie als ihr eignes und als das allgemeine Wohl zu erkennen glaubt. Daher die immer wieder und wieder gerügten Inconsequenzen, daher das im Stichelassen alter Freunde, um sich im selben Augenblicke mit denen zu verbinden, die sie noch eben auf's Bitterste bekämpfte. Jeder, der die Times liest, wird bemerkt haben, daß sich ihre Leitartikel nicht die geringste Mühe geben, solche Uebergänge aus einem Lager in das andere zu vermitteln. Man will nichts cachiren und operirt prunkhaft und rücksichtslos, weil man das Recht in sich fühlt, so zu thun. Wer Anstoß daran nimmt, hat sich nie klar gemacht, was die Times sind und nicht sind. Gemäß ihrer Machtstellung schließen sie Allianzen und lösen sie; politische Raison ist ihr Gesetz und ihre Moral. Wenn man diesem allem gegenüber hervorheben will, daß jeder Staat, aller freien Wahl und Bewegung zum Trotz, doch schließlich instinctiv ein bestimmtes Princip vertreten muß, wenn er nicht über kurz oder lang zu Grunde gehn will, so darf man mit gutem Gewissen behaupten, daß es an einem solchen letzten unverrückbaren Fundament auch den Times nicht gebricht. Man hat von ihnen gesagt: „sie glauben an gar nichts, als an die Macht des Geldes." Das ist einfach nicht wahr, weil es nicht wahr sein kann. Jedermann weiß

Digitized by Google

es, daß es noch andere Mächte gibt. Die Times glauben an Freiheit und Fortschritt. Wenn sie aus der Vertheidigung beider vor allem auch ein Geschäft machen, so beweist das nicht das Geringste gegen die Aufrichtigkeit ihrer Advocatur. Wenn hundert und aberhundert Einzelfälle dagegen sprechen, so vergesse man nicht, daß das Papstthum die Türken und Richelieu die Protestanten unterstützt hat. Daß Transactionen (nach außen hin) von bedenklichem Charakter vorkommen, ist möglich, aber kaum wahrscheinlich und jedenfalls nicht erwiesen. Sollte es aber der Fall sein, so würde das in das Kapitel jener halben, schwankenden Beeinflussungen gehören, die zwar zu allen Zeiten stattgefunden und dem Beeinflußten niemals Ehre gebracht haben, zugleich aber den Geschichtsforscher in Zweifel darüber lassen, ob nicht mehr eine Duperung des Einfluß Uebenden als ein Verrath des Beeinflußten an den Interessen seines Landes vorliege.

Die Times, gleichviel was sie in alten Tagen gewesen sein mögen, sind jetzt ein Actienunternehmen. Darüber werden, so viel ich weiß, keine Zweifel unterhalten. Aber über die Zahl und die Vertheilung der Actien weichen die Meinungen wesentlich von einander ab. Die einen sprechen von nur zwölf, die andern von sechszig und noch mehr Actien. Lassen wir indessen Zahl und Vertheilung, wenigstens die exacte Feststellung beider, auf sich beruhn, und begnügen wir uns mit der Notiznahme, daß, einer ziemlich allgemeinen Ansicht nach, John Walter, die Orleans (der Herzog von Aumale) und Baron Rothschild als die vorzüglichsten, wenn nicht als die alleinigen Actieninhaber gelten. Einige nehmen dabei an, daß die Walters immer eine Actienmajorität, wenn auch eine schwache nur, in ihren Händen festzuhalten suchten, um sich auf die Weise leicht und natürlich den entscheidenden Einfluß zu sichern; andere hingegen sind der Meinung, daß seit Einführung und wachsender Verbreitung der Pennyblätter der gegenwärtige John Walter selbst diese schwache Majorität aufgegeben, aber Arrangements getroffen habe, um trotz alledem, frei und unbeeinflußt, den politischen Cours des Blattes bestimmen zu können. Man hat aus der anti-imperialistischen Haltung der Times schließen wollen, daß sich dieselben mit Rücksicht auf den starken Actientheil der Orleans haben verleiten lassen, ihr selbständiges Urtheil, ihre freie Bewegung aufzugeben; man ist weiter gegangen und hat aus diesem falschen Zug auf dem politischen Schachbrett das Erlöschen eines früheren richtigen Instincts beweisen und den unausbleiblichen Sturz vorhersagen wollen. Gewiß mit Unrecht. Wenn es wirklich der Einfluß der Orleans oder mit anderen Worten eine bloße Geschäftsrücksicht wäre, die den Times seit dem 2. December 1851 ihre politischen Züge und insonderheit ihre Haltung gegen das imperialistische Frankreich vorgeschrieben hat, so würden sich die Times bei diesem Einfluß aufrichtigst zu bedanken haben. Meine Meinung von der Sache ist, daß die Times in ihrer Oppo-

Digitized by Google

sition gegen das kaiserliche Frankreich, wenn nicht bona fide (was ich fast bezweifle), so doch nach Klugheitsregeln handeln, die mit den zufälligen und vielleicht vorübergehenden Beziehungen zu den Orleans herzlich wenig zu schaffen haben."

Die Ursachen des Erfolges und der Herrschaft der Times wurzeln im Aufrechthalten eines gewissen Mysteriums, in der Vermeidung geschäftlichen Schleudrians, in dem klugen Belauschen der öffentlichen Meinung, endlich in dem Stil und der Art ihrer Leitartikel. Die Leiter des Blattes haben das Geheimhalten förmlich in ein System gebracht, sie hüllen sich und ihre Maschinerie, ihre Mitarbeiter in eine undurchdringliche Wolke, es existirt ein gestalt- und namenloser Editor der Times, an den man schreibt, wie an sein Schicksal. Alle Mittelglieder fehlen, eine unsichtbare oberste Gewalt ist da, die sich niemals selber, sondern nur in ihren Werken offenbart. Seit ihrem Bestehn ferner zeigen die Times ein stetes Bestreben, besser zu werden, mehr zu leisten, neuere Neuigkeiten zu bringen mit Benutzung der großen Erfindungen unserer Tage. Sodann folgen die Times stets mehr der öffentlichen Meinung, als sie dieselbe leiten und bestimmen. Es geschieht wol das letztere gelegentlich, aber nur in Fragen, wo sich noch keine öffentliche Meinung stark herausgebildet hat; ist eine solche vorhanden, so wird sie respectirt, und nach einigen vorsichtig ausgestreckten Fühlern, die das Terrain nochmals recognosciren sollen, zieht man sich in sein Haus zurück, um, wenn man sich im Gegensatz befand, über kurz oder lang einzulenken. Man hat gesagt, ihre antinapoleonische Haltung sei unklug, aber sie dürften richtig gerechnet haben, und auf keinen Fall haben sie dadurch viele von ihren 50,000 Abonnenten verloren. Der Stil der Timesartitel endlich ist in seiner Art ein Musterstil. Er ist der vollständige Sieg über den Kanzleistil. Lange Perioden sind verpönt, rasch hinter einander, wie Revolverschüsse folgen sich die Sätze. Der Schreiber, wenn er überhaupt gründliche Kenntnisse besitzt, ist stricte gebunden, seinen Schatz zu vergraben und höchstens anzudeuten, daß er ihn hat. Wissen und Details dürfen sich nicht breit machen. Der gut geschriebene Timesartikel ist weniger eine Lösung der betreffenden Frage, als eine graziöse Arabeske um dieselbe, eine geistreiche Illustration, er will gefallen, fesseln, bezwingen. Er will nichts erschöpfen, nur anregen, es fällt ihm nicht ein, auf alle Zeit hin überzeugen zu wollen. Er wendet sich mehr an die leicht bestechliche Einbildungskraft, als an den nüchternen Verstand. Witz und Pathos sind seine liebsten Waffen. Wie Voltaire hält er nur eines für verpönt — die Langeweile.

Ueber die Wochenblätter müssen wir kurz sein. Der Verfasser des angeführten Buchs theilt sie in neutrale, conservative, whiggistische, radicale und illustrirte. Wirklich neutral sind die London Gazette, die wöchentlich zweimal erscheint, ihrem Inhalt nach dem amtlichen Theil des Moniteur ent-

Digitized by Google

ſpricht und eine Auflage von 2200 Exemplaren hat, und das Court Journal, welches 588 Exemplare abſetzt und nur Perſonalnotizen aus der Hofſphäre und den Kreiſen der Ariſtokratie gibt. Das Athenäum, 1828 gegründet und in einer Auflage von 3200 erſcheinend, iſt ausſchließlich kritiſches Blatt und vermeidet ſtark hervortretende Parteinahme. Die Civil Service Gazette ſeit 1853 herauskommend, iſt das Organ der Subalternbeamten, für deren Intereſſen es ficht. Die Naval and Military Gazette kann als das ſoldatiſche Seitenſtück zum vorigen Blatt bezeichnet werden. Es nennt die Dinge meiſt nicht nur beim rechten Namen, ſondern ſagt auch freimüthig, wie ſie ſein ſollten. Einige Spalten gehören den Vorgängen in den Kolonien, und auch der Literatur und noch mehr dem Theater iſt Raum gegönnt, da der Leutenant aller Armeen wie viele andere Eigenſchaften auch die Vorliebe für das Theater oder Ballet mit den Herren Kameraden gemein hat. Beſſer iſt die 1833 gegründete United Service Gazette. Der Krieg, der hier geführt wird, hat einen nobleren Charakter. Der Soldat über Alles. Die Frage, ob Royaliſt oder Republikaner ſteht erſt in zweiter Linie.

Hochkirchliche Blätter ſind die Sentinel und die Britannia, jenes hat nur 300, dieſes über 1200 Abonnenten. Den altengliſchen Landedelmann mit ſeiner Geradheit und Derbheit, ſeinen traditionellen Anſichten von Staat und Kirche vertritt das in 1600 Exemplaren erſcheinende Blatt John Bull. Das Gegenſtück davon war früher die Preß, die 1853 gegründet wurde und gegen 3000 Abonnenten zählt. Sie hielt ſich zu den Conſervativen, nahm aber innerhalb des Toryismus etwa den Standpunkt aufgeklärter Katholiken zu ihrer Kirche ein. Der freiere vorurtheilsloſere Standpunkt bringt von ſelbſt einen freiern Ton mit ſich. Das Blatt hatte etwas von dem Geiſt, der ſtets verneint. Satire und Ironie waren ſeine liebſten Waffen. Die literariſchen Kritiken, die es brachte, waren elegant geſchrieben. Seit 1857, wo der bisherige Redacteur Coulton ſtarb und das Blatt aufhörte, das Organ Disraelis zu ſein, iſt es in den Händen der Alttories und damit hat es aufgehört, unterhaltend zu ſein.

Von den whiggiſtiſchen Wochenblättern iſt zunächſt der von Leigh Hunt 1808 gegründete, in 5000 Exemplaren verbreitete Examiner zu erwähnen. Bis 1857 ein Organ Lord John Ruſſels, jetzt mehr zu Palmerſton hinneigend, iſt er mit Witz, Geiſt und Sachkenntniß geſchrieben. Entſchieden für Palmerſton iſt der ebenfalls ſehr gut geſchriebne, in 8500 Exemplaren erſcheinende Obſerver, das älteſte unter den Wochenblättern. Es beſitzt alle Tugenden ſeines Meiſters, ohne ſeine Schwächen zu theilen, es beſitzt vor allem viel geſunden Menſchenverſtand, mit dem es durch alle Nebel hindurch die Sachlage ſo erkennt, wie ſie iſt. Von derſelben Firma, welche den Obſerver erſcheinen läßt, wird auch Bells Life herausgegeben, welches im Weſentlichen

Digitized by Google

zwar ein Organ für Pferderennen, Boxerkämpfe, Cricketspiel und andern Sport ist, aber auch gutgeschriebne Leitartikel von liberaler Farbe bringt. 1820 gegründet hat das Blatt jetzt über 18,000 Abonnenten. Zu den besten liberalen Wochenschriften ist ohne Zweifel der seit 1843 bestehende Economist zu zählen, der jetzt eine Auflage von 4300 Exemplaren hat. Er ist ein mehr statistisches und commercielles, als politisches Organ, aber wenn andre Blätter ihn als „drei Viertel Preiscourant und ein Viertel Zeitung" bezeichneten, so ist zu solcher Ueberhebung nicht der geringste Grund vorhanden. Der commercielle Theil ist mit soviel Geschick redigirt, daß das Blatt nach dieser Seite hin eine fast unbestrittne Autorität bildet. Und kaum weniger gut ist der politische. Im Gegensatz zu andern Handelszeitungen hat die Redaction, die zum Ministerium in naher Beziehung steht, eine durchweg klare Einsicht davon, daß der Handel einer Nation nicht ohne die Macht, die Ehre und die Selbständigkeit derselben blühen kann, und daß der alleräußerlichste Vortheil des Individuums an die moralischen Eigenschaften des Ganzen geknüpft ist. Viele von den Leitartikeln des Blattes sind Muster klarer, präciser Behandlung.

Weniger der Politik gewidmet ist der dem Economist verwandte Mark Lane Expreß, der 1832 gegründet wurde und 5500 Abonnenten zählt. Seine wöchentlichen Handelsübersichten sind allgemein geschätzt. Zwischen den Tories und den Whigs schwankend, doch mehr zu den letztern hinneigend, ist endlich das Saturday Review, dessen erste Nummer am 3. November 1855 erschien, und welches oft glänzend geschriebne Artikel brachte.

Von den radicalen Wochenblättern nennen wir zuerst den 1828 begründeten Spectator, der jetzt eine Auflage von 2600 Exemplaren hat. Der hervortretendste Zug dieses Blattes ist sein Keifen gegen die Whigs, welches Aehnlichkeit mit dem Verfahren der deutschen Radicalen hat, die früher auch einen größeren Haß gegen die Gothaner als gegen die äußerste Rechte an den Tag legten. Ferner gehört hierher der Leader, der 1850 auftauchte und in etwa 1600 Exemplaren verbreitet ist. Er ist am Besten als ein Spectator charakterisirt, welcher seine Antipathien nicht auf die Whigs beschränkt und seinen theoretisirenden Radicalismus offen und mit Selbstbewußtsein an der Stirn trägt. Sein Hauptgrundsatz ist: „Es gibt nichts Revolutionäreres, weil nichts Naturwidrigeres, als die Dinge fixiren zu wollen, denn das Schöpfungsgesetz involvirt einen ewigen Fortschritt." Lewes, der Biograph Goethes war bis 1854 Editor des Blattes, welches unter andern Thackeray zum Mitarbeiter hatte. Ein Organ der politischen Flüchtlinge war der 1826 gegründete Atlas, welcher 1620 Exemplare absetzte und an dem sich lange Zeit Kossuth durch Beiträge betheiligte. Der hervorstechendste Zug des Blattes war damals Haß gegen Oestreich; jetzt scheint die Beziehung zu den Flüchtlingen aufgehoben, und der Inhalt hat sich wesentlich verändert.

Digitized by Google

Wenden sich die beiden vorstehend charakterisirten radicalen Blätter an die Aristokratie unter den Demokraten, so sind die übrigen vier radicalen Wochenschriften: Sunday Times mit 6200, Weekly Dispatch mit 40,000, Weekly Times mit 76,000 und das eine Zeit lang von dem jetzt verstorbenen Douglas Jerrold redigirte Lloyds Weekly Newspaper mit 96,000 Exemplaren an die große Masse des Volkes gewendet.

Von den illustrirten Wochenblättern hat die Illustrated London Times, die 1842 ihre erste Nummer ausgab, die enorme Auflage von 130,000 Exemplaren erreicht. Die mit ihr concurrirende, weniger gute Illustrated Times hat es nur zu etwa 9000 gebracht. Der bekannte Punch, 1841 entstanden, zählt zwischen 8- und 9000 Abonnenten.

Sehr verständig scheint uns, was Fontane über die radicalen Blätter sagt. „Die persönliche Freiheit ist groß, und als Theil dieser Freiheit wird das Recht betrachtet, klagen und schimpfen zu können. Das Klagen selbst ist Zweck. Behaglich, wie das Volk sich fühlt, würde es unter allen Umständen schwer sein, es aufzustacheln. Aber diese Absicht hat Niemand, am allerwenigsten die radicale Presse. Im Volke fehlen die Pulverfässer, und in der Presse die Blitze. Es liegt durchaus nichts Zündendes in diesen fulminanten Artikeln, es sind kalte Schläge, und es sollen kalte Schläge sein.

Die italienische Bewegung.

Von der preußischen Grenze.

Mit einer unerbittlichen Logik und mit einer Schnelligkeit, die selbst eine an Wunder gewöhnte Zeit in Erstaunen setzen kann, gehn die Ereignisse in Italien ihren Gang: zu welchem Ausgang sie führen, steht in einer höheren Hand, deren Rathschlüsse zu erforschen uns versagt ist. Eben so wenig können wir ihnen zu Hilfe kommen; uns bleibt nichts übrig als über das Geschehene unser Urtheil, über das zu Erwartende unsere Wünsche ins Klare zu setzen.

König Victor Emanuel hat in seiner Proclamation vom 9. October sein Ziel, seine Lage, die Geschichte seines Unternehmens mit einer antiken Klarheit auseinander gesetzt, die nichts zu wünschen übrig läßt, wenn wir von

Digitized by Google

der nichtssagenden Phrase des allgemeinen Stimmrechts absehn, welches als Rest diplomatischer Fügsamkeit unter die Stichwörter des Tages nicht zu umgehn war. Wenn die Gegner Italiens das ganze Unternehmen als eine Usurpation bezeichnen, so haben wir gegen die „Correctheit" dieses Ausdrucks nicht das mindeste einzuwenden: es ist in der That eine Usurpation, wie sie je in der Geschichte vorgekommen ist. Das aber müssen wir bestreiten, daß sie ohne Analogie dasteht: unter vielen andern Beispielen erwähnen wir nur die Eroberung Englands durch Wilhelm von Oranien 1688, welche ja durch Macaulay einem weiteren Leserkreise bekannt geworden ist. Wir haben nicht gehört, daß England durch den Sturz der verächtlichsten aller Dynastien an Ansehn, Kraft und Wohlstand verloren habe.

Auch uns hat die Schnelligkeit der italienischen Bewegung peinlich überrascht. Wir hatten gehofft, daß sie bei der Erwerbung von Toscana vorläufig still stehn werde. Die Aufgabe, das neue Königreich zu organisiren war so groß, die Schwierigkeiten eines Unternehmens auf Süditalien in Rücksicht auf die Besorgniß Europas so unübersehbar, der Gewinn, den man von dorther ziehn konnte, so unbedeutend, daß wir es damals — und wir sind noch heute derselben Ansicht — als ein Glück für Italien angesehn hätten, wenn es möglich gewesen wäre, Garibaldi von seinem Zuge zurück zu halten. Ob es möglich war, darüber haben wir kein entscheidendes Urtheil. Um das Verhalten der piemontesischen Regierung begreiflich zu machen, erinnern wir nur an zweierlei: daß keine Macht in Europa sich fand, den damaligen Länderbestand des norditalienischen Königreichs zu garantiren, und daß England und Frankreich aus allen Kräften sich beeiferten, durch ihre Darstellung der neapolitanischen Zustände die Revolution in Neapel herauf zu beschwören.

Was geschehn wäre, wenn das Unternehmen Garibaldis gleich zu Anfang mißlang, ist müßig zu untersuchen; nachdem es aber bis auf diesen Punkt glückte, die Hauptstadt des Landes einzunehmen, ohne daß der König das Land verließ, war die Einmischung Piemonts früher oder später eine logische Nothwendigkeit.

Garibaldi ist ein Held und ein edler Mensch; daß er aber nicht den Beruf hat, einen Staat zu regieren, auch nur für Monate, hat er früher in der Romagna, jetzt in Sicilien und Neapel auf das schlagendste bewährt. Trotz seines Patriotismus und seiner persönlichen Liebe zum Könige war er ganz in die Hände der Emeutiers von Profession, der Abenteurer, Schwindler und Beutelschneider gefallen; er war ein willenloses Werkzeug in ihren Händen; und wenn es uns menschlich betrachtet herzlich freut, daß ihm die italienische Nationalversammlung einstimmig eine ehrenvolle Anerkennung hat zu Theil werden lassen, so sind wir doch überzeugt, wir wiederholen es, daß seine politische Rolle zu Ende ist. Die Worte des Königs: „ich werde nie gestatten,

Digitized by Google

daß Italien ein Nest kosmopolitischer Secten wird, die sich dort ein Rendezvous geben, um Plane einer allgemeinen Reaction oder Demagogie anzuzetteln!" verdienen die sehr ernste Erwägung des monarchischen Europa.

Aber noch ein zweiter Umstand ist in Erwägung zu ziehn: Garibaldi war militärisch verloren, wenn ihm Victor Emanuel nicht zu Hilfe kam. Wer diese Behauptung gewagt findet, der lese Rüstows Briefe in der deutschen allgemeinen Zeitung. Rüstow hat wahrhaftig keine Vorliebe für Uniformen im allgemeinen und für die Piemontesen insbesondre, er denkt über die Möglichkeit, organisirte Armeen durch einen Aufstand zu schlagen, viel sanguinischer als irgend ein Militär: aber er hat zugleich die Fähigkeit, die Augen aufzumachen. Die Erfolge Garibaldis, so weit sie nicht aus dem panischen Schreck einer Regierung, die den Glauben an sich selbst verloren hatte, entsprangen, sind einzig und allein den Norditalienern und den Fremden zu verdanken; die Neapolitaner und Sicilianer haben recht laut geschrien, aber das Fechten war ihre Sache nicht. Der Kern aber seines Heers war furchtbar decimirt und an eine Ergänzung nicht zu denken. Es war ein großes, kühnes Wort, daß er die Einheit Italiens vom Quirinal verkündigen wollte, daß er also Frankreich und Oestreich, d. h. prachtvolle Armeen von ziemlich einer Million gleichzeitig herausforderte; aber — vom Erhabnen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Jetzt tritt eine geordnete und organisirte Macht ein, geführt von einem kühnen König und von einem gewiegten Staatsmann aus der besten Schule Machiavells, getragen von der einmüthigen Gesinnung eines Volks, welche sich in der neulichen Abstimmung (290:6!) glänzend bewährt hat. Wird es dieser neuen Macht gelingen? Die Chancen stehn ungefähr so wie im Jahre 1756 für Preußen; wenn die Intervention eintritt, so ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Italien unterliegt; aber die Möglichkeit des Siegs ist gegeben und das ganze civilisirte Europa hat gerechte Veranlassung den Sieg zu wünschen. — Denn was soll geschehn, wenn Victor Emanuel besiegt wird? Sollen die Bourbons und die andern Regierungen, über deren Beschaffenheit Europa jetzt doch vollständig unterrichtet ist, wiederhergestellt und Italien damit verurtheilt werden, einerseits der Herd der Faulheit und Schlemmerei, andrerseits der Herd der Revolution und Banditenwirthschaft zu bleiben? oder will man dieses gesegnete Land einem französischen Prinzen überlassen?

Das schlimmste Vorurtheil, an welchem die öffentliche Meinung in Bezug auf das neue Königreich Italien krankt, ist, daß sie es für einen stetigen Bundesgenossen Frankreichs nimmt. Aber der Augenschein lehrt das Gegentheil. Der bekannte Artikel des Constitutionnel weiß sehr wohl, was er will, wenn er die von Garibaldi geleitete Revolution billigt, die von Victor Emanuel geleitete Revolution verdammt. Denn jene arbeitete dem Mazzinismus, der

Digitized by Google

Anarchie und in weitrer Linie einer Unterwerfung Italiens unter Frankreich in die Hände; diese dagegen, wenn sie gelingt, macht Italien von Frankreich unabhängig Sehr richtig bemerkt Cavour, daß man einem organisirten Staat von zwanzig Millionen Menschen keine Abtretungen mehr zumuthen wird.

Für Frankreich wird Italien der gefährlichste Nebenbuhler, denn es wird im Lauf von zehn Jahren eine bedeutende Seemacht, welche nicht dulden wird, daß das mittelländische Meer ein französischer See sei. Aber nicht allein die natürliche Lage der Dinge bringt diesen Gegensatz hervor, der Kaiser der Franzosen hat auch alles Mögliche gethan, um in der Seele Victor Emanuels einen gesunden und gründlichen Haß hervorzurufen. Die Art, wie er ihn seine Abhängigkeit hat fühlen lassen — noch heute bei Viterbo und Gaëta — wird ihre Früchte tragen, und Cavour wird für die Immoralität eines zukünftigen eclatanten Undanks zur Zeit die angemessene Phrase finden.

Warum läßt Napoleon also das ganze Unternehmen zu? — Erstens weil in der That die Verkettung der Ereignisse so mächtig war, daß sie sich zum Theil seiner Leitung entzog, zweitens weil er auf einen Krieg zwischen Italien und Oestreich rechnet. In diesem Kriege tritt er, wenn Italien geschlagen ist, als Vermittler auf und nimmt zur Entschädigung Neapel und Sicilien; oder wenn Preußen sich einmischt, sucht er mit Hilfe der Italiener die Rheinprovinz zu erobern, überzeugt, daß die Haltung der Mittelstaaten durch Beihilfe einiger Ueberraschung einen Rheinbund herbeiführen muß.

Im Interesse der Menschheit liegt, daß Italien der Spielraum einiger Jahre gegeben wird, um zu zeigen, ob dieser einst so edle Volksstamm fähig ist, seine alte Stellung in der Cultur wieder einzunehmen. Diese Möglichkeit geht, so weit Menschenaugen sehn können, für immer verloren, wenn Sardinien zertrümmert wird.

Im gemeinschaftlichen Interesse Preußens und Englands liegt, Oestreich vom Kriege zurückzuhalten. Unter dieser Bedingung wird Frankreich jeder Vorwand genommen, sich in die italienischen Händel einzumischen; denn Piemont seinerseits wird die Oestreicher entschieden nicht angreifen. Gelingt es dem italienischen Staat einige Jahre hindurch sich zu consolidiren, dann wird von Seiten Europas die Frage an Frankreich zeitgemäß sein, was es in Rom zu suchen hat? Bis dahin werden sich auch die östreichischen Verhältnisse aufgeklärt haben, und dann wird das natürliche Gleichgewicht Europas, auf die Uebereinstimmung der Fürsten mit ihren Nationen gegründet, stark genug sein, das kriegerische Gelüst des Bonapartismus in Schranken zu halten. Wir gehören nicht zu den unbedingten Friedensaposteln, aber die Lage der Dinge ist heute unzweifelhaft von der Art, daß es heißt: Zeit gewonnen, alles gewonnen! — ††

Digitized by Google

Recht und Gerechtigkeit in Italien.

Der „Economist" stellt aus Anlaß der Dazwischenkunft Victor Emanuels im Kirchenstaate und Neapel über öffentliche Gerechtigkeit und öffentliches Recht Betrachtungen an, deren Gedankengang in Kürze folgender ist:

Ein Machthaber, welcher seine Truppen in das Land eines Nachbarn, mit dem er in Frieden lebt, führt, um revolutionäre Bewegungen zu unterstützen, gar wenn diese zuletzt zu seinem eigenen Vortheil und seiner Vergrößerung ausschlagen sollen, begeht ein schreiendes Unrecht und eine offene Verletzung des europäischen Völkerrechts. Allein es gibt Fälle, wo der Bruch des öffentlichen Rechts den größten Dienst der öffentlichen Gerechtigkeit leistet.

Wenn anzunehmen ist, daß in den Streit zwischen Herrscher und Unterthanen Dritte sich nicht einmischen sollen, so muß dieser Grundsatz ganz und vollständig gelten. In Italien hat die Einmischung auswärtiger Mächte von 1815 bis auf die neueste Zeit stattgefunden, aber nur zu Gunsten der Herrscher gegen die unterdrückten Unterthanen, und es ist unbestreitbar, daß ohne fremde Hilfe die bekannten Zustände in Italien nicht hätten bestehn können. — In diesem Jahre findet zum erstenmale eine Dazwischenkunft statt zu Gunsten des Rechts, der Gesetzlichkeit, der politischen Einigung, der Befreiung von einem unerträglichen Regiment, welches durch fremde Söldner allein gestützt wurde. Die Dazwischenkunft geht auch nicht von einem fremden Fürsten aus; denn, was auch die Diplomatie dazu sagen mag, die Italiener fühlen sich als Brüder, die Bewohner des Kirchenstaats und Neapels halten Victor Emanuel und seine Truppen nicht für Fremdlinge.

Endlich darf das bestehende Recht nicht, wie in Rom und Neapel geschehen, vorgeschützt werden, um die höher stehenden Gebote der Gerechtigkeit und Menschlichkeit mit Füßen zu treten. Die solches thun, verwirken den Anspruch auf ein Recht, welches sie um alle Achtung bringen, und auf Beistand. Bevor man daher das Einschreiten Victor Emanuels im Kirchenstaat und in Neapel als einen Bruch des Völkerrechts und einen die Zukunft aller bestehenden Verhältnisse gefährdenden Vorgang verdammt, möge man die Sünden der gestürzten Regierungen in die Wagschale legen und angeben, wo ähnliche Sünden zu finden sind, welchen das Einschreiten Piemonts ein gefährlicher Vorgang werden könnte.

Geographische Literatur.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern bearbeitet von einem Kreise bayrischer Gelehrter. Erster Band. Erste Abtheilung: Ober- und Niederbayern. München, 1860. Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung. —

Digitized by Google

Eine sehr werthvolle Arbeit, die wir allen Freunden detaillirter Schilderungen deutschen Landes und Lebens angelegentlich empfehlen. Dieser Halbband umfaßt das eigentliche Bayerland und gibt zunächst eine Uebersicht der geognostischen Verhältnisse der bayrischen Alpen und der Donau-Hochebne (von G. W. Gümbel), dann die Grundzüge der Klimatologie (von C. Wittwer), die Vegetationsverhältnisse (von O. Sendtner) und die Thierwelt (von Dr. Fahrer). Hierauf schildert ein zweites Buch Oberbayern. Wir werden zuerst mit dem Lande, insofern es Grundlage des Volkslebens ist, bekannt gemacht, erhalten dann sehr genaue und ausführliche statistische Angaben, dann ebenfalls ausführliche Mittheilungen über die verschiedenen Geschichts- und Kunstdenkmale, hierauf eine vortreffliche Schilderung des Volks nach Haus und Wohnung, Sitte und Sage. Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit der bayrischen Mundart, wieder ein andrer mit der Nahrung des Volks, ein fernerer mit den verschiedenen Zweigen der Betriebsamkeit (von G. May). Dann folgt eine Abhandlung über die Geschichte der Volksbildung und des Unterrichts, und zum Schlusse geht das Werk zu einem Abriß der Ortsgeschichte über. Das Verfahren der Mitarbeiter ist allenthalben ein wissenschaftliches, ohne daß dadurch die Benutzung des Buchs in weitern Kreisen ausgeschlossen wäre. Wir behalten uns vor, in einem der nächsten unsrer Hefte einen Auszug aus dem zu geben, was es über Sitte und Brauch, Lebensweise, Trachten und Aberglauben in den betreffenden Kreisen enthält. Der zweite Band soll die Oberpfalz und Schwaben, der dritte Mittel- und Oberfranken, der vierte und letzte Unterfranken und die Rheinpfalz beschreiben. Wir wünschen dem Unternehmen guten Fortgang und werden demselben als einer bedeutenden Erscheinung seiner Art aufmerksam folgen. Es wäre schön, wenn es in andern deutschen Ländern Nachahmung erweckte.

Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika nach den Entdeckungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt und Andern, bearbeitet von Karl Andree. Erster Band. Leipzig, H. Costenoble. 1861.

Ein recht gutes Buch für die, welchen die Originalschriften nicht zugänglich sind. Der erste Band enthält Burtons berühmte Reise über Kairo nach Medina und Mekka und die ebenfalls sehr interessante Tour, welche denselben kühnen Reisenden durch das Somaliland nach der bis jetzt noch von keinem Europäer besuchten südostafrikanischen Sultansstadt Härrär führte. Die erste Abtheilung gibt uns ein höchst anschauliches Bild der Freuden und Leiden einer Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten des Islam, des Rituals, welches während derselben zu beobachten ist, der einzelnen verehrten Orte, Moscheen, Gräber, Berge, des Völkergewimmels, welches sich dort versammelt und des jetzigen Zustandes des Islam überhaupt. Der Verfasser des Originals hat vortrefflich beobachtet und besitzt eine Darstellungsgabe, welche diesem Beobachtungstalent vollkommen entspricht. Die Excerpte aus seinem Buche sind gut gewählt und so verbunden, daß man fortwährend im Zusammenhang bleibt. Angehängt ist dieser Abtheilung ein Kapitel über die Beduinen des Hedschas. — Die zweite Abtheilung führt uns unter jene Araberstämme, welche südlich vom Bab El Mandeb wohnen und von deren Verhältnissen bis jetzt nur schwache Kunde vorhanden war. Härrär war in einen solchen Nebel von Fabeln gehüllt, wie etwa im Westen Timbuktu. Burton erreichte es unter großen Beschwerden und Gefahren und hielt sich zehn volle Tage dort auf. Die Beschreibung dessen, was er sah und erlebte, ist ebenso anschaulich und lebendig, als seine Berichte

Digitized by Google

über Mekka und Medina, wenn auch letztere natürlich von allgemeinerem Interesse sind.

Richardson, Barth, Overweg und Vogel in Central-Afrika. — Erzählung ihrer Reisen von Dr. E. Schauenburg. Erste Lieferung. Lahr, Verlag von M. Schauenburg. 1859.

Die Fortsetzung der von uns bereits angezeigten „Reisen in Central-Afrika". Wie dort hat der Herausgeber die betreffenden Quellen mit Geschick ausgezogen und das Ausgezogne übersichtlich gruppirt. Was er mittheilt, kann als das Wichtigste gelten, was die Reisenden erlebten und beobachteten. Seine Art zu schildern und zu erzählen ist sehr gefällig und lebendig. Für das größere Publikum ist das Buch jedenfalls anziehender als die trockne Tagebuchsform der Originalschriften. Das erste Heft enthält die Untersuchungen und Abenteuer Richardsons, Overwegs und Barths von ihrer Abreise von Tripolis bis zu ihrem Eintreffen in den Marabutendorfe Tintarhode, wo das Sudan beginnt. Wir kommen nach der Stadt Murzuk im Fezzan, lernen die Oase Tibesti und ihre Bewohner kennen, begleiten die Reisenden weiter in die Wüste hinein, besuchen mit Barth die Geisterburg des Bergs Indinen, wo derselbe nahezu den Tod gefunden hätte, kommen zu den Tuaregs von Ghat, dann nach der schönen Berglandschaft in der Nähe von Barakat, wohnen einem Gefecht bei, in dem die Karavane den Angriff von fanatischen und raubgierigen Meharas abwehrt und sehen dieselbe endlich durch Vermittlung und Abkauf aus drohender Todesgefahr gerettet. Das Ganze liest sich leicht und bequem wie ein Roman, aber neben der Spannung, in der wir fortwährend erhalten bleiben, findet sich auch reichliche Belehrung.

Die Tropenwelt im Thier- und Pflanzenleben, dargestellt von Dr. G. Hartwig. Mit sechs Abbildungen. Wiesbaden, Kreidel und Niedner. 1860. —

Der Verfasser hat sich als geschickter Compilator populär gehaltner geographischer Schriften schon durch seine Bücher über das Meer und den hohen Norden bekannt gemacht. Das vorliegende Werk ist ähnlicher Natur. Nach einer Einleitung über die Tropenzone im Allgemeinen, die Bevölkerung und das Klima derselben folgen einzelne Detailbilder: die Affen der alten und der neuen Welt, die Flederthiere, das Faulthier, die Schuppenthiere, die katzenartigen Thiere, die verschiedenen Pachydermen, Dromedar und Kameel, Giraffe und Zebra, Raubvögel, Strauße und Papageien, Schildkröten, Eidechsen und Schlangen, Ameisen und andre Insecten. Dann geht der Verfasser zum Pflanzenreich über, bespricht zunächst die Pflanzen, welche dem Tropenmenschen seine Nahrung liefern, schildert dann das Zuckerrohr, seinen Anbau und seine Feinde, dann nach einander den Kaffee, die Coca, Cacao und Vanille, Baumwolle, Gewürze, Farbenstoffe und Harze der Tropen, Palmen und andere tropische Bäume. Hierauf werden die Geheimnisse des Urwalds beschrieben, dann tropische Wüsten und Steppen, endlich der Maranon, der Riesenstrom der Tropenwelt mit seinen Armen und Nebenflüssen, seinen Ufern und Inseln. Der Stil ist lebhaft und farbenreich, die Quellenliteratur gut benutzt, zahlreiche eingeführte Anekdoten machen das Buch unterhaltend. Die beigegebnen sechs Abbildungen (Holzschnitte in Irisdruck) sind meist recht gut ausgeführt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Leibnitz und die Kirchenvereinigung.

Oeuvres de Leibnitz, publiées pour la première fois d'après les manuscrits originaux avec notes et introductions par A. Foucher de Careil. Paris, Firmin Didôt frères. Tome 1. 2. —

Ueber die Art und Weise, wie diese neue Ausgabe der leibnitzischen Werke eingerichtet ist, läßt sich soviel sagen, daß wir dies einem eignen Artikel vorbehalten; für jetzt halten wir uns nur an die Sache. Die beiden ersten Bände umfassen diejenigen Briefe und Denkschriften, welche sich auf die Vereinigung der evangelischen mit der katholischen Kirche beziehn. Zum Verständniß derselben einige einleitende Worte.

Im Lauf des dreißigjährigen Krieges und mehr noch nach Beendigung desselben war man in den höheren Kreisen der religiösen Zänkereien müde geworden. Die Berührung zwischen den verschiedenen Völkern hatte freieren Ansichten den Weg gebahnt, man fühlte schwer das Unglück, welches die Kirchenspaltung sowol in politischer als in wissenschaftlicher Beziehung über Deutschland gebracht hatte; das gemüthliche Interesse an den religiösen Formen war in der allgemeinen Verwilderung mehr und mehr zu Grunde gegangen; die Fürsten und der Adel wurden durch eine immer tiefere Kluft von dem sittlichen Leben des Volks getrennt. Aber die Theologen fuhren in ihren Zänkereien unverändert fort, und die niedern Schichten der Gesellschaft lauschten ihnen mit derselben Andacht wie vorher.

Nur eine von den protestantischen Universitäten schlug eine andre Richtung ein, die Helmstädter, geleitet durch den großen Theologen Calixtus. Sie gab sich ganz ernstlich dazu her, theils durch Schriften und Predigten, theils im Verein mit den liberaler gesinnten Fürsten in öffentlichen und geheimen Verhandlungen an der Wiederversöhnung der drei getrennten Kirchen zu arbeiten: in Bezug auf die Dogmatik sollte man die streitigen Punkte dem Gewissen jedes Einzelnen überlassen, in Bezug auf die Kirchenverfassung sollte man sich gegenseitig Zugeständnisse machen. Das Unternehmen war verfrüht, denn noch war die Masse zu sehr an das tägliche Brod der Dogmen und an die Würze der Bannflüche gegen alle Ketzer gewöhnt, und das politische Leben war noch zu wenig ausgebildet, um Ersatz für diese gemüthliche Beschäftigung zu bieten. Die Helmstädter, auch Synkretisten genannt (die Kreter, sagt der Apostel, sind allesammt Lügner und faule Bäuche), wurden als

Digitized by Google

eine neue ketzerische Sekte betrachtet, und ein berliner Prediger donnerte von der Kanzel: „wir verdammen die Papisten, die Reformirten und auch die Helmstädter; wer nicht lutherisch ist, ist verflucht!“ — Aber aufgegeben war das Unternehmen nicht, die Helmstädter blieben ihren Gesinnungen treu, und die äußeren Umstände waren ganz darnach angethan, die Versuche von Zeit zu Zeit wieder aufnehmen zu lassen.

Zunächst lag es im Interesse des Kaiser Leopold, was sein Ahn mit theilweise glücklichem Erfolg durch brutale Gewalt angebahnt, auf dem Wege friedlicher Verhandlungen fortzusetzen. Persönlich bigott und in seinen Erblanden gegen die Protestanten gewaltthätig, sah er doch ein, daß er, um ein so großes Werk durchzusetzen, sich zu Zugeständnissen werde bequemen müssen. Die Fürsten, obgleich seit dem westphälischen Frieden so gut als souverän, waren doch durch manche Bande des Vortheils an das Reichsoberhaupt geknüpft: darunter vor allem die braunschweig-lüneburgischen Herzöge, denen seit lange als Ziel des Ehrgeizes der Kurhut vorschwebte.

Unter diesen Umständen fand ein Mann, der aus reinem Eifer und mit einer wirklich anerkennenswerthen Aufopferung sich des schweren Werkes annahm, der Spanier Spinola, vielseitigen Anklang. Er war als spanischer Gesandter und Beichtvater der Kaiserin nach Wien gekommen, und hatte schon 1660 eine kaiserliche Vollmacht erlangt; das Jahr darauf betraute ihn der Kurfürst von Brandenburg mit der Negotiation mit der spanisch-deutschen Handelsgesellschaft nach Indien; 1671 trat er in Verständniß mit dem päpstlichen Nuntius in Wien, eröffnete 1675 die Unterhandlungen mit dem kursächsischen Hofe, die aber durch die Erklärung des letztern, er könne ohne Einvernehmen mit den übrigen Protestanten sich auf ein so weitläufiges Werk nicht einlassen, abgebrochen wurden, und nahm sie 1678 von Neuem in größerm Maßstab wieder auf: diesmal betheiligten sich 14 regierende Fürsten (Sachsen, Brandenburg, Pfalz, sämmtliche Braunschweiger u. s. w.) und einige Reichsstädte daran. Hannover war der Mittelpunkt.

Herzog Johann Friedrich und seine Gemahlin Benedicte, eine pfälzische Prinzessin,*) waren seit lange katholisch geworden, wie es scheint, aus Ueberzeugung; er hatte eine große Zahl katholischer Gelehrten um sich

*) Friedrich von der Pfalz ∼ Elisabeth, Tochter Jacobs von England, † 1662

Karl Ludwig v. d. Pfalz — Charlotte, 1671 Herzogin von Orleans.

Ruppert, englischer Admiral

Eduard, in Frankreich, katholisch ∼ Anna Gonzaga † 1684 — Marie ∼ Condé

Elisabeth, Aebtissin von Herford (lutherisch) geb. 1618 † 1680

Hollandine, Aebtissin von Maubuissen (katholisch) † 1709

Benedicte und Johann Friedrich von Hannover

Sophie, geb. 13 Oct. 1630 † 1714 ∼ Ernst August von Hannover — Georg I. von England ∼ Sophie Dorothee v. Celle — Georg II. Sophie Dorothee ∼ Friedrich Wilhelm I — Friedrich der Große

Sophie Charlotte † 1705 ∼ Friedrich I von Preußen

versammelt, mußte aber seinen protestantischen Unterthanen gegenüber doppelt vorsichtig sein; die Unterhandlungen beschränkten sich zu seiner Zeit fast ganz auf Gespräche zwischen Leibnitz und Spinola.

Auf der Höhe des Geistes und der Bildung, auf welcher Leibnitz stand, erregten ihm die Zänkereien der Geistlichen, ungeschlacht und brutal, wie sie in der Regel waren, nur Ekel. Freilich wußte er als geübter Metaphysiker für jedes beliebige Dogma eine geistreiche Auslegung zu finden, und die rohen Naturalisten dadurch in Verlegenheit zu setzen, aber eben darum war er geneigt, zwischen allen Parteien zu vermitteln. Dem Volk stand er fern, er ging weder in die Kirche noch in die Schenke, sein Haus war der Salon und die Akademie. Er sah in dem Confessionsleben nur Streit über nichtige Dinge, Unheil für das Reich, Schaden für die Wissenschaft: statt über Gnade und Werke zu disputiren, sollte man lieber eine Kette astronomischer Beobachtungen durch Europa, Rußland, China einrichten; um das wissenschaftliche Leben zu organisiren, mußte in der Kirche Friede sein: Friede und Ordnung um jeden Preis! Wie vortrefflich war die Organisation der Jesuiten! wie schade, daß sie dieselbe auf theologische Nullitäten wandten, statt auf ernsthafte, wissenschaftliche Untersuchungen! Die Hierarchie konnte man sich wol gefallen lassen, ja sie war der beste Ausdruck socialer Ordnung; nur mußte der Papst vernünftig sein, weder die Freiheit der Gewissen, noch die socialen Errungenschaften der Protestanten durften angetastet werden. — Selbst in seinem kosmologischen System lag vieles, was ihn für Rom gewann: Einheit des Menschengeschlechts, der Religion, der Wissenschaft, der Sprache u. s. w.! — Im Princip war er entschieden für die Einigung; und darin blieb er unwandelbar, er kam unter den wechselndsten Umständen darauf zurück; nur wenn man ihn persönlich anging, wenn er seine individuelle Freiheit, die Ueberzeugungen seines Verstandes und seines Gemüths verleugnen sollte, trat er schroff zurück. — Uebrigens eine conciliante, ja schmiegsame Natur, hatte er bisher stets unter Katholiken gelebt: am mainzer Hof, in Paris mit Arnauld, bei Johann Friedrich; außerdem correspondirte er mit namhaften Kirchenlichtern; aber jede Aufforderung, sich zu bekehren, lehnte er ab.

Spinola war ihm in mancher Hinsicht sehr bequem: auch ihm kam es hauptsächlich auf die Einigung an; was man auf beiden Seiten nachgab, kam erst in zweiter Linie. Ein eifriger Apostel, aber kein Kirchenlicht; in den Formen sanft und zugänglich: „Der Laune nach, erzählt ein Prediger in Gotha, Franzose; in den Manieren Italiener; Spanier, sobald er sich ärgert: aber bei Tafel ein Vollblut-Deutscher!“ — Von derselben Art war Molanus, protestantischer Abt von Lokkum, der erste Geistliche aller braunschweigischen Lande: aus der helmstädter Schule, friedliebend, nachgiebig gegen den Hof, nicht ohne wissenschaftliche Bildung und zu kleinen diplomatischen Intriguen

Digitized by Google

sehr geneigt. Ganz wie Leibnitz: denn auch dieser, im Princip unerschütterlich, wußte in der Anwendung desselben den Umständen außerordentlich Rechnung zu tragen; seine Mittel gingen nicht aus dem Zweck hervor, sondern waren für sich.

Nun starb Johann Friedrich 1679 und sein Nachfolger Ernst August nahm sich mit größerm Eifer der Sache an. Im Gegensatz zu seinem verstorbnen Bruder, der ganz von Ludwig dem Vierzehnten abhing, war er gut kaiserlich gesinnt; in religiösen Dingen gleichgiltig, und dem Skandal eines persönlichen Glaubenswechsels abgeneigt, wollte er gern durch Union der Kirchen den Kaiser verbinden, der ihn zum Kurfürsten machen sollte. Seine Gemahlin Sophie war eine der bedeutendsten Frauen der Zeit: nicht so gelehrt wie ihre Schwester Elisabeth, die, um Cartesius ganz zu studiren, die Krone Polens ausgeschlagen hatte; nicht so wild wie ihre Schwester Hollandine, katholische Aebtissin von Maubuisson, die kein Bedenken trug, par ce ventre qui a porté quatre enfants! zu schwören, und die nur taube Nonnen um sich duldete, um sich nicht mit ihnen zu langweilen (Bischof Bossuet pries sie noch bei Lebzeiten als künftige Heilige!*): stolz wie die echte Enkelin eines Königs, und doch im Stande, politischen Rücksichten ihren Ekel vor einer Mesalliance zu opfern; von brennendem Ehrgeiz und doch sehr vorsichtig in Geschäften, dem überlegenen Geist ihres kühlen Gemahls gegenüber; leidenschaftlich, und doch duldsam gegen alle Maitressen Ernst Augusts, um ihren Einfluß nicht zu beeinträchtigen; geistreich genug, um mit Leibnitz über alle mögliche Dinge zu philosophiren, und grade genug Weltdame, um nicht mitunter ihren Spaß mit ihm zu haben; von sehr hellem Verstand, ohne alles religiöse Vorurtheil: sie wartete mit der Confirmation ihrer Tochter bis zur Heirath, um den unnützen Umständen einer etwa nöthigen zweiten Confirmation zu entgehn. So war sie ganz für die Unterhandlungen gemacht; ihre Schwester Hollandine, ihre Schwägerin Anna (die ihren Mann bekehrt hatte) und ihre Nichte Benedicte nebst den andern Blaustrümpfen ihres Umgangs drangen oft in sie, sich zu bekehren; sie antwortete artig und spöttisch; aber durch ein Compromiß die Zänkereien der Pfarrer zum Schweigen zu bringen: — „ist ja doch, sagte sie einmal zu Leibnitz, das Christenthum durch ein Weib zur Welt gekommen, vielleicht gelingt es mir, es wieder herzustellen."

Anfang 1683 kam Spinola mit neuen Vollmachten nach Hannover, und brachte große Zugeständnisse mit. Nach seinen mündlichen Aeußerungen sollte in der Säcularisation der geistlichen Güter (für die Fürsten die Hauptsache!) und in der Priesterehe nichts geändert werden; an einem neu einzuberufenden Concil sollten die „Neukatholiken" als Beisitzer theilnehmen, bis dahin sollten

*) — dont les vertus font éclater par toute l'église la gloire du saint monastère de Maubuisson!! (1684).

Digitized by Google

die tridentiner Beschlüsse suspendirt, dagegen die Oberherrlichkeit des Papstes anerkannt werden. Für die dogmatischen Streitigkeiten wurde Bossuet's Exposition de la doctrine de l'église catholique zu Grunde gelegt. Spinola selbst reichte eine eigne Denkschrift ein: Regulae circa Christianorum omnium ecclesiasticam reunionem, welche der Herzog einer Conferenz, bestehend aus Molanus, dem Hofprediger Barckhausen und den beiden helmstädter Theologen Meyer und Calixt, vorlegte. Leibnitz ging als Vermittler von einem zum andern. Sie einigten sich, 30. März 1683, zu einem Actenstück: Methodus reducendae unionis ecclesiasticae inter Romanenses et Protestantes, welches in der Hauptsache Spinola's Bedingungen (z. B. Primat des Papstes) annahm. Das lichtscheue Werk hätte schlimme Folgen haben können, wenn es irgendwo einen festen Boden fand. So aber hatte es bei den wohlmeinenden Actenstücken sein Bewenden.

Während seines ganzen Lebens zeigt Leibnitz das fast krankhafte Streben sich Ludwig dem Vierzehnten zu nähern und auf ihn Einfluß zu gewinnen: aus einem Friedensstörer der Christenheit einen Eroberer der Türkei und einen Beschützer der Wissenschaft zu machen. Zuweilen haßte er ihn — soeben schrieb er anonym den Mars Christianismus, eine blutige Satire — aber bei dem kleinsten Schimmer von Hoffnung eilte er ihm wieder zu. — Schon 1678 hatte er mit Bossuet correspondirt, aber über rein gelehrte Sachen, über eine Ausgabe des Talmud; als die Exposition de la doctrine 4. Januar 1679 vom Papst bestätigt war, hatte er ihm Glück gewünscht, und ihn auf Spinola aufmerksam gemacht, ohne daß Bossuet darauf eingegangen wäre. Nun wurden ihm durch Vermittlung der Frauen von Maubuisson die Reunionspapiere in die Hände gespielt; er antwortete 22. August 1683 höflich, versicherte, daß sein König die frommen Absichten des hannöverschen Hofs würdigte (darauf kam es Leibnitz am meisten an) legte dann aber die Verhandlungen, bei denen er kein Ziel absah, bei Seite. Durch seine Unterzeichnung der berühmten Declaration von 1682 (über die Unabhängigkeit der französischen Bischöfe) stand er mit dem Papst gespannt, und dem Franzosen konnte es auch nicht einfallen, ein Project zu unterstützen, das vom wiener Hof ausging und dazu bestimmt schien, den östreichischen Einfluß zu vermehren.

Im protestantischen Lager blieb die Sache lange verschwiegen; wo sie verlautete, erregte sie heftigen Abscheu. Selbst Männer wie Spener und Kunäus in Danzig, die von der strenggläubigen Partei weit entfernt waren, äußerten sich mißbilligend; Val. Alberti, Professor in Leipzig, gemäßigter Orthodox, fragte 20. October 1683 bei Leibnitz an, was es mit Unterzeichnung der Methodus durch zwei protestantische Theologen für eine Bewandniß habe? die Sache sei so unerhört, daß er sie für eine schlechte Erfindung des intriganten Spinola halte. Falsa enim scribere quomodo possent viri coe-

Digitized by Google

lestis veritatis studiosissimi? quomodo impossibilia prudentissimi? Eine Anerkennung der päpstlichen Gewalt von Seiten der Protestanten sei ja ebenso unmöglich als eine Nachgiebigkeit Roms! — Leibnitz antwortete ausweichend oder vielmehr unwahr: er sei von jenen Unterhandlungen nur ganz im Allgemeinen unterrichtet, die Denkschrift habe er gar nicht gelesen; übrigens hätte man doch, schon der Höflichkeit wegen, der Aufforderung des Kaisers folgen müssen; die fanatischen Katholiken seien darüber nicht minder besorgt; und wenn auch nichts dabei herauskäme, so müsse man doch guten Willen zeigen. — Offener sprach sich Ernst August (7. December 1683) gegen die Landgräfin von Darmstadt aus, die ihn wegen jener verdächtigen Schritte zur Rede gestellt: der Vorschlag wäre seines heilsamen Zwecks wegen nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, die Denkschrift enthalte ganz unverfängliche Dinge, könne aber vorerst nicht mitgetheilt werden, da dergleichen von vorurtheilsvollen Theologen nicht immer, wie es gemeint, aufgenommen werde. — Leibnitz selbst war bei der Sache nicht recht wohl; er forderte Molanus 5. Januar 1684 zur Vorsicht auf, und äußerte sich April 1684 gegen Seckendorf, sie würden wol beide das gewünschte Concil nicht erleben. Aber er hatte den Vorschriften seines Herrn zu gehorchen.

Mit der hannöverischen Denkschrift begab sich Spinola Anfangs 1684 nach Rom, nachdem der Kaiser seine Genehmigung ertheilt; der Papst, mehrere Cardinäle, auch der General der Jesuiten (11. November 1684) sprachen sich günstig aus: nur könne man wegen der Spannung mit der gallicanischen Kirche und ihres Argwohns gegen Rom sich zu nichts Positivem verpflichten. Mit diesem Bescheid kehrte Spinola Ende des Jahrs nach Wien zurück. — Lichtscheu wie das ganze Unternehmen, war auch das Resultat unklar; die Katholiken selbst, die davon wußten, hielten es für Lug und Trug. — Ein eifriger Convertit, der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, großer Gönner von Leibnitz, spottete über die römischen Zugeständnisse. „Fast denke ich, schreibt er 11. November 1684 an Leibnitz, daß manche Lutheraner, welche glauben, daß man ihnen nur eine Falle stellt, um sie unter einander zu veruneinigen, um hinterher wenigstens mit einigen wohlfeilen Kauf zu haben, nicht grade die einfältigsten sind, sondern eine gute Nase haben. Denn es ist gewiß, daß man unsrerseits an wesentlichen Punkten nicht das Geringste herunterlassen wird." — Ohnehin hatte Spinola, der 1685 das Bisthum Wienerisch Neustadt erhielt, jetzt mit der Schlichtung der ungarischen Religionshändel zu thun, die ihn bis 1690 beschäftigten: so lange ruhten die Unterhandlungen. — Da ein paar Fürsten und Theologen doch unmöglich im Namen der evangelischen Kirche unterhandeln konnten, so war wol die einzige Tendenz, sie bei ihren Glaubensgenossen zu compromittiren und sie dadurch im Eifer des Gefechts zum partiellen Uebertritt zu verleiten. Auf diese Wendung kamen auch die eifrigen Katholiken immer zurück.

Digitized by Google

November 1683 hatte der Landgraf Leibnitz auf das dringendste aufgefordert, das Bekenntniß der katholischen Kirche abzulegen: nach Spener's Ansicht habe er ohnehin den Sprung schon gethan. Die Verhandlungen darüber gaben Leibnitz Gelegenheit, Neujahr 1684 sich ausführlich auszusprechen. „Ich glaube, daß man in der innern Gemeinschaft der Kirche sein könne, ohne in der äußern zu sein: z. B. wenn man ungerechterweise excommunicirt ist. Allerdings muß derjenige, welcher durch innere Gemeinschaft ein Mitglied der Kirche sein will, alle möglichen Anstrengungen machen, um auch in die äußere Gemeinschaft der sichtbaren, an der ununterbrochnen Folge ihrer Hierarchie erkennbaren katholischen Kirche einzutreten — telle que je crois être ce qu'on appelle la Romaine. Ich gebe zu, daß die Hierarchie zum gemeinen göttlichen Recht gehört, weil es eine Leitung geben muß; und daß die sichtbare katholische Kirche in allen zur Seligkeit nothwendigen Glaubensartikeln durch den ihr verheißenen Beistand des heiligen Geistes untrüglich ist. — Aber es kann kommen, daß in dieser Kirche sich Irrthümer und Mißbräuche in die Gemüther einschleichen; und indem man für sie die Zustimmung derjenigen fordert, welche einzutreten wünschen, aber von der Gewißheit des Gegentheils überzeugt zu sein glauben, setzt man sie in die Unmöglichkeit, so lange sie aufrichtig sein wollen, der äußern Gemeinschaft anzugehören. — Das findet nicht blos bei Thatsachen statt, welche von den Sinnen abhängen, sondern auch bei Fragen, welche durch Schlüsse der Vernunft ausgemacht werden (z. B. das Copernicanische System): weil die Ueberzeugung keine Sache ist, die von der Macht des Willens abhängt und die man nach Belieben wechseln könnte. — Nun werden aber einige philosophische Ueberzeugungen, welche ohne genügende Gründe aufzugeben mir unmöglich wäre, von einigen Theologen noch immer als dem Glauben widersprechend, gemißbilligt und mit der Censur belegt. — Man wird sagen, daß ich sie verschweigen könnte. Aber das geht nicht an. Denn sie sind in der Philosophie von großer Wichtigkeit, und wenn ich einst über beträchtliche Entdeckungen der Wahrheit mich werde aussprechen wollen, muß ich sie als Fundamentalsätze aufstellen. Wäre ich in der römischen Kirche geboren, so würde ich nur dann austreten, wenn man mich ausstieße; da ich aber außerhalb derselben geboren und erzogen bin, würde es weder aufrichtig noch sicher sein, mich zum Eintritt zu melden." Vielleicht kann ihn der Landgraf aus dieser Ungewißheit befreien. „Denn ich bekenne gern, daß ich um jeden Preis in der Gemeinschaft der Kirche sein möchte, wenn ich es nur mit einer wahren Ruhe des Geistes und mit dem Frieden des Gewissens vermag, dessen ich gegenwärtig genieße." Der Landgraf theilte das Schreiben dem Jansenisten Arnauld mit, der (2. März 1684) nicht einsah, wie Leibnitz sein Gewissen beruhigen könne, ohne diesen ersten Schritt zu thun, in der Hoffnung, daß Gott ihn über seine philosophischen Ansichten aufklären werde, wenn sie

Digitized by Google

irgend einen der Religion nachtheiligen Irrthum enthielten. Sehe er aber vorher, daß sein Vorhaben, die Menschen gelehrter aber nicht besser zu machen, ihm ein Hinderniß sein könne, den Weg einzuschlagen, der nach seinem eignen Bekenntniß wenigstens der sicherste zur Erlangung des ewigen Heils sei, so müsse die wahre Liebe, die er sich selbst schuldig sei, ihn von diesem Vorhaben zurückbringen. Leibnitz habe so schöne Einsichten in die Geometrie und Mechanik, Dinge, die den Theologen keinen Anstoß geben würden, daß er die andern Fragen wol bei Seite lassen könne. Er sprach sich zum Schluß sehr gerührt über die Geistesqual des gelehrten Mannes aus, für dessen Seelenheil er betete. — Die Meinungen, erwiderte Leibnitz, deren Anstößigkeit er voraussehe, gehörten zu den Grundlagen der natürlichen Theologie, und das „Einzig Nothwendige", Gott über alle Dinge zu lieben, werde aus seiner Philosophie mehr Kraft ziehn, als aus allem, was in den Schulen gelehrt werde. Sie könnten also nicht unterdrückt werden, ohne den wichtigsten Wahrheiten zu schaden. Weit entfernt, von Gewissensbissen beunruhigt zu werden, rühme er sich vielmehr einer wahren Ruhe des Geistes, weil er lange reiflich überlegt und seine Pflicht gethan zu haben glaube; und halte sich der innern Gemeinschaft der Kirche versichert, weil es nicht an ihm liege, auch der äußern zu genießen.

Wol aber war Leibnitz noch immer bereit, den Gegensatz der Confessionen dadurch abzuschwächen, daß er ihn in das Gebiet der reinen Begriffe zog. Schon März 1684 hatte er dem Landgrafen sein Vorhaben entdeckt, einmal eine geheime Schrift über einige Controverspunkte der beiden Kirchen aufzusetzen, um sie gemäßigten und einsichtigen Theologen zur Prüfung vorlegen zu lassen. Nur dürfe man durchaus nicht wissen, daß der Verfasser kein Katholik sei, sonst werde man gegen ihn eingenommen, und das mache die besten Dinge verdächtig. Von dieser „unschuldigen List" versprach er sich großen Erfolg. Dasselbe schlug er im Sommer 1686 seinem Herzog vor. Dieser hatte sich stets gegen alle Controversen ausgesprochen: hätte der Herr gewollt, daß man über den geheimen Sinn mancher Bibelstellen ins Klare käme, so würde er sich deutlicher ausgedrückt haben. — Leibnitz glaubte nun, gerade auf diesem Wege mit Hilfe seiner neuen Metaphysik — durch welche ja selbst der Cartesianer Arnauld in manchen Punkten überzeugt worden sei — zu einer Ausgleichung der Gegensätze zu gelangen. Ein denkender, der Vereinigung geneigter Mann, müsse eine Exposition de la foi aufsetzen, in der er mit Vermeidung aller zweideutigen und scholastischen Wendungen nur in natürlichen Ausdrücken redete; diese durch die Autorität katholischer Gelehrten zu stützen suchen und sie dann dem Entscheid gemäßigter Bischöfe unterwerfen; nicht, ob sie seiner Ansicht seien, sondern nur, ob sie glaubten, daß man seine Ansicht in der Kirche dulden werde. — Am ausführlichsten ist

Digitized by Google

dies im Projet pour finir les controverses de religion (I. S. 459—68) entwickelt, wo der Grund, warum gewöhnlich gelehrte Controversen in Nichts auslaufen, geistvoll und erschöpfend dargelegt, und die Methode, unparteiisch und geordnet zu verfahren, angegeben wird. — Die Schrift soll so abgefaßt sein, daß der Leser nicht errathen darf, welcher Partei der Verfasser angehört. Alle Declamationen und Sophismen, alle Bagatellen sollen wegfallen: on verra une réprésentation si fidèle des raisons de part et d'autre, que tout lecteur n'aura besoin que de bon sens pour juger, sans que le rapporteur soit obligé de déclarer son penchant. Strenge Ordnung und Evidenz der einzelnen Schlußfolgerungen und energische Kürze sollen dann das Uebrige thun. — In diesem Sinne schrieb er bald darauf das Systema Theologicum, welches 1819 aufgefunden und für sein religiöses Testament gehalten wurde, obgleich es nur eine Maske ist, die er aufsteckt. Er hat den Versuch, der so recht nach seinem Herzen war (denn was kümmerten ihn im Grund diese Controversen anders, als insofern sie sich begrifflich redigiren ließen!), später noch einige Male wiederholt.

Wir übergehn die nächst folgenden Jahre (1687—1690), in denen Leibnitz im Auftrag seines Hofs auf einer größern Reise in Wien und in Italien abwesend war. Ganz hatten inzwischen die Verhandlungen nicht geruht; Leibnitz, Molanus, Seckendorf u. a. blieben stets in schriftlichem Verkehr mit Spinola. Molanus wünscht nur (15. Mai 1685), man solle vorläufig seinen Namen aus dem Spiel lassen: non quod auctoritatem inventionis ego defugiam, quae non potest non saltem apud seros nepotes mihi esse perhonorifica, sondern um unnützen Skandal zu vermeiden. Leibnitz merkt (August 1688), daß Spinola darauf ausgeht, die Protestanten mit der Zeit zur Anerkennung des Tridentiner Concils zu bestimmen: mais il y va par des dégrés conformes à l'humeur et à la portée des gens. Uebrigens, à bien considérer ce concile, il n' y a guère de passages qui ne reçoivent un sens qu'un protestant raisonnable puisse admettre. Dies ist auch der Inhalt einer ausführlichen, für den Kaiser bestimmten Denkschrift (I, 1—15), die um diese Zeit abgefaßt sein muß, und einen Bericht über das bisher Geschehene enthält: noch niemals hätten sich die Protestanten den römischen Ansichten so genähert, als in dem hannöverschen Gutachten. Nach der katholischen Lehre hat Gott, indem er der Kirche seine Offenbarung gab, ihr auch die Auslegung derselben anvertraut und ihr dazu den Beistand seines heiligen Geistes bewilligt: de sorte que pour être catholique, il faut reconnaître ce pouvoir et s' y soumettre. Durch gründlicheres Studium der Augsburgischen Confession habe man sich nun überzeugt, daß die entgegengesetzten Grundsätze, que les protestans semblaient soutenir, venaient plutôt d'un mésentendu des particuliers que de leurs livres autorisés et symboliques, denn die Augsburger

Digitized by Google

Confession bezieht sich ausdrücklich auf ein zukünftiges Concil en déclarant qu' on ne doit pas s'éloigner du sentiment de l' Eglise universelle dans ce qui regarde les vérités salutaires. Das sei also der von den Reformatoren selbst vorgezeichnete Weg, und auf diesem könnten ihnen die aufrichtigen Katholiken entgegen kommen: ohne weitere Formalitäten sollten diejenigen, welche den Grundsatz der allgemeinen Kirche zugäben, wieder aufgenommen werden; die scholastischen Spitzfindigkeiten möge man beseitigen, die wichtigeren unter ihnen dem zu erwartenden Concil vorbehalten. Was die Kirchenverfassung betrifft, so solle man zwar den Protestanten gegenüber auf seinem Recht bestehn und die Reformation nicht anerkennen: thatsächlich aber solle man soviel als möglich zugestehn. — Nun kommt die Hauptsache. — On dira peut-être que les bons sentimens qu'on vient d'expliquer ne sont pas encore assez réçus, avoués ni autorisés parmi les protestans. Cela est bien vrai, et en effet, si on les voulait proposer publiquement de but en blanc avant le temps, ils seraient rebutés d' abord, non pas tant à cause de fonds, qu'à cause de mille préventions et jalousies qui empêcheraient encore les mieux disposés de s'expliquer mal à propos sur une matière si délicate avant que de voir les esprits assez préparés. Wenn man aber erst einige Fürsten und bedeutende Geistliche gewonnen habe, so werde das übrige sich schon finden. So wenig verstand Leibnitz sein Volk!

Spinola nahm 1690 seine Unterhandlungen wieder auf; den 20. März 1691 erhielt er vom Kaiser eine neue Vollmacht, nachdem er sein ungarisches Friedenswerk so weit zu Stande gebracht, daß die ungarischen Protestanten sich nur noch vorbehielten, einige deutsche Universitäten und einige Geistliche, z. B. Fabricius (damals in Basel) als Vermittler zu Rathe zu ziehn. Leibnitz' Thätigkeit aber wurde nach einer ganz andern Seite gerichtet.

Die Bemühungen der lustigen Aebtissin von Maubuisson um das Seelenheil ihrer Schwester Sophie hatten ununterbrochen fortgedauert; sie erhielten einen neuen Schwung durch eine Vertraute, Schwester Marie de Brinon. Diese Dame hatte früher, als Oberin des Fräuleinstifts von St. Cyr, die biblische Tragödie ohne Liebe eingeführt; sie war aber, als ihr herrschsüchtiges Wesen Frau von Maintenon beleidigte, abgesetzt, und hatte sich nach Maubuisson zurückgezogen, wo sie nun das Geschäft der Bekehrung ganz in ihre Hände nahm. Ihr Eifer für das Christenthum war groß, ihre Rechtschreibung nicht ganz so befriedigend. Hauptsächlich hatte sie es auf die Herzogin Sophie abgesehn. Ihr schickte sie Pellissons Reflexions sur les différences de la Religion. Pellisson, geb. 1624, Protestant und Günstling des Ministers Fouquet, hatte nach dem Sturz desselben fünf Jahre in der Bastille gesessen, war dann begnadigt und durch seinen Uebertritt zur alleinseligmachenden Religion und eine Lobrede auf den König (1670) zu hohen Würden gelangt und officieller

Digitized by Google

Geschichtsschreiber der glorreichen Regierung Sr. Majestät geworden. Mit seiner Schrift hatte er es, wie Bossuet mit seiner Exposition auf die Bekehrung seiner ehemaligen Glaubensgenossen abgesehn. Sophie gab sie, wie alles, Leibnitz zur Begutachtung. — Das erste Gutachten ist schön geschrieben und enthält den Kern seiner Gesinnungen. — Leibnitz gibt zu, daß man, pour être d'une religion, et surtout (setzt er hinzu) pour la changer, erhebliche Gründe finden muß: von diesen sind aber diejenigen, welche sich in die Form einer Beweisführung redigiren lassen, keineswegs die wichtigsten; daneben bestehn noch andere, die sich nicht erklären lassen, die in einer innern Wahrnehmung und in einer Gefühlserfahrung beruhn, welche man andern, so wie sie ist, gar nicht mittheilen kann. Ganz so ist es mit dem Geschmack an einem Sonett, einer Person, einem Ragout. Dieses innere Licht, diesen geheimen Rest der Wahrheit geben auch die Katholiken zu: denn außer den positiven Gründen der Glaublichkeit, die einen verwirrten Haufen bilden und nur une foi humaine hervorbringen, verlangen sie zur vollständigen Ueberzeugung noch ein Licht der Gnade vom Himmel. Sie können also von denen, die sich auf das nämliche Licht berufen, nichts anderes fordern, als daß sie ehrlich sind, daß sie wirklich das Licht zu empfinden glauben, dessen sie sich rühmen. Da es aber mit der Untersuchung des individuellen Gewissens eine mißliche Sache ist: — gibt es, Herr Pellisson, einen objectiven Prüfstein, das göttliche Licht von der Illusion zu unterscheiden? — Pellisson vertheidigt die Unfehlbarkeit der Kirche damit, daß es nur wenig Menschen gibt, die ihren Glauben vollständig mit Gründen belegen können: donc le peuple a besoin d'une marque claire et infaillible qui soit à la portée de tout le monde. Dagegen bemerkt Leibnitz, es sei nicht nöthig, daß das Volk sich um alle Glaubensartikel kümmere; ja er fragt, ob überhaupt irgend ein Artikel der Offenbarung unbedingt nöthig sei, und ob man nicht in allen Religionen selig werden könne? vorausgesetzt, daß man Gott über alle Dinge liebt, par un amour d'amitié, fondé sur ses perfections infinies. Das ist zwar ein von den Protestanten verworfenes Argument, das aber mehrere scholastische Kirchenlehrer gelten lassen; auch manche Jesuiten gehn darauf ein. — Die Denkschrift wird durch Schwester Marie an Pellisson geschickt, der sie 4. September 1690 beantwortet. — Er gibt ein individuelles Licht zu, dessen man aber vor dem Tode niemals sicher sei; es könne daher nur ein mitwirkendes, nie ein bestimmendes Motiv sein. Das von der Kirche bewahrte Licht dagegen ist untrüglich: parce que Dieu ne peut être contraire à Dieu, ni la grâce à la grâce. — Der untrügliche Prüfstein zur Unterscheidung der echten und falschen Gnade ist folgender. Die falsche Gnade, nicht blos des Wiedertäufers, des Fanatikers, sondern auch dessen, der vernünftiger oder furchtsamer, sich eine Privatreligion für sich selbst ausmalt, kann alle Aeußerlichkeiten des Christenthums haben;

Digitized by Google

sie kann sittenstrenge, keusch, gerecht, liebevoll, glühend sein: aber niemals demüthig. Im Gegentheil wird sie stets kühn, stolz, hochmüthig, herausfordernd sein, denn wie kann man Demuth zeigen, wenn man in Folge der guten Meinung, die man von sich selbst hat, sich gegen die allgemeine Gnade der Kirche auflehnt? Gibt es wol etwas unverschämteres, als der ganzen Erde zu sagen: ich habe den Geist Gottes und ihr habt ihn nicht! Der wahre Gläubige glaubt wol auch den Geist Gottes zu haben, aber nur in Gemeinschaft mit der gesammten Kirche, nicht als besonderes Privilegium; er gibt nicht das Gesetz, er empfängt es und gehorcht, zu glücklich, daß seine Unterwerfung statt des Verdienstes gilt. (Leibnitz bemerkte am Rand: ihr seid wol demüthig, wenn ihr die Ketzer zu ewigen Flammen verdammt!) — Die Kirche macht allerdings einen Unterschied zwischen den Irrthümern des Glaubens; aber jeder kann zur Hölle führen, wenn er mit Aufruhr gepaart ist. Auch gegen den König ist freilich nicht jedes Verbrechen gleich: mais il ne s'ensuit pas que de déchirer le moindre de ses édits ne soit un crime digne de mort. (Also auch, bemerkt Leibnitz am Rand, wenn ich aus Kurzsichtigkeit seine Livree nicht erkenne und den Gruß versäume!) — Wie unglücklich ist der menschliche Geist, wenn er sich einmal von der einzigen Regel des Glaubens entfernt hat! (Die einzige Regel des Glaubens, sagt Leibnitz am Rand, ihr Herren von der römischen Kirche! ist: nichts zu glauben, als was bewiesen ist.) Sobald man zwischen Haupt- und Nebenpunkten des Glaubens zu unterscheiden anfängt, wird alles Willkür, denn jeder urtheilt dann nach Gutdünken. Endlich ist man gar zu der Idee gekommen, man könne selig werden durch bloße Liebe zu Gott! Wer sieht nicht in alledem die Unruhe und Unsicherheit derer, die einmal vom rechten Wege abgeirrt, nicht mehr wissen wo sie sind! Es sind die Socinianer, Deisten und Spinozisten, welche das verwerfliche und neumodische Wort Toleranz erfunden haben. Si jamais les portes d'enfer pouvaient prévaloir contre l'Eglise, si jamais la religion chrétienne pouvait périr, ce serait par cet endroit qu'on lui porterait des blessures mortelles. Denn wenn man Jedem die Freiheit läßt zu glauben was er will (— nicht was er will, bemerkt Leibnitz, sondern was er für werth hält geglaubt zu werden! —), avec cette prétendue union à Dieu dont chaque particulier sera lui-même le juge et l'arbitre, so gibt es keine Religion und keine Kirche mehr; und wenn man selig wird, einerlei ob man viel oder wenig glaubt, so wird jeder so wenig glauben als nur irgend möglich. — Ein König hat daher ganz Recht, gegen verstockte Ketzer Gewalt zu brauchen, wenn es geschehn kann, ohne den Staat zu zerstören. (Das Edict von Nantes war 1685 widerrufen.) — Diesen Declamationen setzt Leibnitz eine große Mäßigung entgegen. Er gesteht zu, daß man der Kirche nach dem Willen Gottes Gehorsam schulde; aber keinen unbedingten. Ihre Rechtsansprüche sind nicht so sicher, daß man

Digitized by Google

mit ruhigem Gewissen allen ihren Geboten Folge leisten könnte. Die Mißbräuche sind in der That arg; Leibnitz geht zwar nicht so weit wie manche Eiferer, die im Mittelpunkt dieser Mißbräuche den Antichrist suchen, aber ohne ihre Abstellung wird man nicht zu einem dauerhaften Frieden kommen. — Bossuet hat gezeigt, daß die Doctrin des Tridentiner Concils peut avoir un sens tolérable; es wäre zu wünschen, daß die andern Gottesgelehrten seiner Partei sich ähnlich aussprächen: aber was erträglich ist, ist deshalb noch nicht wahr. — Freilich muß man, um seines Seelenheils willen, die wahre Kirche suchen, und ihr gehorchen, wenn man sie gefunden hat. Aber wenn es nicht gelingt? Nur der ist wirklich Ketzer (hérétique formel), der im Princip die allgemeine Kirche nicht anerkennt; gegen den ehrlichen Willen, der nach dem Glauben strebt, muß man nachsichtig sein: la foi est morte sans la charité qui supplée au défaut de la connaissance. Unser Blick ist zu kurz, um die Tiefen der göttlichen Gerechtigkeit zu ermessen; seien wir also nicht so voreilig mit unserm Verdammen, und wehe denen, qui entretiennent le schisme par leur obstination à ne vouloir écouter raison, et à vouloir en avoir toujours. — Wozu diese spitzfindigen Unterscheidungen! ruft Pellisson. Es steht geschrieben: wer glaubt, wird selig! nicht: wer alles thut, was er kann um zu glauben! — Die Ausnahme für die baptizati in voto kann nur für diejenigen gelten, die zweifelhaft sind, ob sie sich in Hamburg oder Wien taufen lassen sollen; nicht aber für die, die noch darüber zweifelhaft sind, ob sie sich überhaupt taufen lassen sollen. — Die ganze Kirchentrennung ging aus spitzfindigen Fragen hervor, deren man sich jetzt schämt, Rechtfertigung durch Glauben oder durch Werke u. s. w. (elles ne sont pas si vaines qu'on pense, bemerkt Leibnitz am Rand). Die Fürsten haben geglaubt, weltlichen Vortheil daraus zu ziehn, sie sehn jetzt allgemein die Täuschung ein. Quand il plaira au Maître des coeurs de toucher celui d'une grande et incomparable princesse, en qui il a déjà mis toutes les lumières de l'esprit, et qu'il a peut-être laissée exprès jusqu'ici à la tête du parti protestant, elle rentrera en triomphe dans l'Eglise de ses pères, avec une suite de peuples et de nations, et pourra hardiment se promettre une couronne de gloire, non seulement dans le ciel, mais aussi sur la terre.

Wol hatte Sophie schon damals eine Krone im Auge, aber diese konnte ihr der Uebertritt nicht erwerben.

In seiner Antwort stattet Leibnitz Bericht über die bisherigen Verhandlungen mit Spinola ab. Die Hauptschwierigkeit liegt in den Bestimmungen des Tridentiner Concils; aber auch diese sind den Protestanten nicht so entgegen als man glaubt. Ses canons sont souvent couchés d'une manière à recevoir plusieurs sens, et les protestans se pourraient croire en droit de recevoir celui qu'ils jugent le plus convenable, bis zur Entscheidung in einem

Digitized by Google

künftigen Concil, in welchem ihnen ebenso gut Sitz und Stimme zukommt als den übrigen Sonderkirchen. Die Italiener und Spanier, die ganz aufs Aeußere gerichtet sind, haben in der Kirche, und namentlich in Trident, zu viel Einfluß erlangt; die Deutschen hat man ausgeschlossen, sie haben deswegen protestirt: die Franzosen wären die geeigneten Vermittler. O möchte doch Gott das Herz des Einzigen rühren, der das Glück oder Unglück der Menschen in seiner Hand zu haben scheint! Dieser Monarch ist für sich allein das Schicksal seines Jahrhunderts (am Rand: il en peut causer le bien et le mal), und aus einigen glücklichen Momenten seines Denkens könnte das Heil des Geschlechts erblühen. Er hat nur nöthig, die Fülle seiner Macht zu kennen: si cette prudence réservée et scrupuleuse qu'il fait paraître au milieu des plus grands succès dont un homme est capable, lui avait permis de croire qu'il dépendait de lui seul de rendre le genre humain heureux, sans que qui que ce soit ait été en état de l'empêcher et de l'interrompre (das war Leibnitz' aufrichtige Meinung!), je tiens qu'il n'aurait pas balancé un seul moment. Les éloges gatent les princes faibles: mais ce grand roi a besoin de comprendre toute l'étendue des siens pour faire ce qu'il peut et pour connaître tout ce qu'il peut faire. Welche würdige Aufgabe für die unvergleichliche Beredtsamkeit des Herrn Pellisson! — Dieser Herr ist mit seinem Latein vorläufig zu Ende: er schreibt an Schwester Marie, 23. April 1691, diese Heilige möge für den Theuern beten; Gründe können nichts helfen, denn die wisse er ja alle besser. Der Schreiber kenne diese Lage: auch er habe in dem nämlichen Wendepunkt dem Freunde, der ihm belehren wollte, zugerufen: Je ne vous demande pas des raisons, mais des oraisons.

Das war nicht ganz, was Leibnitz wollte. Wichtiger war ihm die Notiz, König Ludwig habe seine Lobrede gelesen, sich nicht ungnädig darüber ausgesprochen, ja sogar erlaubt, sie drucken zu lassen: denn Pellisson wollte die interessante Controverse dem Publikum nicht vorenthalten. Bis dahin war der Briefwechsel durch Schwester Mariens Hände gegangen: Galanterien, Citate aus Romanen, Witze hatten die trockne Theologie gewürzt; nun (Juni 1691) wagt sich endlich Leibnitz, dem großen Manne persönlich zu nahen. Der Deutsche thut es mit Bücklingen, die uns wehe thun, über die selbst der französische Herausgeber die Achsel zuckt. Er legt ihm seine Personalien vor, bekennt sich als Verfasser der Schrift de jure suprematus (Pellissons Ansichten darüber sehe man I S. 284 und 296), und bittet um literarische Beihilfe. Pellisson verspricht jede Art der Unterstützung, läßt der Herzogin seine Devotion vermelden: es wäre wirklich gut, wenn sie sich bekehrte. Die Correspondenz wird gedruckt, Leibnitz ist außer sich über die Ehre, die seinen schwachen Versuchen widerfährt, neben den glänzenden Reden des berühmten Mannes zu stehn: — „O mein Herr!" schreibt Pellisson (23. October

Digitized by Google

1691) „Sie dürfen nicht zu bescheiden sein: nos meilleurs écrivains sont étonnés de vous voir écrire si français; ja noch mehr, (6. Nov.) ich versichere Sie, que les plus habiles écrivains en notre langue sont étonnés de vous la voir posséder presque plus que nous!“ — Man sieht die stille Verklärung, die sich über des deutschen Philosophen ausdrucksvolles Gesicht verbreitet. In andern Dingen trägt er Selbstgefühl genug zur Schau, zuweilen mehr als man wünscht; aber dies Lob ist doch zuviel! Ich weiß, schreibt er 19. Nov., daß man in Frankreich gegen die Fremden sehr gütig ist, et que la protection que vous avez donnée à mon écrit, le feront toujours croire passable. Dies Lob tröstet ihn auch darüber, daß Pellisson sich manche Aenderungen erlaubt hat, z. B. die Ueberschrift: über die Mittel pour réunir une bonne partie des protestans! — Also nicht Kirche gegen Kirche, sondern Individuen, die in den Schooß der alleinseligmachenden zurückkehren wollen!

Aber das große Geschäft darf doch nicht ganz stocken. — Zunächst handelt es sich um die Frage, ob man das Tridentiner Concil umgehn darf. Leibnitz bekennt, seine Beschlüsse seien mit vieler Umsicht abgefaßt, aber deshalb sei es noch nicht ein ökumenisches, allgemein giltiges. Ueberdies, entschlüpft ihm (17. Juni 1691), kommen in der Geschichte der alten (auch der ökumenischen!) Concile viele Dinge vor, die gar nicht erbaulich sind. Schwester Marie kommt immer auf die persönliche Bekehrung zurück; sie führt das Beispiel ihrer eignen Mutter an. Man muß gestehn, erwidert Leibnitz 16. Juli, das menschliche Herz hat viele Falten, les persuasions sont comme les goûts, nous-mêmes ne sommes pas toujours dans une même assiette, et ce qui nous frappe dans un temps, ne nous touche point dans l'autre. Il y entre quelque chose qui nous passe. Oft geschieht es, daß die besten Beweise von der Welt uns nicht rühren, und daß, was uns rührt, nicht eigentlich ein Beweis ist. Sie haben Recht, mich für im Herzen katholisch zu halten; ich bin es sogar offen, denn nur die Verstocktheit macht den Ketzer, und davon spricht mein Gewissen mich frei. Die wahre und wesentliche Gemeinschaft, die uns zu Gliedern Christi macht, ist die Liebe (la charité): wer dieser Liebe entgegen, der Wiedervereinigung Schwierigkeiten in den Weg legt, das ist der wahre Schismatiker; wer dagegen bereit ist, alles zu thun, um auch der äußern Gemeinschaft theilhaft zu werden, der ist in Wahrheit katholisch. — Er theilt ihm die bisherigen Verhandlungen mit, und beschwört noch einmal die Franzosen und ihren großen König, zwischen den Deutschen und Italienern zu vermitteln. — Die Sachen werden an Bossuet geschickt, Frankreichs erstes Kirchenlicht; inzwischen macht Sophie (damals 61 Jahre alt) in einem Brief an ihre Schwester (10. Sept.) die äußerst zur Sache gehörige Bemerkung, daß es viele Protestanten gibt, die mit der Idee von Molanus nicht übereinstimmen; daß also, wenn man auf Molanus' Voraussetz-

Digitized by Google

ungen abschließe, zu fürchten sei, daß aus zwei Kirchen nicht eine, sondern drei hervorgehn: — eine Bemerkung, die auf der Hand liegt, und die Leibnitz' Scharfsinn doch ganz entgangen war!

Bossuet (29. Sept. 1691) stimmt sofort einen höheren Ton an: er ist nicht, wie Pellisson, ein theologischer Dilettant, er vertritt sein Amt, seine Kirche. Er ist ein offener und würdiger Gegner — „Derartige Unternehmungen gelingen nicht auf einen Wurf; man macht sich nicht so rasch von seinen Vorurtheilen los. Indessen ist der Anfang immer gut. Aber, um sich nicht zu täuschen, muß man mit Bestimmtheit vernehmen, daß die Kirche zwar, nach Zeit und Gelegenheit, in Nebensachen und in der Disciplin etwas nachgeben kann, niemals aber in irgend einem Punkt der beschlossenen Doctrin; nie in einem Punkt des Tridentiner Concils (das in Bezug auf die Doctrin in Frankreich ebenso anerkannt ist wie anderwärts). — Jamais! Keine Capitulation, denn ohne Subordination wäre die Kirche nichts als un assemblage monstrueux, wo Jeder thäte, was er Lust hätte und nach Gutdünken die allgemeine Harmonie unterbräche." — Leibnitz ist betroffen, aber er gibt die Hoffnung nicht auf: „die Frage ist (29. Sept.), ob man nicht unter folgenden Bedingungen eine vorläufige Gemeinschaft der Kirchen herstellen kann: 1) den Protestanten werden einige Punkte der Disciplin nachgegeben, z. B. Abendmahl in beiden Gestalten, Priesterehe, Gebrauch des Deutschen beim Gottesdienst; 2) es werden ihnen über die streitigen Punkte, im Sinn der Exposition von Bossuet, Erläuterungen gegeben, qui font voir, du moins de l'aveu de plusieurs protestans habiles et modérés, que des doctrines prises dans ce sens, quoiqu'elles ne leur paraissent pas encore toutes entièrement véritables (wie zart ausgedrückt!), ne leur paraissent pourtant pas damnables non plus; 3) Abschaffung der schreiendsten, allgemein anerkannten Mißbräuche; 4) Entscheidung eines künftigen Concils über die noch streitigen Punkte; 5) bis dahin im Voraus Herstellung der Hierarchie und Gemeinschaft der Sacramente. — Von unserer Seite ist nun alles geschehn, wir sind an der äußersten Grenze der Nachgiebigkeit angelangt, usque ad aras, und haben das Recht zu erwarten, daß man uns entgegenkomme; wo nicht, so fällt der Tadel des Schisma ganz auf die andere Seite. — Um aber Bossuet in Stand zu setzen, das Geschäft vollständig zu übersehn, arbeitet Molanus auf der Grundlage des Abkommens von 1683 die Cogitationes privatae aus, welche Leibnitz 17. Dec. und 28. Dec. 1691 an Bossuet überschickt: die obigen fünf Punkte bilden ihren wesentlichen Inhalt.

Der Briefwechsel mit Pellisson hatte inzwischen eine andere Wendung genommen. Auf die Frage, welcher Ansicht er in Bezug auf das Abendmahl sei, hatte Leibnitz (Juni 1691) sich für die Augsburgische Confession erklärt, welche die wahre Gegenwart des Leibes und Bluts annimmt, und im Sacra-

Digitized by Google

ment etwas Geheimnißvolles findet. Das stimme am besten mit der Schrift, und er könne es auch philosophisch rechtfertigen, durch eine neue Theorie, die an Stelle der mechanischen Bewegung von Körpern (Ausdehnungen), wie sie Carteſius lehrt, ein System der Wechselwirkung von Kräften (Substanzen) stelle. (Dynamik). Er habe darüber einen Aufsatz an das Journal des Savans eingeschickt, und hoffe, den so wichtigen Gegenstand noch weiter zu begründen, der das Eigenthümliche hat, daß die abstracten Gedanken wunderbar durch die Erfahrung bestätigt werden, et qu'il y a là un beau mélange de métaphysique, de géométrie et de physique, ganz abgesehn von dem Vortheil, die Möglichkeit des Mysteriums zu erweisen. Pelliſſon ist (23. Oct.) sehr begierig darauf; die meisten seiner Freunde sind Carteſianer, er selbst aber ist neutral: „die Philosophie ist der Religion nicht wesentlich, die ganze menschliche Wissenschaft kann falsch sein, und die Religion doch wahr bleiben. Meinetwegen mag sich die Erde um die Sonne drehen, mit Josua ist doch irgend ein Wunder vorgefallen! Gott hat nicht die Absicht gehabt, uns die Physik oder Astronomie beizubringen; Substanz oder Ausdehnung, gleichviel, immer bleibt es wahr, qu'en l'Eucharistie, ou de telle sorte ou de quelque autre (man höre den Franzosen!) ce qui paraît être encore n'est plus et ce qui ne paraît plus commence à être. Ihm selber ist die aristotelische Theorie am bequemsten: denn es wäre ja lächerlich, etwas für unmöglich auszugeben; qui s'accorderait avec les principes d'une philosophie commune et reçue par toute la terre, quand même elle ne serait pas la plus véritable! (Bezaubernd!) Aber, fällt ihm ein, ich rede da wie der Blinde von den Farben. — Leibnitz setzt ihm nun seine Dynamik und seine Abweichungen von Carteſius näher auseinander (19. Nov.), nicht ganz zur Zufriedenheit Pelliſſons: denn durch seine Erklärung hebt er ja das Wunder auf und hält es daher am Ende doch nicht mit der Augsburgischen Confeſſion (30. Dec. I S. 220). Aber Leibnitz beruhigt ihn über dies Mißverständniß (18. Jan. 1692): es ist ein Unterschied zwischen Substanz und Substanz (vgl. S. 276); und daher möge sein Freund doch dafür sorgen, daß die Abhandlung endlich gedruckt werde. Auch Boſſuet lieſt sie mit Intereſſe (30. März): „in der Religion haſſe ich alle Neuerungen, in der Philosophie freue ich mich darüber; und wenn ich auf dem Lande bin und etwas Muße habe, so widme ich mit Vergnügen und Nutzen dieſen angenehmen Speculationen ein wenig Zeit. Uebrigens bin ich in Bezug auf diese Dinge ziemlich gleichgiltig. Freilich habe ich meine kleine Meinung, aber ich laſſe mich gern belehren." — Pelliſſon reicht das Manuscript (29. Juni) der Akademie der Wiſſenschaften ein; „aber (19. Octb.) sie wird sich fürchten, ein Urtheil abzugeben. Sie ist uneinig: ein Theil verdammt alles, was er nicht verſteht, die Andern, aus lächerlichem Dünkel auf ihren Ruhm, nehmen es übel, wenn man sie etwas

Digitized by Google

lehren will, was sie noch nicht wissen; eine kleine Zahl ehrlicher Leute sei dies Elend wol ein, wissen aber nicht abzuhelfen. Ich bin überzeugt, da bei neuen Entdeckungen von Gewicht nur das Publikum, das große und allg meine Publikum, wahre Gerechtigkeit ausübt, weil in der allgemeinen freie Discussion zuletzt die Stärksten, d. s. die Einsichtsvollsten den Sieg davo tragen." *)

„Aber, mein Herr! (29. Juni 1692) Frau v. Brinon, eifrig für die Reli gion und voll Liebe für Sie, tadelt mich fortwährend in Bezug auf unsr Briefe. Sie sagt, und ich glaube mit Recht, daß wir beiden uns so in di Dynamik vertieft haben, daß wir gar nicht mehr an Ihre Bekehrung denken, wa doch die Hauptsache ist." — In der That war es Zeit, wieder einmal darau zurückzukommen.

Mit der Antwort auf Molanus' Denkschrift ließ Bossuet lange warten; in der Zwischenzeit bemühte sich Leibnitz, ihn für die Ansicht zu gewinnen, daß die Reformation, wenn auch vom dogmatischen Standpunkt zu tadeln, doch in praktischer Beziehung ein Fortschritt gewesen sei. — Gleichzeitig (1688) hatten Bossuet von katholischer (Histoire des variations des églises protestantes), Seckendorf von protestantischer Seite (Commentarii lutheranismi) eine Geschichte derselben geschrieben; auf die letztere, die auf einem tiefen und gründlichen Quellenstudium beruhte, machte Leibnitz seinen Gegner aufmerksam, obgleich er einige Ausdrücke in derselben gemäßigt wünschte; Bossuet erwiderte (10. Jan. 1692) mit Selbstgefühl: ist sie wahr, so muß sie mit meiner übereinstimmen, denn ich habe nur für ausgemacht angenommen, was die Gegner selbst zugestehn; und als er sie gelesen hatte (26. Mai), fand er die chronologische Ordnung sehr langweilig, das Durcheinander der Gesichtspunkte unerträglich: in der That, die französische Schrift liest sich viel glatter. Einmal (30. März) fand er sich sogar gemüßigt, von den schamlosen Lügen Luthers und seiner Schüler zu sprechen, eine Bemerkung, die Leibnitz leider nicht rügte, obgleich er daran erinnerte, daß in der Histoire des variations zwar alles richtig, aber doch nur das für die Protestanten Nachtheilige hervorgehoben sei. In den Unterhandlungen selbst kam man nicht weiter. — Zugegeben, die Kirche sei unfehlbar, fragt Leibnitz 18. Jan. 1692: wer ist der Träger derselben? der Papst? das Concil? oder jener abstracte Begriff, den man Corpus ecclesiae nennt? — Soll das Concil die Kirche binden, so muß man doch erst darüber übereinkommen, was zu einem echten, allgemeinen Concil gehört; sonst setzt man sich der Gefahr aus, die Wahrheit zu unterdrücken. — Offenbar gefällt ihm der schneidende Ton nicht, den Bossuet im Gegensatz zum höflichen Pellisson angeschlagen hat, und wenn er damit anfängt, sich zu freuen, daß man endlich die Ufer der Bidassoa überschritten hat, um sich

*) Die Schrift ist I S. 470—83 abgedruckt; man vergleiche I S. 324.

Digitized by Google

auf die Insel der Conferenz zu begeben, so klingt das folgende doch wie bittre Ironie: On a quitté exprès toutes ces manières qui sentent la dispute, et tous ces airs de supériorité que chacun a coutume de donner à son parti; cette fierté choquante, ces expressions de l'assurance où chacun est en effet, mais dont il est inutile et même déplaisant de faire parade auprès de ceux qui n'en ont pas moins de leur part. Ces façons servent à attirer de l'applaudissement des lecteurs entêtés; et ce sont ces façons qui gâtent ordinairement les colloques, où la vanitè de plaire aux auditeurs et de paraître vainqueur l'emporte sur l'amour de la paix: mais rien n'est plus éloigné du véritable but d'une conférence pacifique. Der Vorwurf, das Schisma zu verlängern, falle nur auf diejenigen, die nicht alles thun, was in ihren Kräften steht, um es zu heben! Jetzt, ihr Herren, erklärt euch rund und nett über folgende Frage, von der alles abhängt: ist es den mit Rom vereinigten Kirchen moralisch möglich, in eine kirchliche Union mit denjenigen Kirchen zu treten, die im Princip die katholische Kirche anerkennen, und bereit sind, in die römische einzutreten, so bald ihr Gewissen über einige Entscheidungen, die sie nicht für gesetzlich halten können, beruhigt ist, und die eine Abschaffung der anerkannten Mißbräuche verlangen? — Schwer ist das Werk, aber es handelt sich, den ganzen germanischen Norden zu gewinnen; und wieviel hat man nicht ehemals den böhmischen Calixtinern nachgegeben! — Selbst Schwester Maria wird ängstlich; sie beschwört Bossuet (5. April) zu eilen und zuzugestehn was irgend angeht, denn schon werde man in Deutschland schwierig. Aber Bossuet (2. Mai) will im Punkt des Concils nichts nachgeben, an seinen dogmatischen Entscheidungen zu zweifeln, sei Ketzerei: darin tritt ihm auch Pellisson bei. — Nun verliert auch Leibnitz die Geduld. Bossuet hatte die Nothwendigkeit der Reformation dadurch zu widerlegen gesucht, daß gute Katholiken bereits die Fehler der Kirche gesehn hatten. Aber es gibt ja nichts, ruft Leibnitz 13. Juli, was die Reformation mehr rechtfertigt, que les suffrages de tant de bons auteurs, qui ont approuvé les sentimens qu'ils ont travaillé à faire revivre, lorsqu'ils étaient comme étouffés sous les épines d'une infinité de bagatelles, qui détournaient l'esprit des fidèles de la solide vertu et de la véritable théologie. Erasmus und Andere tadeln bei Luther nur die Form, in der Sache waren sie mit ihm einig. Jetzt ist die wahre Lehre von der Rechtfertigung in der römischen Kirche wieder hergestellt, dafür sind andere Mißbräuche noch mehr angeschwollen, welche das Volk von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit abwenden: die Obern der Kirche billigen sie nicht gradezu, lassen sie aber geschehn. — Soweit war man gekommen, als Bossuet 26. August 1692 seine ausführliche Gegenschrift auf die Cogitationes privatae einsandte.

Diese Antwort mußte alle Illusionen niederschlagen, denn sie lehnte in

Digitized by Google

schneidender Weise alles ab, was Leibnitz, Molanus und Spinola unter einander ausgemacht hatten. Die Diplomatie trat vor der Dogmatik zurück. Wie soll, fragte Bossuet, eine vorläufige Kircheneinigung, wenn man über die Hauptpunkte uneins ist? wie können die Protestanten den Papst als geistlichen Richter anerkennen, so lange sie mit ihm über den Glauben im Streit liegen? Mit der Union anfangen, um nachher die streitigen Punkte zu prüfen, heißt Ordnung und Vernunft auf den Kopf stellen. In Bezug auf das Tridentinische Concil könne die Kirche nicht nachgeben; wer also die Beschlüsse desselben nicht anerkennt, ist nicht blos materieller Ketzer, wie Leibnitz meint, sondern formaler d. h. halsstarriger Ketzer, und kann nicht zur Kirche gehören. Eine Einigung mit gegenseitiger Nachgiebigkeit zerstöre den Zusammenhang des Ganzen: die Lutheraner sollten sich über die dogmatischen Ideen von Molanus, die viel Lobenswerthes enthalten, einigen, und dieselben dann zur weitern Entscheidung dem Papst vorlegen. Alles Räsonniren helfe nichts, in Glaubenssachen müsse man, um klar zu sehn, die Augen schließen. Diesmal werden Sie nicht sagen, schreibt der Bischof etwas spöttisch an Leibnitz, daß der Dunst der Beredtsamkeit die Sachen verhüllt. — Die Protestanten möchten unter dem Vorwand der Einfachheit alle Geheimnisse aus dem Christenthum ausmerzen, welche sie abstract und metaphysisch nennen, und es auf „populäre Wahrheiten" zurückführen. Diese Geheimnisse sind aber die Hauptsache, und die Einfachheit besteht nur darin, die apokryphischen von den authentischen zu sondern. Dies geschieht nach einer unwandelbaren und untrüglichen Regel: hier on croyait ainsi; donc aujourd'hui il faut croire de même. Nach diesem Grundsatz hat die Kirche stets entschieden; wer sich ihren Entscheidungen nicht fügt, sagt sich vom Christenthum los. — Ist das einfach? ist das klar?

Rund und nett! antwortet Leibnitz 1. Oct.; aber auch richtig? haben die Concilien immer nur das als giltig sanctionirt, was gestern galt? bestand ihre Hauptthätigkeit nicht darin, neue Dogmen zu finden? Was gestern galt soll heute gelten; aber wie ist es mit vorgestern? Darf man immer nur das neueste canonisiren? Das ist ja der von Christus widerlegte Grundsatz der Pharisäer! — Gegen Pellisson beklagte sich Leibnitz bitter über des Bischofs Unhöflichkeit, da sie doch immer in so guten Formen verkehrt. — Es thut mir herzlich leid, antwortet Bossuet 27. Dec., ich schätze Leibnitz als Geometer, Mediciner u. s. w. außerordentlich hoch; aber er hat mir eine bestimmte Frage vorgelegt, und ich mußte ihm eine bestimmte Antwort geben, nach Einsicht und Gewissen: wenn er sich dem Concil nicht unterwirft, so ist er ein halsstarriger Ketzer. Jede beschönigende Ausflucht wäre unser beider unwürdig gewesen. — Uebrigens ist ja noch nichts verloren: eure Principien sind ganz richtig; zieht die richtigen Folgerungen daraus, und ihr seid katholisch. —

Dem französischen Prälaten lag nichts daran, die theologische Frage auf

Digitized by Google

das politische Gebiet zu leiten, um die Einheit Deutschlands zu finden; andrerseits hatte sich der Eifer Ernst August's merklich abgekühlt: die Einwilligung des Kaisers für seine Kurwürde hatte er in der Tasche, der Widerstand ging jetzt von den Fürsten aus, und diesen hätte er sich durch katholische Neigungen nicht empfohlen; das Friedenswerk konnte gelassener getrieben werden. Bossuets schneidender Ton hatte Leibnitz ernstlich aufgebracht; der Vermittler Pellisson starb 7. Febr. 1693, wie seine Feinde ausſprengten, ungläubig:

Paul Pellisson	Mais pauvre et politique
Est mort en philosophe;	Il chercha du credit;
Il était de l'étoffe	Pour en avoir
Dont on fait les bons.	Il se fit catholique,
Beaucoup d' esprit,	Et la fin la fait voir: —

Eine Verleumdung, die Bossuet nach Kräften abwehrte, und der auch Leibnitz keinen Glauben zu schenken versicherte. — Leibnitz! Löve-Nix (Glaube nichts!) nannten ihn die Hannoveraner, weil er nicht das Abendmahl besuchte. — Er fand jetzt einen dritten Gegner, den Abbé Pirot von der Sorbonne, der schon November 1691 entschlossen war, mit ihm über das Tridentiner Concil anzubinden, und diesen Vorsatz Juni 1692 in einem umfangreichen Werk ausführte (ein Auszug daraus I. S. 369—378), welches sich hauptsächlich den Zweck setzte, nachzuweisen, daß die dogmatischen Beschlüsse dieses Concils auch von der gallicanischen Kirche einstimmig anerkannt seien. Leibnitz schickte seine Entgegnung (I. 380—410) 5. Juni 1693 an Bossuet; sie enthielt vortreffliche kirchenhistorische Studien, deren praktisches Resultat folgendes ist: das Concil hat eine Reihe von Lehrsätzen festgestellt, die vor ihm im Westen (diese Unterscheidung der römischen Kirche als einer Sonderkirche im Gegensatz zur alten allgemeinen, die auch den Osten umfaßt, wird von Leibnitz auch später stets hervorgehoben) zwar angenommen waren, aber doch nicht als Glaubensnorm galten! grade deshalb sollten beide Parteien Anstand nehmen, ihnen beizutreten. Nous n' avons peut-être que trop de prétendues définitions en matière de foi, on devait se tenir à la tradition et à l' antiquité, sans prétendre de savoir et d' enjoindre aux autres, sous peine de damnation, des articles dont l'église s'était passée depuis tant de siècles. Pourquoi rendre le joug des fidèles plus pesant, et la réconciliation avec les protestans plus difficile? — Pirot, sagt Bossuet in einer langen Auseinandersetzung (I. 414—431) hat viel unnütze Gelehrsamkeit entwickelt; ob man das Concil annehmen soll oder nicht, das kommt gar nicht in Frage: es ist von der katholischen Kirche bereits angenommen. Macht man das zweifelhaft, so wird der ganze Grund der katholischen Kirche zweifelhaft. „Aber wie könnt ihr voraussetzen, daß ihr allein die katholische Kirche seid?" Allerdings setzen wir es voraus; anderwärts haben wir es bewiesen;

Digitized by Google

hier genügt aber die Voraussetzung: denn wir haben es mit Leuten zu thun, die zu uns kommen wollen, denen wir also die Bedingungen mittheilen, unter welchen ihnen der Eintritt verstattet ist. Es ist absurd, sich einigen zu wollen, ohne ein Princip festzustellen; das einzige solide Princip aber ist, daß die Kirche nicht irren kann, daß sie also auch in Trient nicht geirrt hat. — Abstellung von Mißbräuchen, Besserung der Disciplin, das alles ist recht gut, aber es kann nur auf Grundlage des anerkannten Concils geschehn. Sein Sie versichert, mein Herr; (15. Aug. 1693), daß man davon niemals abgehn wird; ich könnte auf die Briefe, die Sie Sich die Mühe gegeben haben, mir zu schreiben, noch manches sagen, mais il faut donner des bornes à ces disputes, quand les choses en sont venues à un certain point d'éclaircissement.

Das war denn doch auch für Leibnitz' Geduld zu viel. In seiner Antwort bemühte er sich nicht mehr, seine Verstimmung zu verhehlen (23. Octbr.). „Solche Voraussetzungen sind stark! Man ist ja von eurer Seite (Spinola) zuerst zu uns gekommen; wir konnten nur so weit gehn als unser Gewissen verstattet. Wenn ihr die Mißbräuche für gleichgiltig haltet, so sind wir ganz und gar nicht dieser Ansicht; und man kann einer Kirche nicht beitreten, in welcher verderbliche, dem Wesen der Frömmigkeit nachtheilige Mißbräuche zum öffentlichen Aergerniß gestattet sind. — Noch stärker spricht er sich gegen Schwester Maria aus: vos Messieurs exigent de nous la profession de certaines opinions que nous ne trouvons ni dans la raison, ni dans l'Ecriture sainte. Les sentimens ne sont point arbitraires: quand je le voudrais, je ne saurais donner une telle déclaration sans mentir. Er versichert, daß man nur für sich Freiheit verlange; die Altkatholiken möchten ruhig bei ihren Mißbräuchen bleiben; gehe man aber auch darauf nicht ein, so gebe es keinen andern Weg.

Bossuet war der Sache schon lange überdrüssig; aber die Frauen ließen ihn nicht so leicht los. Schwester Maria forderte ihn 5. August 1693 auf, sich unmittelbar an die Herzogin zu wenden, denn sie werde an Leibnitz' Aufrichtigkeit irre; dann (5. Nov.) schöpft sie wieder neue Hoffnung: der edle Prälat solle doch sein Leben mit einem so großen Werk krönen; der Papst wolle es, die lustige Aebtissin habe ihr ganzes Gemüth daran gesetzt. Vos grandes princesses m'excuseront! schreibt er einmal ungeduldig. Leibnitz versucht noch einigemale anzuknüpfen, hauptsächlich in Bezug auf seine Dynamik und deren Verbreitung in Frankreich (3. u. 12. Juli 1694); Molanus schickt ihm (18. Juli) eine neue, sehr ausführliche Entgegnung; aber mit Ausnahme eines kurzen Zettels (12. Aug. 1694), der nur auf die Dynamik eingeht (in diesem Punkt war er, obgleich angeblicher Cartesianer, ganz gleichgiltig), läßt Bossuet nichts von sich hören. Leibnitz legt seine alten Ueberzeugungen, die mit Spinola übereinkommen, in einer neuen Denkschrift nieder (II S. 1—21); da-

Digitized by Google

mit ist der erste Theil der Verhandlungen geschlossen, und eine mehrjährige Pause tritt ein. Die Wiederaufnahme und den Schluß derselben berichten wir im nächsten Heft.

Julian Schmidt.

Bilder aus Altbayern.*)

1.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, was es ist, daß uns Norddeutsche der Charakter des Altbayern trotz vielfacher achtungswerther Züge eher abstößt als anzieht, so finden wir bei genauerem Zusehn den Hauptgrund darin, daß hier der sociale Schwerpunkt mehr im Bauernthum als im Bürgerthum liegt, während in den Gegenden, welche für Norddeutschland den Ton angeben, und ebenso in vielen Strichen des übrigbleibenden Südens, namentlich in dem fränkischen und alemannischen, das Umgekehrte der Fall ist. Der Bayer im engeren Sinne ist vorwiegend ein Bauer in der guten wie in der übeln Bedeutung des Wortes, und er hat so, abgesehn von seinem Katholicismus und dem, was seine Heimath als ein Hochland bedingt, weit mehr Aehnlichkeit mit dem Schleswig-Holsteiner, dem Mecklenburger und dem Pommern als mit andern süddeutschen Verwandten von uns.

Im Uebrigen gilt, was schon vor dreihundert Jahren Vater Aventin von den Bayern sagte: „Das bayerische Volk — gemeiniglich davon zu reden — ist schlecht und gerecht, läuft gern Kirchfahrten, hat auch viel Kirchfahrt legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh denn auf die Kriege, bleibt gern daheim, reist nicht viel aus in fremde Lande, trinkt sehr, hat viel Kinder, ist etwas unfreundlich und einmüthig (geradezu), treibt wenig Hanthierung Es achtet nicht der Kaufmannschaft und kommen auch die Kaufleute nicht viel zu ihm. Große und überflüssige Hochzeiten, Todtenmahle und Kirchtage haben ist ehrlich und unsträflich, gereicht keinem zum Nachtheil" u. s. w.

*) Wir folgen in diesen Schilderungen auszugsweise zum Theil den Abhandlungen Dahns in der von ihm und Riehl herausgegebnen „Bavaria", deren ersten Halbband wir im vorigen Heft angezeigt haben, zum Theil Ludwig Steubs anmuthigem Reisebuch „Das bayerische Hochland" (gleich dem erstgenannten zu München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung erschienen). Letzteres ist nicht blos als vortrefflicher Reiseführer, sondern auch seines gesunden und liebenswürdigen Humors wegen zu empfehlen.

Das Volk auf dem Lande und in den Kleinstädten ist schlicht und gerecht; Es weiß wenig von der großen Welt und ihren Tücken, aber freilich auch — namentlich im Unterland — manches andere nicht, was es wissen sollte. Es fehlt ihm „meist jede Anmuth und der Reiz gewinnender Menschlichkeit". „Unfreundlich und einmüthig, wie zu Aventins Zeiten sieht sich der Stamm noch heutzutage an." (So Steub, der dies als Nachwirkung der vielen Kriege erklärt, welche das Land verwüstet — eine nicht sehr glückliche Vertheidigung. Sachsen hat mindestens zehnmal so viele große Schlachtfelder aufzuweisen, als Südbayern, und doch gilt der Sachse für den artigsten der Deutschen.) Die Gabe der Rede ist selten; wer einen einfachen Rechtshandel halbwegs verständlich darzustellen weiß, gilt schon für einen Sprecher. An Sinn für Gerechtigkeit mangelt es nicht; obwol man mitunter gern streitet, hört man doch auf vernünftiges Zureden, doch scheinen die Beamten in den Kanzleien zur Oeffnung etwaiger blöder Augen diesem milden Mittel häufiger als billig das Brecheisen der Grobheit vorzuziehn. Wo der Bauer nicht geradezu und derb sein kann, ist er schüchtern und unbehilflich; doch läßt er sich zwar hudeln und hunzen, wenn es sein muß, aber er kriecht und heuchelt nicht. Schmeichler, Schwätzer und Aufschneider kommen sehr sparsam vor. In Geldsachen ist der bayerische Bauer anständig: er gibt zwar nicht gern, hebt aber auch nicht, wie der Schweizer, nach jedem müheloſen Dienstchen bettelnd die Hand auf. Bereitwillig leistet er Hilfe bei Unglücksfällen der Nachbarn. Der häusliche Umgang zeigt selten Zartsinn, das Alter genießt wenig Achtung, es „ist ja zu nichts mehr nütze".

Daß das bayerische Volk einst nicht viel vom Kriege hielt, war damals, in der Zeit der gemietheten Landsknechte, ein gutes Zeichen. Was es jetzt nach Rom und Neapel lieferte, ist wol nur Kehricht der Städtebevölkerung. An kriegerischer Tüchtigkeit fehlt es ihm nicht. Die Altbayern zeigten sich mit Ehren auf manchem Schlachtfeld, und die jungen Bursche sind jetzt noch durchweg gern „bei der Militär". Namentlich im Oberland gibt sich die Freude am Soldatenhandwerk vielfach durch Veteranenvereine kund, die sich jährlich eine Messe lesen lassen und dann ein fröhliches Mahl begehn am „Soldatentisch", über welchem in gläsernem Kästchen das Handwerkszeichen, eine in Ammergau geschnitzte Gruppe von Hauptmann, Fahnenjunker, Tambour und Gemeinen schwebt. Leider nur, daß die Sehnsucht nach kriegerischen Lorbeern gelegentlich am unrechten Orte, im Heimathsdörfchen ausbricht und mit Schlagring und Messer blutige Striche durch diese grüne Idylle zieht. Ist anzuerkennen, daß die Wirthshausraufereien an vielen Orten außer Gebrauch gekommen sind und an allen abnehmen, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Stamm, oder vielmehr dessen Nachtseite zur Zeit noch einen Hang zu rohen und wilden Verbrechen an den Tag legt.

Digitized by Google

„Alles zusammengenommen," sagt Steub sehr richtig, „scheint es sich zu bestätigen, daß die ländlichen Tugenden, mit denen uns die Poeten so lange Zeit am Narrenseil herumgeführt, sich eigentlich in den Städten finden. Es ist fast zu vermuthen, und in manchen lebt schon jetzt die Ueberzeugung, daß man am Ende, wenn die Studien geschlossen sind, den verhältnißmäßig besten Menschen im Mittelstande auffinden wird, im gebildeten Mittelstande, wo, wenn nicht überflüssiger Reichthum zu Müssiggang und Ueppigkeit führt, eine würdige Arbeit die Kräfte stählt, ein feiner Sinn für Sitte und Ehre sich ausbildet und die Tugenden des Hauses blühen, das die Muse gerne verschönert."

Das Schulwesen in Altbayern ist äußerlich gut organisirt, aber die Früchte wollen nicht recht gedeihen. Die jungen Bajuvaren lernen etwas schreiben und rechnen, aber die Hauptsache ist der Religionsunterricht. Man lehrt sie in sieben Tempo die heiligen Sacramente und die Todsünden hersagen und alle Fragen des Katechismus fertig beantworten. Als Paradepferd werden bei den Prüfungen auch etliche Seiten bayerische Geschichte vorgeführt. Das Rädchen schnurrt lustig ab, wie es im Buche steht, aber von dem Sinn haben die Kinder keine Ahnung. Freude an den erworbenen Kentnissen zu erregen, Einsicht in deren Bedeutung zu schaffen, wird weder erstrebt noch auch verstanden. Sowie die Schuljahre daher vorüber, sind ist das erste Geschäft sich das Gelernte aus dem Kopfe zu schlagen. Es gibt viele Landleute, die nur noch ihren Namen schreiben und nur zur Noth noch lesen können. Indeß haben die letzten Jahre und namentlich das Jahr achtundvierzig auch hier anregend gewirkt. Der verständige Landmann hat eingesehn, daß ihm Wichtiges mangelt. Er kümmert sich um die Fragen der Zeit, liest hie und da selbst die Zeitung und wird zusehends gescheidter. Bei den Wahlen zum letzten Landtag, wo es den Sturz des Ministeriums Pfordten-Reigersberg galt, trat er plötzlich in einer Vollzähligkeit auf den Kampfplatz wie nie zuvor. Die meisten wußten auch, worum es sich handelte oder trafen doch sonst in ihres Gefühls dunklem Drange die rechten Männer. Im letzten Frühling waren sie auch plötzlich alle in die Höhe, als die Oestreicher nach Italien durchmarschirten. „Ihrem kurzsichtigen Auge war der ganze Streit nichts anderes als ein Kampf der Deutschen gegen die Welschen. Darum alle Liebe und jedes Opfer für die Gladiatoren, die vorüberzogen mit einem morituri te salutant. Nachher schüttelten sie freilich die Köpfe." Früher spendete der Bauer manchen Kreuzer sogar für das ferne Schleswig-Holstein. Jetzt denkt man nicht mehr an die Sache der Herzogthümer, um sich nicht schämen zu müssen, und insofern war es sehr überflüssig, daß später die bayerische Polizei alle Sammlungen für die unglücklichen Brüder verbot.

Einige Beispiele der Art, wie man hier zu Lande politisirt, gibt Steub,

Digitized by Google

wo er eines Abends im Herrenstübchen des Wirthshauses zu Gmund gedenkt. „Man will wissen, daß sich unter den Bauern schon Parteien bilden, und daß sie ihre Journale genau nach ihrer Farbe auswählen.“ „Es soll sich im Gebirge kaum eine Postexpedition finden, die nicht ihre dreißig Nummern und oft mehr an bäuerliche Abonnenten spedirt. Vor dem Jahre achtundvierzig, sagte der Wirth zu H., hab' ich gar nicht gewußt, daß wir einen Staat haben. Hab' immer gemeint, was wir Bauern zahlen, schiebt der König in seine Truhe und zahlt wieder aus davon was sein muß. Damals aber haben sie mich in den Prüfungsausschuß für die Steuern genommen, und da hab' ich öfter nachdenken müssen, und der Rentbeamte hat mir auch ein Licht aufgezündet, so daß ich jetzt allmälig mich durchfinde.“ — Für die in den italienischen Krieg ziehenden Oestreicher interessirte man sich lebhaft. Das praktische Wohlwollen der Städte ist bekannt, was aber manches stille Durchzugsdörflein an Eiern und Schmalznudeln, Käse, Wurst und Bier geopfert, ruht für die große Welt noch in tiefem Dunkel, welches erst die bayerische Geschichte aufhellen wird. Weitaus die meisten Männer brannten im Namen des deutschen Vaterlandes (welches beiläufig mit der östreichischen Politik nichts gemein hat) für einen titanischen Sturm mit Oestreich gegen den Bonaparte. Die Stimmung der Frauen dagegen hatte mehr eine preußische Lasur. „Wenn diese zwei Kaiser,“ sagte die Wirthin von S., „etwas mit einander haben, so sollen sie es selbst ausmachen — zu zweien mit dem Schlagring oder mit dem Messer oder wie sie wollen. Aber daß wir unsre Kinder dazu hergeben sollen und unser Geld, und zuletzt das Gewerbe stillsteht und der Bettel zu allen Fenstern hereinschaut, das ist doch ein Unsinn.“ Im Herrenstübchen zu Gmund aber trauerte fast jedermann über den jetzigen Zustand des deutschen Vaterlandes, und daß eigentlich gar niemand wisse, wie ihm ohne „Nationalunglück“ zu helfen sei.

„Mit Deutschland, sagte eine Stimme, geht es grade wie mit den Löschanstalten in den deutschen Reichshauptstädten. So lange es brennt und der Himmel feuerroth ist, lärmt das Publikum wie besessen und schreit: das Ding muß morgen schon besser werden. Sobald aber die Brandstätte zu rauchen aufhört, sprechen die Weisen: Seht ihr denn nicht, daß die Wasserkästen leck, daß die Schläuche zerrissen sind, daß die Gewinde nicht in einander passen und den Spritzen die nöthige Triebkraft fehlt? Wer wird jetzt die namenlosen Opfer bringen wollen, um dies Alles zurecht zu machen? Warten wir lieber auf ein größeres Unglück — möglich, daß es dann etwas leichter geht.“ — „Das ist (sagt Steub dazu) alles sehr tief gedacht, und nur zu befürchten, es könnten, wenn die Vernünftigen nichts vermögen, am Ende gar die Unvernünftigen die Sache in die Hand nehmen wollen.“

Die Meinungen über Oestreich waren an jenem Abend im Herrenstübchen

Digitized by Google

zu Gmund nicht günstig, und sie werden jetzt schwerlich günstiger sein. Im Allgemeinen stellte man die kurze, aber populäre Behauptung auf: „In Oestreich ist—kis!“ — „Ob man aber damit den Grafen Grünne, die schlechte Führung im letzten Kriege, die nachlässige Verpflegung des Heeres, den Unkummer um die Verwundeten, die furchtbaren Unterschleife, die traurige Finanzlage, den bedauerlichen Stand der Nationalen, die große Steuerlast, das Concordat, die Klagen der Protestanten, den unzureichenden Zustand der Schulen, den Mangel an Preß- und andern Freiheiten, den Abgang der Volksvertretung, das verunglückte Gemeindegesetz, die sehr unzulängliche Bureaukratie, die Seltenheit genialer Köpfe, die weitverbreitete Verstimmung und Hoffnungslosigkeit, die ungarischen Verhältnisse, die slawischen Zustände, die italienischen Wirren — oder was man immer mit jener Phrase ausdrücken will, meint, ich weiß es nicht. Preußen dagegen scheint stellenweise an Ansehn zu gewinnen. Ein Landkaplan sprach hier das auffallende Wort: wir müssen jetzt mit Preußen gehn! — Ja aber, versetzte der Wirth, wenn einer stehn bleibt, kannst ja nicht mit ihm gehn!“

Steub meint, „wenn Preußen den Wink, den ihm der Wirth von Gmund gegeben, beachten wollte, würde ihm wol noch manches desperate deutsche Seelchen zufliegen. Sein Manteuffel-Westphalen würden wir am Ende noch ebenso leicht vergessen, als wir die Pfordten-Reigersberg aus unsern constitutionellen Erinnerungen streichen; aber nach so langen Lehrjahren erwarten wir von der norddeutschen Großmacht allmälig auch ein Meisterstück, welches uns möglichst hinreißen, wenn nicht bezaubern soll.“

Wir meinen, der Herr Wirth hätte nicht ganz Unrecht, wenn man in Berlin wüßte, daß man allenthalben im deutschen Volk, statt sich der Desperation zu überlassen, die Hände zu rühren geneigt wäre, um den Bundestag zu überzeugen, daß es Zeit sei, sich die Meinung des Landkaplans im Herrenstübchen zu Gmund anzueignen.

„Bleibt gern daheim und achtet nicht der Kaufmannschaft,“ sagt Aventin ferner, und das ist auch sehr wahr. Während der Tiroler mit Kanarienvögeln, Handschuhen, Teppichen und Alpenliedern hausirend die Welt durchzieht, ist der altgermanische Wandertrieb in Bayern nur durch die Flösser und Schiffer einiger Dörfer vertreten, welche den Inn und die Donau befahren. Dazu kommen, durch das wachsende Verlangen der Völker nach bayerischem Gerstensaft weggelockt, einige Braumeister, und in den letzten Jahrzehnten hat auch Amerika seine Anziehungskraft hier geltend gemacht.

„Trinkt sehr“ ist eine Aussage, die jetzt nur vom altbayerischen Städter fast allgemein gilt. Der Landmann lebt in der Woche mäßig, von Mehlspeisen und Pflanzenkost, Milch und Wasser. In den meisten Strichen kommt nur in den fünf heiligen Zeiten: Fastnacht, Ostern, Pfingsten, Kirchweih und

Digitized by Google

Weihnachten und sonst nur bei besondern Gelegenheiten, Hochzeitsschmäusen und Kindelmahlen, Fleisch und Bier auf den Tisch. Doch ist es nicht ungebräuchlich, sich des Sonntags in der Schenke ein Räuschchen zu holen. Manche Charaktere gibt es auch, die sich absichtlich mehre Wochen des Nationalgetränkes ganz enthalten, dann aber einmal von Weib und Kind Abschied nehmen, um etliche Tage ohne Unterbrechung im Wirthshaus zu verleben: Sie bleiben da auch die Nächte hindurch, thun am Schlusse einen langen tiefen Schlaf und kehren, wie von einer Badekur, neugestärkt wieder in den Schooß ihrer Familien zurück. Der Genuß des Branntweins ist nur im Innthal, wo auch am meisten Fleisch genossen wird, in verderblicher Weise verbreitet; anderwärts kennt ihn der Bauer nur als besonderes Labsal und als eine Art von Arznei. Der Kaffee ist fast nur im Lechrain regelmäßiges Morgengericht. In den übrigen Strichen gibt es früh auf dem Tisch eine Milch- oder Brodsuppe oder ein Hafermus. Dann folgt gegen 9 Uhr, in manchen Gegenden nur in den Zeiten schwerer Arbeit, ein zweiter Imbiß aus Brot und Milch oder Kartoffeln, wozu einige gekochtes Dürrobst, andere einen Trunk Halbbier, „Hainzl" genannt, reichen. Die Mittagskost, am einfachsten im Lechrain und im Ampergau, am fettesten und reichsten im Innthal und im Isarland, besteht aus einer dicken Suppe, grünen und trocknen Gemüsen, Erdäpfeln, „Schlotter" (gestockter Milch) und einer Auswahl von gebacknen und geschmorten Kücheln, Nudeln, Knödeln und Krapfen, welche, meist im Winter aufgezogen, im Sommer gebacken, den Stolz der Küche in ganz Altbayern ausmachen.

Die Vorliebe für Wallfahrten, Hochzeiten und Todtenmahle ist noch dieselbe wie zu Aventins Zeiten — ist doch in Betreff der ersten die Religion noch dieselbe. Der Bauer liebt den Schall und die Pracht: Processionen mit goldgestickten Fahnen, schönen Chorgesang und Böllerkrachen, Hochämter mit Trompeten und Pauken. Die Kirche bietet ihm Oper und Ballet, in Oberammergau auch das Rührdrama. Er kennt nur kirchliche Festlichkeiten; selbst die mitunter unmäßigen Tafelfreuden bei Hochzeiten und Taufen sind nur eine Fortsetzung des Gottesdienstes, und auf der Kirchweih tanzt er eben auch nur im Dienst und zu Ehren der Kirche. Um Dogmatik kümmert er sich weniger als man im Allgemeinen annimmt. Die Wonne, welche die Gebildeten zu München an den Tag legten, als der Schöpfer durch die Kirche seine Ansicht von der unbefleckten Empfängniß kund gegeben, hat er schwerlich verstanden.

Große und überflüssige Hochzeiten zu halten gilt noch heute für ehrlich und unsträflich. Im wohlhabenden Innthale kommen bisweilen (beiläufig ganz wie in Ostschleswig) zu solchen Ehrentagen an dritthalbhundert Gäste. Dies gereicht, wie Aventin richtig bemerkt, keinem zu besonderem Nachtheil, da jeder Gast seine Zeche zu bezahlen hat.

Digitized by Google

Uebrigens herrscht in den meisten Beziehungen ein großer Unterschied zwischen dem Altbayer des Gebirgs und dem der Ebne. Ersterer hat, was die allgemeine Physiognomie des Volks betrifft, vor letzterem mancherlei voraus. Schon seine Gestalt ist größer und schlanker. Das Landgericht Tölz liefert dem Heere die größten Rekruten, und auch die andern gebirgischen Bezirke des Osterlandes haben in dieser Hinsicht einen weiten Vorsprung vor den nördlichen Landgerichten. Die Gesichtsfarbe ist bei den meisten jungen Leuten kräftig und blühend. Das unschöne Geschlecht stellt sich aber durchschnittlich wohlgebildeter dar, als das sogenannte schöne. Ein weniger erfreulicher Gegensatz des Gebirgs zum Flachland ist, daß Kröpfe und Blödsinn dort häufiger als hier sind.

Ferner hat der Hochländer mehr Geschmack und Phantasie als sein Nachbar in der Ebne. Seine Tracht ist malerischer, sein Haus hübscher, er ist ein Liebhaber der Musik, Dichter von Schnadahüpfln und sogar Schauspieler. Er ist sodann im Vergleich mit jenem freundlich und umgänglich. Noch gibt es Wirthe und Großbauern, die ihrer Grobheit halber berühmt sind, aber die jungen Leute sind so ziemlich aus dem Rohesten herausgearbeitet. Der Schulunterricht schlägt besser an als in der Fläche drunten, und in mehr als einer Gemeinde finden sich jetzt Leute, die das Gemeindegesetz und Aehnliches im Kopf und etliche Bücher auf dem Sims haben, ja sogar eine Zeitung halten. Wo Ackerbau getrieben wird, kennt man Dreschmaschinen und Drains, und selbst die Wunderkraft, die in der Gülle waltet, ist hier kein Geheimniß mehr, während sie dem Bauer des Flachlandes meist noch verborgen blieb. Die Bereitung des Käse geht, durch fernher aus der Schweiz verschriebene Künstler dieses Fachs gefördert, mit großen Schritten der Vollendung entgegen, und in manchem Stall trifft man Rinder edler Racen.

Auch die Sitten sind im Oberland besser als im Flachland. Diebstahl und Betrug kommen sehr selten, Processe nicht häufig vor. In andrer Richtung, namentlich was geschlechtliche Genüsse betrifft, wird der Moralist manches nicht in der Ordnung finden. Indeß wird, was hier mit dem heißen Blut der Jugend entschuldigt zu werden pflegt, auch anderwärts auf dem Lande nicht eben allzu hart verurtheilt.

Von der Volkstracht und dem Häuserbau wollen wir etwas ausführlicher handeln. In Betreff der Männertrachten ist zu bemerken, daß eine den Ausschlag gibt und alle andern zu verschlingen droht. Dies ist die graue oder graubraune Joppe mit dem grünen Spitzhut. Ihr Geburtsland ist die Gegend um Mießbach und Tegernsee. Doch ist sie auch dorthin erst seit Menschengedenken gekommen, und zwar aus dem tiroler Zillerthal oder aus den Kreisen der Duxer Hirten. Wegen ihrer Einfachheit, die ein gewisses flottes Aussehn nicht ausschließt, verschaffte sie sich bei Reich und Arm schnell

Digitized by Google

Anerkennung, so daß sie jetzt nicht allein die Landleute, sondern auch die feinen Städter, Maler, Kupferstecher, Staatsdienstaspiranten und andere Würdenträger, ja selbst norddeutsche Reisende von Distinction, berliner Geheimräthe und hamburger Bankiers zu bekleiden die Ehre hat. Wenn wir die Joppe als bayerisches Gewächs bezeichneten, so geschah es, weil sie auf bayerischem Boden erst mit den Knöpfen und dem grünen Kragen ihre volle menschenwürdige Ausbildung erhielt. Kochlerjoppe aber heißt sie erst seit wenigen Jahren von einem Schneider zu Kochel, der sie besonders billig fertigt und in großen Ladungen nach München verkauft. Außer dieser Tracht gab es in den einzelnen Thalschaften noch manche andere hübsche Gewandung, wie sich denn z. B. die Jachenauer in grüne, etwas altväterlich geschnittne Röcke mit gelbausgenähten Knopflöchern kleideten und dazu einen niedrigen grünen Hut mit breiter Krempe und grünen Seidenbändern aufsetzten. Jetzt ist diese Tracht ganz verschwunden und neben ihr fast alles Aehnliche. Immer noch hält sich dagegen der alte Brauch, die Westen mit Silbermünzen statt der Knöpfe zu besetzen, eine landesthümliche Art, die Sparpfennige unverzinslich anzulegen, die als europäisches Seitenstück zu dem Brauch der arabischen Frauen im gelobten Lande gelten mag, sich die Stirn mit einer wurstartigen Wulst von Silberstücken einzurahmen.

Die weibliche Tracht war bis vor Kurzem im Hauptland, um Tegernsee und Miesbach, ungewöhnlich garstig. Sie hatte in den zwanziger Jahren Griffe in die städtischen Moden gethan, die von sehr wenig Geschmack zeugten. Sehr richtig bemerkt Steub, daß die Tracht des Landvolkes in der Regel nichts anderes als eine veraltete städtische ist. „Die Bauerntracht ist wie die Aloë, die nur alle hundert Jahre blüht, der Bauer und die Bäuerin häuten sich selten früher als nach der dritten oder vierten Generation. Vieles Schöne, was die wechselnde Mode den Städtern bringt, geht wieder dahin, ohne daß vom Lande her ein Auge darauf geworfen wird — manche Erscheinung aber, die grade in die Zeit fällt, wo das Volk der Dörfer nach einem neuen Schnitte lechzt, hält sich wieder mehre Menschenalter.“ So hatten denn auch die Frauen und Mädchen von Tegernsee und Umgegend vermuthlich von der höchstseligen Königin Caroline und ihren Hofdamen vor vier Jahrzehnten die kurze Taille und den knappen Rock angenommen, welcher letztere, von ihrem Geschmack noch verengert, sie wie eine dünne Röhre einschloß. Dazu kamen später die weitbauschigen Armpluderhosen der sogenannten Gigotärmel und ein schmalgekremptes grünes Hütchen, welches letztere aber wegen der ihm einwohnenden Ueppigkeit aus der Kirche verbannt war und für den Gang dahin mit der „Pechhaube“, einer schwarzwollnen, dicht über den Kopf gegossnen Halbkugel von sehr sittsamer Gemüthsverfassung, aber sehr abscheulicher Gestalt vertauscht wurde. Damit war die vollständige Libellenform ge-

Digitized by Google

geben. Es sah für Menschenkinder sehr plump aus, aber dennoch dachte man bei dem engen magern Leibstück und den ungeheuern flügelartigen Aermeln unwillkürlich, daß das Ding eigentlich zum Fliegen bestimmt sei. Jetzt hat sich das wesentlich gebessert: die Röcke sind weiter, kürzer und faltenreicher geworden, das bürgerliche Mieder eingeführt, die Pluderärmel auf ein bescheideneres Maß von Weite beschränkt, und auf dem Kopfe prangt — sogar in der Kirche — unbehelligt der grüne früher excommunicirte Spitzhut mit seiner Goldschnur und seinem Blumenstrauß. Zieht man hier zu den Kleidern helle Farben vor, so finden wir unten im Innthal eine starke Vorliebe für dunkle, und der schlanke lustig grüne Spitzhut macht hier einem niedrigen, breitkrempigen, schwarzlackirten Hut, das grelle Roth und Weiß, Gelb und Himmelblau der Röcke matronenhaft ernsten Schattirungen und der schwarzen Seidenschürze der Städterinnen Platz.

Das altbayerische Haus erinnert mit seinen bunten Farben und seinem mannichfachen Schnörkelwerk stark an den Rococogeschmack des siebzehnten Jahrhunderts, der sich auch in den Kirchen sehr deutlich ausprägt, sich aber nach dem Gegensatz von Gebirg und Ebne in verschiedenen Formen kundgibt. Das Haus des Flachlandes ist vorwiegend ein Stein-, Ziegel- oder Lehmbau, in der Regel einstöckig und mit einem hohen Giebeldach versehn. Das Haus des Gebirges dagegen ist dasselbe, wie es allenthalben in den rhätischen Alpen vorkommt: ursprünglich ein bloßer Holzbau, jetzt fast überall unten von Stein, hat es mehre Stockwerke und ein nur wenig geneigtes Dach, welches mit schweren Steinen belegt ist, um die Bretter, welche die Ziegel ersetzen, vor der fortreißenden Gewalt der Winterstürme zu bewahren. Von dem Roßkopf (der beiläufig auch die Firstenden des holsteinischen und westphälischen Bauernhauses schmückt), oder dem Posaunenengel am obersten Bret des Giebels bis zu dem ausgeschnittenen Herz und Kelch der Scheunenwand ist allerwärts viel zimmermännische Kunst daran verwendet, und in Betreff der Vorliebe für schreiende Farben übertrifft der Altbayer des Gebirgs selbst den hierin besonders starken Bruderstamm zwischen Elbe und Schlei. Das charakteristische Merkmal des Berghauses aber ist die Laube oder der Soler (Söller), eine Galerie, die mit ihrem malerischen Geländer im oberen Stock um das ganze Gebäude herumläuft. Natürlich trifft man auch Uebergänge und Vermischungen beider Baustilarten, und von selbst versteht sich, daß Brände und hohe Kornpreise Neubauten herbeiführen, bei denen städtische Muster nachgeahmt werden. Indeß sind das doch nur Ausnahmen, und selbst wo der reich gewordene Bauer sich ein schönes Steinhaus hinstellt mit vielen spiegelnden Fenstern und grünen Laden, läßt er in der Regel wenigstens die alte Laube anbringen.

Das Erdgeschoß eines Berghauses alter Art besteht aus Küche, Stube und

Digitized by Google

Stall, etwa mit noch einem Seitenstübchen. Der obere Stock enthält die „Kammer", d. h. das Prunk- und Schlafgemach des Hausvaters und seines Weibes, und die Nebenkammern für Kinder und Gesinde. Der hintere Theil des Gebäudes umfaßt unten die Tenne und die Ställe, oben die Räume für den Erntesegen. Die Stube ist meist ganz getäfelt, die Decke von Fachwerk. Um die Wände wie um den Ofen laufen Holzbänke, über denen sich eingemauerte Schränke befinden. In der einen Ecke steht der Tisch. Darüber hängt an der Wand, umgeben von zahlreichen Heiligenbildern, Täfelchen und Blumensträußen ein Crucifix. Nicht selten auch schwebt ein „heiliger Geist", eine aus gefaltetem Papier gebrochne Taube, an einer Schnur über der Mitte des Tisches. Vielfach schmückt eine schwarzwälder Kukuksuhr die Stube. Neben der Thür, an welcher das Handtuch auf Rollen ausgespannt ist, und über der man das Zeichen der drei Könige † C. † M. † B. und die Jahreszahl mit Kreide angeschrieben findet, ist der Weihbrunnkessel angebracht. Um den Tisch stehn altväterliche dreibeinige Stühle. Neben dem Ofen bietet die „Ofenbruck" Kranken für die Winterszeit ein Lager. Der Raum unter diesem Möbel ist gewöhnlich dem Hühnervolk angewiesen. Unter der Ofenbank wird das Pfannenbret aufbewahrt, auch hängt dort an einer Kette der eiserne Schuhlöffel. Auf dem Fensterbret steht die „Bütsche", eine hölzerne Wasserkanne, an einem der Wandschränke ist der Kalender aufgehangen. Vielmals findet sich in einer der Stubenecken eine schmale Treppe, die nach der „Kammer" hinaufführt. Letztere enthält das Beste, was man von Hausgeräth besitzt. Das Hauptstück bildet die Doppelbettlade der Eheleute, ein mächtiges Gebäude, gefüllt mit den schwersten Federn, oft noch mit Säulen und Dach versehn und mit Gardinen verhangen. Geistliche Schildereien: ein Auge Gottes an der Decke, die Herzen Jesu und Mariä am Fußende, fehlen daran niemals. Das nächst wichtige Möbel ist der Kleiderschrank der Hausfrau, den meist zur Hälfte „hauswirchne" Leinwand füllt. Die gerollten Stücke tragen in der Mitte eine hochrothe Federrose oder sind mit Heiligenbildchen besteckt. Hier bewahrt die Bäuerin ihre besten Kleider, ihren Silberschmuck und die allenfallsigen Schatzgelder. Ferner steht in der Kammer oft die Schaukelwiege und manche alte massive Truhe. Auf dem „Schubladenkasten", d. h. der Commode, endlich glänzen Krüge, bemalte Gläser und Tassen, rothbäckige Aepfel und in der Mitte in einem Glasgehäuse ein puppenartig angeputztes Christuskind von Wachs.

Eine eigenthümliche Abart dieses Gebirgshauses ist im Salzburgischen zu finden. Die meist zur Hälfte aus Holz erbauten Häuser dieser Gegend haben das Charakteristische, daß die beiden Giebel des hier etwas steilern Daches an der Spitze zurückgelegt sind und daß sich unter ihnen, gleichlaufend mit der untern Laube, eine zweite, an der Seite mit Brettern verschlagne Galerie befindet. Die Ornamente in dem Laubengeländer sind von ältester Form. Be-

Digitized by Google

mälungen selten oder sehr einfach roth und schwarz. Lentner, dessen Untersuchungen die „Bavaria" hier folgt, erkennt in den Ansiedlungen dieses Gaues die älteste Form des deutschen Bauernhofes. In dem Geviert, das die einzelnen Gebäude bilden, steht mit der Breitseite gegen Norden das Wohnhaus, gegen Westen, fast immer ein breiterer Flügel als das Wohnhaus selbst, der Kuhstall, gegen Osten, von gleicher Länge, der Stall für das Kleinvieh und darüber der Kornboden, gegen Süden der Stadel mit zwei Tennen. Links neben dem Wohnhaus und rechts neben dem Stadel öffnet sich ein breites Thor, die beiden andern Ecken des Quadrats sind geschlossen. In der Mitte des Hofraums befindet sich die Düngerstätte, dicht dabei der Brunnen mit großem Trog, häufig auch ein Taubenschlag. Unfern des Wohnhauses, im Obstgarten, steht das kleine Backhaus. Die Häuser sind alle sehr reinlich, die der Wohlhabenden groß und stattlich. Die Fenster der Stuben gehn sämmtlich in den Hof, auf welchen sich auch die Hausthür öffnet. Der Baustil ist schlicht, doch fehlen nicht die Wetterkreuze an den Giebeln und über den Wohngebäuden die Thürmchen mit der „Maierglocke". Dadurch, daß dieses Gehöft nach Außen hin wenig Fenster hat, gewinnt das Ganze den Anblick eines geschlossnen Castells, was zwar nicht freundlich aussieht, aber doch den Eindruck gesicherten reichlichen Besitzes macht.

Das ebenerdige hochgiebelige Haus des Flachlandes findet sich in seiner alten Art noch am häufigsten an der untern Amper und Glon. Es bestand früher nur aus Holz und Lehm, und oft blieben die Balken sichtbar. Das hohe Dach, dessen Flügel häufig fast bis auf den Boden reichten, war stets von Stroh, wie noch jetzt das Haus des holsteiner Sachsen und hatte gleich diesem keinen Rauchfang. Die größern Höfe bestanden aus Wohnhaus und Pferdestall, Stadel mit Tenne und Kuhstall, Schuppen mit Schweine- und Hühnerstall. Diese Eintheilung ist bis jetzt beibehalten, während die Bauart vielfach verbessert worden ist. Man baut jetzt die Wände des Hauptgebäudes überall von Feld- oder Backsteinen und deckt es mit Ziegeln. Dagegen wird auch heute noch sehr selten und fast nur bei Wirths- und Müllerhäusern ein zweites Gestock aufgesetzt. An den niedrigen Thüren, den kleinen Fenstern, den Zäunen und sonst am Holzwerk der alten Gebäude bemerkt man die beliebte Malerei in Roth mit weißem oder grünem Ornament; die meisten Mauern der neuern werden ebenfalls durch allerlei bunte Architektonik sowie durch grünen oder blauen Anstrich der Thüren und Laden verziert. An der Glon trifft man fast an allen Häusern das sogenannte „Scheyrerkreuz", einen perpendiculären Strich, der auf einen Fuß geht und von zwei Querstrichen, einem kürzern und einem längern durchschnitten wird. Daneben befinden sich die Namensschiffern von Bauer und Bäuerin und die Jahrzahl der Erbauung des Hauses. Auch Heiligenbilder im Giebel, gewöhnlich die der nächsten

Digitized by Google

Wallfahrt und der üblichen Bauernpatrone, kann man häufig bemerken. Die ärmlichsten und unsaubersten Dörfer finden wir im westlichen Strich der Ebne gegen die Isar, wo auch das Strohdach noch vorherrscht, während am Erdingerboden, sowie an der Isar selbst, wo sich die Bauart verbessert, nur auf Scheunen und Ställen noch Strohbedachung zu sehn ist.

Wir fügen nach Dahns Beschreibung noch Einiges über die Bauart der Märkte und Städte Altbayerns hinzu. Während die Dörfer des Gebirges in der Regel zerstreute Häuser zeigen, sind die Märkte selbst im Hochgebirge, z. B. in Partenkirchen und Mittenwald, wenigstens ihrem Kerne nach straßenmäßig geschlossene Häuserreihen. Nur in ihrer Peripherie verlaufen sie sich in zerstreute Gruppen echter Bauernhäuser, so daß auch hierin der Markt sich als Uebergangsgebilde zwischen Dorf und Stadt bekundet. Die geschlossene Anlage bedingt Aenderungen im Stil des Hochgebirgshauses. Dasselbe kehrt hier die Giebelseite als Schauseite der Straße zu, an welcher die Galerie entweder ganz verschwindet oder zu einem kleinen Balkon zusammenschrumpft. Ferner herrscht hier mehr als in den Dörfern der Steinbau vor, wenn auch das Dach meist noch mit Holzschindeln gedeckt ist. Damit mindern sich die an den Bauernhäusern so vielgestaltigen Holzornamente, und so tritt das Gebirgshaus in den Marktflecken meist nüchterner auf als in den Dörfern. Dagegen sucht man durch blendende Tünchung und Freskomalereien an den Giebelfronten den plastischen Schmuck zu ersetzen, wovon sich namentlich in Tölz, Mittenwald und Wolfratshausen Beispiele finden. An einzelnen alten Gebäuden findet sich wol auch noch eine widerspruchsvolle Vermischung von Bautheilen des städtischen und des ländlichen Hauses, wie etwa eine gothische Steingewandung der Hausthür, Erker, gewölbte Gänge und Hallen. Eine solche Verbindung von Gothik und Rococo, die vorzüglich bei ehemaligen Kaufmannshäusern in Mittenwald und Partenkirchen vorkommt, erinnert lebhaft an jene alten Tage, wo der Handelszug aus Italien nach Augsburg sich noch auf dieser Straße bewegte.

Die Märkte der Fläche lehnen sich im Bau ihrer Häuser weit mehr an den Stil der benachbarten Städte an, als an den des Bauernhauses. Ueberhaupt ist das hochgieblige Haus dieses Landstrichs mehr durch den städtischen Stil gefährdet als das des Gebirgs. Der Gebirgsstil beherrscht nicht nur die Märkte der Berglandschaft, sondern dringt auch erobernd in die Fläche und selbst in die Städte derselben ein. In München z. B., wo die Altstadt sicher kein historisches Exempel eines Gebirgshauses zeigt, hat dieser Stil nicht nur in allerlei neuen Kunstbauten Anwendung und Erweiterung gefunden, sondern auch das neue Quartier am Türkengraben, das aus lauter kleinen Familienwohnungen besteht, ist vorwiegend nach gebirgischem Muster gebaut, und ebenso wurde das Haus des Bergbewohners typisch für die Villen der

Digitized by Google

Städter an den bayrischen Seen. Wo die Marktflecken des Flachlandes den Stil des Bauernhauses zeigen, da findet sich dasselbe meist in seiner einfachsten Form, oft nur einstöckig; denn wer Geld hatte, baute lieber städtisch. Die größern Gewerbs- und Handelsleute bedurften ohnedies für ihre Zwecke eines mehr städtischen Hausplanes, und so blieb der bäuerliche Stil lediglich für die kleinen Leute übrig.

Für das städtische Haus ist in Altbayern zunächst die Altstadt München entscheidend. Sodann aber wirkte auch das Vorbild der Nachbarstädte Augsburg, Passau und Landshut maßgebend auf die kleinen Orte an den Grenzen des Kreises. So ist Friedberg in seiner Häuseranlage und in seinen Mauerthürmen eine getreue Copie im verkleinerten Maßstab des nahen Augsburg. So zeigen Moosburg und Freising Anklänge an Landshut. Und so erinnern die Landstädtchen am Inn durch ihre Hauptstraßen an Passau und Insbruck. Die im deutschen Stil der Gasse zugekehrte Giebelfront ist nämlich hier mit der breiten Façade vertauscht, deren Fläche in einem hohen gradlinig abgeschnittnen Mauerauffatze das Schindeldach der Art überragt, daß man Häuser mit dem flachen italienischen Dach vor sich zu haben glaubt. Nicht weniger mahnen die Zugänglichkeit des Dachs durch sogenannte „Feuergänge", welche über die Schindeln hinüber zugleich zum Nachbargebäude führen, und die Arcaden des Erdgeschosses bei den Häusern des Marktplatzes an italienische Vorbilder.

München unterscheidet sich von den drei großen monumentalen Städten Ostbayerns: Augsburg, Regensburg und Nürnberg dadurch, daß es keine abgeschlossene Epoche darstellt, sondern sich fort und fort als eine werdende Stadt auch architektonisch entwickelt hat. So wurde in der Altstadt die Gothik bei Privathäusern bis auf einige spärliche Reste von den Rococobauten des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts verdrängt. Aber auch diese beherrschen kein einziges Quartier mehr, sondern das nächstfolgende Säculum schob überall seine breiten kahlen Façaden dazwischen. Die Epoche König Ludwigs stellte in ganzen Stadtvierteln eine regelmäßige Neustadt neben die unregelmäßige alte, und die neue Bauweise des jetzigen Königs zieht nun ihre imposante Straßenlinie quer durch die wirre Anlage kleiner vorstädtischer Häuser an den Thurm- und Mauerresten Altmünchens. An der Peripherie der Stadt breiten sich Arbeiterwohnungen bald im Stil des Flachlandes, bald im modernisirten Gebirgsstil aus. Merkwürdig sind in den Vorstädten rechts von der Isar die sogenannten „Herbergen", Häuserantheile, Stockwerke, ja bloße Zimmer, die als Eigenthum besessen und als solches verkauft werden. Der Kern der alten Stadt gehört in seiner äußern Erscheinung überwiegend den letzten drei Jahrhunderten an und ist massiv, aber im Vergleich mit Augsburg, Nürnberg und Regensburg sehr schmucklos gebaut. Dagegen erinnert die innere Einrichtung

Digitized by Google

der größeren alten Häuser mit der Thorfahrt in der Mitte, den Verkaufsgewölben und Werkstätten zu beiden Seiten des Erdgeschosses, den engen, aber traulichen Binnenhöfen, den breiten, mit Steinplatten belegten Hausfluren, den Erkern, den Galerien und Umgängen an den Wänden des Hofes an das bürgerliche Leben vor dem dreißigjährigen Kriege, welches den modernen Comfort zuerst in zweckmäßiger und sinniger Weise zur Geltung brachte.

Viel Gutes ist von der Wirkung der Eisenbahnen und der dadurch bewirkten Mischung der Norddeutschen mit den südlichen Verwandten auch für Altbayern zu erwarten. Die letztern reisen nicht, am wenigsten zum Vergnügen nach der Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches. Wol aber ergießt sich der Strom der norddeutschen Touristen jeden Sommer in stärkern Massen in die schönen Thäler Oberbayerns, und das muß über kurz oder lang seinen Segen äußern. Nicht daß wir meinten, daß der Märker oder der Sachse dem Bayern zu höherer Civilisation zu verhelfen bestimmt sei, und daß dieser von jenem überhaupt viel zu lernen habe. Wol aber sollen und werden beide bei näherer Bekanntschaft, zu der auch diese Auszüge verhelfen mögen, Störendes vergessen: der Preuße, daß jeder Altbayer ein ungehobelter Bierlümmel ist, der Altbayer, daß jeder Preuße so abgeschmackt hochnäsige Manieren hat, wie manche seiner berliner Gardeleutnants und Judendandies.

Manches dürfte in dieser Beziehung sich schon wesentlich gebessert haben, wenn auch der Fremdenstrom für münchner Naturfreunde, die für ihre ländlichen Genüsse nicht gern zu viel zahlen, und die in den nördlichen Gästen lauter steinreiche Leute zu sehn scheinen, vorläufig weniger Angenehmes als Unangenehmes haben mag.

In Betreff dieser Verhältnisse bringt Steub mancherlei anziehende Notizen, die wir unsern Freunden für die künftige Saison zu beherzigen geben. „Daß wir Münchner, ehemals Tonangeber und Herrscher im Oberland, jetzt eigentlich expropriirt sind, daß uns die Gäste mit ihrer freigebigen Hand allenthalben zuvorkommen, daß wir statt der erwünschten Einsamkeit, in der wir procul negotiis zu dämmern, und Bureaustunden, üble Launen der Vorgesetzten, Parteien und Klienten zu vergessen pflegten, jetzt allenthalben feine Geselligkeit, Gespräche über Literatur, hochschottisch aufgeputzte Kinder, zeichnende Fräulein mit grünen Augengläsern, fischende Jungen im Shawl, gelehrte Theetrinker und viele andere fremdartige Erscheinungen antreffen, daß wir, statt wie früher unsre alten Röcke sparsam auszutragen, jetzt mit eleganter neuer Gebirgstoilette erscheinen müssen, um nur noch gezählt zu werden, alles das sehn wir nun, ergeben uns ins Unvermeidliche und trösten uns damit, daß wir unsre Alpen auch noch in ihrer Reinheit und Jungfräulichkeit, in ihrer Stille und in ihrem Frieden gesehn haben."

Sonst urtheilt man über die „Fremden" verschieden, doch meist günstig.

Digitized by Google

Sind auch solche darunter, welche die Gemüthlichkeit der Eingebornen keineswegs erhöht haben, so „vernimmt man doch wieder sehr lobende Urtheile über die Herren und Frauen aus Norddeutschland, über ihre zierlichen Manieren, über ihre gute Art, sich in dies und jenes zu schicken, auch über ihre Dankbarkeit gegen alle, die sich um sie angenommen. Man erinnert sich gern an die Dagewesenen und freut sich, wenn sie wiederkommen. Man hat sich mit ihnen selbst in politischen Fragen verständigen können und Grund zu der Annahme gefunden, daß bald durch ganz Deutschland nur eine Meinung gehn wird, nämlich, daß die jetzigen Zustände erbärmlich seien." Daß die Besucher so vergnügt sind, konnte manchen Wunder nehmen. In den Städten gibt es gute Gasthöfe, aber auf dem Lande geht es doch noch sehr einfach zu. Die Altbayern sind ein Wintervolk. Der Sommer gilt ihnen nur als Nebensache, alle ihre Thatkraft ist darauf gerichtet, der rauhen Jahreszeit gehörig zu begegnen. Der Kachelofen steht wie ein Blockhaus in der Stube, die Thüren sind niedrig, die Fenster klein. Ueberdies hat der Altbayer bei seinen sonstigen Tugenden einen fatalen Hang zur Unbequemlichkeit. Man hält viel auf Bänke, die zu schmal, auf Bettstellen, die zu kurz, auf Betten, die centnerschwer sind. „Reinlichkeit gilt noch immer für eine nicht ganz werthlose, jedoch mehr facultative Tugend, die man allenfalls auch durch Treue und Redlichkeit ersetzen könne." Bei den Leistungen der Küche muß man mehr auf die Fülle, als auf die Zierlichkeit der Anrichtung und die feinere Kunst des Werkes sehn. Nicht selten wird man in der Bratenbrühe eine geschmorte Fliege, noch häufiger im Salat jenes Würmlein finden, „welches uns bedeutsam an unsre Vergänglichkeit erinnert und auf das Jenseits hinweist".

„Ein oft bemerkter Charakterzug" (den man übrigens bis Meran hinein verfolgen kann), „ist eine moralische Abneigung gegen schöne Aussichten." Merkt so ein Wirth, daß eines seiner Fenster derartiges bietet, so setzt er rasch einen Schuppen, einen Stall oder wenigstens ein paar Bäume davor. Die Höflichkeit der Bedienung muß nach landesüblichem Maßstab gemessen werden. „Auf unsrer Hochebne," sagt Steub, „versteht jedermann grob zu sein; nicht blos Landgerichtspracticanten, Eisenbahnconducteure, Hypothekenschreiber, Theatercassirer, Truhenlader und Postillone, sondern selbst graduirte Personen bedienen sich zur Sicherung und Erhöhung ihrer Bedeutsamkeit oft mit Geschick der derberen Landesmanier." — „Sollte des Guten mitunter zu viel geschehen, so ist dagegen der Pilger befreit von jener Aufdringlichkeit (der Lohnbedienten, Führer, Schnittwaarenhändler, Blumenmädchen u. a.), die in der Schweiz so lästig fällt." Die früheren Kellnerinnen, jene schlanken neckischen Elfen Altbayerns, haben sich nahezu verloren. Die schönen kann man nicht länger als drei Vierteljahr im Hause behalten, und so wählt man lieber gar-

Digitized by Google

stige, die über Furcht wie über Hoffnung hinaus sind. Sie thun's auch jedenfalls sind sie besser als der windige Kellnertroß des Hotels.

Die neue Verfassung Oestreichs.

Von der preußischen Grenze.

So weit im Urtheil über die neue Verfassung die Interessen und Wünsche der einzelnen Provinzen von einander abweichen mögen, in einem Punkt werden sie einig sein, daß durch das kaiserliche Diplom vom 21. October die Zukunft Oestreichs entscheidend und unabänderlich festgestellt ist. Es ist ein Schritt, durch den in unumwundenster Weise mit dem System der letzten zwölf Jahre gebrochen wird; ein Schritt, der, welches auch die Folgen sein mögen, nicht mehr zurückgethan werden kann.

Unser eignes Urtheil haben wir bereits im Voraus bestimmt, als wir uns für das Majoritätsvotum des verstärkten Reichsraths aussprachen, welches in der That die Grundlage der neuen Verfassung geworden ist. Zwei wiener Blätter haben darüber gestritten, ob wir es ernst oder ironisch meinten. Wir haben es vollkommen ernst gemeint. Nach unsrer Ueberzeugung ging Oestreich auf dem bisherigen Wege unrettbar einem schleunigen Untergang entgegen: gerettet konnte es nur werden, wenn es das Unternehmen aufgab, *gegen* die Nationen, aus denen der Staat zusammengesetzt ist, zu regieren, und statt dessen den Versuch machte, *durch* diese Nationen zu regieren. Oestreich ist durch seine Lage wie durch seine Geschichte zu einem Föderativstaat bestimmt: daß diese Staatsform keineswegs mit Nothwendigkeit eine Schwächung der Monarchie in sich schließt, zeigt die glorreiche Periode Maria Theresias.

Freilich sind im gegenwärtigen Augenblick in Bezug auf eine solche Staatsform die Ungarn in einer ungleich günstigern Lage als die übrigen Kronländer; sie haben eine alte Verfassung, auf der man weiter bauen kann, die andern nicht. Wir begreifen vollkommen, daß die Deutschen in Oestreich diesen Nachtheil ihrer Stellung mit Verdruß empfinden; aber sie thun Unrecht, diesen Verdruß zum Maßstab ihrer politischen Haltung zu machen. Die liberalen Oestreicher oder vielmehr die Wiener gerathen dadurch in die größte Gefahr, überall den Feinden der Freiheit in die Hand zu arbeiten. Als wir uns 1849 in Deutschland constituiren wollten, schrien sie uns zu: ihr dürft nicht! denn wir können an eurer neuen Freiheit keinen Theil nehmen. Als die Italiener nach Gründung eines nationalen Staats strebten, schrien sie ihnen wieder zu: ihr dürft nicht, denn Wien leidet darunter. Dasselbe Argument wird jetz

Digitized by Google

gegen die Ungarn gewandt. Wäre es freilich ein unerschütterliches Dogma, daß der alte Refrain: „s'gibt nur a Kaiserstadt, s'gibt nur a Wien!" die Politik bestimmen soll, dann müßten Deutsche, Ungarn, Italiener sich bequemen, diesem Dogma zum Opfer zu fallen. Aber die Geschichte wird über dieses wie über manches andere Lied zur Tagesordnung übergehn.

Unsere Beistimmung knüpft sich allerdings an zwei Voraussetzungen.

Geschehnes Unrecht ist nicht durch einen plötzlichen Schritt wieder aufzuheben; es wirkt in seinen Folgen nach. Wenn die Ungarn nur ihrer Vernunft und nicht ihren Leidenschaften folgen, so können sie die neue Verfassung unbedingt acceptiren, denn auf dieser Grundlage kommt es nur auf den guten Willen, die politische Bildung und die unverdrossene Thätigkeit des Volks an, sich den unabhängigsten Völkern Europas an die Seite zu stellen, ob das aber der Fall sein, ob Ungarn seine Leidenschaften der kühlen Ueberlegung wird unterordnen können, das ist eine Frage, zu deren Beantwortung uns die Daten fehlen. Der Galgen, an den man Bathyani hing, wird schwer aus der Erinnerung zu verwischen sein. Der Hauptzweck der Regierung bei der neuen Verfassung war, sich mit den Ungarn zu versöhnen: gelingt ihr das nicht, dann freilich hat sie ihren Feinden eine furchtbare Waffe in die Hand gegeben. Aber einmal hängt der Erfolg [und vielleicht zum größten Theil von ihrer eigenen Haltung ab; sie kann sehr viel dafür thun, durch rückhaltlose Offenheit das verscherzte Vertrauen wieder zu gewinnen. Freilich hat Oestreich schon einmal eine Verfassung gehabt, die man eben ohne Weiteres escamotirte. Für Ungarn liegt diesmal der hauptsächlichste Grund besserer Hoffnungen in der Persönlichkeit der leitenden Männer. Der neue Hofkanzler ist mit einer fast discretionären Gewalt ausgestattet, und seine Persönlichkeit bürgt dafür, daß er sie zum Nutzen seines Vaterlandes anwenden wird — Endlich aber: — mit welcher Gefahr auch das neue Experiment verbunden sein mag, es mußte um jeden Preis gewagt werden, denn auf der andern Seite stand der sichere Untergang.

Die Ausführung — und das ist unser zweites Bedenken — steht durchaus nicht auf der Höhe des Princips. Wir wollen nicht verkennen, daß im Drang der Umstände, bei der Hast, die vielleicht nöthig war, manches übereilt werden mußte, was bei gründlicherer Ueberlegung vielleicht eine reifere Form gefunden hätte; aber die Edicte lassen noch gar zu viel zu wünschen übrig.

Man wird uns in folgenden Grundsätzen Recht geben: 1) die Regierung muß so wenig als möglich versprechen und vertrösten, sie muß, was sie bewilligen will, auf einen Schlag bewilligen; 2) sie muß so viel als möglich, wenigstens was die Form betrifft, restauriren, und, wo nichts da ist, octroyiren. Notabeln und constituirende Versammlungen dienen nur dazu, einerseits die Hilflosigkeit der Regierung an den Tag zu legen, andererseits dem leidenschaftlichen Gefühl der Menge über die politische Bildung das Uebergewicht zu verschaffen. Aus constituirenden Versammlungen ist nur selten etwas Kluges herausgekommen, und wenn wir an die Masse von großen und kleinen constituirenden Versammlungen, Vertrauensmännern und Notabeln denken, die im nächsten Vierteljahr den noch ganz ungeübten Boden Oestreichs durchwühlen werden, so wird uns ziemlich bedenklich zu Muth. Man konnte in Ungarn, in Böhmen, allenfalls auch in Kroatien, einfach auf die alte Verfassung zurückgehn, mit Vorbehalt einer Reform derselben durch die Uebereinstimmung der beiden

Digitized by Google

gesetzgebenden Gewalten; für die deutschen Erblande konnte man unter demselben Vorbehalt eine Verfassung octroyiren. Wenn den letztern etwas Positives und Solides geboten wurde, so war einige Hoffnung vorhanden, ihren Verdruß zu beschwichtigen: die gegenwärtigen Verheißungen sehn gar zu luftig aus. Eins aber mußte man von vornherein bewilligen, was unzweifelhaft alle Landtage fordern und zuletzt auch durchsetzen werden, nämlich Preßfreiheit. Statt dessen verkümmert man noch in diesem Augenblick der so überaus loyalen Presse ihr ohnehin schon schwaches Dasein. Die Preßfreiheit ist vielleicht für einzelne hochgestellte Persönlichkeiten, aber nie für einen Staat zu fürchten, der seine Schuldigkeit thut. Man blicke doch nur auf Preußen! seit zwei Jahren hat es wirklich Preßfreiheit, und noch nie gab es eine loyalere, patriotischere Presse als die gegenwärtige.

Zu den zahlreichen Unbestimmtheiten in der neuen Verfassung gehört die Zusammensetzung des Reichsraths. Es ist ein Fortschritt, daß er durch Deputirte der Landtage verstärkt werden soll, aber dieser Fortschritt genügt nicht. Wenn er wirklich über die allgemeinen Reichsangelegenheiten Controle ausüben und durch seine Beistimmung den Handlungen der Regierung größeres Gewicht verleihen soll, so muß er ganz unabhängig, d. h. er muß aus Abgeordneten der Landtage zusammengesetzt sein. Ein Staatsrath kann diesem Centralorgan als erste Kammer zur Seite stehn.

Die wiener Börse hat die neue Einrichtung mit einer Baisse begrüßt, d. h. sie fürchtet, man werde die Versöhnung mit Ungarn zu einem Kriege gegen Italien benutzen. Wir theilen diese Furcht nicht. Die ohnehin sehr schwachen Aussichten der Regierung, Geld zu bekommen, werden wenigstens für den Augenblick durch die neue Einrichtung nicht erleichtert. Der Reichsrath, der neue Schulden bewilligen soll, kann es nicht eher thun, als bis er vollständig ist; vollständig wird er aber erst durch die Wahlen der Landtage: d. h. die Einberufung der Landtage muß der Geldbewilligung vorausgehn. Diese Einberufung hat aber noch so viele Instanzen durchzumachen, daß es mit dem Krieg vorläufig seine guten Wege hat. Auch die preußische Note nach Turin sieht nicht sehr kriegerisch aus.

Zum Schluß dieser Betrachtung noch eine Mahnung vom deutschen Standpunkt. Es genügt nicht, daß Oestreich seine innern Angelegenheiten ordnet, es muß auch seine Verhältnisse zum deutschen Bunde ins Klare setzen. Dies kann zum Vortheil für beide Theile nur auf eine Art geschehn: daß sich Oestreich mit Preußen über den Hauptpunkt, über die Bundeskriegsverfassung verständige. Dazu hat es jetzt die beste Gelegenheit. Denn die würzburger Vorschläge sind so unannehmbar, daß selbst die bescheidensten Erwartungen getäuscht werden und daß Preußen klar einsehn muß, auf dem bisherigen Wege komme es keinen Schritt weiter. Wir glauben aber nicht, daß Preußen auf seinem alten Vorschlag bestehn wird, sondern daß es in seinem und im deutschen Interesse, das in diesem mit dem östreichischen ganz zusammenfällt, mehr verlangen muß. ††

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Leibnitz und die Kirchenvereinigung.

2.

Oeuvres de Leibnitz, publiées pour la première fois d'après les manuscrits originaux avec notes et introductions par A. Foucher de Careil. Paris, Didot. — 2 Bd. 1859. 1860.

Leibnitz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, ein Briefwechsel, herausgegeben von Chr. v. Rommel. 2 Bd. 1847.

Ehe wir in unserm Bericht weitergehn, wird es zweckmäßig sein, den allgemeinen Eindruck des Bisherigen zu vergegenwärtigen.

Die Jahre, in welche die Unionsverhandlungen fallen, waren überreich an theologischen Streitigkeiten. Auf den Kampf der Orthodoxie gegen die Helmstädter folgte der noch wüthendere gegen die Pietisten, dessen Blütenzeit die Jahre 1689—1722 umfaßt, dessen Nachwirkungen zwar noch länger dauern, der aber durch den Krieg gegen die Rationalisten, d. h. gegen die Schule Leibnitz', in den Hintergrund gedrängt wird, bis endlich, nach dem Auftreten von Klopstock, die ganze Theologie den poetischen Controversen Platz macht. — Wer in der traurigen Lage war, die ungeheuern Actenstücke der pietistischen Händel durchblättern zu müssen, wird ungefähr das Gefühl haben, als wenn er sich in einer Schenke befand, wo schlechter Tabak geraucht wurde, durch den Geruch von Bier und Branntwein gewürzt. Ganze „Mistkarren von Schimpfwörtern" fallen von links und von rechts, und der Eifer der wuthentbrannten Kämpen ist bei weitem größer als ihre Vernunft; nur selten trifft man auf ein Wort von tieferer Einsicht, auf höhere, wahrhaft menschliche Gesichtspunkte. Beide Parteien poltern heraus, was sie gelernt; und man erinnert sich an die gleichzeitigen akademischen Sitten, an die wüsten Unflätereien des Pennalismus: wie die Jungen so die Alten; nur daß die Letzteren sich auf die Druckerschwärze beschränken. — Ganz anders wird die Atmosphäre, wenn man Leibnitz' Briefwechsel aufschlägt. In Ausdrücken und Gedanken das feinste Parfum; die Gegner eröffnen das Duell mit den zierlichsten Complimenten; hin und wieder sitzt ein Stoß, aber das Fleuret ist ohne Spitze, man will nur seine Fechterkünste zeigen, nach den strengsten Regeln der edlen Kunst; hat man dem Gegner einmal die Klinge aus der Hand

Digitized by Google

geſchlagen, ſo beeilt man ſich, ſie bei der Spitze aufzuheben und mit einer Verbeugung ihm wieder zu überreichen. Nur ſelten ein hitziger Ausdruck; nie gemeine Roheit, man glaubt ſich in eine andere Zeit verſetzt. — Aber die Sache hat noch eine andere Seite. — Dort in der Schenke, ſo wüſt es zugeht, hat man das Gefühl der Realität; es iſt deutſches Leben, das verworren und unſchön, aber doch mit Wärme, mit völliger Betheiligung des Gemüths, ſich regt: hier im Salon wiſſen wir nicht, um was es ſich eigentlich handelt. Dieſer Aufwand von Geiſt und Scharfſinn und doch kein eigentlicher Zweck! — Damit hat man zugleich das Verhältniß Leibnitz' zu Spener, Thomaſius u. ſ. w.: durch ſeine Bildung ſtand er über, d. h. auch außer ſeiner Zeit; ſeine Wirkſamkeit konnte nur der Zukunft gelten. Und dieſe erfolgte in der That erſt durch Wolf, dann durch Leſſing: und wäre Goethe nicht zufällig auf Spinoza gerathen, ſo wäre er der unmittelbarſte Nachfolger von Leibnitz geworden. Denn an Talent ſehr verſchieden, zeigt der Geiſt dieſer Männer eine ganz wunderbare Verwandtſchaft: es läßt ſich das im Einzelnen begründen.

Leibnitz hatte nicht immer, aber von Zeit zu Zeit ein Bewußtſein dieſer Stellung: viel deutlicher als in den Verhandlungen mit Boſſuet tritt das in den Briefen an den Landgrafen Ernſt hervor. — Der alte Herr zählte jetzt (1691) 68 Jahr; nach einem wilden abenteuerlichen Leben hatte er ſich auf ſeiner Veſte Rheinfels zur Ruhe geſetzt, ſammelte eine große Bibliothek, die leider kurz vor ſeinem Tode verbrannte, und führte eine Correſpondenz von unglaublicher Ausdehnung, über politiſche und religiöſe Angelegenheiten, in einem Franzöſiſch, wie es weder vorher noch nachher je geſchrieben iſt, und von dem aus einem Brief an Leibnitz, 18. December 1691, hier eine Stelle ſtehn mag. Vorher macht er den Leibnitziſchen Unterſchied zwiſchen formellen und materiellen Ketzern lächerlich. Nous autres Catholiques, c'est à dire ceux qui s'entendent à la religion et à son intérêt, tenons une tout autre conduite; à savoir de ne vouloir avoir l'enfant partagé ni fendu ou tué; je veux dire, il vaut et faut bien mieux, que tous les de nous devoyés (die von uns Abgeirrten) aillent je ne sais où (d. h. zum Teufel), que non, que pour une paix plâtrée, pour ne dire je ne sais quoi, prejudicier au reste et au principal d'auprès de nous (wie Spinola); laissons, pour le dire franchement, plutôt aller les Protestans (puisqu' aussi bien ils le veulent ainsi et que s'en est déjà fait) là où ils veulent (d. h. wieder zum Teufel), que par un je ne sais quel plus mal que l'hérésie même maudit syncrétisme infecter ce qui nous reste du débris et naufrage de la moitié quasi de l'Europe. Boſſuet hatte ſich höflicher ausgedrückt, aber im Ganzen hatte er daſſelbe geſagt. Gleichzeitig ſchrieb der Landgraf gegen Leibnitz, Seckendorf und Ludolf eine Satire, de trifolio Lutherano, in welcher er es von

Digitized by Google

Leibnitz dahingestellt sein ließ, „ob solcher Gott weiß auf was für einen Trieb und Respect über das und soviel Raffiniren nicht in Indifferentismum gerathen sei, daß man nicht eben wie der h. Hieronymus vormals von Ruffino gesagt, gleichfalls von ihm billig sagen könne: Quisquis est, noster non est".

Seinen Correspondenten gegenüber hatte der alte Herr mit seinen Bekehrungsversuchen, so eifrig er sie fortsetzt, kein Glück: er hat keinen Einzigen zu seiner Kirche herübergezogen. Ein größerer Erfolg wurde ihm bei einer andern Classe: junge Mädchen von 14—18 Jahren, die er seit 1671 auf seinem Schloß hielt und zuweilen auch mit nach Venedig nahm. Er wünschte von ihnen caressirt zu sein, aber durchaus in Ehren, wie er sehr ernsthaft versichert; gewöhnlich entließ er sie, bekehrt und mit einer reichen Aussteuer versehn, in ihre Heimath. Im Februar 1692 heirathete er, 69 Jahr alt, ein siebzehnjähriges Fräulein zur linken Hand. Ueber die Ehe dachte Leibnitz noch freier; was er den Katholiken am heftigsten vorwarf, war das Dogma von der Unauflöslichkeit der Ehe: er wies mit vollem Recht auf die unsittlichen Folgen hin, die daraus entsprangen, (z. B. Rommel II. S. 391—92) und kam mehrmals auf die Berechtigung der Vielweiberei zurück, wenigstens in Ausnahmefällen: schon weil man dadurch die Asiaten viel leichter werde zum Christenthum bekehren. Der Landgraf fand die Ansicht theologisch nicht correct, aber im Ganzen war er auch dafür.

Leibnitz machte ihn (December 1691) darauf aufmerksam, daß die Vereinigung zwischen Rom und Augsburg um so denkbarer sei, da die Kirche in ihrem Schooß doch auch die Jansenisten und Molinisten ertrüge, die weit mehr von einander abwichen: denn die (theoretischen) Streitigkeiten zwischen Jenen seien nur speculativer Art; während diese sich auf das Wesen der Frömmigkeit bezögen. Denn ob die Liebe Gottes zur Seligkeit nothwendig sei, das zu wissen sei viel wichtiger, als die Frage, ob und wieviel Brod sich in Fleisch verwandle. Ueber solche Ausdrücke wurde der Landgraf etwas wild: „es ist nichts so absurd, schreibt er 18. Januar 1692, als zu glauben, daß die von einigen Lutheranern Spinola gemachten Anerbietungen nur im kleinsten Punkt haltbar seien; man sollte sich schämen daran zu denken, als könnten wir in einem Concil verheiratheten Superintendenten den Zutritt verstatten: à quoi songez-vous, mon bon Mr. Leibnitz, de croire qu'en cela je sois de votre sentiment et désir? — Desto schlimmer! antwortet Leibnitz (30. Januar), wenn man um solcher Spitzfindigkeiten willen die Einigung verzögert, durch bloße Machtsprüche ohne Gründe. Freilich ist es von den Protestanten unhöflich, den Papst den Antichrist zu nennen: soviel aber ist gewiß, daß es in der Kirche nichts Schlimmeres gibt, als einen schlimmen Papst. Freilich ist die Union zwischen Augsburg und Genf leichter als die zwischen Augsburg und Rom: denn dort handelt es sich nur um speculative Fragen, hier um praktische (jetzt end-

Digitized by Google

lich sieht es Leibnitz ein!), und das will viel mehr sagen. Auf Chimären ist die römische Praxis gegründet, aber aus diesen Chimären sind wirkliche Uebel hervorgegangen, denen die Reformation wenigstens zum Theil abgeholfen hat, indem sie sich der alten Kirche wieder näherte. Rom ist nicht blos gegen die „Ketzer" hart, ich wollte z. B. Arnauld nicht rathen, nach Rom zu gehn; die Luft ändert sich dort zu rasch je nach der Laune der Päpste. — Die Katholiken, Lutheraner und Socinianer folgen jede zu einseitig einem Princip: der Tradition, der Schrift, der Philosophie; alle diese Principien sind gut, aber man kann sie mißbrauchen, und daher kommen die Irrthümer. — Das ist stark! antwortet der Landgraf 29. Febr.: mais ne doutez que je ne vous la paye avec usure en son temps, dann es seind brocken darinne, je veux dire de pillules d'une un peu trop dure digestion pour moi, quoique votre bon ami. — Da man seine Verhandlungen mit Spinola noch immer mißversteht, antwortet Leibnitz diesmal deutsch, 31. März: „Ob ich schon zweifle, daß die Sache gestalten jetzigen Umständen nach vollkommen thunlich, ja vielmehr das Gegentheil glauben müsse, so hielte ich sie doch dessen ohngeachtet vor nützlich und wichtig, weil damit ein Grund gelegt würde, darauf vielleicht die Nachwelt bauen könnte; und sei die Frage demnach nicht de praxi sondern de theoria: wenn nämlich die Gemüther der Menschen dazu geneigt wären, ob alsdann eine solche Art der Vereinigung mit gutem Gewissen geschehn könnte, und folglich (positis ponendis) den Gesetzen der christlichen Liebe nach geschehn sollte. Ohngeachtet ich mich nun zum öftern erklärt, daß dies die eigentliche Frage sei, so hilft doch alles nichts, man fällt immer wieder auf allotria und will mir mit Gewalt aufbürden, ich hielte die Sache anjetzo für practicabel und hoffbar; und disputirt angeblich dagegen, anstatt mit Ja oder Nein auf den Hauptpunkt zu antworten. — Wenn man sagt: „daß einige vornehme Doctores ganz milde Interpretationen des Tridentiner Concils gegeben, sei nicht dahin angesehn, als wollten sie solches alteriren, sondern allein um den Protestirenden den Weg zu erleichtern, damit sie sich demselben unterwerfen mögen," so finde ich solche Worte etwas dunkel und mißlich. Entweder die mildere Erklärung seynd dem wahren Verstand des Concils entgegen oder nicht: seynd sie dagegen, so folgt eins von beiden, entweder diese Doctores wollen das Concil alteriren, oder sie wollen die Protestirenden betrügen; seynd sie nicht entgegen, so muß man nicht sagen, sie gelten nur solang bis man den Zweck erreichte, sondern man muß sie unter den römisch-katholischen selbst ausbreiten und dadurch den Weg zur Einigkeit bahnen." — Der Gegensatz war zu stark geworden; die Briefe werden kühler und kürzer, doch dauern sie fort bis unmittelbar an den Tod des Landgrafen, 12. Mai 1693.

Zwischen Spinola, Molanus, Leibnitz, der Herzogin Benedicte (z. B.

30. Mai, 2. Juli 1694) dauerten die Unterhandlungen immer fort. Leibnitz kam wieder auf den Gedanken, den er schon einmal vor acht Jahren ausgeführt: er schrieb unter der Maske eines Katholiken das Judicium doctoris catholici de tractatu reunionis (II. S. 46—64), das er nach vorhergehender Berathung mit Molanus 5. Juli 1694 an Spinola überschickte, mit der Aufforderung, seinerseits unter der Maske eines der Union geneigten Lutheraners eine ähnliche Schrift zu verfertigen, so daß die Rollen sich tauschten: je mehr sich nun in beiden die Ideen näherten, desto leichter würde für die Zukunft die Einigung werden. Das Project fand bei Spinola (22. November) großen Beifall; aber er starb darüber 12. März 1695. Nach dem, was wir oben erfahren, war das Ganze doch nur ein geistreiches Spiel. Ein humoristischer Brief an Sophie (6. December 1694) läßt über die Stimmung des Philosophen keinen Zweifel, wie denn überhaupt, wo die beiden sich vertraulich unterreden, die heiligen Dinge ziemlich frivol behandelt werden; mitunter möchte man sagen, faunisch.

Unter diesen Umständen hatten die wohlgemeinten Bemühungen Schwester Mariens wenig Aussicht auf Erfolg. „Wenn Sie zu uns träten," ruft sie ihm 11. Febr. 1694 zu, „so würden Sie durch die Kraft Ihres Geistes, von Gott geleitet, ganz Deutschland bekehren." Leibnitz lehnt (30. Mai) die persönliche Wendung entschieden ab, und fordert sie auf, Bossuet zur Antwort auf seine Frage zu bestimmen: dann würde für die künftige Einigung der Kirchen ein solider Grund gelegt sein. — Sie ist, fährt er 28. Februar 1695 fort, nur unter zwei Bedingungen möglich: 1) daß man uns nicht die Annahme von Glaubenssätzen zumuthet, die durch eine Kabale im vorigen Jahrhundert und wie zum Hohne der Deutschen eingeführt sind; 2) daß man die Mißbräuche abschafft, die dem Christenthum Schande machen. — Wenn Bossuet verlangt, man solle sich vom philosophischen Geist frei machen, so heißt das nichts anders, als man solle sich von der Wahrheitsliebe frei machen. Wenn ich Lust gehabt, mich zu bekehren, so würde es geschehn sein, als ich katholischen Herren diente; aber ich hielt es für gefährlich für das Seelenheil. — Sie selbst, Madame! denken Sie an die Gefahr Ihres Zustands! Ihre Gaben gehn weit über das Maß Ihres Geschlechts; ich habe Sie abergläubische Dinge oft mißbilligen hören. Aber das genügt nicht: man muß dafür sorgen, den Irrthum abzuschaffen, oder wenn man die Hoffnung aufgibt, muß man offen mit denen brechen, welche die Kirche Gottes entstellen, sonst nimmt man an ihrer Verdammniß Theil. — Im Gegentheil fügt man zu den alten Narrheiten noch neue: lesen Sie, Madame, selbst im Journal des Savants die abenteuerlichen Wundergeschichten, die ein Mensch von gesunden Sinnen sich schämen würde, in Gegenwart eines Protestanten zu erzählen! Spricht sich aber ein aufgeklärter Katholik über diese Fabeln aus, so verfällt er der Inquisition. Tout va

Digitized by Google

à soutenir la bagatelle, et à étouffer les lumières qui sont encore restées parmi vous: que serait-ce s'il n'y avait plus de protéstans dont l'appréhension oblige encore un peu vos gens d'aller bride en main! Die Andacht des katholischen Volks ist ganz sinnlich; Geist und Wahrheit sind erdrückt. Wenn man bei euch vom lieben Gott spricht, so meint der Pöbel damit ein kleines weißes rundes Gebäck, welches ein Priester trägt und der Anbetung ausstellt. Um Gotteswillen, Madame! ist das etwa das höchste Wesen, das allein Anbetung verdient, und das unsere ganze Seele fordert? ist es nicht eine Schmach für dieses Wesen, sich es auf eine so unwürdige Weise vorzustellen? Solche Dinge erklären die Verachtung der Mohammedaner gegen das Christenthum. — Bossuet irrt sich, fährt er 18. April fort, wenn er glaubt, bei uns überwiege der Indifferentismus; im Gegentheil, die Eiferer herrschen bei uns. — Nicht wir sind die Schismatiker, sondern ihr! denn ihr hindert die Einigung. Der Sektengeist ist es, der eure Flüche gegen die Ketzer hervorruft. Das ist nicht die wahre Liebe zu Gott, wenn man seinen Nächsten nicht liebt; und man liebt ihn nicht, wenn man mit vorschnellem Urtheil ihn zum Teufel in die Hölle schickt, um dort ewig auf Gott zu lästern! Es ist ein Greuel und eine Schande, wenn man diese Lieblosigkeit erwägt! — So hat Leibnitz endlich die Sprache gefunden, die ihm ziemt, und Schwester Marie bleibt nichts übrig, als an Bossuet (5. Juni 1695) einen klagenden Brief zu schreiben, und ihn zu beschwören, ihr zur Hilfe zu kommen.

Aber Bossuet bleibt taub, und einige Jahre fallen die Versuche ganz weg. Es ist Schwester Marie, die sich 22. Febr., 2. Juli 1697 zuerst wieder an Sophie wendet.*) Sie macht es dringender als je, begeht aber dabei die Ungeschicklichkeit, den vertriebenen König von England als einen Heiligen und Märtyrer zu feiern, was gar nicht im Geschmack der Kurfürstin lag, die ihre Ansprüche auf England grade auf die Vertreibung jenes Heiligen gründete. Diesmal erfolgte eine ganz spöttische Antwort. „Man muß leider," schreibt Sophie, „auf dem Weg zum Paradies bleiben, den uns die Vorsehung angewiesen, wenn man weder Geist zu einer bessern Wahl noch Muße hat, alles was für und wider geschrieben ist, zu lesen. Und ich denke, daß die Geistesruhe, die mir der liebe Gott gegeben, eine zu große Segnung ist, als daß ich mich unter die Zahl der Verstoßenen rechnen sollte. Auch David wollte ja nur Thürsteher im Hause Gottes sein; wie käme es mir zu, größere Ansprüche zu machen? Diejenigen, die reifer sind als ich, werden ohne Zweifel glänzendere Stellen einnehmen, denn Christus sagt, daß in seines Vaters Hause

*) Bei dieser Gelegenheit verbessern wir einen Druckfehler im vorigen Heft. Die fromme Aebtissin, deren Tugenden nach Bossuet's Ausdruck „das heilige Kloster von Maubuisson" zum Glanz der Christenheit machten, rühmte sich nicht, vier, sondern vierzehn (unebeliche) Kinder zur Welt gebracht zu haben.

Digitized by Google

mehrere Wohnungen sind. Wenn Sie nun Ihr Gemach einnehmen und ich das meinige, werde ich nicht verfehlen, Ihnen die erste Aufwartung zu machen, und hoffe, daß es dann ohne religiöse Dispute abgehn wird. Ich glaube nicht, daß der liebe Gott dem Teufel den Ruhm lassen wird, den größern und schönern Hof zu haben, und das geschähe doch augenscheinlich, wenn blos die Anhänger des Papstes selig werden sollten, unter denen, wie ich höre, auch nicht lauter Heilige sind. Uebrigens haben Sie eine bewundernswürdige Art, sich auszudrücken, und ich freue mich, daß Ihr Glaube Ihnen Trost gibt." Noch einmal, bei Gelegenheit einer Condolenz und einer Gratulation (22. Febr. 18. Dec. 1698) wiederholt Schwester Marie ihren Versuch. „Liebste!" antwortet die alte Dame 2. Jan. 1699, „es handelt sich um den Glauben, und da hat die Vernunft keinen Theil: was Sie glauben, das wissen Sie nicht; wie wollen Sie denn andere davon überzeugen? Wenn St. Paulus, wie Sie erwähnen, nach allen seinen guten Werken noch nicht wußte, ob er Liebe oder Haß verdiene, so ist das nicht sehr tröstlich; wenn man über dergleichen zuviel grübelt, so wird man unklug. Gott sei Dank, ich traue auf Gottes Güte! es ist mir nie eingefallen, daß er mich geschaffen haben könne, um mir Böses zuzufügen; und wie würden wir ihn den lieben Gott nennen, wenn er uns gemacht hätte, um auf ewig verdammt zu werden! Ich habe grenzenloses Zutrauen zu ihm; und da ich mich bemüht habe, nach besten Kräften zu handeln, so glaube ich, daß wenn er mich anders gewollt, er mich auch anders geschaffen hätte. Was mir von den Katholiken eine ziemlich schlechte Meinung gibt, ist die Art, wie man jetzt in Frankreich gegen unsre Glaubensgenossen verfährt. Das muß eine schlechte Religion sein, die so schlechte Handlungen veranlaßt wie die Bartholomäusnacht, die Pulververschwörung, die Ermordung von Heinrich dem Dritten und Heinrich dem Vierten. Sind das etwa die guten Werke, die aus dem rechten Glauben entspringen? steht nicht geschrieben, daß der Glaube todt ist ohne die guten Werke? Ganz Deutschland, England und Holland, die von Flüchtlingen wimmeln, sind Zeugen dieser schönen Religion! Der Himmel fragt nach unsern Werken, nicht nach unsern Worten." — Leibnitz hatte den Brief gelesen und gebilligt, und fuhr doch grade in dieser Zeit in seinen Unterhandlungen fort.

Zwei jüngere Söhne Sophiens, Maximilian und Christian, durch die von Ernst August errichtete Primogenitur von der Thronfolge ausgeschlossen, und im Einverständniß mit dem Herzog Anton Ulrich in beständiger Opposition gegen ihren Vater, standen in kaiserlichen Diensten; man meldete schon im März 1695, Maximilian sei in Italien katholisch geworden. In einem Schreiben an seine Schwester, die Kurfürstin von Brandenburg, 5. Sept. 1697, stellt er es in Abrede. Il est vrai que j'aime fort le changement, mais ce n'est pas dans la religion où je le cherche. S'il y aurait des couronnes

Digitized by Google

de reste, ou quelque grand avantage à faire, peut-être qu'on aurait raison d'avoir de semblables soupçons, puisqu'il ne serait pas blâmable que je songe à mes affaires le mieux que je puis, et que je cherche les moyens pour me bien établir. Mais ce bruit n'a pour but que la seule religion, et je ne suis pas assez dévot pour donner dans ce panneau sans savoir pourquoi ni pour quelle fin. Si vous m'auriez dit que je gagnerais par là 50,000 écus de revenu, je vous aurais donné toute la raison du monde de croire ces sortes de bruits, mais, cela n'étant point, je ne sais ce que je vous y dois répondre. Ne savez-vous pas que l'intérêt et la religion ont toujours été de si fidèles compagnons qu'on ne peut pas les séparer? . . Mais, pour finir mon discours, je vous assure et vous promets que je vivrai autant pauvre luthérien jusqu'à ce que je puisse devenir riche catholique. Das Intereſſanteſte an dieſem Brief iſt, daß — Maximilian wirklich übergetreten war!! (Vgl. Havemann's Geſchichte von Braunſchweig und Lüneburg III. S. 317. 364. 386. 314: der Verfaſſer ſcheint dieſen Brief nicht gekannt zu haben). — Ehrbarer drückt ſich der jüngere Sohn (12. Oct. 1697) gegen ſeine Mutter Sophie aus, die ihn ſcheint zur Rede geſtellt zu haben: ce ne seraient jamais les biens ni les couronnes qui me feraient catholique, à moins que je ne fusse bien persuadé de faire plutôt mon salut en cette religion qu'en celle où je suis. Ce n'est pas que je ne croie qu'on peut aussi aisément être sauvé dans une religion qu'en l'autre, mais c'est que j'offenserais le bon Dieu en changeant mes manières de l'adorer purement pour l'argent.

Kronen thaten viel bei den Fürſten in jener Zeit, wo das Volk ſo ſehr theologiſch war. Eben war um der Krone Polens willen der erſte proteſtantiſche Fürſt Deutſchlands Auguſt der Starke, Kurfürſt von Sachſen, übergetreten. „Ihr großer Kurfürſt, ſchreibt Leibnitz 4. Juni 1697 an einen Vertrauten des brandenburgiſchen Miniſters Danckelmann, iſt jetzt das Haupt der Proteſtanten im Reich. Ich zweifle nicht, daß man mit Ernſt bei Ihnen an das denkt, was zur Erhaltung der Proteſtanten weſentlich. Man muß unter anderen daran arbeiten, jenes eitle Phantom der Trennung zwiſchen den beiden proteſtantiſchen Parteien zu zerſtören." „Die Sache, ſetzt er 7. Oct. hinzu, iſt nothwendiger als je, und auch ausführbarer als je." Zunächſt käme es auf eine politiſche Einigung an, unter der Direction Brandenburgs; in kirchlicher Beziehung dürfe man nur gegenſeitige Toleranz empfehlen; zu dieſem Zweck habe er ſoeben die Berufung zweier Theologen aus der calixtiniſchen Schule, Andr. Schmidt aus Jena und J. Fabricius aus Altdorf durchgeſetzt. Die völlige Einheit dagegen ſei kaum durchzuführen. „Gewiß iſt, daß man ſich über das Abendmahl nicht leicht einigen wird, weil eine wahre Meinungsverſchiedenheit ſtattfindet; und obgleich der Streit über die Prädeſtination nur von Mißverſtändniſſen herrührt,

Digitized by Google

so gibt es doch Unzählige, die man niemals davon überzeugen wird. Ich glaube aber, daß diese Verschiedenheit in den Meinungen diejenige Einheit, welche man wünscht, nicht hindert. Doch soll man den aufgeklärtesten Geistlichen zu verstehn geben, daß der Unterschied im Wesen nicht so groß ist, als er in den Formen äußerlich erscheint. Die Politiker müssen den Anstoß geben, aber man braucht der Theologen, um auf das Volk zu wirken und auf die Vorurtheilsvollen, die auch in den höhern Kreisen nicht selten sind." Aber in Berlin wollte man weiter gehn. Hier, wo der Hof reformirt und das Volk lutherisch war, hatte man ein lebendigeres Interesse an der Union, und der Kurfürst beauftragte seinen Hofprediger Jablonski, sofort die Präliminarien einer vollständigen Union aufzusetzen. Jablonski's Gutachten ging dahin, daß in den wichtigsten und nöthigsten Grundwahrheiten der christlichen Religion zwischen beiden Kirchen kein Unterschied und keine Ursache zur Trennung sei; dies Gutachten brachte der große Gelehrte Ezechiel von Spanheim, der als brandenburgischer Gesandter nach Paris ging, noch im Dec. 1697 nach Hannover. „Ich glaube nicht, schreibt Leibnitz 17. Dec. nach Berlin, daß man auf diese Art anfangen müsse, die Sache in Gang zu bringen." Doch übernahm er, mit Molanus, Fabricius und Schmidt, die berliner Denkschrift zu überlegen und sich darüber vernehmen zu lassen. Die helmstädter theologische Facultät erklärte sie in einem Gutachten 16. März 1699 für eine „fromme, orthodoxe, genaue, gründliche, mäßige und für den Zweck des Kirchenfriedens geeignete Schrift".

Inzwischen hatte Leibnitz schon 26. Nov. 1697 im Auftrag des Kurfürsten Ernst August und des Herzogs Anton Ulrich den helmstädter Abt Calixt aufgefordert, die Abhandlung seines Vaters de tolerantia reformatorum ecclesiastica mit einer Vorrede in gleichem Sinn neu herauszugeben, und brachte diese Schrift 10. Dec. fertig aus Wolfenbüttel mit. Molanus, dem er sie mittheilte, war ebensowenig damit zufrieden als Leibnitz, beiden lag im Stillen noch immer die allgemeine Union vor Augen. Er trieb fortwährend die Helmstädter an, ausführlicher einzugehn, und beschwichtigte jeden theologischen Zweifel durch die Autorität des Hofes oder vielmehr der beiden Höfe, denen er diente.*) Denn seit 1691 hatte er auch die Bibliothek in Wolfenbüttel erhalten. Seine Stellung war nicht ganz klar: Anton Ulrich intriguirte mit den jüngeren Söhnen Ernst August's gegen die hannöversche Primogenitur, und mit andern Fürsten gegen die Kurwürde des jüngern Hauses. Es war so weit gekommen, daß Ernst August, der, wo es

*) Auch mit Peter dem Großen war er Juli 1697 in Berührung gekommen, und baute auf ihn große Hoffnungen in Bezug auf die Organisation naturwissenschaftlicher Beobachtungen in Asien; seine Briefe an Fabricius und Schmidt sind voll davon, z. B. II S. 116. 123. 125.

Digitized by Google

ernſt war, ſehr ernſt zu ſein verſtand, den Vertrauten der Prinzen und Anton Ulrichs, den Jägermeiſter Moltke 5. Dec. 1691 verhaften und 15. Juli 1692 hinrichten ließ: ein Ereigniß, das Leibnitz in ſeinen Briefen an den Landgrafen Ernſt zum großen Verdruß dieſes Herrn, der gegen ihn immer offen war, nur ganz leiſe berührt. Nun ſtarb Ernſt Auguſt 23. Jan. 1698, 69 Jahre alt; zu ſeinem Nachfolger, dem mürriſchen und mißtrauiſchen Georg (damals 38 Jahr alt und ſeit neun Jahren von ſeiner Gemahlin nach dem bekannten Königsmarkſchen Vorfall geſchieden), hatte Leibnitz gar kein Verhältniß; es iſt natürlich, daß vorläufig der Einfluß Anton Ulrichs überwog. Im beſondern Auftrage dieſes Fürſten verlangt er von Fabricius 22. Februar 1698, „majoris charitatis causa“ in die helmſtädter Denkſchrift folgenden Paſſus einzuſchieben: „Da Gott ein Gott der Ordnung und die Einheit der Leitung und Hierarchie der Einen katholiſch-apoſtoliſchen Kirche göttlichen Rechtes iſt, ſo folgt daraus, daß ebenfalls göttlichen Rechts ein geiſtliches Oberhaupt ſei, innerhalb gerechter Schranken, directoria potestate omniaque necessaria ad explendum munus pro salute Ecclesiae agendi facultate instructus, tametsi locus et sedes hujus potestatis in metropoli Christiani orbis Roma ex humanis considerationibus placuerit. Sollte Calixt ſich ſträuben, ſo ſoll er dem Herzog ausführliche Gründe vorlegen (31. März); dafür wird der Herzog auch allen Theologen den Beſuch ſeiner Landesuniverſität vorſchreiben (14 April); auch Molanus billigt ganz ſeine Diſtinction zwiſchen dem göttlichen Recht der Sache und dem menſchlichen Recht der Localität. In dieſer ganzen Correſpondenz beträgt ſich Leibnitz als Bevollmächtigter des Herzogs.

Der Kaiſer mahnt wieder wegen der Kircheneinigung; er hat einen Nachfolger Spinolas, einen Grafen Buchheim, bevollmächtigt. Leibnitz ſchreibt eine neue franzöſiſche Denkſchrift (II. 168—189), von Molanus unterzeichnet, 27. Auguſt 1698 aus Lokkum datirt, über die Bedingungen des Friedenswerks. Sie geht vom alten Standpunkt aus, iſt ſyſtematiſcher ausgearbeitet als die frühern, und bietet große Zugeſtändniſſe, denen ſich die helmſtädter Theologen unbedingt anſchließen, wie wir aus einem Brief von Fabricius, 21. December 1699 erſehn, der nicht blos das Zuſtandekommen der Einigung für möglich hält, ſondern nicht einmal verlangt, daß der Papſt ſeine Infallibilität aufgebe. Auch mit einem römiſchen Cardinal (December 1698) verhandelt Leibnitz darüber. Was aber am meiſten befremdet, iſt eine lateiniſche Denkſchrift (Irenica II S. 546—559) von Leibnitz' Hand, wieder unter der Maske eines Katholiken, wo hauptſächlich hervorgehoben wird, daß den proteſtantiſchen Pfarrern die Prieſterweihe durch Handauflegen fehle, die in der erſten Kirche ſeit der Apoſtelzeit in ununterbrochner Folge ſich fortpflanze, und daß ſie daher keine echten Prieſter ſeien. Der beſtändige Refrain dieſer faſt lyriſch gehaltenen Apotheoſe des Friedenswerks iſt das apokryphiſche Wort des hl. Johannes:

„Kindlein, liebet einander!“ das bekanntlich auch Lessing Gelegenheit zu einer seiner interessantesten kleinen Schriften gegeben hat.

Es ist schwer diesen Proteus zu fassen: er tastet nach allen Seiten hin, und scheint über das Ziel seiner Experimente selber nicht klar geworden zu sein. In einem Brief an Fabricius, 1698, erklärt er seine Ueberzeugung, es sei ein eitles Unternehmen, die Doctrinen vermitteln zu wollen. Er habe nur für die bürgerliche Duldung gearbeitet, denn das werde man nie erreichen, daß sich die Doctoren der beiden Parteien nicht gegenseitig verdammen. „Wenn es nur ohne Beleidigungen geschähe! Ich selber kümmere mich wenig um die Doctrinen; ich habe immer geglaubt, das Werk sei von den Politikern, nicht von den Theologen auszuführen: man lasse diesen ihre Sitten und Gebräuche, aber zwinge sie zum Frieden.“ — An Hiob Ludolf schreibt er, 26. Juni 1698: „unsre Hoffnungen sind gering; und doch, wenn 5—6 Menschen es wollten: Ludwig der Vierzehnte, der Kaiser, der Papst, ein paar protestantische Fürsten, so wäre es geschehn! Vielleicht geschieht es im folgenden Jahrhundert.“

Sehr übel war es für die Unionisten, daß im Frieden von Ryßwik die Clausel aufgenommen war, die von Frankreich an den Kaiser zurückgegebenen Stücke vom Elsaß und Breisgau sollten ihre neuen katholischen Einrichtungen behalten. Diese offenbare Beeinträchtigung der Protestanten hatte gerechten Zorn erregt; mit dem Urheber der Dragonaden in Unterhandlung zu treten war gefährlich. Und doch geschah es von Leibniz.

Nach langer Unterbrechung finden wir 16. Oct. 1698 wieder einen Brief an Bossuet, vermittelt durch den französischen Gesandten am braunschweiger Hof, Du Héron. Er knüpft an die alten Verhandlungen an, und lobt Bossuet wegen seines Kampfs gegen die falsche Mystik: es ist zeitgemäß, denn die Krankheit greift immer mehr um sich; unsere Pietisten erregen ebensoviel Lärm als eure Quietisten. Freilich darf man der wahren Andacht nicht zu nahe treten, wol aber ihren Ausschweifungen.*) — Dieser Brief soll nur eine Einleitung sein; es ist mehr im Werke.

Leibniz setzt, 8. Nov. 1698, dem Herzog Anton Ulrich einen Brief für Ludwig den Vierzehnten auf, in welchem dieser König von den bisherigen Unterhandlungen unterrichtet und um die Wiederaufnahme derselben ersucht werden sollte. Doch wäre es zweckmäßig, die Sache nicht blos den Geistlichen zu überlassen, da Bossuet vor vier Jahren ohne Grund abgebrochen habe; man möge ihm einen Staatsmann, einen von den Vorkämpfern der gallicanischen Kirche zugesellen. Die Herren von der Kirche — allen Respect

*) Auch mit der alten Dame Scudéry, die für unsern Philosophen schwärmte, wird in dieser Zeit ein lebhafter Briefwechsel geführt; Leibniz gibt sich u. a. dazu her, den Tod ihres Papagei's zu besingen. II. 219—20. 508—9. Intr. S. 23. 25.

Digitized by Google

vor ihnen! — seien zu sehr an das Predigen gewöhnt. — Frankreich, gleichfalls durch ultramontane Intriguen bedroht, habe die Aufgabe, zwischen Deutschland und Italien zu vermitteln. — Der Brief wurde durch Du Héron an den französischen Minister Torcy geschickt, und dieser gab ihn an einen, für den er am wenigsten geschrieben war, an Bossuet. — Der Prälat bewahrte eine sehr gute Haltung (11. Jan. 1699): die Verhandlungen seien 1694 nur durch den Krieg unterbrochen, er sei bereit, sie unter den von Leibnitz gestellten Bedingungen, die er ganz zweckmäßig finde, wieder aufzunehmen. Anton Ulrich sprach sich (25. Jan.) sehr glücklich darüber aus; Leibnitz selbst war nicht ganz ohne Verlegenheit.

— Um keinen Umstand auszulassen — grade in dieser Periode fragte Leibnitz, zum Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften ernannt, nach allen Seiten darüber an, ob diese Stellung nicht mit einem Gehalt verbunden werden könne? — (II. 239—40. 250.) —

Die Verlegenheit lag zum Theil darin, daß der französische Gesandte beiläufig bemerkte, König Ludwig behalte sich vor, in die Papiere der zu eröffnenden Verhandlungen selbst Einsicht zu nehmen: — also eine Correspondenz mit Ludwig dem Vierzehnten! — Molanus selbst fand doch für nöthig, den Freund zu erinnern, ob er nicht erst bei seinem Landesherrn um Erlaubniß einkommen wolle? — Und in diesem Sinn beschied denn Leibnitz in der That den französischen Prälaten, indem er hinzusetzte, es sei ihm übrigens eine große Ehre, den Briefwechsel wieder aufzunehmen, und noch dazu unter den Augen eines Monarchen, „der fast alles kann, was Menschen überhaupt können". Humanum paucis vivit genus: un petit nombre de grands princes contient éminemment pour ainsi dire tout le reste du genre humain. — Aber er zögerte, ehe er es wagte, sich an den Kurfürsten zu wenden: es sind mehrere Brouillons da, eines französisch, das andere deutsch; die Gründe stimmen in beiden nicht überein. In dem einen (datirt 28. Febr. 1699) will Leibnitz „nur dieses anführen, daß ob zwar wenig Hoffnung zur Wiedervereinigung zu unserer Zeit, dennoch dienlich sein würde, zuvörderst seine gute Neigung zu zeigen und alle Schuld der ferner anhaltenden Trennung von sich zu wälzen . . . auch zu verhüten, daß die römische Partei künftig solche unbedingte Reuniones, wie anjetzo geschieht, erhalten möge;" in dem andern wird auf die Nothwendigkeit hingewiesen, dem Herzog Anton Ulrich den Vorsprung bei Ludwig dem Vierzehnten abzugewinnen. Beide Schreiben enthalten die unrichtige Behauptung, die Unterhandlung sei von französischer Seite aufgenommen. An den französischen Gesandten schreibt Leibnitz 24. März 1699: „ich darf die Erlaubniß, von Zeit zu Zeit dem Herzog Anton Ulrich aufzuwarten, nicht mißbrauchen, weil man sie mir sonst ganz und gar entzieht. Meinem Kurfürsten gegenüber bedarf es der größten Vorsicht. Schon

Digitized by Google

habe ich mir einen scharfen Verweis wegen einer ähnlichen Uebereilung zugezogen."

Es spielte noch etwas anderes hinter den Coulissen, was dem gegenwärtigen Herausgeber der Werke Leibnitz' nicht bekannt ist. — Unmittelbar nach dem Tode Ernst August's hatten die jüngeren Söhne, der lustige Maximilian voran, hauptsächlich auf das Anstiften Anton Ulrichs, gegen die Thronfolge ihres Bruders protestirt, sich beim Kaiser beschwert und September 1698 ein Bündniß mit Dänemark geschlossen, dem Anton Ulrich 23. Mai 1699 seine Unterschrift gab. Derselbe Anton Ulrich war die Seele der „correspondirenden Fürsten", welche die Kurwürde Hannovers rückgängig zu machen suchten; er hatte unter Vermittlung Du Héron's, 28. September 1698, mit Ludwig dem Vierzehnten ein Bündniß auf drei Jahre abgeschlossen, das ganz deutlich gegen Hannover gerichtet war, und dem 4. April 1699 auch August der Starke für Sachsen und Polen beitrat. Wenn man erwägt, daß wegen derselben Zweideutigkeiten vor sieben Jahren der Jägermeister Moltke hingerichtet war, so wird man begreifen, daß Leibnitz auf einem sehr schlüpfrigen Boden stand; um so mehr, da seine Beschützerin Sophie im Stillen die Wünsche ihrer jüngeren Söhne begünstigte.

An diesen Intriguen war es noch nicht genug. Mit dem Tode ihres Gemahls Ernst August war der Einfluß Sophiens auf die hannöverschen Geschäfte geringer, dagegen die Beziehung zu ihrer Tochter Sophie Charlotte, der Kurfürstin von Brandenburg, inniger geworden. Unter der Vermittlung dieser beiden Frauen hatte Leibnitz seine Bemühungen um Gründung einer Akademie in Berlin begonnen; zugleich hatte er sich an den Unionsplänen zwischen den beiden protestantischen Kirchen wieder betheiligt. Er hatte mit Molanus (Anfang 1698) eine Via ad pacem abgefaßt, und, um den einflußreichen Spener zu gewinnen, für diesen ein Tentamen irenicum aufgesetzt, ohne ihn jedoch von der Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens zu überzeugen. 5. März 1698 hatte der Hofprediger Jablonski an Leibnitz geschrieben, er sei ganz der Mann, das Geschäft zu leiten, und war im Auftrag seines Kurfürsten im Sommer nach Hannover gekommen, um mit ihm und Molanus persönlich zu conferiren. Sie hatten ausgemacht, daß die Irrthümer, welche ein Theil dem andern vorzuwerfen pflege, den Glaubenspunkt nicht berührten, und daher geduldet werden könnten; die Ceremonien sollten freigestellt werden, und die beiden protestantischen Kirchen im Gegensatz zur katholischen zusammen die evangelische heißen. Die Verhandlungen wurden zwischen beiden schriftlich fortgesetzt. — In diesem Augenblick erfolgte der Sturz des bisher allmächtigen Oberpräsidenten Danckelmann (noch 1698). Sofort setzte Leibnitz eine Denkschrift auf, es sei von der größten Wichtigkeit, zwischen Mutter und Tochter einen dauernden Zusammenhang herzustellen,

Digitized by Google

pour maintenir un pouvoir dans les deux cours qui soit digne d'elles et qui serve à employer leur grand esprit et leurs talents extraordinaires au bien des deux maisons u. ſ. w. Freilich müßte das Geſchäft mit der größten Delicateſſe geleitet werden, um nicht die Eiferſucht des Kurfürſten zu erregen: denn auch Danckelmann ſei wol aus keinem andern Grunde gefallen, als weil er demſelben zu mächtig geworden ſei. Eine Perſon, die keinen Verdacht errege, müſſe zwiſchen beiden Damen hin und hergehn. Pour cet effet je ne saurais nommer un autre que moi. Er zählt ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte auf, und ſetzt hinzu, die Errichtung einer Akademie in Berlin ſei für ihn das unverdächtigſte Mittel, ſich in Berlin aufzuhalten und dort im Sinne Sophiens zu wirken. In der That ſuchte Jablonski (September 1699) ihm die Stelle Pufendorfs zu verſchaffen; aber Sophie Charlotte hatte nicht den Ehrgeiz, ſich politiſchen Einfluß zu erwerben; es war ihr intereſſanter, ſich mit Leibnitz über die beſte Welt, die Monaden und die präſtabilirte Harmonie zu unterhalten, womit dieſer dann endlich auch zufrieden war. Die Unterhandlungen über die Union dauerten fort, doch bemerkte der brandenburgiſche Miniſter Fuchs (19. September 1699), es walteten beſondere Hinderungen ob, als die Kaltſinnigkeit zwiſchen den beiden Höfen, der Geiſt des hannoverſchen Hofes, und ſonderlich die Härtigkeit des lutheriſchen Klerus, welche faſt unüberwindlich ſchien. — Wie dem auch ſei, wenn es Leibnitz um etwas mehr zu thun war, als um ein ſpeculatives Spiel mit Ideen, ſo konnte er nicht gleichzeitig die Union mit den Katholiken und mit den Reformirten betreiben; denn praktiſch ſchloß ſich beides einander aus; im Syſtem ſeiner präſtabilirten Harmonie freilich gehörte beides zuſammen.

Der Briefwechſel mit Boſſuet nahm auch bald einen rein theoretiſchen Charakter an. Leibnitz, von Anton Ulrich zur Fortſetzung deſſelben gedrängt, fragte 11. December 1699, ob die Offenbarung zu einem beſtimmten Zeitpunkt abgeſchloſſen ſei oder immer fortdauere? durch wen der Umfang deſſen, was zur Offenbarung gehöre, beſtimmt werde? durch Concilien oder durch den Papſt? das Tridentiner Concil habe mehrere bibliſche Schriften für kanoniſch erklärt, die früher nicht dafür gegolten. — Boſſuet gibt 9. Januar, 30. Januar eine ſehr ausführliche Antwort. — Die Offenbarung iſt abgeſchloſſen: in der Schrift und in der mündlich aufbewahrten Tradition deſſen, was der heilige Geiſt den Apoſteln unmittelbar überliefert hat. Die zweite Frage iſt gleichgiltig; entſchieden wird nur: sicut Ecclesia semper intellexit. Die vom Tridentiner Concil für authentiſch erklärten Bücher haben immer in der Kirche gegolten; dafür werden 24 Thatſachen angeführt. — Die Schrift iſt nicht das höchſte; es gibt chriſtliche Völker, welche ſie in ihre barbariſche Sprache gar nicht überſetzen konnten, und der hl. Auguſtin ſagt ſelbſt: der Menſch, welcher in Glaube, Liebe und Hoffnung lebt, bedarf der Schrift nur, um andere zu unterweiſen. Die

christlichen Symbole waren nöthig, um uns eine deutliche Erkenntniß unserer Erlösung zu geben, da Gott uns dieselbe durch das Wissen vermitteln wollte, nicht durch einen blinden Instinct, wie bei den Thieren. Zu dieser umfassenden Kenntniß gehört die ganze Dogmatik; die Kirche kann nicht zugeben, daß irgend ein Punkt derselben angetastet werde. Sie ist nachsichtig gegen die Irrthümer, so lange sie sich nicht bestimmt darüber ausgesprochen hat; dann aber tritt unbedingte Verdammniß ein. Cyprian bleibt ein Heiliger trotz seiner Irrlehre, weil damals die Kirche darüber noch nicht entschieden hatte; seine Schule dagegen, die Donatisten, als verstockt, sind verdammt. Ferendus est error, non usque adeo progredi debet, ut fundamentum ipsum Ecclesiae quatere moliatur. Die Ordnung der Kirche ist die Hauptsache. — Auf Betrieb Anton Ulrichs antwortet Leibnitz (Mai 1700) noch ausführlicher: den 24 Thatsachen werden 122 Thatsachen entgegengestellt. Es ist eine tiefe geistreiche und für die Wissenschaft höchst bedeutende kirchengeschichtliche Abhandlung (II. S. 314—369), welche hauptsächlich die orientalische Kirche der lateinischen entgegenstellt, und der letzteren vorwirft, alle wissenschaftliche Strenge der bloßen Beredtsamkeit geopfert zu haben. Der Begriff der Ueberlieferung wird einer kritischen Untersuchung unterzogen und nachgewiesen, daß ohne unaufhörliches Wunder dieselbe sich nicht rein erhalten konnte; daß der Begriff der allgemeinen Kirche, ohne bestimmtes Organ, bei dem man ihn fassen könne, ein viel zu vager sei; daß man eine Uebersetzung wie die Vulgata nicht für infallibel erklären könne, wenn das Original noch vorhanden sei; über die ersten Jahrhunderte des Christenthums werden Enthüllungen gemacht, die sehr viel Menschlichkeiten darin nachweisen; daß endlich die Neuerungen des Tridentiner Concils unannehmbar seien. Il n'y a que la force ou bien une indifférence peu éloignée d'une irréligion déclarée qui ne se fait que trop remarquer dans le monde, qui puisse le faire triompher. J'espère que Dieu préservera son église d'un si grand mal. — Bossuet, dem es jetzt hauptsächlich darauf ankommt, Anton Ulrich den Uebertritt zu erleichtern (der 1710 wirklich erfolgte), fordert Leibnitz 1. Juni 1700, noch einmal auf: sich ernsthaft vor Gott zu prüfen, ob es ein Mittel gebe, d'empêcher l'église de devenir éternellement variable, wenn man voraussetzt, daß sie irren kann. Kann sie aber nicht irren, so dürfen wir auch ihre Beschlüsse nicht abändern, in der übrigens löblichen Absicht, ein Schisma zu endigen. — Für das Volk, antwortet Leibnitz 3. September, sind dergleichen Argumente recht gut. Mais quand il s'agit d'approfondir les choses et de parvenir à la vérité, ne vaudrait-il pas mieux convenir d'une autre méthode, qui approche un peu de celle des géomètres, et ne prendre pour accordé que ce que l'adversaire accorde effectivement, ou ce qu'on peut dire déjà prouvé par un raisonnement exact? C'est de cette méthode que je souhaiterais de me pouvoir

Digitized by Google

servir. Elle retranche d'abord tout ce qui est choquant; elle dissipe les nuages du beau tour et fait cesser les supériorités que l'éloquence et l'autorité donnent aux grands hommes (immer höflich, auch wenn er grob wird!), pour ne faire triompher que la vérité. Freilich ist die Kirche unfehlbar; aber stellt denn jede beliebige Versammlung, die sich Concil nennt, die Kirche dar? Hundertmal habe ich gefragt: wodurch legitimirt sich ein echtes Organ der Kirche? Und Sie antworten mir nur mit Allgemeinheiten. Derjenige untergräbt am meisten die Autorität der Kirche, der sie zu leichtfertigen Entscheidungen veranlaßt; der ewige Wechsel wird am besten verhindert, wenn man darin vorsichtig und besonnen ist. Wir sind die wahren Katholiken, die wir nicht zugeben, daß durch unbesonnene Entscheidungen der heilige Name der katholischen Kirche beeinträchtigt werde."

Bossuet hatte gewünscht, daß zu den Unterhandlungen auch ein protestantischer Geistlicher gezogen werde; Leibnitz (21. Juni 1701) versteht das so, als ob ihm Molanus nicht genüge; dagegen protestirt der Bischof 12. August sehr entschieden: Molanus' Cogitationes privatae wären der beste Weg gewesen, eine Verständigung anzubahnen, aber dieser scheine sich ganz zurückgezogen zu haben. — Entgegenkommen können wir euch nur in Fragen der Disciplin; in den Dogmen ist es unmöglich. Les affaires de la religion ne se traitent pas comme les affaires temporelles, que l'on compose souvent en se relâchant de part et d'autre, parceque ce sont des affaires dont les hommes sont les maîtres. Mais les affaires de la foi dépendent de la révélation. Es würde zu nichts führen, wenn ich hier sehr zu unrechter Zeit den Gemäßigten spielen wollte. Die wahre Mäßigung besteht darin, daß man sich klar und bestimmt ausdrückt, um keine Zeit zu verlieren. Ihr schlagt uns, um der Kirchenvereinigung willen, Mittel vor, die uns in ein viel schlimmeres und unheilbareres Schisma treiben würden, als das, welches wir heilen wollen. Wir sollen die Beschlüsse des Tridentiner Concils suspendiren; wie können wir das? Wir haben sie alle unterschrieben, und sie sind die Regeln, nach denen wir urtheilen. Ihr gebt die Unfehlbarkeit der Kirche zu, aber ihr bestreitet uns jedes Mittel, sie kenntlich zu machen. Das neue Concil, das ihr vorschlagt, würde damit anfangen, alle bisherigen Lehren der Kirche in Frage zu stellen. Laissez nous donc en place comme vous nous y avez trouvés, et ne forcez pas tout le monde à varier ni à mettre tout en dispute; laissez sur la terre quelques chrétiens qui ne rendent pas impossibles les décisions inviolables sur les questions de la foi, qui osent assurer la religion, et attendre de Jésus-Christ, selon sa parole, une assistance infaillible sur ces matières. C'est là l'unique espérance du christianisme. — Soll eine Annäherung stattfinden, so gebt ihr nach, prüft eure Dogmen von Neuem; ihr könnt es, wir können es nicht. Das ist ein Vortheil auf

Digitized by Google

unſerer Seite, aber dieſer Vortheil liegt in der Natur der Sache; warum ſeid ihr abgefallen? — Daran ſchließt ſich eine neue Darſtellung der Kirchengeſchichte in 62 Artikeln vom katholiſchen Standpunkt, damit Leibnitz nicht behaupten könne, er habe ihn widerlegt (II. 396—426).

Nun wirft auch Leibnitz alle Rückſichten bei Seite. — Gut declamirt! ruft er aus; aber wir unſrerſeits müſſen euch bitten, de laisser sur la terre des gens qui s'opposent au torrent des abus, qui ne permettent point que l'autorité de l'église soit avilie par de mauvaises practiques et qui ne souffrent point qu'on abuse des promesses de Jésus-Christ pour établir l'idole des erreurs: autrement c'est rendre l'assistance de Jésus-Christ, unique éspérance des chrétiens, très obscure et très incertaine. Alſo ihr könnt nichts zurücknehmen? — vergebens ſchmeichelt ihr euch, daß ihr darin einen Vortheil habt, comme s'il était permis à une bande de petits évêques italiens, courtisans et nourrissons de Rome, peu instruits et peu soigneux du vrai christianisme, de fabriquer dans un coin des Alpes, d'une manière désapprouvée hautement par les hommes les plus graves de leur temps, des décisions qui doivent obliger toute l'église si nous les voulons croire. Non, Monseigneur, un tel concile ne passera jamais. — Auf Boſſuets kirchengeſchichtliche Darſtellung ſendet er 5. Febr. 1702 eine Entgegnung ein (II S. 429—48), die ein ausführliches Studium verdient, die wir aber hier übergehn müſſen. Er kommt zu dem Reſultat: auch auf die heil. Schrift ſind die Geſetze der gewöhnlichen Kritik anzuwenden; er ſagt von Luther, daß ihm das Menſchengeſchlecht Hoffnung und Freiheit verdankt; er wird einige Male ſogar recht ſpöttiſch. Nicht mit Unrecht bezeichnet der Herausgeber dieſe Denkſchrift als die Grundlage der modernen Exegeſe.

In Rom war man mit Boſſuet nicht ganz zufrieden (vgl. Introd. I S. 62—66); man wollte die Unterhandlungen nicht aufgeben. In einem Brief an den Cardinal Davia, 1702, ſchreibt Leibnitz, ein neuer Verſuch könne nicht sub auspiciis hannoveranis, weil nunmehr England im Wege ſteht, ſondern Se. hochfürſtl. Durchlaucht zu Wolfenbüttel geſchehn. Der ſächſiſche und preußiſche Hof — vielleicht auch der ruſſiſche — könnten nützlich concurriren. Vor allem müßte der Papſt einem gelehrten und gemäßigten Mann unbedingte Vollmacht ertheilen. — Die Sache war die: im Sommer 1701 war eine engliſche Geſandtſchaft in Hannover angekommen, um Sophie als Nachfolgerin der Königin Anna zu erklären: eine Thronfolgeordnung, die auf den Proteſtantismus gegründet war. — Die berliner Verſuche 1703, die evangeliſche Kirche zu conſtituiren und die helmſtädter Intriguen 1708, die mit dem Uebertritt Anton Ulrichs endeten, übergehn wir

Digitized by Google

hier. — Ueber die Ausgabe im Allgemeinen behalten wir uns weitere Bemerkungen vor.

Julian Schmidt.

Bilder aus Altbayern.

2.

Sehr hübsch ist, was Steub über einen Gegenstand sagt, der dem Lande nächst der Luft das Wichtigste und auch dem Fremden nächst Berg, Wald und See von besonderstem Interesse schon deshalb ist, weil er ihn in Bayern zu jeder Zeit und aller Orten wie ein fünftes Element umgibt. Der fröhliche Klang klappernder Bierkrügeldeckel begrüßt ihn, wenn er das Bett verlassen, und ein milder Schlaftrunk labt ihn, ehe er sich zu Raste legt. Wie anderwärts das Gespräch vom Wetter oft Fremde zusammenführt und bisweilen der Anfang lebenslang dauernder Freundschaften wird, so leitet hier häufig die Frage: Ist's frisch angestochen? die angenehmsten Bekanntschaften ein. Beklagenswerth ist, daß wir noch keine Geschichte des biedern Nationalgetränks der Bayern besitzen. Indeß weiß man, daß der freundliche Saft bis in die grauen Zeiten des neunten Jahrhunderts hinauf bajuvarische Herzen erquickte. In einer Urkunde von 816 wird eine „carrada de cerevisia" als Abgabe von der Kirche zu Böring erwähnt. 1293 geschah das jetzt Undenkbare und noch lange nicht genügend Erklärte, daß die Herzöge Ludwig und Otto geboten, es solle in ihrem Lande zu Bayern ein ganzes Jahr hindurch kein Bier mehr gebraut werden. Erfreulicher dagegen ließ sich das Jahr 1542 an, wo der Landtag das Sommerbier auf zwei Pfennige und das Winterbier auf drei Heller die Maß festsetzte.

Ein sprechendes Zeichen edler bayerischer Einfalt ist, daß das Land zu allen Zeiten nur Ein Bier braute — eins, aber einen Löwen. „Nicht ohne großes Selbstbewußtsein blickt der Bayer auf die bunte Musterkarte norddeutscher Gebräue mit ihren lächerlichen Titeln, auf den Brausegut am Harz, den Beißdenkerl zu Boitzenburg, den Hund zu Bremen, den Stürzdenkerl zu Domburg, die Caccabulla zu Duisburg, den Krabbelanderwand zu Eisleben, den Maulesel zu Jena!, den Mordundtod zu Köpenik, das Lumpenbier zu Wernigerode und so viele andre, die sich alle nach seiner Meinung nur in so fern unterscheiden, als sie sämmtlich mehr oder weniger ungenießbar sind."

Digitized by Google

Viel Ungerechtes und Verletzendes ist den Altbayern nachgerufen und nachgeschrieben worden wegen ihres Nationalgetränks. „Besonders haben sich die Schnapsländer stets am meisten moquirt über diese Stammeseigenthümlichkeit, obgleich sie selber, wenn sie einmal über Donau und Lech hereingebrochen, an diesem flüssigen Lotos ein tiefes Gefallen zu finden beginnen und selbst zur Polizeistunde oft nur mit sanfter Gewalt aus den Wirthshäusern hinauszuschaffen sind. In der That ist es auch, mäßig genossen, ein lieblicher Trank, gesellig und friedlich, weil es viel langsamer als der Wein zur Berauschung, zu Lärm und Streit verführt, billig und vor allem republicanisch, da es der Fürst, der König nicht anders erhält als der Bettler. Wenn die Altbayern auf der leipziger Messe weniger literarische Kleinodien auslegen als die meisten andern Deutschen, so ist dies, wenn nicht ihrer Bescheidenheit, so sicher auch nicht ihrem Nationaltrank zuzuschreiben, sondern eher ihrer Vorliebe für Ackerbau und Viehzucht, wie ja auch die Arkadier im alten Griechenland keinen Homer und keine Tragiker erzeugten und auch heute noch die Pommern, die Märker, die Mecklenburger dasselbe thun oder vielmehr unterlassen. Daß man manchen Schoppen Bier zu trinken und dabei doch geistreich zu sein vermöge, hat unter Andern Jean Paul nachahmungswürdig dargelebt."

Steub erinnert dann daran, daß Schiller, nach Gustav Schwabs Leben des Dichters, als er mit Don Carlos umging und schon vorher viel lieber Bier als Wein getrunken habe, und zieht daraus den patriotisch-bayerischen Schluß: „Wenn nun schon das mannheimer Bier der ihm einwohnenden Muse so gedeihlich war, was würde er erst gedichtet haben, wenn er mit unserm münchner Nektar vertraut geworden wäre!"

Unser Humorist meint trauernd, seitdem der Gerstenwein aus dem dresdner Waldschlößchen und andern mittel- und norddeutschen Sudstätten in dem mitternächtlichen Deutschland alle südliche Concurrenz zu ertödten drohe, scheine die Weltherrschaft des bayerischen Arcanums gebrochen. Dies ist ein schwerer Irrthum, den ein Gang durch die berliner und leipziger Trinkanstalten in sein heiterstes siegfreudigstes Gegentheil aufhellen würde. Einverstanden dagegen erklären wir uns mit Folgenden: „Wie manchen Volksstämmen gewisse universalhistorische Ideen zur Bewahrung anvertraut waren, bis die andern Nationen herangereift, so auch den Bayern das einzige wahre welthistorische Bierrecept, das jetzt auszugehn anfängt unter die herangebildeten Völker, unter Christen und Heiden, sogar unter die Amerikaner, die von dem bayerischen Lagerbier demnächst eine Wiederherstellung ihrer öffentlichen Mäßigkeit verhoffen und so auch hier, wie in Allem, zu den verkehrtesten Consequenzen gelangen."

Wie in Hellas sich sieben Städte um die Heimath Homers stritten, so streiten sich hier sieben und noch mehr brave Landstädtchen um den Ruhm, das beste

Digitized by Google

Nationalgetränke zu brauen. Steub, allem Anschein nach ein Kenner, legt „seinen Lorbeerkranz auf das ehrenreiche Bräuhaus zu Tegernsee, wo der uneigennützige Königssohn (Prinz Karl) eine lautere Quelle strömen läßt, an der sich im Sommer alle deutschen Völker vom Auf- und Niedergang, alle politischen Parteien mit Dank und Verehrung laben, Großdeutsche und Gothaer, wie die zukunftsvollen Anhänger der Trias, ja selbst die Demokraten, insofern man bei der letzten Volkszählung überhaupt noch Anhänger dieser widerwärtigen Sekte gefunden haben sollte."

Das frischeste und tüchtigste Volk im gebirgigen Theil Altbayerns findet Steub in dem Lande zwischen Inn und Isar, nördlich bis an die Mangfall, namentlich aber in dem Landgericht Miesbach und im Tegernseer Gebiet. Die Leute dieser Gegenden sind groß, schlank, oft von sprechendem Gesichtsausdruck, ihr Auge hell und keck, ihre Sprache rasch, häufig begegnet man unter ihnen gesundem Mutterwitz. Sie sind fleißig und anstellig, begreifen leicht und behalten fest. Im Allgemeinen friedlicher Natur, sind sie doch nicht frei von Leidenschaftlichkeit, die mitunter heftig losbricht, sich aber auch schnell wieder begütigen läßt. Meist wohlhabend, genießen sie ein bequemes Dasein, was ihnen allenfalls auch einen leicht zu ertragenden Bauernstolz einflößt. Wie aller Unfug hier am fleißigsten cultivirt wird (das später zu erwähnende „Haberfeldtreiben" hat hauptsächlich hier seinen Sitz, und gefallne Mädchen sind in diesen Gegenden keine Ausnahmen, eher die Regel), so auch jede schöne Seite des Berglerlebens, namentlich Zitherspiel, Dichtkunst und Gesang.

Aehnliches berichtet Steub von den Bewohnern der schönen Landschaft am Miesenbach, vorzüglich von den Dörfern Eisenarzt, Rupolding und Zell. „Das Volk ist schön und groß, die Weiber namentlich hochgebaut und voll, tüchtige, fruchtbare Mütter. Sie sind meist mit guten Talenten ausgestattet, lernen leicht in der Schule, lesen sogar die Zeitungen mit Verstand, sind gutmüthig, frisch, munter und liederreich, nicht ohne Sinn für unabhängiges, selbständiges Wesen."

Ebenfalls zu dem reinsten und besterhaltenen Schlag der Bajuvaren gehören die an schwäbische Landschaften grenzenden Jachenauer. Sie sind schön und zierlich gebaut, kräftig und beweglich. Auch die Mädchen zeigen sich in den Jahren der ersten Jugendblüte hübsch und einnehmend. Es herrscht unter ihnen viel Wohlstand. Die Häuser werden sauber gehalten. Friedlicher Sinn und Uneigennützigkeit sind allgemeine Tugenden. Man hält auf den Schulunterricht. Geschlechtliche Vergehungen sind selten. Man beweist nicht nur den Kindern, sondern auch den Eltern Liebe. Die altersschwachen „Austrägler" werden mit Milde und Achtung behandelt, nicht wie anderwärts nur zu oft mit Härte und Rohheit.

Bei Weitem weniger Erfreuliches ist von den Berchtesgadnern und dem

Digitized by Google

Menschenschlag im Amte Werdenfels zu berichten. Es ist eigenthümlich, daß grade an diesen beiden Enden des bayerischen Gebirgs die Zeichen einer gewissen Verwelktheit sich kundgeben, während in dem weiten Alpenlande zwischen diesen Ecken der Mensch noch ganz frisch und grün ist. Aber es erklärt sich, wenn man sich erinnert, daß diese Gebiete einst unter dem Krummstab standen und daß die Bewohner derselben wie der ganze Typus, die dunkle Hautfarbe, das schwarze Haar und Auge und der kurze Wuchs zeigen, sehr wahrscheinlich romanischer Abstammung sind. Namentlich die Berchtesgadner sind ein verkommnes Völkchen. Mit Bedauern betrachtet man diese dürftigen Schnitzer und Bergleute, die vielen kropfigen Männer, die furchtbar häßlichen Weiber, die kümmerlich fahlen Jungen, die gelben abgestandenen Mädchen. Mit Wehmuth blickt man auf ihre Armuth, ihren Hang zur Frömmelei und auf das gedrückte schlaffe Wesen der Leute, die den Forderungen des Tages wie einem Verhängnisse nur den alten Glauben entgegenzusetzen wissen. Mit Niedergeschlagenheit und Mißbehagen vergleicht der Wandrer die Genüsse, die das Land dem Auge bietet, mit denen, welche seine Wirthshäuser ihm gewähren.

Während in ganz Oberbayern auf 63, im nördlichen Theile des Kreises erst auf 123 Conscribirte ein Kropfiger kommt, findet sich im Bezirk Berchtesgaden schon einer auf 14; und während im ganzen Kreise auf 1466 in den nördlichen Districten auf 1986 und sonst im Gebirge auf 652 Einwohner ein Blödsinniger (volksthümlich Fex) trifft, zählt man im Berchtesgadenschen einen solchen Unglücklichen auf 152 Seelen.

Volkskrankheiten außer Kropf und Cretinismus sind in Altbayern das Wechselfieber und der Typhus, und zwar kommen die letzteren vorzüglich im Flachlande vor. Die Bewohner des Dachauer und Erdinger Mooses (im Osten und Westen der Isar) und der benachbarten Dorfschaften, die nur wenig über dem Niveau der Moosgründe liegen, sowie die der flachen Landstriche, die an das Donaumoos grenzen, werden jedes Frühjahr vom Wechselfieber heimgesucht. Als kleinere Entwicklungsheerde dieser Krankheit bezeichnet Wolfsteiner in der „Bavaria" die Filze und Moore gegen das Hochland hin, auch Seen, deren Ufer flach und von denen ein Theil ihres frühern Spiegels versumpft ist. So glaubt der Filzler bei Weilheim die Gesundheit seiner Natur in Zweifel ziehn zu müssen, wenn er aufwächst, ohne einmal vom „Frörer" geschüttelt worden zu sein. Diese Wechselfieber sind jetzt nur in seltnen Fällen gefährlich, während sie noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in und bei Ingolstadt häufig nach wenigen Anfällen den Tod zur Folge hatten. Der Typhus haftet namentlich in dem sonst ziemlich gut gelegenen München wie eine endemische Krankheit. Es ist wahrscheinlich seit Jahrzehnten kein Tag vergangen, an dem hier nicht ein Typhuskranker lag, und kein Monat, in dem

Digitized by Google

dieſes Uebel nicht ein Opfer hinraffte. Dieſe Krankheit „bringt dem Kreiſe Oberbayern jährlich einen Verluſt an Menſchenleben bei wie eine verlorene Schlacht, es unterliegen ihr drei bis vierhundert Menſchen und zwar gewöhnlich nicht kränkliche, ſondern kerngeſunde Naturen."

In Betreff der Gebräuche und Sitten des Volkes geben wir das Wichtigſte aus den Abhandlungen, die Dahn nach den Lentnerſchen Aufzeichnungen, von Leoprechtings „Aus dem Lechrain", Panzers und Steubs Mittheilungen und Schmellers Idiotikon für die „Bavaria" zuſammengeſtellt hat.

Das altbayeriſche Landvolk hält noch faſt allenthalben an den von Alters her überlieferten Sitten feſt, die ſich einestheils an beſtimmte Tage des Jahres, anderntheils an wichtige Vorkommniſſe des Lebens, Taufen, Heirathen und Todesfälle knüpfen.

Das Jahr beginnt für den Bauer erſt mit dem Dreikönigstag; der erſte Januar iſt ihm nur inſofern bedeutſam, als die Kirche an ihm die Beſchneidung Chriſti feiert und als die ihm vorhergehende Sylveſternacht eine der vier „Rauchnächte" iſt. (Die andern drei ſind die Thomasnacht, die auf den 21. December fällt, die Chriſtnacht und die Dreikönigsnacht.) Der Dreikönigstag heißt in Altbayern auch der „oberſte Tag" oder das „große Neujahr" und wird an vielen Orten ſehr hoch gehalten. Am Vorabend ſchon wird in der Kirche Waſſer, Salz und Kreide geweiht. Aus den beiden erſten bildet man den zu allerhand Aberglauben dienenden Salzſtein, der ſim vorigen Abſchnitt erwähnt wurde, und von dem man beſonders beim Antritt einer Wanderung zu genießen pflegt. Mit der Kreide bezeichnet der Bauer ſeine Haus-, Stuben- und Stallthür mit den Anfangsbuchſtaben der heiligen drei Könige und der Jahreszahl, was den Eingang böſer Geiſter verhütet. Der Hausvater, häufig von zwei Perſonen begleitet, die ihm Licht und Schlüſſel nachtragen, ſchreitet dabei, nach dem Abendläuten, mit Büſcheln von heiligen Kräutern und vorzüglich mit Kranewit-, d. h. Wachholderbeeren räuchernd durch alle Räume ſeines Anweſens.

Dieſe Nacht bildet auch den Schluß der ſogenannten Klöpfels- oder Anrollernächte, die mit dem erſten Donnerstag im Advent beginnen und in denen Kinder und arme Leute in den Dörfern von Haus zu Haus ziehen, um mit Sprüchen und Liedern Brot, Aepfel und Nüſſe zu erbitten. Die alten einfältig ſchönen Lieder, die vor Weihnachten die freudige Erwartung, zur Chriſtnacht die Geburt des göttlichen Kindes und ſpäter die Anbetung der drei Weiſen aus Morgenland und der Hirten von Bethlehem ſchilderten, ſind jetzt an den meiſten Orten verklungen, und der Spruch der Umziehenden iſt ſehr proſaiſch geworden. Er lautet jetzt faſt überall nur: heut iſt Klöpfelsnacht — i bitt um e Klöpfl."

Neben dieſen Geſtalten der chriſtlichen Legende geht aber zugleich eine

Digitized by Google

Erinnerung aus der Heidenzeit des Volkes um, die Perchtfrau, einst eine hohe lichte Göttin, die Personification hausmütterlichen Waltens, die Schützerin und Lohnerin fleißiger treuer Arbeit, später eine Unholdin, die gespenstisch umherschleichend faulen Spinnerinnen den nicht abgesponnenen Flachs am Rocken verdarb, ihnen die saumseligen Finger verbrannte, ihnen des Nachts den Bauch aufschnitt und Häckerling und Werg hineinstopfte, jetzt nur noch ein Spuk für ungezogne Kinder, in welcher Gestalt sie gleich dem norddeutschen Ruprecht häufig schon am Nikolaustag erscheint.

Endlich macht die Dreikönigsnacht auch den Schluß der offenen Zeit für das „wilde Gejaid", das „wüthige Heer", welches vom Advent an und zumeist in den zwölf Nächten auch hier neben den biblischen Hirten, Königen und Weisen seinen unheimlich dahinbrausenden Zug durch die Lüfte hält, Unvorsichtige mit fortführt, Spöttern die blutende Lende eines Menschen oder Pferdes zuwirft. Von dem ursprünglichen Zusammenhang mit Wuotan, dem göttlichen Führer des Todtenheeres, haben sich nur schwache Spuren erhalten. Dagegen sagt man hier, daß der Teufel zu Weihnachten die Holzweiblein jage.

Ein zweiter wichtiger Tag im Bauernkalender Altbayerns ist Mariä Lichtmeß oder Kerzenweihe — der 2. Februar. An diesem Tag wird überall das Wachs geweiht, dessen die Kirche und das Bauernhaus im Lauf des Jahres bedarf. „Die Kirche insbesondre weiht die Osterkerze, welche bei Taufen, zu Ostern, zu Frohnleichnam angezündet wird, und die Wetterkerze, die man während des Sommers bei den sogenannten Schauermessen anzündet, um Hagelschlag und Wolkenbruch fern zu halten. Jeder Hausvater kauft von der Kirche eine geweihte weiße Kerze für sich, für die Frau den rothen Wachsstock. Die Hauskerze wird das Jahr hindurch sorgsam aufbewahrt und nur bei schwerem Unwetter in der Nacht angebrannt; ebenso wird sie am Sterbebett angezündet, um den Teufel von der scheidenden armen Seele fern zu halten; das rothe Wachs des Frauenwachsstocks pflegt besonders um Hand, Fuß und Geräth der Wöchnerin gewunden zu werden, um allen Zauber von Mutter und Kind abzuwehren. Ferner werden diese rothen Wachsstöcke von den Weibern in der Kirche angezündet, wenn sie um einen Verstorbenen in der Klage sind, „zum Heil der armen Seele im Fegefeuer." Endlich macht man aus diesem Wachs auch den Trudenfuß, der zum Schutz gegen die im Glauben des Landvolks noch immer lebendigen Hexen und Truden gebraucht wird.

Am 5. Februar, dem Tage der heiligen Agathe, wird namentlich im Isarland das Brot geweiht, was jedoch in einigen Gegenden am grünen Donnerstag geschieht, wieder in andern am Benedictentag vorgenommen wird.

Der Fasching, der auf dem Lande mit dem letzten Donnerstag vor den Fasten gipfelt, wird vorzüglich mit Maskenlaufen gefeiert, indeß ist die Ver-

Digitized by Google

kleidung meist sehr einfach: man kehrt die Kleider um und schwärzt sich die Gesichter. In solchem Aufzug besuchen die jungen Leute die Nachbardörfer und ziehen deren Bewohner mit den allerwärts vorkommenden neckischen Beschuldigungen auf, die eine Gemeinde gegen die andere nach dem Muster der Erzählungen von den Lalenburgern zu erfinden pflegt. Der Fastnachtsschimmel, ein kleines Drama, bei welchem ein Bursch auf künstlichem Rößlein, begleitet von maskirten Genossen, von Haus zu Haus zog und die Bewohner in schnurrigen Versen verspottete, ist nur selten noch zu sehn. Dagegen wird hier und da noch die Fastnacht in scherzhafter Procession durch das Dorf geführt und schließlich im größten Dunghaufen desselben begraben. Das Ende dieser Scherze macht die Aschermittwoch, der „äscherige Mitta" wo sich Vormittags die ganze Gemeinde in der Kirche feierlich einäschert und des Abends die geweihte Asche auf die Felder gestreut wird, „was der Saat ersprießlicher ist als drei Tage Regen und drei Tage Sonnenschein".

Im Lauf des Februar wird das Ausdreschen des geernteten Getreides vollendet. Wer dabei auf die letzte Garbe den letzten Schlag mit der Drischel führt, wird mit allerhand Scherzen gefeiert. „Im Lechrain (vergl. unsre Mittheilungen über deutsche Erntegebräuche in Nr. 34 dieses Jahrganges) heißt es von ihm „er hat die Los", d. h. die Sau; er muß den letzten Strohbüschel heimlich in die Tenne des nächsten Bauern zu werfen suchen, der mit dem Ausdreschen noch im Rückstande ist, und der nun, wenn es gelang, ihm jenen greifbaren Beweis, daß man ihm zuvorgekommen, heimlich zuzustecken, ob seiner Saumsal schwer verhöhnt wird. Deshalb stehn aber die Knechte dessen, der ein solches Zustecken der Los zu fürchten hat, auf scharfer Lauer, und wird der Loswerfer beim Anschleichen entdeckt, so geht es ihm schlecht: er wird gebunden, im Gesicht mit Ruß beschmiert, in den Brunnen getaucht und endlich in Stricken seinem Herrn zugeführt." Den Beschluß der „Drischlenk" macht eine fröhliche Mahlzeit, bei welcher der Ehrenknecht, der den letzten Schlag gethan, das „Losküchel" bekommt, das oft 2 bis 3 Schuh breit, mit Wachslichtern besteckt und mit kleinen dreschenden Bauern von Wachs verziert ist.

Am Sonntag Lätare, dem „Rosensonntag" kommt hier und da noch der Umzug von Sommer und Winter vor, wobei der erstere in alles Grün, das die Jahreszeit gewährt, gekleidet, mit Bändern geschmückt, und ein Blütenreis oder einen mit Aepfeln behangenen Baum in der Hand auftritt, während der Winter in Pelzrock und Pelzmütze, mit der Schneeschaufel oder dem Dreschflegel erscheint. Eine Gesellschaft in entsprechender Tracht durchzieht mit den beiden Parteiführern das Dorf, man singt alte Lieder ab, sammelt Geschenke an Brot, Eiern und Obst für den „luschtinge Sommer" und führt ein kleines Gefecht auf, wobei der Winter vom Sommer besiegt und nun entweder in

Digitized by Google

den Dorfbrunnen getaucht oder unter Jubel und Lachen in den Wald hinausgejagt wird.

Der 24. April, das Fest des heiligen Georg, wird im Chiemgau, wo man viel Pferdezucht treibt, mit einer großen berittenen Proceſſion gefeiert, zu der ſich die Theilnehmer, jeder mit zwei Pferden, im Schloßhof zu Stain ſammeln. Früh ſieben Uhr bricht der Zug auf, geführt von Poſtillonen und blaſenden Trompetern ſowie ſechs „Engeln", Bauernbuben in weißen Jacken, fleiſchfarbenen Strümpfen und rothen Schuhen auf ſchneeweißen Roſſen. In ihrer Mitte befindet ſich der heilige Georg ſelbſt in Helm und Harniſch, einem rothen Mantel und hohen Stulpenſtiefeln. Er reitet ebenfalls einen Schimmel und hält in der Linken eine roth und weiße Kreuzfahne, in der Rechten ein Schwert. Dieſem Vortrab folgt, in Vertretung der Gutsherrſchaft, ein Mitglied des Landgerichts, dann kommen die Zechpröpſte, Vorſteher der Georgibruderſchaft mit großen kranzgeſchmückten Kerzen und nun endlich die Reiter paarweiſe, nach Pfarreien geordnet, vor jeder Schaar ein Fähndrich. Der Zug geht auf der alten Salzburgerſtraße nach der St. Georgenkirche zu Weißbrunn, deren Pfarrer den Pilgern mit dem Allerheiligſten und begleitet von Mitgliedern der Georgibruderſchaft, die weiße Talare mit rothen Kragen und Stäbe mit dem Bilde des Patrons tragen, entgegenzieht. Dieſer Zug von Fußgängern macht vor einer alten Linde bei der Kirche Halt, wo dann der Pfarrer zuerſt allen Verſammelten den Segen ertheilt und hierauf die einzeln an ihm vorübergaloppirenden Reiter mit Weihwaſſer beſprengt. Nach einer Predigt und nach einem Hochamte in der Kirche zecht man und treibt Roßhandel. Die Georginacht gehört in vielen Gegenden als Freinacht den ledigen Burſchen, die in ihr allerlei Schabernack treiben, den Nachbarn das Ackergeräth verſchleppen, ja wenn es das niedrige Dach eines Hauſes geſtattet, wol gar einen Leiterwagen auf den Firſt ſetzen.

Am Palmſonntag bindet und weiht man die „Palmbüſchel". Das Heft derſelben bildet ein Haſelzweig, daran befeſtigt man Blütenkätzchen von Weiden, die altheilige Miſtel und den Sayling, deſſen Geruch die Hexen vertreibt. Für jedes Gemach wird ein Palmbuſch geweiht und das Jahr hindurch ſorgfältig bewahrt. Naht ſich ein Gewitter, ſo verbrennt man einen Theil davon auf dem Heerde, dann ſchlägt der Blitz nicht ein. Am Charſamstag wird häufig noch vor der Kirchthür ein mächtiges Feuer angezündet, wozu jedes Haus im Dorfe ein Scheit liefert. Darin verbrennt man eine hölzerne Figur, Judas den Verräther. Die halbverkohlten Scheite nimmt man mit heim, da ſie bei Gewittern auf dem Heerde in Brand geſetzt die Blitze abwehren. Anderwärts zündet man nur ein Stück Schwamm an dem Scheiterhaufen an und bringt damit neues Feuer für das

Digitized by Google

Jahr nach Hause, was entschieden auf heidnischen Ursprung der ganzen Ceremonie deutet.

Auch an Ostern knüpfen sich heidnische Sitten, so die rothen Ostereier und der Glaube an die geheimnißvollen Segenswirkungen des Osterwassers. Sehr eigenthümlich war ein erst seit sechs Jahren in der Jachenau außer Uebung gekommener Gebrauch, nach welchem in jedem Jahre von einem der 36 Hofbesitzer der Reihe nach ein Widder zum Besten gegeben wurde, den man in Vierteln briet, dann wieder in einen Korb ganz zusammenrichtete, am Kopf mit einem Kranz von Buchsbaum und Bändern zierte und, gleich den Opferthieren des germanischen Heidenthums an den Hörnern vergoldete. Der Erbe des Hauses oder der Oberknecht trug dann den Widder zur Weihe in die Kirche und von da ins Wirthshaus, wo ihn der Wirth zerhackte und an die Hirten der einzelnen Höfe und andere arme Leute vertheilte.

Von den vielen Feiergebräuchen, mit denen noch das späte Mittelalter den ersten Maitag begrüßte, hat sich nur das Setzen von Maibäumen erhalten, und zwar zunächst solcher, die, von den Burschen in feierlichem Zug aus dem Walde geholt und festlich vor dem Wirthshaus aufgepflanzt, dem ganzen Dorfe gelten. Namentlich im Ampergrund, aber auch im Innthal und im Chiemgau sieht man die Maibäume reich verziert und alle drei bis fünf Jahre erneut. Neben bloßen Zierrathen, Fahnen, Wappen, Kränzen haben sie auch unerläßliche Bestandtheile, oben einen grünen Tannenwipfel, dann das „Leiden Christi", d. h. alle bei demselben gebrauchten Instrumente, als Geißel, Ruthe, Leiter, Würfel, Nägel, Hammer, Schwamm und Speer, dann Kirche und Bauernhaus, Bauer und Bäuerin, die Zeichen der Gewerke und zu unterst vier Armbrüste, gegen alle vier Winde gerichtet und wol aus der Zeit stammend, wo die hergebrachte Waffe des Bauern im Heerbann Pfeil und Bogen war. Außer diesem allgemeinen Baum pflanzt man im Innthal besonders braven Mädchen, tüchtigen Pfarrern, freigebigen Wirthen und anderen wohlbeliebten Personen, sowie in einigen Dörfern des linken Ufers auch dem jüngst verheiratheten Ehepaare solche Maien von geringerer Größe vor das Fenster oder auf das Dach.

Am 24. Juni, dem Tag Johannis des Täufers, flammen noch immer in Altbayern, namentlich auf den Bergen, aber auch hin und wieder in der Ebene die alten Sunwendfeuer. Den Sinn derselben hat das Volk wie überall vergessen, indeß hat sich noch nicht völlig die Empfindung verloren, daß es sich hier um kein gewöhnliches, sondern um ein heiliges Feuer handle. An manchen Orten nährt man die Flamme nur mit geweihtem Holz, z. B. mit Bäumen, an denen die Frohnleichnamsprocession vorübergegangen. Anderwärts sammeln die Kinder am Vorabend von Haus zu Haus ziehend mit Gesang den Brennstoff zu dem Scheiterhaufen ein, so daß es scheint, als

Digitized by Google

solle jede Familie an dem Gebrauch und seinem Segen Antheil haben. Auch hat die einst heilige Flamme noch nicht ganz ihre Wirkung eingebüßt. Noch immer treibt man hin und wieder krankes Vieh durch, daß es gesund werde, gesundes, daß es das Jahr über vor Seuche bewahrt sei. Wer über die Sunwendflamme springt, dem thut beim Kornschneiden das Kreuz nicht weh; so hoch wie sie lodert, wächst in diesem Jahre der Flachs. An den meisten Orten ist der Brauch zum bloßen Kinderspiel geworden, an manchen aber tanzt noch Jung und Alt um das Feuer selbst oder einen daneben aufgerichteten Balken mit einem Querholz, das oben dicht mit Stroh umflochten und angezündet wird, bis der Balken erlischt. Im Garmischgau ist dabei auch das schwäbische „Scheibentreiben" üblich, wobei die Burschen ihrer Liebsten zu Ehren Holzscheiben, die in der Mitte durchlöchert und an den Rändern rothglühend gemacht sind, an Stöcken in die dunkle Luft emporschleudern.

Die drei Juninächte von St. Veit, Sunwend und Peter und Paul sind Freinächte für die Vollbringung jenes bösen Zaubers, den habsüchtige Bauern an dem Saatfeld ihrer Nachbarn üben und der unter dem Namen Bockschnitt oder Bilwisschnitt bekannt ist. Während des Betläutens setzen sich ein solcher Uebelthäter, am linken Fuße eine Sichel angeschnallt, auf einen schwarzen Bock, der eigentlich der Teufel ist und reiten so quer durch von einer Ecke des Ackers zur andern. Das abgeschnittene Getreide fällt ganz oder theilweise ihnen statt dem Eigenthümer zu. Um die auf diese Art fortgezauberten Garben wieder zu gewinnen, besprengt man die erste Garbe, welche bei der Ernte eingebracht wird, mit dem am Dreikönigstag geweihten Wasser und Salz und schiebt den ersten Erntewagen verkehrt in die Scheune.

An das Kirchenfest der Pfingsten schließt sich im Isarland, dann an der Sempt und Isen, aber auch am Paar und am untern Lech das noch eifrig geübte ebenfalls heidnische Volksfest des Pfingstlümmels oder Wasservogels. Am Pfingstmontag nach der Vesper besteigt ein Bursche ein geschmücktes Pferd. Er selbst ist wunderlich vermummt, in Laub und Stroh eingeflochten. Ihm folgt ein berittenes Geleit von 10 bis 20 Kameraden, die mit ihm von Haus zu Haus ziehn, um unter Absingung alter Lieder Gaben von Brot, Butter, Eiern und Mehl einzusammeln, was Santrigel heißt. Die Santrigelbuben begeben sich dann nach einem benachbarten Bach oder Teich, wo sie den Wasservogel vom Pferde herab ins Wasser werfen. An vielen Orten geschieht dies nicht mit dem Reiter selbst, sondern mit einem vogelartigen Ungethüm, das er trägt und dessen Leib, aus Stroh und Schilf zusammengeflochten, in einen langen Schwanenhals mit hölzernem Schnabel ausläuft. Um den Hals hat diese Strohgestalt ein seidnes Tuch. Nach der Wassertaufe zieht die Gesellschaft ins Wirthshaus, wo sie aus ihrer Sammlung gebackne Küchel verzehrt und den Vogelhals sammt dem Seidentuch ausspielt. Der

Digitized by Google

Gewinner ist Festkönig, das Tuch bekommt sein Schatz, den Vogelkopf aber, den Santrigel, nagelt er auf den First seiner Scheuer, die derselbe das Jahr über vor Wetter- und Feuersgefahr schützt. In manchen Gegenden ist die Begleitung des Wasservogels sehr bunt und wunderlich zusammengesetzt, ein vollkommner Maskenzug. Man sieht darunter den alten Bachus auf seinem Faß, den Doctor Luther mit seiner Käthe, mit den Bratwürsten, die er bei seiner eiligen Flucht aus Augsburg (einer katholischen Sage nach) unbezahlt gelassen, mit der Taube, die er aus der Bibel lesen läßt, den Wunderdoctor in der Tracht des welschen Cavaliers aus dem achtzehnten Jahrhundert, den bayerischen Hiesel, Schäfer, Jäger, Scheerenschleifer und Schornsteinfeger und zum Schluß als Bedeckung den Nachtwächter mit Spieß und Laterne.

Die Lust an solchen Aufzügen ist überhaupt so lebendig im altbayerischen Landvolk, daß die Pfarrer Mühe haben, sie von den reinkirchlichen Processionen fern zu halten. Sowol bei den Feldumgängen mit Kreuz und Fahne, welche man in ganz Oberbayern während des Sommers mit der Bitte um Gedeihen der Saat hält (sie finden gemeiniglich alle Sonnabende statt), als bei den zahlreichen Processionen an den Tagen besonders gefeierter Heiligen gibt sich die Neigung kund, allerlei unchristliche Dinge, freilich im besten Glauben, einzumischen. Dies geschieht namentlich im Vorland, wo es die jungen Leute lieben, bei jenen Feldumzügen und anderen Processionen hohe Tannenstangen, oben mit einem Fähnchen geziert, umherzutragen und in der Kunst des Fahnenschlängelns, d. h. geschickten Balancirens zu wetteifern. Diese „Palmstangen" verscheuchen Hagel- und Wetterschlag von den Feldern, und die Herren Pfarrer gerathen oft in schwere Bedrängniß, da man von ihnen nicht blos Zulassung, sondern obendrein Einweihung der Stangen fordert und es ihnen (wir meinen mit gutem Recht) schwer verdenkt, daß sie sich hier weigern, während sie doch in Betreff von Salz, Wasser und Wachs am Dreikönigstage immer bereit sind, in den Schatz zu greifen, der die Segnungen der kirchlichen Weihe bewahrt.

Die glänzendsten Processionen sind die am Frohnleichnamsfest oder Antlaß. Hier entfaltet jede Kirche ihren kleinen Reichthum, thut jede Gemeinde an Schmuck und Pracht ihr Bestes. Aber auch hier mischte noch vor nicht langer Zeit der Volksgeschmack manchen seltsamen Zusatz aus dem Weltleben in die kirchliche Schaustellung. Ein Beispiel davon führt die „Bavaria" aus dem Isarwinkel an, wo in dem Orte Längries neben den Bruderschaften mit ihren Tragbildern und Fahnen, neben den frommen Jungfrauen in ihrer weißen Tracht, neben dem Engel mit dem Helm und den Flügeln von Gold ganz ungenirt eine Schaar von Jägern im Rococostüme mit Flinten und Hunden und ein Zug von zwanzig berittenen Burschen in Husarentracht einhermarschirte.

Digitized by Google

Mit den sorgfältig aufbewahrten Kränzen, mit denen man am Frohn leichnamsfeste und dem darauf folgenden Donnerstag und Sonntag alle Heiligenbilder und Kreuze, alle Leuchter und Krüge schmückt, wird vielfacher Aberglaube getrieben. Aber der echte Tag für die Sammlung heilbringender Kräuter ist der 15. August, Mariä Himmelfahrt, „unserer lieben Frauen Tag der Ehren", mit dem der „Frauendreißigst" beginnt. Zu dieser Zeit ist die ganze Natur nach dem Volksglauben dem Menschen am meisten hold, die giftigen Thiere und Pflanzen verlieren während derselben ihre schädlichen Eigenschaften, die wohlthätigen Kräuter und Wurzeln haben ihre vollste Heilkraft erlangt, und so werden an diesem Tage auch in der Kirche die „Sangen", Büschel solcher Kräuter geweiht, welche, auf dem Dachboden der Häuser bewahrt, den Blitzstrahl abhalten.

Zu Ende August fällt das Erntefest, hier zu Lande Schnitthahn oder Sichelhenk genannt. Es unterscheidet sich von den mittel- und norddeutschen Ernteschmäusen in nichts Wesentlichem. Dasselbe gilt von der in den meisten altbayerischen Gegenden in den letzten Wochen des September gefeierten Kirchweihe. Wie bei uns ist sie der Glanzpunkt bäuerlichen Lebens, wie bei uns ladet der Bauer dazu die gesammte Verwandtschaft und Bekanntschaft ein, und wie bei uns bestehn die Hauptfreuden dieses Festes in Schmaus und Tanz. Während die Erlaubniß zum Tanz sonst eine sehr beschränkte ist, darf am „Kirta" das Volk nach Herzenslust vom Schluß der Vesper bis zum frühen Morgen sich drehen. Dabei kommen nur noch hin und wieder die alten volksthümlichen Tänze vor, und fast überall drängen sich die modernen Touren städtischer Bälle ein. Interessante alte Tänze sind der im Salzburgischen noch übliche „Aufundab", wobei jedes tanzende Paar ein bestimmtes Bret nicht verlassen darf, der im Land an der Sempt und Isen noch gebräuchliche „Huttanz", bei welchem ein Hut als Gewinn ausgewürfelt wird, und der schwäbische „Langaus", ein Ländler für ein Paar, wobei das Mädchen sich mit sittig gesenkten Augen still fortdreht, indeß ihr Bursch sie umkreisend auf alle Weise seine Freude und Liebe pantomimisch ausdrückt.

Am Häufigsten werden der sehr langsam getanzte Dreischrittwalzer und der bayerische Ländler executirt, welcher letztere besonders von dem lebhaften Gebirgsvolk an der Mangfall und der Loisach mit einem Stampfen, Pfeifen, Jauchzen und Singen getanzt wird, das selbst das Gellen der Clarinetten und das Schmettern der Trompeten übertäubt. Auch auf dem linken Ufer des Innthals ist die Tanzlust sehr groß. Im Jahr 1846 mußte das Landgericht Rosenheim das sogenannte Austanzen der Mädchen aus Gesundheitsrücksichten verbieten, da gute Tänzerinnen selten ein paar Augenblicke Ruhe hatten, sondern unausgesetzt Nächte hindurch Extratouren tanzten. „Einen auffallenden Gegensatz hierzu bildet die Ramsau, wo an den drei einzigen Tanztagen:

Digitized by Google

Kirchweih, Faſtnacht und Kathrey oft alle Buben nur 3 bis 4 Tänzerinnen haben, da die meiſten Mädchen gar nicht tanzen können. Man tanzt gewöhnlich nach Schaaren, d. h. je vier Paare, die für eine Schanze, d. h. drei Touren 1 Gulden 12 Kreuzer bezahlen. Einzeltänzer werden ungern geſehn. Der prahleriſche Burſche, der den Spielleuten das Tanzgeld zuwerfend und den Andern die Zeit wegnehmend mit ſeinem Schatz allein oder höchſtens mit einigen Freunden, denen er die Theilnahme geſtattet, den Andern vor der Naſe herumtanzen will, wird gar bald mit Trutzliedern geſtraft, deren unausbleibliche Folge zuletzt eine erfreuliche Rauferei iſt, welche in vielen Gegenden ſo nothwendig an den Schluß einer rechten Kirchweih gehört wie Meſſe und Veſper an den Anfang."

Der 28. October, der Tag Simonis und Judä, iſt der Tag einer großen Gilde: der „Siemannlbruderſchaft", d. h. der Ehemänner, die unter dem Pantoffel ihrer Weiber ſtehn.

Am Allerſeelentag werden die Gräber vom Unkraut geſäubert und mit der rothen Vogelbeere, die einſt dem Donar heilig war, allerlei Figuren darauf ausgelegt, das Grabkreuz mit einem Kranz geſchmückt und der Weihbrunn friſch gefüllt. Feſtgebäcke des Tages ſind der Seelenzopf und der Seelenwecken, letzterer für Kinder und Arme beſtimmt, die darum bettelnd von Haus zu Haus gehn. Uebrigens gibt die Nacht von Allerheiligen auf Allerſeelen den Geiſtern Erlaubniß zu erſcheinen und zu walten bis zum Dreikönigstag. Das wilde Gejaid, die Holzweiblein, Kobolde und Zwerge, verwünſchte Seelen und allerhand andrer Geſpenſtertroß haben dann gute Zeit.

Der 6. November, der Tag des heiligen Leonhard wird in vielen Gegenden durch große berittne Wallfahrten, „Leonhardsritte," gefeiert. Sanct Leonhard iſt der Hauptpatron der Pferdezucht, man opfert ihm die Eiſen von den Hufen der kranken Roſſe, die er heilen ſoll in Natura oder in Wachs, und ſeine Kapellen hängen voll von derartigen Spenden. Durch ganz Oberbayern findet man ſolche Kapellen, oft mitten im Walde und ſtundenweit von den Menſchenwohnungen. Häufig ſind dieſe Waldkirchlein von eiſernen Ketten umſpannt, die aus den Stallketten der kranken, dem Heiligen verlobten Thiere zuſammengeſchmiedet ſind. Die berühmteſten Wallfahrtskapellen dieſer Art ſind im Iſarland die zu Rhöneck, zu Harmating und Strauchharting, dann die in Kreuth, in Fiſchhauſen am Schlierſee, in Höpping zwiſchen Glon und Inn, zu Flintsbach, Waging, Neukirchen und Inchenhofen.

Die Leonhardsritte werden oft durch die Menge der Theilnehmer zu großen Volksfeſten. Dann kommen die Bauern ſchon am Vorabend zur Veſper, jeder mit zwei Pferden, reiten drei Mal um die Kapelle, binden die Roſſe im Walde an, beten einen Roſenkranz und ziehn nach einem nochmaligen Umritt wieder heim. „Am Feſttag ſelbſt kommen die Leute ſchon in aller Frühe viele Meilen

Digitized by Google

weit auf Leiterwagen gefahren, die mit Kränzen, Fahnen, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannen aufs Festlichste geschmückt sind. Auch die vorgespannten vier schönen Pferde prangen im besten Geschirr, Mähnen und Schweif mit Bändern durchflochten, und ihre Lenker haben Hut und Geißel mit Strauß und Schleife geschmückt. Wohlhäbige Bauern besitzen für diese Fahrt besonders gebaute Wagen, sogenannte „Leonhardstruhen," bunt und zierlich, meist blau, bemalt mit den Herzen Jesu und Mariä, mit den Bildern des heiligen Leonhard und seiner Wunder. Diese Leonhardstruhen, deren man oft über 50 bei solchen Festen zählt, fassen zwanzig bis dreißig Personen und werden von Vorreitern geleitet. Alle diese Gespanne umfahren nun hinter einander in raschem Trabe die Kapelle, die Mädchen singen fromme Lieder, die Burschen machen mit ihren Instrumenten in kurzem Anhalten vor der offnen Kirchenthür Musik. Nach der letzten Messe um 12 Uhr fahren die ehrsamen Bauern mit Weib und Kind nach Hause, das lustige junge Volk aber beginnt jetzt die zweite, weltliche Hälfte des Festes zu feiern; denn bei dem einsamen Kirchlein stehn für diesen Tag flüchtig erbaute Krambuden, Bierhütten, Kochheerde, Tanzboden und hier wird nun fröhlich wie am „Kirta" gelebt, und die Lustbarkeit, unter grünem Waldesschatten im Freien begonnen wird am Abend im nächsten Wirthshaus mit allem Fleiß fortgesetzt. Bei diesem Fest versammeln sich oft über tausend Menschen, und so tief liegt die Feier dem Volk im Sinn, daß es ebenso oft nach Leonhard als nach Georgi und Michaeli die Zeit berechnet und ebenso herzlich einen guten Leonhard wünscht, als gute Weihnachten oder Ostern."

Mit dem ersten Donnerstag im Advent beginnen die schon erwähnten Klöpfels- oder Gennächte. Am 6. December erscheint der heilige Nikolaus, die braven Kinder zu beschenken und die bösen seinem Knecht Klaubauf oder Buttenmann, wie er im Berchtesgadnerland heißt, zur Bestrafung zu übergeben. Letzterer ist dieselbe Person wie der sächsische Knecht Ruprecht und verbreitet wie dieser mit seinem Pelzrock, seiner Ruthe und seinem Zwerchsack unter dem kleinen Volk großen Schrecken. Oft wird der wilde Herr und der wilde Knecht in eine Person zusammengezogen, bisweilen aber tritt mit ihnen auch die Percht auf.

In der Thomasnacht, am 21. December, treiben die Weiber allerlei Liebeszauber, Schuhwerfen, Bettschemmeltreten und Aehnliches. In manchen Gegenden geht für böse Buben, die der Furcht vor dem Klaubauf entwachsen sind, die vermummte Schreckensgestalt des „ungläubigen Thoma" um und schüttelt sie tüchtig bei den Ohren, wobei es freilich mehr auf wirkliche Strafe als auf bloßen Schreck abgesehn ist.

In der Christnacht gießt man in eine während des Avemaria gefüllte Wasserschüssel Blei oder Eidotter und weissagt aus den daraus entstehenden

Digitized by Google

Gebilden die Schicksale des nächsten Jahres: aus einem Thurm eine Heirath in die Stadt, aus einem Kreuz den Tod, aus geflammten Zacken einen Hausbrand. In der Christnacht redet das Vieh unter sich von der Zukunft, und ein Sonntagskind möchte es verstehn. Der Christbaum und die Weihnachtsbescheerung sind auf dem Lande vollkommen unbekannt, wogegen sie in München, namentlich in den höheren Ständen, seit den Tagen der Königin Karoline eingeführt worden sind. Eine Weihnachtsspeise ist das aus Brodteig und gedörrtem Obst gebackene Kletzenbrod, welches die Mädchen am Stephanstag ihren Liebhabern verehren, wenn sie des Abends zu ihnen „fensterln" kommen, und welches hier die Stelle des sächsischen Weihnachtsstollen vertritt. Wahrscheinlich liegt hier ein Zusammenhang mit altheiligen Festbroden vor; denn mißräth das Kletzenbrod, so bangt die Hausfrau für ihr Leben.

Am dritten Weihnachtsfeiertag, der dem Evangelisten Johannes gewidmet ist, wird in der Kirche in einem besonders dazu bestimmten Becher der ganzen Gemeinde der Johannessegen zu trinken gereicht, auch wird an diesem Tage der Wein für die Johannesminne gereicht, welche bei den Trauungen die Brautleute zu trinken pflegen, und viele Bauern lassen sich noch zum Privatgebrauch Wein weihen, den sie dann während des Jahres bei Erkrankungen als Arznei und vor dem Antritt von Reisen als inneres Schutzmittel gegen Gefahr genießen.

Den 28. December, den Tag der unschuldigen Kindlein, bezeichnet in den an Schwaben grenzenden Strichen eine eigenthümliche Sitte alemannischen Ursprungs. Da ziehn die Bursche zu Dutzenden und Zwanzigen im Dorfe umher, um ihre Mädchen zu „kindeln", d. h. sie mit langen Ruthen zärtlich zu peitschen, wobei sie fragen: „Ist der Lebzelten raß?" Für diese seltsame Zärtlichkeit erhalten sie von den Gegenständen derselben Lebkuchen, Kletzenbrot und einen Schluck Branntwein. Auch Kinder gehn umher, um sich von den Erwachsenen solche Gaben zu erpeitschen. Die Sitte ist übrigens alt und mag mit dem Gebrauch in der Umgegend von Leipzig verglichen werden, nach welchem die Kinder am Aschermittwoch mit Tannenzweigen durch die Dörfer laufen, um Bekannte und Unbekannte damit zu peitschen, ihnen „die Asche abzukehren," wofür sie ein kleines Geldgeschenk erhalten.

Wir schließen diese Auszüge aus dem altbayerischen Bauernkalender mit den fünf bösen Tagen des Jahres. Der 30. Juli und der 29. August sind „Schwendtage," an denen man zur Vermeidung von Schaden nichts Neues und Wichtiges beginnen darf. Der erste April und ebenso der erste August und December gelten für Unglückstage. Wer an diesen Tagen geboren ist, stirbt früh eines bösen Todes, wer an ihnen zur Ader lassen wollte, würde binnen Wochenfrist sterben. Und das ist ganz natürlich; denn am ersten April ist Judas, der Verräther geboren, am ersten August der Teufel vom Himmel

Digitized by Google

gestoßen, am ersten December aber sind Sodom und Gomorrha untergegangen. Sapienti sat! Und überdies hat der altgläubige Bauer in ganz Deutschland, ja selbst der Türke und Araber seine Schwend- und Unglückstage.

In Tirol kennt man nicht weniger als 28 Schwendtage, und außerdem sind noch unglücklich der 17. und 18. Januar, der 8. und 16. Februar, der 3. 12. 13. und 25. März, der 1. 3. 15. und 18. April, der 10. 17. und 30. Mai, der 1. und 7. Juni, der 1. 5. und 6. Juli, der 1. 7. und 17. August, der 1. 2. 15. und 30. September, der 11. und 17. November und der 1. und 7. December.

Fast allenthalben in Nord- und Süddeutschland galten und gelten unter den Abergläubischen noch jetzt Montag, Mittwoch und Sonnabend, ganz besonders aber die Donnerstage für Unheilstage, an denen keine Hochzeit gefeiert, keine Reise unternommen, Kinder nicht zum ersten Mal in die Schule geschickt, kein Holz gehauen, kein Dünger aufs Feld gebracht und überhaupt nichts von Bedeutung unternommen werden darf.

Unter den ägyptischen Arabern hält man den Sonntag für unglücklich, weil in einer Sonntagsnacht der Prophet gestorben ist, den Dienstag, weil an ihm mehre große Märtyrer getödtet worden sind; der unheilvollste aller Wochentage aber ist der Sonnabend, an dem kein Verständiger eine Reise anzutreten, sich zu rasiren, die Nägel zu verschneiden oder eine gerichtliche Klage anzubringen wagt. Vor allen Tagen des Jahres verhängnißvoll endlich ist die letzte Mittwoch im Monat Sfafar, an welcher viele nicht einmal gern das Haus verlassen, da an diesem Tage allerlei Unglück die Menschen befalle. Die letzte Meinung ist sehr alt, da sie schon von Muhammed verdammt wurde. Auch die deutschen Schwendtage stammen wol aus alter, zum Theil selbst aus vorchristlicher Zeit, wenn sich auch nicht mehr finden läßt, weshalb sie ursprünglich geächtet wurden.

Von der preußischen Grenze.

Mehr als die eigentliche Politik beschäftigt die Presse in diesem Augenblick das Wuthgeschrei, welches von jenseit des Canals zu uns herüberschallt. Wir dürfen nicht erst sagen, daß wir die stärksten Ausdrücke, welche man gegen „Times" und Consorten anwendet, vollständig unterschreiben. Wenn man sagt, die englischen

Digitized by Google

Zeitungen in ihrem Ton gegen Deutschland und Preußen gleichen einer Rotte von Gassenbuben, die sich durch unmäßigen Genuß von Branntwein und durch Geheul auf den Straßen in einen Zustand halber Verrücktheit versetzt haben, so ist das noch gelinde ausgedrückt. —

Aber dabei dürfen wir nicht stehn bleiben; wir müssen fragen: wer hat den Lärm eigentlich angestiftet? und was hat er zu bedeuten? denn daß Capitain Macdonald nur der Vorwand ist, das merkt doch auch am Ende ein deutscher Doctrinär.

Der Lärm will folgendes sagen: Ihr Preußen! wenn ihr durch Begünstigung der östreichischen Politik in Italien euch die Franzosen auf den Hals hetzt, so seid ihr in einem ganz ungeheuern Irrthum, wenn ihr glaubt, von uns auch nur einen Schilling zu erhalten.

Und warum macht man deshalb solchen Lärm statt es einfach zu sagen? — Weil man in Berlin zuweilen zwar das Gras wachsen hört, aber taub bleibt, wenn in der Entfernung einer Stunde die Kanonen los gehn.

Die Politik des jetzigen englischen Ministeriums in Bezug auf Italien liegt wahrlich Jedem klar am Tage, der, anstatt auf das Wachsen des Grases zu lauschen, die Augen aufmacht. Offner kann man nicht die Politik eines Staats begünstigen, ohne gradezu Krieg anzufangen, als England die Politik Victor Emanuels begünstigt hat. Wenn der Kaiser der Franzosen die Italiener gewähren läßt, so ist der englische Einfluß dabei nicht das unbedeutendste Moment gewesen. Dem Kaiser ist ein starker italienischer Staat an seiner Grenze äußerst unbequem, aber er sieht die heilige Allianz sich gegenüber, und zieht es vor, mit den Italienern und Engländern derselben zu begegnen, als ohne sie. Die letzte Note Lord Russell's nach Turin widerspricht nicht dieser Ansicht, sondern bestätigt sie: denn die Warnung an die Piemontesen, im gegenwärtigen Augenblick Venedig nicht anzugreifen, ist die Warnung eines Freundes.

Nun erfolgt die Teplitzer Zusammenkunft, und die Preußische Zeitung beeifert sich zu erklären, daß zwischen den Ansichten der beiden Monarchen sich eine ganz wunderbare staunenswürdige Uebereinstimmung gefunden habe. Ueber diese Erklärung ist niemand so verwundert gewesen, als die östreichische Presse selbst, die eine zeitlang ganz sprachlos dasaß. Der Coblenzer Zusammenkunft folgte eine zwar nicht so warme Erklärung, aber es wird doch auch von einer bedeutenden Uebereinstimmung geredet, und unmittelbar darauf wird die bekannte Note nach Turin geschickt, mit einem noch stärkern Commentar der preußischen Zeitung. — Kann man es nun im Grunde dem englischen Volke verargen, wenn es wild wird? Wie! fragt es sich, Preußen findet sich mit Oestreich in einer staunenswürdigen Uebereinstimmung, und unser Ministerium soll an dieser Uebereinstimmung mitschuldig sein? Werden wir denn von Verräthern regiert? — Wenn aber nicht, so —

Wie gesagt! die Ungezogenheit der englischen Presse muß uns empören, aber begreifen können wir sie vollständig. — Freilich wird man feine Distinctionen machen, wie weit, und wie weit nicht u. s. w. — Aber Engländer, Oestreicher, Italiener verstehn sich auf solche Spitzfindigkeiten nicht.

„Wenn ein armer Neffe den reichen Onkel streichelt, sagt die Times, so knöpft dieser seine Taschen zu." Das ist grob und paßt nicht für unsern Fall; aber wir möchten einen andern Satz aufstellen. — Wenn ein Deutscher sagt: eine Nation

Digitized by Google

muß ihre Politik nicht nach ihren Sympathien, sondern nach ihren Interessen bestimmen, so ist es Zeit den Arzt zu rufen und ihm den Puls zu fühlen, denn man kann zehn gegen eins wetten, daß er im Begriff steht, aus irgend einer transcendentalen Doctrin das für das Interesse der Nation auszugeben, was ihrer Sympathie widerspricht. — Eine Nation hat aber nur dann eine wirkliche Politik, wenn ihre Sympathien mit ihren Interessen übereinstimmen.

Preußen sucht mit einer unruhigen Hast nach allen Seiten Bundesgenossen. In Rußland ist leider die Conferenz rasch abgebrochen; was auch dort gesprochen sein mag, jedenfalls hat man nicht Zeit gehabt, eins festzustellen: die Zahl der Armeecorps, welche Rußland Preußen zur Verfügung stellt, und die Zahl der Tage, innerhalb deren sie nach dem Rhein befördert werden sollen. — Oestreich würde gern die Bundesgenossenschaft annehmen, unter der Bedingung, daß Preußen den ganzen Stoß der Waffen allein auf sich nimmt und nichts dafür verlangt. Es ist jetzt in einem großen Experiment begriffen das, wenn die neuen Einrichtungen in Ungarn Zeit haben, sich ruhig einzuleben, sehr segensreich wirken kann; wenn man aber die Wirkung für den Augenblick erwartet, so wäre das ein sehr gefährlicher Irrthum. Denn noch wissen die Ungarn sehr gut, daß nicht die Liebe, sondern die Furcht ihnen diese Zugeständnisse verschafft hat, und bereitet Oestreich den Italienern einen Krieg auf Leben und Tod, so werden ihn diese nicht mit Paragraphen des Völkerrechts führen, trotz aller Doctrinen, die man ihnen vorträgt.

Unter allen natürlichen Bundesgenossen, welche die preußische Regierung zu suchen hat, scheint uns der natürlichste das preußische Volk zu sein. Wohin die Sympathien des preußischen Volks gehen, das wird auch der Kurzsichtige Gelegenheit haben wahrzunehmen; und seine Interessen liegen nicht weit davon entfernt. Das Volk ist jetzt der Regierung geneigt: das ist ein Gewinn, aber es gnügt noch lange nicht; das Volk muß für die Regierung begeistert sein. Das wird aber nicht eher geschehn, als bis die Regierung ihr bisheriges Schaukelsystem zwischen zwei feindlichen Parteien aufgibt, bis das Volk sich überzeugt, daß ihr Gefühl nicht anderwärts ist als ihr Verstand. Man hat Victor Emanuel scharf getadelt, aber man kann ja auch vom Feinde lernen. Gewiß wird dieser König lieber eine Armee commandiren als sich mit den Kammern in langweilige Debatten einlassen. Und doch gibt es seit elf Jahren keinen constitutionelleren König als Victor Emanuel. Die Folge davon ist, daß er unbedingter als je ein absoluter Monarch sein Volk beherrscht. Absolut herrscht nicht derjenige, der wie Jakob I. beständig von seinen absoluten Rechten redet, sondern derjenige, der, was er will, ganz will, und dessen Willen sich mit der Natur der Dinge in Uebereinstimmung befindet. Das deutsche Volk ist nur darum noch immer so uneinig und unentschlossen, weil keiner da ist, der es beherrschen will.

Was die übrigen natürlichen Bundesgenossen betrifft, so hat Preußen freilich alles Mögliche gethan, sie zu gewinnen. Baden! Teplitz! jetzt die auf dem Umwege von Turin nach Frankfurt adressirte Note! — Die Erfolge sind nicht glänzend. Die natürlichen Bundesgenossen haben eine Bundeskriegsverfassung vorgeschlagen, in welcher unter andern für den Fall, daß Oestreich an einem Bundeskrieg gar nicht, Preußen dagegen mit allen seinen Streitkräften theilnimmt, die Wahl des Bundesfeldherrn dem Bundestag vorbehalten bleibt. — Kurhessen bereitet sich vor, die land-

Digitized by Google

ständische Frage dadurch zu entledigen, daß, weil es mit seiner eignen octroyirten Verfassung nicht regieren kann, es ohne alle Verfassung zu regieren versucht, trotz der starken Ausdrücke des Herrn v. Schleinitz.

Woher dieser mangelhafte Erfolg? — Weil die deutschen Regierungen zur preußischen Regierung sagen (und auch so denken): ihr wollt ja gar nicht, was ihr zu wollen glaubt! es ist ein bloßer Irrthum, ein Vorurtheil! im Grunde des Herzens seid ihr mit uns einig. — Ihr wolltet für Hessen das Einkammersystem, da doch eure Stärke im Herrenhaus liegt? Ihr wolltet eine straffere Einigung Deutschlands, da doch Niemand heftiger dagegen arbeitet als das Organ, welches in der Lage ist, eure Armee zu vertreten? — Nicht möglich! Ihr werdet uns einst danken, wie zu Olmütz, daß wir, indem wir euern vermeintlichen Willen bekämpften, euern wahren Willen zur Geltung brachten.

Eine große Politik kann Preußen nicht treiben, so lange die Lage der Dinge so bleibt, wie sie ist. — Aber der Tag ist nahe, wo nicht von einer großen Politik die Rede ist, sondern vom Aufrechthalten der preußischen Ehre. — „Wir haben die Folgen unsers Protests gegen den Bundesbeschluß in der kurhessischen Sache nach allen Seiten reiflich überlegt." — Kurhessen ist der Punkt, in dem Preußen 1850 gefallen ist; hat man wirklich nach allen Seiten reiflich überlegt, wie das zum zweitenmal zu vermeiden ist? — Das preußische Volk hat sich durch seinen Landtag deutlich genug ausgesprochen; nicht an ihm liegt es, wenn jetzt versäumt wird, was nimmermehr wieder einzubringen ist. † †

Belletristische Neuigkeiten.

Von George Sand ist in der Revue des deux mondes eine neue Novelle erschienen: le marquis de Villemer, welche zwar nur die alten Charakterprobleme und Situationen wiederholt, in der Ausführung aber die zunächst vorhergegangenen Versuche der Dichterin bei weitem übertrifft. — Ueber des Amerikaners Hawthorne Romance of Monte Beni gibt dieselbe Zeitschrift, 1. August 1860, eine anziehende Analyse.

Berthold Auerbach's deutscher Volkskalender (Leipzig, Keil) enthält von dem Herausgeber selbst zwei Erzählungen: die eine über das Verhalten Goethes bei Feuergefahr, die andere „der Blitzschlosser von Wittenberg" den Sieg eines entschlossenen Willens über den Widerstand der Routine. Als aufrichtige Freunde des Dichters sprechen wir den herzlichen Wunsch aus, er möchte seine Kräfte bald wieder zu einem größeren Werk zusammenraffen, und die Literaturnovelletten andern überlassen. Sehr hübsch ist die humoristische Erzählung von Gottfried Keller: „das

Digitized by Google

Fähnlein der sieben Aufrechten." Auch sonst enthält der Kalender lesenswerthe Beiträge von namhaften Mitarbeitern. Einer davon, von Karl Andree, hat uns überrascht; die Franzosenfresserei wollen wir hingehn lassen, denn diese liegt in der Strömung der Zeit, auch Sätze wie der folgende: „der Sympathiemichel ist der widerwärtigste von allen. Für ein Volk gibt es nur eine einzige Politik," nämlich die Interessen des eignen Landes u. s. w. (Wenn man nur die wirklichen Interessen kennt!) Aber weniger duldsam können wir sein, wenn wir hören (S. 131): „Bis zu den heillosen und wahnwitzigen Kriegen um kirchliche Lehrmeinungen war Deutschland die vorwaltende Macht in Europa. Als die innern Kämpfe um Glaubenssätze begannen, über deren Richtigkeit oder Falschheit endgiltig abzuurtheilen keinem Menschen gegeben ist, begann der Verfall." „Heillos und wahnwitzig" war das Unterfangen Kaiser Ferdinands des Zweiten, die Glaubensfreiheit zu unterdrücken und Deutschland wieder dem Joch der Jesuiten zu unterwerfen; aber nicht heillos und wahnwitzig, sondern sehr vernünftig und gerecht war der Widerstand der Protestanten, dem wir die ganze Blüte unsres geistigen Lebens von 1750—1805 verdanken, dem wir verdanken, daß wenigstens ein Theil unsres Vaterlandes von dem dumpfen Druck gerettet wurde, dem der andere unterlag. — Der Kampf galt gar nicht blos den Glaubenssätzen, sondern hauptsächlich dem sittlichen Leben. — In welchem Compendium hat denn der Verfasser gelernt, daß Deutschland im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert die „vorwaltende Macht in Europa" war? Wenn Auerbach wirklich mit seinem Kalender das Volk bilden will, so sollte er dafür sorgen, daß dergleichen nicht wieder vorkommt.

Trewendt's Volkskalender, siebzehnter Jahrgang (Breslau, Trewendt) entspricht seinem alten guten Ruf; besonders angesprochen hat uns eine Skizze von Höfer und ein schlesisches Gedicht von Holtei. — Ein historischer Roman: Angelika Kaufmann, 2 Bd. (Frankfurt a. M., Sauerländer) beruht auf tüchtigen Studien und ist sehr gut geschrieben; der Geniecultus hätte ein wenig gemäßigt werden können. — Diana und Endymion von Natalis Victor (Frankfurt a. M., literarische Anstalt), Salonstück, aber mit gesunder Tendenz; einiges sogar recht fein charakterisirt. — Von Ziegler's Nondum (Erzählungen im Sinn des politischen Fortschritts) ist der zweite Theil erschienen (Berlin, David). — Golo Raimund's Novellen, von uns theilweise schon besprochen, erscheinen in zweiter sehr wohlfeiler Ausgabe (4 Bd., Hannover, Rümpler: Zwei Bräute; der Taufschein; ein Familienschmuck; Liebesfreud und Liebesleid; Gebrüder Spalding; aus dem Bauernleben; ein deutsches Weib; bürgerlich Blut; kein Vertrauen). — Noch sind zu erwähnen: Religion und Liebe, Roman aus dem Tagebuch eines Anonymen (Hamburg, Hoffmann und Comp.) und der letzte Mönch, eine Schwarzwaldsage vom Verfasser des Eckmann (Tübingen, Riecker). —

Digitized by Google

Notizen.

Unter dem Titel „Proteſt an Statt eines Antrags in der holſteiniſchen Frage“ hat ein „Publiciſt a. D.“ an die Generalverſammlung eine ziemlich wunderlich ſtiliſirte Abhandlung veröffentlicht (Harburg, Elkan), in welcher er, ſtark gegen Häuſſer, Gervinus und die Wochenſchrift des Nationalvereins polemiſirend, eine Art Ehrenrettung der Dänen unternimmt und, auf den alten, pathetiſchen Lornſen zurückgreifend, dem Geſammtſtaat das Wort redet. Wie er ſich dieſen vorſtellt, iſt nicht zu erſehn.

Von dem Sammelwerk „Unſere Tage“ (Braunſchweig, G. Weſtermann) liegen uns wieder einige Hefte (14. — 16.) vor, die verſchiedene intereſſante Artikel enthalten. Wir nennen nur: Griechenland gegenüber der orientaliſchen Frage — — die Weſtgrenzen Deutſchlands militäriſch betrachtet — England ſeit dem Krimkriege — Syrien in ſeinen militäriſchen und politiſchen Beziehungen — das Turnen nach ſeiner gegenwärtigen Entwickelung und nach ſeinen wichtigſten Beziehungen zum Staats- und Volksleben, und wiederholen unſre frühere Empfehlung des Unternehmens als eines vielfach brauchbaren.

Aufruf für die Schleswig-Holſteiner.

Die neueſte Nummer der Wochenſchrift des Nationalvereins enthält folgende Aufforderung:

„Zehn Jahre ſind vergangen, ſeitdem Schleswig-Holſtein von deutſcher Diplomatie und deutſcher Militärgewalt an die Dänen ausgeliefert iſt. Seit zehn Jahren ſchwelgt däniſche Rache und däniſche Niedertracht in dem Triumph, welcher ihr die Politik und die Waffen deutſcher Cabinete bereitet. Und noch hat die Stunde nicht geſchlagen, wo wir das Brandmal hinwegwaſchen könnten, welches man der deutſchen Nationalehre auf die Stirn gebrannt. So ſei es denn einſtweilen unſre Sorge, wenigſtens die perſönliche Schuld zu zahlen, welche hundert wackere ſchleswigholſteiniſche Männer, die durch die Dänen von Amt und Gewerbe, von Haus und Hof vertrieben ſind, von Deutſchland zu fordern haben. Wir eröffnen hiermit in Gemäßheit des Beſchluſſes der Generalverſammlung des Nationalvereins vom

Digitized by Google

4. September die Unterzeichnung für die Unterstützung bedürftiger Schleswig-Holsteiner.

Der Vorstand des deutschen Nationalvereins.

v. Benningsen. Fries. Dr. Reyscher, Dr. med. Rückert. F. Streit.

Wir bemerken hierzu, daß für Leipzig die Herren Harkort, Lorenz und Gustav-Mayer einen Aufruf zu gleichem Zweck erlassen haben, und daß letzterer als Cassirer des Hilfscomités Beiträge annimmt.

Leipzig hat als das allezeit hilfreiche in den Jahren 1857—1859 an den Altonaer Hauptunterstützungsverein nicht weniger als 3438 Thaler abgesandt. Noch immer aber bleibt eine Zahl von 96 Familien zu unterstützen gegenüber einem Cassenbestand von nur 8614 Thlr. 23½ Ngr.

Diese Familien sind sehr bedürftig der Hilfe, ihre Häupter alt, gebrechlich, arbeitsunfähig. Sie sind Opfer für die gerechteste Sache, Märtyrer für Deutschland. Handeln wir darnach!

Protest.

In den mir so eben zugegangenen Nummern 36 und 37 der „Grenzboten" vom 31. August und 7. September finde ich unter andern zwei Artikel: „Die Krisis in den Vereinigten Staaten", die, im Ganzen etwa 29 Seiten enthaltend, mit Ausnahme von ungefähr sechs Seiten ein wörtlicher Auszug aus meiner im Jahre 1854 bei G. H. Wigand in Göttingen erschienenen Broschüre: „Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten" sind. In dem ersten der beiden Artikel ist nur der dritte Absatz S. 383. Eigenthum des Plagiarius; alles Andere ist wörtlich von mir abgeschrieben (S. 1—78 meiner Broschüre); im zweiten Artikel sind blos einige Ereignisse und Thatsachen eingeschaltet, die sich nach 1854 ereignet haben. Es sind hier nicht nur Worte und Sätze, um die es sich handelt, nein, die ganze Beweisführung und meine ganze damalige Ansicht sind mit meinen eignen Worten abgedruckt, ohne daß ich selbst nur vorübergehend erwähnt bin.

Ich bin loyal genug, um einzusehn, daß einem Redacteur von gewissenlosen Mitarbeitern derartige Streiche sehr leicht gespielt werden können, um so mehr, wenn es sich um amerikanische Verhältnisse handelt, die ihrer Natur nach den

Digitized by Google

deutschen Politikern ziemlich fern liegen; allein ich erwarte andrer Seits von Ihrer Loyalität, daß Sie durch sofortige Aufnahme dieses Protestes in Ihr Blatt das an mir begangene Unrecht brandmarken und mir dadurch die in diesem Falle einzig mögliche Satisfaction geben.

Ich bin besonders aus dem Grunde nicht gleichgiltig gegen dieses Verfahren, weil ich so eben die in Ihrer Zeitschrift geplünderte Arbeit neu umgearbeitet und zu einer „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten" erweitert, nach Deutschland zu schicken im Begriffe stehe und nicht Lust habe, dem deutschen Publikum gegenüber als Plagiarius an den Grenzboten dazustehn.

Wir Deutsche im Auslande, die wir nur lose durch einen gelegentlichen literarischen Verkehr mit der Heimat verknüpft sind, haben ohnehin schon genug mit der Ungunst der äußern Verhältnisse zu kämpfen; Wind und Sonne sind immer gegen uns. Wir können also wol erwarten, daß geachtete literarische Organe, wie das Ihrige, uns freundlich entgegenkommen; nicht aber unsere Stellung erschweren oder uns gar um die Früchte unserer Arbeiten bringen.

Newyork, 10. October 1860. Friedrich Kapp.

Die Redaction der Grenzboten hat zu dem Obigen Folgendes hinzuzufügen: Als uns der Artikel „die Krisis in den Vereinigten Staaten" vom Herrn Oberbürgermeister a. D. v. Carnap in Düsseldorf eingesandt wurde, war uns die genannte Broschüre des Herrn Kapp unbekannt, und wir hatten daher natürlich keine Ahnung von dem Verhältniß jenes Aufsatzes zu derselben. In Folge der obigen Reclamation haben wir beide verglichen und leider gefunden, daß sich die Sache in der That so verhält, wie Herr Kapp sie darstellt. Es bleibt uns also nichts übrig, als über das Geschehene unser Bedauern auszudrücken.

Herr v. Carnap, den wir von der Reclamation des Herrn Kapp in Kenntniß gesetzt haben, erklärt, in seinem Manuscript könne vielleicht eine Anmerkung gestanden haben: „entnommen aus dem Werke über die Sklavenfrage von Herrn Kapp". Das Manuscript ist noch in unsern Händen, und es findet sich durchaus keine Anmerkung darin. Herr v. Carnap setzt in seinem Briefe hinzu, er pflege in seinen Arbeiten stets eine solche Anmerkung zu machen. Dieser Umstand nöthigt uns um so mehr, anderer Redactionen wegen die Sache zu veröffentlichen, da es ihm öfters begegnen könnte, die Anmerkung „das Ganze ist da oder dorther abgeschrieben" bei der Reinschrift zu vergessen.

Dr. Moritz Busch.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Diplomatenspiegel.

Die Diplomatie, nicht die Wissenschaft, sondern die besonders vornehme Klasse von Staatsbeamten, dem Militär ebenbürtig, äußerlich eben so durch Uniformen und Orden gekennzeichnet, deshalb auch dem strebsamen Theile der adligen Jugend ein wünschenswerther Beruf, ist, was sie jetzt ist, seit dem westphälischen Frieden geworden. Früher waren die ständigen Agenten, welche die Höfe, einer bei dem andern, beglaubigten, nicht in solcher Zahl und Gliederung üblich. Hatte ein Fürst einem andern etwas zu sagen, so schickte er einen Botschafter; zu Unterhandlungen über wichtige Angelegenheiten, wie Bündnisse, Friedensschlüsse und andere Verträge, traten Bevollmächtigte zusammen, und diese wurden aus der Zahl der höheren Geistlichen, Militärs, Rechtsgelehrten, Finanzbeamten, je nach dem Gegenstand, um den es sich handelte, gewählt. Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten boten sich im Mittelalter schon darum als die zu diplomatischen Geschäften am besten geeigneten Persönlichkeiten dar, weil der geistliche Stand der Träger der Bildung fast ausschließlich war. Galt es, Glanz zu entfalten, zu imponiren, hinter der Feder das Schwert zu zeigen, dann lieferte die hohe Aristokratie die tauglichsten Vertreter, und ihre Zierden waren ja alle auch Krieger, Generale, Feldherren. Noch heut zu Tage fühlt die Diplomatie, sobald ihr außergewöhnliche Leistungen zugemuthet werden, das Bedürfniß, Kräfte, welche in dem geistlichen oder in dem Kriegerstande sich ausgebildet haben, heranzuziehen und in sich aufzunehmen. Jedem Leser fällt dabei, ohne daß es nöthig wäre, besonders darauf aufmerksam zu machen, der Bischof von Autun ein, das Muster eines modernen Diplomaten; auch die Führer der Truppen werden häufig mit diplomatischen Functionen betraut, die Führer der Flotten sind es regelmäßig, und nicht selten sieht man Militärs als Inhaber von Gesandtschaftsposten, wie z. B. sogar Marschall Pelissier eine Zeit lang am Hofe zu London. So himmelweit auch die Bildung und der Beruf eines Geistlichen und eines Kriegers äußerlich verschieden erscheinen, so muß doch eine innere Wahlverwandtschaft zwischen ihnen bestehn. Die Menschen kennen eine strei-

Digitized by Google

tende Kirche, nicht allein figürlich, sondern Päpste und Propheten mit dem Schwerte in der Hand, und Machiavell bemerkt, daß nur die unbewaffneten Propheten unterliegen. Ebenso erzählt die Geschichte von Kriegern, welche das Schwert mit dem Rosenkranze vertauscht haben, von Ignaz von Loyola bis auf den Erzbischof Ketteler von Mainz. Nicht allein in Religions- sondern auch in Bürgerkriegen wie im Kampfe gegen Fremdherrschaft greifen Priester und Mönche zu den Waffen; mancher Soldat dagegen hat seine blutige Laufbahn in der Stille eines Klosters abgeschlossen. Glieder beider Stände wechseln nicht allein ihre Rollen, sondern treffen einander auch auf dem Felde der Diplomatie und sind dort in der Regel nicht die am wenigsten befähigten Männer. Außer den geistlich und militärisch geschulten Köpfen bedient sich die Diplomatie noch andrer Kräfte, deren Leistungen nicht etwa darum gering geachtet werden dürfen, weil ihnen keine äußere, amtliche Stellung entspricht; wir meinen die Juden und die Damen. Die Namen der Fürstin Lieven, der Herzogin von Dino sind bekannt, und andre ließen sich ihnen zur Seite stellen; der Einfluß, den ein Gesandter an dem Hofe übt, bei welchem er accreditirt ist, die Dienste, welche er dort seinem Souverän leistet, sind nicht immer sein eigenes Werk; die Orden, mit denen er decorirt wird, müßten, wenn sie das wahre Verdienst belohnen sollten, zuweilen die Brust seiner schönern Hälfte schmücken. Die feinen, zähen, rührigen Weltbürger jüdischen Stammes, wenn auch nicht mehr im Glauben ihrer Väter, haben vermöge ihrer Begabung ein besondres Geschick für manche Dienstleistungen im diplomatischen Fache; sie sind häufig mehr als die vertrauten und vermittelnden Personen, als welche sie erscheinen, oder verborgen bleiben; ihr Rath, ihre stille Thätigkeit üben zuweilen entscheidenden Einfluß, aber selten bringen sie es zu einem Gesandtschaftsposten, wie jener ausgezeichnete Vertreter einer nordischen Macht an einem westlichen Hofe, welcher Lieferant gewesen und in dieser Sphäre als diplomatisches Genie erkannt worden war. —

In der That, wenn man wahrnimmt, daß die geschicktesten Diplomaten Männer waren, welche sich vorher auf einem andern Felde des Wissens und der Thätigkeit bewegt und bewährt hatten, so liegt der Gedanke nahe, daß ein besonderes Talent, ein hoher Grad von Anlage und ernstem Streben dazu gehört, wenn ein junger Mann, der nur die diplomatische Schule durchgemacht, nachdem er das Examen bestanden hat, sich in seinem Fache auszeichnet. Diese besondere Anlage, welche schließlich die Schule überwindet, scheint unter den edeln Sprossen der romanischen und slavischen Stämme häufiger zu sein als unter den biedern Deutschen; vielleicht ist dies mit ein Grund, warum manche deutsche Gesandte französische Namen tragen. Auf der andern Seite ist auch nicht zu verkennen, daß die Anforderungen an den deutschen

Digitized by Google

Adel, nicht allein Offiziere, sondern auch Hofleute und Diplomaten zu liefern, — beide Klassen werden ja so ziemlich aus dem nämlichen Holze geschnitzt, — stärker sind als in andern Ländern; das Contingent ist so zahlreich, daß man nicht zu wählerisch sein darf. Dennoch sind die angesehenen Familien, welche diese Posten für ihre jeweiligen Söhne brauchen, entschieden gegen jede Verminderung derselben, und aus dem nämlichen Grunde sind die gleichartigen Familien in den europäischen Großstaaten die entschiedensten Gegner der Einheit Deutschlands. Wie mancher angenehme Ruheposten würde ihnen entgehen, wo sollten sie ihre jungen Leute hinschicken, um ihnen die ersten Handgriffe beizubringen, bevor sie an die eigentlichen Geschäfte gehn, wenn die Stellen an den kleinen, liebenswürdigen deutschen Höfen hinwegfielen? Ja, es spricht gar manches gegen den deutschen Bundesstaat mit seiner einheitlichen Vertretung nach außen, was wenig beachtet wird und doch schwer ins Gewicht fällt! Ist es doch schon schlimm genug, daß es jetzt überall Constitutionen gibt und Kammern, welche nichts von den auswärtigen Angelegenheiten verstehn und daher die Ausgaben für dieselben bis zur Unerträglichkeit beschneiden. Jede Regung, ja eine bloße Meinungsäußerung zu Gunsten einer Bundesreform oder einer constitutionellen Verfassung heftet deshalb einem Diplomaten eine schwarze Note an in den Kreisen, in welchen er leben muß; hatte er dagegen Gelegenheit, an dem Umsturze oder an der Unschädlichmachung einer Constitution mitzuarbeiten, dann ist sein Glück gemacht, er ist der Held der Salons.

Unter den jungen Herren, welche von der Universität unmittelbar zu einer Gesandtschaft oder in die Bureaus der auswärtigen Angelegenheiten übergehn, sind diejenigen in der günstigsten Lage, denen die französische Sprache von Kindheit auf angelernt und in unausgesetztem Gebrauche erhalten worden ist. Hat ein solcher gar das Glück in Paris geboren oder erzogen worden und der deutschen Sprache nur mangelhaft mächtig zu sein, dann müßten ihm alle übrigen Eigenschaften vollständig fehlen, wenn es ihm nicht gelingen sollte, Carrière zu machen. Das Französische wird nicht allein im mündlichen und schriftlichen Verkehr mit dem Auslande gebraucht, es ist auch das unentbehrliche Vehikel de l'art de causer, der Kunst, angenehm zu sprechen, ohne etwas zu sagen. Schon im Examen wird vorzugsweise auf den französischen Stil gesehn, in welchem die Denkschrift des künftigen Metternich oder Talleyrand über irgend eine schwierige Frage geschrieben ist. Wird ihm z. B. aufgegeben, sich über die wahren Gründe zu äußern, welche Preußen zu dem Abschlusse des baseler Friedens bestimmt haben, so darf er auf eine gute Note hoffen, wenn es ihm gelingt, in zierlichem Französisch Momente hervorzuheben, an welche noch kein Mensch gedacht hat, und kein Geschichtschreiber jemals denken wird.

Digitized by Google

In eine Anfangsstelle bei dem Ministerium oder bei einer Gesandtschaft eingetreten, lernt der junge Diplomat bald die beiden Hauptrichtungen kennen, nach denen sich seine Thätigkeit zu manifestiren hat, die persönliche und die geschäftliche, den Salon und das Cabinet. Jeder von den Alten ist einmal jung gewesen und erinnert sich, nach welcher Seite es ihn und die meisten seiner Gefährten am mächtigsten hinzog, nachdem sie das Examen hinter sich und die Welt vor sich hatten. Man ist gezwungen, und wie gern läßt man sich zwingen, alle Sorgfalt auf ein möglichst vortheilhaftes äußeres Erscheinen zu verwenden, der Aufwand für die Toilette darf von dem Vater oder dem Vormund nicht angezweifelt werden, denn er ist de la plus stricte nécessité. Man kömmt nach Hofe, man dinirt, soupirt, tanzt, spielt, besucht den Club, der allerdings mit dem Jakobinerclub nicht zu verwechseln ist, man thut dies nicht etwa aus Vergnügen, es ist reines Pflichtgebot. Vor allem muß man sich orientiren und bekannt machen; man muß die Personen und die Verhältnisse des Hofes, der Ministerien, des diplomatischen Corps genau kennen lernen, und sorgen, daß man selbst bekannt, geschätzt und ausgezeichnet wird. Wie und wo ließe sich diese erste Aufgabe lösen, wenn nicht durch fleißige Benutzung der eigens hierzu bestimmten Einrichtungen und Gelegenheiten? Dagegen ist nichts einzuwenden, allein es erklärt, daß die Mehrzahl der in die praktische Laufbahn eintretenden jungen Herren der anziehendern Seite ihrer Berufsthätigkeit ihre Aufmerksamkeit und Neigung vorzugsweise zuwenden. Dieser Umstand aber wirkt bestimmend auf die Behandlung und Auffassung ein, welche sie sich für die eigentlichen Geschäfte aneignen. Sie lernen im Umgang, namentlich mit ihren Collegen vom diplomatischen Corps, an pikanten Anekdoten, gewürzt mit Dichtung und mehr oder weniger feiner Médisance, Wohlgefallen finden, jede Artigkeit den anwesenden Gegnern, die spitzen Pfeile der moquerie den abwesenden Freunden zutheilen, als Waffe, mit der allein der Sieg zu erringen, die Intrigue handhaben. Kurz sie werden gar bald moralische, nicht selten auch physische Roués und als solche behandeln sie denn auch die Geschäfte. Gilt es z. B., die Regierung zu veranlassen, ihre Stimme mit jener der eignen Regierung in einer gewissen Angelegenheit bei einer dritten Macht — wir meinen nicht den Bundestag — zu vereinigen, und ist die Unterhandlung mittelst einer Depesche oder Verbalnote, in einer Conferenz zwischen dem Chef der Legation und des Ministeriums eingeleitet, dann beginnt erst die Thätigkeit, welche für die allein wirksame angesehn wird, bei welcher Talent und Geschick sich zeigen können. Ein unlängst verstorbener unter Congreßverhandlungen ergrauter Diplomat pflegte zu sagen, daß er manche und nicht die unbedeutendern Erfolge seinem trefflichen Koche zu verdanken habe. Dies will sagen, daß die persönliche Einwirkung, welche die Menschen bei ihren schwachen Seiten zu fassen versteht, in der Regel mehr ausrichtet als die besten Gründe

Digitized by Google

des Rechts und des öffentlichen Wohls. Wir glauben zwar nicht, daß solche Leistungen, die zuletzt auf gute Benutzung der Hebel von Lohn und Strafe hinauslaufen, die großen Angelegenheiten entscheiden, welche von den leitenden Persönlichkeiten selbst behandelt werden. Aber es sind die Mittel der untergeordneten, der ergänzenden, der Hilfsarbeit. Dabei handelt es sich nicht mehr um Recht, um öffentliches Wohl, um allgemeine Interessen. Diese Phrasen gehören in die Schriftstücke, welche aus dem Cabinet des Ministers oder des Gesandten hervorgehn, aber zu dem Geflüster der persönlichen Unterhaltung sind sie nicht zu brauchen; man würde sich in der „Gesellschaft" damit nur lächerlich machen, man würde bald als Schwachkopf erkannt und vernachlässigt sein, wenn man dergleichen Argumente gegen einen andern Menschen als gegen einen notorischen, aber doch noch zu berücksichtigenden Schwachkopf geltend machen wollte. Es handelt sich darum, die Anhänger anzufeuern, ihre Zahl zu verstärken, die Gegner zu gewinnen oder unschädlich zu machen, und dies ist das Feld, auf welchem Orden, Stellen und üble Nachrede neben Küche, Keller und andern Herrlichkeiten ihre Rolle spielen, die Aussichten auf persönliche Vortheile je nach Umständen in die Nähe oder in die Ferne gerückt werden. Die Sache selbst und ihre Bedeutung wird im heiligen Eifer aus dem Auge verloren; man sieht nur noch Personen, die man zu benutzen, zu gewinnen, oder denen man ein Bein zu stellen hat; die Nebenarbeit wird zur Hauptsache und diese Hauptsache ist das Intriguenspiel. Hier liegt die gefährliche Klippe für die Ausbildung unserer jungen Diplomaten, und zugleich die Erklärung, warum so manche von den älteren, welche nur durch diese und durch keine andere Schule gegangen, der Behandlung der wichtigern Angelegenheiten und Aufgaben, mit denen die Diplomatie betraut werden muß, nicht gewachsen sind. Ueber dem äußern Schein geht ihnen das innere Wesen verloren; indem sie zu ködern suchen, laufen sie Gefahr geködert zu werden; was sie bei Andern als vorzugsweise begehrenswerth vorauszusetzen angewiesen werden, das muß ihnen am Ende auch für die eigene Person als das Höchste erscheinen. Wie die genaue Kenntniß sämmtlicher auf dem Erdenrunde bestehender Orden unerläßlich, so soll es Beispiele geben, daß das Dichten und Trachten Einzelner vor Allem der Erwerb dieser oder jener Decoration ist, und ihr ganzes Verhalten auf die Anwendung der geeigneten Mittel zu diesem Zwecke sich richtet. Dieses Streben wird zur Leidenschaft, die nie vollständige Befriedigung findet. Die Engländer wissen recht gut, warum sie mit ihren Orden haushalten. Wenn gegenwärtig die Cabinete so wenig geneigt sind, einen Congreß wegen der italienischen Frage zu berufen, so darf man darin ja nicht die Hand ihrer Agenten erblicken. Wer von diesen auch nur eine entfernte Aussicht hat, in irgend welcher Weise zu einem Congresse entsendet oder mitgenommen zu werden, der wird alles thun, um diese Himmelspforte offen zu halten,

Digitized by Google

damit er durch sie eingeben könne. Gleichgültig, was dabei vor- oder herauskomme, das Dabeigewesensein kann nur nützen, niemals schaden. Wie in so vielen Zweigen des öffentlichen Lebens und Dienstes, so ist in den letzten vierzig Jahren auch in der Diplomatie, namentlich in Deutschland, d. h. in den deutschen Staaten, manches faul geworden, und die schlimmen Folgen werden erst zu Tage treten, wenn die vorbeugende, beschränkende, ordnende Thätigkeit der Diplomatie sich wieder an großen, in das Völkerleben und die Staatenbildung tief eingreifenden Vorwürfen zu üben haben wird. Diese Phase beginnt einzutreten, ist aber noch nicht zu ihrer vollen Entwicklung gelangt; es ist hohe Zeit, daß die Diplomatie sich regenerire. Dazu gehört aber vor Allem, daß neben dem Salon das Cabinet wieder zu Ehren gebracht wird in der Anschauung der Angehörigen des Faches.

Sieht man ab von einigen Spitzen der Diplomatie der Großmächte, welche bei welt- und staatsmännischer wie streng wissenschaftlicher Bildung durch alle Verlockungen auf ihrer Lebensbahn sittlichen Ernst und patriotische Gesinnung bewahrt haben, so findet man unter dem seit einem Menschenalter herangezogenen Nachwuchs nur eine Minderzahl solchen Vorbildern nachstrebend. Diese Wenigen tragen die Last der Geschäfte und sind nicht die Lieblinge der Gunst. Ihnen fehlen die Connexionen, ihre Arbeitskraft wird daher benutzt, aber sie arbeiten Andere, nicht sich selbst, empor. Sie eignen sich in der Regel nicht zum Repräsentiren und Intriguiren, häufig fehlen ihnen auch eigne Mittel oder es fehlt ihnen eine gewisse Virtuosität im Schuldenmachen, und sie müssen schon deshalb auf Stellungen verzichten, die einen die Bezüge überschreitenden Aufwand erfordern. Grade diesen Personen aber sollten die Minister und die Chefs der Gesandtschaften ihre Aufmerksamkeit zuwenden, weil unter ihnen die tüchtigsten und bildungsfähigsten Kräfte vorhanden sind, weil man ihnen die wichtigsten Arbeiten übertragen muß, ihr Charakter nicht selten auf schwere Proben gestellt wird, und weil eine größere Zahl begabter, junger Männer von der Frivolität ab, dem Studium und der strengen Arbeit zugeführt werden, wenn nicht die Erstere gehätschelt, die Letzteren als Stiefkinder behandelt werden. Wir sind darauf gefaßt, daß ein richtig geschulter junger Salon-Diplomat, falls ein eigener Zufall ihm diese Zeilen vor die Augen bringen sollte, ausrufen wird: „Wer Teufel hat das Ding soufflirt; gewiß der Legationssekretär X., das . . Packroß!“

Sehr weit verbreitet, aber sehr irrig ist die Meinung, es sei die Diplomatie, welche die Politik mache. Es sollte dieser bedeutenden Klasse von Staatsdienern selbst daran gelegen sein, daß diesem Irrthum begegnet werde, denn er bringt ihr mehr Verdruß als Annehmlichkeit. Wenn wir nicht fürchten müßten, in den vornehmen Cirkeln anzustoßen, so möchten wir den Antheil der Diplomatie an der Politik mit der Rolle des Reisenden

Digitized by Google

im gewöhnlichen Handel vergleichen. Der Reisende macht nicht das Tuch, er macht in Tuch. Seine Geschicklichkeit ist schätzbar und von nicht geringem Einfluß auf den Absatz der Waare; sie bethätigt sich auch nicht allein dadurch, daß er die Waare an den Mann bringt, sondern ebensowohl darin, daß er den Geschmack und die Wünsche der Abnehmer kennen lernt und nützliche Winke für die Fabrikation seinem Hause berichtet. Alle seine Geschicklichkeit aber wird wenig fruchten, wenn die Waare schlecht oder der Preis zu hoch ist. Man kann übrigens leichter behaupten, daß die Diplomatie nicht die, sondern in Politik mache, daß mithin die Vorwürfe, als verderbe sie, was in ihre Hände kommt, besonders aber, was das Schwert gut gemacht habe, größtentheils unverdient sind, — man kann diese Behauptung leichter begründen, als nachweisen, wer denn eigentlich die Politik mache. Die Interessen der Staaten, wie sie sich ausprägen in dem Willen ihrer Oberhäupter, in den Räthen ihrer Kronen, beeinflußt durch eine bestimmt auftretende öffentliche Meinung, durch die Ereignisse, das Alles sind Kräfte von ungleicher Stärke und Richtung, die am Ende, den Naturgesetzen folgend, ihre Diagonale finden müssen, aber nicht ohne geistige und physische Erschütterung. Je ausgedehnter, vielfältiger und häufiger die internationalen Beziehungen sich gestalten, desto schwieriger wird der Ueber- und Vorausblick, welcher ihre Behandlung beherrschen und leiten soll. Haben es doch selbst die Häupter mächtiger Staaten, umgeben von ihren Ministern und herbeigerufenen Gesandten unlängst in Warschau aufgegeben, über ihr Verhalten bei Eventualitäten der nächsten Zukunft eine Abrede zu treffen. Vorbereitet sein und abwarten, das war schließlich die Losung.

Die Umgestaltung einer jeden Art von Verkehr durch die Schiene und den Draht, verbunden mit der Vermehrung der Angelegenheiten, welche überhaupt die Regierungen in den Kreis ihrer Geschäfte gezogen haben, sind für das in ruhigen Zeiten angenehme und behagliche Leben der Diplomatie sehr störend gewesen. Sonst saß der Attaché oder Sekretair in den Stunden, die er nicht umhin konnte, der angenehmern Seite seiner Obliegenheiten zu entziehen, ruhig an seinem Kanzleitische, ein Manuel, einen Guide, ein Recueil und den unentbehrlichen Almanac de Gotha auf dem Pulte, in dem halbgeöffneten Schubfache einen wunderschönen Roman, bei dessen Lectüre er nur selten durch das Erscheinen des Chefs oder durch das currente Geschäft gestört wurde. Jetzt bleiben ihm nicht einmal mehr diese Mußestunden zur verborgenen Bildung des Geistes und des Herzens. Die Eisenbahn bringt so viele Angehörigen des Staates, an dessen Vertretung er mitzuarbeiten hat, die Leute stellen sich vor, die Gesandtschaft sei um ihretwillen da, Jeder hat ein oder mehrere Anliegen, wobei er die Mithülfe „seines" Gesandten anspricht. Manche haben einen Rang oder eine Stellung, welche zu besonders

Digitized by Google

aufmerksamer und artiger Behandlung nöthigen, obgleich sie niemals einen Gegendienst leisten werden, kurz . . man wird überlaufen. Sonst zeigte die Liste der höheren Geschäfte fast ein fürstliches und hochadliges Seitenstück zu den bürgerlichen Standesbüchern; es waren meist Notificationen von Geburten, Hochzeiten und Sterbefällen, die man empfing und weiter beförderte. Jetzt gibt es fast keinen Zweig des Staatslebens, worüber nicht berichtet und verhandelt werden soll: Schulwesen, Besteuerung, Post, Gewerbegesetze, über Alles soll die unglückliche Gesandtschaft berichten; wegen Telegraphenlinien und der Richtung von Eisenbahnen soll sie unterhandeln. Sind größere Dinge im Werke, so eilt den Depeschen eine Unzahl von chiffrirten Telegrammen voraus, welche nicht fehlerfrei und deshalb unendlich schwer zu entziffern sind, dessen ungeachtet aber noch am nämlichen Tage beantwortet werden sollen. Ohne weitere Ausführung wird Jedermann zugeben, daß unter die Menschenklassen, welche gegenwärtig, um vorwärts zu kommen und nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu sein, mehr lernen und arbeiten müssen, als früher, auch das Personal der Gesandtschaften gehört. Daraus folgt, daß man bei der Auswahl desselben mehr als früher auf Geist, Fähigkeit und Kenntnisse sehn, und weniger als früher in Bezug auf Geburt und Familienverbindungen exclusiv sein sollte. Die Zeitungsleser werden gegenwärtig fast täglich mit Depeschen und Noten aus allen europäischen Cabineten gespeist; daneben lesen sie Leitartikel über die nämlichen Gegenstände. Ist dabei nicht schon Manchem der Gedanke gekommen, wie der Minister wohl daran thun würde, den Verfasser seiner Noten — vorausgesetzt, daß er selbst nicht der Verfasser ist — gegen den Verfasser der Leitartikel auszutauschen?

Ist aber das Personal der Gesandtschaften, vom Wirbel bis zur Zehe, noch so gut bestellt, so kann es dem entsprechend, doch nur unter der Voraussetzung functioniren, wenn der Chef weiß, was er thun soll. Die Instruction der Agenten ist Sache des Ministers, und es ist wesentlich, ja es ist eine Lebensfrage für den ganzen Werth der Vertretung des Regenten bei den auswärtigen Höfen und Cabineten, daß ihre Mitglieder stets genau von den Absichten des eignen Cabinets unterrichtet, und mit bestimmten Weisungen über ihr Verhalten bei den grade vorliegenden Fragen versehen sind. Um ihren Agenten sagen zu können, wie sie sprechen und handeln sollen, muß eine Regierung allerdings erst selbst wissen, was sie will, sie muß eine feste, erkennbare und verständliche Politik haben. Fehlt es hier, dann wäre selbst für einen großen Staat die kleinstaatliche Praxis zu empfehlen, so wenig als möglich auf seine Vertretung nach außen zu verwenden, und zwar nicht allein aus finanziellen, sondern auch aus Gründen des Anstandes. Man darf seine Repräsentanten im Auslande nicht in die Lage setzen, durch unbegreifliche Antworten auf höchst einfache Fragen sich — und nicht sich allein

Digitized by Google

zu blamiren. In einem Staate, der groß ist oder sein will, bilden sich aus dem Geiste seiner Institutionen, aus dem Nationalgefühle, aus traditionellen Auffassungen der Bedingungen seiner Machtstellung gewisse Principien heraus, die zwar veränderten Verhältnissen in der Anwendung Rechnung tragen, mit denen aber nicht zu transigiren ist. Einen solchen politischen Katechismus trägt jeder Gebildete, geschweige denn jeder Diplomat, in seiner Brust, und er kann hiernach jede darauf bezügliche Frage ohne Instruction beantworten. Würde z. B. in einem Wiener Salon ein Mitglied der britischen Legation gefragt worden sein, ob die Nachricht richtig sei, daß England sein intimes Verhältniß zu Frankreich benutzt habe, um sich zur Bekämpfung eines Aufstandes in Indien ein französisches Hilfscorps zu erbitten, so würde der Brite, ohne vorerst in London anzufragen, sofort erwidern können: „nein, die Nachricht ist falsch, denn was sie enthält, ist unmöglich". Eben so würde ein Franzose auf die Frage geantwortet haben, ob Frankreich seinen Schützling Mehemed Ali im Stiche lassen und einem von andern Mächten ohne seine Mitwirkung zu dessen Ungunsten getroffenen Arrangement sich fügen würde? Der Franzose würde Unrecht behalten haben, aber die Politik, welche ihn Lügen strafte, war der erste Schritt zum Sturze Louis Philipps. Ein solches politisches Credo, welches unter allen Umständen maßgebend ist, leistet der Diplomatie treffliche Dienste, aber es ist in manchen Staaten nicht zu finden, oder doch nur in schwachen, undeutlichen Spuren. — Dann dient zuweilen als Ersatz ein Programm, welches der Kastengeist aufgestellt und angenommen hat, falls die leitenden Persönlichkeiten und ihre Organe im auswärtigen Amte aus einer Kaste oder einer geschlossenen Partei genommen werden. Jeder von ihnen kennt genau die in den höchsten Kreisen wie unter den Ministern und andern einflußreichen Personen herrschende Auffassung der politischen Verhältnisse und die Richtung des ihre Behandlung leitenden Willens. Jeder theilt selbst diese Auffassung und Willensrichtung, und wenn dann auch die Politik den wirklichen nationalen Interessen nicht entsprechen sollte, so ist es doch eine Politik und die Diplomatie ist ihr brauchbares Werkzeug. Der Zweig des öffentlichen Dienstes, welcher die Beziehungen zu den auswärtigen Staaten regelt, bedarf mehr als jeder andre Zweig des Civildienstes der strengen Unterordnung der Glieder unter das Haupt, der Uebereinstimmung in allen Aeußerungen ihrer Thätigkeit. Ergeben sich Unzuträglichkeiten unter den Organen der innern Verwaltung, so werden sie bemerkt, von dem Publikum überwacht, und man kann die schmutzige Wäsche in der Familie waschen. Spaltungen unter den Organen des auswärtigen Dienstes untergraben das Ansehen der Regierung bei allen Cabineten, schwächen sie an den empfindlichsten Stellen, und können in kritischen Momenten ihre Existenz in Frage stellen. Es ist daher auch eine allgemeine Norm, ohne Unterschied

Digitized by Google

der Staatsformen und der Parteifärbung, daß mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten auch die Chefs der Missionen wechseln, vorausgesetzt, daß es sich nicht blos um eine Personen-Aenderung, sondern um eine Modification des politischen Systems oder der bisherigen Richtung handelt. Die Bureauchefs und ihre Untergebenen sind in der Regel keine Parteimenschen, sondern Geschäftsleute, welche die Arbeiten, die ihnen aufgetragen werden, nach bestem Vermögen erledigen. Sie bescheiden sich mit dem Bewußtsein, daß sie die Politik nicht zu machen, ihre Richtung nicht zu bestimmen, sondern in dieser Branche ihre Schuldigkeit zu thun haben, und daß sie damit ihrem Fürsten und ihrem Vaterlande am besten dienen. Angenommen, ein neuer Minister des Auswärtigen habe die Aufgabe, von dem System seines Vorgängers ungefähr das gerade Gegentheil zu befolgen. Er findet aber bei seinem Ministerium wie bei den Missionen von oben bis unten nicht nur die ergebenen Diener seines Vorgängers, sondern die eifrigen Anhänger und Genossen der geschlossenen Partei, welcher die Dienste des letztern gewidmet waren. Diese nämlichen Organe der Vertretung unsers Staates finden an dem Orte, wo sie wirken sollen, ihre Gesinnungsgenossen auch in den Ministerien und unter denjenigen Mitgliedern des diplomatischen Corps, welche die entschiedenen Gegner der von unserm Ministerium zu inaugurirenden neuen Politik sind. Was wird nun geschehen? Werden nicht die Organe unsers Ministeriums im Verkehr mit dem andern die eingetretene Wendung beklagen, sie als eine vorübergehende darstellen, auf eine baldige Wiederkehr des frühern Systems hindeuten, der Politik der Gegner dienen und die ihres Ministers untergraben? Als 1805 Oestreich den Bruch mit Napoleon vorbereitete, da klagte Gentz, daß nicht auch die entsprechenden Aenderungen in den Personen vorgenommen, daß die Träger der schlechten Politik an ihren Stellen gelassen würden, que rien n'est altéré, ni dans le cabinet, ni dans les conseils, ni dans les bureaux. Er geht so weit, aus diesem Umstand auf geheime Einverständnisse mit Napoleon hinter dem Rücken der Verbündeten (Russen) und selbst der höchsten Staatsbeamten zu schließen. . . il est très possible que Bonaparte connaisse mieux les dispositions intimes de ce gouvernement que tous les ministres de la Russie et que la plûpart même des principaux personnages de l'administration. Es ist zwar kaum denkbar, daß eine solche Unbotmäßigkeit, vor welcher die Anarchie noch den Vorzug hat, daß sie nicht lange andauern kann, je irgendwo wieder vorkommen, daß sie nicht im Keim, in ihren ersten Regungen erstickt werden würde. Aber gewiß wäre dies auch nothwendig, und es würde der bestimmtesten Instructionen und ernsten Einschreitens bedürfen; schwächliche halbe Maßregeln würden nicht genügen, um solchem Unfuge ein Ziel zu setzen. Eine desorganisirte Diplomatie kann nicht anders als sehr schädlich sein, und müßte daher um

Digitized by Google

jeden Preis in Ordnung gebracht werden, grade wie eine desorganisirte Armee; die eine wie die andre soll das Vaterland gegen auswärtige Feinde vertheidigen, oder, was zuweilen noch schlimmer oder noch schwieriger ist, mit Verbündeten cooperiren. K. M.

Alter Volksglaube und Volksbrauch am Allerseelentage.

(2. November.)

Zwischen den altheidnischen Todtenopfern, welche dem Andenken der Verstorbenen dargebracht wurden, und dem christlichen Allerseelentage läßt sich ein Zusammenhang und Uebergang kaum verkennen und es dürfte die Behauptung nicht unstatthaft erscheinen, daß das Allerseelenfest, wie auch andere christliche Feste und kirchliche Institutionen, zunächst aus heidnischen Gebräuchen und Anschauungen hervorgegangen ist, gleichsam als eine verständige Concession der christlichen Kirche an das alte, zähe Heidenthum.

Wem der hartnäckige Kampf zwischen der christlichen Kirche und dem germanischen Heidenthum nicht unbekannt ist, — der wird natürlich finden, daß auch in dem Todtencultus, welcher dem Heidenthum ebenfalls ein Bedürfniß des menschlichen Herzens war, die alte Gewohnheit noch lange lebendig blieb und daß sich die zum Christenthum bekehrten Völker nicht sofort trennen konnten von dem Glauben und den Gebräuchen, unter denen ihre Väter und Urväter selige Ruhe gefunden hatten. Noch heute sind unter dem Volke bei den Begräbnissen und der Sorge für die Verstorbenen uralte Sitten und uralter Glaube lebendig, welche ohne Zusammenhang mit kirchlichen Einrichtungen und christlichen Anschauungen ihre Wurzel nur in der heidnischen Vorzeit haben.

Der Todtencultus unserer ältesten Vorfahren, der heidnischen Germanen, forderte neben andern Pflichten auch Opfer und Mahlzeiten an den Gräbern der Verstorbenen und es beruhte die Nothwendigkeit dieser Opfer auf dem Glauben an die persönliche Fortdauer der abgeschiednen Seelen, welche beim Tode den Körper verlassend als Lufthauch zur Höhe emporstiegen. Fast in jeder hervorragenden Aeußerung schädlicher oder segensreicher Naturkräfte wurde das Wirken der geisterhaften Gewalten wahrgenommen, in den Phä-

ed by Google

nomenen des Himmels, im Sonnenschein und Sternenlicht, in Wind, Regen und Gewitter, wie überhaupt in allem Leben und Wachsthum der Natur. Als solche Naturkräfte und Elementargeister heißen sie Elbe, gehen aber auch in gutmüthige Hausgeister und Kobolde über, welche den Menschen bei ihrer Arbeit behilflich sind, noch öfter aber läßt sich ihr Uebergang in Quälgeister und Gespenster nachweisen.

Diese Anschauungen und Glaubenssätze hier näher zu erörtern würde zu weit führen; nur das sei noch bemerkt, daß der Volksglaube seit den ältesten Zeiten eben diesen zwischen Himmel und Erde schwebenden und webenden Seelen zuweilen auch die Rückkehr zur Stätte ihrer alten Heimath gestattete.

Julnacht und Neujahrsabend gelten unter dem Volke in Skandinavien noch heute als die Fahrtage der Alfen. In jedem Winkel des Hauses brennt dann ein Licht, das Haus ist gekehrt und gereinigt und alle Thüren stehen offen für die etwa einkehrenden Alfen. Die Speise wird nicht vom Tisch genommen, sondern bleibt die ganze Nacht stehen, auch ein Krug mit Bier wird hingestellt. Auch die Esthen glauben, daß um Weihnachten die Unterirdischen auf der Erde wandern und selbst in menschlicher Gestalt sichtbar werden. Daher deckt man am Weihnachtsabende die Brunnen vorsichtig zu, damit kein Unterirdischer hineinfalle und nimmt in der Neujahrs- und Weihnachtsnacht jeden Unbekannten gastlich auf. Der Tisch ist mit Speisen versehn und die Hausfrau verschließt ihre Speisekammer nicht, damit ein solcher Gast keinen Hunger leide, wenn er etwa spät, sichtbar oder unsichtbar eintreffe. In der Normandie wird ebenfalls am 30. December oder 1. Januar der Tisch für die Feen gedeckt, und bei den Walachen ladet man am Namenstage des Hausheiligen die verstorbenen Ahnen zu Gast und läßt ihnen bei Tische Plätze leer. Gradeso stellte man in der Perchtnacht der Perchta und den Schrätlein Speise hin, und für die Bergmännlein wurde ein Tischchen gedeckt, Milch und Honig darauf gesetzt und in diese Speise das Blut einer schwarzen Henne getropft. Zu diesem Male wurden neun Messer aufgelegt. Im Odenwalde kochen viele Leute Tags vor Fastnachtsonntag „für die lieben Engelein" das Beste und Leckerste, was sie im Hause haben, setzen es Abends auf einen Tisch, öffnen den Engeln die Fenster und legen sich dann schlafen.

In diesen Mahlzeiten lassen sich Ueberreste heidnischer Opfer für die Manen nicht verkennen, und mit diesem Verfahren stimmen auch die Volksgebräuche, denen wir hier und da am Seelentage begegnen, vollkommen überein. So ist es im Innthale und vielen andern Gegenden Tirols üblich, an diesem Tage Lampen zum Troste der armen Seelen anzuzünden und dieselben die Nacht hindurch brennen zu lassen. Die armen Seelen sollen kommen und mit dem heilsamen Lampenöle ihre Brandmale bestreichen. Sobald es nämlich am Allerseelentage zu läuten anfängt, dürfen diese das Fegefeuer verlas-

ed by Google

sen und auf der Erde umgehen, ein Glaube, den als heidnische Superstition schon Hermann von Fritzlar in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in seinen Predigten bekämpfte. Derselbe heidnische Glaube birgt sich auch in der ebenfalls in Tirol bestehenden Meinung, daß in der Allerseelennacht die armen Seelen um die Mitternachtsstunde zum Opfer gehen. Wenn Jemand den Muth hat sich um diese Zeit an dem Altar so niederzulegen, daß jede hinschreitende Seele mit dem einen Fuße auf ihn treten muß und er inzwischen keinen Laut von sich gibt, so muß ihm der letzte Geist eine Nebelkappe geben. Mit dieser kann er sich unsichtbar machen, wo und wann er will. Ebendort ist es am Allerseelentage und am Sylvestertage geboten keine Kröten zu tödten, weil arme Seelen darin verborgen sind. Man heizt ferner in der Allerseelennacht die Stuben, damit die Seelen, welche sonst die kalte Pein leiden, sich wärmen können, und stellt eine Bank um den Ofen mit Asche bestreut, um am andern Morgen die Spuren der Todten zu sehen, die sich gewärmt haben. Auch werden am Tage alle Gräber mit Herbstblumen bekränzt und ein dreimaliger Umzug mit brennenden Kerzen gehalten.

Den in Tirol wahrgenommenen Sitten stellt sich der schwäbische Volksbrauch zur Seite. Es bekränzen an diesem Tage die Frauen die Gräber ihrer Verwandten; der Pfarrer besprengt dieselben mit Weihwasser und die Frauen stellen während des Gottesdienstes ein brennendes Wachslicht darauf. Dies Verbrennen des Wachses wird als eine Art von Opfer, das dem Todten zu Gute kommt, angesehn. In Schwaben, Tirol und in Baiern im Lechrain bäckt man zum Nachtmahl ein eigenthümliches Backwerk, Seelen oder Seelzöpfe, auch Seelstücke genannt. Der Seelenzopf im Lechrain ist ein Gebäck aus Semmelteig, in Form eines Zopfes geflochten und von allen Größen. Es gibt Zöpfe, welche bis drei Schuh lang sind. In Schwaben haben die „Seelen" eine länglichrunde Form und an den Enden zwei kleine Zipfel. Die Ueberreste von diesem Backwerk ließ man in Tirol noch vor wenigen Jahren die Nacht hindurch für die armen Seelen auf dem Tische stehen, damit diese des Nachts kommen und sich laben könnten. Im Lechrain werden auch auf den Altären der Kirche den Verstorbenen Teller mit Mußmehl, Hafer und Korn hingestellt und auf den Seitenaltären jene Seelenzöpfe geopfert. Der Aufstrag des Mehles und die Seelenzöpfe gehören dem Meßner, und die letztern werden auch den Tauf- und Firmpathen als Geschenk an diesem Tage gegeben. Auf dem berühmten Berge an der Wurmlinger Kapelle bei Tübingen wurden, als die Todten nicht mehr kamen, die Siechen stellvertretend an diesem Tage mit Speise und Trank erquickt. Man zog von Tübingen und Rottenburg zu Pferde auf den Berg, hörte in der Kapelle am Grabe des Stifters, eines Grafen von Calw, die Messe und hielt dann ein großes Essen mit dreierlei

Digitized by Google

Brod und dreierlei Wein, wobei drei Schweinsköpfe nicht fehlen durften, für die Herrn, für die Diener und für die Siechen.

Diese Seelenspeisung lebt als Brauch und Glaube auch bei andern Völkern außerhalb Deutschland. So wird bei den Esthen an demselben Tage Abends in geheizter Badestube ein Gastmahl angerichtet. Der Hausherr ruft die Verstorbenen, seine Eltern, Kinder und Verwandten bei ihren Namen und ladet sie förmlich zum Essen ein. Haben sie nach seiner Meinung genug gegessen, so befiehlt er ihnen sich wieder an ihren Ort zu begeben. Bei den alten Litthauern hieß das jährliche Todtenmahl „die Todtengabe". Dabei glaubte man an die persönliche Anwesenheit der Seelen. Man warf ihnen stillschweigend kleine Stücke Nahrung unter den Tisch, meinte auch sie rauschen zu hören und sich vom Duft und Dampf der Speisen nähren zu sehn. Nach der Mahlzeit werden sie mit folgenden Worten entlassen: „Vergebet, Seelen der Verstorbenen, erhaltet uns Lebenden den Segen und gebet Ruhe diesem Hause! Gehet, wohin euch das Geschick ruft, aber richtet über unsre Schwellen, Hausfluren, Wiesen und Felder fliegend keinen Schaden an." Auch in Frankreich geschieht ähnliches.

In Perigord wird am Allerseelenabende ein Familienmahl gehalten. Man ißt und trinkt auf das Wohl der gestorbenen Verwandten und Vorältern und läßt von jedem Gerichte einen Rest die Nacht über auf dem Tische stehen. In der Dauphiné werden den ausziehenden Todten Speisen hingesetzt, um sie zur Weiterreise zu stärken.

Ein Ueberblick über diese Volksgebräuche läßt in denselben altheidnische Erinnerungen nicht verkennen, und zwar Erinnerungen an jene Todtenopfer, welche noch im achten Jahrhundert in kirchlichen und weltlichen Verboten als Ueberreste des Heidenthums bekämpft und verfolgt wurden. Allein mit Verboten richtete die Kirche gegen das Heidenthum nur wenig aus. Der alte lieb gewordene Brauch und Glaube hatte im Volksglauben zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er durch Concilienbeschlüsse unterdrückt und beseitigt werden konnte; ja es ist anzunehmen und in einzelnen Fällen nachzuweisen, daß er um so hartnäckiger widerstand, je nachdrucksvoller, schroffer und feindseliger man ihm begegnete. Man schlug daher noch einen andern Weg ein, der sicherer, wenn auch langsamer zum Ziele zu führen versprach, und trat mit Schonung, Nachsicht und Milde dem heidnischen Leben entgegen, indem man die alten Sitten und Bräuche, den Ritus des Heidenthums, in seiner äußern Form möglichst bestehn ließ und wenig antastete, dagegen ihren Sinn und Zweck christlich zu wenden und mit den Lehren der Kirche in Einklang zu bringen suchte. Wie die alten Götter mit der Zeit in Heilige übergingen und ihre Functionen in deren Thaten, so traten auch die alten Jahresfeste, volksthümlichen Gebräuche und heidnischen Ideen nach und nach in eine Beziehung zu

Digitized by Google

den christlichen Festen, Lehren und Glaubenssätzen, ja viele derselben wuchsen aus einem rein heidnischen Grund und Boden hervor. Zwischen Christenthum und Heidenthum gewahrt man daher bald nach der Bekehrung einen wechselseitigen Einfluß. Die Kirche ging darauf aus, das heidnische Leben durch Christianisirung in Abgang und Vergessenheit zu bringen, dieses dagegen suchte sich wiederum unter christlichen Formen zu bergen und gleichsam mitten im feindlichen Heer die geflüchtete Habe zu sichern.

Einer solchen Wechselwirkung verdankt sicher auch der Allerseelentag mit den daran haftenden Gebräuchen und Aberglauben sein Dasein und Bestehn. Bekanntlich kam er erst am Ende des zehnten Jahrhunderts durch den Abt Odilo von Clugny in die lateinische Kirche. Die Veranlassung zu seiner Stiftung wird freilich von den alten Kirchenhistorikern anders und verschiedentlich erzählt, doch blickt auch durch ihre Erzählungen noch der heidnische Ursprung hindurch.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß beim Beginn und Eintritt des Winters, wo der liebe Sommer Abschied genommen hat und die Blätter fallen, die Vögel weggezogen sind und alle Vegetation erstorben ist, die alten Heiden dem erstorbenen Sommer gleichsam ein Abschiedsfest gefeiert und dabei auch ihrer Todten gedacht haben, denen an diesem Jahresfeste eine Rückkehr aus der Unterwelt zur Stätte ihrer alten Heimat gegönnt war. Denn nur auf einer solchen Vorstellung beruht der uralte nnd sicher vorchristliche Brauch, den umziehenden Seelen den Tisch zu decken und eine Mahlzeit hinzustellen. Dazu kommt, daß von dieser Anschauung auch sonst noch Spuren im Volksglauben zurückgeblieben sind. So ist im Lechrain die Nacht von Allerheiligen auf Allerseelen gar sehr verschrien und gefürchtet; in ihr zeigt sich allerlei Art von Weiz und Spuk sonderlich gerne. „Ueberhaupt kommt jetzt die Zeit, da die Geister offen walten und schalten, das wilde Gejag, die Holzweiblein, die Hojemännlein, die verwünschten und weizenden Seelen, sie alle haben nun bis Dreikönig eine sonderbare Erlaubniß zu weizen und zu spuken nach Herzenslust.“ Solcher Glaube läßt sich auch außer dem Lechrain noch vielfach unter dem Volke auffinden.

Doch wir wollen demselben nicht weiter nachgehn, da aus den bereits angeführten, am Allerseelentage üblichen Volksgebräuchen genügend erhellt, daß sowol dieser Tag als sicher auch der vorhergehende, das Fest Allerheiligen, in die christliche Kirche eingeführt und eingebracht worden sind, um heidnischen Festen einen christlichen Anstrich zu geben, an welche aber dennoch — dies vermochte weder die kirchliche noch die weltliche Macht zu verhindern — alte Bräuche und Gewohnheiten aus der heidnischen Vorzeit gleich Krystallen anschossen und daran haften blieben.

Dem Allerseelentage in der römisch-katholischen Kirche entspricht bei den

ed by Google

Russen der zweite Montag nach Ostern, der „Erinnerungsmontag“ genannt, weil er dem Andenken an die Verstorbenen gewidmet ist. Nach einer uns vorliegenden Beschreibung sieht man schon am frühen Morgen die Leute zu Fuß und zu Wagen und mit Tüchern bepackt, in denen sie Speisen tragen, hinaus auf die Friedhöfe ziehn, um dort in den Kapellen einem Gottesdienste beizuwohnen und zum Andenken an die Heimgeschiednen auf deren Gräbern eine Mahlzeit zu halten. Die Speisen tragen sie zuerst in die Kirchen und setzen sie dort auf eine große, in der Mitte der Kirche errichtete Tafel. Gewöhnlich haben sie auf einen Teller ein großes, hohes, rundes Brod gelegt und herum rothe Ostereier, Salz, Kringel, Apfelsinen, Citronen und Honigkuchen. In dem runden Brode steckt ein brennendes Licht und auf jedem Brode liegt ein kleines Büchelchen „des Andenkens“, auf dessen erster Seite stets geschrieben steht: „dieses Buch ist geschrieben zum Andenken an N. N.“ Die Priester halten nun zunächst die gewöhnliche Messe ab, alsdann treten sie zu den mit Speise beladenen Tischen und singen dort unter beständigen Räucherungen Gebete für die Gestorbenen. Sie blättern dabei in jenen kleinen Büchern herum und flechten die Namen, die sie darin finden, in ihre Gebete ein. Wenn dies allgemeine Gebet für die Todten beendigt ist, zerstreuen sich die Leute auf dem Kirchhofe und ein jeder sucht die Gräber der Seinigen auf, um dort seinen Schmerz um die Hingeschiedenen auszuweinen. Inzwischen haben sich die Priester mit brennenden Kerzen und Crucifixen auf dem Kirchhofe eingefunden und halten nun bei jedem Grabe auf Verlangen noch einen besondern Gottesdienst, wobei ihnen jene kleinen Gedächtnißbücher dargereicht werden. Den Priestern folgen Schaaren von Bettlern und Krüppeln und bitten um eine eßbare Gabe. Viele willfahren ihren Bitten, die meisten aber holen ein Tuch, eine Serviette hervor, bedecken damit den Grabhügel und setzen ihre mitgebrachten Speisen und Flaschen darauf, lagern sich um den Grabhügel und beginnen zu schmausen und zu trinken. Die Priester bekommen auch ihren Antheil und nehmen bei jedem Grabe einen Imbiß. Erst bei einbrechender Nacht findet diese Schmauserei, von der man nicht selten angetrunken nach Hause geht.

W.

Digitized by Google

Bilder aus Altbayern.

3.

Im hohen Grade interessant sind die ausführlichen Mittheilungen der „Bavaria“ über die Gebräuche, welche sich unter dem altbayerischen Landvolk an Verheirathungen, Taufen und Todesfälle knüpfen. Wie überall unter Bauern sind die Heirathen auch hier in der Regel nicht Herzens- sondern Geschäftssache, und zwar eine solche, die wie ein Proceß oder, wenn man will, wie ein Drama, verschiedene vom Herkommen genau vorgeschriebene Stadien zu durchlaufen hat. Der Ehekandidat wendet sich an einen „Heirathsmacher“, etwa mit den einfachen Worten: „Dreitausend Gulden brauch' ich — weißt Du mir Keine?“ Hat der Gefragte eine Person wie gewünscht aufgefunden, so erscheint er eines Tages mit dem Vater derselben im Hause des Suchenden, um „die B'schau“ zu halten, d. h. sich durch gründliche Besichtigung von Haus, Scheune und Stall ein Urtheil über die Vermögensumstände des Bewerbers zu bilden. Ist man damit zufrieden, so beginnen unter Beistand von Verwandten die Verhandlungen über die Geld- und Ausstattungsfrage. Ist auch diese erledigt, so geht der Freier zum „Richtigmachen“ in das Haus seiner Zukünftigen und zahlt ihr ein Drangeld, welches „Arrha“ heißt und in einigen Thalern besteht, wogegen das Mädchen ihm einen Eierkuchen, den sogenannten „Jaschmarren“ vorsetzt, den beide zum Zeichen künftiger Tischgemeinschaft zusammen verzehren.

Nun verwandelt sich der Heirathsmacher, der überall aus der Vermittlung von Ehen ein festes Gewerbe macht und für seine Bemühungen entweder mit Geld oder Naturalgeschenken entschädigt wird, in einen „Hochzeitslader“. Einen Rosmarinzweig am Hut, ein rothes Band im Knopfloch, ein langes spanisches Rohr in der Hand, wenn die Parteien wohlhabend sind, auf bändergeschmücktem Gaul, sonst bescheiden zu Fuße, zieht er aus, um die Verwandten und Freunde zum Trauungsfest zu bitten. In manchen Gauen ist er bei dieser Fahrt von einem Bruder oder Vetter des Bräutigams, dem „Kranzlherrn“, und einem Verwandten der Braut, dem „Hundewehrer“ oder „Hennenklemmer“ begleitet, welcher letztere stets einen am Griff mit rothen und blauen Bändern umwundenen Säbel an der Seite hat und bei der Hochzeit den Hanswurst spielt. Sein Name kommt davon, daß er in jedem Gehöft, wo man vorspricht, eine Henne zu stehlen sucht, welche von den drei Reisegefährten bei passender Gelegenheit verspeist wird.

Digitized by Google

Höchst eigenthümlich ist die Art, in welcher der Hochzeitsbote seine Ladung vorzubringen und andrerseits der Geladne sie aufzunehmen hat. Im Traungau, wo zuerst die Braut geladen wird, versteckt sich dieselbe, sobald sie die Abgesandten kommen sieht, in einen Winkel, in die Gewandtruhe, ja ins Krautfaß. Der Hochzeitslader sucht sie, in der Weise eines Hühnerhundes schnobernd, unter oftmaliger Wiederholung der Worte: „Mir scheint, hier ist eine Braut!" in Küche und Keller, Hof und Stall, entdeckt sie endlich und zieht sie ans Tageslicht. Sie sträubt sich nach Kräften, antwortet auf seine Anrede mit allerhand Ausflüchten, wie, daß sie nicht gut höre, daß sie die Sprache des Ladenden nicht verstehe und wird nur durch langes Parlamentiren bewogen, sich durch Jawort und Handschlag zum Erscheinen bei der Hochzeit zu verpflichten. Aehnlich wie das Mädchen aus jungfräulicher Sittsamkeit haben sich alle andern Gäste aus Bescheidenheit gegen die ihnen zugedachte Ehre zu wehren. Auch sie verstecken sich vor dem Hochzeitslader, zeigen sich, wenn es diesem endlich gelingt, seine Rede anzubringen, von der beabsichtigten Verbindung höchlich überrascht, obwol sie von derselben in der Regel schon Monate vorher unterrichtet sind, und nehmen die Einladung zur Hochzeit erst nach möglichst lange fortgesetzter Weigerung an. Dann wird der Hochzeitslader mit einer Ehrenmahlzeit bewirthet, die nach Sitte und Vermögen verschieden, bei Reichern aber immer sehr reichlich und dann, da an einem Tage oft gegen zwanzig Einladungen abgethan werden und Hochzeitslader keine Kostverächter sein dürfen, eine gute Vorübung für das Hochzeitsmahl ist.

Hat der Hochzeitslader seinen Umzug beendigt, so gehen die Brautleute mit ihren nächsten Verwandten „zum Schreiben", d. h. vor Gericht, um dort ihr Verehelichungsgesuch anzubringen, den Heirathsvertrag aufsetzen und Aehnliches vornehmen zu lassen, wobei ihnen der redegewandte Hochzeitslader als Rechtsfreund oder doch als Mundstück dient. Vom Gericht begibt sich die Gesellschaft häufig zum Pfarrer, um „das Stuhlfest" zu feiern, d. h. die öffentliche Verlobung vollziehen zu lassen, welchem Akt die Aufsagung der Glaubensartikel und des Vaterunsers vorher zu gehen und ein tüchtiger Schmaus im Wirthshaus, „das Krauteſſen" zu folgen pflegt.

Am letzten Sonnabend vor der Hochzeit findet die Absendung des „Fedelwagens", „Kammerwagens" oder „Watsaums", d. h. des Fuhrwerks statt, welches die Aussteuer der Braut aus dem Hause ihrer Eltern nach dem des Bräutigams schafft. Der Wagen wird von vier, ja bisweilen von sechs Pferden oder Ochsen gezogen, die gleich dem Fuhrmann stattlich mit Rosmarin und Bandschleifen herausgeputzt sind. Auf ihm befinden sich ein Kruzifix, eine Kommode, zwei Stühle, ein Hängekasten, ein Schrank, in dem Wäsche, Leinwand und Tuch liegen, ein großes zweischläfriges Bett, eine Schaukelwiege und in einigen Gegenden der Zimmeraltar. Die Spitze des Ganzen bildet

Digitized by Google

ein Spinnrad, das mit Flachs bedeckt und reichlich mit bunten Bändern, Täfelchen und Amuleten geziert ist. Die Braut sitzt entweder auf den Betten oder sie geht, den Rocken im Arm oder ein Milchfaß mit reinem Flachs auf dem Kopfe neben dem Wagen her, hinter welchem eine Schwester oder Magd die stattliche Kuh hertreibt, die der wohlhäbige Bauer seiner Tochter gern mitgibt. Häufig folgt dem Wagen auch ein Zimmermann, der, gegen Antheil am Hochzeitsschmaus, das Brautbett aufzuschlagen hat. Kinder und Dorfarme pflegen dem Wagen den Weg zu sperren, „die Braut zu vermachen," die sich mit Nudeln oder kleiner Münze auslösen muß, was sie um so lieber thut, als alles, was man im Brautstand gibt, sich im Ehestand siebenfach vergilt. Punkt zwölf Uhr Mittags muß der Fedelwagen im Dorfe des Bräutigams eintreffen. Letzterer geht demselben ein Stück entgegen oder empfängt die Braut an der Hausthür mit dem Bierkrug, wofür sie ihm die Schlüssel zu den mitgebrachten Kasten und Truhen übergibt. Im Innern des Hauses läßt sie ihm dann durch die Näherin ein selbstgesponnenes Hemd und ein Paar Schuhe überreichen, während die übrigen Hausgenossen für ihre Hilfe beim Abladen des Wagens mit Tüchern, Bändern u. a. belohnt werden. Den Strohsack des Ehebettes muß der Hochzeiter selbst in die Kammer schaffen. Ist alles eingebracht, so spricht der Pfarrer darüber den Segen. Hierauf wird ein Mahl eingenommen, und am Abend fährt die Braut auf dem leeren Wagen wieder heim. Heirathet ein Bursch auf den Hof eines Mädchens, so schickt er ebenfalls einen Fedelwagen.

Die Hochzeit selbst wird regelmäßig an einem Dienstag, bisweilen auch an einem Montag gefeiert. Die meisten Hochzeiten fallen in die Fastnachts- und die Adventszeit. Die Freuden des Festes werden mit der „Morgensuppe" eröffnet, einem sehr ergibigen Frühstück, das sowol im Elternhaus der Braut als in dem des Bräutigams eingenommen wird, und bei dem in den Ortschaften des Isarwinkels der Bräutigam den ersten Laib Brod anzuschneiden hat, während die unverheiratheten Verwandten und Bekannten des Brautpaars in weißen Schürzen die Bedienung besorgen. Nach Beendigung des Essens wird die Braut „ausgedankt", d. h. der Hochzeitlader nimmt für sie von den Eltern in pathetischer Rede Abschied, worauf sie vom Kranzlherren in einem buntgeschmückten Wagen, dem in andern Fuhrwerken die übrigen Gäste folgen, unter Peitschenknallen, Pistolenschüssen und lautem Jauchzen nach der Wohnung des Bräutigams gebracht wird. Wo, wie im Traungau, die Morgensuppe im Wirthshaus genossen wird, läßt der Hochzeitslader vor dem Aufbruch der Gäste „nach dem Ehrenzeichen langen", indem er ihnen ein Bündel bunter Bänder reicht, aus denen jeder Mann sich eins am Hut, jede Frau eins am Schürzenband befestigt. Zwischen Lech und Isar geht die Braut vor der Abfahrt auf den Hof, um die Pferde zu füttern. Sie trägt auf einem

Digitized by Google

Teller für jeden Gaul ein Stück Brot, das mit geweihtem Salz und sogenannten Palmkätzchen bestreut ist. Haben die Thiere das Brot verzehrt, so schreitet sie dreimal um den Wagen und zerschlägt endlich an einem der Hinterräder den Teller, worauf sofort eingestiegen und unter Pfeifen- und Trompetenschall abgefahren wird.

Im Hochzeitsdorf angelangt, wird der Zug mit Musik und Böllerschüssen empfangen, und der Kranzlherr hat die Braut zierlich vom Wagen zu schwingen. Dann setzt sich der Hochzeitszug vom Hause des Bräutigams nach der Kirche in Bewegung.

„Die Ordnung, die hierbei eingehalten wird, ist durch die Ortssitte überall genau vorgezeichnet und der Hochzeitlader hat über die Einhaltung derselben zu wachen. In der Regel eröffnen die Männer, voran die Ehrenpersonen des Tages, häufig mit dem Favor, d. h. weiß und rothen Armschleifen*), geziert, der Bräutigam — am Hut den Rosmarin mit violettem Band, — Kranzherr, Ehrvater und Hochzeitlader (die häufig in eine Person zusammengezogen werden) und Hennenklemmer — den Zug, dessen Schluß die Weiber bilden, geführt von der Braut und ihren Kranzljungfern (früher genügte immer Eine, jetzt sieht man oft 4—6 Kranzljungfern) und den Ehrenmüttern und sämmtlichen weiblichen Verwandten und Gästen nach strenger Etiquette in umgekehrter Folge der Anciennität geordnet. Manchmal wird die Braut von einem besonderen, degenbewaffneten Brautführer geleitet. Allen voraus zieht die Musik, Hüte und Instrumente mit langen Bändern geziert, mit schallendem Spiel bis zur Kirche, an deren Eingang sie die Vollziehung des Sakramentes abwartet, um dann vom Kirchhof aus den Zug wieder zurück in's Wirthshaus zu geleiten."

Schmuck und Tracht der Brautleute sind von der „Bavaria" in dem Kapitel „Volks-Tracht" geschildert; hier möge nur bemerkt werden, „daß in den Gegenden, in welchem der breite Gürtel um die Hüften zum Ehrenschmuck der Braut gehört, die in geschlechtlichen Dingen sonst ziemlich laxe Moral des Landvolks dieses Ehrenzeichen jeder unjungfräulichen Braut mit großer Strenge verweigert. Neben dem Rosmarinzweig ist besonders die gelbe Citrone in der linken Hand das meist verbreitete Abzeichen hochzeitlicher Feier, von jedem Gast mit höchster Gravität getragen. Meist hat die erste Kranzjungfer all diese Zier von Rosmarin, Kränzchen, Schleifen und Citronen herbeizuschaffen; neben dem Rosmarin wird besonders das sogenannte Kranzlkraut — sedum sexangulare — als wesentlicher Theil des Hochzeitskranzes verwendet.

In der Kirche hat der Hochzeitslader den Cavalier der Braut zu machen und derselben bei jedem Schritt an den Altar und an ihren Platz zurück so-

*) vgl. Schmeller I. p. 579.

Digitized by Google

wol während der Trauung als der gleich darauf folgenden übrigen Vornahmen mit zierlicher Verneigung das Geleit zu geben. Anderwärts darf nur Brautführer und Ehrenmutter das Paar bis vorn an den Altar begleiten. Nach der Trauung erfolgt ein Opfergang mit Niederlegung von kleinen Spenden auf die Stufen des Altars, dessen Schluß die Ausspendung des vom Priester geweihten Johannisweines an das Brautpaar, vielfach auch an alle Gäste, bildet. Dabei geht das Brautpaar voran und trinkt dreimal, ihm folgen das Kranz- und Ehrenpaar, dann die Uebrigen; am unteren Inn wird nur dem Brautpaar vom Pfarrer, den andern Gästen vom Hochzeitlader der Kelch gereicht. Häufig wird auch nach der Trauung ein Dankamt gehalten, wobei der Organist seine heitersten Künste zum Besten gibt. Darauf geht man in manchen Gegenden still aus der Kirche auf den daran liegenden Kirchhof und betet vereinzelt an den Gräbern der Verwandten ein Paar Vaterunser.

Nach Vollzug dieser kirchlichen und ernsten Handlungen aber tritt die weltliche Fröhlichkeit des Festes sofort wieder lebhaft in ihr Recht; aus der Kirche oder vom Kirchhof hinweg wird mit lautem Jubel in das Wirthshaus marschirt, häufig in derselben, hie und da in umgekehrter Ordnung des ersten Zuges. Unter der Thüre des Gasthauses steht in bestem Putz der freundliche Herr Wirth, welcher das Brautpaar und alle Geladenen mit deutschem Handschlag und freudigem „Grüßgott" empfängt. Gewöhnlich bei Gelegenheit des Zuges von der Kirche nach dem Gotteshaus — hie und da auch später — wird der sogenannte „Brautlauf" oder „Schlüsselauf" gehalten. Vom Gemeindediener oder vom Hochzeitlader wird das Ziel abgesteckt und die Bahn für die Läufer bezeichnet und nun beginnen die rüstigsten und flinksten Bursche unter den Gästen, schon von der Kirchthüre an in grotesken Sprüngen vor dem Brautpaare hertanzend, und nun bis auf Hemd und Hose entkleidet und unbeschuht, den Wettlauf. Die Ziele — 300 und 400 Schritte weit — werden gebildet durch zwei Lagen Streu; wer das ferner gelegte zuerst erreicht, hat den höchsten Preis und so abwärts; im Berchtesgadnerland wird statt oder neben diesem Wettlauf ein Sacklaufen oder Eiertreten vor der Thür des Wirthshauses aufgeführt. Die Preise sind verschieden bestimmt; regelmäßig erhält der Erste einen vergoldeten Holzschlüssel, der ihm an den Hut gebunden wird, nebst dem höchsten Geldbetrag, die niedern Preise bestehen in Befreiung von den Mahlkosten, in kleinen Geldbeträgen oder Geschenken von Putz und Zierath. Von dem letzten Läufer heißt es: „er hat die Sau"*) und er wird demgemäß an Hut und Rücken mit Schweineschweifchen verziert."

Dieser Gebrauch des Brautlaufs, der sich bei allen deutschen Stämmen bis hinauf zu den Nordfriesen an der Westseite Schleswigs einst vorfand, war

*) vgl. Schmeller III. p. 99. 100. 177. II. p. 501. 502.

Digitized by Google

ursprünglich wol ein symbolischer Wettlauf nach dem Schlüssel zur Brautkammer, wobei der Bräutigam mit rennen und, kam ihm ein Anderer zuvor, demselben das Recht des eroberten Schlüssels mit einer herkömmlich festgesetzten Buße abkaufen mußte.

Auf diese symbolische Handlung folgt sofort eine andre. Sobald die Braut die Schwelle des Wirthshauses überschritten, naht sich ihr die Köchin, um sie in die Küche „zum Kraut- oder Suppesalzen" zu führen, d. h. die junge Frau, jetzt Vorsteherin eines eignen Heerdes, wird durch die Bitte geehrt, zum ersten Mal ihre Erfahrenheit in diesem Beruf zu bewähren. Sie kostet das ihr vorgesetzte Gericht, gibt ihr Urtheil darüber ab, wirft etwas geweihtes Salz in den Topf, gießt einige Tropfen Johanniswein hinzu und entfernt sich wieder, nachdem sie ein Trinkgeld für die Köchin in das Salzfaß gelegt.

Unterdeß haben die übrigen Weiber ihren kirchlichen Festputz mit ihrem gewöhnlichen Sonntagsstaat vertauscht, um sich unbehindert den Freuden des Mahls und des Tanzes hingeben zu können. Die Zahl der Gäste bei dem nun beginnenden Schmause ist je nach der Gegend und den Vermögensumständen der Betheiligten verschieden. Man kennt schlechte, mittlere und große Hochzeiten. Zu einer großen gehören im Isarwinkel 200, im linken Innthal 100 bis 250 Personen. Die Vertheilung der Gäste hat der Hochzeitlader zu besorgen, wobei verschiedne Regeln gelten. Ueberall rechnet man nach Tischen zu je zwölf Personen. Am Brauttisch pflegen im Land an der Paar nur die Braut, zwei Jungfern und der Brautführer zu sitzen. Bräutigam und Hochzeitlader dürfen erst nach allen andern an einer bescheidenen Ecke Platz nehmen. Der Geistliche erscheint gewöhnlich erst Nachmittags auf eine Stunde. Die Gerichte eines Hochzeitschmauses bilden den Superlativ und das Meisterstück dessen, was bäuerlicher Geldstolz und bäuerliche Kochkunst zu leisten vermögen. So führt die „Bavaria" den „Kuchelbrief" einer Hochzeit wohlhabender Leute aus der Gegend am untern Inn an. Derselbe enthält drei Abtheilungen oder „Richten."

„1. Richt: Nudelsuppe, Würste, saures Voressen, Kraut mit 2—3 Stück Rindfleisch (anderwärts heißen diese Speisen zusammen die ersten vier Richt), Brodknödel und Braten.

2. Richt: Reissuppe, Kalbfleisch, das „große Stück", d. h. 1½ Pfd Rindfleisch für den Kopf, geselchte Würste, Kalbsbraten, Kraut, Hirnpavesen.

3. Richt: Fleisch in der Sauce, Schweinsbraten mit Salat, gebackne Krapfen, eine Torte und schließlich eine Gerstensuppe. Dazu hat jeder Gast drei kr. Brod und Bier frei. Diesem Mittagsmahl ist nun oft schon eine „Morgensuppe" vorausgegangen, bestehend aus Fleischknödel, Haubenküchel, Rindfleisch, Bachnudel, Bier und Schnaps. Andere sehr übliche Hochzeitsgerichte sind: Kalbfleisch in gelber Brühe, Blutwurst, gebackne Leber, Speckknödel,

Digitized by Google

boeuf à la mode, Butternudeln, Aepfelküchel, Knödelsuppe, Rindsbraten, Strauben, Semmelküchel, Kalbsbraten mit Salat, Reismus, gebackne Kalbsfüße, Knoblauchwürste mit Zwetschgen, Semmelschmarren nnd Zwetschgenpavesen."

Uralte Hochzeitsspeisen der Bauern sind: im Isarwinkel „der Brein", ein Hirsenmus in Milch gekocht, am linken Ufer des Innthals der „Hornaff", ein Gebäck, das schon in den Vocabularien des vierzehnten Jahrhundert als Hochzeitszubehör erwähnt wird, endlich, als Schluß des Mahls, eine dicke Gerstensuppe, die namentlich im Oberland nicht fehlen darf. Niemals kommen vor Wildpret und Fisch; denn die „sind für des Edelmanns Tisch". In sehr hohes Alter hinauf reicht die in manchen Gegenden, z. B. bei Tegernsee noch übliche Sitte, daß die Hauptgerichte des Schmauses in besondern Aufsätzen hereingetragen und von der Musik „eingeblasen" werden, was beiläufig wie vieles andre von den Hochzeitgebräuchen der Altbayern im höchsten Norden Deutschlands, in Ostschleswig, namentlich in Angeln, ganz ebenso gehalten wird.

Eine Verdauungskraft, die ein Essen, wie das angeführte bewältigte, würde unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, daß die Gäste von den meisten Fleischgerichten nur die Brühe sofort verzehren, die festen Stücke aber als „Bescheidessen" in ein Tuch geschlagen für die Daheimgebliebenen mit nach Hause nehmen, und wenn dazu nicht wiederholte Pausen in der Vertilgung der Speisen kämen.

Zu diesen Unterbrechungen des Schmauses gehört zunächst das sogenannte Stehlen der Braut. Bei einem bestimmten Abschnitt des Mahles wird entweder die Braut selbst oder doch ein Stück ihrer Kleidung, ihr Kranz oder ein Schuh von einem listigen Burschen entwendet und in das Herrenstübchen des Gasthauses gebracht, wo der Räuber sich mit einigen Genossen seiner Missethat einige Stunden in süßem Wein gütlich thut, wofür der nachlässige Bräutigam oder der Kranzlherr, der die Braut zu hüten hatte, die Zeche zahlen muß. Die Gäste schmausen inzwischen fort, auch der Bräutigam sucht seinen Gram über den Verlust durch fleißiges Essen zu ersticken, bis ihm endlich gestattet wird, die Entführte durch den Hochzeitlader mit brennender Laterne und einer mit Schellen, Besen und Stangen bewaffneten Executionsmannschaft aufsuchen und gegen Berichtigung der oft über 50 Gulden betragenden Weinzeche und eines Bußgelds obendrein zurückbringen zu lassen. War nur der Schuh der jungen Frau geraubt worden, so wird ihr auf ihre Reclamation zuerst ein Haufen alter Filz- oder Holzschuhe zur Auswahl vorgelegt und nur ein Trinkgeld lockt ihren echten zierlich mit Schleifen geschmückten Brautschuh wieder aus seiner Verborgenheit.

In einer andern Pause des Mahls wird zum Krämer gegangen, wo die Mädchen den Burschen ein Tuch oder eine Rolle Rauchtabak kaufen. Hier

Digitized by Google

und da werden die letztern mit solchen Geschenken überrascht, indem ihnen jene die Hüte entwenden und mit den heimlich gekauften Tüchern geschmückt zurück bringen.

Die größten Unterbrechungen des Schmauses aber werden durch die oft stundenlang währenden Hochzeitstänze gebildet. Zu diesen gehört zunächst der Brauttanz, der zwischen Isar und Glon „Hungertanz heißt, weil er der Mahlzeit vorangeht und vor Beendigung derselben kein Bier eingeschenkt und kein Bissen gegessen werden darf. Ferner der vor dem Auftragen des Krautes executirte „Krauttanz", während dessen gewöhnlich die Braut gestohlen wird. Bei dem ersten Tanz nach dem Schmause, dem „Ehrtanz", den die Braut mit dem Kranzlherrn oder dem Hochzeitslader zu beginnen pflegt, spielen die Musikanten auf einmal lauter falsche Noten, und zu gleicher Zeit kommt die Braut aus dem Takt und fängt an zu hinken, was sich nicht eher gibt, als bis sie sich an die Musikanten um „eine Salbe" wendet. Sie legt ihnen zuerst einen Pfennig, dann als es noch immer nicht recht geben will, einen Kreuzer, endlich gar einen blanken Gulden, den ihr der Hochzeitlader mit den Worten: „Schau, bei Euch ist ein Nagel durchgegangen!" aus dem Schuh genommen, als Trinkgeld hin.

Ein poesievoller Tanz ist der im Lechrain noch hier und da übliche „Kunkeltanz". Gegen die Mitte des Mahls, vor dem Braten, ziehen alle Gäste unter Vortritt der Musik aus dem Wirthshaus in das Hochzeitshaus zurück. Dort stellt man sich auf der Tenne auf, die stärkste Kranzjungfer bringt die Kunkel herbei mit einem zierlich geflochtenen, reichbebänderten und mit der Spindel besteckten Rocken. Andere Mädchen fassen die Enden der niederhangenden Bänder, und unter dem Gitter der straffgespannten Bänder hindurch tanzt, das Brautpaar voran, die ganze Gesellschaft, worauf die Kunkel in festlichem Zuge nach dem Wirthshaus gebracht und dort an der Seite der Braut aufgestellt wird. Zwischen Lech und Ammersee kommt ein scherzhafter Tanz vor, den man „das Wickele holen" nennt. Gegen das Ende des Schmauses tanzt der Bräutigam mit der Ehrmutter, der Hochzeitlader mit der Braut. Der Bräutigam muß sich allerlei Neckereien wegen seiner alten Tänzerin gefallen lassen, endlich aber tritt ihm der Hochzeitlader die Braut gegen ein Lösegeld ab, und letzterer tanzt mit der ehrwürdigen Partnerin ein Weilchen weiter, plötzlich aber setzt er sie auf einen Schubkarren und fährt sie eiligst zur Thür hinaus. Beim letzten Festtanz der Braut mit dem Kranzherrn endlich nimmt dieser ihr am Schluß den Kranz vom Kopfe und überreicht ihn auf einem Teller dem Bräutigam mit den leider nicht sehr poetischen Worten: „Nun wünsch' ich besten Appetit, Herr Hochzeiter."

Andere Tänze und Ceremonien altbayerischer Hochzeiten bitten wir in der „Bavaria" nachzulesen, die sehr gründlich in alle Details eingeht.

Digitized by Google

Der schon wiederholt erwähnte Zug der Volkssitte, das Geben und Empfangen von Trinkgeldern in humoristische Verhüllungen zu kleiden, kehrt während des Schmauses in verschiedenen Formen wieder. Die Musikanten kommen, um am Brauttisch ein Stück zu blasen, da zeigt sich, daß die Instrumente zerbrochen sind, und nicht eher will es gehen, als bis sie auf einen Teller, auf dem zum Wahrzeichen das Mundstück eines Hornes liegt, „Flickgeld" eingesammelt haben. Häufig auch erbitten sie sich Kraut auf einem Teller, wobei es auf die Sechs- oder Zwölfkreuzerstücke abgesehen ist, die man zur Würze dazwischen legt. Dann erscheint die Köchin und sammelt, indem sie einen zerbrochenen Löffel oder Tiegel vorzeigt, das Macherlohn für diesen Schaden ein. Endlich werden auch die Spenden, welche die Gäste am Schluß des Schmauses für denselben zu entrichten haben, bisweilen durch eine solche heitere Fiction verschleiert, indem der Hochzeitlader in einer Rede das Mißgeschick beklagt, welches die Einrichtung der Jungfer Braut dadurch betroffen, daß eine Gluckhenne mit dreißig Küchlein zum Fenster hereingeflogen und alles Geschirr zerschlagen habe: die Gäste möchten der betrübten jungen Braut zur Erneuerung ihrer Einrichtung ihre Spende nicht versagen.

In der Regel aber bleibt diese Verhüllung aus. Mit einem Bückling tritt der Hochzeitlader in die Mitte der Gäste und hält seinen zierlichen, meist ganz oder theilweise gereimten „Abdankspruch", was meist sechs Uhr Abends geschieht. Nach der Rede setzen sich Wirth, Brautpaar und zwei Ehrmütter zusammen an den Brauttisch, über den ein Teppich gebreitet wird. Auf diesen stellt man eine Zinnschüssel, über die man einen Teller als Deckel stürzt. Der Hochzeitlader ruft nun sämmtliche Gäste vom Herrn Pfarrer bis zur entferntesten Base mit voller Titulatur zum Schenken auf. Ein schallender Tusch der Musik begleitet die Schritte jedes Einzelnen an den Tisch, wo ihm der Bräutigam, Ehrvater oder Hochzeitlader einen Becher Wein, den „Ehrwein", in ärmern Gegenden einen Krug Bier reicht und er seine Spende auf den Teller legt. Die Summe wird genau von jedem Schenkenden notirt, damit man sich bei Gelegenheit gebührend dafür abfinden kann. Sie beträgt stets das „Mahlgeld", d. h. das Couvert, und noch einen oder einige Gulden oder Thaler darüber. Verwandte entrichten mehr als bloße Bekannte, Pathen und Geschwister das Drei- und Vierfache. Mancher fügt noch ein scherzhaftes Geschenk, ein Muspfännchen, eine Puppe u. a. hinzu. Zuletzt wird für die Armen gesammelt. Wenn endlich aufgebrochen wird, so blasen die Musikanten das Brautpaar, das oft heimlich zu entwischen versucht, über die Straße, wobei der Hochzeitlader unter allerhand Späßen mit der Laterne voraus zu leuchten hat.

Hinsichtlich der Taufgebräuche erwähnen wir nur die wichtige Stellung, welche der „Gött", d. h. der Gevatter, dem Kinde gegenüber einnimmt. Er

Digitized by Google

ist eine dem Vater an Ansehen fast gleichstehende Respectsperson, die nicht blos für das Kind selbst, sondern auch für die Eltern und alle andern Angehörigen des Hauses der Mann des Raths und der Ehre bei allen wichtigen Ereignissen ist. In ganz Oberbayern pflegt man auf dem Lande immer dieselbe Person zum Pathen für alle Kinder zu nehmen. Derselbe bezahlt das Kindelmahl im Wirthshaus, häufig auch die Hebamme und das Taufgeld. Er bindet alte Geldstücke ein, sendet zu Festzeiten die üblichen Geschenke, zu Niklas Aepfel und Birnen, zu Ostern rothe Eier, zu Allerseelen den „Seelenzopf", im zweiten oder dritten Jahr des Kindes das „Gotl-G'wand", d. h. einen vollständigen Anzug und, wenn das Pathchen stirbt, Todtenhemd und Krone. Der Endtermin jener Jahresgaben ist bald kürzer bald länger gesteckt; während in der einen Gegend die Pathengeschenke mit dem Austritt des Kindes aus der Schule aufhören, werden sie in andern bis zur Verheirathung fortgereicht.

Auch von den Sitten, die sich an Todsfälle knüpfen, können wir nur Einiges mittheilen. Die Leichen von Unverheiratheten werden fast überall mit einer Krone von Wintergrün, Bandschleifen und Flittergold geziert, die man nach gemachtem Gebrauch in der Kirche aufbewahrt, um sie bei festlichen Gelegenheiten hervorzuholen und auf die Gräber zu legen. In manchen Gegenden begräbt man nur Kinder und Jungfrauen in weißen, alle andern in schwarzen Todtenhemden. In der Jachenau werden die Leichen in einem offnen Sarge zu Grabe getragen. Die Träger sind überall bei verheiratheten Männern Männer, bei Jungfrauen Jungfrauen, bei Kindern bisweilen Kinder. Auch verheirathete Frauen bestattet an einigen Orten eine Schaar von ihresgleichen. Hin und wieder trifft man die Sitte, daß die im ersten Kindbett verstorbne Wöchnerin mit den Ehren einer Jungfrau beerdigt wird. Man legt ihr das todte Neugeborene in die Arme, und vor Mutter und Kind „thut sich dann die Himmelsthür mit beiden Flügeln auf". Fast durch ganz Oberbayern herrscht der Gebrauch, die Breter, auf welchen die Leiche getragen worden, auf Fußstegen, besonders Kirchwegen, an Bäume zu heften oder über kleine Gräben zu legen; man liest darauf den Namen des Verstorbnen und den frommen Wunsch R. J. P. — requiescat in pace!

Ist die Leiche in die Erde gebracht, so finden sich die Leidtragenden im Wirths- oder Sterbehause zum Todtenmahl oder der Todtensuppe zusammen — ein Gebrauch, der ebenfalls bis hoch nach Norden, ja bis über die Schlei hinausgeht. Im Salzburgischen nennt man dies „das Gsturia vatrinka", das Gestorbene vertrinken. In manchen Gegenden des Innthals sind die Begräbnißschmäuse so reichlich wie die Hochzeitsessen und werden in den Austragsstipulationen und Uebergabsbriefen von den Eltern ebenso wie die hochzeitlichen Morgenessen vertragsweise bedungen.

Digitized by Google

Wir schließen unsre Auszüge mit einigen Mittheilungen aus dem, was die „Bavaria“ nach Abhandlungen Lentners über die Volksschauspiele Oberbayerns und die in dem sogenannten „Haberfeldtreiben“ sich äußernde Volksjustiz bemerkt.

Das Volk der bayerischen Hochlande hat sich aus alter Zeit bis auf unsre Tage sein Theater erhalten, auf welchem von Bauern gedichtete Stücke von Bauern für Bauern aufgeführt werden. Der Ursprung des Volksschauspiels in diesen Strichen ist theils in der dramatischen Thätigkeit der städtischen Sängerzünfte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, theils in den viel älteren Mysterien, und wol auch in den noch weiter in die Vorzeit hinaufreichenden Schaustellungen, Liedern und Sprüchen zu suchen, welche, wie die Kämpfe zwischen Sommer und Winter zu Lätare und die Umzüge des Wasservogels, sich an bestimmte Jahreszeiten knüpfen. Wann zuerst weltliche Schauspiele auf bayerischen Dorfbühnen aufgeführt worden sind, läßt sich nicht sagen. Gewiß dagegen ist, daß geistliche Komödien schon im fünfzehnten Jahrhundert unter den Bauern am Inn und Lech zur Darstellung kamen. Während im übrigen katholischen Deutschland sich nach der Reformation die Jesuiten der Volksbühne bemächtigten und durch ihre Schüler und Novizen sowol weltliche als geistliche Stücke aufführen ließen, machte sich in den bayerischen Alpen das Volk im vorigen Jahrhundert wenigstens was die weltlichen Dramen betrifft, von der durch jene Eindringlinge eingeführten Manier wieder los, und so gelangte das Bauerndrama hier zu einer Art Nachblüte. Nicht blos in dem bekannten Oberammergau, sondern auch in andern Dörfern und Märkten, z. B. zu Aibling, Tölz, Mittenwald und Garmisch gab es noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Bauerntheater. Die Aufklärungsperiode ließ wie gegen manches andere Gute und Erhaltenswerthe auch gegen diesen Zug der Sitte und Neigung die Polizei los. Sie brachte es damit aber nur so weit, daß das Volk einen Theil seiner Bühnenstoffe aufgab. Man führte fortan keine der Legende entnommenen Heiligenkomödien auf. Das weltliche Schauspiel wurde eifrig fortgesetzt, und es wird noch jetzt von den Ammergauern und den Bewohnern einiger andern Dörfer im Osten des Gebirgs unermüdlich neben dem bekannten Passionsdrama cultivirt.

Das Ammergauer Passionsspiel ist durch Devrient und Andere, manchen unsrer Leser wol auch durch eigne Anschauung mit seinen Acteuren, seiner Bühneneinrichtung u. a. bekannt geworden. Die übrigen Bühnen des Oberlandes gleichen genau der dortigen, nur daß sie kleiner und weniger ausgebildet sind. Das Proscenium prunkt gewöhnlich in der Architektur der Rokokozeit, mit gewundenen Säulen, aus scheckigstem Holzmarmor, goldnen Kapitälen, Festons, Schilden, Vasen und allegorischen Statuen. Unter den Decorationen für die weltlichen Stücke darf ein goldstrahlender Rittersaal, ein wilder Wald

Digitized by Google

ein schreckenvoller Kerker nicht fehlen. Die Costüme sind dem Mittelalter, wie der Bauer sichs vorstellt, entnommen, und es bestehen dafür gewisse stereotype Formen: Bösewichter und Tyrannen dürfen sich nur roth oder schwarz kleiden, unschuldig Verfolgte nur in zartem Weiß oder Himmelblau umherwandeln, Könige und Prinzen schleppen sich mühselig mit schweren Hermelin- und Purpurmänteln, gewaltigen Kronen, Federbüschen und Ordenssternen herum, zu einem Helden gehört vor Allem eine klappernde Blechrüstung.

Das Repertoire dieser Bühnen besteht aus älteren und neueren Stücken, von denen die ersteren gewöhnlich besser als letztere sind. Die Stoffe jener älteren Dramen sind den alten Volksbüchern entnommen, die mit aller Naivetät ihres Ursprungs und mancher glücklichen Zuthat für die Zwecke der Bühne umgeschaffen wurden. Sie sind es, die in ihren gesunden Grundgedanken dem Geschmack und Gemüth des Bauern am meisten zusagen. Dahin gehören die Geschichten von der heiligen Genovefa, der Herzogin Hirlanda, der frommen Dulderin Griseldis, dem armen Heinrich, dem edlen Möhringer und ähnlichen Helden mittelalterlicher Poesie. Ihnen zur Seite standen die Sagen vom Kaiser Octavian und vom Doctor Faust, so wie die ältern schlichter gehaltnen Schauspiele aus der Heiligenlegende.

Die durch die Jesuiten in Aufnahme gebrachte Heiligenkomödie im Rokokostil wollte nicht recht gefallen, da ihr frommer Schwulst den Landleuten zum guten Theil unverständlich blieb. Dagegen fanden spätere Bauerndichter, welche die Legenden einheimischer, beliebter Heiligen, z. B. der tirolischen Rotburga, der frommen Magd zu Rottenburg, des Sanct Romedius von Taur mit seinem Bären, des kleinen Märtyrers Anderl von Rinn für die Bühne bearbeiteten, bessere Anerkennung, und so geschah es zugleich, daß das sich im vorigen Jahrhundert einnistende Schäferspiel sehr bald vom Bauerntheater wieder verdrängt wurde.

Nach Erschöpfung der alten Sagen- und Legendenstoffe griffen die Dorfpoeten zu den Ritterromanen der Fabriken von Spieß, Kramer und Delarosa, und es wurden eine große Menge derselben in der Weise zu Dramen umgeschaffen, daß man durch Weglassung aller Verfänglichkeiten, aller Liebes- und Verführungsgeschichten, die Romantik des Stoffs zu moralisiren suchte. Als auch diese Quelle versiechte, waren die Bauerndichter eine Zeit lang in Verlegenheit, woher neues Material zu nehmen sei. Da erstand zu ihrer Rettung Christoph Schmid mit seinen Erzählungen für die reifere Jugend. Man verwendete sehr bald seine Bücher für die Dorfbühne und dieselbe zieht noch jetzt aus diesen gesunden, einfachen Stoffen den größten Theil ihrer Nahrung.

Die Dichter gehören fast ohne Ausnahme dem Landvolk an wie die Schauspieler. Gewöhnlich werden die Autoren der Stücke zu Leitern der Aufführung derselben berufen. An Honorar erhalten sie im günstigsten Fall fünf

Digitized by Google

Gulden, oft viel weniger. Die Schauspielergesellschaften treten beinahe immer freiwillig zusammen. Die Leute besitzen verhältnißmäßig gute Anlage zur Deklamation und Mimik, doch gilt dies mehr von den Männern, da die Frauen sich meist in einer gewissen Weinerlichkeit des Vortrags gefallen. Das Talent für das Schauspiel und die Neigung dazu dehnt sich häufig über ganze Familien aus, so daß bisweilen Großvater, Vater, Sohn und Enkel, Tochter und Enkelin in demselben Stück mitwirken. Die Bevölkerung der Gegenden, wo solche Schauspiele oft vorkommen, zeigt sich durchgehends gebildeter und geneigter, auf die Aeußerungen des höhern Culturlebens einzugehn, als das Volk andrer Striche. Der Antheil, den sie an den Vorstellungen nehmen, ist ein äußerst lebhafter: sie können viele Stunden lang sitzen und sehen und hören, was auf der Bühne vorgeht, und sie vermögen demselben Stück sechs bis sieben Mal mit der gleichen Rührung und Ergötzung beizuwohnen. „Jedenfalls," so schließt die „Bavaria" dieses Kapitel, „ist das Volksschauspiel ein schöner Ausdruck und noch mehr ein wichtiges Förderungsmittel des poetischen, sittlichen und religiösen Lebens des begabtesten Theiles der altbayerischen Bevölkerung."

Das „Haberfeldtreiben" ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen des Volkslebens im bayerischen Gebirge. Wie und wo es entstanden, ist bis jetzt trotz mannigfacher dagegen eingeleiteter gerichtlicher Untersuchungen bloße Vermuthung geblieben. Man glaubt, daß die Grafschaft Hohenwaldegg der Boden sei, wo diese Sitte zuerst zur Ausübung gekommen, und von wo sie sich allmälig über die Nachbargaue verbreitet, und man nimmt ferner an, der Gebrauch sei die ins Bäuerische übertragene Fortsetzung des von Karl dem Großen in den einzelnen Grafschaften eingesetzten Rügengerichts. Wie viel daran ist, lassen wir dahin gestellt. Sicher ist, daß die Haberfeldtreiber den alten Kaiser bei ihrem Verfahren erwähnen. Er wird beim Verlesen der Anwesenden stets zuerst aufgerufen, auch gibt sich die Schaar der Theilnehmer immer als vom Kaiser im Untersberg (derselbe sitzt dort nach den Sagen, die Steub mittheilt, ganz wie Kaiser Rothbart im Kiffhäuser) abgesandt an, und beim Schluß wird Kaiser Karl aufgefordert, das Protokoll zu unterschreiben. Seit dem Verfall des altdeutschen Rechtsverfahrens und Verdrängung der Bauern von der Theilnahme an der Justiz, besonders seit dem dreißigjährigen Kriege soll das eigenthümliche Institut wieder in Flor gekommen sein. Man griff, in Ermangelung andrer Mittel zu einem Verfahren, das sich damit begnügte, die von der öffentlichen Meinung für schuldig Erklärten, welche die Schreibstube entweder mit Verletzung des Gesetzes oder weil die Gesetze nicht auf den Schuldigen Anwendung litten, mit Strafen verschonte, wenigstens öffentlich als Uebelthäter zu brandmarken. Doch soll es früher üblich gewesen sein, die Betreffenden, besonders wenn sie an Feldmarken gefrevelt oder Wucher getrieben, durch

Digitized by Google

Verheerung ihrer Felder zu züchtigen, und da im Gebirge viel Hafer gebaut wird, so hätte man den Namen Haberfeld auf das ganze Verfahren übertragen. Wieder andere wollten wissen, es seien damals die Schuldigen, vorzüglich gefallene Mädchen, von den heimlichen Theilnehmern des Gerichts mit Ruthenstreichen durch ein Haferfeld getrieben worden.

Ueber den gegenwärtigen Stand des Haberfeldtreibens lassen wir zunächst die „Bavaria" sprechen, dann mag Steub Einiges aus seiner Erfahrung hinzufügen.

In dem Gebiet der Landgerichte Tegernsee und Miesbach besteht oder bestand wenigstens bis 1850 ein Geheimbund unter den Bauern, welche für Vergehen, die außer des gerichtlichen und polizeilichen Strafrechts liegen, besonders an Sündern gegen die Volksmoral ein öffentliches Rügengericht übt. Am häufigsten sind es geschlechtliche Sünden, gegen die sich das Verfahren richtet. Dasselbe kennt kein Ansehen der Person. Vor seiner Anwendung schützt weder die geistliche Weihe des Seelenhirten, noch die mächtige Herrscherwürde des Landgerichtsbeamten, noch die gefährliche Tapferkeit des Forstmanns. Alle erfahren, wenn es dem Bunde erforderlich scheint, wie das Volk über sie denkt. Die Verbindung erstreckt sich nur über den Bezirk, den die Mangfall umgrenzt, niemals wurde jenseits des Inn oder gar jenseits der Isar getrieben, ja die Treiber kamen noch in keinem Fall bis an letztern Fluß.

So viel sich aus einzelnen Angaben über die Organisation dieser Vehme erkennen läßt, gibt es im Gebirge zwölf Haberfeldmeister, von denen jeder nur in seinem Bezirk die ihm Untergebnen kennt und sie nach einer Verabredung mit seinen Mitmeistern in größter Heimlichkeit von einem beschloßnen Trieb in Kenntniß zu setzen pflegt. Jeder in den Bund Eintretende leistet einen Beitrag von drei Gulden und verpflichtet sich durch einen Eid zum tiefsten Stillschweigen, welches bis jetzt, da der Verräther vermuthlich hart bedroht ist, noch nie gebrochen wurde. Wenigstens hat noch keiner von den zur Verantwortung Gezognen einen Mitschuldigen genannt oder mehr als schon längst Bekanntes über die Organisation des Bundes gestanden.

Dem Gerichte über einen Uebelthäter gehen stets Warnungen voran. Auch briefliche Ermahnungen kommen vor. Fruchtet das nicht, so tritt plötzlich von keiner Seele geahnt, die Strafe in Vollzug. Dabei erscheinen vor oder doch nicht fern von dem Hause des Heimgesuchten, die Treiber in der Zahl von hundert bis zweihundert Mann. Sie tauchen, da zu Trieben besonders finstre Nächte gewählt werden, so unversehens auf, daß sie, wie es in den Protokollen heißt, gleichsam aus dem Boden gestiegen zu sein scheinen. Die Schaar schließt sofort ein Viereck und stellt in etwas größrer Entfernung, namentlich an Straßen und Wegen, Vorposten auf, die mit Gewehren bewaffnet sind, so daß es nicht leicht jemand wagt, auch nur von Weitem in ihr Bereich zu

Digitized by Google

kommen. Zufällig sich Nahende werden angehalten und müssen entweder umkehren oder ruhig den Verlauf der Execution mit abwarten. Die Theilnehmer am Gericht sind alle mehr oder minder vermummt und haben die Gesichter mit Ruß geschwärzt.

Glaubt man sich gegen einen Ueberfall gesichert, so beginnt das Gericht. Der Schuldige wird geweckt. Man ruft ihm zu, sich anzukleiden, das Vieh im Stall anzubinden und ans Fenster zu kommen, bei Lebensstrafe aber nicht vor die Thür zu treten. Dann werden die Versammelten von einem der Meister verlesen und zwar stets unter falschen Namen und Würden, als z. B. „der gestrenge Herr Landrichter von Tegernsee, der hochwürdige Herr Pfarrer von Gmund" und so meist solche Personen, deren Anwesenheit ihrer Stellung oder ihrer Entfernung vom Orte wegen am wenigsten vorauszusetzen ist. Auch der bayerische Hiesel (der Schinderhannes des bajuvarischen Stammes) wird gewöhnlich mit aufgerufen. Fehlt auch nur eine der verlesenen Personen oder antwortet sie nicht sofort mit einem lauten „Hier!" so entweichen alle unverrichteter Dinge. Nach dem Volksglauben ist stets Einer mehr am Platz, als verlesen werden, und zwar ist dies niemand geringeres als der böse Feind.

Ist die Verlesung zu Ende, so tritt in die Mitte des Vierecks, von einem Andern mit einer Laterne begleitet, einer der Theilnehmer des Gerichts, um so laut als er irgend vermag ein in Knittelreime gebrachtes Register vorzutragen, welches die einzelnen Schandthaten des Delinquenten enthält. Nach jeder Strophe erhebt die ganze Versammlung, je nach dem Inhalt derselben, ein furchtbares Geheul oder Gelächter und begleitet dies mit einer Katzenmusik der entsetzlichsten Art, bei der Handmühlen, Kuhschellen, Trommeln, Ketten und sogenannte Carfreitags-Ratschen als Instrumente dienen. Mit der Absingung des gereimten Sündenregisters ist dem Volksunwillen genügt und das Gericht beendigt. Ein Pfiff des Anführers, die Laternen erlöschen und die Schaar zertheilt sich nach allen vier Winden, ohne eine Spur von sich zurückzulassen.

Bis jetzt haben noch alle Untersuchungen ergeben, daß die Handhabung dieses Volksgerichts immer ohne Schädigung des betreffenden armen Sünders an Leib und Gut abging. Wird an letzterem durch Zufall etwas zerstört, so leisten die Haberfeldtreiber auf heimlichen Wege vollen Ersatz dafür. Für mitgenommene Bretter und Pfähle legten sie Geld an Ort und Stelle, für eine zerbrochene Scheibe warfen sie einen in Papier gewickelten Zwanziger zum Fenster hinein. Der Bund sorgt aber auch dafür, daß seine Mitglieder keinen Schaden leiden, und als die Gemeinden Sachsenkam und Gmund von der Behörde mit 50 Gulden belegt wurden, weil in ihnen getrieben worden, erhielten sie die Summe von unbekannter Hand noch vor Erlegung derselben zugestellt.

Digitized by Google

Nach Steub fügen wir dem hinzu, daß bei den schwarzen Schöffen dieses Volksgerichts nicht nur das Sprichwort: kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen, nichts gilt; sondern daß die Haberfeldtreiber mit Vorliebe auf die Reichen, die Vornehmen und die Amtsehrwürdigen losgehen. Ferner, daß im Jahre 1852 noch zweimal, dann noch einmal 1857 getrieben wurde. Sodann, daß die Geistlichkeit früher für das Institut schwärmte und es für eine wahre Tugendschule erklärte, jetzt aber, seit es auch ihresgleichen, z. B. den hochwürdigen Nachfolger Sanct Marins und Anians zu Irschenberg betroffen, sich eine ganz andere Meinung beigelegt hat.

Ein Landmann endlich, der einer der Wissenden zu sein schien und mit dem Steub erst vor Kurzem über die Sache sprach, wollte sich an die phantastischen Züge von Kaiser Karl nicht erinnern. Er meinte, das Treiben werde in der Regel auf dem Jahrmarkt zu Miesbach ausgemacht, wo sich die Vertrauten im Wirthshaus zusammensetzten und nach kurzer Berathung das Erforderliche beschlössen. Die Namen der Hauptleute und Theilnehmer seien übrigens unter den Bauern durchaus kein Geheimniß. Schade sei, daß man in den Bund, der früher nur verheirathete Ehrenmänner zugelassen, in letzter Zeit auch junge Bursche aufgenommen, denen selber ein Treiben gesund wäre. Da bis jetzt keiner heimgesucht worden, der es nicht in die Haut hinein verdient, so wäre es barbarisch, die Gemeinden mit so schwerer und langer Einquartierung zu strafen (sie kriegten jede, als Geldbußen nicht verfingen, ein Fähnlein Strafbayern in die Häuser), wie die hohe Obrigkeit beliebt habe. Der Mann schloß mit den seltsamen Worten: „Die Treiber halten bei alledem doch noch immer zusammen, und wenn es einmal das Vaterland gilt, wird man schon sehen, daß sie die rechten Leute sind."

Die Haberfeldtreiber hätten also auch eine gewisse politische Farbe, und Pfarrer Grassinger von Aibling hätte vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn er den Bauernaufstand von 1705 als ein Werk „des seit uralten Zeiten bestehenden Haberfeldbundes" betrachtet.

ed by Google

Von der preußischen Grenze.

Da die spanischen Angelegenheiten in der Regel von den Zeitungslesern überschlagen werden, so ist es vielleicht nicht unangemessen, hier die Aufmerksamkeit auf eine Aeußerung des Marschall O'Donnell zu lenken, eines der vernünftigsten Männer, welche die neuere Geschichte Spaniens ans Licht gezogen hat. Die Ultramontanen haben ihn nämlich heftig angegriffen, weil er nicht zu Gunsten des heiligen Vaters energischer gegen die piemontesische Regierung auftritt. Darauf hat der Marschall bemerkt, Spanien habe geschwiegen, weil man bei der jetzigen Lage Europas nicht wissen könne, ob die Freunde von heute nicht die Feinde von morgen sein könnten.

Diese Aeußerung verdient auch von andern Staatsmännern sorgfältig erwogen zu werden. Die Art und Weise, wie die piemontesische Regierung ihre Zwecke durchsetzt, hat mehrfachen Tadel gefunden, und auch wir sind keineswegs gemeint, für die Correctheit derselben einzutreten; es hätte Vieles artiger und schicklicher gethan werden können. Aber einen Tadel, den man auch häufig vernimmt, finden wir bodenlos lächerlich: den Tadel nämlich, daß Sardinien sich der französischen Politik in die Arme wirft. Wem soll es sich denn in die Arme werfen? Die Unterwürfigkeit Sardiniens gegen Frankreich wird einzig und allein durch die Haltung der übrigen Mächte mit Ausnahme Englands veranlaßt, und Niemand kann sie mit größerer Bitterkeit empfinden, als die piemontesische Regierung selbst. Nach den Vorfällen vor Gaeta kann Niemand daran zweifeln, daß wenn es einmal zu einer ernsthaften Coalition gegen Frankreich kommen soll, das Königreich Italien in derselben eine nicht unbedeutende Rolle spielen wird.

Ganz Europa hat das dringende Bedürfniß, daß die bisherigen faulen Zustände in Italien aufhören: denn durch sie wurde Italien ein Heerd der Revolution und ein Schauplatz der Rivalität zwischen Oestreich und Frankreich. Ein starkes Königreich Italien ist im mittelländischen Meer der natürliche Gegner Frankreichs und der natürliche Bundesgenosse Deutschlands; denn sobald Italien den Umfang erreicht hat, den es wenigstens zu wünschen berechtigt ist, gibt es keine Veranlassung mehr, welche einen Conflict zwischen beiden Nationen herbeiführen könnte.

Wo aber ein allgemeines Bedürfniß vorliegt, muß man schon über die Incorrectheit des Weges, der zu der Befriedigung derselben führt, ein Auge zudrücken. Wenn diejenigen, welche den lebhaften Wunsch hegen, daß Italien

Digitized by Google

ein Moraſt bleibt, um im Trüben fiſchen zu können, Victor Emanuel tadeln, ſo finden wir das ganz natürlich; wenn aber diejenigen ihn tadeln, welche für Italien eine beſſere Geſinnung hegen, ſo mögen ſie doch einmal ſagen, was er denn eigentlich hätte thun ſollen. Es iſt freilich viel ſchöner und großartiger, immer offen und grade zu handeln; aber dieſe Politik kann nur der Starke befolgen; der Schwache muß die Umſtände und die Gelegenheit benutzen, die ſich ihm bietet. Die bisherigen Regierungen Italiens ſind durch fremde Bajonette erhalten; wer wollte es dem König Victor Emanuel verargen, wenn er fremde Bajonette gleichfalls nicht verſchmäht! Sein ganzer Charakter bürgt dafür, daß er ſie nur ſo lange gebrauchen wird, als es unumgänglich nöthig iſt. Aber Soldaten braucht er in der That, um „Italien zu machen“.

Dies iſt der Standpunkt, auf welchen ſich Lord John Ruſſel in ſeiner neuſten Note ſtellt. Um dies Aktenſtück richtig zu würdigen, muß man in Anſchlag bringen, an wen es gerichtet iſt. Erſtens iſt es an die engliſche Nation gerichtet, um ihr zu ſagen, daß die Regierung ſich mit ihr in Uebereinſtimmung befindet und nicht, wie die preußiſche Zeitung nach Coblenz vermuthen ließ, mit den Gegnern Italiens. Zweitens iſt es an die Königin Victoria gerichtet, die es darauf aufmerkſam macht, daß die Krone, welche ſie trägt, einem glücklichen Attentat ihren Urſprung verdankt. Wilhelm von Oranien fiel mitten im Frieden in England ein, veranlaßte die Unterthanen ſeines Schwiegervaters zur Empörung und uſurpirte den Thron, der ihm nicht gebührte, theils durch ſeine Waffen, theils durch einen Parlamentsbeſchluß. Das war nicht fein; aber es war nöthig, um England aus dem Moraſt zu retten, in welchen es die legitime Familie der Stuarts immer tiefer verſinken ließ. Drittens iſt die Note an den Kaiſer Napoleon gerichtet, um ihm vor den Augen aller Welt zu erklären, wie England den Brief an Perſigny auffaßt, ihm die Bedingungen feſtzuſtellen, unter denen er auf Englands Freundſchaft rechnen kann. Es iſt neuerdings Mode geworden, dieſe Freundſchaft gering anzuſchlagen; ob mit Recht oder Unrecht, das mag hier unerörtert bleiben: jedenfalls ſchlägt ſie der Kaiſer Napoleon nicht gering an, und darum iſt die Note mehr als ein bloßes Schriftſtück, welches als ſchätzbares Material zu den Acten gelegt wird.

Viertens endlich gilt die Note uns. Wir haben uns gemüßigt geſehn, der Turiner Regierung in einer Note, die viel correcter und eleganter geſchrieben iſt als die des Lord John, eine Vorleſung über das höhere Staatsrecht zu halten. Lord John, in ſeiner Art ein Humoriſt, erzählt uns, daß er auch den Vattel geleſen hat, und theilt uns einige närriſche Fragmente daraus mit; dann aber fügt er hinzu, er habe eigentlich keine Zeit ſich auf ſolche Vorleſungen einzulaſſen, und erinnere ſich nur aus den Erfahrungen des gemeinen Lebens an den alten Spruch: daß, wer den Zweck wolle, auch dieje-

Digitized by Google

nigen Mittel wollen müsse, die allein dazu führen. Das ist ein Satz, den unsers Wissens bisher noch Niemand bestritten hat, als Herr von Radowitz; aber die trivialsten Sätze sind grade die, auf welche man einen Deutschen am meisten aufmerksam machen muß.

Wenn man diese Voraussetzungen erwägt, so wird man finden, daß das Actenstück nicht leer ist, sondern wirklich etwas sagt. Die Engländer haben in ihren Staatsschriften eine andere Logik als wir. Es kommt ihnen gar nicht darauf an, eine strenge Folgerichtigkeit zu beobachten, wenn nur im Einzelnen alles das gesagt wird, was gesagt sein soll.

Unzweifelhaft ist die Abfassung dieses Actenstücks durch die lächerliche Geschichte mit dem Capitän Macdonald wenigstens beschleunigt worden. Das wäre die eine gute Seite dieser Geschichte; sie hat aber noch einige andre. Wie wir über den Lärm der englischen Presse denken, haben wir im vorigen Heft gesagt, es wird uns verstattet sein, andererseits der preußischen Regierung gegenüber folgende bescheidne Bemerkung zu machen. Gesetze sind nicht blos dazu da, um auf dem Papier zu stehn, sondern um ausgeführt zu werden. Wenn ein Gesetz besteht, daß jeder Verhaftete innerhalb 24 Stunden verhört werden soll, und daneben eine Praxis, die diesem Gesetz widerspricht, so ist das nicht gut, und ein solcher Zustand bedarf dringend einer Abhilfe. Schlimm genug, daß erst ein Fremder uns darauf aufmerksam machen muß.

Dann ist es auch zweckmäßig, daß der preußischen Regierung einmal unumwunden gesagt wird, ihre europäische Politik errege nicht ungetheilten Beifall. Wir sind oft in der Stimmung, sie gegen unsere liberalen Freunde zu vertheidigen, denn diese muthen ihr nicht selten Dinge zu, die sich widersprechen. Es ist unter anderm ein thörichtes Verlangen, die preußische Regierung solle alles was sie vorhat, auf dem Markt austrommeln lassen. Zuweilen ist Reden gut und zuweilen Schweigen. Aber die preußische Regierung ist in ihrer Wahl in letzter Zeit nicht immer glücklich gewesen: oft hat sie geredet, wo es besser gewesen zu schweigen, und oft hat sie geschwiegen, wo ein lautes Wort nöthig gewesen wäre.

Das Schweigen ist ein wichtiges Mittel der Ueberraschung. Man soll dem Gegner nicht sagen was man vorhat, um nicht seinen Widerstand herauszufordern. Aber wenn man immerfort schweigt, so erregt man allmälig den Verdacht, man habe nichts zu sagen, und dieser Verdacht, gleichviel ob gegründet oder ungegründet, schadet dem moralischen Ansehn des Staats. Wir wollen ein Beispiel anführen.

In der kurhessischen Sache hat Herr von Schleinitz gegen den Bundesbeschluß Protest eingelegt; er hat dem Landtag gegenüber erklärt, er habe die Folgen dieses Protestes nach allen Eventualitäten hin reiflich überlegt. Das war ein großes Wort und würde unter andern Umständen völlig genügt haben.

Digitized by Google

Denn es wäre eine unsinnige Zumuthung, er solle angeben, durch welche Mittel er seinem Protest Geltung zu verschaffen gedenke. Jenes Wort wäre völlig genügend gewesen, wenn Preußen in dem Credit stände, daß dem Wort die That folgt. Aber unter dem vorigen Ministerium war der einzig leitende Gesichtspunkt der preußischen Politik, bei allen Conflicten durchzuschlüpfen, um keine Soldaten und kein Geld zu verlieren, und das neue Ministerium hat nicht nur noch keine Gelegenheit gehabt, den Eindruck dieser Politik zu verwischen, es hat nicht nur, grade in der kurhessischen Sache, durch überlanges Schweigen vor dem Publicum die Wirkung seiner übrigens gut geschriebenen Note an den Bundestag abgestumpft, sondern es hat auch die Besorgniß erregt, als ob die Note und der Protest nicht Mittel, sondern Zweck wären. Eigentlich schreibt man eine Note doch nicht, um seinem Herzen Luft zu machen und damit einen lästigen Gedanken von seiner Seele abzuschütteln, sondern man schreibt sie, um etwas damit zu erreichen. Nun hat aber die preußische Regierung so häufig und so angelegentlich betheuert, sie wolle sich unter allen Umständen, es möge kommen was da wolle, streng in den Schranken der Bundespraxis halten, daß es ihr wirklich gelungen ist, nach allen Seiten hin die Ueberzeugung von ihrer Aufrichtigkeit zu verbreiten. Nach allen Seiten hin! Alle Welt sagt sich, — nicht blos das Publicum, sondern auch die Regierungen — Preußen wird sich streng an die bundesgesetzlichen Schranken halten; nun gibt es aber keinen bundesrechtlichen Weg, dem Kurfürsten von Hessen gegen einen Bundesbeschluß zur Wiederherstellung der Verfassung von 1831 zu veranlassen; es gibt keinen bundesrechtlichen Weg, gegen den Bundesbeschluß eine neue Bundeskriegsordnung durchzusetzen. — Es gehört keine übertriebene Einsicht dazu, zu begreifen, daß diese allgemeine Ueberzeugung von der bundesrechtlichen Gesinnung Preußens nicht sehr geeignet ist, die Wirkung seiner Noten und Proteste zu verstärken, und daß es für den Zweck viel besser gewesen wäre, auch bei der loyalsten bundesrechtlichen Gesinnung, diese Gesinnung wenigstens nicht an die große Glocke zu hängen.

Ein andrer Punkt. Seit dem vorigen Jahr hat sich, ursprünglich im östreichischen Interesse, im Publicum die Ansicht verbreitet, der italienische Feldzug sei nur das Vorspiel zu einem Rheinfeldzug. Diese Ansicht des Publicums hat sich dann der preußischen Regierung bemächtigt, und sie ist es noch heute, welche ihre Politik bestimmt. Wir wollen nicht etwa den Glauben aussprechen, diese Besorgniß sei ungegründet; wir finden es vielmehr ganz in der Ordnung, daß Preußen die Gefahr scharf ins Auge faßt und auf die Mittel bedacht ist, sie abzuwenden. Aber wir glauben nur, daß es kein sicheres Mittel gibt, das Eintreten dieser Gefahr und zwar unter den ungünstigsten Umständen zu beschleunigen als die gegenwärtige Haltung Preußens. Denn so laut, daß es fast wie Ostentation aussieht, drückt die Regierung

ihre Besorgniß und ihren Wunsch aus, eine Coalition gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Leidenschaften sind doch immer mächtige Triebfedern der Politik, und wenn der Kaiser Napoleon jetzt eine Leidenschaft hegt, so ist diese wohl gegen Preußen gerichtet wegen seiner Haltung in den letzten Monaten.

Man verzeihe uns noch eine triviale Bemerkung.

Eine Bundesgenossenschaft ist nur unter zwei Umständen denkbar. Entweder wollen beide Theile dasselbe, oder der eine leistet dem andern etwas, um von ihm eine Gegenleistung zu empfangen. Ein drittes gibt es nicht.

Was Preußen von den andern Mächten zu begehren hat, liegt auf der Hand: Fernhaltung des Auslandes in allen innern Angelegenheiten Deutschlands und freies Spiel gegen Dänemark in den Herzogthümern. Es giebt keine auswärtige Macht, welche dieselben Zwecke hätte: auf die erste Art der Bundesgenossenschaft kann Preußen also unter keinen Umständen rechnen. Weder Rußland, noch Oestreich, noch Frankreich, noch England ist etwas daran gelegen, Deutschland und in ihm Preußen erstarken zu lassen, denn sie finden ihre Rechnung weit mehr dabei, wenn Deutschland und in ihm Preußen schwach bleibt.

Es ist also für Preußen keine andere Bundesgenossenschaft denkbar als diejenige, in welcher es den Beistand oder die Neutralität andrer Mächte durch eine Gegenleistung erkauft. Ja erkauft! Das Wort ist sehr kaufmännisch, sehr wenig heroisch, noch viel weniger romantisch; aber die Kaufleute haben den Vorzug der Nüchternheit, und neben der Fähigkeit, kühne und durchgreifende Entschlüsse zu fassen, die freilich auch sehr wesentlich zur Sache gehört, ist Nüchternheit in der Wahl der Mittel eine der wesentlichsten Bedingungen einer gesunden Politik.

Von diesem Standpunkt aus ergibt sich auch, was man von der zuweilen auftauchenden Idee eines Bündnisses mit den mittleren Staaten z. B. mit Schweden zu urtheilen hat. Preußen könnte sein Hab und Gut bis auf den kleinsten Heller mustern, und es würde nichts finden, was es Schweden als Gegenleistung bieten könnte.

Ganz anders steht es den Großmächten gegenüber. Es gibt große europäische oder vielmehr Weltfragen, in denen Rußland, Frankreich, England, Oestreich sehr wesentlich betheiligt sind, in denen Preußen selbst nicht das geringste Interesse hat, bei deren Entscheidung es aber doch nicht umgangen werden kann. Die gesunde Politik Preußens scheint uns nun folgende zu sein: in diesen Fragen sichern wir demjenigen unsern Beistand, der uns seinen Beistand oder seine Neutralität in unsern Angelegenheiten zusichert.

Entsetzlich nüchtern! und doch hat diese Politik in frühern Zeiten Preußen groß gemacht. — Mit wahrem Leichtsinn hat Preußen 1854 die große orien-

Digitized by Google

talische Krisis versäumt; eine Conjunctur, die sie so günstig nicht leicht wieder kommt. In der italienischen Krisis hat es den Fehler begangen, von vornherein jede Möglichkeit einer Alternative abzuschneiden. Freilich darf man gegen das jetzige Ministerium nicht ungerecht sein. Denn die italienische Krisis war schon seit mehren Jahren vorbereitet, und Bündnisse der obigen Art lassen sich nicht improvisiren. Victor Emanuel hat das sehr gut verstanden; aber noch immer herrscht in Preußen der Grundsatz der „freien Hand" d. h. des Abwartens, bis der Conflict losgegangen ist, um dann gewissermaßen als Schiedsrichter aufzutreten. Diese Politik hätte nur dann einen Sinn, wenn Preußen stärker wäre als beide Betheiligten zusammen, da dieser Schiedsrichter sich darauf gefaßt machen muß, daß sich beide zusammen gegen ihn wenden. Und daß sie auch für den Starken bedenklich ist, wird Napoleon noch einmal zu seinem Schaden erfahren.

Manche von unsern Erinnerungen wird man auch in den Blättern finden, welche gegen Preußen feindlich sind, oder man wird es wenigstens zwischen den Zeilen lesen; ausgeplaudert haben wir nichts, denn was wir gesagt, weiß alle Welt; nur die preußische Regierung vergißt es zuweilen. Darum halten wir es grade für nöthig, den Staat, dem wir mit Leib und Seele angehören, unsrerseits fortwährend daran zu erinnern, daß es nur von ihm abhängt, stark zu sein. Gesinnungen, wie diejenigen, die wir ausgesprochen, beseelen unser ganzes Volk. Wir predigen keine sogenannte Verstandespolitik: der Verstand allein kann niemals große Zwecke setzen, nur dem Verein von Verstand und Gefühl ist es möglich. Was wir für uns, was wir für Deutschland erstreben, erfüllt unser ganzes Herz und wir sind jedes Opfers dafür fähig. Aber der Verstand, unfähig, den Zweck zu setzen, muß die Mittel finden, und hier darf das Gefühl keine Stimme haben. Der beste Politiker ist der Mann der vollen und großen Leidenschaft, der aber diese Leidenschaft beherrscht und die Augen offen behält; der schlechteste Politiker ist derjenige, dessen Gefühl sich nicht in einer Sache concentrirt, sondern das sich allenthalben vordrängt, wo es nicht hingehört.

Und von dieser Art sind manche von unsern wohlmeinenden deutschen Freunden, die gleich uns Preußen im Grunde lieben, aber keine Gelegenheit versäumen, es zu tadeln. Preußen wegen der Mittel, die es anwendet, zu tadeln, hat aber nach unsrer Meinung nur derjenige das Recht, der sich seines Zieles klar bewußt ist und mit seinem Herzen wie mit seinem Verstand daran festhält. Nie oder fast nie wird der Angehörige eines andern deutschen Staats, auch wenn er zu unsrer Partei gehört, so empfinden wie wir Preußen; er muß verschiedne Gefühle gegen einander abwägen, um endlich zu einem Resultat zu kommen. Aber kommen muß er dazu, sonst hat er kein Recht in der Politik mitzusprechen. Diejenigen unsrer deutschen Brüder, die

Digitized by Google

ihre Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Oestreich so stark empfinden, daß sie dieser Rücksicht jede andre opfern, tadeln wir deshalb nicht; wir ehren jede echte Ueberzeugung; nur müssen sie nicht dies zugleich wollen und das Entgegengesetzte, sie müssen nicht, um eine alte Reminiscenz von 1848 anzuwenden, die Republik wollen mit dem verstorbenen Großherzog an der Spitze.

Wenn Preußens Freunde oft Gelegenheit finden, sich über den Staat ihrer Liebe zu beklagen, so hat Preußen nicht weniger gerechten Grund, sich über seine Freunde zu beklagen. Es hat manches versäumt, aber es hat auch einiges gethan, und für dieses nicht die ausreichende Unterstützung gefunden. Wir wollen hier die Bundeskriegsverfassung nicht erwähnen, weil wir uns denken können, daß der preußische Ausweg das Gefühl nicht überall befriedigt. Aber es gibt eine andre Frage, in der das Gefühl jedes ehrlichen Deutschen nicht irren kann.

Wir haben oben die Besorgniß ausgesprochen, daß es in der kurhessischen Frage dem preußischen Ministerium schwer werden dürfte, seine verschiedenen Rücksichten mit einander zu vereinbaren. Es liegt aber in der Hand des deutschen Volks, ihm diese Lage zu erleichtern. Der Widerstand der deutschen Regierungen geht nicht aus einem Mangel an Sympathie für das hessische Volk, sondern nur aus der Besorgniß hervor, Preußen werde diese Frage zu seinen Sonderzwecken ausbeuten. Die meisten unsrer deutschen Staaten werden so gut regiert, daß sie keine Vergleichung zu scheuen haben. Wir führen nur Sachsen an. In Bezug auf das höhere Verfassungsleben läßt es sehr viel zu wünschen übrig; im übrigen leben die Einwohner zufrieden und glücklich. Gern würde die sächsische Regierung den Kurhessen, deren Haltung über alles Lob erhaben ist, dasselbe Glück zu Theil werden lassen, das diese nach den Erfahrungen dieses Jahres nur in der Rückkehr zum alten Rechtssystem finden können, wenn nicht die vorhererwähnte Rücksicht sie hinderte. An der sächsischen Kammer ist es nun, die Regierung daran zu erinnern, daß diese Frage keine preußische, sondern eine deutsche ist; daß es sich gar nicht darum handelt, Preußen irgend einen Vorsprung zu lassen, sondern an einem wunden Fleck Deutschlands eine Heilung herbeizuführen, deren längeres Ausbleiben unsrer allgemeinen deutschen Zustände in Gefahr setzt. Wenn alle Landtage der deutschen Staaten sich in diesem Sinn aussprechen, so wird auf ganz friedlichem und ganz gesetzlichem Weg eine Versöhnung angebahnt, deren Folgen sich viel weiter ausdehnen als über die engen Grenzen des Kurfürstenthums. —

† †

Digitized by Google

Aus Schleswig.

So wüßten wir denn nun, worauf man mit den Untersuchungen wegen der Adressen an die Stände eigentlich abzielte. Es war den Dänen nicht so wohl, um eine Bestrafung mißliebiger Manifestationen der Volkswünsche, als darum zu thun, eine passende Gelegenheit zur Verminderung der Zahl patriotischer Wähler zu finden. Die Untersuchungen haben diese Gelegenheit gegeben, man hat sie mit Absicht so weit hinausgezogen, damit keine Freisprechung erfolge, bevor die Wahlen vorüber sind; aber das kleinliche Mittel wird schwerlich von Bedeutung für das schließliche Ergebniß der Wahlen sein. Man hat unter Andern in Schleswig gegen 200 Bürger, die bei der Adressenangelegenheit betheiligt sind, von den Wählerlisten gestrichen, obwol wider sie noch gar kein Erkenntniß ergangen ist. In Eckernförde sind durch die Willkür der Dänen etwa 100 Bürger ihres Wahlrechts verlustig gegangen. In dem seiner patriotischen Haltung wegen im ganzen Herzogthum bekannten Flecken Hoyer an der friesischen Westküste, dessen Vertreter Brantweinbrenner Mathießen in allen Fragen mit der deutschen Majorität der Stände stimmte, hat man noch radicaler durchgegriffen und alle Wähler ihres Rechts beraubt.

Wie wenig man sich dabei an die öffentliche Meinung kehrt, oder wie sehr man sichs vielmehr angelegen sein läßt, sie zu reizen, ersieht man daraus, daß auch Thomsen von dem Wahlcollegium seines activen und passiven Wahlrechts verlustig erklärt worden ist. Rathmann Thomsen von Oldenswort in Eiderstedt war bekanntlich einer der drei Führer der Deutschen im flensburger Ständesaale, er galt für den tüchtigsten Charakter und das beste parlamentarische Talent unter sämmtlichen Abgeordneten, er hat im Reichsrath zu Kopenhagen energisch das Landesrecht Schleswigs vertreten und noch voriges Jahr erklärt, daß er den Reichsrath seit dem Austritt der Vertreter Holsteins und Lauenburgs nicht mehr für zu Recht bestehend betrachte. Die Dänen wollten ihn damals hinaus maßregeln, indeß scheiterte die Absicht an den Resten von Rechtssinn, die sich die Versammlung bewahrt hatte. In Schleswig kennt man diesen Anstand nicht. Der Mann wird für unfähig zu wählen und gewählt zu werden erklärt, weil er — im Jahre 1849 eine Adresse an die Landesverfassung unterschrieben hat. Daß inzwischen eine Amnestie ergangen ist, daß Thomsen bisher durch jenes Vergehn nicht verhindert wurde, seine staatsbürgerlichen Rechte auszuüben, daß er sechs Jahre als Abgeordneter wirkte und zugleich Reichsrath war, kümmert die dänische Logik nicht. Die Ordre des Mufti, das bon plaisir als Rechtsgrund ist hier an der Tagesordnung.

Uebrigens wird den Dänen alles nichts helfen. Die nächste Ständeversammlung wird so deutsch wie die vorige sein und sehr wahrscheinlich einen bessern Präsidenten haben. Ihre Schilderung des Betragens unsers Polizeimeisters beim Begräbniß Gerkes ist noch viel zu glimpflich, indeß ist es besser, zu wenig als zu viel zu sagen. Reichte doch schon die Hälfte dessen, was hier geschieht, anderwärts aus, das Volk zur Verzweiflung zu treiben.

Heiberg hat noch keine Resolution auf seine seit dem 23. Juni beim Ministerium eingereichte Beschwerdeschrift über die Entscheidung des gottorfer Amthauses, daß seine Buchhandlung ungeachtet der entgegenstehenden Verfügung des Appellationsgerichts vom 6. März d. J. geschlossen bleibe, bis die endliche gerichtliche Entscheidung erfolgt sei, ob er sein Geschäft fortsetzen dürfe. Diese Sache ruht nun schon vier volle Monate, und niemand wird jetzt noch in Abrede stellen wollen, daß es von vornherein auf den Ruin Heibergs abgesehn war. Es heißt, ein dänischer Buchhändler werde sich jetzt hier niederlassen und zwar solle derselbe jährlich tausend Reichsthaler Subvention von der Regierung erhalten, da er es ohne diese Beihilfe nicht wagen wolle. (Vielleicht thäte es auch ein dänischgesinnter deutscher Bibliopole, z. B. einer von den Herrn der Firma Adler u. Dietze in Dresden, die, nachdem sie sich durch die dänenfreundliche ungewitterische Geographie einen wenig beneidenswerthen Ruf erworben, im vorigen Sommer die Stirn hatte, nicht blos Heiberg, dem schwerbedrängten Patrioten den weitern Kredit zu verweigern, sondern daran auch ihr Bedauern zu knüpfen, „daß eine neue Handlung, statt sich mit ganzer Seele dem Sortiment zu widmen, Politik treibe“. D. Red.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Der Stand der orientalischen Frage.

Daß die orientalische Frage mit dem pariser Frieden nicht gelöst worden, ist eine Wahrheit, die wol schon beim Abschluß jenes Vertrags Wenige leugnen mochten. Wer absichtlich dagegen die Augen verschloß, mußte durch das wiederholte Wetterleuchten des Alttürkenthums in Dschiddah und Stambul, durch das laute Grollen des Hellenenvolks auf Kandia und den jonischen Inseln und durch das unabläßige Zucken und Aufflackern der Slavenstämme von den schwarzen Bergen der Tschernagorzen durch Bosnien bis über die Donau hinaus aufmerksam gemacht werden, daß die Luft hier noch mit denselben Gewitterdünsten, der Boden mit denselben vulkanischen Gewalten schwanger ist, die vor dem letzten Kriege dem Reiche des Sultans den Untergang drohten. Wer auch über diese Erscheinungen wieder Beruhigung fand, den mußten die Ereigniße in Syrien und die gleichzeitig erfolgenden Anträge Fürst Gortschakoffs wecken, welche letzteren eine Untersuchung der Zustände unter den christlichen Unterthanen Abdulmedschids verlangten. Wessen Befürchtungen endlich durch die Maßregeln, welche auf jene Ereigniße und diese Anträge hin getroffen wurden, beschwichtigt wären, der würde sich ebenfalls schwerer Täuschung hingeben.

Es ist wahr, die Uebelthäter in Damaskus sind mit einer seit dem Regierungsantritt des jetzigen Sultans beispiellosen Energie, einer unerhörten Rücksichtslosigkeit bestraft worden, und in Rumelien hat man den Großwesir umherreisen lassen, um die verlangte Untersuchung vorzunehmen und die Mißbräuche, über die geklagt wurde, abzustellen. Der Papst des Türkenthums ist, wie immer, gegen die Forderungen der Mächte nachgiebiger gewesen, als der Sultan des Ultramontanismus. Er hat nicht geantwortet: non possumus. Aber das Resultat des guten Willens in Stambul wird ganz dasselbe sein, wie das, welches in Rom und an andern italienischen Höfen der üble Wille der Fürsten hatte: es wird bis auf Weiteres im Wesentlichen beim Alten bleiben. Hier wie dort sind es eben nicht die Personen mehr, welche die Dinge, sondern die Dinge, welche die Personen beherrschen. Hier so wenig wie dort ist noch mit bloßen Reformen zu helfen. Hier auf der illyrischen

Digitized by Google

Halbinsel kreuzen sich noch weit mehr, wie dort auf der italischen, die Interessen und Tendenzen der auswärtigen Mächte.

Was Oestreich bis 1859 in Bezug auf Italien war, das ist in gewissem Sinn Rußland für das Gebiet zwischen der Donau und dem Schwarzen und Adriatischen Meer, nur daß es sich nicht so sehr an den Fürsten, als an die Völker wendet und so die Rolle Sardiniens zu spielen scheint. Was letzteres für die westliche Halbinsel gewesen ist, das sollte und das könnte unter günstigern Umständen das Königreich Hellas für die östliche sein. Die Pforte ist im Voraus gerichtet, wie einst Rom und Neapel, und sie wäre schon verloren, wenn die Dinge ganz so einfach lägen, wie in den italienischen Staaten.

Unser Vergleich trifft, wie angedeutet, nur bis zu einem gewissen Grade das Thatsächliche. Sardinien war, als es den Krieg für die Einheit Italiens begann, eine starke Mittelmacht mit einem energischen König, einem kühnen und klugen Minister und mächtigen Gönnern. Es hatte Staaten vor sich, deren Völker durch die Sprache bereits geeinigt waren, und in deren Leben der Geist der Städte überwog, der für höhere Ideen immer empfänglicher ist, als der des platten Landes. Hellas ist ein Kleinstaat, der zwar, wie schon der byzantinische Adler auf seinen Kanzeln zeigt, ähnliche Wünsche und Hoffnungen wie Sardinien seit 1848, aber keinen Cavour und keinen Victor Emanuel hat. Ein Revolutionskrieg ferner würde hier, wenn er zum Siege führte, aller Wahrscheinlichkeit nach trotz des Einigungsmittels, welches in dem gemeinsamen Glauben der Stämme auf der illyrischen Halbinsel gegeben ist, kein großes einiges Reich, sondern mindestens zwei, ein hellenisches und ein slavisches, zur Folge haben. Der größte Theil jener Stämme sodann besteht aus Bauern, die sich zwar gern für Abschaffung drückender Steuern und für eine Beute von Türkenköpfen schlagen würden, nicht aber für die Idee der Wiederherstellung des Byzantinerreichs. Während endlich zur italienischen Frage die Westmächte bisher im ganzen dieselbe Stellung einnahmen, England, wie es scheint, in dem sichern Glauben, seine Interessen dadurch zu fördern, Frankreich zuletzt, wie man denken sollte, nothgedrungen, gehen ihre Wege in Bezug auf die türkische von vornherein auseinander. War England dort gegen Oestreich und für ein starkes Italien, das ihm in Zukunft als Gegengewicht und Bundesgenosse gegen ein etwaiges Uebergreifen Frankreichs im Mittelmeer dienen kann, so verfolgt es hier — ob mit Recht, lassen wir dahingestellt — dieselbe Politik wie Oestreich. Wie dieses in erster Linie überhaupt keine Umgestaltung der Karte Europas, dann keine russischen Erwerbungen an seiner Südgrenze und ebenso wenig ein starkes Serbenreich wollen kann, dem mit der Zeit ein Theil seiner Besitzungen zufallen würde, so sieht England lieber eine schwache Türkei, als irgend eine po-

Digitized by Google

litische Neuschöpfung, welche im Verlauf der Jahre soweit erstarken könnte, daß sie der britischen Flotte die Herrschaft in der Osthälfte des Mittelmeers und im Schwarzen streitig zu machen vermöchte, und noch weniger gern natürlich eine Ausbreitung der russischen Macht über die Küsten dieser Gewässer und deren Hinterlande. Daher sein Auftreten nicht blos gegen die Russen, sondern auch gegen die Griechen, die nächsten Erbberechtigten bei einem Verscheiden der Türkei.

Ganz anders liegen die Dinge für Frankreich. Frankreichs Interesse hat mit der Erhaltung der Türkenherrschaft in Europa nichts zu thun, und während es in Italien gegen Oestreichs Weitergreifen kämpfte, scheint es sich den Bestrebungen Rußlands auf der illyrischen Halbinsel nur deshalb nicht offen beizugesellen, weil es vorläufig noch nicht mit England brechen will. Seine Tendenz ist, am Mittelmeer immer mehr Fuß zu fassen, so wie bisher im Westen von Aegypten, der Straße nach Indien, auch im Norden. Es hat sich Freunde in den Schwarzen Bergen an der Adria wie in den Maroniten des Libanon erworben, wo seine Fahne, wie uns soeben berichtet wurde, statt der stipulirten sechs Monate, zwei Jahre und sehr wahrscheinlich länger, vielleicht so lange wie einst in Ancona und jetzt in Rom wehen wird. Es ist in Alexandrien und Kairo von Mehemed Alis Zeit her besser angesehen als England. Es hat einen Vorposten in Tunis. Es gilt allen Katholiken des Orients als ihre oberste Schutzmacht. Es kann, wenn es sich hütet, durch fernern Eigennutz gegen den Nationalwillen der Italiener zu verstoßen, vermittelst seiner neu gewonnenen Stellung in den Alpen und seiner Garnison in Rom bei einem etwaigen Zusammenstoß der Interessen in nächster Zukunft den Engländern die Freundschaft Italiens streitig machen. Nicht undenkbar ist, daß Kaiser Napoleon nach gebührendem Studium der griechischen Frage den Versuch unternimmt, den Russen die Freundschaft der fünf Millionen in Hellas und der Türkei lebenden Griechen abzugewinnen, seine Rolle als Befreier der Nationalitäten auch auf diese rührige und intelligente Rasse auszudehnen, und ein starkes Königreich Hellas zu schaffen, das ihm bei Verfolgung weiterer Pläne zu Diensten stände. Der Freund Italiens und Griechenlands, der Inhaber von politischen Commanditen in Montenegro, Syrien, Aegypten und Tunis, der Schutzherr der Römisch-Katholischen im Orient dürfte es dann recht wol wagen, vor England die Maske abzuwerfen und, Rußland mit der Osthälfte der europäischen Türkei und dem Schwarzen Meer abkaufend, sich des arabisch redenden Theils des Reichs der Pforte vom Nil bis an den Euphrat und den Taurus zu bemächtigen.

Preußen, die fünfte Großmacht, hat, seit die Pforte in Marasmus verfallen ist, kein directes Interesse an der orientalischen Frage. Sein Handel wird von ihr so gut wie nicht berührt. Seine Stellung in Jerusalem ist

Digitized by Google

eine Spielerei, ein romantisches Kunstproduct. Es hat lediglich dahin zu sehen, daß, wenn einmal die Türkei getheilt wird, das europäische Gleichgewicht nicht Störung leide, daß ihm also für diesen Fall eine passende Entschädigung, die nicht fern zu liegen braucht, zugestanden werde. Durchaus nicht unbedingt nothwendig wäre dabei, mit England und Oestreich zu gehen. Auch mit Frankreich und Rußland würde sich hier ein gutes Uebereinkommen erzielen lassen, und wenn — was zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber immerhin möglich ist — im Cabinet der Tuilerien beschlossen sein sollte, nach der italienischen statt der Rheinfrage die orientalische wieder auf die Tagesordnung zu bringen, so ließe sich vielleicht durch bloße Neutralität schon, sicher aber durch thätige Parteinahme jene für immer aus den Gedanken des Kaisers verbannen und außerdem Nützlicheres und Annehmbareres gewinnen, als von dem reichen Onkel der „Times", der jetzt gegen uns den hochmüthigen Geldprotzen spielt.

Lassen wir indeß die Zukunft und die Conjecturen, und halten wir uns einfach an die Gegenwart und die Thatsachen. Hier stehen zwei Dinge im Vordergrund: die Ereignisse in Syrien und die Untersuchungsreise des Großwessirs in Rumelien. Betrachten wir dieselben nach einander.

Der Libanon ist von zwei verschiedenen Völkerschaften bewohnt, den Maroniten, einer Secte, die in den Hauptglaubenspunkten zu der römisch-katholischen Kirche gehört, und den Drusen, welche als eine Sekte des Islam bezeichnet werden können. Von Anfang dieses Jahrhunderts bis 1832 wurde der Libanon von der christlichen Familie Schahab regiert, die zum Sultan im Verhältniß eines Vasallen stand. Im genannten Jahre eroberte Mehemed Ali ganz Syrien und behielt es bis 1839. Unter seiner Herrschaft blühte das Land, die Streitigkeiten der Stämme und Sekten ruhten, die Christen genossen sichern Schutz, die Moslemin wie die Drusen, die Raubsucht der Beduinen wie der Fanatismus der Städtebewohner wurden mit starker Hand im Zaum gehalten. Hauptsächlich durch Englands Bemühen, welchem die Erhaltung des ottomanischen Reiches allem Andern vorangung, kam Syrien wieder unter die Herrschaft des Sultans. Indeß war die neue Anordnung der Dinge im Libanon nicht nach den Wünschen der Pforte. Dieselbe verlangte hier direct zu herrschen, man zog es aber vor, die Drusen und die Maroniten unter eingeborne Häuptlinge zu stellen, die den Titel Kaimakam führen und dem Pascha von Beirut untergeordnet sein sollten. So waren von vornherein zwei rivalisirende Parteien geschaffen, die nicht verfehlten, ihre Nebenbuhlerschaft durch unablässige Friedensbrüche und Gewaltthätigkeiten zu äußern, und von denen die eine vorzüglich von England, die andere von Frankreich unterstützt wurde, während die Politik der türkischen Regierung darauf gerichtet war, auf die eine oder die andere Weise ihre Absicht, das Land unter ihre directe Autorität zu bekommen, doch noch zu erreichen. Ob Churschid Pascha, der letzte Gouverneur von Beirut, dahin zie-

Digitized by Google

lende Weisungen hatte, wissen wir nicht. Sicher ist, daß er so handelte. Es gelang ihm, die Stämme gegen einander zu hetzen. Unter den Christen schürte er Unzufriedenheit mit ihren Häuptern an, während er diese doch schließlich aufrecht hielt. Die Drusen regte er durch seine Unterbeamten gegen ihre maronitischen Nachbarn auf. Nach den neuesten Berichten ist kein Zweifel, daß die türkischen Behörden im Libanon Mitschuldige bei der Verfolgung der Christen waren. Achmed Pascha in Damaskus, Osman Bey und manche andere haben zu offen gehandelt, als daß ihr böser Wille hätte verkannt werden können, und so sind sie zum großen Theil schon bestraft worden. Mit Churschid Pascha, dem Hauptschuldigen, stand es anders, da er vorsichtiger verfahren war.

Die Schritte, welche zu thun sind, um das Geschehene gut zu machen, sind nur zum Theil klar vorgezeichnet. Man hat Massen von christlichen Frauen entführt, Städte niedergebrannt, ganze Dörfer zur Annahme des Islam gezwungen, Kirchen geschändet und weite Pflanzungen verwüstet. Die Frauen müssen zurückgeschafft, die Städte auf Kosten der Mordbrenner wieder aufgebaut, die zum Islam genöthigten Dörfer dem Christenthum wiedergegeben, alles geraubte Eigenthum muß den Betreffenden zurückerstattet werden. Man kann die Todten nicht aufwecken, aber man muß die Ueberlebenden vor einer ähnlichen Katastrophe schützen, ihnen Bürgschaften für ihr Leben und ihren Besitz ertheilen. In letzterer Beziehung wird die Pforte ihren alten Plan einer directen Herrschaft über Drusen und Maroniten wieder geltend machen. Aber darein wird Frankreich niemals willigen. Französisches Geld setzte die Maroniten in den Stand, sich den Grad von Cultur und Wohlstand anzueignen, dem der Ueberfall dieses Jahres plötzlich ein Ende machte. Als Tausch für das französische Kapital, das ihnen vorgestreckt worden, verkauften sie ihre Seide, das Hauptproduct des Libanon, zu festgesetzten Preisen an die Kaufleute von Marseille und Lyon. Jetzt ist die Mehrzahl ihrer Dörfer und ihrer Maulbeerbäume zerstört, und wenigstens vierzig Millionen Francs französischen Kapitals, die auf diese Weise angelegt waren, sind verloren gegangen. Kaiser Napoleon wird sorgen, daß eine stärkere Hand und ein besserer Wille, als bisher eine Wiederkehr dieses Vandalismus unmöglich macht. Wir glauben nicht, daß er Abdelkader dazu ersehen hat. Wahrscheinlicher ist, daß er zuletzt den Antrag stellen wird, den Vicekönig von Aegypten mit dem Paschalik von Syrien wieder zu belehnen, so daß vorläufig die Hauptländer der arabisch redenden Hälfte des ottomanischen Reichs unter dessen Botmäßigkeit kämen, womit einerseits ein Freund Frankreichs, ein künftiger Vasall gestärkt, andrerseits der Anfang mit der Anwendung des Nationalitätsprincips auf den Orient gemacht wäre. Später ließe sich dann das Werk vollenden, die Türkenherrschaft auf Kleinasien beschränken, die Grenzen des Königreichs Hellas erweitern und im Norden der europäischen Türkei die Entstehung eines serbischen Reichs begün-

Digitized by Google

stigen, welches ein brauchbarer Bundesgenosse gegen Oestreich sein würde. Läßt man die Herrschaft der Pforte in Syrien bestehen, so wird man auch das Verbleiben der Franzosen im Libanon gestatten müssen, gegen das Rußland nichts einwenden wird, Oestreich nichts einwenden kann. Es würde, dünkt uns, gut gewesen sein, wenn auch England Truppen nach Beirut oder Akko gesandt hätte, aber es scheint, daß die britische Regierung wie die britischen Kaufleute diesen Theil des ottomanischen Reiches gänzlich dem französischen Unternehmungsgeist überlassen wollen.

Wir kommen zu der Reise des Großwessirs in der europäischen Türkei, wobei wir einem Artikel in „Macmillans Magazine" (Oktoberheft d. J.) auszugsweise folgen. Die Lage der christlichen Unterthanen des Sultans hat sich in den letzten Jahren in manchen Beziehungen verbessert. Die Kopfsteuer ist abgeschafft worden. Sie sind nicht mehr genöthigt, gleich den Juden des deutschen Mittelalters zum Unterschied von den Rechtgläubigen eine besondre Tracht: schwarze oder dunkelblaue Turbane zu tragen. Wie der fränkische Hut nicht mehr dem türkischen und arabischen Städtepöbel als Zielscheibe von Kothwürfen dient, den Christen nicht mehr nur auf Eseln, sondern auch auf Pferden zu reiten gestattet ist, so sind auch andere Beschränkungen, Herabwürdigungen und Plackereien dieser Art außer Gebrauch gekommen. Die officiellen Schriftstücke belegen die Ungläubigen nicht mehr mit Schimpfnamen wie Gjaur und Kafir. Die Behörden erheben nicht mehr Schwierigkeiten, wenn es die Erbauung einer Kirche gilt. Noch viel größere Vortheile stehen auf dem Papier der verschiedenen Hattischerifs und Hatthumayums, welche die Noth der Gegenwart dem Padischah und seinen Räthen abdrang. Würden alle diese Proklamationen buchstäblich, würden sie in dem Geist, der sie dictirte, befolgt, so wäre die Reform eine ungeheure zu nennen. In der Theorie sind alle Classen der Unterthanen Abdulmedschids fast ganz gleich vor dem Gesetz, gleich berechtigt und gleich verpflichtet. Daß sie es auch in der Praxis seien, wird selbst der eifrigste Vertheidiger türkischer Verwaltung nicht zu behaupten wagen. An den Küstenorten und in einigen Hauptstädten, wo Europa den Behörden in die Karte sieht, sind die Christen wohl geschützt, ja wenn sie die Protection der Consuln nachsuchten, oft besser als die Gläubigen. Im Innern dagegen herrscht allerwärts noch die alte Willkür und der alte Druck, und in vielen Bezirken hat man noch nicht einmal gewagt, jene Proklamationen zu Gunsten der Ungläubigen zu verlesen.

Das türkische Reich bedürfte vor Allem eines guten Gesetzbuches. Der Koran, nach dem alle Prozesse entschieden werden, paßt auf die veränderten Verhältnisse nicht mehr, die Hatts, welche seine Bestimmungen in Bezug auf die Christen mäßigen, sie mit den Ansprüchen Europas ausgleichen sollten, sind in den Provinzen entweder nicht bekannt oder von der Praxis der Richter nicht gebührend anerkannt. Dazu kommt die unvollkommene Einrichtung der Gerichts-

Digitized by Google

höfe. In der Türkei werden alle öffentlichen Geschäfte durch Collegien oder Rathsversammlungen (Medschlis) abgemacht. Es gibt Medschlis für die einzelnen Städte und Dörfer, für die einzelnen Bezirke, für die einzelnen Provinzen, Medschlis für die verschiedenen Geschäftszweige, für Criminal- und Handelssachen u. s. w. Nun aber sind diese Collegien in allen Orten, wo Moslemin und Christen zusammen wohnen, immer so zusammengesetzt, daß die Mehrheit der Mitglieder aus Mohammedanern besteht, die ihre Vorurtheile und Vortheile vertreten und ihren privaten Neigungen gemäß Recht sprechen, ohne persönlich dafür verantwortlich zu sein. Die christlichen Beisitzer sind in der Regel bloße Ziffern. Sie lassen sich entweder gleich den übrigen bestechen oder werden von diesen überstimmt.

Ein anderer Grund zur Klage liegt in der Art der Besteuerung. Bedarf der Finanzminister eine Summe, die nicht in der Kasse ist, so ersucht er einen der Kapitalisten in Konstantinopel darum, indem er ihm als Mittel der Rückzahlung die Erhebung der Steuern in der oder jener Provinz auf einige Zeit zugesteht. Der Kapitalist will aber nicht blos sein Geld, sondern zugleich die höchsten Zinsen, bis zu zwanzig, ja dreißig Procent, die Gehalte für seine Einnehmer und die Geschenke erstattet haben, welche er den Paschas und den Baschchatibs für die Hülfe zu entrichten hat, die er bei dem Geschäft bedarf. Zöge die Regierung des Sultans die Steuern auf die in civilisirten Ländern übliche Weise ein, so würden sich die Kosten im schlimmsten Fall auf ein Drittel der zu erhebenden Summe belaufen (in England betragen sie nur 8, in Frankreich 14, selbst in dem nachlässig und nach Gunst verwalteten Kirchenstaat nicht mehr als 31 Procent); bei dem in der Türkei beliebten System dagegen müssen, um eine Million Piaster in den Staatsschatz zu bekommen, den Steuerpflichtigen mindestens zwei, bisweilen drei Millionen abgepreßt werden. Läge diese Last auf allen in gleicher Vertheilung, so gehörte die Thatsache nicht in unsern Zusammenhang. So aber ist das Eigenthum der Christen gewöhnlich um ein Drittel höher geschätzt, als das der Moslemin, und bei der Zusammensetzung der Medschlis ist an eine Abhülfe dieses Mißstandes nicht zu denken. Beklagt man sich, wie in den letzten Jahren von Bosnien aus wiederholt geschah, in Konstantinopel, so läuft man Gefahr, von den Unterbehörden dafür gestraft zu werden. Gerechtigkeit wird dadurch nicht erlangt.

Ferner begünstigen in mehrern Districten, namentlich in den acker bauenden die Medschlis eine Art Drucksystem in Bezug auf das Verhältniß mohammedanischer Landeigenthümer zu der christlichen Bauernschaft, welche letztere dadurch in Zustände gerathen ist, die sich von der Sclaverei nicht mehr unterscheiden, als die Leibeigenschaft in Rußland. Wenigstens kommt es ganz wie hier auch in der Türkei in manchen Gegenden vor, daß der Preis der Land-

Digitized by Google

güter nicht durch deren Ausdehnung und nicht durch die Güte des Bodens, sondern durch die Zahl der auf denselben lebenden Bauern bestimmt wird.

Ungemein viel sodann haben die Christen in der Provinz von der primitiven Praxis zu leiden, nach welcher die Soldaten des Sultans da, wo keine Kasernen sind, durchaus auf Kosten der Gegenden leben, welche sie durchziehen. Das Militär ist unregelmäßig besoldet, die Verpflegungsanstalten sind, die in den Hauptstädten ausgenommen, schlecht. Die Bataillone und Schwadronen müssen in der Regel selbst sehen, wie sie zu Nahrung und Kleidung kommen, und gleicht unter so bewandten Umständen ein Heereszug gewöhnlich einer feindlichen Invasion, so leiden natürlich die Christen in den betreffenden Strichen am meisten, da von mohammedanischen Soldaten nicht erwartet werden kann, daß sie sich in gleicher Weise an ihre Glaubensgenossen wie an die Gjaurs halten. Christliche Häuser und Dörfer sehen nach solchen Zügen Trümmerstätten ähnlicher als bewohnten Orten. Damit hängt zusammen, daß die Baschibosuks, die als Landgendarmerie dienen, ausschließlich zu Christen ins Quartier gelegt werden, und daß Couriere, fremde Reisende, die ein Teskereh oder einen Ferman haben, und Regierungsbeamte, wenn sie auf ihren Sendungen auf dem platten Lande übernachten müssen, stets auf Kosten von Christen untergebracht werden. Von einer Entschädigung dafür ist selbstverständlich niemals die Rede.

Der mächtige Schutz, dessen sich die römisch-katholischen und die Gemeinden der orthodoxen Kirche erfreuen, hält die Unduldsamkeit der Moslemin von Verletzungen und Schändungen der gottesdienstlichen Gebäude ihrer christlichen Nachbarn ab. Aber die Ereignisse in Damaskus und dem Libanon haben gezeigt, wie wenig dieser Schutz für das Innere ausreicht. Nur die religiöse Unduldsamkeit des Volkes nöthigt die Regierung, von einer Einreihung der Christen in das Heer abzusehen. Die Pforte legt den christlichen Missionären nichts in den Weg, sie sieht es gern, daß die katholische wie die protestantische Kirche unter Griechen und Armeniern Seelen zu erobern sucht, da die Nebenbuhlerschaft der christlichen Secten eine Ursache der Schwäche für diese und der Stärke für die Regierung ist. Mohammedaner werden selten bekehrt, hauptsächlich deshalb, weil der Koran auf Abtrünnigkeit den Tod setzte, eine Strafe, die noch 1853 in Adrianopel an einem zum Christenthum übergetretenen Türken vollzogen wurde, jetzt aber der Praxis gewichen zu sein scheint, die Schuldigen einzukerkern oder zu verbannen. Fast ebenso selten kommen gewaltsame Bekehrungen christlicher Männer zum Islam vor, da sie zu viel Aufsehen machen und die Einsprache der Gesandtschaften hervorrufen würden. Sehr häufig dagegen sind Entführungen christlicher Mädchen, ja dieselben werden von den Behörden vieler Districte sogar durch allerlei Mittel begünstigt. In Albanien pflegt man die Entführer bei der Besetzung von

Digitized by Google

Regierungsposten besonders zu berücksichtigen. In Bulgarien beschwichtigt man die Einsprüche der Eltern von christlichen Mädchen, die durch Entführung für den Islam gewonnen werden, dadurch, daß man ihnen bei der Besteuerung gleiche Rechte mit den Moslemin einräumt. In Monastir werden Türken, welche Christinnen entführen und zur Annahme des mohammedanischen Glaubens überreden, von der Militärpflicht befreit.

Während des Krimkriegs ließ Saleh Paschah, der Gouverneur von Varna, die Tochter eines vornehmen Christen in Tultscha in seinen Harem schleppen, und als der Vater des Mädchens dessen Rückgabe verlangte, wurde er ins Gefängniß geworfen und sein Vermögen eingezogen. Die Sache machte Aufsehen, die englischen Behörden mischten sich ein, aber das nächste Ergebniß war, daß nach einigen Tagen die Leiche der Verschwundenen aufgefunden wurde. Saleh Pascha wurde nun abgesetzt und zur Untersuchung nach Konstantinopel abgeführt, der Vater seiner Haft entlassen. Sein Vermögen erhielt er nicht wieder, und der Pascha lebt noch jetzt ruhig in der Hauptstadt, ohne auch nur zum Schein einer Untersuchung unterworfen worden zu sein.

Aehnliche Fälle kommen im Innern Rumeliens oft vor, und die Behörden benehmen sich dabei auf die unverantwortlichste Weise. Das Gesetz will, daß, wenn ein solcher Fall zur Anzeige gelangt, das entführte Mädchen bis zur Entscheidung der Sache unter die Obhut des Oberhaupts der Secte gestellt werde, zu welcher die Eltern gehören. Dies geschieht aber nur, wo europäische Consuln über die Befolgung des Gesetzes wachen. Im Innern bringt man das Mädchen vor das Medschlis, wo sie über ihre Religion befragt wird. Sagt sie: Mohammedanerin, so ist der Proceß sofort geschlossen. Antwortet sie: Christin, so ist das Ergebniß dasselbe. Das Medschlis bezieht sich auf den Hattihumayum von 1856, nach welchem das Zeugniß von Christen nur in commerziellen, polizeilichen und criminellen Fällen anzunehmen ist, erklärt den vorliegenden Fall für einen blos civilen und lehnt in Folge dessen die Annahme des Zeugnisses des Mädchens oder ihrer Verwandten als unstatthaft ab, womit die Kläger sich zufrieden zu geben haben, wenn es ihnen nicht etwa gelingt, einen Türken zum Zeugniß für sie zu vermögen. Da sich diese Nothwendigkeit moslemischer Zeugen auf alle Fälle des Civilrechts erstreckt, so hat sich in der Türkei eine förmliche Zunft falscher Zeugen entwickelt, die für ein Stück Geld jeden beliebigen Meineid zu schwören bereit ist und aus diesem schmachvollen Geschäft ihren hauptsächlichsten Lebenserwerb zieht. Die Christen sind durch diesen Mißbrauch in ihrem Eigenthum etwas sicherer gestellt, als nach dem Gesetz; aber die falschen Zeugen sind auch gegen sie zu haben, und da die Medschlis mündliche Zeugnisse stets dem Beweis durch Documente vorziehen, so geschieht es häufig, daß Christen von reichen Moslemin aus dem Besitz ihrer Grundstücke verdrängt werden.

Digitized by Google

Wir haben hiermit die hauptsächlichsten Beschwerden der Christen in der Türkei aufgeführt. Mögen Fürst Gortschakoffs Beweggründe zu seinem Antrag im letzten Frühling gewesen sein, welche sie wollen, die Thatsachen, auf welche er hinwies, waren wohlbegründet. Man fühlte das in Konstantinopel. Es folgte ein Ministerwechsel, und Kibrisli Pascha — einer der wenigen ehrlichen Staatsmänner der Pforte — erhielt wieder den Posten des Großwessirs, von dem ihn die üble Laune seines Gebieters ein Jahr vorher verwiesen, weil Kibrisli zu Ersparnissen im kaiserlichen Haushalt gerathen hatte. Der neue Großwessir wurde sofort mit einer Mission zur Bereisung der europäischen Provinzen und zur Untersuchung der Mißbräuche betraut, über welche Rußland geklagt hatte. Der Antrag, ihn von Delegaten der fremden Gesandtschaften begleiten zu lassen, wurde von der Pforte nicht angenommen. Kibrisli ist, wie bemerkt, ein rechtschaffner Charakter. Er hat verschiedene Beamte abgesetzt, manchen Willküract rückgängig gemacht. Er ist jetzt zurückgekehrt, und sein Bericht wird vermuthlich dasselbe enthalten, was wir im Vorigen zu schildern versuchten. Die Version jedoch, in welcher derselbe in die Oeffentlichkeit gelangen wird, dürfte beträchtlich günstiger lauten. Sehr viele Christen werden aus Furcht, nach der Abreise des Wessirs von den Beamten gestraft oder von ihren mohammedanischen Nachbarn gemißhandelt zu werden, mit ihrem Zeugniß und ihren Klagen zurückgehalten haben. Man wird das benutzen, wird auf die vorgenommenen Absetzungen hinweisen und den Zustand der Provinzen für vollkommen zufriedenstellend erklären. Rußland wird dadurch nicht getäuscht werden, es wird — da es trotz des üblen Standes seiner Finanzen und der jetzigen Schwäche seines Heeres für Demonstrationen gegen die Pforte stets Geld und Soldaten haben wird — über kurz oder lang die Gelegenheit ergreifen, das Beispiel der Franzosen im Libanon in Rumelien nachzuahmen.

Wir glauben aber zugleich, daß Rußland sehr wohl davon unterrichtet ist, wie weit es auf die Griechen rechnen kann. Nichts kann unrichtiger sein, als die Meinung, daß alle Angehörigen der morgenländischen Kirche in Betreff der orientalischen Frage derselben Ansicht huldigen und den gleichen Zielen zustreben. Es ist wahr, der gemeinsame Glaube zeigt Russen und Griechen hier einen gemeinsamen Feind, aber über die zu verhoffende Beute ist man durchaus verschiedener Meinung, und man würde noch weiter auseinandergehen, wenn nicht Rußland von allen Großmächten am meisten bestrebt gewesen wäre, sich die Hellenen zu Dank zu verpflichten. Die Masse des niedern Volkes mag dafür dankbar sein, die Gebildeten wissen, daß der Gönner zu seinen Gunstbezeigungen nicht durch Sympathien, sondern durch sein Interesse bewogen wurde, und daß mit einer Ausbreitung der russischen Herrschaft bis an das ägäische und adriatische Meer das Ende der griechischen Freiheit

Digitized by Google

nahe gerückt wäre und der nationale Gedanke, der sich seit Gründung des Königreichs Hellas immer mehr Bekenner und Förderer warb, unter der Wucht des Slaventhums sehr bald erstickt werden würde. Die Griechen sind zu gute Kaufleute, um ihre Freundschaft nicht dahin zu vergeben, wo sie ihnen bessere Zinsen trägt als in Sanct Petersburg. England hat sie bisher verschmäht, indem es kurzsichtig nur an den regen Handelsgeist und den kühnen Seemannscharakter dachte, der den britischen Interessen im Mittelmeer Eintrag thun konnte. Frankreich wird, glauben wir, besser zu rechnen verstehen.

Das jetzige Königreich Hellas ist eine Schöpfung, die als Halbheit nicht leben und nicht sterben kann. Grade die am günstigsten gelegenen und die reichsten Inseln, die fruchtbarsten Striche der altgriechischen Welt blieben in den Händen der Türken, viele Hunderttausende des Volkes sahen sich vom Anschluß an ihre Brüder abgehalten. Die Sehnsucht, sich dennoch mit ihnen zu vereinigen, ist allenthalben groß und wird durch die Zöglinge der Hochschule in Athen, die von allen hellenischen Niederlassungen beschickt wird, von Jahr zu Jahr mehr angeregt. Die Bewohner der jonischen Inseln können ihre fast unabhängige nationale Existenz unter britischer Schutzherrlichkeit getrost mit der griechischen Regierungsweise vergleichen, und doch werden sich unter ihnen wenige finden, die es nicht vorziehen würden, sich dem hellenischen Königreich einverleibt zu sehen. Wie muß dann erst die Stimmung der Griechen sein, die noch unter dem Joch der Türken seufzen! Sollte in Folge von Uebergriffen des türkischen Fanatismus eine insurrectionelle Bewegung in Thessalien oder sonst in einer Gegend des türkischen Reiches, wo die Griechen dicht angesiedelt sind, ausbrechen, so wird die Regierung in Athen durch den Druck der öffentlichen Meinung genöthigt werden, sich einzumischen. Sie wird dann dem Drängen der letzteren gegenüber so ohnmächtig sein, wie Sardinien war, die Abfahrt der Freiwilligen nach Sicilien zu hindern. Die Westmächte haben — freilich, wie bemerkt, aus sehr verschiedenen Motiven — den Fortschritt der unitarischen Partei in Italien ermuthigt; können sie weniger thun im Osten, wo sicher noch weit mehr Grund zur Vertreibung unvolksthümlicher Regierungen vorhanden ist?

Rußland, wir wiederholen es, ist sich völlig klar über die Stellung, welche die Griechen seinen Prätensionen gegenüber einnehmen. Türkische Unterdrückung veranlaßte sie, den Schutz des Czaren nachzusuchen, aber niemals herrschte zwischen beiden ein herzliches Einverständniß, am wenigsten in der letzten Zeit. Was könnte auch der russische Despotismus gemein haben mit der Liebe zu persönlicher Freiheit, die dem griechischen Volke von Alters her eingepflanzt ist und sich in den Jahren seit dem Unabhängigkeitskriege mehr und mehr entwickelt hat? Wie vertrüge sich eine Regierungsform, die nicht einmal einen den Ansichten der Oberbehörde entgegengesetzten Meinungsaus-

Digitized by Google

druck gestattet, mit der Leidenschaft für politische Intriguen und parlamentarische Kämpfe, die in Athen so oft sich bis zu demokratischen Ausschweifungen verstieg? Der gleiche religiöse Glaube bildete allerdings einst ein Verbindungsglied zwischen den Russen und den Griechen, aber nur so lange, als diese die Verfolgten, jene die Vertheidiger waren. Seit es ein Königreich Hellas gibt hat er diese Eigenschaft nicht mehr. Mit der Kette, die Hellas an das Banner mit dem Halbmond fesselte, riß auch die, welche die Griechen unter der Standarte des Czaren festhielt, und das ist einer der Gründe, aus denen in den letztverflossenen Jahrzehnten Rußland mit solchem Eifer und solcher Ausdauer bestrebt gewesen ist, die slavische Bevölkerung im Norden der europäischen Türkei und die Bulgaren sich zu verbinden.

Die Türkei wird an dem Nationalitätsprinzip in Trümmer gehn, wie Italien durch dasselbe zu einer Einheit verschmolzen wurde. Ohne dieses hier verbindend, dort zersetzend wirkende Element wäre selbst in Betreff der europäischen Hälfte des ottomanischen Reichs der Verfall sehr wohl aufzuhalten. Die Türkei wird schlecht regiert, aber nicht schlechter, als noch vor hundert Jahren die meisten deutschen Staaten. Die Spannung zwischen den Religionsparteien ist groß, aber die Ungerechtigkeit der herrschenden gegen die übrigen ist nicht größer als die, welche im achtzehnten, ja im neunzehnten Jahrhundert noch von vielen katholischen Staaten gegen die Protestanten ausgeübt wurde. Der Widerspruch, daß der Beherrscher des Reiches einem andern Glauben huldigt, als die große Mehrzahl seiner Unterthanen in Europa, findet sein Seitenstück noch heute in einem deutschen Lande, ohne daß die Interessen des letzteren darunter wesentlich litten. Der Charakter der Türken ist in den höheren Ständen der Nation sehr wenig werth, aber die Mittelklasse ist einer Regeneration so wol fähig, wie anderwärts; und selbst jene höher Gestellten sind nicht schlechter, als unsere Vornehmen zwischen dem dreißigjährigen und dem siebenjährigen Kriege. Ein reformatorischer Geist von der Energie Mehemed Ali's, durch europäische Einwirkung gezügelt und geleitet, könnte, wenn jenes Haupthinderniß nicht wäre, noch jetzt viel erreichen.

Man spricht viel von dem verzweifelten Zustand der türkischen Finanzen. Wir sehen keinen Grund zu solcher Bezeichnung. Die Staatsschuld ist verhältnißmäßig gering, sie beträgt nicht viel über 300 Millionen Thaler. Einkünfte und Ausgaben kommen sich beinahe gleich und belaufen sich auf ungefähr 60 Millionen Thaler. Die erstern ließen sich durch vernunftgemäße Erschließung der ungeheuern Hülfsquellen des Reiches binnen wenigen Jahren verdoppeln, die letztern sich durch Ermäßigung der auf den Hofhalt des Sultans verwendeten Summen und ähnliche Maßregeln mindestens um ein Drittel vermindern. Die Staatsschuld könnte auf solche Weise noch vor Ablauf dieses Jahrhunderts bis auf den letzten Piaster getilgt werden. Fast die Hälfte aller Ländereien

Digitized by Google

in der Türkei ist Wakuf, d. h. Eigenthum frommer Stiftungen. Diese Grundstücke werden jetzt von der Regierung verwaltet, die sie in Zeitpacht gibt und daraus beträchtliche Summen zieht. Man sollte dieselben aber mit Ausnahme derjenigen, die zu wohlthätigen Zwecken dienen, zu denen ein Zehntel des Ganzen hinreichen würde, in freie Landgüter verwandeln und die Hälfte des Erlöses zur Abzahlung der Schuld, die andere zum Bau von Straßen und Eisenbahnen verwenden.

Das nächst Nothwendige wäre eine passende Besetzung der Gouverneursstellen. Fast jeder Pascha ist verschuldet. Drängen ihn seine Gläubiger, so sagt er ihnen, daß er sie nicht eher befriedigen könne, als bis ihm die Stelle eines Provinzialgouverneurs zu Theil geworden sei, und da die Regierung die Hülfe derselben Kapitalisten bedarf, so ist die Stelle gewöhnlich schon bei der nächsten Gelegenheit ausgewirkt, wo die Pforte sich um Vorschüsse an jene wenden muß. Was von solchen Statthaltern des Sultans zu erwarten ist, bedarf keiner Andeutung.

Vor allem Andern wäre sodann zu sorgen, daß die Intoleranz der türkischen Minorität gegen die Christen und die oben bezeichneten Mißbräuche ein Ende hätten. Wo die christliche Bevölkerung überwiegt, wie z. B. auf den meisten Sporaden, müßten christliche Pascha's als Gouverneure eingesetzt werden. Die Medschlis müßten, wo Türken und Christen gleich dicht angesiedelt sind, eben so viele christliche als türkische, wo die Christen überwiegen, überwiegend christliche Mitglieder erhalten. Die Regierung hätte ferner die Einholung der Steuern selbst in die Hand zu nehmen und die Lasten auf alle Religionsparteien gleich zu vertheilen, das Truckſystem überall abzuschaffen, die Armee und die Polizei nach dem Muster civilisirter Staaten zu verpflegen und auch die Christen zum Militärdienst heranzuziehen. Gewaltsame Bekehrungen christlicher Mädchen und Frauen sollten fernerhin als Criminalfälle behandelt, christliche Zeugen in allen Processen und vor jedem Gerichtshof dieselbe Geltung haben wie mohammedanische. Endlich wären die Behörden anzuweisen und mit allen Mitteln anzuhalten, daß sie jeden Angriff muselmännischer Bigotterie ohne Verzug und mit der äußersten Strenge bestraften.

Mit solchen Maßregeln ließe sich der Fall der Türkei vielleicht noch einige Zeit aufhalten. Aber die Menschen fehlen, die dazu erforderlich wären. Der Sultan ist ein kläglicher Schwächling, ausschweifend, verschwenderisch, zu keinem ernsten Entschluß fähig. Die höhere Beamtenwelt, zum Theil aus den Knabenharems Padischah Mahmud II. hervorgegangen, gleicht mit wenigen Ausnahmen ihrem Gebieter. Wenige haben Vertrauen auf die Zukunft, jeder denkt auf möglichste Ausbeutung der Gegenwart. Der Schatz ist leer, die Armee unbezahlt, allenthalben herrscht Unzufriedenheit und Gährung, unter den Moslemin, weil den Christen schon zu viel zugestanden worden, unter

Digitized by Google

den Christen, weil man zu wenig gegeben. Unter solchen Umständen ist ein allgemeiner Aufstand nur noch eine Frage der Zeit, und es bedarf lediglich eines weithin wirkenden Anstoßes und eines energischen Führers, um die Revolution triumphiren zu lassen. M. B.

Die neuen Ministerial-Verfügungen über das Turnwesen in Preußen.

Die Volkserziehung in Preußen, soweit dieselbe durch die Schulen gefördert wird, ist durch die neuerdings über den Turnunterricht Seitens des Unterrichts-Ministeriums an die königlichen Regierungen, an die königlichen Provinzial-Schul-Collegien und die Universitätsbehörde erlassenen Verordnungen in ein ganz neues Stadium der Entwicklung eingetreten. Aus der einfachen Thatsache, daß die leiblichen Uebungen als integrirender Theil des ganzen Unterrichts anerkannt werden, und daß von der höchsten Stelle des Staates geboten worden, wie die Ausbildung des Körpers und Geistes in den Unterrichtsanstalten in einen innigen Zusammenhang zu bringen sei, werden sich erhebliche Umgestaltungen im ganzen Erziehungswesen mit der Zeit ergeben. Gingen die Verordnungen bloß von der Unterrichtsbehörde aus, so dürfte denselben eine so bedeutende Tragweite, als wir voraussetzen, noch nicht beizumessen sein, zumal uns die Erfahrung durch eine lange Reihe von Jahren gelehrt hat, daß eine consequente Durchführung beabsichtigter Reformen nicht selten an lokalen Schwierigkeiten, die sich hier und da in den Weg stellen, gehemmt wird. Da aber die neuen Verfügungen den Stempel eines ausdrücklichen Gebots des Staatsoberhauptes tragen und der Umgestaltung des Schulwesens die Erledigung einer in das Staatsleben, so wie in alle geselligen Verhältnisse tief eingehenden Frage zu Grunde liegt, so darf man wol annehmen, daß Alles aufgeboten werden wird, hier das todte Wort des Buchstabens zu einer belebenden That zu machen. Allerdings haben nicht die mit Nachdruck wiederholten Aeußerungen erfahrener Schulmänner zu dem neuesten Edict Veranlassung gegeben, sondern die militärische Rücksicht auf Mehrung der Streitkräfte. Die neuen Erlasse sind ergangen an die Provinzialbehörden, unter deren Leitung das niedere Volksschulwesen steht, näm-

Digitized by Google

lich die königlichen Regierungen, ferner an die Provinzialschulcollegien, welche die Oberaufsicht über die Gymnasien und die Realschulen erster Klasse führen, endlich an die Rectoren und den Senat der Universitäten.

Für die Volksschulen ist seither verhältnißmäßig am Wenigsten in Betreff der Turnübungen geschehen, wenn gleich schon seit einer Reihe von Jahren in den Seminarien, den Bildungsanstalten der Volksschullehrer, die künftigen Pädagogen die nöthigen Instructionen erhielten. Da aber bisher kein ausdrückliches Gebot dafür bestanden, daß die Leibesübungen einen integrirenden Theil des Volksunterrichts bilden sollten und die Einrichtungen, welche für die Ausführung eines derartigen Zweckes erforderlich sind, immer einige Kosten verursachen, so ist, weil ein großer Theil der Communen, welche für die Unterhaltung dieser Art Schulen aufzukommen haben, zur Bewilligung eines höheren Etats nur durch die äußerste Noth gezwungen werden kann, der Unterricht in den Leibesübungen in den meisten Anstalten unterblieben. Jetzt werden die Geldmittel für die erste Einrichtung aufgebracht werden müssen, und es wird sich dies um so eher ermöglichen lassen, da das Turnen an den Geräthen Nebensache, die Freiübungen die Hauptsache bilden sollen. Es kommt nun darauf an, die Lehrer zu dieser pädagogischen Aufgabe geschickt zu machen. Es werden demgemäß in der Verfügung verschiedne Wege angegeben. Es wird die Frage aufgeworfen, ob nicht in der Centralturnanstalt für im Amt befindliche Lehrer, welche besonders qualificirt erscheinen, ein kürzerer Cursus von sechs Wochen eingerichtet werden könne, oder ob nicht bereits angestellte Lehrer einen kürzeren Cursus behufs der leiblichen Ausbildung in den Volksseminarien durchmachen können. So vorgebildete Lehrer sollen dann wieder einen Kreis anderer Lehrer ihrer nächsten Umgebung unterrichten. Auch denkt die Verfügung an die vorläufige Aushilfe durch Wanderlehrer, welche, für das Turnen vorgebildet, von Ort zu Ort ziehen sollen, um ihre Kunst andern mitzutheilen. Man will, indem man stets den militärischen Zweck im Auge hat, die Uebungen auf das Nöthigste beschränken. Dieselben, heißt es in der gedachten Verfügung, sollen überall in den einfachsten Formen und in ausfüllbarer Begränzung gehalten werden, wozu sich namentlich die sogenannten Frei- und Ordnungsübungen empfehlen, und wobei es Sache des Lehrers sein wird, durch richtige äußerliche Gestaltung und durch Verbindung der Uebungen mit den Spielen der Jugend dieser die nöthige Frische und die Lust zu körperlicher Anstrengung zu ertheilen.

Mehr als in den Volksschulen war für das Turnen bisher in den Gymnasien und Volksschulen geschehn. Bald nach Antritt seiner Regierung hatte König Friedrich Wilhelm der Vierte die Wiederbelebung der Turnübungen ins Auge gefaßt. Ein Bericht, welchen nach geschehner Aufforderung die Minister

Digitized by Google

des Kriegs, des Unterrichts und des Innern im Jahre 1842 dem Könige erstatteten, hatte sich dahin ausgesprochen, daß man vor der Hand mit Wiedereinführung der Turnübungen an den frühern Anstalten der Städte beginnen müsse, da der allgemeinen Einführung der körperlichen Ausbildung der Jugend sich kaum zu bewältigende Hindernisse für den Anfang entgegenstellten. So geschah es. Das Turnen kam an den erwähnten Anstalten in Gang, und Professor Maßmann aus Berlin, bekannt als alter Turner, wurde einige Jahre später im Auftrag der Regierung abgesandt, um den Fortschritt des Turnwesens in Augenschein zu nehmen und dem Ministerium davon Bericht zu erstatten. Es wurden in Folge dieser Revision auch manche Anordnungen getroffen, wodurch dem Unterricht in den Leibesübungen an den genannten Anstalten aufgeholfen werden sollte, indeß kam man doch nicht dahin, den Grundsatz auszusprechen, daß das Turnen als integrirender Theil des ganzen Schulunterrichts angesehen werde.

Daher waren die Directionen der Gymnasien und Realschulen auch nicht in der Lage, in Bezug auf die Theilnahme an jenen Uebungen, die zumal oft auf entlegenen Plätzen und zu unpassenden, den Schülern unbequemen Stunden vorgenommen wurden, einen Zwang auszuüben. Kam nun dazu, daß in manchen Anstalten der Unterricht nicht ganz zweckmäßig, oft von Lehrern, welche dem Collegium der Anstalt nicht angehörten, ertheilt wurde, so war das Vorurtheil der Eltern, das sogar durch Gutachten mancher Aerzte eine Begründung erhielt, schwer zu beseitigen. Man machte daher im Allgemeinen die Erfahrung, daß nach den höhern Klassen hinauf die Theilnahme der Zöglinge am Turnunterrichte immer lauer wurde, und daß die Lehrer der Gymnastik nicht selten bei der Auswahl qualificirter Vorturner in einiger Verlegenheit waren. Das Ministerial-Circular legt nun den Lehrern der Anstalt ans Herz, sich der Beaufsichtigung des Turnunterrichts mit Eifer anzunehmen und droht denselben sogar mit Zwangsmaßregeln; zugleich macht es auf Mängel aufmerksam, an denen nach der Meinung des Ministeriums der Unterricht bisher laborirt habe. Es sollen die Turnlehrer nun durch Einführung eines rationellen Systems denselben Abhilfe schaffen und den Frei-, Ordnungs- und tactogymnastischen Uebungen theils zur Erwerbung des Gemeingefühls, theils zur Vorbereitung auf den künftigen Militärdienst die erforderliche Berücksichtigung zu Theil werden lassen. Es sollen die Turnspiele so eingerichtet werden, daß die wünschenswerthe Fertigkeit im Abmessen der Distanzen, im Auskunden und Durchforschen coupirter Terrains u. s. w. im Auge behalten werde. Bei den Turnübungen und Spielen sei aber immer darauf zu sehen, daß sie nicht in militärische Spielereien ausarten, daß dem Knaben nicht geboten werde, was von dem Manne gefordert wird, weshalb auch der Gebrauch von Gewehren auszu-

Digitized by Google

schließen sei. Merkwürdigerweise hat ein junger Director aus Westphalen bei der letzten Versammlung der Philologen und Schulmänner, welche gegen Ende des Monats September in Braunschweig abgehalten wurde, sich dahin ausgesprochen, daß man der Jugend die Feuerwaffe in die Hand gebe. — Die gedachte Circularverfügung will auch die Schwimmübungen und das Schlittschuhlaufen der Jugend an den genannten Schulanstalten unter die leitende Obhut des Turnlehrers gestellt wissen.

Ueber ein Moment lassen uns die gedachten Verordnungen im Unklaren. Es wird darauf hingewiesen, daß die Leibesübungen in eine so enge Verbindung mit dem ganzen Unterrichte gebracht werden sollen, daß selbst die Pausen, wenn auch nur in einzelnen Abtheilungen, durch leichte gymnastische Uebungen ausgefüllt werden sollen. Wenn man darunter nicht etwa die große Pause zwischen Vor- und Nachmittag damit verstehen soll, was wol schwerlich der Fall sein kann, so bestehen bis jetzt größere Pausen zwischen den einzelnen Lectionen nicht. Wenn man also der Verfügung pünktlich nachkommen will, so wird man natürlich erst darüber unterrichtet sein müssen, ob in der Organisation des Stundenplans jetzt eine Aenderung eintreten soll.

Das Turnwesen soll — und darauf ist ein besonderer Nachdruck zu legen — überall den Geist der Gemeinsamkeit tragen und als solches in die Aeußerlichkeit treten. Für diesen Zweck sollen dienen gemeinsame Kleidung, Fahnen und andere mit der geschichtlichen Entwicklung der betreffenden Anstalt in Verbindung stehende Abzeichen, gemeinsamer Zug zum Turnplatz unter Trommelschlag oder Absingung patriotischer Lieder, Gesang während des Turnens, jährliche Turnfeste, wobei mit dem Probeturnen gemeinsame Spiele, Vorträge und Gesänge abwechseln, so wie gemeinsame Turnerfahrten.

Die Universitäten werden von den neuen Verordnungen in so fern berührt, als auf denselben den Studirenden Gelegenheit geboten werden soll, die begonnene gymnastische Ausbildung fortzusetzen. Die diesen Zweck betreffenden Einrichtungen sollen insbesondere den künftigen Schulmännern als Lehrer der Gymnastik und den Theologen in ihrer Stellung als Schulrevisoren zu gut kommen.

Wir begrüßen diese neue Einrichtung als einen Fortschritt in der Pädagogik und wünschen eben deshalb, daß die Verordnungen bald zur That werden. Die Erfahrung hat oft gelehrt, daß von der Verordnung zur Ausführung ein weiter Raum liegt. Was das Motiv betrifft, durch welches das königliche Ministerium zu jenen Verordnungen bestimmt worden, so sind die Freunde des Turnwesens damit nicht ganz einverstanden. Die militärischen Zwecke, welche man dabei im Auge gehabt, werden als die Hauptaufgabe des Turnwesens nicht entsprechend bezeichnet. Der Turnrath in Berlin hat als Vertreter der

Digitized by Google

dortigen Männerturnvereine eine darauf zielende öffentliche Erklärung erlassen und fordert andere Turnvereine auf, sich derselben anzuschließen.

Reiseeindrücke aus München und Wien.

Sind Wien, Berlin, Dresden, Köln und die meisten andern Großstädte Deutschlands organische Gebilde, die in Folge eines natürlichen Wachsthums und geschichtlichen Verlaufes das geworden sind, was sie sind: so gilt von der Hauptstadt Bayerns das gerade Gegentheil: sie ist nicht geworden, sondern gemacht. Es gibt zwar neben dem neuen München, das fast allein die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht, auch ein altes München, das er um irgend eines alten Gebäudes willen, oder weil ihn sein Weg hindurch führt, nebenher in Augenschein nimmt: enge Straßen mit hohen Häusern und lebhaftem Verkehr, dichtgedrängt um die ehrwürdige Metropolitankirche des Erzbisthums München-Freising zu unsrer lieben Frau, einem gothischen, aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Backsteinbau, dessen zwei abgestumpfte Thürme weithin sichtbar sind. Dieses alte München steht im richtigen Verhältniß zu der Größe und den Mitteln des Landes: es ist die bescheidene Hauptstadt eines Königreichs von bescheidner Größe. Natürlich wurden, wie in andern Städten, auch hier Erweiterungen nothwendig; aber jene neuen Quartiere, die, wie mit Dampf getrieben, sich plötzlich erhoben haben, gehen weit über das vorhandene Bedürfniß hinaus. Das seit den dreißiger Jahren entstandene Neumünchen, wodurch die Altstadt ganz in Schatten gestellt worden und dem Krämer und Handwerker anheim gefallen ist, hat eine sehr vornehme Miene angenommen, als wollte es sagen: Seht die Hauptstadt des Großstaates Bayern! Leider aber haben seine Straßen kein Pflaster, und man wird unwillkürlich an einen Cavalier in reichgesticktem Rock erinnert, der zerrissene Stiefel trägt. Ueberdies herrscht dort wenig Leben, und die sechzig Schritt breite Ludwigsstraße mit ihrem geringen Verkehr läßt sich ganz wohl mit dem breiten Bett eines Stroms vergleichen, durch das ein dünnes Bächlein sickert. Welch ein Unterschied gegen die menschenwimmelnde Kaiserstadt an der Donau, von der wir unten handeln werden! Wien ist ein Mann, dem es zu eng in seiner Jacke geworden ist, das neue München ein Junge im Confirmandenkleid, das

Digitized by Google

der Schneider nach weisem Dorfgebrauch so lang und breit gemacht hat, daß es bis zur Hochzeit als Feiertracht dienen kann.

Dies unläugbare Mißverhältniß der Stadt zum Staate berührt natürlich die Masse der Fremden, welche Jahr ein Jahr aus nach München kommen, um in dem Reiche des Schönen zu schwelgen, wenig, und es hieße in der That pedantisch sein, wollte man dem Fürsten seine Bewunderung versagen, der mit seltener Energie diese Prachtthore, Kirchen, Paläste und Denkmäler als ein Mediceer des neunzehnten Jahrhunderts hervorrief und im Lauf von nicht mehr als zwei Jahrzehnten wie durch Zauber eine Fülle von Meisterwerken erstehen ließ. Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, auf die vielen Sehenswürdigkeiten Münchens einzugehen; es soll nur, so weit als nöthig, auf sie hingedeutet werden.

Die alte Pinakothek steht der hochberühmten dresdner Bildergallerie an Zahl und Trefflichkeit der Gemälde wenig nach, und hat dabei den Vorzug, daß sie durch Aufnahme der Boisserée'sche Sammlung die altdeutsche Malerschule würdig vertritt. Eine öffentliche Gallerie neuer Gemälde, wie die Pinakothek sie bietet, findet sich, so viel ich weiß, in keiner andern Stadt Deutschlands.*) Was aber dieser Sammlung einen besondern Werth verleiht, das sind die unvergleichlichen griechischen Landschaften Rottmann's, eines Malers, der hauptsächlich für München gearbeitet hat, und daher dort nur gewürdigt werden kann. Wenn auch die Glyptothek keine sehr große Zahl von Bildhauerwerken enthält, so ist doch durch sie — im Gegensatz zu den Sammlungen in Berlin und Dresden — die griechische Kunst besonders vertreten, während jene meist Arbeiten aus der römischen Kaiserzeit in sich schließen. Jedenfalls sind die äginetischen Statuen ein sehr interessantes Unicum, und der barberinische Faun zählt mit vollem Recht zu den besten Skulpturen, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Von den neuen Bildhauern sind Canova und Thorwaldsen durch die Statuen des Paris und Adonis sehr würdig repräsentirt. Aber nicht allein die in den genannten Gebäuden aufgestellten Werke der bildenden Künste, sondern auch die Gebäude selber — natürlich mit Ausnahme der alten Pinakothek — so wie die Fresken berühmter Meister, womit sie außen und innen geziert sind, gereichen der Stadt zu hohem Schmucke. Die in ionischer Tempelform erbaute Glyptothek trägt außerdem in ihrem Giebelfeld und in den Nischen der äußern Mauerflächen Marmorbildwerke von Schwanthaler und Andern. Ihr gegenüber steigt ein korinthischer Tempel empor: es ist das Kunstausstellungsgebäude, ebenfalls mit einer Marmorstatuengruppe im Giebelfeld, und zwischen beiden erheben sich die Propyläen, ein Prachtthor im dorischen Stil, das noch durch Gerüste verdeckt ist. Dazu kommen die neuen, zum Theil mit den Fresken großer Meister reich ausgestatteten Gotteshäuser: die Mariahilf-

*) In Paris nur der Palast Luxembourg.

Digitized by Google

kirche in der Vorstadt Au im gothischen Stile, die ebenfalls gothische Johanniskirche in der Vorstadt Haidhausen, die Allerheiligenkirche oder Hofkapelle im romanisch-byzantinischen, die Ludwigskirche im mittelalterlich italienischen Stile, die Kirche des heiligen Bonifacius, nach ihrer Bauart gewöhnlich Basilica genannt, vielleicht das vollendetste Werk der neuen Architektur in München. Dazu treten die Erweiterungen der „Residenz" durch den im Charakter des Palazzo Pitti in Florenz aufgeführten Königsbau und den dem späteren Renaissancestil angehörenden Festsaalbau, zwei ebenso geräumige als prachtvolle Theile des königlichen Schlosses mit Marmortreppen, Oelgemälden, großartigen Fresken und vergoldeten Statuen; ferner das drittbalbtausend Zuschauer fassende Hoftheater mit korinthischer Tempelfaçade, die Arcaden mit historischen Bildern und Frescolandschaften, die Feldherrnhalle, eine Nachahmung der Loggia dei Lanzi in Florenz, das Kriegsministerium, die Bibliothek, das Priesterseminar, das Maximilians-Erziehungsinstitut und die Universität, alle fünf palastartige Gebäude in der Ludwigsstraße, zum Theil mit prachtvoller Einrichtung, und am Schluß der genannten Straße das Siegesthor im Stil des Triumphbogens Constantins in Rom; sodann das Isarthor mit Fresken aus der bayerischen Geschichte, das zur Aufführung von Concerten bestimmte Odeon mit Fresken von Kaulbach und Andern, der im mittelalterlichen Palaststil aufgeführte, gegenwärtig vom König Ludwig bewohnte wittelsbacher Palast. Rechnen wir dazu öffentliche Denkmäler verschiedener Art, wie den hundert Fuß hohen Bronzeobelisken, errichtet auf dem Karolinenplatz zum Gedächtniß der 30,000 in Rußland geopferten Bayern, mit der seltsamen Inschrift: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung"; die treffliche Reiterstatue des Kurfürsten Maximilian des Ersten auf dem wittelsbacher Platze, das Denkmal des Königs Max, die Standbilder der Tondichter Gluck und Orlando di Lasso, die des Staatskanzlers Kreitmayr und des bayrischen Geschichtsschreibers Westenrieder; rechnen wir endlich noch die riesige Bavaria und die Ruhmeshalle mit ihren 75 Büsten berühmter Bayern dazu, so haben wir einen Reichthum von Kunstschöpfungen vor uns, der sich fast dem der Hauptstädte des hellenischen Alterthums an die Seite stellen läßt. Und dabei hat der Schöpfer dieser Schönheiten das Füllhorn seiner Kunstspenden nicht allein über seine Hauptstadt ausgegossen: ich erinnere nur beispielsweise an das Pompejanum in Aschaffenburg, an die Villa bei Edenkoben in der Rheinpfalz, an die Restauration der Dome zu Regensburg, Bamberg und Speier, welcher letztgenannte den reichsten Bilderschmuck erhielt, und vor Allem an die Walhalla bei Regensburg, die allein über acht Millionen Gulden gekostet haben soll.

Die Bewunderung für König Ludwig hat indessen einen bittern Beigeschmack für jeden, der nicht ausschließlich Kunstfreund ist. Gegenüber einem Aufwand, der selbst für den Herrscher eines großen Reiches übermäßig heißen würde, ist

igitized by Google

es erlaubt zu fragen, woher die Ströme Goldes geflossen sind, welche diese Bauten und Bildwerke möglich gemacht haben, und ob die ungeheuern Opfer, welche gebracht werden mußten, sich rechtfertigen lassen. Der Aufwand wurde theils aus der Privatkasse des Königs, theils aus den Mitteln der betreffenden Städte, Gemeinden, Genossenschaften u. s. w., theils auch, und wahrscheinlich zumeist, aus den Einnahmen des Staats bestritten. Daß Ludwig dem verschwenderischen Hofhalte, wie er unter seinem Vater eingerissen war, ein Ziel setzte und seine sehr beträchtlichen Privatmittel lieber für Werke des künstlerischen Geistes, als für Schmarotzer ausgab, kann ihm nur zum Lob gereichen; daß er aber in der brennenden Begier, recht viel Schönes unter seinem Zepter entstehen zu sehen, seine Unterthanen zu Ausgaben drängte, die sehr oft über ihre Kräfte gingen, läßt sich nicht vertheidigen. So sollte z. B. die Ludwigsstraße, nachdem einmal der Plan zu derselben entworfen war, in möglichst kurzer Zeit vollendet und mit möglichst stattlichen Häusern geschmückt werden. Der König verlangte zu diesem Ende von der Universität, sie solle aus eigenen Mitteln einen Palast an dem Ende der genannten Straße, wo eine Lücke auszufüllen war, errichten, weil das bisherige Universitätsgebäude (das ehemalige Jesuiten-Collegium, jetzt Akademie) den Bedürfnissen nicht mehr entspreche. Der Prorektor und der Senat widersetzten sich diesem Ansinnen aus sehr triftigen Gründen. Sie machten geltend, daß das Jesuiten-Collegium vollkommen genüge, daß es durch seine Lage im Herzen der Stadt den Studenten zur Hand sei, während der Besuch des beabsichtigten Universitätsgebäudes am Ende der Ludwigsstraße, d. h. am Stadtausgang, leicht eine Stunde Wegs kosten und auch schon deshalb große Zeitvergeudung herbeiführen würde, weil es nicht zugleich die chemischen, anatomischen und andere Anstalten der Hochschule in sich schließen sollte. Warum, fügten sie hinzu, eine Ausgabe machen, welche das Vermögen der Universität und mehr als das verschlingen wird, um ein Lokal einzutauschen, welches viel weniger zweckentsprechend ist, als das, in dessen Besitz wir uns befinden? Allein der König, der vor allen Dingen eine schöne Universität wollte, beharrte auf seinem Willen, und drängte die Herrn und besonders den Prorektor so lange, bis sie ihren Widerstand aufgaben. Aehnlichen Widerstand fand er bei den Klosterfrauen des Maximilians-Erziehungsinstitutes, denen er, der neuen Universität gegenüber, neben dem Priesterseminar, eine Baustelle anwies; aber auch diese mußten, wie sehr sie sich sträubten, nachgeben, damit die Ludwigsstraße ein großes Gebäude mehr erhielte.

König Ludwig soll gesagt haben: „Ich sorge für das Schöne; mögen meine Nachfolger das Nützliche betreiben.“ Ein bedenkliches Wort in eines Fürsten Munde. Auch ist es bekannt, daß unter der Regierung dieses Königs für die dringendsten Staatsbedürfnisse nur sehr unzulänglich gesorgt wurde,

Digitized by Google

und daß namentlich das Militärwesen — trotz der Bundesinspektion — in den vierziger Jahren in den kläglichsten Verfall gerathen war.

Uebrigens ist diese einseitige und willkürliche Verwendung der Staatsmittel durch den Landesfürsten ein Beweis, wie wenig tiefe Wurzeln das constitutionelle System, das eine aufrichtige und ernste Controle der Finanzen von Seiten der Stände voraussetzt, damals noch in Bayern geschlagen hatte.

Die Münchner freilich haben bis zu einem gewissen Grade Ursache, ihren Fürsten zu preisen, daß er ihre Stadt so schön und groß, daß er sie zum Sammelpunkt der kunstliebenden Welt gemacht hat, und daß sie, die früher im Ruf standen, zwar eine feine Zunge für die Gabe des Gambrinus, aber wenig Sinn für Kunst und Wissenschaft zu besitzen, in dem täglichen Verkehr mit dem Schönen ein gutes Stück ihrer böotischen Natur ablegten. Dies zeigt schon ein bloßer Gang auf den Münchner Gottesacker. Hier, auf dem Felde des Todes, wo Jeder die Grabstätte der Seinen nach eigenem Gefallen schmückt, findet sich so viel Sinniges und Geschmackvolles, daß man kaum einen zweiten Ort dieser Art so befriedigt verlassen wird.

Ich habe im Eingange dieses Aufsatzes gesagt, daß München gemacht und nicht geworden erscheine. Der Charakter des Künstlichen, der nicht wenigen der neuen Bau- und Kunstwerke anklebt, läßt uns dieselben nicht rein genießen. Diese neuen Kirchen, die fast mehr von kunstliebenden Fremden als von den Andächtigen der Gemeinde besucht scheinen, die überdies nur ganz schmale Reihen Bänke an den Wänden haben, als ob hier das Verweilen im Gottesdienste Nebensache sei, machen mehr den Eindruck von Schaustücken der Architektur und Heiligenbildergallerien, als von Gotteshäusern.

Den Charakter des Künstlichen trägt auch die neue Maximiliansstraße an sich, welche der jetzt regierende König als Gegenstück zur Ludwigsstraße baut, und zwar nicht blos in Folge des seltsamen Stils, der eigens für sie erfunden und den Bauenden vorgeschrieben ist, sondern auch hinsichtlich der Gebäude selber, die sie schmücken. Den Schluß derselben bildet das sogenannte Maximilianeum, ein Palast, worin besonders befähigte Schüler für den höheren Staatsdienst ausgebildet werden sollen — eine Brüteanstalt für bayrische Diplomaten, wie man spottweise gesagt hat.

Bei der Betrachtung der Münchner Bau- und Kunstwerke muß dem unbefangenen Fremden noch Eins auffallen: nämlich die Sucht Bayerns, eine Großmacht vorzustellen, auf die ich schon oben deutete. Wenn ein Staat von so geringem Umfang Siegesthore, Feldherrn- und Ruhmeshallen und Propyläen baut; wenn er Männern, deren Ruf nicht über die Grenzen des kleinen Landes hinausgeht, kolossale Standbilder setzt: so macht dies geradezu eine komische Wirkung. In der Feldherrnhalle*) befinden sich nur zwei Figuren:

*) Von dem Volke das Wäschtrockenhaus genannt.

Digitized by Google

der Niederländer Tilly, der Magdeburg verbrannte, und Wrede, der die Schlacht bei Hanau verlor und auf dem Wiener Congreß antideutsche Politik machte. Wie ganz anders sind doch die Empfindungen, welche durch die öffentlichen Denkmäler Berlins hervorgerufen werden! Dieser Kurfürst Friedrich Wilhelm und da der alte Fritz, welche Deutschlands Waffenehre gegen Schweden und Frankreich wiederhergestellt und in den morschen Baum des heiligen römischen Reichs deutscher Nation das neue gesunde Pfropfreis Preußen eingepflanzt haben; diese Helden Friedrichs des Großen, die mit halb Europa den Kampf bestanden; diese von der edelsten Begeisterung getragenen Generale der Freiheitskriege, von denen jeder zwölf Wredes aufwog, es sind Männer, welche Geschichte gemacht haben und von ganz Deutschland verstanden werden. Wenn die Victoria auf dem brandenburger Thore ihre feurigen Rosse spornt, so wissen wir, was das zu bedeuten hat; die Bavaria auf dem Siegesthor mit ihren vier Löwen ist ein Bild ohne Inhalt.

Große Heiterkeit erregte es bei uns Fremden, als der Schloßdiener, der uns durch den Festsaalbau geleitete, die Fresken, welche die Thaten Karl des Großen, Barbarossas und Rudolfs von Habsburg darstellen, im Allgemeinen als „bayrische Geschichte" charakterisirte. Ich erlaube mir, dies hier zu notiren; denn in dem Festsaalbau selber Noten zu nehmen, war laut einer Notiz auf unserer Eintrittskarte untersagt.

Unter solchen Eindrücken erschien uns freilich die kolossale Bavaria auf der Theresienwiese als der Frosch Bayern, der sich aufbläst.

Zum Schluß noch ein Wort über die Stimmung und politische Entwicklung in Altbayern. Ich habe mich in München längere Zeit aufgehalten und das Land in verschiedenen Richtungen durchstreift. Der Menschenschlag ist im Allgemeinen kräftig, von derber Naivetät, gesundem Verstand, gemüthlich, offen und heiter. Bei sehr beschränkten Religionsansichten ist das Volk doch nicht pfäffisch; es lebt auf dem besten Fuße mit seinen Geistlichen, die sich ihrerseits dem geselligen Verkehr durchaus nicht entziehen und gar keinen Anstand nehmen, auch in München sich im Theater und in den Concerten zu zeigen und den heidnischen Göttern der Glyptothek ihren Besuch abzustatten. Mit seinen Zuständen ist der Bayer im Allgemeinen zufrieden, besonders seit die Schwurgerichte Ordnung im Lande schaffen und seit in Folge der letzten Umgestaltung des Ministeriums etwas mehr Ernst mit dem Constitutionalismus gemacht wird. Im Uebrigen würde sich, wenn die Zeitungen den Maßstab der politischen Bildung eines Volkes abgeben, in Bezug auf diesen Punkt das Urtheil über die Bewohner der alten Provinzen sehr niedrig stellen. Die Münchner Blätter stehen unter pfäffischem Einfluß und sind ebenso bornirt in ihrem Urtheil als gemein in ihrer Sprache. Sehr stark verbreitet ist der Punsch, ein wohlfeiles Witzblatt, das stets auf das eifrigste bestrebt ist, die Vorurtheile

Digitized by Google

gegen Preußen wach zu erhalten und die nationalen Bestrebungen der Gegenwart zu verunglimpfen. Auch die fliegenden Blätter, die noch immer gern gelesen werden, wirken in dieser Richtung nicht gerade erfreulich. Wer ein höher gehaltenes Journal in Altbayern haben will, hält sich die Augsburger Allgemeine Zeitung, die in ihrer jetzigen Verfassung wenig besser ist als jene Münchner Blätter, wenn sie auch in hellen Glacéhandschuhen einhergeht und sehr vornehm auf jene unmanierlichen Collegen herabsieht. Die Ansichten der Augsburgerin, die leider noch immer Deutschland im Auslande vorzugsweise vertritt, sind in München sehr verbreitet. Aus dem Munde von sonst ganz verständigen und achtbaren Männern hört man dort noch heute die Politik Preußens verdammen, mit der es im vorigen Jahre die Theilnahme Deutschlands am italienischen Kriege zu Gunsten Oestreichs verhindert habe. Preußen, so lautet die thörichte Rede, sei Schuld, daß Habsburg nicht neu gekräftigt, daß Frankreich nicht gründlich gedemüthigt und daß — man höre! — Elsaß mit Straßburg nicht zurückerobert worden sei. Man gibt auch die Hoffnung nicht auf, daß es gelingen werde, Preußen zu der östreichischen Politik hinüber zu ziehen, was um so leichter geschehen könne, da in Wien jetzt ernstlich die liberale Bahn betreten werde. In den Italienern sehen sie natürlich Rebellen, in Victor Emmanuel einen schnöden Usurpator, in Garibaldi einen rothen Freischärler, dessen wüstem Treiben ein Ziel zu stecken heilige Pflicht sei, in Franz II. einen unglücklichen Fürsten, an dem sein geblendetes Volk schmählichen Verrath geübt habe.

Auch die Bayern wollen gute Deutsche sein; leider verwerfen die meisten nur die Mittel, welche allein unsrer Zerrissenheit ein Ende machen können. Daß eine Neugestaltung des Bundes noth thue, wird nicht in Abrede gestellt, aber jeder Vorschlag hartnäckig verworfen, bei dem nicht ihnen selbst eine Hauptrolle zugedacht ist. Sehr beliebt ist daher noch immer die unglückliche Trias-Idee. Eine Unterordnung der deutschen Staaten unter Preußen ist ihnen natürlich verhaßt; viele würden, glaub' ich, eher bei Frankreich Hilfe suchen, ehe sie sich in dies entsetzliche Loos fügten. Ist es ja doch nicht lange her, daß man auch in andern Rheinbundstaaten Offiziere in unbegreiflicher Verblendung konnte sagen hören: „Lieber französischer als preußischer Oberbefehl".

Indessen haben die östreichischen Angelegenheiten, trotz aller Reform-Demonstrationen, einen so bedenklichen Gang genommen, daß die Zahl der Männer, welche eine Anlehnung Deutschlands an Habsburg empfehlen, ziemlich kleinlaut und still geworden ist. In demselben Maße ist Preußen gestiegen. Vielleicht hat dieser Staat in keinem Lande so wenig Freunde, wie in Altbayern; aber auch hier ist der Anfang einer Besserung vorhanden. Dies läßt sich ganz deutlich in München spüren. Eine kleine Partei, welche Bra-

Digitized by Google

ter's treffliche Süddeutsche Zeitung lieſt — ein Blatt, von welcher in der bayeriſchen Hauptſtadt allerdings wol kaum 600 Exemplare in Umlauf ſind, das aber in Franken weit mehr Verbreitung hat — darf nicht unterſchätzt werden, wenn ſie auch nicht durch ihre Zahl ſchwer ins Gewicht fällt. Zu ihr gehört namentlich auch die Mehrzahl der in neuerer Zeit berufenen Profeſſoren. Franken und die Pfalz, welche Altbayern an politiſchem Urtheil weit übertreffen, üben begreiflicherweiſe auch durch beſtändigen Wechſelverkehr erheblichen Einfluß. In Ludwigshafen erſcheint ſeit zwei Jahren der Pfälzer Kurier, der, Hand in Hand gehend mit unſern liberalen Blättern in Südweſtdeutſchland, ſich ſchnell im Publikum Bahn gebrochen hat.

So fehlt es auch in Altbayern nicht an Erſcheinungen, die uns zu der Hoffnung berechtigen, es werde auch in dieſem Winkel politiſcher Finſterniß allmälig Tag werden.

Einen Vorgeſchmack der Wiener Herrlichkeiten empfängt man ſchon in Linz, wenn man, wie ich, vom Weſten kommt. Ein ebenſo geräumiges als ſtattliches Schiff, die Giſela, nahm uns hier auf, und war bald mit Reiſenden ſo angefüllt, daß man froh ſein konnte, einen Platz auf einer Bank oder „ein Stockerl" zu erobern. Die muntern, gewandten Linzer und Wiener, beſonders die Frauen in ihrer kleidſamen, etwas coquetten Tracht, welche mit einem Mal über das breite Verdeck unſers Dampfers ausgegoſſen waren, ſtachen gegen die ſchwerfälligere Reiſegeſellſchaft, die wir durch Bayern gehabt, vortheilhaft ab. Der in der hellſten Morgenſonne glänzende Fluß, das herrlich gelegene Linz am Fuße ſeiner mit Feſtungswerken gekrönten Höhen, die in Ausſicht ſtehende genußreiche Fahrt auf der ſchönſten Strecke der Donau und endlich, die Erwartung der alt berühmten Kaiſerſtadt an der Südoſtgrenze Deutſchlands, dies Alles verſetzte uns, die Fremdlinge aus weiter Ferne, in die heiterſte, aufgeregteſte Stimmung. Wenn uns auch der außerordentlich geringe Verkehr auf der ſchwer zu befahrenden Donau im Vergleich zu dem Mittel- und Unterrhein auffiel, ſo vergaßen wir doch bald über der fortgeſetzt reichen Ausſtattung der Ufer die Einſamkeit der Fahrt. Die wohlhäbigen Dörfer und Städtchen, welche zu beiden Seiten des Fluſſes in großer Anzahl kamen und gingen; die in ſchönen Linien geſchwungenen Berge, deren Abhänge zum Theil weit ausgedehnte Weinberge von anerkannter Güte tragen; die großartigen Häupter der ſteieriſchen Alpen, die häufig zur Rechten auftauchten, Orte von mythiſch-hiſtoriſcher oder geſchichtlicher Bedeutung, wie Pechlarn, wo Held Rüdigers Burg ſtand; Schloß Dürrenſtein, in deſſen Mauern der gefangene Richard Löwenherz ſchmachtete; der Kahlenberg, von welchem 1683 das chriſtliche Heer herabſtieg, um das von den Türken bedrängte Wien zu entſetzen, hielten uns in beſtändiger Spannung. Zahlreiche Wallfahrtskirchen mit wunderthätigen Bildern, zu denen hier und da Pilger in

Digitized by Google

langen Zügen hinanstiegen, waren uns ein charakteristisches Zeichen des Landes. Die stolzen Schlösser des Adels, Abteien, wie Melk und Klosterneuburg, mit weitausgedehnten palastähnlichen Gebäuden in schönster Lage, gereichten den Ufern zu großer Zierde und zeigten zu gleicher Zeit, welchen Ständen vorzugsweise der Reichthum des Landes in den Schooß fällt. Endlich erhob sich aus einem Meer von Vorstädten der Stephansthurm — leider mit einem Gerüst umgeben, weil ein Drittheil desselben wegen Baufälligkeit erneuert werden muß. In Nußdorf, am Fuße des Kahlenbergs, eine gute Stunde von Wien, stiegen wir auf ein kleineres Boot, um den Donaukanal, welcher Wien durchfließt, hinaufzufahren, und bald waren wir, an der Brigittenau traurigen Angedenkens, an den Vorstädten Rossau und Leopoldstadt vorbei, zu der Mauth gelangt, von wo ein kurzer Weg über das Glacis in die unendlich bewegte innere Stadt führt.

Bekanntlich ist das alte Wien oder die innere Stadt durch einen weiten, tiefen Graben und das „Glacis", einen grünen Gürtel von Baumreihen und Rasenflächen, der 600 bis 1500 Fuß breit ist, von den ansehnlichen, weit ausgedehnten Vorstädten getrennt. Dieser Kern der Stadt hat noch seine alten Straßen und Plätze, die zu einer Zeit, wo man in und außer dem Hause mit sehr bescheidenen Räumen fürlieb nahm, genügend waren, gegenwärtig aber zu den fünf- und sechsstöckig aufgewachsenen Häusern in keinem Verhältnisse mehr stehen. So hat man denn damit begonnen, Graben und Glacis zu neuen Stadtanlagen zu verwenden. Der gewonnene Raum soll theils von prächtigen Straßen nach Art der Pariser Boulevards, theils von geometrisch abgegrenzten Plätzen, Baumpflanzungen und Rasenfeldern eingenommen werden. Das alte, ich möchte sagen bürgerliche Glacis, wo die Buben sich balgen und Drachen steigen lassen; wo das Volk lagert, und der Handwerksbursche nach verzehrter Wurst seinen Mittagsschlaf hält; wo besonders die Kindermädchen mit ihren Kleinen sich herumtummeln, wird ein nobles, polizeilich überwachtes Quartier werden.

Vor dem Schottenthor, auf der Nordwestseite des Glacis, erhebt sich jetzt — an der Stelle, wo vor sieben Jahren ein Mordversuch gegen Franz Joseph unternommen wurde, die von ihm gelobte Heilandskirche, ein sehr ansehnlicher gothischer Bau mit zwei Thürmen, der sich noch in den Händen der Steinmetzen und Maurer befindet.

Wie in einem Flusse, dessen Bett für die Wassermasse kaum genug Raum hat, flutet die Menge in den Hauptstraßen der innern Stadt hin und her, und oft ist es längere Zeit nicht möglich, diese schmalen Gassen zu überschreiten, weil die Equipagen, Omnibus, Salonwagen, Fiaker, Comfortables und sonstigen Fuhrwerke den ganzen Weg bis zu einem schmalen Rande zu beiden Seiten füllen. Nirgends findet man deshalb auch geschicktere Kutscher

Digitized by Google

wie in Wien; denn ein Fahren ohne haarscharfes Abzielen des Wegs ist dort unmöglich. Auch die Plätze der innern Stadt, die zum Theil als Märkte dienen müssen, gewähren entfernt nicht den Raum, wie er dem Bedürfniß entspricht. Fast kann man es bedauern, daß der Stephansplatz, der Graben, der Kohlmarkt, am Hof und Freiung so prachtvolle Bauten besitzen, und in den Schaufenstern ihrer Kaufläden und Gewölbe einen Luxus entfalten, wie in wenig andern Städten Europas, da ihre Herrlichkeiten in dieser Enge großentheils der rechten Wirkung entbehren. Aber nicht blos auf diesen Plätzen und in den Hauptstraßen, auch in ganz dunkeln Nebengassen trifft man die größten Paläste, welche in die Häuserreihen eingezwängt stehen, als ob sie ersticken müßten. Die Verwendung des Glacis zu neuen, behaglich ausgedehnten Stadtquartieren ist daher sicher ein sehr zeitgemäßes Unternehmen.

Tritt uns in den Bauten und öffentlichen Denkmälern Berlins eine bedeutende Geschichte entgegen, so daß wir uns in den breiten Straßen jener wahrhaft königlichen Stadt gleichsam von den Helden der Vorzeit begleitet wähnen; fühlen wir uns in München unter Palästen, Kirchen und Tempeln der Kunst von dem Hauche der Schönheit angeweht: so verspüren wir in Wien nur wenig von diesen beiden höheren Mächten. Daß man der Geschichte geflissentlich aus dem Wege geht, beweisen die öffentlichen Denkmäler, welche allein die Madonna und die Heiligen zum Gegenstande haben, oder harmlos langweilige Allegorien darstellen. Indessen hat man seit 1806 angefangen, neben den Heiligen auch der Kaiser zu gedenken. Den auf der Nordostseite der Burg gelegenen Platz schmückt seit jenem Jahre die schöne, ihres Gegenstandes vollkommen würdige Reiterstatue Josephs II. Dann erhebt sich auf dem Burghof ein Denkmal Franzens — ein gut gearbeiteter Kopf auf einer lächerlich breiten Gestalt, die mit dem schmächtigen Körper, den jener Fürst bekanntlich hatte, in schreiendem Widerspruche steht — mit der aus dem Testament des Kaisers genommenen Inschrift: Populis meis amorem meum. Weder Rudolf I., der hochverdiente Stammvater der Habsburger, noch Maria Theresia, die vielgeliebte, vielgeprüfte Landesmutter, haben öffentliche Denkmäler! Vergebens sucht man nach den Standbildern eines Prinzen Eugen, Laudon, Radetzky und so manches andern ruhmgekrönten Feldherrn des Kaiserreichs, vergebens nach den Statuen Haydn's, Gluck's, Mozart's, Beethoven's, welche Oesterreichs und Deutschlands Ruf durch alle Welt tragen — hat doch der Schöpfer des „Don Juan" kaum ein Grab!

Personen, welche nicht das Glück besitzen, Heilige oder Kaiser zu sein, scheinen demnach in Wien von der Ehre ausgeschlossen, Denkmäler zu erhalten, so tief ihre Namen auch in die Herzen der Völker eingegraben sein mögen. Nur mit dem Erzherzog Karl, freilich einem Prinzen aus dem Kaiserhause, hat man — nach langem Widerstreben, wie mir ein Wiener sagte — ganz

Digitized by Google

neuerdings eine Ausnahme gemacht. Sein Standbild auf dem äußern Burgplatze, das die Jahrszahl 1859 trägt, zeigt den Sieger von Aspern auf einem wild empor sich bäumenden Rosse, eine Standarte zum Angriff erhebend. Der Kühnheit des in die Feinde stürmenden Feldherrn steht die Kühnheit des Künstlers zur Seite, welcher die Last der kolossalen Reiterfigur einzig und allein den Hinterfüßen des Pferdes anvertraute.

Ist Wien keine Stadt der Geschichte, wie Berlin, so ist es ebenso wenig eine Stadt der Kunst, wie das neuere München. Während kunstliebende Fürsten in Berlin, München, Dresden — ja sogar in kleineren Residenzen, wie Karlsruhe — würdige Gebäude aufgeführt haben, um ihren Sculptur- und Malerwerken eine passende Aufstellung zu geben, beherbergt in Wien das alte Rococo-Lustschloß des Prinzen Eugen nach wie vor die Gemälde und Bildhauerwerke der kaiserlichen Sammlungen in Sälen, die zu ganz andern Zwecken erbaut wurden, und der Genuß so manches Bildes wird dem Kunstfreunde verkümmert, weil er durch vergitterte Fenster ohne Oberlicht sehen muß, und oft gar keinen Standpunkt findet, um es in seinem Werthe zu erkennen. Was die Sculpturen insbesondere angeht, so stehen dieselben, wie in dem Gewölbe eines Alterthümlers, zusammengedrängt. Man fühlt überall durch, daß die bildenden Künste unter dem Doppeladler nur geduldet, nicht gepflegt werden. Gleichwohl findet der Freund derselben Ausbeute genug in einer Stadt von über 600,000 Einwohnern, zu denen Geschlechter und Familien von unermeßlichem Reichthum gehören. So besitzt der Fürst Liechtenstein in der Vorstadt Rossau einen großen Palast, der von unten bis oben mit zum Theil sehr werthvollen Bildern angefüllt ist, welche freilich weder gut gehalten sind, noch günstiges Licht haben. Treffliche Gallerien sind ferner die des Fürsten Esterhazy in der Vorstadt Maria-Hilf, die des Grafen Harrach in der innern Stadt an der Freiung mit sehr zweckmäßiger Einrichtung, und des Grafen Czerny in der Josephstadt, woran sich noch eine kleinere Sammlung von Bildern neuer, aber vorzüglicher Maler zu Ober-Döbling, im Besitze des Kaufmanns Arthaber, würdig anschließt.

Die Italiener haben ein altes Sprichwort: A Roma si va per santità, a Napoli per allegria. Wendet man dasselbe auf Deutschland an, so würde die Rolle Roms etwa Berlin, die Rolle Neapels jedenfalls Wien zufallen. Der Fremde, welcher die preußische Hauptstadt aufsucht, verbindet leicht damit einen ernstern, tiefern Zweck, in Wien dagegen gefällt sich vorzugsweise, wer Lebensgenuß sucht. Gefällige, liebenswürdige, gemüthlich heitere, mit natürlichem Witz begabte, freilich selten tiefer gehende Menschen, die von Freude zu Freude flattern, wie Schmetterlinge von Blume zu Blume; gute Tafel und trefflicher Wein zu mäßigen Preisen; Theater und Concerte in allen Abstufungen der Güte und tausend andere Vergnügungen Tag für Tag, dabei

Digitized by Google

die leichteste Verbindung mit den nähern Orten durch die Salonwagen, welche in allen Hauptrichtungen fahren, mit den fernern Orten durch die Eisenbahn: dies Alles sind wie früher so noch heute sehr starke Magnete für Lebemenschen.

Einen eigenthümlichen Reiz erhält Wien durch seine bunte Musterkarte von Völkerschaften — ganz abgesehen von der bekannten Mischung der Nationalitäten in der Garnison, die unter der gleichen Uniform verschwindet. Nicht allein, daß man in gewissen Vorstädten ganze Schaaren von Tagelöhnern und Arbeitern trifft, deren Gesichtsbildung, Gestalt, Haltung und Kleid den Böhmen, Mähren, Ungarn oder Slovaken verrathen. Auf der Straße, im Kaffee- oder Speisehause, im Theater, kurz überall und in allen Schichten der Gesellschaft sieht man sich inmitten einer Völkerausstellung; überall kreuzen sich die verschiedenen Sprachen und Dialekte slavischer, romanischer, magyarischer und griechischer Zunge mit dem Deutschen, wozu noch die Sprachen der Fremden kommen, die wir auch am Rhein zu vernehmen gewohnt sind. Es versteht sich, daß die verschiedenen Völker Oesterreichs in Wien auch ihre Kirchen besitzen; so wird theils sonntäglich, theils blos in der Fastenzeit in Maria-Stiegen böhmisch, in der Salvatorkirche polnisch, in der Johanniskirche ungarisch, in der — in diesem Augenblick ziemlich verlassenen — Minoritenkirche italienisch und außerdem noch in der Sankt Annenkirche französisch gepredigt. Die unirten und nichtunirten Griechen haben ebenfalls ihre Gotteshäuser, von denen besonders das zweite ungemein prächtig mit Gemälden und Vergoldungen ausgeschmückt ist. Eben so stattlich ist die neue, im byzantinischen Styl aufgeführte Synagoge in der Leopoldstadt. Wir empfinden dabei sehr deutlich, daß wir in einer Großstadt ersten Ranges, aber weniger wie in Berlin, daß wir in einer deutschen Stadt sind.

Von jeher hat das Theater bei den lebenslustigen Wienern eine große Rolle gespielt, und der Hof hat wenigstens für die Kunst des Schauspielers stets eine offene Hand gehabt, wenn auch, bei der bekannten Engherzigkeit des althergebrachten Systems, das Drama als solches unmöglich gefördert werden konnte. Mag Dresden jetzt unter den deutschen Bühnen den ersten Rang behaupten, und mag die preußische Hauptstadt in der Oper mit Wien gleichen Schritt halten und im Ballet sogar — seit der Zeit Friedrich Wilhelms III., der bekanntlich eine große Vorliebe für diesen niedrigsten Zweig der Kunst hatte — den Vorrang behaupten: bis auf die letzten Jahre ist das kaiserliche Theater die erste redende Bühne Deutschlands gewesen, und noch heut zu Tage kennen unsere Schauspieler keinen größeren Triumph, als in der Burg mit Beifall zu spielen. Da dieselbe die höchsten Gehalte zahlt, stehen ihr natürlich die besten Kräfte zu Gebote; die Hauptrollen sind mit Meistern besetzt; die Nebenrollen werden, bis auf den geringsten Bedienten hinab, gut gegeben, und das Zusammenspiel ist trefflich. Zugleich wird der Eifer der

Digitized by Google

Mitwirkenden durch ein volles Haus und ein theilnehmendes, dankbares Publikum warm erhalten.

Charakteristisch für Wien ist das Carlstheater in der Leopoldstadt, wo der alte Nestroy noch immer seine Triumphe feiert. Eins der Stücke, die ich daselbst sah, führt den Namen: Orpheus in der Unterwelt. Der Inhalt ist ungefähr folgender: Orpheus oder Orphe-us, wie er gewöhnlich genannt wurde — ist Violinspieler mit dem Titel Concertmeister; er gibt Musikstunden in Arkadien und ist erster Geiger im Orchester daselbst. Er componirt auch; aber seine Tondichtungen sind so langweilig, daß Euridice, seine Gattin, in Verzweiflung geräth, wenn er ihr dieselben vorträgt. E-uridice — denn so wurde der Name meist ausgesprochen — ist ihrem Gemahl durchaus nicht treu, wie denn überhaupt sämmtliche Personen des Stücks die Treue nur vom Hörensagen kennen; sie hat ihr Herz einem fremden Schäfer zugewendet, der seit einiger Zeit seine Heerde in der Gegend weidet. Dieser, welcher niemand Anders ist, als der verkappte Pluto, wurde von Treumann, dem zweiten Liebling des Publikums im Carlstheater, einem jüngeren Manne von großer komischer Kraft und Gewandtheit, gegeben. Dem travestirenden Charakter dieser Stücke gemäß, tritt er in einem höchst seltsamen Kostüm auf, mit einem Strohhute von fabelhafter Breite, dessen in hohen Bogen sich neigende Blumen der Donna E-uridice, wenn er sich mit ihr unterhielt, fortwährend ins Gesicht schlugen.

Die Handlung nimmt ihren weitern Lauf dahin, daß der Schäfer unter Donner und Blitz sich als Gott der Unterwelt demaskirt, und die erschrockene Frau Concertmeisterin mit hinunter in den Hades nimmt.

In dem zweiten Akt werden wir in den Olymp geführt. Die Götter halten in Gruppen, pyramidal geordnet, so daß Jupiter und Juno die Spitze bilden, ihre Siesta, und singen mit geschlossenen Augen eine Art Schnarchlied. Jupiter-Nestroy lehnt, in geblümtem Schlafrock Rücken an Rücken an der mit einem feuerrothen Shawl geschmückten Juno, sodaß er einen Doppeladler mit ihr bildet. Mars, ein feister, plumper Geselle in bayrischer Chevauleger-Uniform mit dicken Wollepauletten, hat den Arm um Venus, die wie eine Tänzerin gekleidet ist, geschlungen, während Vulkan zur Seite in Schlaf begraben liegt. Endlich erwachen die Himmlischen; die Gruppen kommen in Bewegung, und es entspinnt sich ein heftiger Zank zwischen Jupiter, der seine ganze Rolle im Wiener Dialekt spricht, und seiner Gattin, zwischen Vulkan, Venus und Mars, welcher frech genug ist, den Göttervater, als er sich in den Handel mischt, einen Esel zu heißen. Darüber erscheint Orpheus und klagt wegen Euridices Entführung, worauf Jupiter den strengsten Befehl an Pluto erläßt, die geraubte Schöne auf der Stelle herauszugeben. Zugleich hält er den Göttern eine Moralpredigt mit dem Refrain: „Wer soll denn

Digitized

moralisch sein, wenn wir es nicht sind?" — worin man eine Anspielung auf gewisse sehr hohe Sphären finden wollte.

Der dritte Akt versetzt uns in Plutos Palast und die Unterwelt. Euridice hat von ihrem Geliebten und Herrn einen seltsamen sauertöpfischen Wächter erhalten, einen schmalen, langen Menschen, hochroth von Kopf bis zu Fuße — wie eine Stange Siegellack. Dieser Kerl benutzt sein Zusammensein mit Frau Orpheus, um ihr Liebesanträge zu machen, wird aber von einem schwirrenden Insekt unterbrochen, welches menschengroß in stahlblauem, schillerndem Panzer wie eine riesige Libelle hereinschwebt. Die Wasserjungfer — von Nestroy ganz meisterhaft gespielt — ist der verkappte Jupiter, der die Abwesenheit Plutos benutzen will, um Euridice für sich zu gewinnen. Er ist auch nicht weit vom Ziel, als der Bruder unverhoffter Weise sich einstellt, und den grauen Sünder in seinem Libellen-Habit zum Rückzuge nöthigt.

Der letzte Akt führt uns wieder in den Olymp zurück. Vulkan wirft Jupiter, der wieder Moral predigt, seine bekannten hundert Liebeshändel und Verwandlungen vor, und berichtet den Göttern zum Schlusse dessen jüngste Metamorphose. Diese lachen den alten Herrn, der zuletzt ganz kleinlaut wird, im Chorus aus. Euridice wird Herrn Orpheus zurückgegeben, und Jupiter sagt zuletzt: „Kinder, ein Jeder hat seine schwache Stunde. Wichtig ist es nur, sich den guten Schein zu erhalten. Den Nimbus — Nestroy sprach das Wort ungefähr Nämbes aus — den Nämbes muß man sich bewahren, wenn man ein Gott ist; denn was ist ein Gott ohne Nämbes?"

Ich habe dies durchaus frivole, übrigens sehr komische Stück, soweit ich mich dessen noch erinnere, hier erzählt, um einen Begriff von der Kost zu geben, wie sie den Wienern vorgesetzt wird und der Mehrzahl von ihnen trefflich mundet, und bemerke nur noch, daß auch die Stelle mit dem Nimbus offenbar mit Beziehungen gesagt wurde, die sich hier nicht näher bezeichnen lassen.

Wer den Wiener Bürger in Behagen und Heiterkeit sehen will, der muß den Wurstel-Prater durchwandern, oder die Gartenconcerte und Tanzmusiken besuchen, wie sie beim Sperl in der Leopoldstadt, in Neu-Lerchenfeld auf der Westseite Wiens, jenseits der Josephstadt, und an vielen andern Orten stattfinden.

In Neu-Lerchenfeld, wo fast jedes Haus eine Wirthschaft ist, brachte ich ein paar Abendstunden zu. Fünf- bis sechshundert Menschen, meist dem Bürgerstande angehörig — doch war auch ein Tisch mit Offizieren besetzt — speisten hier in einem großen Saale nach der Karte zu Nacht. Dann begann, auf einer Bühne im Hintergrunde, eine Reihe von Vorstellungen, bei denen vier Personen in Thätigkeit waren, welche — bald einzeln, bald zusammenwirkend und theilweise unter Klavierbegleitung — Lieder, Erzählungen und dramatische Scenen meist komischen Inhalts und stark gewürzt mit lokalen

Digitized by Google

Beziehungen vortrugen. Ein gewisser Matras, dessen Name wochenlang in großen Lettern mit Fettschrift als Lockvogel auf den Anschlagszetteln stand, zeichnete sich in der That durch gewandtes Spiel und schlagenden Witz aus. Die Unterhaltung währte bis Mitternacht, und die Gesellschaft, die nicht müde ward, Beifall zu spenden, befand sich in der heitersten Stimmung.

Uebrigens versichern alle, welche Wien vor zwanzig Jahren gekannt und jetzt wiedergesehen haben, daß der Prater und ähnliche Orte damals weit besuchter und lustiger gewesen seien. Fragt man nach dem Grunde, so sagen die Wiener durch die Vermehrung und Verbesserung der Fahrgelegenheiten seien jetzt die Leute über eine größere Zahl von Orten ausgestreut. „Und dann, fügen sie seufzend hinzu, sind die Zeiten nicht mehr darnach angethan. Die Walzer werden noch ebenso schön gespielt; aber die Füße und — das Herz sind nicht mehr so leicht."

Nichts ist natürlicher, als daß in einer so großen Stadt Tausende wie Kinder nur im Augenblicke leben, zumal da der Wiener und der Oestreicher im allgemeinen erst in der letzten Zeit angefangen hat, über das Regiment, unter dem er steht, und über die Lage, in welcher er sich in Folge dieses Regiments befindet, nachzudenken. Trotzdem kann es dem Schärferblickenden keinen Augenblick verborgen bleiben, daß das sonst so glatte Gesicht der guten Stadt Wien angefangen hat, recht tiefe Furchen zu bekommen. Was zu Metternichs Zeiten höchstens von Ohr zu Ohr geflüstert wurde, um den überall aufhorchenden „Spitzeln" nicht ins Garn zu fallen, das wird jetzt laut und ungestraft, mitunter mit beißendem Spott, in den öffentlichen Lokalen besprochen. Die Presse, so hart sie auch noch gebunden sein mag, beginnt doch sich in ihren Fesseln zu regen und die wachsende Gährung zu steigern. Es fallen laute Demonstrationen vor, wie z. B. neulich, als der deutsche Siebenbürger Maager, der Vertheidiger der Nationalvertretung im Reichsrath, in einem Kaffeehaus von den Gästen durch Aufstehen und dreimaliges Hoch begrüßt wurde. Eine Demonstration ist auch das kecke Auftreten der Ungarn, die zu Hunderten in ihrem kleidsamen Nationalcostüm erscheinen. Selbst ergraute Herrn sieht man in dem aufgeschlagenen Hütchen, in der schwarzen Schnürjacke mit Husarenstiefeln und Sporen.

Tritt man gebildeten Oestreichern, die ein Herz und einen Blick für die Zustände ihres Vaterlandes haben, näher, wie dies auf der Reise, wo man oft Tage lang in derselben Gesellschaft verweilt, sich leicht ereignet, so kommen bisweilen recht heftige Empfindungen und stürmende Gedanken zum Vorschein. Eines ist Allen gemeinsam, daß sie tief verstimmt sind und daß die politische Lage Oestreichs ihnen als verzweifelt erscheint. Diese Stimmung findet sich nicht nur in Wien, sondern auch in allen deutschen Provinzen, das „treue

Tyrol" mit eingeschlossen, wo man die Leute ganz laut sagen hört, Hofer und die anderen Märtyrer und Helden von 1809 seien Narren gewesen; unter bayrischem Regiment hätte man jetzt Volksvertretung, Friede und Silbergeld. Ebenso denken viele Galizier, sehr viele Böhmen, ebenso die kräftigen Ungarn, von dem allbekannten grimmigen Haß der Venetianer gar nicht zu reden.

Von einer deutsch-nationalen Gesinnung bei den Deutsch-Oestreichern kann, wie die Sachen jetzt liegen, nicht die Rede sein. Jeder Staat ist sich selbst der nächste, und da Oestreichs Größe und Herrlichkeit auf das bunte Völkergemisch, das dem Doppeladler untergeordnet ist, sich gründet; so sinnt man nur auf Mittel, dies wunderliche Conglomerat, das sich zu lösen beginnt und sich zum Theil schon gelöst hat, so weit als möglich zusammenzuhalten.

Es ist am Ende nur natürlich, daß Oestreich östreichische Politik macht und Deutschland nur als Mittel braucht, um sich selbst vor dem Sturze zu bewahren; allein es ist ebenso natürlich und vernünftig, daß Deutschland endlich deutsche Politik mache und sich hüte, in thörichter Dienstfertigkeit sich von Habsburg mit in den Abgrund reißen zu lassen.

Aus den Oestreichern, denen ich auf meiner Reise näher trat, hebe ich drei heraus: einen Gutsbesitzer, einen Touristen und einen Studenten.*) Der Gutsbesitzer, ein sehr wohlhabender Mann in reiferen Jahren und von durchaus gediegnem Wesen, äußerte sich in den bittersten Klagen über die Geldverhältnisse, über den Ruin der Finanzen, die Monopolisirung der wichtigsten Produkte, den Mangel an Abfluß werthvoller Landeserzeugnisse, die hundertfältige Hemmung der Industrie, kurz: über eine Verwaltung, die nicht das Wohl des Ganzen, sondern den Vortheil Einzelner auf Kosten des Landes vor Augen habe. „Was brauche ich, sagte er, Ihnen, einem Ausländer, viel von diesen Dingen zu reden? Ihre Zeitungen draußen im Reich sind ja voll davon. Elende Finanzen, wachsende Schuld, werthloses Papier, Zwangscurs und Staatsbankrott sind bekanntlich hergebrachte Erscheinungen bei uns. Daß nun aber diese Krankheit sich in Oestreich chronisch fortschleppt und, während andre Staaten ihren durch Unfälle gestörten Haushalt geordnet haben, immer bösartiger wird, beweist die gänzliche Zerrüttung des Organismus. Sie könnten mir sagen: Papier ist Geld, wenn Vertrauen darauf ruht. Ja wohl! Auch andre Staaten haben Papiergeld in Menge geschaffen, aber nur so weit ihr Credit es ihnen gestattete. Sie sind offen und redlich dabei verfahren; die Finanzbehörden haben den Kammern die schuldige Rechenschaft abgelegt und ihnen genügende Einsicht in das Soll und Haben des Staats gewährt.

*) Wir lassen diese drei Herrn hier sprechen, nicht weil wir ihnen in allen ihren Befürchtungen und Erwartungen beistimmten, sondern weil wir zu wissen glauben, daß namentlich die beiden ersten allerdings die Ansichten weiter Kreise in Oestreich referiren.

D. Red.

Digitized by Google

Bei uns dagegen trägt die Finanzwirthschaft das Gepräge der Heimlichkeit und Unlauterkeit und das allgemeine Mißtrauen ist so groß, daß viele Leute ihr Silbergeld, wie in Kriegszeiten, verstecken. Unsre Vereinsthaler, Guldenstücke und Viertelguldenstücke sieht man, wie Sie selbst erfahren haben werden, nur außerhalb des Landes. Läßt ein Fremder dergleichen im Kaiserstaate blicken, so starrt der Oestreicher nicht selten die Münze mit seines eignen Fürsten Bildniß wie ein seltnes Schaustück an. Selbst die Sechser, die letzten Mohikaner unsers Silbergeldes, verschwinden in erschreckender Weise. Trotz der strengsten Verbote gehen sie zu Tausenden über die Grenze, weil man dort vortheilhaft östreichisches Papiergeld dafür einkauft. So sind wir auf Kupfer und Guldenscheine beschränkt, welche letztern man zu zerstückeln genöthigt ist, um Halbe- und Viertelgulden zu erzeugen. Geschäftsleute suchen sich auch mit beliebigen Surrogaten der Münze zu behelfen, die nur Werth für sie und ihre Kunden haben. Brief- und Stempelmarken cursiren als Scheidemünze. Bald werden wir in den Tauschhandel barbarischer Zeiten zurückfallen, und man wird dem Schneider einen Rock mit so und so viel Säcken Kartoffeln bezahlen. Daß wir Oestreicher uns scheuen, gegenwärtig eine Reise ins Ausland zu machen, ist ganz natürlich, weil wir an unsern Guldenscheinen enorme Verluste erleiden. Was will das aber sagen gegen die Verluste des Geschäftsverkehrs überhaupt? In Folge dieser ungünstigen Sachlage büßt der Staat jährlich viele Millionen ein."

Auch von Veruntreuungen sprach der Gutsbesitzer, wie man sie sonst nur in Rußland erwartet. Jener General, meinte er, welcher die braven östreichischen Truppen im vorjährigen Feldzuge habe verschmachten lassen, indeß die für den Soldaten bestimmten Ochsen andre Wege gegangen seien, stehe durchaus nicht allein; er sei nur Einer von denen, die man ertappt und zur Rechenschaft gezogen habe.

Als der Gutsbesitzer diese und ähnliche Klagen vor mir laut werden ließ, bebten seine Lippen, und sein Gesicht glühte vor Zorn. „Sehen Sie, rief er, diese von Gott gesegnete Gegend, diese rührigen, gutwilligen und auch klugen Menschen. Sind wir nicht ein Volk, das ebenso glücklich sein könnte, wie viele andere Völker, ja glücklicher als manche, die jetzt voll Mißachtung auf uns niedersehn?"

Auch die Industrie, fügte er hinzu, kann in unserm Staate, der noch einer unendlichen Entwicklung in dieser Beziehung fähig ist, nicht recht aufkommen, weil von oben her alles nach Laune angeordnet und gehandhabt wird, ohne Consequenz, ohne Einsicht überhaupt, ohne Gerechtigkeit, ohne guten Willen." „Ja, fügte er bitter hinzu, wenn sie sich besonderer Protection erfreuen, und am rechten Orte die rechten Federn springen lassen: dann

Digitized by Google

mag Ihnen wol etwas gelingen. Ob dem Lande damit Schaden geschieht oder nicht, gilt den Herren gleichviel."

Hatte der Gutsbesitzer sich über die Verwaltung des Landes in Klagen ergangen, so schlug der Tourist, ein welterfahrener Mann, der durch die Stellung seiner nächsten Verwandten Gelegenheit gehabt, Einblicke in das Triebwerk der Staatsmaschine zu thun, einen Ton des Spottes an, der mich nicht wenig überraschte. Mit der Gleichgiltigkeit, womit ein Professor der Anatomie über einen vor ihm liegenden Cadaver spricht, ließ er sich in merkwürdiger Offenheit über das zerrüttete Kaiserreich aus. „Mag es lieber heute als morgen in Stücke gehen!" sagte er, seine Cigarre ruhig dampfend; „nur aus seinen Trümmern wird neues Leben für uns erstehn, und auch Ihr Deutschland wird dabei gut fahren. Sagen Sie selbst: kann dies Ministerium helfen? will es helfen? kann irgend ein Ministerium helfen bei dem herrschenden, tief eingewurzelten System? Ist mit diesem Reichstag etwas anderes gemeint, als Menschen und Geld zu einem neuen Krieg, Wiedergewinn der Stellung Habsburgs in Italien, Niederwerfung Sardiniens?"

„Es ist ein altes Gesetz", fuhr er fort, „wer nicht mit der Zeit geht, den tritt sie unter ihre Füße. Der Absolutismus der Throne, wie auch der Kirche, hat sich überlebt. Die Völker sind reif geworden, um ihre Angelegenheiten mit zu berathen. Oestreich kann wirkliche constitutionelle Freiheit nicht gewähren, weil es damit die Kraft der verschiedenen Nationalitäten, die seinem Scepter unterworfen sind, entwickeln nnd so seine eigene Auflösung betreiben würde. Es kann aber auch die Freiheit nicht verwehren; denn flügge Vögel bleiben nicht mehr auf dem Neste."

„Wenn mich nicht Alles trügt", fuhr er in merkwürdiger Vorahnung der Dinge, die wir in diesen Tagen (Ende Oktober) erlebten, fort, „wenn mich nicht Alles trügt, so wird unser Rechberg einen Mittelweg gehen: er wird eine Scheinconstitution geben, einen Theatergeist der Freiheit, der plötzlich aus dem Versenkungsloche auf die Bühne steigt, um, wenn er seine Wirkung gethan hat, wieder in die Nacht zu verschwinden."

Mit großer Energie blies er aus seinem Cigarrenhalter den abgerauchten Stummel über den Gartentisch, an dem wir saßen, und steckte gemüthsruhig einen andern Glimmstengel hinein. „Wie sagt doch Shylock?" fuhr er fort. „Er seh' sich vor mit seinem Schein!" — „Mit der Freiheit spielen ist heut zu Tage gefährlich; das Bewußtsein der Nationen ist durch die Vorgänge in Italien wunderbar geweckt, und nicht alle Völker lassen sich mehr einreden, daß Fünf eine grade Zahl ist."

„Ich muß lachen", sagte er nach einer Weile, „wenn ich der hundert Oestreicher gedenke, mit denen ich diesen Sommer über den Semmering nach Italien reiste. Diese Schelme — es waren fast lauter wiener Kinder —

Digitized by Google

hatten sich für den Papst anwerben lassen. So kommen wir, sagten sie mir in liebenswürdiger Offenheit, umsonst bis Rom — und gehen dann zu Garibaldi. — Finden Sie das nicht lustig: Oestreicher, die auf Staatskosten dem Reichsfeind in die Arme laufen?"

Füge ich nun dieser extremen Stimme aus Oestreich noch die eines Wiener Studenten, „im letzten Semester" hinzu, so könnte man meinen, daß es unter der östreichischen Jugend eine Partei gibt, welche von einem unter Preußen geeinigten Deutschland eine Rettung Oestreichs erwartet.

An dem letzen Tage meines Aufenthalts in der Kaiserstadt bestieg ich den nahen Kahlenberg. Unterwegs gesellte sich ein Musensohn zu mir, ein geistvoller junger Mann von edler Gestalt mit großen, feurigen Augen. Als derselbe hörte, daß ich ein Rheinländer sei, forschte er mit Begier nach unsern Zuständen und besonders — nach den Bestrebungen des Nationalvereins. Mit großer Anerkennung ließ er sich über Gervinus und Häusser aus, deren Schriften er mit seinen Gesinnungsgenossen las. „O!" rief er, „wollte Gott, daß man endlich bei uns lernte, sich vor dem Geiste zu beugen, statt ihn zu bekämpfen. Mit dem Strome schwimmend würde Oestreich stark sein; gegen denselben ringend, erschöpft es seine Kraft. Ließe man doch endlich den Kampf um die Herrschaft über Italien fahren, und schlüge selbst Venedig lieber um ein gutes Stück Geld los, das doch nur immer unser Stiefkind sein wird. Was vielen großen Kaisern trotz der angespanntesten Kraft nicht gelang, das ist wol kaum der Gegenwart beschieden. Sardinien ist die treibende Kraft jenseits der Alpen; es hat ganz Italien durchsäuert, und eine neue freiheitliche Großmacht ist in dem Lande, das der Po durchströmt und der Appenin durchschneidet, erstanden, die auf das Gefühl des gemeinsamen Vaterlandes gebaut ist und einer schönen Zukunft entgegensieht. Die treibende Kraft diesseits der Alpen aber ist, so scheint es mir, Preußen, das wir nur immer Jungdeutschland nennen. Möchten doch die vereinigten Fürsten und Völker draußen im Reich erkennen, daß nur die Unterordnung unter diese Macht ihre Zukunft sichert, da sie allein ihnen die ausreichende Kraft zwischen zwei eroberungssüchtigen Großstaaten zu schaffen im Stande ist. Möchte auch Oestreich nicht länger versuchen, aus Selbstsucht und Kurzsichtigkeit die Entwicklung Deutschlands zu hemmen. Deutschlands Stärke ist auch Oestreichs Stärke. Mit ihm verbündet und mit seinen eignen Völkern durch das Geschenk voller Freiheit ausgesöhnt, braucht es vor keinem Feinde zu beben."

„Oestreichs Aufgabe," fuhr er fort und wies die vor uns ausgebreitete Donau hinab gen Osten, wo die Gebirge von Mähren und Ungarn den Gesichtskreis schlossen, „Oestreichs Aufgabe ist die Verbreitung deutscher Bildung und deutscher Gesittung in den Donauländern. Im Osten Deutschlands liegt, wie

Digitized by Google

schon unser Name sagt, unser Reich fernhin bis zu den Grenzen Rußlands und der Türkei, welche letztere wir, wenn sie zerfällt, mit zu beerben Anspruch haben und in der That mit beerben werden, wenn wir erst Ordnung im eignen Hause geschafft haben. Schaffen wir diese Ordnung nicht, dann freilich erben wir nicht, sondern werden beerbt."

Wir standen auf der Leopoldshöhe, dem schönsten Punkte des Kahlenbergs, neben der Kirche, in welcher einst der Polenkönig Sobieski, Markgraf Ludwig von Baden und Herzog Karl von Lothringen des Himmels Beistand angerufen hatten, bevor sie niederstiegen zur berühmten Türkenschlacht. Begrenzt von der Donau, welche die große Insel Lobau und viele kleinere Auen wie grüne Schilde in silberner Umfassung hält, dehnte sich die ungeheure Fläche des Marchfeldes aus, wo einst Rudolf von Habsburg durch den Sieg über den Böhmenkönig Ottokar den Grundstein zu der Macht seines Hauses legte. Wir sahen ganz deutlich den weißen Kirchthurm von Aspern glänzen; daneben lag Eßlingen — die denkwürdigen Zeugen des östreichischen Ruhms aus dem Jahre 1809. Die aus der Ebene aufsteigenden Dünste des Abends verdeckten das etwas fernere Wagram. Diesseits der Donau zeigte sich das qualmende Häusermeer der Kaiserstadt mit ihren Palästen und Thürmen, aus deren Mitte der Stephan wie ein Riese emporstieg. Im Osten erschienen die kleinen Karpathen, die Grenzwächter zwischen Mähren und Ungarn, im Süden die steirischen Alpen, roth angehaucht von der Glut des Abendhimmels. Allmälig erblaßten Wolken und Berge; Nebelgebilde erhoben sich gespensterhaft; inmitten derselben stand rothglühend der Vollmond und schaute wie zürnend auf das östreichische Land und seine Hauptstadt. M.

Von der preußischen Grenze.

Da die Berliner Luft die Eigenthümlichkeit hat, alle, die in ihr leben, mit der stillen wonnigen Ueberzeugung zu durchdringen, daß Alles, was in Berlin geschieht, vortrefflich sei, so wird es nöthig sein, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß man anderwärts diese Zufriedenheit nicht ganz theilt.

Um sich ein Urtheil über die Berliner Politik zu bilden, muß man sich auf den Standpunkt versetzen, den das preußische Cabinet einnimmt. Auch wenn man diesen Standpunkt nicht für den richtigen hält, so muß man doch zugeben, daß das Cabinet nur nach seinen eignen Perspectiven seine Dispositionen treffen kann und nicht nach denen Andrer. Der Standpunkt des preußischen Cabinets ist aber folgender:

Im nächsten Frühjahr wird Victor Emanuel so weit gerüstet sein, um Venedig anzugreifen; diesen Angriff wird man durch Erregung eines Aufstandes in Ungarn

Digitized by Google

zu unterstützen suchen und gleichzeitig wird der Kaiser Napoleon die Gelegenheit zu einem Rheinfeldzug benutzen.

Wie gesagt, dieser Standpunkt ist nicht der unsrige. Wenn man zur Offensive entschlossen ist, so ist es allerdings zweckmäßig, einem einzig leitenden Gedanken alle übrigen unterzuordnen. Will man aber in der Defensive verharren, d. h. will man die eintretenden Ereignisse abwarten, so ist es nicht weise, auf eine einzige Eventualität ausschließlich sein Augenmerk zu richten, weil dann leicht eine andre eintritt, die alle Voraussetzungen über den Haufen wirft, uns überrascht und uns ungerüstet findet. Es ist ferner nicht weise, die Rüstungen gegen diese Eventualität mit einer so großen Ostentation zu treiben, daß dadurch die Gefahr, der man begegnen will, förmlich herauf beschworen wird. Die Handlungsweise der preußischen Regierung in den letzten Monaten können wir also nur unter der Voraussetzung begreifen, daß sie das Eintreten jener Eventualität wünscht.

Preußen wünscht, im Verein mit seinen deutschen Bundesgenossen und mit Oestreich einen Krieg gegen Frankreich und Italien zu führen. Wir halten den Wunsch nicht für weise, aber wenn er einmal da ist, so muß nothwendigerweise auch der zweite Wunsch damit verbunden sein: den Krieg glücklich zu führen. Was hat Preußen zur Erfüllung dieses zweiten Wunsches gethan?

Abgesehn von seiner Armeeorganisation hat Preußen erstens sich bemüht, außerdeutsche Bündnisse zu schließen; es hat zweitens an der Reform der Bundeskriegsverfassung gearbeitet; es hat drittens die Volksstimmung in Deutschland, hauptsächlich durch sein Verhalten in der kurhessischen Frage, zu gewinnen gesucht. — Es ist nach allen drei Seiten hin nicht glücklich gewesen.

Was die auswärtigen Allianzen betrifft, so hat zunächst England erklärt, sich darauf nicht einlassen zu wollen. Die britische Volksstimmung ist so entschieden für Italien und der britische Handel würde unter einem Kriege mit Frankreich so leiden, daß für jeden unbefangenen Beobachter dieses Resultat im Voraus feststand. Rußland will Preußen sehr gern benutzen, um Frankreich zu drohen, und ihm in Bezug auf den Orient Zugeständnisse zu erpressen, aber es fällt ihm um so weniger ein, Krieg gegen Frankreich zu unternehmen, da es nicht die Mittel besitzt, denselben zu führen. Ja wenn wir einen Krieg gegen Frankreich unternehmen, so müßten wir uns darauf gefaßt machen, daß im Fall eines unglücklichen Ausgangs Rußland auf der einen Seite, Dänemark auf der andern, sich beeifern werden, ihr bescheiden Theil an den Erfolgen gleichfalls zu begehren. Oestreich endlich will sich gern gefallen lassen, daß Preußen ihm gegen Frankreich den Rücken deckt, aber da Preußen eine so lebhafte Begierde nach dieser Rolle entfaltet, so scheint die Freude, die es daran empfindet, ein hinreichender Lohn für die etwaigen Mühen und Opfer zu sein.

So steht es mit dem Ausland; was nun die deutschen Bundesgenossen betrifft so geht die preußische Regierung, die zu ihrer Information wol ausschließlich die Augsburger Zeitung benutzt, von der ganz irrigen Voraussetzung aus, dieselben brennten vor Begierde sich mit Frankreich zu messen. Die Zeiten haben sich seit dem vorigen Jahre außerordentlich verändert: mit Ausnahme von Berlin weiß man überall wie es mit Oestreich steht; mit Ausnahme von Berlin hat man überall den Glauben an Oestreich aufgegeben. Allerdings werden die Würzburger Staatsmänner

Digitized by Google

von einem bestimmten politischen Gedanken geleitet, aber nicht von demjenigen, den man in Berlin voraussetzt. Ihr Gedanke ist vielmehr: in dem bevorstehenden Kriege zwischen Preußen und Frankreich diejenige Rolle zu spielen, von der sie im vorigen Jahr voraussetzten, daß Preußen sie im Kriege zwischen Oestreich und Frankreich spielen wolle.

In seinem Vorschlage einer Reform der Bundeskriegsverfassung ist Preußen von der Voraussetzung ausgegangen, daß Oestreich, wenn auch in Italien beschäftigt, doch sein Bundescontingent, d. h. drei Armeecorps für den Rheinkrieg werde mobil machen können. Unter dieser Voraussetzung war der preußische Vorschlag militärisch vollkommen gerechtfertigt. Die einzelnen Bundescorps können nur dann die zum Erfolg nothwendige Massenwirkung ausüben, wenn sie einem schon organisirten Ganzen angegliedert werden. Preußens Streitkraft muß sich an der nördlichen Hälfte des Rheins concentriren; die Bundescontingente der süddeutschen Staaten müssen sich also an Oestreich lehnen, d. h. sich mit dem östreichischen Bundescontingent vereinen. Der Krieg wird dann freilich von zwei Seiten selbständig geführt, aber auf jeder Seite ist ein natürlich geschlossenes Ganze vorhanden, und wenn diese Form nicht die beste ist, so ist sie doch unter den gegebenen Umständen die einzig mögliche.

Man widersetzte sich diesem Plan, weil er in die Hände Preußens eine zu große militärische Macht zu legen schien, und weil man trotz dem Glauben an Preußens Ehrlichkeit doch immer den (höchst überflüssigen!) Argwohn hegte: mit der Macht könne auch der Wille kommen. —

Im gegenwärtigen Augenblick sieht man wol ein, daß der Plan auf einer falschen Voraussetzung beruhte. Oestreich kann und wird zu einem Rheinkrieg nicht sein Bundescontingent stellen, sondern es wird höchstens die italienischen und ungarischen Truppen, denen es mißtraut, an den Rhein werfen, wozu es bereits einen höchst erfreulichen Anfang gemacht hat. Das weiß man in Deutschland überall, nur in Berlin scheint man es nicht zu wissen.

Die Würzburger sind nun mit einem Gegenantrag hervorgetreten, dessen charakteristische Momente in §§ 4—12 enthalten sind. In diesen Paragraphen wird nämlich der Fall gesetzt, auf den es ganz allein ankommt: der Fall, daß Preußen am Bundeskrieg mit seiner ganzen Armee, Oestreich gar nicht Theil nimmt. Für diesen Fall wird 1) die Wahl des Oberfeldherrn des gesammten Bundes den am Krieg theilnehmenden Regierungen anheim gegeben, 2) für die nichtpreußischen Truppen ein zweiter Oberfeldherr bestimmt, unter dessen Leitung Bayern, Würtemberger, Hessen, Hannoveraner, Mecklenburger u. s. w. vereinigt und organisirt werden sollen (wie es scheint, noch vor Beginn des Kriegs). —

Wenn also die Würzburger gegen den preußischen Entwurf eiferten, weil er einen militärischen Dualismus herstellt, so begehren sie jetzt einen noch viel entschiednern Dualismus; nur daß im ersten Fall der Dualismus auf den gegebenen geographischen und militärischen Zuständen beruhte, während er im zweiten künstlich organisirt werden soll. Denn natürlich ist es doch nicht, daß die Mecklenburger unter einem bayrischen Commandanten stehen.

Es ist möglich, aber keineswegs ausgemacht, daß man zum Oberbefehlshaber der Gesammtarmee einen preußischen General wählt; es ist ebenso möglich, daß

Digitized by Google

sämmtliche nicht preußische Armeen z. B. unter einen hannöverischen, und die gesammte Bundesarmee mit Inbegriff der preußischen unter einen bayerschen Oberbefehlshaber gestellt wird.

Wenn die preußischen Minister geneigt sein sollten, unter dem Einfluß der berliner Luft ihren politischen Einfluß zu hoch anzuschlagen, so mögen sie Folgendes erwägen: — so etwas ist Preußen unter dem Ministerium Manteuffel nicht geboten worden!

Nun wird freilich der Vorschlag von Preußen abgelehnt werden und demnach nicht in Wirksamkeit treten. Aber er genügt doch, um den politischen Gedanken kenntlich zu machen, welcher die würzburger Verhandlung geleitet hat. Vom militärischen Standpunkt wird es gewiß keiner vertheidigen, daß die Armeetheilung auf die eine Seite die Truppen des östlichen und westlichen Preußen wirft, welche geographisch von einander getrennt sind, auf die andre Seite Bundestruppen aus weit von einander liegenden Ländern, von denen jedes sein eignes Selbstgefühl hat: — wenn es schon dem preußischen Oberbefehlshaber nicht leicht werden wird, gegen die Hannoveraner das nöthige Ansehn zu behaupten, so wird es einem bayerschen Oberbefehlshaber noch schwerer fallen. Militärisch betrachtet, enthält also der würzburger Entwurf nicht eine Organisation, sondern eine Desorganisation.

Aber politisch liegt ein wirklicher Gedanke zu Grunde. Der würzburger Verein will in dem zu erwartenden Kriege durch Trennung seiner Macht von der preußischen zwischen den hauptsächlich kriegführenden Parteien militärisch eine unabhängige mittlere Stellung einnehmen und dieselbe unter dem Eintritt gewisser Eventualitäten geltend machen.

In Berlin ist man sehr geneigt, über alles was komisch klingt zu lachen, und sich dadurch den lästigen Gedanken vom Hals zu schaffen. Man wird auch über den würzburger Entwurf lachen. Es liegt aber ein sehr tiefer Ernst dahinter, über den man gründlich nachdenken sollte, ehe man in den französischen Krieg taumelt.

Diese Erwägung kann auch den Entschluß erleichtern, den man früher zu fassen hat, ehe das Frühjahr uns den Krieg bringt. Nicht morgen, sondern heute hat die preußische Regierung sich darüber zu entscheiden, wie sie sich in den kurhessischen Händeln zu verhalten gedenkt. Zeit genug hat sie gehabt, sich die Sache zu überlegen; zu unserm tiefen Bedauern hat der Herr Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Zeit lang das Bette hüten müssen, aber in dieser Periode wird doch wol der Eine oder der Andre gewesen sein, der sich der Geschäfte angenommen hat. Wenn wir den inspirirten Federn trauen dürfen, so fängt man schon an, die Sache sehr unbequem und unbehaglich zu finden: man möchte wünschen, daß sie gar nicht da wäre, oder wenigstens auf die eine oder andre Weise hinausgeschoben werden könnte. Unangenehm ist sie, verdrießlich ist sie, aber sie ist da und hinauszuschieben ist sie auch nicht. Die Verurtheilung der olmützer Politik war das Schibolet, welches die verschiedenen Fractionen der gegenwärtigen Regierungen zusammenbrachte; möge das Ministerium nicht vergessen, daß Olmütz kein lokaler Begriff ist, daß die Niederlage Preußens in Kurhessen stattfand, und daß ein zweites Brandmal von der preußischen Politik schwerer abzuwischen sein würde als das erste. ††

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Das sächsische Wahlgesetz.

Als nach dem Fehlschlagen der auf die nationale Einigung gerichteten Bestrebungen des deutschen Volkes die Reaction auch über die Verfassungen der Einzelstaaten hereinbrach und niederriß, was die Jahre 1848 und 49 gebaut hatten, da zeigte sich in manchen Staaten eine Gleichgiltigkeit der Bevölkerung gegen die verfassungsmäßigen Errungenschaften jener beiden Jahre, welche in merkwürdigem Widerspruche zu der politischen Regsamkeit in der diesen Jahren vorausgehenden Periode stand. Und doch lag dieser jedenfalls nicht zu rechtfertigenden Gleichgiltigkeit zum Theil ein richtiges Gefühl zu Grunde. Wenn man zurückging auf die Ursachen des Scheiterns der nationalen Bestrebungen, so mußte man sich mit Beschämung sagen, daß diese zum guten Theile auf die vormärzlichen liberalen Ständekammern sich zurückführen ließen. Diese hatten dazu gedient, die politische Bildung lediglich auf Fragen nach der Form der einzelnen Staatsverfassungen zu beschränken, sie hatten die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes von seinen nationalen Aufgaben abgelenkt auf die unwesentlicheren Forderungen eines oft flachen Liberalismus, sie hatten jene politischen Schlagwörter groß ziehen helfen, unter denen die nationale Sache verkümmerte. Man fühlte klar, daß man das Mittel zum Zwecke gemacht hatte, und als daher die Reaction jene liberalen Gesetze, die das Jahr 1848 so reichlich hervorgebracht hatte, Stück für Stück zerriß, da machte wol mancher seinem Zorne über diese Verletzungen des bisherigen Rechtszustandes in kräftigen Ausdrücken Luft, aber eine besondre Wichtigkeit maß er der Sache nicht bei. Dazu kam die tiefgehende Zersetzung der bisherigen Parteien. Die alten Liberalen der frühern Ständekammern insbesondre waren in den Fragen der Verfassungspolitik von dem jüngern Geschlechte weit überholt worden; und die Verfassungspolitik war der Boden gewesen, auf dem sie gewachsen waren. Gegen die nationalen Fragen hatten sie sich zumeist mißtrauisch verhalten, und so auch auf diesem Terrain nicht an Einfluß gewinnen können, was sie auf jenem verloren hatten. So war es denn der Reaction leicht gemacht, ihren Triumph zu feiern; und sie hielt ihn mit keckem Uebermuthe, bis ihr der November 1858 ein Halt zurief.

Es charakterisirt die Lage in Deutschland, daß die Vorgänge in Preu-

Digitized by Google

ßen, die zunächst lediglich die Fragen der Verfassung eines einzelnen Staates berührten, von dem übrigen Deutschland als ein Ereigniß von nationaler Bedeutung begrüßt und daß die nationalen Fragen dadurch unmittelbar wieder in den Vordergrund gerückt wurden. Die Parteien knüpften unmittelbar an diese letzteren wieder an und brachten sich durch ihren vorläufigen Verzicht auf die Stellung und Lösung der Fragen der Freiheit in arge Gefahren, indem sie ohne Weiters sich um das nationale Banner scharten, gleichviel von wessen Hand es getragen wurde. Und auch vielen von denen, welche eine Ahnung davon hatten, was es bedeute, das liberale preußische Ministerium in diesen Krieg zu treiben, kam es doch fast wie eine Abirrung von den Hauptzielen vor, wenn dieses Ministerium gegenüber den Mahnrufen zum nationalen Vorschreiten vorerst auf den Weg zur Reform in den Einzelstaaten hinwies, und zuvörderst eine Bethätigung der Thatkraft und Anbahnung der Mittel auf diesem Gebiete forderte. Es ist als ein erfreuliches Zeichen des Zurückkommens von einer neuen Einseitigkeit und der wachsenden Einsicht in die politische Lage Deutschlands zu begrüßen, wenn man nun diese Forderung immer mehr zu würdigen versteht und wieder beginnt, dem Verfassungsleben der einzelnen Staaten mit erneuter Aufmerksamkeit und Energie sich zuzuwenden. Es soll und darf dem deutschen Volke nicht wieder begegnen, daß es die Einheit über der Freiheit versäumt, aber es würde ebenso bedauerlich sein, wenn man nur auf die endlich durch irgendwelche wichtige Ereignisse herbeizuführende Lösung der Einheit speculiren und darüber die Wirksamkeit für jene Ideen im Verfassungsleben der einzelnen Staaten vernachlässigen wollte.

Das Gesagte gilt ganz besonders auch von den sächsischen Zuständen, und daß auch hier jene erfreuliche Wendung eingetreten ist, das beweist uns die ganz besondre Aufmerksamkeit, die man bei dem Zusammentreten der sächsischen Stände dem sächsischen Wahlgesetze zuwendet. Eine Reform des sächsischen Wahlgesetzes berührt nicht blos untergeordnete Fragen der activen und passiven Wahlfähigkeit, sie bedeutet eine Reform des ganzen Charakters der ständischen Vertretung, sie involvirt nothwendige Abänderungen der Verfassung selbst; eine Geschichte des sächsischen Wahlgesetzes ist fast eine Geschichte der constitutionellen Entwicklung Sachsens überhaupt.

Das Königreich Sachsen ist sehr spät erst in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten. Bis zum Jahre 1831 hatte es nur eine aus den alten Volksversammlungen der freigebornen Gutsbesitzer hervorgegangene und durch das Lehnswesen weiter ausgebildete ständische Vertretung, bei der seit dem vierzehnten Jahrhundert auch die Städte erschienen und seit der Einführung der Territorialsteuern eine größere Bedeutung erhielten, die zu einer Vereinigung ihres Körpers mit dem der Ritterschaft führte. Die erste Curie, bestehend aus den Prälaten, Grafen und Herrn, wurde durch die Theilung Sachsens außer-

Digitized by Google

ordentlich geschwächt und bestand nach dieser nur noch aus dem Hochstift Meißen, Solms-Wildenfels und Schönburg, zu denen die Universität Leipzig hinzugefügt wurde. Die Ritterschaft war gebildet durch die persönlich zum Erscheinen berechtigten altadeligen Besitzer landtagsfähiger Güter, 40 Erwählte der wegen ihres Standes nicht zum Erscheinen berechtigten Besitzer schriftsässiger Güter, und durch erwählte Deputirte der amtsässigen Rittergüter. Zum Beschicken des Landtages waren vor dem wiener Frieden 128, nach demselben 85 Städte berechtigt, von denen jede in der Regel nur einen durch die städtischen Deputirten aus der Mitte des Stadtraths gewählten Abgeordneten, Leipzig und Dresden zwei schickten. Die Berathschlagungen bezogen sich vorzüglich auf folgende Gegenstände: Allgemeine Landesangelegenheit (Präliminarschrift): einzelne landesherrliche Decrete und Resolutionen, einzelne Beschwerden und Intercessionalien für andre Unterthanen, und die landesherrliche Proposition (Haupt- und Bewilligungsschrift). Ergab sich nach den durch Deputationen, engere und weitere Ausschüsse u. s. f. gepflogenen Verhandlungen eine Verschiedenheit der Meinung zwischen Ritterschaft und Städten, die sich durch Communication nicht heben ließ, so wurde diese in der ständischen Schrift angezeigt.

Es ist nicht unwichtig, sich jener früheren Gestaltungen zu erinnern, weil sich daraus die Beurtheilung für das Wahlgesetz vom 24. September 1831 und die damit in Verbindung stehenden Paragraphen der Verfassung von selbst ergibt. Man kann dieses Urtheil kaum kürzer und richtiger geben, als es im Jahre 1848 in der ersten Kammer der Abgeordnete von Thielau ausgesprochen hat, der das Wahlgesetz einen Vergleich zwischen der alten und neuen Gestaltung nannte, den Zeitbedürfnissen Rechnung tragend, indem dem kleinen Besitze eine Vertretung gewährt sei, aber für die Dauer unhaltbar wegen der überwiegenden Vertretung des Grundbesitzes. Die Neigung zu Compromissen, zu Halbheiten liegt vielleicht in der sächsischen Natur, wenigstens ist kaum ein größeres organisches Gesetz seit der Einführung der Verfassung entstanden, das nicht den Charakter der Halbheit, des Compromisses trüge, wie denn noch neuerdings zwar die Patrimonialgerichte aufgehoben, aber Justiz und Verwaltung nicht getrennt worden sind, wie man zwar Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Strafverfahren eingeführt hat, aber unter Beseitigung des Geschworneninstitutes. Jedenfalls trägt aber an diesen Halbheiten auch jene erste Halbheit in den Gesetzen von 1831 einen wesentlichen Theil der Schuld, und das ist namentlich bei den letztgedachten Gesetzen sehr offenbar.

Die Verfassung von 1831 schuf nämlich zwei Kammern, die in Folge von Ereignissen, deren wir später zu gedenken haben, noch heute ihre damalige Zusammensetzung haben und beziehendlich nach dem Wahlgesetze von 1831 gewählt werden, und auf die wir daher näher eingehn müssen. Die erste Kammer besteht nach § 63 der Verfassung: aus den volljährigen Prinzen, den Vertretern des Hoch-

Digitized by Google

stifts Meißen und des Collegiatstiftes Wurzen, Corporationen, die weder eine politische, noch eine kirchliche Wichtigkeit haben, fünf Vertretern von Standes- und sogenannten Receßherrschaften, zwölf auf Lebenszeit gewählten, zehn vom Könige ernannten Rittergutsbesitzern, den ersten Magistratspersonen von acht Städten, dem Abgeordneten der Universität Leipzig, dem Oberhofprediger, dem katholischen Decan des Domstifts Bautzen, dem Superintendenten zu Leipzig. Die zweite Kammer dagegen besteht nach § 68: aus zwanzig Abgeordneten der Rittergutsbesitzer, fünfundzwanzig Abgeordneten der Städte, fünfundzwanzig Abgeordneten des Bauernstandes, und fünf Vertretern des Fabrik- und Handelsstandes.

Es ist in den Staatswissenschaften durch eine Theorie, welche zwischen Staat und Staatsbürger als organisches Glied des Ganzen die gesellschaftlichen Kreise einschiebt, die Theorie der ständischen Vertretung dieser Kreise gegenüber der reinen repräsentativen Vertretung mit blos numerischer oder geographischer Eintheilung der Staatsbürger wieder sehr zu Ansehen gekommen. Wie aber diese Gesellschaftstheorie vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus viele Gegner gefunden hat, so ist ihr auch vom praktischen Standpunkte aus entgegen zu halten, daß es schwer gelingen wird, alle die gesellschaftlichen Kreise und Beziehungen, die den Staat bilden, so sichtbar anatomisch zu präpariren und nach ihrem Gewichte so gegen einander abzuwägen, um darauf ein System der ständischen Vertretung zu gründen, das nicht jeden Augenblick durch Willkürlichkeit sich behelfen müßte. Man braucht indessen nicht in diese Streitfrage einzugehn, um die ständische Vertretung der sächsischen Verfassung zu verurtheilen. Denn es handelt sich in der That hier nicht nur um ein willkürliches rohes Gefüge von in ihrem Verhältniß zu einander und zum Staatsganzen gar nicht bemessenen Factoren, es handelt sich vielmehr darum, daß die Eintheilung des Staats in drei Hauptklassen, Rittergutsbesitzer, Städte und Bauern das Staatsganze zerreißen und einen Kampf unter diesen drei Factoren erzeugen muß, der nicht nur dem Wesen einer repräsentativen, sondern dem Wesen einer constitutionellen Vertretung überhaupt völlig fremd ist. Zwar heißt es in § 78 der V. U: die Stände sind das gesetzmäßige Organ der Gesammtheit der Staatsbürger und Unterthanen ꝛc. allein der ganze geschichtliche Ursprung der Stände aus den früheren, denen man eben nur noch eine Vertretung des bäuerlichen Besitzes beigefügt hat, und sodann namentlich auch die Bestimmungen des Wahlgesetzes, wonach die einen Wahlbezirk ausmachenden Rittergutsbesitzer, Städte oder Bauern in der Wahl eines Abgeordneten auf Personen ihres Bezirkes, beziehentlich Standes beschränkt sind, haben in die neue Verfassung eine Classentrennung herübergetragen, wie sie eigentlich nur früheren ständischen Vertretungen eigen ist, und wie sie z. B. jetzt noch in Schweden besteht, nur mit dem

Digitized by Google

wichtigen Unterschiede, daß die Einfügung der einzelnen Stände in zwei Kammern ein Majorisiren des einen Standes durch den andern möglich macht. Auf welcher Seite nun dieses ungeheuere Uebergewicht liege, ist oben angedeutet worden, und kann nach der auch nur oberflächlichen Uebersicht der Bestandtheile beider Kammern allerdings keinen Augenblick zweifelhaft sein. Der Grundbesitz ist so bevorzugt, daß ihm gegenüber die Vertretung der Städte zu einer kleinen Minorität zusammenschwindet. Es hat zu keiner Zeit an Klagen über dieses Mißverhältniß gefehlt, und es ist dasselbe gewiß ein sehr bedauerliches, allein noch entschieden nachtheiliger ist das ganze System jener Classentheilung, die Geschichte unserer Ständeversammlungen gibt dazu den Beleg. Die Vertretung einzelner Stände hat eigentlich eine nothwendige Consequenz, nämlich die Mitwirkung dieser Stände auf die den einzelnen Ständen angesonnenen Leistungen zu beschränken. Hieran hauptsächlich knüpfen die Landstände historisch an, und wo eine solche Interessenvertretung in der ständischen Vertretung erhalten ist, da drückt dies ihrer Wirksamkeit unvermeidlich den Charakter auf. Alles, was über das specifische Interesse des einzelnen Standes hinausgeht, erscheint eigentlich als eine Anomalie, wenn die Stände darüber gehört werden. Es braucht einer Kammer an und für sich noch nicht zum Schaden zu gereichen, daß sie überwiegend Rittergutsbesitzer und Bauern zählt, der Schade liegt darin, daß sie als solche, als Vertreter ihres Standes darin sitzen, ihr Mandat vorwiegend auf ihren Stand und ihren Bezirk zurückführen und in der Erfüllung der diesen gegenüber auf sich habenden Verpflichtungen die Hauptaufgabe ihrer Wirksamkeit erblicken. So kommt es denn, daß solche Kammern weder getragen werden von dem Geiste der öffentlichen Theilnahme, noch auf das Volk eine anregende, erziehende Wirkung ausüben. Wo aber diese Wirkung fehlt, da ist eine der wesentlichsten Aufgaben des Constitutionalismus verfehlt; denn nicht darin blos hat dieser seine Aufgabe zu suchen, daß er das Volk schützt gegen Willkür, sondern darin hauptsächlich, daß er die geistige Ausgleichung zwischen Regierung und Regierten übernimmt, daß er den Unterthan zum Staatsbürger macht, ihn heranzieht zur lebendigen Betheiligung am Staate durch geistige wie materielle Leistungen, daß er den Patrimonialstaat umgestaltet in den Rechtsstaat. Daß die Ausübung dieser Wirkung dem ständischen Wesen in Sachsen nicht entfernt geglückt ist, das fühlt jeder, welcher in Sachsen auch nur acht Wochen lang gelebt hat.

Zum Theil aus diesem Gefühle, zum Theile aus der Rivalität der Städte gegen den bevorzugtesten Stand, gegen die Rittergutsbesitzer, ging dann die Agitation auf eine Umgestaltung der ständischen Vertretung hervor, die im Jahre 1848 vor Allem betont wurde, so daß eine Reform des Wahlgesetzes eine der ersten Verheißungen der Regierung bilden mußte.

Digitized by Google

Es ist nicht nur für die Beurtheilung des damaligen Rechtszustandes, sondern auch für die Orientirung in den verschiedenseitigen Wünschen und Bestrebungen interessant, Vorgängen, die sich an jene Agitation anknüpfen, etwas näher zu folgen.

Die am 21. Mai 1848 zusammentretenden Stände waren hauptsächlich zur Abänderung des Wahlgesetzes und der damit in Verbindung stehenden Paragraphen der Verfassung zusammenberufen, und sie erklärten sich in ihren Adressen an den König bereit, hierauf einzugehen. Namentlich sagte die erste Kammer in §. 12 ihrer Adresse: „Nicht minder werden wir bei der Berathung eines neuen Wahlgesetzes bethätigen, daß die erste Kammer bereit ist, fern von allen Standes- oder Sonderinteressen der Rittergüter, lediglich das wahre Wohl der Gesammtheit des Volkes sich hierbei zum Zielpunkte dienen zu lassen, getragen von der Idee, daß die Vorrechte der zeither bevorzugten Klassen fallen müssen, und nur durch Kräftigung des sittlichen Elements in allen Schichten der Bevölkerung die Nationen der wahren Freiheit entgegengeführt werden können."

Der Entwurf eines Wahlgesetzes, den die Regierung den Ständen vorlegte, hatte zunächst nur die Umgestaltung der zweiten Kammer im Auge, indem man mit der nach dem neuen Wahlgesetze gewählten Kammer sodann wegen der Umgestaltung der ersten Kammer berathen und beschließen wollte. Nach diesem Entwurfe sollte die zweite Kammer bestehen aus 57 Abgeordneten der städtischen Bezirke, und 38 der ländlichen Bezirke, in welchen letzteren alle Stimmberechtigten solcher Grundstücke Theil nehmen sollten, welche einem städtischen Gemeindebezirke nicht angehörten, also namentlich auch die Rittergutsbesitzer. Daneben enthielt der Entwurf auch Bestimmungen wegen der Wahl von Rittergutsbesitzern in die erste Kammer, welche von Rittergutsbesitzern mit einem gewissen Census gewählt werden sollten. — Allein die Woge des Unwillens gegen die erste Kammer ging zu hoch, als daß man nicht sofort energischer Hand an deren Umgestaltung hätte legen sollen. Diesem Unmuthe lieh Worte der Abg. Haase, derselbe, welcher später den reactivirten Landtag als Präsident der zweiten Kammer inaugurirte. Er wünschte, daß die 22 Plätze der Rittergüter in der ersten Kammer durch Capacitäten des Fabriks- und Handelsstandes, oder auch durch Grundbesitzer, aus der Wahl des Volkes hervorgegangen, besetzt würden, und stellte daher den Antrag, die Vorlage, insoweit sie die Wahlen der Rittergutsbesitzer in die erste Kammer betreffe, abzulehnen. In Folge dieses Antrags, der mit 41 gegen 32 Stimmen angenommen wurde, nahm die Regierung freiwillig ihren ganzen Entwurf zurück, nachdem derselbe zuvor jedoch auf ihren Wunsch von der zweiten Kammer im Detail berathen worden war. Die Majorität der Deputation (Referent Tzschirner) hatte ihren Bericht in acht

Digitized by Google

Glaubensartikel gebracht; 1. Einkammersystem; 2. directe Wahlen; 3. hinsichtlich des Alters genügt Volljährigkeit (d. i. 21 Jahre) zur Stimmberechtigung und Wählbarkeit; Almosenpercipienten sind nicht ausgeschlossen; 4. Staatsdiener und Hofbeamte nicht wählbar; 5. kein Zwangsrecht für Annahme der Wahl; 6. die Regierung hat sich aller Betheiligung bei der Wahl zu enthalten; 7. Wahl für nur je einen Landtag; 8. alljährlich ein Landtag. Dem Majoritätsgutachten stand das einer Minorität gegenüber (Schäffer und Oehmigen); dasselbe beantragte a. die Bildung von 25 städtischen Wahlbezirken außer Dresden, Leipzig und Chemnitz und 45 ländlichen mit je einem Abgeordneten; b. Beschränkung der ländlichen Bezirke in der Wahl von Abgeordneten auf Personen ihres Bezirkes. — Die Debatte entbrannte zunächst heftig über das damals sehr beliebte Thema des Einkammersystems, die Kammer entschied sich nach mehrtägiger Debatte für das Zweikammersystem, dagegen sprach sie sich mit sehr großer Majorität für directe Wahlen, und mit 53 gegen 18 Stimmen gegen die Abgrenzung in städtische und ländliche Bezirke aus. Schwankender verhielt sich die Kammer gegenüber dem von der Regierung angenommenen und von der Majorität der Deputation bevorworteten Principe, daß die Wählbarkeit eines Abgeordneten an keinen Bezirk gebunden sein dürfe, indeß wurde dasselbe doch mit 39 gegen 23 Stimmen angenommen, sowie gegen nur 2 Stimmen das Princip, die Wählbarkeit nicht an ein Glaubensbekenntniß zu binden. Die Regierung siegte gegen die Majorität der Deputation in Betreff des zur Wählbarkeit erforderlichen Alters (30 Jahre), des Erfordernisses der Selbständigkeit ꝛc. Dinge, die heut zu Tage schwerlich zu solchen Discussionen Anlaß geben würden. Im Betreff der Wählbarkeit der Staatsbeamten entschied man sich gleichfalls gegen die Deputation, und es wurde außerdem noch der Antrag angenommen: daß die zu Abgeordneten gewählten Staatsdiener die Genehmigung der vorgesetzten Behörde nicht bedürfen sollten. Man lehnte ferner mit 41 gegen 22 Stimmen die alljährliche Wiederholung des Landtags ab, nahm aber den Antrag der Deputation, daß die Wahl nur für einen Landtag zu gelten habe, mit 53 gegen 10 an.

Auf Grund der gepflogenen Verhandlungen legte die Regierung im September einen neuen Wahlgesetzentwurf vor, der die zweite Kammer anlangend im Wesentlichen die Majoritätsbeschlüsse dieser Kammer adoptirte. Sachsen wurde darnach in 76 Wahlbezirke getheilt, deren jeder einen Abgeordneten zur Kammer zu senden haben sollte. In Betreff der ersten Kammer aber gingen die Vorlagen der Regierung dahin: Aus je zwei Bezirken sollte ein Abgeordneter gewählt werden; zur Stimmberechtigung sollte außer den betreffenden Erfordernissen bei der zweiten Kammer noch Grundbesitz nöthig sein; zur Wählbarkeit ein Census von zehn Thalern directer Steuern. Außerdem

Digitized by Google

machte die Regierung einen immerhin interessanten Versuch, gewissen Lebenskreisen der Intelligenz eine besondere Vertretung in der ersten Kammer zu geben. Zehn Mitglieder sollten nämlich noch in diese gewählt werden 1. einer von der Universität Leipzig, 2. drei von den Lehrern der höhern Schulen, 3. drei von den Geistlichen, 4. drei von den Lehrern an Volksschulen. Diesem Wahlgesetzentwurf zur Seite stand ein Gesetzentwurf, welcher die durch das Wahlgesetz nothwendig gemachten Veränderungen der V. U., insbesondre aber auch einen § über ein Vereinigungsverfahren zwischen beiden Kammern bei obwaltenden Differenzen enthielt. Beide Gesetzentwürfe waren als provisorische bezeichnet. Auf diese beiden letztern Punkte waren zwei allgemeinere Anträge des Deputationsberichts der zweiten Kammer, auf deren Berathung wir hiermit übergehen, gerichtet, nämlich erstlich: daß wenn beide Kammern über den betreffenden Gegenstand im Verlauf der gesonderten Berathungen sich nicht vereinigen können, dann beide noch zu einer gemeinschaftlichen Berathung und Abstimmung zusammentreten und der Beschluß nach der Mehrzahl der vereinigten Stimmen gefaßt werden solle, und zweitens: daß beide Gesetzentwürfe nur als provisorisch zu gelten hätten. Beide wurden, der erste gegen acht, der zweite gegen zwei Stimmen angenommen. Um diese Anträge richtig zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die in den Kammern nur schwach vertretene radicale Partei außerhalb derselben mächtig gegen das Zweikammersystem agitirte, den noch auf dem alten Wahlgesetz basirenden Ständen das Recht einer definitiven Ordnung der Verfassungsverhältnisse absprach und mit einer constituirenden Versammlung drohte. Durch die erstere Combination erhielt man sich die Möglichkeit, bei Conflicten zwischen beiden Kammern dieselben auf friedlichem Wege zu ordnen, indem man für den einzelnen Fall gewissermaßen zum Einkammersystem zurückkehrte, während man sich übrigens durch die Theilung der Autoritäten dagegen sicherte, aus der einen Kammer eine Conventsregierung erwachsen zu lassen. Durch die später so wichtig gewordene Bezeichnung der Gesetze als „provisorische" suchte man jene extremen Richtungen zu beschwichtigen, indem man damit sowol von Seiten der Regierung als der Kammer das ausdrücken wollte, daß durch diese Gesetze den auf Grund derselben zusammentretenden Kammern nicht vorgegriffen werden sollte, die Revision der Verfassung, namentlich bezüglich des Zweikammersystems, in gesetzmäßiger Weise von Neuem vorzunehmen. Außerdem wurde dabei auch auf möglicherweise durch die Nationalvertretung nöthig werdende Modificationen hingewiesen. Bei der speciellen Berathung entschied man sich zunächst für den Wegfall der Stellvertretung mit 53 gegen 17 Stimmen, und verwarf mit der ungeheuern Majorität von 69 zu 2 das Project, den Geistlichen und Lehrern eine besondre Vertretung zu gewähren. Unter Annahme der bezüglich der ersten Kammer über Stimmberechtigung und

ed by Google

Wählbarkeit aufgestellten Grundsätze wurde deren Zusammensetzung von der zweiten Kammer nun dahin bestimmt, daß die volljährigen Prinzen des Hauses zum Eintritt berechtigt bleiben sollten, daneben aber 50 Mitglieder und zwar je zwei Abgeordnete von je drei der auf 75 reducirten Wahlbezirke gewählt werden sollten. Mit nur unwesentlichen anderweiten Modificationen, worunter nur die der Armee ertheilte Stimmberechtigung erwähnt werden soll, wurden beide Entwürfe angenommen. — Bei der Berathung in der ersten Kammer war man in den entschiedensten Ausdrücken darüber einig, daß die Wahlreform eine dringende Nothwendigkeit sei. Einen heftigen Angriff in der Debatte dargegen erlitt, und man darf heu tehinzufügen, wol nicht mit Unrecht, die Bestimmung über das Vereinigungsverfahren der beiden Kammern; indeß wurde sie schließlich dennoch angenommen mit 22 gegen 13 Stimmen. Eigenthümlich war es, daß hierbei die erste Kammer den Antrag der frühern radicalen Deputation der zweiten Kammer, der von dieser verworfen worden war, auf einjährige Perioden des Landtags wieder aufnahm (gegen nur drei Stimmen). — Jene Bestimmung über das Vereinigungsverfahren suchte man aber dadurch unschädlich zu machen, daß man für beide Kammern eine gleiche Mitgliederzahl bestimmte (60), wobei das Amendement, diese Bezirke in städtische (20) und ländliche (40) zu theilen, abgelehnt wurde. Eine merkwürdige Consequenz hiervon war, daß grade die erste Kammer den facultativen Eintritt der volljährigen Prinzen verwarf. Außerdem beschloß die Kammer noch das Erforderniß des fünfjährigen Aufenthalts im Lande zur Stimmberechtigung, was der Minister Braun als eine Satire auf die deutsche Einheit bezeichnete, und das Alter von 25 Jahren zur Stimmberechtigung. Da aber in allen diesen wesentlichen Differenzpunkten die zweite Kammer fest an ihren Beschlüssen hielt, obwol einige Vorschläge der ersten Kammer, wie z. B. einjährige Periodicität, ein Compromiß mit der radicalen Partei zu suchen schien, so gab die erste Kammer ohne alle Debatte nach, und die Regierung erließ auf Grund dieser Beschlüsse die beiden Gesetze vom 15. Novbr. 1848, welche gewisse Bestimmungen der Verf. Urk. und das bisherige Wahlgesetz aufhoben und ersetzten.

Wir haben es nicht für unwichtig gehalten, auf die einzelnen Verhandlungen und Beschlüsse einzugehn, weil die Principien, die hier in Anregung gekommen und zur Entscheidung gebracht worden sind, bei jeder Wahlgesetzreform in den Vordergrund treten werden. Man kann gewiß nicht in Abrede stellen, daß Kammern wie Regierung gegenüber den ausschweifenden Forderungen der Zeit eine verständige Mäßigung und Festigkeit behauptet haben; man war in manchen Dingen weiter gegangen, als es in ruhiger Zeit geschehen sein würde, besonders vielleicht in der Ungunst gegen die erste Kammer, allein man hatte auch wichtige Stützen einer kräftigen Regierung gerettet, und es war

Digitized by Google

gewiß, daß man in ruhigen Tagen mit diesen Gesetzen würde gut regieren können. Wie wenig aber ein Wahlgesetz in bewegten Zeiten im Stande ist, den Charakter der auf Grund desselben vorgenommenen Wahlen selbständig zu bestimmen, das zeigte sich, wie in allen Ländern, so auch in Sachsen. Waren schon nach dem alten Wahlgesetze unter dem Einflusse des Jahres 1848 radicale Elemente in die zweite Kammer gekommen, so zeigte sich der Einfluß der Zeit insonderheit auch an den beiden auf Grund der neuen Gesetze gewählten Ständeversammlungen. Die erste hat sich den unsterblichen Namen des „Unverstandslandtags" verdient; die zweite im Jahre 1850 zusammengetretene dagegen bestand aus durchaus gemäßigten Elementen. Gänzlich falsch wäre es freilich, durch eine solche Betrachtung indifferent gegen ein normales Wahlgesetz zu werden, vielmehr muß man grade hierin die Aufforderung finden, in Zeiten politischer Ruhe ein Wahlgesetz zu schaffen, durch dessen Besitz das Volk politisch herangebildet und vor der Gefahr bewahrt wird, in Zeiten der Bewegung von Extrem zu Extrem geworfen zu werden.

Es war denn auch nicht eine Frage der Verfassungspolitik, sondern der deutschen Politik, welche den Bruch des Ministeriums mit den Kammern vollendete und zu jenen unseligen Maßregeln führte, welche das Rechtsbewußtsein und das Rechtsvertrauen im Volke tief erschüttert und die Rechtscontinuität in der sächsischen Verfassungsentwicklung zerissen haben. Diese Maßregeln haben ihrer Zeit in Deutschland eine traurige Berühmtheit erlangt, aber sie sind damals unter der Wucht der großen nationalen Begebenheiten bald zurückgetreten, und es dürfte deshalb sich verlohnen, einen kurzen Blick auf dieselben zu werfen.

Nachdem die sächsische Regierung das von ihr selbst mit geschaffne Unionsproject durch die Hinterthüre ihres berühmten Vorbehalts verlassen hatte, war in der zweiten Kammer auf den Antrag des Abg. Biedermann am 24. April 1850 ein für die deutsche Verfassungsfrage niedergesetzter außerordentlicher Ausschuß beauftragt worden; 1. ungesäumte Erörterung anzustellen, ob nicht der Zeitpunkt eingetreten sei, wo die Kammer ihr verfassungsmäßiges Recht der Zustimmung zur Feststellung der deutschen Verfassungsangelegenheit geltend zu machen habe; 2. bejahenden Falls Vorschläge über die Bewerkstelligung dessen zu machen. Der Ausschuß richtete, da inzwischen die östreichische Regierung durch die Circularnote vom 26. April 1850 eine Plenarversammlung des Bundes einberufen hatte, an die Staatsregierung die Fragen: 1. ob die sächsische Regierung zur Beschickung der Plenarversammlung, welche die Einsetzung eines neuen provisorischen Bundesorganes und die Revision der Bundesverfassung nach den Bestimmungen des § 4 der Wiener Schlußacte vorzunehmen habe, sich verpflichtet halte? 2. wie sie eine solche Verpflichtung mit §§ 2. 86 und 96 der Verf. Urk. in Einklang setzen zu können glaube? 3. ob sie bereits einen Bevollmächtigten abgeordnet habe? — die Regierung bejahte die

Digitized by Google

erste und dritte Frage und sagte, daß noch kein Anlaß vorliege, die Frage wegen Einholung der Zustimmung der Kammern in Erwägung zu ziehen. — Zu derselben Zeit verlangte die Regierung die Bewilligung einer Anleihe von der für ein Land wie Sachsen sehr beträchtlichen Summe von 16 Mill. Thaler. Die Votirung eines solchen außerordentlichen Credits setzte und setzt in allen constitutionellen Staaten ein Vertrauen zu dem Ministerium voraus, aber dieses that nichts, um sich dasselbe zu gewinnen. Jener Ausschuß veranstaltete am 28 Mai eine mündliche Besprechung mit dem Minister von Beust, in welcher dieser letztere protocollarisch erklärte: „die Plenarversammlung ist berufen und berechtigt, ein neues Organ einzusetzen und eine Revision der Bundesverfassung vorzunehmen; falls diese Berathung aber resultatlos bleiben sollte, kann allerdings der Bundesvertrag unter Umständen seiner ganzen Ausdehnung nach wieder ins Leben treten. Ich halte es aus politischen (!) Gründen für bedenklich, diese Eventualität aufzugeben und es auszusprechen, daß sie staatsrechtlich unzulässig sei. Ob zu den Beschlüssen dieses dann wieder erstehenden Bundestags die Zustimmung der Stände nothwendig sei, darüber eine bestimmte Erklärung abzugeben fällt bedenklich."

Diese Erklärung, in welcher die Rechtsfragen völlig als Gegenstand politischer Bedenken aufgefaßt wurden, und welche noch dazu politisch so bedeutend von den Wünschen und Hoffnungen der Kammer und von den früheren feierlichen Verheißungen der Regierung selbst abwich, mußte in der Kammer natürlich einen großen Sturm erregen, und als eine geheime Sitzung der Kammer vom 29. Mai, in welcher die gedachte Finanzfrage behandelt und die vorerwähnte Aeußerung des Ministers von Beust mitgetheilt wurde, in höchster Aufregung sistirt worden war, als ferner in einer Sitzung vom 30. Mai der Minister von Beust ungeachtet ertheilter Zusage eine beruhigende Erklärung in der deutschen Frage nicht gegeben, wurde die Finanzfrage an den Ausschuß zurückgewiesen, der indessen schon binnen drei Tagen Bericht zu erstatten versprach, und am 31. Mai befand sich der Bericht des deutschen Verfassungsausschusses auf der Registrande, welcher auf Grund des § 109 der Verfassungs-Urkunde eine Eingabe an den König beantragte, wozu ein Entwurf sofort beigegeben wurde. Hierauf wurden die Kammern am 1. Juni aufgelöst. Bereits am 3. Juni erschien eine Ansprache des Gesammtministeriums, wonach man den mit den „eigentlich nur für einen Fall berechneten provisorischen Gesetzen" gemachten Versuch als gescheitert bezeichnete, und deshalb zu den früheren Verfassungsbestimmungen und Wahlgesetzen zurückkehren zu müssen erklärte, jedoch auch dies nicht so, daß man nach diesen Gesetzen einen neuen Landtag wählen ließ, sondern daß man dieselben Personen, die zuletzt zum außerordentlichen Landtage des Jahres 1848 versammelt gewesen waren, zusammenberief, mit der ausdrücklichen Erklärung jedoch, daß diesem Landtage nur der Ent-

Digitized by Google

wurf eines definitiven Wahlgesetzes und einige andere Gegenstände, deren sofortige Erledigung durch das Staatswohl dringend geboten sei, vorgelegt werden sollten.

Wir haben oben dargelegt, was man mit der Bezeichnung „provisorisch" hatte ausdrücken wollen, sowol Seitens der Regierung, als Seitens der Stände; wir halten uns daher einer rechtlichen Beurtheilung jener staatsrechtlichen Theorie enthoben, welche Gesetze wie einen zwischen Regierung und Ständen vereinbarten Vertrag auffaßt, von dem, wenn die Erreichung des vertragsmäßigen Zweckes wegfällt, zwar nicht beide Theile — das hat die Regierung nicht ausgesprochen — aber doch der eine Theil, die Regierung, zurücktreten kann, und nach welcher dann die früheren, durch die neuen Gesetze aufgehobenen Gesetze von selbst wieder aufleben, ja sogar die alten Personen in ihre Stellung wieder einrücken, etwa wie jener in sein Land zurückgekehrte Kurfürst von Hessen-Cassel seiner Armee, wie sie zur Zeit seiner Entfernung bestanden, befahl mit ihren Montirungsstücken, Zöpfen ꝛc. zur Parade zu erscheinen. Es ist ja mit einer ähnlichen Theorie in Bundesangelegenheiten selbst genug operirt worden. Wir wollen nur das vorläufig bemerken, daß die Regierung im merkwürdigen Widerspruche mit dieser Theorie nach Art guter Cautelarjuristen diese Gesetze, deren vorgängiger Wegfall erste, wenn auch nicht einzige Bedingung der Rechtsbeständigkeit der alten Stände war, durch diese selbst außer Wirksamkeit erklären ließ. Wem fiele hier nicht das Bild von Münchhausen ein?

Was die Aufnahme dieser Verordnungen im Lande anlangt, so läßt sich darüber nicht recht urtheilen, denn gleichzeitig wurden das Vereins- und Versammlungsrecht und die Presse einer strengen Beschränkung unterworfen. Nur eine Partei durfte sagen, was sie wollte; und wozu diese das Ministerium trieb, erklärte die freimüthige Sachsenzeitung mit den Worten: „wir lieben die reine Verfassung von 1831, aber wir glauben, daß sie sich nicht eher wieder herstellen lasse, als bis durch die Einwirkung einer zeitweiligen absoluten Gewalt Zucht, Ordnung, Sitte und Glauben in Schule, Haus und Kirche, auf Bureaux, in Gerichten (sic), in der Presse und in Versammlungen wiederhergestellt ist. Wir haben uns nicht bemüht, die Verfassungsmäßigkeit der „Junithat" nachzuweisen, weil für uns die Verfassungsmäßigkeit nach dem Gesetze der Revolution keine Bedeutung hat" ꝛc. Die Unionspartei fühlte offenbar, daß der Streit, ob verfassungsmäßig, ob nicht, sich eben in einen höheren auflöste, ob Bundestag, ob Union? und daß die Entscheidung dieses Streites bald auch den ersteren entscheiden würde; freilich vergaß sie, daß eine weniger skeptische Haltung in der engeren Frage von guter Wirkung auch für die allgemeinere sein mußte. Die Demokraten waren durch die Ausschreitungen des Jahres 1849 zerstreut, discreditirt; ein wesentliches moralisches Gewicht ließ sich von ihnen nicht erwarten, ja es traten sogar einige von ihnen

Digitized by Google

in die reaktivirten Kammern ein. So war denn Alles auf die 75 Männer gesetzt, welche die zweite Kammer im Jahre 1848 gebildet hatten, beziehentlich deren Vertreter; und diese fanden sich ein, zwar nicht Alle, ja von den Hauptabgeordneten nur etwas über die Hälfte, doch genug, um das Ministerium durch den äußern Erfolg zu rechtfertigen. Ebenso schwer aber wog eine moralische Niederlage, die dem Ministerium durch den Beschluß der Universität, den Landtag nicht zu beschicken, bereitet wurde. Von allen Professoren des Rechts hatte nur ein Einziger, Schilling, die Rechtsfrage wenigstens für „zweifelhaft" erklärt; die andern einigten sich dahin, „daß die Verordnung vom 3. Juni 1850 nicht, wie das Ministerium behaupte, den bestehenden Rechtszustand declarire, sondern allerdings denselben auf dem Verordnungswege abändere, während doch eine jede Abänderung der Verfassung und des Wahlgesetzes durch einseitige Verordnung von § 88 der Verfassung ausdrücklich untersagt sei; daß also durch die betreffende Verordnung vom 3. Juni eine Verfassungsverletzung versucht und eine jede Befolgung dieser Verordnung eine weitere Verfassungsverletzung, demnach rechtlich nichtig und strafbar sei ꝛc." Die freimüthige Sachsen-Zeitung erwiederte diesen Beschluß mit einem seiner Zeit berüchtigt gewordenen Artikel, sie sagte: . . . „was wird man ihnen antworten? O daß wir die Antwort zu geben hätten! Zwanzig souveraine Professoren (soviel betrug die Zahl der Majorität) würden morgen unter Aufhebung aller Verpflichtungen gegen sie, die selbst die vornehmste Pflicht der Treue gebrochen haben, von Amt und Würden entlassen. Zwanzig souveraine Professoren müßten das Land verlassen, dem sie die Theilnahme an seiner Aufhülfe versagt haben; müßten, den Bettelsack auf den Schultern, fortziehen. Was ist eine Handvoll Professoren im Jahre 1850, nachdem deutsche Länder seit zwei Jahren durch Professorenweisheit verarmt, verwüstet und ruinirt sind ꝛc.?" Es wird eine ewige Schmach für Sachsen sein, daß eine solche Verachtung von Cultur und Intelligenz, die an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnert, in dem Organe der sächsischen Aristokratie in der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgesprochen werden konnte. Ganz so antwortete nun freilich die Regierung nicht, indeß unter dem 2. Juli 1850 erließ Herr von Beust, der zugleich Minister des Cultus war, eine Verordnnng an den academischen Senat, worin er denselben zur sofortigen Vornahme der Wahl aufforderte: „es erwartet nun aber das Ministerium mit Bestimmtheit, der academische Senat werde eingedenk, daß ihm ebensowohl Gehorsam gegen die Anordnungen der Regierung als die Wahrung der Rechte der Universität obliege, und daß er ebendeshalb nicht nur das Recht, sondern auch die Verpflichtung habe, einen Vertreter zum angeordneten Landtage zu schicken, dieser Verpflichtung, wie sich gebührt, nachkommen und das Ministerium nicht in die Lage versetzen, von seiner Oberaufsichtspflicht einen andern Gebrauch, als

Digitized by Google

den gegenwärtigen, zu machen." Zeiten und Regierungen haben ihre besondere Sprache, es wird dereinst von Interesse sein, sich zu vergegenwärtigen, daß dies die Sprache der sächsischen Regierung gegen eine Universität im Jahre 1850 war. Ganz besonders charakteristisch war es dabei, daß die Regierung sich im Voraus eine Motivirung eines Beschlusses als eine politische Demonstration verbat, und außerdem wurde angedeutet, daß nicht die Corporation als solche zu wählen habe, sondern daß man die einzelnen Mitglieder, welche zu wählen geneigt seien, gewähren lassen sollte. Der Senat hielt darauf eine neue Sitzung, und erklärte als deren Ergebniß: daß er seinen Beschluß einer neuen Prüfung unterworfen habe, daß nach seiner Ueberzeugung das Wahlrecht nur der Corporation als solcher zustehe, daß diese mit 19 gegen 10 Stimmen sich nicht für berechtigt erklärt habe, zu einer Vertretung der Universität in der jetzt einberufenen Ständeversammlung mitzuwirken ꝛc." Nunmehr wurde Herr von Beust noch energischer. Er verordnete unter dem 17. Juli: Es scheine ein Mißverständniß obgewaltet zu haben, ꝛc. „Es kommt nur das corporative Verhältniß der Mitglieder des Senats in Betracht. Dies Verhältniß, welches auch das Ministerium lediglich beachtet hat, nöthigt die Mitglieder des academischen Senats in seiner Eigenschaft als Vertreter der Universität, seine Stellung zur Staatsregierung und insbesondere zum Ministerium des Cultus als seiner zunächst vorgesetzten Staatsbehörde anzuerkennen und in Nachgehung der Anordnungen desselben die eigene, im einzelnen Falle entgegengesetzte Meinung unterzuordnen. Das Ministerium befindet sich daher .... in der Lage, nunmehr deutlicher (!) seine Meinung dahin auszusprechen und zu verordnen: die Mitglieder des academischen Senats mögen sofort nach Empfang dieser Verordnung zu einer Sitzung unter Bekanntmachung des Zwecks eingeladen werden, daß die Wahl eines Deputirten zu dem bereits zusammengetretenen Landtage vorgenommen werde. In der Sitzung hat lediglich die Abstimmung und Beschlußfassung über die Person des zu Wählenden stattzufinden. Sollten diejenigen Mitglieder, welche der Vornahme einer Wahl nach dem letzten Beschlusse entgegen waren, auch in dieser Versammlung bei ihrer Meinung beharren, so würde dies ohne Einfluß auf die Vorname der Wahl unter den übrigen Mitgliedern, jenen aber sich der Abstimmung bei der Wahl zu enthalten, unbenommen sein ꝛc." Das war denn allerdings nicht mißzuverstehen, es wurde ein Abgeordneter mit 13 Stimmen gewählt, allein da diese 13 Mitglieder natürlich nicht im Namen der Corporation eine Vollmacht ausstellen konnten, so mußte man denn doch noch „von der Oberaufsichtspflicht einen andern Gebrauch machen". Auf erhaltene Verordnung, die Vollmacht auszustellen, weigerte sich der Senat, dies zu thun, und nun wurden durch einen außerordentlichen Commissar der Regierung 21 Professoren von ihrer Mitgliedschaft im academischen Senat, und

Digitized by Google

insoweit sie mit Decanaten bekleidet, auch von diesem Amte, sowie von der Decanabilität bis auf weitere Anordnung suspendirt. Der Rest vollzog gefügig die Verordnungen des Ministeriums. So hatte sich denn der geistige Kampf des Ministeriums mit dem Rechtsbewußtsein des Landes in diesem Conflicte mit der Universität gewissermaßen concentrirt, und er endete mit einer völligen geistigen Niederlage des Ministeriums. Daß aber die zweite Kammer an diesem Kampfe, an der Standhaftigkeit der Universität sich erholen würde, dazu war keine Aussicht vorhanden, man hatte sich für competent erklannt und wurde nun auf der betretenen Bahn unvermeidlich weiter getrieben. Ebensowenig vermochte es auf sie zu wirken, daß gerade die Elemente, welche 1848 der Regierung die Hauptstütze geboten hatten, ihre Theilnahme versagten. Im September war das sächsische Volk von 70 großen Gutsbesitzern, 13 städtischen Beamten, vier theologischen Beamten, zwei königlichen Beamten, einem Kaufmann und einem Müller vertreten. Die Ritterschaft der zweiten Kammer war durch Eintritt von sieben Stellvertretern vollzählig geworden, von den 25 städtischen Vertretern waren nur sechs erschienen, unter ihnen fünf Beamte, und unter den nachgekommenen sechs Stellvertretern auch nicht ein einziger Nichtbeamter. Die Zahl der bäuerlichen Abgeordneten war nach Eintritt von sechs Stellvertretern auf 23 gestiegen. Welcher Geist ungefähr auf diesem Landtag herrschte, das glauben wir am besten schildern zu können durch Mittheilung eines von einem Landstande zur Feier des Constitutionsfestes (angeblich improvisirten) Toastes; er lautet:

Wer an dem heut'gen Freudentag
Des Sachsenlandes Stände
So heiter, froh und wohlgemuth
Beim trauten Festmahl fände;
Und säh die Gläser freudig klingen,
Und Toast' auf Toaste feurig bringen,
Der dächte wohl bei sich allein:
Ich möcht' schon so ein Landstand sein!
Säh' er jedoch nur manchesmal
Uns in der Kammer sitzen,
Und über den und jenen Punkt
Berathen, streiten, schwitzen:
Schaut' in der Deputation
Er die bedenklichen Gesichter,
Wie oft man sich vergeblich (!) müht,
Zu finden den ersehnten Trichter;
Und wie wir dann für unsre Müh'
Beraisonirt von Journalisten
Von Demagogen, Communisten,
Vertrauensmännern, Anarchisten;

Digitized by Google

Wie Leute, die von frühern Zeiten
Gewohnt das Ziſchen, Scharren, Murren
Jetzt, außer Dienſten, voller Grimm
Aus den verſteckten Höhlen knurren,
Und, den verbiſſnen Groll zu ſtillen,
Mit Spott und Hohn die Blätter füllen;
Und wie wir all' den Aergerniſſen
Mit Seelenruhe zuſehn müſſen, —
Dann dächt er wohl in ſeinem Sinn:
Wie gut, daß ich nicht Landſtand bin!" ꝛc.

Nun das Letztere dachten allerdings viele Ehrenmänner, wenn auch aus andern Gründen, und, wie man ſich mit den renitenten Collegen abfinden ſolle, das ſtörte die idylliſche Ruhe des Gläſerklingens allerdings, und die Deputationen mühten ſich in der That „vergeblich den erſehnten Trichter zu finden." Man hatte gegen die Nichterſchienenen ein Einberufungsverfahren nach § 18 des Wahlgeſetzes eingeleitet und fortgeſetzt; die Nichterſchienenen ſollten laut Kammerbeſchluſſes dreimal zum Eintritte aufgefordert werden und ihnen, im Fall auch ferner fortgeſetzter Weigerung die Wählbarkeit zum Landtage entzogen werden. In der Sitzung vom 16. October, nachdem noch kurze Zeit zuvor zwei Demokraten in die Kammer eingetreten waren, ſchlug das Directorium einfach vor: „die Stellen der Nichterſchienenen für erledigt zu erklären und ſoweit dies nicht bereits geſchehen, die Stellvertreter dieſer Abgeordneten einzuberufen, zugleich aber in denjenigen Fällen, wo ein Stellvertreter nicht mehr einzuberufen iſt, bei der Regierung eine Neuwahl für den betreffenden Bezirk anzuordnen." Auf die Frage des Abgeordneten Haberkorn: ob das Präjudiz der Entziehung der Wählbarkeit durch dieſen Antrag von ſelbſt in Wegfall kommen ſolle? antwortete der Präſident Haaſe, daß das Directorium nach reiflicher Ueberlegung gefunden habe, wie § 18 des Wahlgeſetzes nur auf die paſſe, welche gewählt wurden und nicht in die Kammer eintreten wollten; die bisherige analoge Anwendung des Paragraphen auf Abgeordnete, die bereits in der Kammer thätig waren, könne man nicht bis zu einer analogen Anwendung der Strafbeſtimmungen ſteigern. Die Kammer trat dem Vorſchlage des Directoriums bei. Allein die Schatten der Ausgeſchiedenen ließen viele Mitglieder der zweiten Kammer nicht ruhig ſchlafen. Schon in der Sitzung vom 23. October beantragte der Abgeordnete Ruttner, es möge die erſte Deputation der Kammer darüber Bericht erſtatten, ob für den Fall des Nichteintritts der dreimal Geladenen die Wählbarkeit derſelben ipso jure als erloſchen zu betrachten ſei, oder ob es hierüber einer beſondern Erklärung der Kammer bedürfe. Das Präſidium erklärte: das Directorium habe in ſeiner am 16. October ausgeſprochenen Auffaſſung nicht gemeint, daß das Präjudiz des Verluſtes der Wählbarkeit überhaupt nicht eintreten ſolle. Es meine allerdings

Digitized by Google

daß die Nichteintretenden für zukünftige auf der Basis des neuen Wahlgesetzes berufene Landtage die Wählbarkeit nicht verloren hätten, wohl aber sei ihre Wählbarkeit für den gegenwärtigen Landtag als erloschen zu betrachten. Trotz einiger energischer Protestationen, auf die bereits durch Kammerbeschluß erledigte Sache zurückzukommen, ward der Rittnersche Antrag angenommen. Die Deputation beantragte in ihrem am 9. December zur Verhandlung gekommenen Berichte: die Kammer .... erklärt annoch ausdrücklich, daß die im Protocolle über die in der zweiten Kammer am 16. October d. J. abgehaltene Sitzung namhaft gemachten Abgeordneten und Stellvertreter der Wählbarkeit andurch verlustig erklärt werden." Nach dem Gutachten der Deputation ist der Verlust der Wählbarkeit durch Beschluß der Kammer besonders auszusprechen, und die Dauer währt so lange, als die sächsische Gesetzgebung in dem Wahlgesetze von 1831 oder in einem andern zu erlassenden den Grundsatz noch anerkenne, daß ein renitenter Abgeordneter mit dem Verluste der Wählbarkeit zu bestrafen sei. Obgleich Präsident Haase die Unanwendbarkeit des Artikels 18 nochmals nachwies, wurde der Deputationsantrag angenommen, wurden elf Ehrenmänner eines wichtigen Theils ihrer politischen Rechte beraubt. —

Wir haben dem Vorgange einige Worte gewidmet, weil es ein lauter Ruf des Landes ist, diese Männer wieder in ihre Rechte einzusetzen, und auch bereits ein dahin abzielender Antrag dem Landtage vorliegt. Nach unserer Meinung kann es sich nur darum handeln, ob § 18 des Wahlgesetzes von 1831 richtig von der Kammer ausgelegt worden. Ist dies nicht der Fall, und wir behaupten das entschieden, so hat die zweite Kammer, und nur diese, einfach ihren frühern Beschluß aufzuheben. Ist es aber der Fall, nun dann liegt ein neues Bedürfniß vor, ein anderes Wahlgesetz, und zwar ohne Verpflichtung der Abgeordneten zur Annahme, zu schaffen.

Weniger reich an Früchten aber war die Thätigkeit der Kammern auf dem Felde, zu dessen Bebauung sie eigentlich zusammenberufen waren, dem der Revision der Verfassungsurkunde, und der Wahlgesetzreform. Mittels eines unter dem 29. Juli an die Stände gelangten königl. Decretes waren diesen die Entwürfe 1. einer revidirten Verfassungsurkunde, 2. eines Einführungsgesetzes dazu 3. eines Gesetzes die Wahlen der Landtagsabgeordneten betreffend, 4. eines Gesetzes die Aufhebung der Grundrechte betreffend, vorgelegt worden. Der Entwurf der revidirten Verfassung, der uns hier besonders interessirt, war ein Fortschritt gegen die zeitherigen Zustände zu nennen; sein Charakter sprach sich schon dadurch aus, daß statt „Unterthanen" überall „Staatsangehörige", statt „Ständeversammlung und Stände" überall „Kammern und Kammermitglieder" gesagt war. Der siebente Abschnitt „von den Kammern" war wesentlich umgestaltet. Da der Entwurf wahrscheinlich als Anknüpfungspunkt berufen

Digitized by Google

ist, eine Rolle zu spielen, so sei es gestattet, die Hauptabweichungen von der Verfassungsurkunde von 1831 und die Hauptsätze überhaupt herauszuheben:

Zwei Kammern. In der I die volljährigen Prinzen facultativ; fünfzehn große Grundbesitzer gewählt, zwölf andere Mitglieder vom Könige ernannt. In der II Kammer dreißig Abgeordnete der Städte, 45 des Landes. Bei der I directe, bei der II indirecte Wahlen. Stimmberechtigt bei den Urwahlen zur II Kammer alle männlichen 25 Jahre alten Staatsangehörigen an dem Orte, wo ihr wesentlicher Wohnsitz ist, dafern sie sich seit mindestens drei Jahren im Königreich Sachsen wesentlich aufhalten, mindestens 2½ Thlr. an ordentlichen directen Steuern jährlich entrichten, und ihnen nicht einer der durch das Wahlgesetz bestimmten Ausschließungsgründe entgegensteht. Wählbar als Wahlmann innerhalb der Wahlabtheilung und als Abgeordneter der II Kammer innerhalb des Bezirks, worin er seinen wesentlichen Wohnsitz hat, ist jeder Stimmberechtigte, dafern er das 30 Lebensjahr überschritten hat, nicht in ausländischen activen Diensten steht, und mindestens 10 Thlr. jährlich an ordentlichen directen Steuern zahlt. Stimmberechtigt bei den Wahlen zur I Kammern sind alle (siehe oben) Stimmberechtigten, welche im Königreich Sachsen einen mit mindestens 1500 Steuereinheiten belasteten ländlichen Besitz haben. Wählbar als Mitglied der I Kammer sind alle sächsischen Staatsangehörigen, welche irgendwo im Königreich Sachsen für die I Kammer stimmberechtigt sind, dafern sie das 30. Lebensjahr überschritten haben, nicht in ausländischen activen Diensten stehen, und im Königr. Sachsen einen mit mindestens 3000 Steuereinheiten belasteten ländlichen Grundbesitz haben. Von den Abgeordneten scheidet nach jedem ordentlichen Landtage ein Drittheil aus. Freiwilliges Ausscheiden ist den Mitgliedern der II Kammer nur wegen Krankheit oder häuslichen und Familienverhältnissen und mit Genehmigung der Kammer erlaubt.

Dieser Entwurf enthielt unter den gegebenen Verhältnissen viel Beachtenes und Anerkennenswerthes, aber grade darum nahm ihn die Partei der Sachsenzeitung, welche ja lieber für eine Zeitlang absolute Gewalt gesehen hätte, nicht an. Die Deputation der I Kammer beantragte in ihrem Berichte: zur Zeit eine vollständige Revision der Verfassungsurkunde in ihrem VII und VIII Abschnitte abzulehnen. Dieser Antrag stützte sich auf folgende Motive: a. daß in der I Kammer der Grundbesitz überhaupt zu wenig vertreten ist (!) b. daß das Maß, nach welchem man den Census des Grundbesitzes in der I Kammer bemessen hat, zu gering ist und daher namentlich der große Grundbesitz in dieser Kammer zu wenig Berücksichtigung gefunden hat. c. daß es, so wie es dieser Kammer überhaupt an der ihr so nothwendigen Unabhängigkeit fehlt, sehr bedenklich ist, dem Könige eine so unbedingt freie Wahl und in einer so großen Anzahl von Stellen zuzugestehn, (das war also der Dank für „die Junithaten“) d. daß auch in der II Kammer eine Sicherung für den größern Grundbesitz

Digitized by Google

gänzlich zu vermissen ist, indem es auch in dieser Kammer unumgänglich nöthig scheint, dem größern sowie dem minder großen ländlichen Besitzstand eine gewisse verhältnißmäßige Anzahl von Stellen zuzugestehn, damit jede Art dieses Grundbesitzes ihre gehörige Vertretung finde und dem Grundbesitze nicht der Vortheil und das Gewicht der Intelligenz entzogen werde, e. daß es endlich rathsam und nothwendig erscheine, für die ländlichen Abgeordneten der II Kammer, besonders für die Vertreter des kleinen Grundbesitzes diejenige Bedingung der Wählbarkeit beizubehalten, welche § 95 des Wahlgesetzes von 1831 aufstellt (ein jährliches Steuerquantum von mindestens 30 Thlrn. . . und Betreibung des landwirthschaftlichen Gewerbes oder eines Fabrikgeschäftes auf dem Lande als Hauptgewerbe). So sehr war also in dieser Kammer die Erinnerung an ihre Worte und Handlungen im Jahre 1848 geschwunden, so wenig scheute man sich, ihre damalige einstimmige Meinung über die Nothwendigkeit einer Reform des Wahlgesetzes unter Aufhebung der Vorrechte bevorzugter Klassen entweder als Faselei des Irrthums oder als Heuchelei darzustellen. Der Antrag der Deputation wurde natürlich angenommen, gegen zehn Stimmen. —

Der Deputationsbericht der II Kammer empfahl ein Eingehen auf den VII Abschnitt des Entwurfs. Er schlug jedoch, um den Charaker einer landständischen Verfassung zu wahren, die Beibehaltung der Ausdrücke: „Unterthanen und Ständeversammlung" vor. Ferner kehrte er zum reinen Zweikammersystem in Bezug auf das Vereinigungsverfahren zwischen beiden Kammern zurück. Er adoptirte die Trennung der Wahlbezirke für die II Kammer nach Stadt und Land, ohne besondere Ausscheidung der Rittergüter. Von den zwölf vom Könige Ernannten sollen sechs mit Grundstücken angesessen sein, auf denen mindestens 5000 Steuereinheiten haften. Bei der Stimmberechtigung machte die Deputation die Aenderung, daß auch der Besitz eines mit Wohnung versehenen Grundstückes dieselbe verschaffen solle; ferner: wählbar als Wahlmann innerhalb der Wahlabtheilung, worin er seinen wesentlichen Wohnsitz hat, ist jeder Stimmberechtigte, dafern er a. 30 Jahre alt, b. . . . auf dem platten Lande mindestens 10 Thlr., in großen Städten mindestens 12 Thlr. in mittlen mindestens 8 Thlr. und in kleinen mindestens 5 Thlr. jährlich an ordentlichen directen Staatsabgaben gibt. Zur Wahl eines Abgeordneten für die zweite Kammer aus einem ständischen Wahlbezirk befähigen die § 8 namhaft gemachten Eigenschaften. Auf dem Lande ist eine Steuer von 30 Thlr. erforderlich. Für Stadt und Land wird dabei der wesentliche Wohnsitz innerhalb des Landes erfordert. Diese Deputationsanträge wurden sämmtlich angenommen, allein bei der Abstimmung über den ganzen Gesetzentwurf erhielt derselbe eben nicht die nöthige Zweidrittelmajorität, und war deshalb abgelehnt.

So war denn der Stein von Neuem zurückgerollt, und noch harrt er der Hände, die ihn abermals, und hoffentlich nicht abermals vergeblich, in Be-

Digitized by Google

wegung setzen sollen. Die Zeiten sind reich an Projecten gewesen, und so gewiß es ist, daß diese Projecte noch mannichfach sich variiren lassen werden, so gewiß geht auch aus der Variationsfähigkeit hervor, daß die Themas zu diesen Variationen zum guten Theile nicht aus den wahren Interessen des Landes, sondern aus Vorurtheilen und Vorrechten genommen werden. Wir wollen darauf verzichten, die Projecte noch um eines zu vermehren, wir wollen nur unsre Meinung dahin aussprechen, daß wir einen abermaligen Vergleich um der Stetigkeit des Rechtszustandes willen vermieden wünschten. Als einen Vergleich würden wir aber jedes Arrangement ansehen, das das Land abermals in Klassen zerreißt, und außerdem im Lande noch gewißermaßen 75 neue Länder errichtet, indem der Abgeordnete nicht bloß staatsangehörig, sondern auch bezirksangehörig sein muß. Dagegen ist es nicht unsre Meinung, in Bezug auf Stimm- und Wahlfähigkeit um Jahre und Thaler zu rechten. Es kommt zur Zeit nicht mehr darauf an, dem Landtage einen mehr oder weniger demokratischen Character zu geben, es kommt vielmehr nur darauf an, Sachsen wahrhaft in die Reihe der constitutionellen Staaten einzuführen und in dem Landtage eines der ersten Organe zu schaffen, durch welchen das Volk den Staat als seinen Staat lieben und fördern lernt, und es kommt vor Allem darauf an, in den Landtag Männer zu bringen, die nicht nur mit Liebe das Heimische pflegen, sondern auch mit weitem Sinne und warmem Herzen hinausschauen über die Grenzen des engern Vaterlandes, die in diesem nur ein Glied des großen gemeinsamen Vaterlands erblicken, das Unrecht mit empfinden, welches in irgend einem deutschen Bruderlande geübt wird, und für die Einigung des gemeinsamen Vaterlands unablässig denken und wirken. Die Männer, die jetzt zum Landtage vereint sind, mögen bemessen und urtheilen, was ihnen erreichbar scheint*), sie mögen alte Projecte hervorsuchen oder neue aufstellen; jedenfalls aber mögen sie der Sehnsucht des Landes nach einer Wahlreform einen lauten Ausdruck geben, und jedenfalls mögen sie bei der Aussteckung ihrer Gesichtspunkte jene allgemeine geistige Bedeutung im Auge behalten, in der und für die eine Wahlreform allein Zweck und Sinn hat.

— o —

*) Sich aber den Begriff des Erreichbaren nicht zu eng stecken. Je mehr man fordert, desto mehr erreicht man, wenn man auch nicht immer alles erreicht, was man fordert.
D. Red.

Das österreichische Diplom.

Aus Tirol, 16. November. Man hat in den nicht östreichischen deutschen Ländern das, was uns als neue Verfassung des Reiches gewährt wurde, hier und da freudiger, hoffnungsvoller begrüßt als in Oestreich selbst. Unsern wackern Brüdern am Lech, Rhein und an der Spree sind vielleicht unsre Vorgänge in den letzten zwölf traurigen Jahren nicht so gegenwärtig als uns, die wir deren Wirkungen noch jetzt fühlen, und damit die neuen Erlasse vergleichen. Es sei uns daher erlaubt etwas weiter zurückzugehen und auch an Bekanntes zu erinnern.

Kaiser Franz Joseph verkündigte am 2. Dezember 1848 seine Thronbesteigung allen Völkern der Monarchie mit der feierlichsten Zusicherung „der Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze, so wie der Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung", ja, was eine wirklich constitutionelle Regierung verhieß, er erklärte sich bereit, „seine Rechte mit den Vertretern seiner Völker zu theilen." Wenn auch das spätere Manifest vom 4. März 1849 den Reichstag auflöste, weil er „der Begründung eines geordneten Rechtszustandes im Staate entgegen-" und „über die Grenzen seines Berufes hinaustrat," verbürgte der Kaiser darin dennoch allen Völkern Oestreichs jene „Rechte, Freiheiten und politischen Institutionen", die „sein Vorfahr Ferdinand I. und er selbst" ihnen zugesagt. das Patent über die Reichsverfassung erklärte im §. 2, daß alle Kronländer die „constitutionelle österreichische Erbmonarchie" bilden. Der Kaiser und seine Nachfolger hatten die Verfassung bei der Krönung zu beschwören (§. 13). Alle Verfassungen der einzelnen Kronländer sollten noch im Laufe des Jahres 1849 in Wirksamkeit treten (§. 83). Was aber statt des im §. 38 alljährlich im Frühjahr in Aussicht gestellten allgemeinen Reichstags berufen wurde, war eine Versammlung der sämmtlichen katholischen Bischöfe des Reiches, die schon im Mai 1849 zusammentrat. Sie legten allererst gegen den Grundsatz der Gleichberechtigung der katholischen Kirche mit andern im Staate bestehenden Gesellschaften Verwahrung ein und forderten für selbe eine ausnahmsweise, unabhängige, selbstständige Stellung. Zunächst wollten sie nebst der Besetzung der Kanzeln der Theologie und der Religionslehre an Gymnasien die Volksschulen unter ihre Leitung gestellt wissen, und deuteten schon jetzt noch weiter greifend an, wie die Mißgriffe und Irrthümer des Jahres 1848 nur Folgen der mangelhaften katholischen Bildung gewesen; der Frankfurter „Versammlung" schoben sie den Aufbau eines „atheistischen Staates", dem Protestantismus die Ver-

Digitized by Google

leugnung des Evangeliums unter.*) Daran reihte sich das Begehren nach geistlicher Gerichtsbarkeit, kirchlichen Ehegesetzen, vom Staate unbeaufsichtigter Kirchenverwaltung und theilweiser Pfründenbesetzung. Begütigende Stimmen stellten eine Rückkehr zum Standpunkt des trienter Concils als leere Befürchtung dar, doch schon die Aufhebung des Placetum, die Freigebung der Kirchenstrafen und die den Bischöfen vorbehaltene Ermächtigung zum Lehramt der Theologie und der Religion an den Gymnasien**) zeigte, wohin sich die Waage neigte. Der Einfluß der römischen Hierarchie und der wiederhergestellten Jesuiten wuchs mit jedem Tage. Als man endlich der Revolution vollends Herr geworden, sollte jede auch noch so nützliche Institution aufgehoben werden, die ihr irgendwie den Ursprung verdankte. Das kaiserliche Patent vom 31. December 1851 verkündete schlechtweg die Märzverfassung von 1849 sei den Verhältnissen des östreichischen Kaiserstaates unangemessen und unausführbar, die feierlichste Zusage ward einfach zurückgenommen. Die Vereinigung der Administration mit der Rechtspflege wurde wieder eingeführt, Oeffentlichkeit in Gemeinde- und Strafsachen so wie Schwurgerichte abgeschafft, das Inquisitionsverfahren theilweise hergestellt, und berathende Ausschüsse für Kreisbehörden und Statthaltereien, die aus dem besitzenden Erbadel, dem großen und kleinen Grundbesitz und der Industrie berufen werden sollten, verheißen. Die Ausführung dieses Versprechens ruhte bis auf die letzte Zeit. Wieder vergingen drei einhalb Jahre, die außer einer Unzahl bureaukratischer Gesetze auch den leider noch bestehenden Zwitter einer Strafproceßordnung brachten, als am 18. August 1855 das Concordat mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen wurde. Darin wurde die Aufsicht über den ganzen Unterricht in öffentlichen und nicht öffentlichen Schulen den Bischöfen übergeben, die „sorgsam darüber wachen, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben zuwiderläuft" (Art. V). Insbesondre ward versprochen, daß „in den für die katholische Jugend bestimmten Gymnasien und mittleren Schulen nur Katholiken zu Professoren und Lehrern ernannt werden. (Art. VII). Das Erkenntniß über kirchliche Rechtsfälle ist kirchlichen Richtern anvertraut, und haben somit diese „auch über Ehesachen nach Vorschrift der heiligen Kirchengesetze nnd namentlich auch der Verordnungen von Trient zu urtheilen" (Art. X). Außer einer Menge von Immunitäten, Freiheiten und Vorrechten wurde den Erzbischöfen und Bischöfen auch freigestellt „in ihre Kirchensprengel geistliche Orden und Congregationen beiderlei Geschlechts nach den heiligen Kirchengesetzen einzuführen (Art. XXVIII). Anstatt des Bundes mit dem Volk vereinigte sich die Regierung mit den Vertretern der katholischen Kirche, die sich noch wie im Mittelalter als die Sonne, den Staat als den

*) Einlage an das Ministerium des Inneren vom 15. Juni 1849.

**) Kaiserliche Verordnungen vom 18. und 23. April 1850.

ed by Google

Mond ansehen, der erst durch sie sein Licht erhält. So hieß es auch im Separatartikel zum Concordat, daß nur „der heilsame Einfluß der Kirche die Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft befestiget". Dem Concordat folgte das neue Eherecht. Es sprach bekanntlich den Grundsatz aus, daß „es keinem Katholiken erlaubt ist sich im Kaiserthum Oestreich anders zu verehelichen als mit Beobachtung aller Vorschriften, welche das Kirchengesetz über die Giltigkeit der Ehe aufstellt." Der Staat lieh also grade wie im Mittelalter der Kirche den Arm seiner strafenden Gewalt; wer das Ehegesetz der Kirche übertrat, verfiel auch dem weltlichen Richter. Somit war die Gleichberechtigung aller vor dem Gesetz zum Frommen kirchlicher Unduldsamkeit aufgehoben, die Katholiken fuhren dabei noch schlimmer als die Protestanten; denn während diese sich nur bei ihrer Verehelichung mit Katholiken der Ausstellung eines Reverses über Kindererziehung beugen sollten, waren jene der Willkür und Chicane ihrer geistlichen Oberhirten nicht nur bei gemischten Ehen sondern auch bei Eheverlöbnissen, ferneren Verwandtschaftsgraden, Aufgebot und durch eine Menge von Förmlichkeiten bloßgestellt; der Bischof konnte auf gewisse Vermuthungen hin die Eingehung der Ehe verbieten (§. 67 der Anweisung für die geistlichen Gerichte) und ein Bischof Tirols ging so weit zu erklären, daß er zu gemischten Ehen trotz des angegebenen Reverses keinen Dispens mehr ertheile. Die Presse mußte zu allem dem schweigen, denn auf ihr lastete ein eigener Zwang.

Der Beherrscher Oestreichs hatte durch seine Zustimmung zu diesen Maßnahmen alle wohlwollenden Vaterlandsfreunde von sich entfernt, er hatte sich mit Männern umgeben, welche seine Verstimmung über zeitgemäße Einrichtungen schlau auszubeuten wußten; die alte Hofpartei, die den Jesuiten huldigte, weil der geistige Druck mit dem politischen Hand in Hand geht, erhob mit gesteigertem Selbstgefühl ihr Haupt. Unter dem Schutz der absoluten Minister legte die allmächtige Bureaukratie jede freie Bewegung in Banden, das öffentliche Leben erlahmte und mit ihm auch jeder Antheil am Wohl des Vaterlandes. Unzufriedenheit, Mißmuth, Unwille hatte sich in alle Herzen genistet, alles Vertrauen in die Regierung war dahin. Am deutlichsten trat dies, da jede offene Aeußerung verboten, durch thatsächliche Verhältnisse namentlich beim Credit des Staates hervor; wenn sich auch der Cours der Papiere durch den Frieden gehoben hatte, das Silber wollte doch nicht zu Tage, und beim ersten Kanonenschuß sanken sie um mehr als zwei Fünftel ihres Nennwerthes. Der Krieg deckte neue Schäden, Unterschleife höchst gestellter Personen auf, die nur unter einer Verwaltung ohne Controle möglich, er offenbarte die Unfähigkeit der Führer, die Amt und Stellung jener einflußreichen Hofpartei verdankten; beides waren die Folgen des absoluten Regimes.

Digitized by Google

Es war wohl ein trüber Augenblick, als Kaiser Franz Joseph nach der Schlacht bei Solferino durch die Thore Verona's ritt. Der morsche Unterbau des östreichischen Staates mochte ihm schmerzlich vor die Seele treten, das Manifest vom 15. Juli 1859, worin er „zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung" in Aussicht stellte, schien das Ergebniß jener bitteren Stunden. Leider war jener erste Eindruck nicht so nachhaltig als wünschenswerth. Von den Ministern, die dem alten Systeme huldigten, blieb noch eine hinreichende Anzahl im Rathe der Krone, der Ersatz im Ministerium des Innern deutete auf diesem zunächst zu bearbeitenden Felde auf keinen Umschlag der Ansichten; erschienen auch in andern Gebieten nützliche Gesetze, der Absolutismus galt fortan als das Paladium des Reiches. Freiherr v. Hübner, der die Dinge ahnte, die da kommen mußten, dankte bei der Hartnäckigkeit, womit man am Alten festhielt, ab. Graf Grünne, als Adjutant des Kaisers entlassen, schlich sich durch eine Hinterthür wieder dicht an seine Seite. Endlich schien der Kredit des Staates ohne Heranziehung einer Vertretung der Kronländer doch unrettbar verloren. Dies entschied, und der erste Schritt zum Einlenken auf eine andere Bahn war das Patent vom 5. März d. J. über den verstärkten Reichsrath. Er bestand außer dessen frühern Mitgliedern aus Erzherzogen, einem Kardinal und mehreren Bischöfen, Kriegsobersten, Fürsten, Grafen und Baronen; dem Bürgerthum war ein äußerst bescheidener Antheil gegönnt. Sie waren beauftragt, nur über das zu berathen, worüber sie befragt würden, namentlich das Budget, dessen Verminderung den Kredit heben sollte; die Bewilligung außerordentlicher Steuern ward ihnen erst nachher eingeräumt, als es sich herausstellte, daß beim Festhalten an der jetzigen Verwaltung große Ersparungen nicht Platz greifen können. Die Mißstände der letztern waren aber so hervorragend, daß man von einer Verbesserung des Staatshaushaltes gar nicht sprechen konnte, ohne auf sie zurückzukommen, dies führte zur Aufdeckung aller Schäden der Staatsmaschine, und als Folge davon auch der Unhaltbarkeit des bisherigen Systems. Selbst dieser conservative Rath der Krone mußte in seinen Endanträgen bei der einzig möglichen Abhülfe, der Herstellung einer gesetzlichen Ordnung, einer Verfassung anlangen. Die Ueberschreitung des Mandats, das diesfalls keine Initiative gestattete, lag in der Pflicht jedes Ehrenmannes. Angesichts dieser Vorlagen vor den Augen der Welt und der täglich wachsenden Mißstimmung im Innern galt es zu handeln. In Ungarn drohte ein Aufstand. Venetien schien der Schauplatz eines nahen Krieges zu werden, mag man nun den Grund davon in den Wühlereien der Annexionsliga in Italien, oder, wie die Times, im Durst nach Rache über die Verletzung der Zusagen von Villafranca suchen. War die Aprilverfassung vom Jahre 1848 eine Tochter der Revolution, so führte wenigstens die Furcht davor und der unvermeidliche Krieg zum Diplom vom

20. Oktober 1860. Ein freier Entschluß hat es nicht geboren. Das Manifest mahnt fast durch eine leise Beziehung an jenes der Thronbesteigung. „Aufgeregte Leidenschaften und schmerzliche Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit," sagt es, „hätten bisher eine freie Bewegung der noch vor kurzem feindlich kämpfenden Elemente unmöglich gemacht." Noch deutlicher scheint das Diplom selbst an jenen früheren Staatsakt anzuknüpfen. Wie jener den Volksvertretern Oestreichs „Theilnahme an der Gesetzgebung" verhieß, sichert dieser letzte den nunmehr für die Kronländer gewährten Vertretern „Mitwirkung" an selber zu. Beide geben sich als unumstößliches Grundgesetz für alle Thronfolger und Zeiten, allein wie kurz war die Dauer des ersten, in Wirksamkeit ist es thatsächlich nie getreten. Wie verschieden ist namentlich der Inhalt beider! Jenes erste Manifest hatte wirklich vom Volk gewählte Vertreter im Auge, jetzt sollen sie unter einer Menge von Beschränkungen aus einem konservativen Häuflein bevorzugter Klassen und Interessenträger gewählt, und erst aus der Mitte von Versammlungen sehr zweifelhafter Begabung der Reichstag beschickt werden. Vom Mandat des Volkes bleibt einem solchen Vertreter kaum der Name. Dort war ferner bestimmt, daß die Krone ihre Rechte mit den Volksvertretern theilen werde, hier vernehmen wir nur von einer sehr unbestimmten „Mitwirkung". Mitwirkung ist nicht Zustimmung, das Diplom sowohl als die Landesstatute scheiden sorgfältig beide Begriffe; sie ist auch nicht Beirath, das sagt uns die Verbesserung der amtlichen Wiener Zeitung, welche dessen Ausübung im §. 20 des Statutes für Kärnthen in „mitwirken" abändert. Was ist also die wahre Bedeutung dieses Ausdrucks? Die officiöse „Donauzeitung" gibt darauf Antwort. „Er hält die Möglichkeit einer vermittelnden Abwägung der Regierung, auch außerhalb der einfachen Majoritätsbeschlüsse, aufrecht," also wohl das Recht der freien Hand. Wie sehr ist doch das Recht, das uns im Jahre 1848 gegeben wurde, im Laufe von zwölf Jahren zusammengeschwunden! Wenn wir nicht das Gegentheil wüßten, wären wir versucht zu glauben, es gebühre dem Kardinal Rauscher und seinen Freunden der Ruhm der Erfindung dieses so unendlich biegsamen Ausdrucks.

Sagen wir es frei und schlicht. Das Vertrauen des östreichischen Volkes, woran alles hängt, Kredit, Zufriedenheit und Ruhe, gibt nur die volle, offene und treue Gewährung alles dessen, was Kaiser Franz Joseph in seinem Thronbesteigungsmanifeste seinen Völkern zusicherte. Dies ist das Staatsgrundgesetz, kein anderes. Eine constitutionelle Monarchie ist es, was jenes feierliche Versprechen verbürgte, mag sie nun unter jener oder einer andern Form verwirklicht werden, letzteres ist Sache der Zeitverhältnisse; wahre Volksvertretung und Theilung der Rechte mit ihr sprechen der klare Wortlaut und Sinn jener Urkunde aus. So lange man sich nicht auf diesen Rechtsboden

Digitized by Google

stellt, bleibt es vergebene Mühe, an Nebendingen Staatskunst zu üben. Oesterreichs Monarch kann nichts Edleres, nichts Größeres thun als sich selbst zum Anwalt des Rechtes machen, das er als ein unantastbares Erbstück seine Vorfahren anerkannte. Diese That allein setzt ein sicheres Ziel der Corruption die in alle Schichten der Gesellschaft drang, sie allein ist das Pfand unser künftigen Glückes.

Der deutsche Bund und die Souveränetät.

Von der preußischen Grenze.

Die Anregung zu den gegenwärtigen Betrachtungen gibt uns eine Broschüre von Constantin Franz: „Dreiunddreißig Sätze vom deutschen Bunde," oder vielmehr ein ausführlicher Auszug aus derselben, welchen die Leipziger Zeitung vom 1. November mittheilt. Wir haben uns mit diesem Auszug begnügt, weil es uns wichtiger ist, die Ansichten der Leipziger Zeitung zu erfahren als die Ansichten des Herrn Constantin Franz. Sollte auch wirklich, wie die Leipziger Zeitung meint, das Vaterland des letzteren, Preußen, „auf dessen ungewöhnliche Geistesbegabung stolz zu sein, Ursache haben," so ist es doch immer nur ein Privatmann, der, so viel wir wissen, keine einzige politische Partei in Preußen und vermuthlich auch nicht die preußische Regierung vertritt — obgleich wir das letztere nur schüchtern zu behaupten wagen. Die Leipziger Zeitung dagegen ist zwar nicht ein officielles Blatt, aber sie ist ein Staatsunternehmen, und wird daher schwerlich eine von der Staatsregierung gemißbilligte Ansicht vertreten. Die Leipziger Zeitung nun findet in jener Broschüre „eine wahre Herzenserquickung"; das Meiste ist ihr „aus der Seele geschrieben"; ja sie erscheint ihr so wichtig, daß sie ihr „von neuem den Muth im verzagenden Gemüth erhebt".

Grund genug, daß wir aus jener Broschüre wenigstens die Anregung entnehmen, einen Begriff zu analysiren, der durch die Unklarheit seiner Fassung unendlichen Schaden angerichtet hat, den Begriff der Souveränetät, namentlich in sofern er in einem Bundesstaat in Anwendung kommt.

Die Souveränetät eines Staates zeigt sich nach Außen und nach Innen: nach Außen, in sofern er mit andern Staaten Verträge schließt und Krieg führt, nach Innen, in sofern er Zwangsmittel besitzt, seinen Gesetzen und Ver-

Digitized by Google

ordnungen Gehorsam zu verschaffen. Der allgemeinste Träger der Souveränetät ist der Staat selbst.

Nicht ganz so leicht ist in allen Fällen zu bestimmen, wen man innerhalb des Staates als den Träger der Souveränetät betrachten soll. Der Repräsentant der Souveränetät ist zwar durchweg das sogenannte Staatsoberhaupt, welches durch seine Unterschrift die Gesetze, Verträge u. s. w. als Staatsgesetze, Staatsverträge u. s. w. legitimirt: z. B. in England die Königin, in den vereinigten Staaten von Nordamerika und in der Schweiz der Bundespräsident. Aber der Repräsentant der Souveränetät ist nicht immer der Souverän. In den vorhergehenden Fällen z. B. wird man die Königin von England stets, die beiden Bundespräsidenten nie als Souverän bezeichnen, obgleich in vieler Beziehung der nordamerikanische Bundespräsident mehr Macht besitzt als die Königin von England. Der Grund davon ist nicht blos die Höflichkeit der Krone gegenüber, sondern der Umstand, daß die Königin von England, in andern Beziehungen, z. B. bei Reisen ins Ausland abhängiger als der geringste ihrer Unterthanen, in einem Punkt wenigstens ganz unabhängig ist. In Gesetzen, Verordnungen u. s. w. hängt sie vom Parlament ab, aber Königin ist sie durch Erbrecht oder, wie man sich ausdrückt, von Gottes Gnaden.

Wenn wir also den Ausdruck Souveränetät gebrauchen, so müssen wir zwei Begriffe streng von einander scheiden. In Monarchien ist das Staatsoberhaupt stets der Souverain: damit ist aber nicht gesagt, daß er die Vollgewalt des Staats und im Staat besitzt. Das eine aus dem andern herzuleiten, verwirrt alle Begriffe des Staatsrechts.

Zur Souverainetät gehört, wie oben bemerkt, vor allem die Fähigkeit, seinen gesetzmäßigen Willen zwangsweise durchzusetzen, nach Außen wie nach Innen. Diese Gewalt wird nach beiden Seiten hin nothwendig durch die factischen Zustände beschränkt. So hat z. B. die Schweiz als souverainer Staat unstreitig das Recht, den Kaiser von China zu bekriegen, sie kann dieses Recht aber nicht ausüben. Oder, um ein viel näheres Beispiel zu wählen, der König von Preußen war, um seine Souveränetätsrechte in Neufchatel, der Schweiz gegenüber in Ausübung zu bringen, auf den guten Willen von Bayern, Baden u. s. w. angewiesen, die er staatsrechtlich nicht zwingen konnte, seine Truppen durchmarschiren zu lassen. Ebenso ist es mit der innern Staatsgewalt. König Friedrich Wilhelm der Erste änderte nach Gutdünken die Beschlüsse seiner Gerichte ab; er ließ Männer, die von den Gerichten zu verhältnißmäßig kurzer Freiheitsstrafe verurtheilt waren, hängen oder rädern. Das kann heute kein Fürst mehr, weil die moralische Bildung des Volks eine andere geworden ist, und damit auch die Zwangsmittel, die dem Fürsten zu Gebot stehen, sich geändert haben.

Digitized by Google

Jede Souveränetät — das ist es worauf wir hinauswollen — ist der Natur der Dinge nach eine beschränkte; und nicht blos für das Volk, sondern auch für die Fürsten ist es im höchsten Grade wünschenswerth, daß es Staatseinrichtungen gibt, welche den wahren, bleibenden, den fürstlichen Willen des Souveräns von seinen menschlichen, zufälligen, augenblicklichen Launen und Stimmungen unterscheiden.

Das nichtswürdige Geschmeiß der Speichellecker sagt zu unsern Fürsten: Du bist nur dann wahrhaft souverain, wenn du das Recht hast, jeden augenblicklichen Einfall, der dir durch den Kopf geht, dem Volke als Gesetz zu verkünden. Auch im Rausch. Sie würden zu Alexander gesagt haben, Clitus sei gesetzlich gefallen. Der wahre Freund der Monarchie dagegen findet das einzige Mittel, die Souveränetät gegen die Parteileidenschaften zu sichern, darin, daß der Wille des Fürsten, um Gesetz zu werden, noch einer andern staatlichen Förmlichkeit bedarf.

Herr Constantin Franz tadelt, mit dem höchsten Beifall der Leipziger Zeitung, die „Constitutionellen", daß sie immer nur von der Regierung als von einem abstracten Wesen sprechen, von dem Fürsten aber, welcher doch thatsächlich die ganze Souveränetät inne hat und nach dem Bundesrecht inne haben soll, naiver Weise schweigen. „Die Taktik, das Thema von den deutschen Fürsten aus der öffentlichen Discussion fern zu halten, worin alle Parteien wie auf Verabredung übereinstimmen, ist die Ursache, daß man nicht sieht, wie grade die deutschen Fürsten selbst den Mittelpunkt der deutschen Frage ausmachen, und daß man von keiner Nationaleinheit sprechen kann, ohne von den deutschen Fürsten zu sprechen."

Diese Taktik hat aber nicht blos einen guten Grund, sondern sie ist lediglich im Interesse der Monarchie. Da in neuerer Zeit das Volk sich eifriger mit den politischen Fragen beschäftigt und sich in verschiedene Parteien spaltet, so würde der Fürst, der doch als Mensch auch in jeder Frage eine bestimmte Ansicht hat, in das Gewühl der Parteileidenschaften hineingezogen werden, sobald der Sieg der einen Partei über die andere als Folge einer willkürlichen Entschließung erschiene. Factisch hat der Wille des Fürsten allerdings sehr viel dabei zu sagen, aber es ist von der größten Wichtigkeit, daß der Anschein vermieden, daß der Name und die Persönlichkeit des Fürsten der Discussion entzogen wird. Ein Beispiel. Gesetzt das Volk wünscht in seiner Mehrzahl Gewerbefreiheit, die Regierung widersetzt sich aber diesem Wunsch und deckt sich durch die Privatmeinung des Fürsten, so wird nothwendigerweise derjenige, der aus der Sache ein besonderes Studium gemacht hat, auf die Betrachtung geführt, daß er die Sache besser versteht als der Fürst, der dieses Studium nicht angestellt hat. Wiederholt sich das häufig, so wird die monarchische Gesinnung des Volkes mehr und mehr untergraben. Es ist

Digitized by Google

daher nicht eine müßige Fiction, daß die Verordnung des Fürsten nur durch Mitunterzeichnung eines Ministers gesetzliche Geltung erhält, der damit die volle Verantwortlichkeit von dem Fürsten ab und auf sich nimmt. Es ist auch dann nicht eine müßige Fiction, wenn kein Gesetz über Ministerverantwortlichkeit existirt, denn es handelt sich zunächst nur um die moralische Verantwortlichkeit, um die Verantwortlichkeit innerhalb der Discussion. Bequemer freilich ist es für einen Minister, sich dieser Discussion dadurch zu entziehen, daß er sich hinter die Souveränetät des Fürsten versteckt: aber wer das thut, ist ein Feind der Monarchie. Wenn einem Minister der Privatwille des Fürsten über Alles geht, so ist das seine Sache, die er mit seinem eigenen Gewissen auszumachen hat; aber alsdann muß er auch den Muth besitzen, die Sache auf seinen Namen zu nehmen und so den Fürsten zu decken.

Es ist viel von der Treue und Hingebung der Völker für ihre Fürsten die Rede gewesen. Wenn man unsern Speichelleckern glauben wollte, so wäre jede Illumination und jeder Fackelzug die Folge der persönlichen Tugenden des jetzt regierenden Fürsten. In der That aber beruht dies Gefühl, die sicherste Grundlage des Staats, nicht auf dem Schauen, sondern auf dem Glauben. Es gilt nicht dem augenblicklichen Fürsten, sondern dem angestammten Träger der Staatssouverainetät, und es wird um so unerschütterlicher fortbestehen, je weniger der Einzelne Gelegenheit hat, mit den persönlichen Willensmeinungen des Fürsten in Collision zu kommen. — Ausnahmen geben wir zu; es gibt Zeiten, wo der Fürst kraft seiner geistigen Uebermacht und weil er das will, was die Natur der Dinge verlangt, auch persönlich die volle Souverainetät besitzt, aber die Periode solcher Fürsten, welchen die Geschichte den Beinamen „der Große" gibt, sind Ausnahmen wie die Revolutionen, und es handelt sich hier um die Regel.

Der wahre Freund der Monarchie ist Feind des Despotismus d. h. derjenigen Staatsform, in welcher jeder augenblickliche Einfall des Fürsten Gesetzeskraft erhält. Solche Staatsformen hat es in der Geschichte gegeben. Nero und Caligula konnten staatsrechtlich jedes Individuum ihres weiten Reichs schinden, pfählen, viertheilen lassen, wie es ihnen gut dünkte; sie konnten ihren Unterthanen das Vermögen rauben, kurz sie konnten Uebeles thun so viel sie wollten, da ihnen keine Nation, keine öffentliche Meinung gegenüberstand, sondern nur zahllose Individuen; der Widerstand, den sie fanden, war auch nur individuell d. h. der Meuchelmord. Gutes zu thun, war schwerer, denn ihre Macht beruhte auf den Prätorianern und auf dem römischen Pöbel, und diese hielten nur so lange zu ihnen als sie Uebeles thaten. Nach dieser Art von Souverainetät werden sich unsere Fürsten schwerlich sehnen. Aehnlich hat man die russische Monarchie einen durch den Mord gemilderten Despotismus genannt. — Nie hat ein König von seiner Allmacht

Digitized by G

so ausdauernd und überschwänglich gesprochen als Jakob; aber das ganze Volk lachte ihn aus. Nicht der ist mächtig, der von seiner Macht redet. Selbst Ludwig XIV., der nicht blos davon redete, sondern in der That sehr mächtig war, weil er den Geist des Volkes beherrschte, konnte die Souveränetät seiner Laune immer nur gegen die Einzelnen ausüben; in der Staatsmaschine im Großen und Ganzen vermochte er wenig zu ändern, wie uns die neuen Entdeckungen schlagend gezeigt haben.

Aus den Theorien der Absolutisten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hat man dann die Theorie der Volkssouveränetät entwickelt, die ihrem rohsten Ausdruck nach nichts anderes sagt, als daß jeder augenblickliche Einfall der Menge Gesetz sein soll. Diese Staatsform ist schwerer herzustellen als der monarchische Despotismus, weil sie eine einheitliche Organisation der Menge d. h. des müssigen Pöbels voraussetzt. Daß sie aber möglich ist, zeigt die Erfahrung Frankreichs von 1793—94 oder auch bis 1799. Aus dieser Staatsform entwickelt sich stets früher oder später der wirkliche Despotismus.

Wol aber hat der Begriff der Volkssouveränetät seine volle Berechtigung, wenn er nur in kritischem Sinn gebraucht wird, wenn er nur eine Widerlegung jenes absolutistischen „l'état c'est moi!" sein soll. Die wahre Souveränetät des Staats wird hergestellt, wenn er durch seine geographische Lage wie durch seine nationale Basis sich als lebensfähig und widerstandsfähig erweist; wenn er auf eigenen Füßen stehen kann und keiner fremden Beihilfe bedarf; wenn die Verfassung so viel Festigkeit enthält, um den Launen des Volks und den Launen des Fürsten jeden Einfluß abzuschneiden, und soviel Elasticität, um die Veränderungen der thatsächlichen Lage zum Gesetz zu erheben; wenn endlich der Fürst, getragen von dem gemeinsamen Gefühl seiner Nation, den wahren Willen derselben, der auch der seinige ist, mit starker Hand ausführt. Nicht derjenige Fürst ist souverän, der das will was seine Nation nicht will, sondern derjenige, der das will was seine Nation will.

Das Streben nach dieser Staatsbildung ist das Resultat einer großen Culturepoche, die als revolutionär erscheint, weil sie nothwendigerweise die Trümmer des Alten wegschaffen muß. Unsere Zeit bemüht sich, wahrhaft souveräne Staaten herzustellen, Staaten, die nicht durch die Gnade andrer, sondern durch sich selbst leben. Nicht überall wird dies Streben von Erfolg begleitet sein, wenigstens nicht von augenblicklichem; aber wie oft auch gewaltsam unterdrückt, immer wird es von Neuem hervortreten und endlich die Herrschaft gewinnen. In diesem Sinn haben wir die italienische Bewegung freudig begrüßt, welche Makel auch ihr ankleben mögen; von diesem Gesichtspunkt aus betrachten wir unsre eignen Zustände.

Auch unsre Gegner bekennen einen ähnlichen Trieb, nur legen sie ihn anders aus. Auch Constantin Franz und die leipziger Zeitung verlangen eine

Digitized by Google

ganz unerhörte Umgestaltung der Bundesverfassung; eine Umgestaltung, die geradezu den Sinn der bisherigen Verfassung in das Gegentheil umwandelt. Aber zwischen uns und ihnen ist folgender Unterschied.

Wir wünschen die Bürger eines Staats zu sein, der Kraft genug hat, auf sich selbst zu stehn, der keines fremden Guts begehren, keinen fremden Angriff fürchten darf; eines Staats, der auf gemeinsamer nationaler Grundlage beruhe, eine einheitliche Entwicklung bis zur vollen Souveränetät verstattet. Dies ist unser Zweck, danach messen wir die Mittel ab.

Sie dagegen wünschen, daß der Ländercomplex des deutschen Bundes, welcher nach Maßgabe des wiener Congresses auf dem Stielerschen Atlas mit rother Farbe bezeichnet ist, ein Reich bilden soll. Das ist ihr Zweck, danach messen sie ihre Mittel.

Wenn man uns fragt, warum wir das wünschen? so berufen wir uns auf das Gefühl jedes Einzelnen, gleichviel welcher Partei er angehöre, ob dieser Wunsch nicht das höchste Gut ausdrückt, dessen das bürgerliche Leben fähig ist? — Ob dieser Wunsch ausführbar ist, das ist eine andre Frage, die einer besondern Untersuchung bedarf. Wir sind ganz damit einverstanden, daß man sich in der Grenze des „Erreichbaren" bewegt; aber diese Frage nach dem Erreichbaren kommt doch erst in zweiter Linie, sie bezieht sich nur auf die Mittel, zuerst muß man sich über den Zweck klar werden. Unerreichbar kann man — vor der Erfahrung — nur dasjenige nennen, was einen innern Widerspruch enthält, und den wird man unserem Wunsch nicht nachweisen können. Auch wenn das, was wir wünschen, nicht heute, nicht morgen zu erreichen ist, so bleibt es doch der Leitstern, der uns in jedem einzelnen Fall mit der Bestimmtheit des kategorischen Imperativs lehrt, was wir zu vermeiden und was wir zu befördern haben.

Aber was können denn unsre Gegner für ihren Wunsch anführen? Der rothe Strich sieht auf dem Stielerschen Atlas artig genug aus, aber das ist doch kein ausreichendes Motiv. Wir wollen davon nicht reden, daß die Grenzen dieses zu gründenden Reichs ziemlich unsicher, die nationale Gemeinsamkeit nicht zweifellos ist: die Hauptsache ist, daß die so ganz leere und abstracte Bedingung jedes organische Ineinanderwachsen unmöglich macht, daß sie einen innern Widerspruch enthält. Wir wollen nicht so unhöflich sein, unsern Gegnern vorzuwerfen, daß ihr Entwurf nicht ernst gemeint, sondern nur dazu bestimmt sei, uns zu stören, wie die östreichisch-demokratischen Entwürfe in Frankfurt 1849; aber in der Sache kommt es darauf hinaus. Denn die Angabe, ihr Ziel sei leichter zu erreichen, ist völlig aus der Luft gegriffen. Unser Bundesstaat verlangt viel Kühnheit und Aufopferung von allen Seiten; aber ihr Bundesstaat ist ein purum putum non ens, zu deutsch, ein baarer Unsinn.

Um dies zu beweisen, beginnen wir mit dem ersten Satz, welcher nach

Digitized by Google

der leipziger Zeitung „von dem durchaus praktischen, sein Thema nicht unter dem Eindruck unklarer Empfindsamkeit, sondern mit der Sonde des nüchternen Verstandes erörternden Scharfsinn des Verfassers“ zeugt.

Dieser Satz, durch welchen mit einem Schlag die ganze Bestrebung der Nationalpartei widerlegt und der ganzen deutschen Staats- und Rechtsphilosophie eine neue Basis gegeben werden soll, lautet folgendermaßen:

„Was dem deutschen Bund fehlt, ist in erster Linie nicht sowol die Einheit, als vielmehr die Activität. Denn eine Einheit ist ja wirklich schon vorhanden, so gewiß als der deutsche Bund doch ganz ohne Zweifel einen politischen Körper bildet und sogar als solcher völkerrechtlich anerkannt ist; nur leider einen Körper von rein passiver Existenz.“

Der abstracte kartesianische mathematische Körper hat freilich keine andere Eigenschaft als die Ausdehnung, und diese kann man dem deutschen Bunde nicht absprechen: wie die rothe Linie im Stielerschen Atlas zeigt. Aber einen physischen Körper von rein passiver Existenz gibt es nicht. Der physische Körper hat außer der Eigenschaft der Ausdehnung auch die der Attraction, Repulsion, Gravitation; jeder Körper als solcher besitzt Activität. Wenn man das auf das politische Gebiet anwendet, so wird man wol zu der Vermuthung berechtigt sein, daß, wo sich gar keine Activität zeigt, auch kein Staatskörper vorhanden sei. Das erste gibt der Verfasser im vollsten Maße zu, der deutsche Bund hat nach ihm nichts geleistet und leistet nichts, außer etwa in Sachen der innern Polizei. Auch in diesem Punkt ist beiläufig der deutsche Bund viel unschuldiger, als man annimmt. In einer Periode, wo Fürst Metternich sich als den natürlichen Vormund der preußischen Regierung und sich mit der preußischen Regierung gemeinschaftlich als die Vormünder der übrigen deutschen Fürsten betrachtete, setzte er durch seinen persönlichen Einfluß die berüchtigte Demagogenpolizei durch: hätte Preußen nicht gewollt, oder hätte auch nur Bayern nicht gewollt, der deutsche Bund hätte wahrlich keine Centralcommission zu Stande gebracht! Wo aber verschiedene Fürsten sich freiwillig über gemeinschaftliche Maßregeln einigen, da liegt kein einheitlicher Staatskörper, sondern ein Vertrag vor: es ist kein Grund vorhanden, warum nicht z. B. Oestreich und Frankreich sich über eine ähnliche Razzia gegen die Demagogen vereinigt haben sollten. Es sind dem deutschen Bunde so viele Vorwürfe gemacht, daß es uns herzlich freut, ihn von dieser Seite in Schutz nehmen zu können; über alle Anklagen, welche der Liberalismus gegen ihn gehäuft, sprechen wir ein lautes: Nichtschuldig! — Karlsbad, Aachen u. s. w. waren nicht die Souveränetätserklärungen eines politischen Körpers.

Der deutsche Bund als solcher hatte zur allgemeinen Durchführung seiner Verordnungen keine Zwangsmittel, d. h. keine Souveränetät; wenn die mächtigeren Fürsten des Bundes gegen einen minder mächtigen zuweilen Zwang

Digitized by Google

ausübten, so ist das nichts anderes als was z. B. Rußland, Oestreich und Preußen gegen Krakau gethan haben, ohne daß doch diese vier Staaten einen gemeinschaftlichen Staatskörper bildeten.

Es ist das unglückseligste Vorurtheil, daß der einheitliche Bundeskörper, den die Nationalpartei zu gründen wünscht, bereits existirt. Abgesehn von dem rothen Strich des Stielerschen Atlas besteht für uns politisch gar keine Einheit. Der Ostpreuße gehört nicht zum deutschen Bund, der Czeche gehört zum deutschen Bund: will man etwa behaupten, daß der Czeche mit dem Brandenburger, mit dem Hannoveraner, mit dem Schwaben in einem näheren politischen Verhältniß stehen als der Ostpreuße? Sentimentale Politiker jammern immer darüber, man wollte Oestreich aus Deutschland herausdrängen: es ist aber seit zwei Jahrhunderten gar nicht darin gewesen. Kaiser Ferdinand 2 hat es losgerissen.

Darauf hinzuweisen ist insofern nöthig, als wir uns immer einbilden, wir hätten etwas aufzugeben. Wir haben nichts aufzugeben. Der deutsche Bund ist seiner Geschichte wie seiner natürlicheu Beschaffenheit nach ein Vertrag zwischen 34 Staaten, sich unter einander nicht zu bekriegen und sich gegen einen fremden Angriff auf bestimmt umrissene Theile ihres Gebiets eine bestimmt abgegrenzte Hilfe zu leisten. Vier von diesen 34 Staaten — Oestreich, Preußen, Dänemark und Niederlande — waren im Besitz auch noch anderer Länder: auf diese sollte der Bundesvertrag keine Anwendung haben. So ist das factische und das rechtliche Verhältniß; die Dauer desselben wurde dadurch garantirt, daß ein gegenseitiges Bedürfniß vorhanden war, weil die meisten dieser Staaten nicht im Stande waren, sich selbst zu schützen.

Vergleichen wir dieses Verhältniß mit den nordamerikanischen und schweizerischen Zuständen. Der Theorie nach sind die einzelnen Staaten der Union, die einzelnen Staaten der Eidgenossenschaft souverän; sie waren es in letzterer factisch bis 1847. Aber keiner von diesen souveränen Staaten hatte das Recht der Kriegführung, welches Oestreich und Preußen besitzen. Für Amerika und für die Schweiz gab es immer nur Bundeskriege. Im Jahr 1847 erfolgte in der Schweiz ohne viel Blutvergießen eine vollständige Reform, welche einen wirklichen Bundesstaat hervorbrachte. Die Möglichkeit dieser Reform, d. h. die Möglichkeit, die Durchführung von Bundesbeschlüssen gegen die Renitenten zu erzwingen, lag darin, daß die föderirten Staaten Republiken waren. Soviel Lokalpatriotismus in den Cantons vorhanden sein mochte, in der Sache selbst waren sie nicht von einander geschieden. Es gibt nur eidgenössisches Militär, und als die Parteibildung so weit gediehen war, daß von zwei Parteien die eine entschieden die größte Stärke besaß, erfolgte die gewaltsame Durchführung der Reform. Es war im Grund eine

Digitized by Google

bewaffnete Abstimmung; und die Partei, die sich als die schwächere erkannte, unterwarf sich, zahlte die Kosten und ließ die Reorganisation geschehen.

So etwas ist in Deutschland nicht möglich. Wir haben kein Bundesmilitär, sondern wir haben 34 verschiedene Armeen, von denen jede eidlich ihrem Kriegsherrn verpflichtet ist. Die Bundescentralgewalt, gleichviel wie sie auch organisirt sein mag, hat nur dann die Gewalt, ihre Beschlüsse zwangsweise durchzusetzen, wenn ihr militärisches Uebergewicht über die Renitenten entscheidend ist. Sie hat z. B. keine Zwangsmittel gegen Oestreich oder Preußen, so lange einer von diesen beiden Staaten die Uebereinstimmung zwischen Regierung, Heer und Volk erhält. Wenn die Olmützer Erfahrung dagegen zu sprechen scheint, so muß man nicht vergessen, daß Preußen in dieser Frage eine moralisch unmögliche Haltung einnahm: wenn man etwas zugleich will und nicht will, so zieht man natürlich den kürzeren. Trotzdem erreichte man auch in Olmütz nichts weiter, als daß Preußen am Fortschritt gehindert wurde, den es ohnehin eigentlich nicht wollte; man erreichte aber nicht, was man auf östreichischer Seite sehr stark wollte, eine wirkliche Reform zum Nachtheil Preußens.

Wenn man also von der Constituirung einer neuen Bundescentralgewalt spricht, so kann dieser Wunsch nur dann Sinn haben, wenn die neue Gewalt Zwangsmittel besitzt, ihren Beschlüssen Geltung zu verschaffen. Wir, d. h. die Gothaische Partei, hielten die Herstellung einer solchen Centralgewalt für unmöglich, solange Oestreich und Preußen sich an derselben betheiligten. Wenn beide Staaten über eine Frage einig sind, so bedarf es keiner Centralgewalt, sind sie nicht einig, so geschieht eben nichts. Ohne also das bisher bestehende völkerrechtliche Bundesverhältniß, d. h. die Verpflichtung, sich gegenseitig Bundeshilfe zu leisten, irgendwie zu alteriren, wollten wir innerhalb desselben einen engeren Bundesstaat, in welchem Preußen seine Unabhängigkeit so weit aufgab, daß es seine Handlungen von der Beistimmung eines Fürstenraths und eines Volksparlaments abhängig machte, die andern Staaten insoweit, als sie die Führung der allgemeinen deutschen Geschäfte Preußen überließen. In Bezug auf die innern Angelegenheiten sollte ihre Souveränetät unangetastet bleiben. Dies war das Endresultat des ersten deutschen Parlaments, dies war die Grundlage des Dreikönigbündnisses, dies ist in mehr oder minder klaren Umrissen die Idee, welche dem Nationalverein vorschwebt. Gern geben wir zu, daß die Durchführung eines solchen Entwurfs sehr vielen Schwierigkeiten unterliegt; nur das eine Zugeständniß verlangen wir von unsern Gegnern: gesetzt er wäre zu Stande gekommen, so war es möglich aus demselben einen wirklich souveränen Bundesstaat zu entwickeln, d. h. einen Staat, dessen Centralgewalt Zwangsmittel gegen die Renitenten besaß. — Wir geben zu, daß der Entwurf von den einzelnen Fürsten eine beträchtliche Resignation

Digitized by Google

verlangte, wir behaupten aber, daß sie keines der wesentlichen Attribute der Souveränetät aufzuopfern brauchten. Denn die Souveränetät ist, wie wir gezeigt, in ihrer Ausübung von der Natur der Dinge abhängig; und ein deutscher Minister, der in den letzten Jahren an die Cabinete von St. Petersburg, St. James u. s. w. vortreffliche, höchst geistvoll abgefaßte Noten richtete, würde in einem engeren Bundesstaat ganz dasselbe thun können, nur an eine andere Adresse gerichtet.

Herr Constantin Franz behauptet mit dem größten Beifall der Leipziger Zeitung: „um den projectirten engeren Bundesstaat herzustellen, müßte man erst die Fürsten von Land und Leuten vertreiben; wir sagen ausdrücklich vertreiben, denn gutwillig oder auf freundliches Anrathen gehn sie nicht."

Diese Behauptung enthält theils eine schändliche Verläumdung gegen die Centrums-Partei von 1849, in der es keinen gab, dem so etwas eingefallen wäre; theils eine Verdächtigung der Fürsten, als ob sie nicht bereit wären, dem Wohl des Ganzen etwas zu opfern. Die Geschichte legt für die Fürsten ein besseres Zeugniß ab.

Sämmtliche deutsche Fürsten mit Ausnahme von Bayern und Würtemberg haben zuerst im Dreikönigs-Vertrag, dann in den Unionsentwürfen im Wesentlichen dasselbe Progamm anterzeichnet, welches Herr Constantin Franz für unmöglich ausgibt. Zwar sind Hannover und Sachsen in späterer Zeit davon zurückgetreten; aber wenn sie dazu auch von mehreren Gründen bestimmt wurden, so war ein nicht unwesentlicher Grund, daß die damalige preußische Regierung sich als völlig unfähig erwies, das Programm durchzuführen. Was aber einmal in der Geschichte vorkam — die Bereitwilligkeit der Fürsten, dem Wohl des Ganzen einen Theil ihrer Rechte aufzuopfern — erweist sich dadurch als nicht absolut unmöglich. — Ja die Chancen sind jetzt günstiger als damals wegen der völlig veränderten Stellung Oestreichs und wegen der gemeinsamen Gefahr, die uns von Frankreich droht.

Herr Franz lebt, soviel wir wissen, in Berlin. Möge er einmal nachfragen, wer in den sämmtlichen preußischen Landen nach dem Regenten die meiste Verehrung genießt: die einstimmige Antwort wird sein: der Ministerpräsident Fürst von Hohenzollern; derselbe, der nicht einen Theil seiner Souveränetät, sondern seine ganze Souveränetät ohne äußere Veranlassung freiwillig aufgab. Es ist dadurch nicht kleiner geworden.

Nachdem Herr Franz constatirt, daß die bisherige Bundesverfassung nicht genügt, stellt er folgenden Vorschlag auf: „Der Bundestag ist eine bloße Gesandtenconferenz, die nur zum Verhandeln genügen würde, nicht aber zum Handeln, es bedarf eines Organs, wodurch der Bund ein handlungsfähiges Object wird. Dazu gehört eine Centralgewalt, in welcher die Collectivgewalt der einzelnen Staaten nicht blos dem Namen nach repräsentirt, sondern

Digitized by Google

realiter concentrirt würde, und die also nicht aus Gesandten, sondern nur aus den Souveränen selbst gebildet werden kann."

Wenn man das wörtlich nimmt, so sollte man meinen, der Kaiser von Oestreich, der König von Preußen, der König von Bayern und alle übrigen 30 sollten persönlich in der Eschenheimer Gasse residiren, und in Wien, Berlin, München u. s. w. nur Statthalter zurücklassen. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wo in der Eschenheimer Gasse für alle diese Hofhaltungen Platz sein soll? Und diese unglückseligen östreichischen und preußischen Minister, die sich wöchentlich wenigstens dreimal in Frankfurt einfinden müßten, um Bericht abzustatten! Es ist unter den deutschen Kannegießern viel Geist gemacht worden, aber diese stolze Idee, die Regierungen von Oestreich und Preußen nach Frankfurt zu verlegen, schlägt denn doch alles, was in Hornheim oder Stötteritz gedacht ist.

Aber wir thun am Ende dem geistreichen Verfasser oder vielmehr seinem Gewährsmann Unrecht. Nicht alle Höfe sollen nach Frankfurt verlegt werden, und nicht immer sollen sie dort bleiben. Um sicher zu gehen, citiren wir wörtlich: „An der Spitze des Bundes steht der Kaiser von Oestreich, der König von Preußen und einer von den Regenten der sieben Mittelstaaten (— — sieben? — —) ... Diese drei Monarchen bilden die Bundeshäupter, sie üben ihre Befugnisse persönlich aus und halten, wie die Regenten der Mittelstaaten, zu dem Ende eine Residenz periodisch in der Bundesstadt. ... In ihren Händen ruhen lediglich die Fragen der hohen Politik und die damit zusammenhängenden Militärmaßregeln. Zur Besorgung der laufenden Geschäfte besteht außerdem aber ein ständiges Organ der Bundesgewalt, dadurch gebildet, daß die betreffenden Bundesfürsten einen beständigen Stellvertreter in der Bundesstadt halten. Hierzu werden sie entweder Prinzen ihres Hauses oder ein Mitglied aus den übrigen souveränen Häusern bestellen."

Also nicht 30 Höfe in der Eschenheimer Gasse, sondern nur 9, freilich die reichsten! und wenn die Person der Souveräne auch nur periodisch in Frankfurt residirt, so bleibt doch ein Hof um ihren „alter ego" zurück. Von den andern 20 Fürsten ist nicht die Rede, sie werden vollständig mediatisirt.

Beiläufig: wer sind denn die sieben Mittelstaaten? Die vier Königreiche sind uns bekannt, aber wer sind die andern drei? Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt, Baden, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar! Das sind ja schon mehr als drei? Es geht schon seit längerer Zeit das dunkle Gerücht, man wolle durch Zusammenlegung mehrerer kleiner Staaten drei Mittelstaaten schaffen. Kann uns die Leipz. Zeitung vielleicht darüber Auskunft geben?

Was macht es ferner für einen Unterschied, ob der König von Preußen einen Gesandten oder einen Prinzen in Frankfurt bevollmächtigt? Soll etwa

Digitized by Google

der letztere souverän sein? Der Souverän seines Souveräns? Wie weiland der Reichsverweser? — Endlich, was ist durch die ganze Einrichtung gewonnen? Wenn die drei „Bundesherrn" einig sind, so ist es gut, so war es aber auch schon bisher gut; wenn sie aber nicht einig sind, inwiefern haben zwei von ihnen mehr Zwangsmittel gegen den dritten als früher? Abgestimmt konnte auch am alten Bundestage werden, so gut wie unter den neuen „Bundesherrn". Die Frage ist aber, wie man die Abstimmung zur Geltung bringt? Preußen hat im vorigen Jahre erklärt, es lasse sich in dieser Weise nicht majorisiren; in dieser Beziehung sind mit Ausnahme des Herrn Franz wol auch sämmtliche Preußen einig; was besitzt also die neue Centralgewalt gegen sie für neue Zwangsmittel?

Das Hauptgewicht der ganzen Anordnung liegt in der Bestimmung des dritten Bundesherrn: „einer von den Regenten der sieben Mittelstaaten, von seinen Collegen als ihr Repräsentant erwählt (Collegen — quelle horreur!) dergestalt daß die übrigen Mittelfürsten sich zwar das Recht vorbehalten mögen, mit diesem ihrem Repräsentanten in ununterbrochener Verbindung zu bleiben und ihm ihren Rath zu geben, er allein aber an der Dreiherrschaft Theil nimmt und in derselben votirt." — Eine neue Schwierigkeit! Wie soll der dritte Bundesherr seine Vollmachtgeber, die Mittelfürsten, veranlassen mit ihm immer einer Meinung zu sein? Und wenn sie das nicht sind, soll dann ihre Meinung gar nichts gelten? Da würde ja noch toller mediatisirt als nach den Entwürfen der äußersten Linken! Für denjenigen Theil der Democratie, der an ähnlichen Visionen leidet, sei hier bemerkt, daß nach dem neuen Entwurf ein deutsches Parlament nicht stattfinden soll.

Alle die deutschen Pläne des Verfassers haben eine tiefere, europäische, philosophische Bedeutung. Es gilt einen Kampf gegen den Napoleonismus. „Der Napoleonismus besitzt drei Dinge: einen souveränen Willen, ein Princip, wonach dieser Wille handelt und endlich den Gedanken an dieses Princip. Darauf beruhen seine Erfolge, und sie werden wachsen solange bis wir ihm in gleicher Rüstung entgegen treten. . . . Wie Frankreich strebt, die ganze abendländische Völkermasse um Paris herum zu concentriren, so muß Deutschland danach streben sie mit dem deutschen Bunde zu conföderiren" d. h. Bund der Fürsten gegen den Bund der Völker!

Das ist der Punkt, und jetzt sehn wir endlich, daß wir den Verfasser bisher nur schwach verstanden haben. Die drei neuen Mittelstaaten sind nicht erst zu schaffen, sie sind schon da: Dänemark, Niederlande, Belgien. Der König von Dänemark als dritter Bundesherr in der Eschenheimer Gasse und Deutschland ist gerettet. Dann sind wir die Herren! Wenn die Schleswig-Holsteiner sich diesem großartigen europäischen Entwurf nicht fügen, so helfen wir unserm Bundesherrn ihnen Raison beizubringen, wie wir unserm andern

Digitized by Google

Bundesherrn helfen, den Italienern und Ungarn Raison beizubringen; und in dem stolzen befriedigenden Gefühl, die allgemeinen Büttel Europas zu sein, nehmen wir gern die Schläge mit in den Kauf, die wir um dieses Systems willen selbst erleiden müssen — ist doch der rothe Strich auf dem Stieler'schen Atlas um ein beträchtliches Stück weiter gezogen! — ††

Neue Novellen.

H. C. Andersen: Aus Herz und Welt. Deutsche, vom Verfasser besorgte Original-Ausgabe. — Leipzig, Wiedemann. — Unter den vielen, höchst zierlichen, im bekannten Geschmack des Verfassers bearbeiteten Novelletten hat uns namentlich ein wirkliches Erlebniß: „ein Besuch bei Dickens" angesprochen. Es freut uns, daß nach dieser Schilderung der Dichter im Privatleben ebenso liebenswürdig und gemüthlich erscheint, wie er sich in seinen bessern Dichtungen darstellt; es freut uns um so aufrichtiger, da manches, was in neuerer Zeit verlautete, dagegen zu sprechen schien. —

Paul Stein: Handwerk und Industrie, Roman in 2 Bdn. — Leipzig, Grunow. — Der Gegensatz der beiden Bildungssphären und der aus ihnen hervorgehenden Charaktere ist sinnig durchgeführt, und wenigstens eine von den Frauenfiguren tritt lebendig vor unsre Seele. Die Tendenz ist die nämliche, die wir vertreten: man soll die Ideale aus dem wirklichen Leben entwickeln, nicht in dasselbe hereinphantasiren. —

Beatus Dodt: Der Reitknecht, Roman aus dem nördlichen Seeland, 2 Bde., aus dem Dänischen von E. Uterfort. — Leipzig, Wiedemann. — Derber, kräftiger Humor; frische, sehr lebendige Farben, die Figuren deutlich, und eine Lustigkeit, die aus dem Herzen kommt. —

Aus dem Leben eines Deportirten. Aus dem Englischen. Leipzig, Lorck. — Die sittlichen Voraussetzungen dieser Novelle sind freilich eine starke Zumuthung, sie gehn fast noch über den Ton der frühern Schelmenromane, denen die kleine Novelle sich überhaupt anschließt. Besser immer, als die ewige Sentimentalität! —

Lucian Herbert: Louis Napoleon, Roman und Geschichte. Bd. 4. 5. — Leipzig, Grunow. — Mehr Roman als Geschichte, der Kaiser würde sich mitunter wundern, in diesem Verschönerungsspiegel sein Bild zu sehn. — Dabei sei erwähnt die dritte Auflage der Schrift: Louis Napoleon Bonaparte, die Sphinx auf dem französischen Kaiserthron, Hamburg, Meißner, mit zwei Nachträgen: „Villafranca und Frei-Deutschland" und „Ein Viertel vor Zwölf!" — Der Verfasser

Digitized by Google

ermahnt das deutsche Volk, das Räthsel der Sphinx dadurch zu lösen, daß es einen engern Bundesstaat unter Preußens Führung bildet: eine Meinung, der wir auch beipflichten. —

August Schrader: ein armes Mädchen, Roman in 2 Bd.; des Lebens Leid und Lust, 3. Bd. — Leipzig, Luppe. — Oberförster zu schildern, haben unsre Novellisten, Dramatiker und Carricaturmaler ein besonderes Talent: das Leben im grünen Walde hat doch eine eigne Anziehung. Bei dem Gegensatz zwischen dem Priester und Kaufmann klingt wol etwas das Drama O. Ludwigs durch, doch ist das Thema selbständig bearbeitet, und, obgleich einige Mordthaten vorkommen, durchaus nicht tragisch. — Das andre Buch enthält kleine Novellen. —

Julius Gundling: Henriette Sontag. Künstlerlebens Anfänge in Federzeichnungen. 2. Bd. — Leipzig, Grunow. — Schildert mit Sach- und Localkenntniß die Prager Periode der berühmten Sängerin und namentlich ihr Verhältniß zu Herloßsohn, dem später in Leipzig so beliebten Dichter. —

Isidor Müller: die östreichische Akademie der Dichtung, Forschung und Kritik. 2. Bd. Wien, Müller. — Enthält ein Epos in Hexametern, eine tyroler Dorfgeschichte, größere und kleinere Balladen, mythologische und ästhetische Abhandlungen, kirchliche Compositionen u. s. w.

Literaturgeschichte.

Literaturbilder. Darstellungen deutscher Literatur aus den Werken der vorzüglichsten Literarhistoriker. Zur Belebung des Unterrichts und zur Privatlectüre herausgegeben von J. W. Schäfer. Zwei Theile in einem Band. Mit dem Bildniß G. E. Lessings nach May. — Leipzig, Brandstätter. — J. W. Schäfer ist selber ein tüchtiger Literarhistoriker, und vollständig befähigt, die verschiedenen Perioden der deutschen Literatur selbständig zu behandeln, wie er zum Theil schon gethan. Warum er also eigentlich diese Excerptensammlung aus andern Schriftstellern angestellt hat, die zum Theil eine ganz abweichende Tendenz verfolgen, ist schwer zu sagen. Wie dem auch sei, das Buch liest sich gut und hat den Vortheil, mit den verschiedenen Bearbeitungen der Literaturgeschichte bekannt zu machen, da doch schwerlich vorauszusetzen ist, daß Einer sie alle vollständig lesen soll. —

Digitized by Google

Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch von Johannes Scherr. — Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Frankfurt — Als gedrängte Uebersicht der verschiedenen Literaturvölker hat das Buch zur Zeit seines Erscheinens gerechten Beifall gefunden. Der Verfasser hat sich bemüht, die Stimmungen des Jahres 1848 auszumerzen, und statt dessen die Notizen reichhaltiger zu machen. Er hätte in diesem Bemühn noch weitergehn und namentlich alle unedeln Ausdrücke wegschaffen sollen, von denen doch noch ein guter Theil stehn geblieben ist. — Die Behandlung ist ungleich, einzelne sorgfältiger bearbeitete Partien sind vortrefflich; den Ansichten, welche den Leitton bilden, kann man im Ganzen beipflichten. —

Walter Scott. Ein Lebensbild aus englischen Quellen zusammengestellt von Dr. Felix Eberty, Professor in Breslau. — 2 Bd., Breslau, Trewendt. — Die bekannte Biographie von Lockhart ist zu Grunde gelegt, die bei ihrer Weitschweifigkeit einen Auszug wol erträgt. Dieser Auszug ist geschickt gemacht, und wird dazu beitragen, den Dichter, der dem modernsten Geschmack nicht mehr recht behagt, wie nach einem Liqueur der Wein nicht schmecken will, und der doch unter allen Novellisten des neunzehnten Jahrhunderts noch immer den ersten Rang behauptet, dem deutschen Volk auch menschlich näher zu rücken. Das ist aber das Schöne bei W. Scott, daß man in ihm den Menschen ebenso lieben und ehren kann als den Dichter. Die Schotten wissen sehr gut, was sie an ihm haben: hätte sich ein deutscher W. Scott gefunden, es hätte unser Nationalbewußtsein mehr gefördert, als sehr berühmte transcendentale Poesien, welche uns die Räthsel des Aller-Innersten aufzuschließen verheißen, und damit enden, daß es eben keine Auflösung gibt. —

Poetik. Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Von Dr. Ernst Kleinpaul. — Vierte Auflage. — Barmen, Langewiesche. — Hauptsächlich für Mädchenschulen berechnet, überhaupt für alle, welche die Gymnasialbildung nicht durchgemacht haben. —

Literarischer Wegweiser für gebildete Layen. — Die Jahre 1859 und 1860. Von Dr. Karl Klüpfel. (Vierter Nachtrag zu dem Schwab und Klüpfelschen Wegweiser.) Leipzig, Verlag von Gustav Mayer. 1860. Die Fortsetzung der bekannten Uebersichten über die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der deutschen Literatur. Gute Auswahl des im Vergleich mit der Productionskraft der Zeit Bedeutenden, genaue Angabe der Titel und kurze, meist treffende Beurtheilungen des Inhalts lassen uns das Unternehmen bestens empfehlen. Sehr richtig hebt der Verfasser im Vorwort hervor, daß die literarische Production in den letzten beiden Jahren abgenommen, die Zahl der Bücher sich vermindert, die schriftstellerische Thätigkeit und die Leselust des Publicums sich hauptsächlich auf die Zeitungen geworfen hat. Wir bemerken noch, das Dr. Klüpfel in politischen Fragen durchgehends den Standpunkt einzunehmen scheint, den d. Bl. einnehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Lage der Verfassungsangelegenheit Kurhessens.

Den Angelpunkt der kurhessischen Verfassungssache bildet gegenwärtig die Frage: nach welchen Bestimmungen kann und muß eine vollberechtigte Landesvertretung gewählt werden?

Um diesen Gegenstand klar erfassen und richtig beurtheilen zu können, muß man sich die Entstehung, den Ausbau und den Umsturz der Verfassung vom 5. Januar 1831, sowie die Grundlagen der augenblicklich in Anwendung befindlichen Verfassungs- und Wahlbestimmungen vom 30. Mai 1860 vergegenwärtigen. Versuchen wir's also, einen gedrängten Ueberblick davon zu gewinnen.

Die Verfassungsurkunde von 1831 beruht auf Vereinbarung zwischen der Regierung Wilhelms des Zweiten und den althessischen Ständen. Mit Rücksicht auf die geschichtlichen Grundlagen und auf die besondern Verhältnisse des Landes, welches in keiner Weise die Grundlagen und Bestandtheile für eine erste Kammer zu bieten schien, wurde mit allseitiger Zustimmung nur eine Versammlung von Ständen gebildet. Sie bestand 1) aus den Prinzen der apanagirten Linien des Kurhauses, 2) aus den Häuptern der standesherrlichen Familien, 3) aus dem Senior oder dem sonst mit dem Erbmarschallamte beliehenen Mitgliede der Familie von Riedesel, 4) aus einem der ritterschaftlichen Obervorsteher der adligen Stifter Kaufungen und Wetter, 5) aus einem Abgeordneten der Landesuniversität, 6) aus fünf Abgeordneten der althessischen Ritterschaft, 7) aus einem Abgeordneten der schaumburger Ritterschaft und der adligen Fräuleinstifter Obernkirchen und Fischbach, 8) aus einem Abgeordneten des ehemaligen reichsunmittelbaren Adels der Kreise Fulda und Hünfeld, 9) aus einem Abgeordneten des ehemals reichsunmittelbaren und des sonst starkbegüterten Adels der Provinz Hanau, 10) aus sechzehn Abgeordneten der Städte, dergestalt, daß Kassel und Hanau je zwei, Marburg, Fulda und Schmalkalden je einen wählten und die kleinern Städte mehrere Wahlkreise bildeten; endlich 11) aus sechzehn Abgeordneten der Landgemeinden. Ueber die Wahlen enthielt die Verfassungsurkunde selbst mehrere Bestimmungen; die übrigen wurden einem besondern Wahlgesetze vorbehalten, welches aber im Voraus

Digitized by Google

durch §. 72 der Verfassungsurkunde für „einen Theil der Staatsverfassung“ erklärt wurde. Dies Gesetz erfolgte am 16. Februar 1831 unter Zustimmung der alten Stände, welche hiernächst am 9. März 1831 verabschiedet wurden und so der neuen Landesvertretung Platz machten.

Die solchergestalt vereinbarte und beurkundete Staatsverfassung des Kurfürstenthums ward von allen Seiten anerkannt und blieb bis zum Jahre 1848 in unveränderter Geltung. Es hatten sich aber, namentlich unter dem ersten Ministerium Hassenpflug in den dreißiger Jahren, und dann unter den Bestrebungen von Bickell und Scheffer, so zahlreiche Anfechtungen und Verkümmerungen verfassungsmäßiger Rechte gezeigt, daß im März 1848 der Ruf nach neuen Bürgschaften allgemein war und von radikaler Seite, namentlich auch vom jetzigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten v. Goeddaeus, eine constituirende Versammlung verlangt wurde. Die altliberale Partei widersetzte sich aber dem Verlassen des Rechtsbodens mit aller Entschiedenheit; ja nicht einmal eine Auflösung der unter Schefferschen Einflüssen 1847 gewählten Stände wurde vorgenommen, sondern man begnügte sich mit dem Einflusse der Ereignisse und schritt erst in letzter Stunde der gewöhnlichen Landtagsperiode, am 31. October 1848, zur Verabschiedung.

Auch die Aenderungen an der Verfassung selbst, welche man mit diesen Ständen in einhelliger Zustimmung vornahm, beschränkten sich auf wenige Bestimmungen, indem man nur die Beseitigung der schreiendsten Mißstände vor Augen hatte, z. B. die Abstellung der bisherigen oberbefehlshaberischen Thätigkeit des Landesherrn ohne ministerielle Verantwortlichkeit.

Alle Aenderungen wurden übrigens in verfassungsmäßiger Weise nach den strengen Vorschriften des §. 153 der Verfassungsurkunde vorgenommen, welcher „entweder völlige Stimmeneinhelligkeit der auf dem Landtage anwesenden ständischen Mitglieder, oder eine, auf zwei nach einander folgenden Landtagen sich aussprechende Stimmenmehrheit von drei Vierteln derselben“ erfordert.

Auf die letzte Weise kam namentlich das sogenannte Wahlgesetz vom 5. April 1849 auf den Landtagen von 1848 und 1849 zu Stande.

Dies Gesetz griff etwas tiefer in die Bestimmungen der Verfassungsurkunde selbst ein, indem es unter dem Einflusse der deutschen Grundrechte die erblichen und bevorrechteten Landstandschaften aufhob und solchergestalt die Zusammensetzung der Landesvertretung erheblich änderte. Es fielen also die Prinzen und Standesherrn, der Erbmarschall, die Stifter, die Universität und die verschiedenen Ritterschaften hinweg; dagegen blieben die sechzehn Vertreter der Städte und die sechzehn Abgeordneten der Landgemeinden. Statt jener bevorzugten Klassen, von denen einige, z. B. die Landstandschaften der Prinzen, erst durch die Verfassung von 1831 eingeführt worden waren, wurden sechzehn

Digitized by Google

Abgeordnete von Höchstbesteuerten, wobei natürlich nur directe Steuern, nämlich Grund-, Gewerbe- und Klassensteuer in Betracht kamen, hinzugefügt. Auf je tausend Seelen des Bezirks sollte ein Wähler kommen. Man glaubte damit ein neues conservatives Element zu gewinnen, auch, so viel noch nöthig erschien, dem Art. 14 der Bundesakte zu ensprechen. Zugleich forderte man für jeden Wähler neben völliger Unbescholtenheit auch Selbständigkeit; als selbständig sollten aber diejenigen gelten, welche „als Ortsbürger oder Beisitzer einen eignen Haushalt führen und nicht in Kost und Lohn eines andern stehen, sowie diejenigen, welche eine directe Steuer entrichten." Vor allen Dingen aber wurde, um bei Wählern und Gewählten die nöthige Einsicht und Gemessenheit zu sichern, für beide ein dreißigjähriges Alter verlangt. Die Wahl geschah durch directe öffentliche Abstimmung zu Protokoll.

Durch §. 1 dieses neuen Wahlgesetzes wurde das alte von 1831, sammt den §§ 63, 66, 67, 68, 76 der Verfassungsurkunde von 1831 für aufgehoben erklärt und zugleich bestimmt, daß das neue Gesetz gleich dem frühern ein „Bestandtheil der Staatsverfassung" sein solle.

Bei der ersten Berathung des Gesetzes ergab sich zwar eine Meinungsverschiedenheit über die Frage, ob ein Beurlaubter im Sinne des § 153 der Verfassung als anwesend oder abwesend (auf dem Landtage) zu betrachten sei; allein Regierung und Stände kamen in der Auslegung überein, daß ein solcher nicht zu den Anwesenden zu zählen sei, und so ward das Gesetz unterm 5. April 1849 vom Landesherrn vollzogen und verkündigt, ohne daß irgend ein Widerspruch erfolgte. Insbesondre hatten die bevorzugten Klassen, namentlich die ritterschaftlichen Vertreter, an dem Zustandekommen des Gesetzes den wesentlichsten Antheil, indem nur durch sie die Dreiviertelmehrheit herbeigeführt wurde, da auf beiden Landtagen die demokratischen Bestandtheile der Kammern wegen der Höchstbesteuerten ꝛc. beharrlich gegen das Gesetz waren. Namens der Standesherrn hatte der Graf von Isenburg eine eigne Denkschrift an die Ständeversammlung von 1848 zu 1849 gerichtet, worin er die wiederholte Annahme des Gesetzes dringend empfahl. Auch im Uebrigen erfolgte keine Einsprache. Die Regierung ließ sofort neue Wahlen darnach ausschreiben, und selbst Hassenpflug hat nach der von ihm bewirkten Auflösung der Stände im Sommer 1850 Neuwahlen darnach vornehmen lassen. Auch ist noch ganz kürzlich in der amtlichen Kasseler Zeitung von einer zweifellosen Regierungsfeder das Bekenntniß abgelegt worden, daß das fragliche Wahlgesetz „auf verfassungsmäßigem Wege" und in „constitutioneller Weise" zu Stande gekommen sei. Es kann mithin nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß jenes Gesetz in rechtsgiltiger Weise erlassen worden ist, und daß es als Bestandtheil der Landesverfassung nach ausdrücklicher Vorschrift des § 1 „nur auf dem in § 153 der Verfassungsurkunde vorgesehenen Wege abgeän-

Digitized by Google

dert werden" konnte. Weder die Regierung noch der neuhergestellte Bundestag war zu einer Beseitigung desselben ohne ständische Mitwirkung berechtigt, da es mit der Verfassung in anerkannter Wirksamkeit bestand und folglich nach Art. 56 der wiener Schlußakte „nur auf verfassungsmäßigem Wege" wieder abgeändert werden durfte.

Gleichwol hat die Regierung in Folge Bundesbeschlusses vom 27. März 1852 unterm 13. April desselben Jahres Verfassungsurkunde und Wahlgesetz „außer Wirksamkeit" gesetzt und eine provisorische Verfassung nebst Wahlordnung als „Gesetz" verkündet, ohne irgend eine landständische Zustimmung einzuholen. Es ist nicht nöthig, die Veranlassung und die Folgen dieses eigenthümlichen Verfahrens näher zu erörtern. Alle Welt weiß, daß Hassenpflug außerordentliche Geldmittel und Steuerbewilligungen verlangte, ohne die verfassungsmäßige Vorbedingung einer Budgetvorlage erfüllt zu haben; daß man die Ablehnung dieses unstatthaften Ansinnens „Steuerverweigerung", die Nichtbefolgung der verfassungswidrigen Steuerausschreiben „Aufruhr" und die Unterdrückung des nicht vorhandenen Aufruhrs durch Vernichtung des ganzen Verfassungsrechts „Bundeshilfe" nannte. Alle Welt weiß auch, daß dies alles geschehen ist, nicht weil sich mit den kurhessischen Verfassungsgesetzen nicht regieren ließ, sondern, weil man die preußische Union, an welcher die Stände festhielten, vernichten wollte, weil sich's um Herstellung des Bundestags, um den vollsten Sieg der Reaction handelte.

Es ist auch bekannt, daß es der kurhessischen Regierung unter der Herrschaft eines vierjährigen Kriegszustandes durch Versprechungen, Drohungen, Ausstoßungen, Aenderungen der Grundlagen des Wahlgesetzes u. s. w. endlich gelang, die vom Bundestage angeordnete „Erklärung" Seitens der Hassenpflug'schen „wirklichen Stände" herbeizuführen. Indessen war dieselbe von der Art, daß die Regierung im Sommer 1858 eine ganze Reihe von Einwendungen dagegen erhob, welche sie mit Hilfe der Bundesversammlung zur Geltung zu bringen gedachte. Allein ehe dies Vorhaben gelang, nahm die zweite Kammer im Oktober 1859 und Februar 1860 ihre Erklärung zurück und verlangte die Herstellung der Verfassung von 1831. Gleichzeitig machte Preußen am Bundestage die Ansicht geltend, daß diese Verfassung nur provisorisch außer Wirksamkeit gesetzt, nicht aber definitiv aufgehoben worden sei, und daß die Rückkehr zu derselben nicht nur nach den vorliegenden Bundesbeschlüssen zulässig, sondern auch „eben so sehr durch praktische Gründe, wie durch die Achtung vor dem Recht geboten" erscheine. Es beantragte daher eine weitere Prüfung vom Ausschusse in der angedeuteten Richtung, wobei insbesondre auch die Frage in Betracht gezogen werden könne, ob „vielleicht in den Zusätzen der Verfassung aus den Jahren 1848 und 1849 und dem

Digitized by Google

Wahlgesetze selbst Verfassungswidrigkeiten enthalten seien, welche es möglich machen, diese von vornherein außer Wirksamkeit zu lassen."

Preußen schien also nicht abgeneigt zu sein, das Wahlgesetz von 1849 wegen „Verfassungswidrigkeiten" als nichtig und mithin die dadurch beseitigten Bestimmungen von 1831 als noch in Kraft seiend zu betrachten, wenn im Uebrigen seine Anschauung Billigung gefunden hätte. Diesem Umstande soll es hauptsächlich zuzuschreiben sein, daß auch in Kurhessen das Wahlgesetz von 1849 nicht besonders betont, sondern nur unter den allgemeinen Ausdrücken „das Verfassungsrecht von 1831" oder „das alte Verfassungsrecht" mitbegriffen wurde. Auch mag bei manchem die Hoffnung bestanden haben, durch Rückkehr zum Wahlgesetze von 1831 die erste Kammer für ein gemeinsames Wirken behufs Herstellung der Verfassung von 1831 zu gewinnen. Allein weder der Bundestag noch die erste Kammer ließ sich zur Betretung des von Preußen bezeichneten Weges, um eine „beruhigende Erledigung" der Verfassungssache herbeizuführen, bereit finden. Vielmehr hielt die letztere an der „Erklärung" auf die Verfassung von 1852 fest, und der erstere faßte am 24. März 1860 unter dem Widerspruche Preußens und einiger kleinern Staaten den Beschluß, daß die kurhessische Regierung aufzufordern sei, nach Maßgabe jener Stände-Erklärung und des Bundesausschußberichts, ein endgiltiges Staatsgrundgesetz nebst Wahlordnung für das Kurfürstenthum zu erlassen.

In Folge dessen wurde am 30. Mai 1860 eine dritte Verfassung mit Wahlgesetz verkündigt, und am 2. Juli die Anordnung neuer Ständewahlen darnach getroffen. Damit hörte die Aussicht auf, durch Vermittlung Preußens am Bundestage das alte Verfassungsrecht hergestellt zu sehen. Auch sprach der preußische Minister des Auswärtigen, Herr v. Schleinitz, im Berliner Hause der Abgeordneten es geradezu aus, daß nunmehr das kurhessische Volk sich zunächst selbst zu entscheiden habe. Eine solche Selbstentscheidung ist in unzweideutigster Weise erfolgt. Bereits unmittelbar nach Verkündigung der Maiverfassung wurden von allen Seiten, selbst von einzelnen Gehöften der entlegensten Landestheile, Verwahrungen gegen die neue Ordnung der Dinge laut. Zugleich wurde nunmehr mit klarer Entschiedenheit der strenge Rechtsboden hervorgekehrt und festhalten. Nicht blos die Kasseler Obergerichtsanwälte und die ihnen beitretenden Anwälte in allen Landestheilen, sondern auch die vornehmsten Stadtbehörden und Wahlkörperschaften sprachen es offen aus, daß nur durch Rückkehr zum Wahlgesetze von 1849 der Rechtszusammenhang wieder gewonnen und gegen alle Anfechtung gewahrt werden könne. Während die Urwähler mit dem Rechtsvorbehalte zur Wahl schritten, daß daraus keine Anerkennung der neuen Verfassung und kein Aufgeben der alten gefolgert werden solle ꝛc. machten die Wahlmänner den Abgeordneten unter gleichem Vorbehalte besonders zur Pflicht, auf Herstellung der Ver-

Digitized by Google

fassung von 1831 und auf Berufung einer Ständeversammlung nach dem Gesetze vom 5. April 1849 nach Kräften zu dringen. Es erscheint dies um so bedeutungsvoller, je beschränkter die Gesichtspunkte sind, nach welchem das Maiwahlgesetz die Wahlkörperschaften gebildet hat, und je gewichtsvoller der Umstand in die Waagschale fällt, daß die bevorrechtete Wählerschaft der Höchstbegüterten oder der großen Grundbesitzer, die allein 16 Abgeordnete stellen, durch das Verlangen nach Rückkehr zum Wahlgesetze von 1849 ihr eignes Todesurtheil ausgesprochen hat.

Die eben zusammentretende zweite Kammer der neuen Stände hat daher schon von den Wählern und nebenbei auch von der Stimmung und der öffentlichen Meinung des ganzen Landes ihren Standpunkt in Betreff der Verfassungsfrage angewiesen erhalten. Ihre Aufgabe kann keine andere sein, als nach Art von Vertrauensmännern die Ansichten und Wünsche des Landes kund zu geben, demnach auf Herstellung des alten Rechtszustandes und namentlich Berufung der rechtmäßigen Landesvertretung hinzuwirken, von den eigentlichen Landtagsgeschäften aber unter Aussprechung der Unzuständigkeit sich gänzlich fernzuhalten. Daß dies in der That geschehen wird, kann kaum noch zweifelhaft sein. Eben so sicher ist es aber auch, daß die neue erste Kammer, gleich ihrer Vorgängerin an den ihr durch die neue Ordnung der Dinge eingeräumten Vorrechten festhalten und namentlich die Ehre eines besondern Herrenhauses oder, wie der Volksmund es ausgedrückt hat, eines Ritter-Häuschens, nicht aufgeben wird. Man kann dies schon aus dem Umstande schließen, daß Seitens der ritterschaftlichen Wahlkörperschaften die frühern Abgeordneten wieder gewählt worden sind und daß man eben so, mit Ausnahme einer Secretärstelle, das Bureau der Kammer in gleicher Weise wie auf dem vorigen Landtage besetzt hat. Erster Vorsitzender ist nämlich Herr v. Milchling, einer der ritterschaftlichen Obervorsteher der Stifter Kaufungen und Wetter und Mitglied der Ritterschaft an der Lahn. Er gilt für einen geübten Juristen, sonst aber für einen ziemlich gewöhnlichen Kopf: er bekleidete früher eine Richterstelle und soll neuerdings darauf bedacht sein, mit dem Vermögen einer schönen und liebenswürdigen Frau, der Tochter eines Kaufmanns, einen geschlossenen Grundbesitz zu erwerben, der ihn befähigen würde, eine der erblichen Landstandschaften zu erlangen, welche in der neuen Verfassung vorgesehen sind.

Zweiter Vorsitzender ist Herr Waitz von Eschen, ein reicher Grund- und Bergwerksbesitzer und Mitglied der Ritterschaft an der Diemel, die er seit einer Reihe von Jahren vertreten hat. Er wohnt gewöhnlich in Kassel und ist auch Bürger der Residenz, hat aber ein Gut zu Winterbühren, was ihn befähigte, rücksichtlich der Tagegelderfrage als ein Auswärtswohnender betrachtet zu werden. In den vierziger Jahren kam er in den Ruf eines libe-

Digitized by Google

ralen Mannes, was aber nicht von Dauer war. Haſſenpflug ſchickte ihn ins Erfurter Parlament; ſpäter iſt er eins der eifrigſten Mitglieder der neuen Ritterkammer geworden und geblieben.

Schriftführer ſind die Herren von Heßberg und von Münchhauſen, Abgeordnete der Ritterſchaften an der Schwalm und im Schaumburgiſchen. Der letzte iſt erſt dies Mal ſtatt des bekannten Herrn v. Edelsheim, des Vertreters der Hanauer Adelsfamilien, gewählt worden, was in ſofern beſonders bemerkenswerth iſt, als v. Edelsheim, das begabteſte Mitglied der Kammer, auf dem vorigen Landtage wiederholt vermieden hat, in der Verfaſſungsangelegenheit klar Partei zu ergreifen.

Außer dieſen fünf ritterſchaftlichen Mitgliedern ſitzen noch die vier Abgeordneten des Fuldaer reichsunmittelbaren Adels, der Ritterſchaften an der Werra und an der Fulda, und der Stifter Kaufungen und Wetter, nämlich die Herrn v. Geyſo, v. Keudell, Bodo Trott zu Imshauſen und O. Trott zu Solz, in der erſten Kammer. Nimmt man dazu den Erbmarſchall von Riedeſel, welcher Vorſteher der geſammten altheſſiſchen Ritterſchaft iſt, ſo zählt die Kammer zehn ritterſchaftliche Mitglieder, welche den übrigen Beſtandtheilen gegenüber als eine geſchloſſene und ſtändige Mehrheit erſcheinen, und zwar um ſo mehr, als ein Theil der übrigen Mitglieder nur ſelten an den Verhandlungen Theil nimmt und die Kammer ſchon bei zwölf Anweſenden beſchlußfähig iſt.

Zu den übrigen Beſtandtheilen gehören die Prinzen des kurfürſtlichen Hauſes für eine jede apanagirte Linie, ferner die Häupter der ſtandesherrlichen Familien, ſodann der Vicekanzler der Univerſität Marburg, der katholiſche Biſchof von Fulda und die drei proteſtantiſchen Superintendenten zu Kaſſel, Marburg und Hanau. Dieſe letzten und der Vicekanzler helfen gewöhnlich die Kammer beſchlußfähig machen, während die Prinzen und Standesherrn ſich vertreten laſſen können, aber wiederum nur durch Standesgenoſſen oder durch Angehörige der Ritterſchaften. Es iſt alſo klar, daß die Geſammtheit der Ritterſchaft und des Adels, ja in den meiſten Fällen ſchon die altheſſiſche Ritterſchaft allein, das entſchiedenſte Uebergewicht hat. Zugleich erhellt, daß die erſte Kammer faſt ganz aus den bevorrechtigten Beſtandtheilen der Ständeverſammlung von 1831 gebildet worden iſt. Neu hinzugekommen ſind beſonders die drei Superintendenten und der katholiſche Landesbiſchof, welcher ſich aber beharrlich fern hält.

Die zweite Kammer beſteht, wie die Ständeverſammlungen von 1831 und 1849, aus 16 Abgeordneten der Städte und 16 Abgeordneten der Landgemeinden; ſtatt der bevorrechteten Mitglieder von 1831 und der 16 Höchſtbeſteuerten von 1849 ſind 16 Vertreter von Höchſtbegüterten oder großen Grundbeſitzern, welche weder zur Ritterſchaft noch zu den Gemeindebehörden

Digitized by Google

gehören, eingeführt worden. Diese Grundbesitzer müssen wenigstens 200 Acker an Gärten, Wiesen und Feldland im Eigenthum haben und sonst die allgemeinen Wählereigenschaften, namentlich ein dreißigjähriges Alter besitzen. Die Zahl der Berechtigten betrug bei der letzten Wahl 93; davon waren 65 erschienen, so daß auf je vier Wähler ein Gewählter kam; 54 davon unterzeichneten eine Rechtsverwahrung, worin besonders auch das Wahlgesetz von 1849 vorbehalten und die Hinwirkung auf Einberufung einer „verfassungsmäßigen Landesvertretung" zur Pflicht gemacht wurde.

Die Wahlkörperschaften der Städte bestehen zur Hälfte aus dem Ortsvorstande und den Mitgliedern der Gemeindebehörden, zur Hälfte aus den Höchstbesteuerten. Darnach beträgt z. B. in Kassel, einer Stadt von 38,000 Einwohnern, die Zahl der Wähler 122, welche 16 Wahlmänner zur Ernennung von 2 Abgeordneten zu wählen haben. In den Landgemeinden haben nur die Mitglieder der Gemeindebehörden ein Wahlrecht. Dabei ist zu bemerken, daß alle Wahlkörper nur aus ihrer Mitte wählen dürfen, und daß die Regierung durch eine einseitig erlassene landesherrliche Verordnung von 1853 das Recht erhalten hat, von den Gemeindebehörden, sowol in den Städten als in den Dörfern, Jeden fern zu halten, von dem sie annimmt, daß er in irgend einer Weise „eine feindselige Gesinnung gegen die Staatsregierung" gezeigt habe.

Wie wenig eine solche Landesvertretung und solche Wahleinrichtungen dem Lande zusagen können, leuchtet ein. Zugleich wird aber auch klar, welche Bedeutung alle die Verwahrungen, Rechtsvorbehalte und Erklärungen haben müssen, welche von solchen Wahlkörpern und Gewählten zu Gunsten des alten Verfassungsrechts ausgegangen sind und noch ausgehen werden. In vielen Städten und ebenso in mehrern Landbezirken ist mit völliger Einstimmigkeit verfahren worden; so namentlich in Kassel, wo nur ein einziger Urwähler ohne Vorbehalt wählte, und wo die 16 Wahlmänner ihren Abgeordneten Hartwig und Nebelthau, welcher letztere Präsident der zweiten Kammer geworden ist, einhellig zur Pflicht machten, nach Kräften für Herstellung der Verfassung von 1831 und für Berufung einer Ständeversammlung nach dem Wahlgesetze von 1849 zu wirken. Gleiche Entschiedenheit zeigte sich in Hanau, Marburg, Hersfeld, Schmalkalden ꝛc. In den Landgemeinden der Grafschaft Schaumburg wählten die sämmtlichen Wahlmänner, fast durchgängig Bürgermeister, ohne eine einzige Ausnahme mit Vorbehalt des Verfassungsrechts von 1831.

Sonach kann Niemand mehr zweifeln, daß das Land mit aller Entschiedenheit am alten Rechte festhält. Es ist aber auch sonnenklar, daß der Rechtsboden nicht anders wieder gewonnen und nicht anders gegen spätere Anfechtungen gesichert werden kann, als daß man zu dem rechtsgültig entstande-

Digitized by Google

nen, aber niemals rechtsgültig aufgehobenen Wahlgesetze vom 5. April 1849 zurückkehrt und mit einer darnach gewählten Versammlung diejenigen Aenderungen an der Verfassung und am Wahlgesetze selbst in verfassungsmäßiger Weise vornimmt, die nach dem Bundesrechte für nöthig oder auch nach eignem Ermessen für zweckmäßig erachtet werden mögen. Solche Aenderungen könnten z. B. in der Herstellung der erblichen Landstandschaften der apanagirten Prinzen und der Häupter der Standesherrn, in der Umwandlung der Höchstbesteuerten in höchstbegüterte Grundbesitzer, in der Beseitigung der mündlichen und direkten Wahl u. s. w. bestehen. Es scheint auch nicht zweifelhaft, daß sich das Land mit aller Bereitwilligkeit zu dergleichen Aenderungen, sofern sie nur irgend in gerechtfertigter Weise gefordert werden mögen, verstehen und demgemäß wählen würde, vorausgesetzt freilich, daß bald und mit aufrichtigem Herzen der bisherige Weg verlassen und zur gesetzlichen Erledigung des Streits die Hand geboten wird. Daß dies von der Regierung geschehen kann, ohne irgend das eigne Recht und die eignen Pflichten zu verletzen, ohne der Würde, ohne der Klugheit, ja ohne selbst den materiellen Interessen zu nahe zu treten, ist so oft gezeigt worden und liegt so sehr auf der flachen Hand, daß es keiner Ausführung mehr bedarf. Der gewöhnliche Einwand, das Gesetz von 1849 sei „zu demokratisch", ist theils ungegründet, theils ohne rechtliche Bedeutung. Auf dem Rechte, ruht aber die ganze Kraft der Verfassungsbewegung; auf endliche Sühnung des verletzten Rechtsbewußtseins muß das Streben der Verfassungsfreunde ohne Unterlaß gerichtet sein und bleiben. Findet man Aenderungen nothwendig oder ersprießlich, so bietet sich in dem allgemeinen Wunsche des Landes nach friedlicher Erledigung der langjährigen Wirren das Mittel und die Möglichkeit, sie auf gesetzmäßige Weise vorzunehmen. Läßt man aber rechtmäßige Gesetze jetzt verfassungswidrig bei Seite, so werden sie Fahne einer neuen Partei werden, und was würde man den Forderungen dieser neuen „Demokraten" demnächst entgegenzusetzen haben? — Rechtsgründe gewiß nicht!

Allem Anscheine nach wird die eben zusammengetretene zweite Kammer sich für sofortige Rückkehr zur Verfassung von 1831 und zum Wahlgesetze von 1849 aussprechen und selbst jede landständische Thätigkeit versagen. Möge die Regierung diesen Ruf nicht überhören! und möge Deutschland, möge Preußen ihn unterstützen! Dr.

Digitized by Google

Militärische Bilder aus dem Kirchenstaat.

1. Die päpstliche Armee unter Lamoricière.

Die folgenden Mittheilungen gingen uns von einem deutschen Offizier zu, der vier Jahre im Heere des Papstes diente, und wir bringen sie als Ergänzung dessen, was General Lamoricière selbst in diesen Tagen über seine Wirksamkeit und die Ursachen seines Mißgeschicks im Römischen veröffentlicht hat.

Aus seiner Darstellung ging hervor, daß die rasche Ueberwältigung der päpstlichen Armee im freien Felde und die schnelle Einnahme der Festung Ancona keineswegs allein durch die Uebermacht der Piemontesen, von der die Verblendung unsrer reactionären Blätter so viel Geschrei machte, sondern ebenso sehr dadurch herbeigeführt wurde, daß, wie Alles im Kirchenstaat, auch das Heer auf schwachen Füßen stand und keinen Boden im Volke hatte. Lamoricière hatte gethan, was er konnte, er hatte sehr viel gethan. Aber er war eben, von der Regierung nicht genug unterstützt, von dem Volke bei jeder Gelegenheit verlassen und getäuscht, nicht entfernt im Stande gewesen, so viel zu thun, als nöthig war. Auf seine Bitten um Geld erhielt er unzureichende Summen, und diese gingen andere Wege, als die nächsten, sodaß die Soldaten sich bei ihren Märschen selbst helfen mußten, wodurch der Haß der Bevölkerung gegen die Armee noch gesteigert wurde. Bei der Verproviantirung Ancona's mußte man sich in Ermangelung „gutgesinnter" Bürger an Lieferanten wenden, die den Sieg der Gegner wünschten, und die, als die Belagerung begann und der Befehlshaber der Belagerten das bestellte Mehl verlangte, zur Antwort gaben, es sei in den Mühlen vor der Stadt, die bereits in den Händen der Piemontesen waren. Dann aber war auch auf die Soldaten kein rechter Widerstand zu bauen. Wir haben viel von den heldenmüthigen Angriffen der Päpstlichen bei Castelfidardo hören müssen, und die katholische Kirche hat die dort Gefallenen als eine Schaar von Märtyrern gefeiert, ihnen Katafalke errichtet, ihren Seelen prächtige Todtenfeste veranstaltet und sie fast unter die Heiligen versetzt. Die Wirklichkeit war anders. Abgesehen davon, daß gemiethete Märtyrer eine neue Gattung sind, und abgesehen auch davon, daß sie für die Erhaltung fauler, verrotteter Zustände, für die Nacht und gegen den anbrechenden Tag kämpften und starben, kommt sehr vielen von ihnen nicht einmal das Prädicat tapferer Leute zu. Die Italiener unter ihnen neigten zu ihren Landsleuten im gegnerischen Lager und bethätigten dies dadurch, daß sie bei Gelegenheit auf ihre eignen Kameraden feuerten. Lamoricière meint in dieser Beziehung, es sei nichts ganz Ungewöhnliches, daß eine Truppe im Treffen einmal auf die eignen Leute schieße.

Digitized by Google

aber hier habe das Feuer doch zu lange gedauert, als daß ein Versehen angenommen werden könnte. Die Fremden waren im Allgemeinen wenig besser. Zum guten Theil in Uniform gesteckte Bummler, hielten sie sich der Mehrzahl nach schlecht im Feuer.

Alles das konnte der französische General wo nicht vor seiner Abreise von Belgien nach dem Kirchenstaat, doch bald nach seiner ersten Inspectionsreise im Römischen selbst ahnen. Wenn er blieb, so mögen ihn irgendwelche andere Gründe zurückgehalten haben. Gründe aus dem Vertrauen auf die eigne Kraft des Papstes waren es gewiß nicht. Daß er einen in frühern Feldzügen wohlerworbenen Ruf verloren hat, mag ihm und seinen Landsleuten schmerzlich sein. Wir haben keinerlei Ursache, ihn dafürs zu bemitleiden. Wer einen guten Namen an eine schlechte Sache wagt, dem geschieht nur sein Recht, wenn er ihn darüber einbüßt. Von den Dornen liest man keine Feigen, aus Schlamm macht man keine Schwerter, aus faulen Bäumen zimmert man keine Schiffe. Lamoricière hat es versucht, und ist darüber zum Don Quixote geworden. Der Dornbusch gab ihm eine blutige Ohrfeige, der Schlamm eine Waffe, die schon beim Ausholen zerbrach, der faule Baum ein Fahrzeug, das beim ersten Sturm sammt dem Ruf seines Führers zu Grunde ging. Habeat sibi, und möge es Seinesgleichen allenthalben ebenso ergehen!

Wir geben nun den Bericht unsres Offiziers über den Versuch Lamoricières mit der Reform des päpstlichen Heeres, dem später Notizen über die Belagerung Anconas folgen sollen:

Bis gegen Ende 1859 bestand die päpstliche Armee nur aus zwei Regimentern italienischer Linien-Infanterie mit einem dazu gehörigen Bataillon Jäger, zwei sechspfündigen Fußbatterien, jede zu sechs Geschützen, einem Regiment Dragoner zu vier Schwadronen, zusammen 600 Pferde, ferner aus der 4000 Mann starken Gendarmerie, endlich aus den zwei Fremden-Regimentern, in welche letzteren die Regierung das meiste Vertrauen setzte. Außerdem existirten noch zwei Bataillone Halb-Invaliden und eine Compagnie Invaliden.

Trotzdem diese Armee höchstens 12,000 Mann stark war, kostete sie doch dem kleinen Staate verhältnißmäßig ein ungeheures Geld, einmal, weil sie angeworben war, dann weil die Besoldung gegenüber den andern Armeen ziemlich hoch stand, endlich aber, weil die ganze Heeresadministration, als höchst verwickelt und unpractisch, eine sehr bedeutende Anzahl höherer und niederer Beamten nothwendig machte, welche zum großen Theil besser für ihren eignen Vortheil als zum Wohle der Armee und des Staates zu manipuliren wußten.

In Bezug auf ihre Treue entsprachen diese Truppen ebenfalls nicht den Anforderungen, welche man mit Recht an Soldaten stellen kann. Sieht man

Digitized by Google

vollständig ab von der alten Erfahrung, daß in der Fremde geworbene Truppen niemals, oder doch nur in seltenen Fällen, die Ergebenheit gegen ihren Kriegsherrn haben können, wie sie die Kinder eines Landes ihrem angestammten Souverän und ihrem eigenen Vaterlande erweisen werden, (das Beispiel Friedrichs des Großen paßt nur so weit, als die betreffenden Fürsten auch große Männer sind) so kam hier hinzu, daß die päpstliche Regierung Vieles verabsäumte, um ihre geworbenen Truppen an sich zu fesseln.

Die Italiener, der größere Theil der Armee, waren zunächst den Wühlereien der geheimen revolutionären Vereine sehr zugängig und konnten andrerseits keine besondere Neigung zu einer Regierung besitzen, welche von dem falschen Principe ausging, bei jeder Gelegenheit ihre nichtitalienischen Soldaten zu bevorzugen. Ein Fremdensoldat erhielt bei seinem Engagement fast doppelt so viel Handgeld als ein Eingeborner; sein täglicher Sold war um einen Bajocco (gleich ½ Sgr.) höher als der des letztern; sogar in der Bekleidung waren die Ausländer besser gestellt, als die Italiener, und endlich wurden jene ihnen auch im Avancement und bei jeder Art von Auszeichnung vorgezogen. Bei dem Abscheu, den jeder Italiener vor dem Soldatenhandwerk hat, bei der Verachtung, welche er bisher sogar gegen die Uniform hegte, kann man sich leicht denken, daß nur im äußersten Nothfall ein Italiener sich in die päpstliche Armee einreihen ließ, und so kann man sich eine Vorstellung machen, aus welchen unzuverlässigen Elementen der italienische Theil derselben bestand. Eine Ausnahme hievon war jedoch die 4000 Mann starke Gendarmerie (Carabinieri), eine Elitentruppe, theils zu Pferde, theils zu Fuß, sehr gut besoldet, welche das eigentliche land- und stadtpolizeiliche Sicherheitsorgan bildete. Da dieselben als Spione und Schergen der Regierung mehr noch als alle übrigen Heerestheile gehaßt wurden, so kamen sie nur auf dienstlichem Wege mit dem Volke in Berührung, und Folge davon wieder war, daß die Gendarmerie bis zu Ende die treuste Truppe des Papstes blieb.

Die Fremdentruppen, vom Volke fälschlich Schweizer genannt, bestanden aus sehr verschiedenen Nationalitäten: deutschen, französischen und italienischen Schweizern aller zweiundzwanzig Cantone, kaiserlichen Franzosen, kaiserlichen, königlichen und herzoglichen Deutschen aus allen Gauen, einigen Spaniern und Belgiern, und in der allerletzten Periode auch aus Ungarn, Polen und Croaten. Dieses zusammengewürfelte Corps rekrutirte sich aus drei Werbedepôts: Feldkirch in Vorarlberg, Pontarlier und Marseille in Frankreich. Diese Depôts wurden von den betreffenden Regierungen stillschweigend geduldet; auf jedem derselben befand sich ein Werbeoffizier mit zwei bis drei Unteroffizieren, welche auf unglückliche Leute so zu sagen angelten. Namentlich lieferte Feldkirch in Vorarlberg vermöge seiner günstigen Lage in der Nähe der Schweiz, Würtembergs, Badens, Bayerns und Tirols die reichste Beute,

Digitized by Google

meistens mittellose oder arbeitsscheue Handwerksburschen, die sich dahin verirrten, junge und alte Verbrecher, die sich dahin flüchteten, und Abenteurer, welche entweder ihr Glück versuchen wollten, oder solche, die bereits drei oder vier Herrn gedient hatten und sich jetzt dem fünften verschreiben wollten. Auf diesen Werbedepôts scheute man sich wie bei allen solchen Anstalten vor Unwahrheiten nicht, und malte den Leuten, welche man fangen wollte, ihre italienische Zukunft und zunächst das beim Regiment zu erwartende Handgeld weit glänzender aus, als die Verführten es nachher finden konnten. Damit war der erste Grund zu Mißvergnügen und Mißtrauen gelegt, aber deren gab es noch unzählig viele. — Unter den verschiedenen Elementen, aus denen die Fremdenregimenter bestanden, gab es manchen talentvollen jungen Mann, welcher, nachdem er seinen wahren ersten Lebenszweck verfehlt hatte, doch noch so viel moralische Kraft besaß, sich durch Kenntnisse, Fleiß und dienstliche Brauchbarkeit zum Offizier heranzubilden. Aber bei den Fremdenregimentern des päpstlichen Heeres war ihnen diese Carrière versperrt. Wenn auch den Gesetzen nach ein jeder bis zum Offizier avanciren konnte, so schien dieses Recht dennoch den Schweizern, und unter diesen wieder denen aus den Sonderbundscantonen reservirt zu sein. Der Franzosen und Deutschen, welche es dahin gebracht haben, sind sehr wenige. Die höhern Offiziere hatten fast ohne Ausnahme bereits in den 1849 aufgelösten Schweizerregimentern gedient und sorgten außerordentlich für ihre in der Schweiz residirenden Herren Söhne, Neffen und Vettern. Diese, meist Menschen ohne irgendwelche militärwissenschaftliche Ausbildung, oft selbst ohne Erziehung und Lebensart, Leute, die bisher irgend ein Handwerk getrieben, den Pflug oder den Hirtenstab geschwungen hatten, bedurften zur Erlangung eines römischen Offizierbrevets nur die nöthigen Mittel, um auf ihre Kosten zwanzig bis dreißig Rekruten auf eines der Werbedepôts zu liefern. Sie kamen dann als Offiziere in das Regiment, man machte sie mit den Handgriffen und den nothwendigsten Commandoworten einigermaßen bekannt, und so traten sie nach wenigen Tagen vor die Front eines Pelotons, welches oft genug Gelegenheit hatte, sie hell auszulachen. Aus allen diesen Gründen konnten auch die Fremdentruppen kein Vertrauen auf ihre Führer setzen und trotz der verhältnißmäßig hohen Löhnung keine besondere Liebe zu ihrem Gouvernement haben. Daß das Eine wie das Andere mangelte, gab sich besonders durch die in unzähliger Menge vorkommenden Desertionen kund. Die Behandlung war im Allgemeinen milde, aber höchst willkürlich.

In militärischen Leistungen waren diese Truppen denen einer regulären Nationalarmee nicht entfernt zu vergleichen. Das Reglement und die Bekleidung so wie die Bewaffnung waren genau französisch, nur bei den italienischen Corps waren die französischen Commandoworte ins Italienische übersetzt.

Digitized by Google

Beim Wachdienst hingegen bediente man sich nur des Italienischen, sowie auch das ganze Rechnungswesen in dieser Sprache geführt werden mußte. Da der Hauptzweck der Armee zunächst nur der war, Ruhe und Sicherheit im Lande aufrecht zu erhalten, so waren die Regimenter sehr zerstückelt und in die verschiedenen Städte und Ortschaften detachements- und garnisonsweise vertheilt. So war z. B. das zweite Fremdenregiment, welches noch im Jahre 1859 im Juni die Romagna und die Marken besetzt hielt, über die Städte Faenza, Forli, Cesena, Rimini, Pesaro, Macerata und Fermo vertheilt, also auf eine Strecke von dreißig deutschen Meilen dislocirt. Die militärischen Uebungen beschränkten sich deshalb größtentheils auf das Pelotonsexerziren. Nur selten konnte ein Bataillonsexerziren stattfinden, und wurde ein solches befohlen, so blamirten sich in der Regel Bataillonscommandeur und Offiziere vor ihren Soldaten.

Die Bewaffnung der Infanterie bestand in einem glatten Percussionsgewehr mit Bayonnet und einem Faschinenmesser als Seitengewehr. Die Jäger hatten gezogene Minié-Stutzen, auf welche sie ihr Seitengewehr, den Yatagan, pflanzten. Das Material der Artillerie war ziemlich alt, nach französischem Modell, die Kanoniere trugen Karabiner. Die Dragoner endlich, welche sehr schön beritten waren, führten den Pallasch und 2 Pistolen.

Der nur durch Räuberbanden gelegentlich gestörte Friede, welcher von 1849 bis gegen das Ende 1859 im Römischen geherrscht, hatte ebenfalls viel dazu beigetragen, um in der Armee einen sehr schlaffen und trägen Geist eintreten zu lassen. Die verschiedenen Corps waren gegen einander voll Haß und Neid, im Innern der Regimenter und Bataillone herrschten dieselben Leidenschaften. Von Kameradschaftlichkeit war wenig die Rede. Bei den Fremdenregimentern namentlich waren Zerwürfnisse und Zänkereien aller Art an der Tagesordnung. Die Deutschen vertrugen sich mit den Schweizern nicht, da diese überall vorgezogen wurden; diese unter sich machten ebenfalls Rangunterschiede je nach den verschiedenen Cantonen. Ein Soldat oder Offizier aus Wallis, oder ein Friburger, der den Herrn Obrist oder den Herrn Major zum Nachbar oder Gevattersmann zu haben sich rühmte, galt mehr als ein St. Galler oder ein Berner. Am meisten gehaßt jedoch waren die Franzosen, obgleich sie entschieden unter allen Nationalitäten die beste Kameradschaft zu halten wußten.

Ein besonders schlimmes Zeichen vom Verfall militärischen Geistes war es, daß Jeder den sichersten Weg zum Avancement darin erkannte, wenn er sich zum Spion seiner Vorgesetzten erniedrigte. Machte er den Sbirren, verläumdete er seine Kameraden, schmeichelte er bei den Vorgesetzten, spielte er brav den Scheinheiligen, so wurde er befördert. Auf Kenntnisse und Bildung wurde seitens der Oberoffiziere bei Vorschlägen zur Beförderung selten viel

Digitized by Google

Rücksicht genommen, und die intelligenteren, strebsameren Deutschen brachen sich höchstens zu solchen Plätzen Bahn, wo sie vermöge ihrer rasch erworbenen Sprachkenntniß und ihrer sonstigen Fähigkeiten unentbehrlich waren.

Die Disciplin war äußerst locker. Obgleich jeder Corporal nach französischem Reglement das Recht hatte, den Gemeinen bei Dienstvergehen zu bestrafen, der Sergeant seinerseits den Corporal u. s. w., so wurden diese kleineren Disciplinarstrafen doch, da sie vollkommen willkürlich und oft an der unrechten Stelle angewendet wurden, wenig beachtet. Das gewöhnlichste Laster geworbener Heere, die Trunksucht, herrschte hier in Italien bei billigem Weine und gutem Solde ganz besonders. Trunk an und für sich wurde nicht bestraft, wenn derselbe nicht Anlaß zu andern Vergehen gab. Das provisorische Militär-Gesetzbuch, welches im Jahre 1852 von einer Commission päpstlicher Offiziere ausgearbeitet wurde, hat bis zu Ende bestanden und ist nie durch ein besseres, auf das Recht basirtes, ersetzt worden. Man sprach darin nur von Tod und Galeere; der erstere kam nie zur Ausführung, und die letztere, welche oft auf menschenrechtschänderische Weise an jungen Menschen einer Uebereilung wegen angewendet wurde, verfehlte ihren Zweck; denn ein Bagno war wie im Neapolitanischen so auch im Römischen niemals ein Besserungshaus, sondern eine Verkümmerungsanstalt für Leib und Seele.

Was also die päpstliche Armee vor General Lamoricière hätte leisten können, in wie weit sie ihrem Zwecke entsprochen hätte, falls die italienische Bewegung ein Jahr früher sie erreicht hätte, ist aus dem Gesagten für den Leser leicht ersichtlich.

Als Pius der Neunte und seine Kardinäle die Nothwendigkeit einsahen, der um sich greifenden italienischen Einheitspartei gegenüber sich besser zu rüsten, als bisher, fehlten dazu die beiden wichtigsten Erfordernisse, erstens das Geld und zweitens ein Mann, der gleich Wallenstein im Stande gewesen wäre, im Nu ein Heer zu schaffen und zu organisiren. Für Geld sorgte die katholische Christenheit, welche aus Deutschland, Irland, Spanien und Frankreich nicht unbeträchtliche Summen nach Rom spendete. Den Feldherrn schaffte der damalige Pro-Minister des Krieges, de Merode, welcher in der Person seines früheren Freundes und Kampfgenossen, des in Belgien lebenden ehemaligen französischen Generals J. de Lamoricière ganz den Mann gefunden hatte, welcher jener schwierigen Aufgabe gewachsen schien. Er führte ihn, nachdem es den vereinten Bitten des Freundes und des Papstes gelungen, ihn für den Plan zu gewinnen, aus Belgien, wo der General bisher im Schooß seiner Familie gelebt, wie im Triumphe nach Rom. — General Lamoricière, ein kleiner, untersetzter Mann von einigen fünfzig Jahren, mit einem ziemlich martialischen Gesicht, aus welchem aber trotz des französischen Knebelbartes mehr Güte als Strenge spricht, trat in allen Dingen kurz und ent-

Digitized by Google

schieden auf. Bisweilen aufbrausend, liebenswürdig im Umgange mit Jedermann, kurz und gerecht, wie sich's für den Militär gebührt, ergab er sich mit wärmstem Eifer der Sache, welcher zu dienen er sich einmal verpflichtet hatte. Leider leidet er hin und wieder an der Gicht, die wohl eine Folge seines afrikanischen Soldatenlebens ist. Er übernahm ungesäumt das Obercommando über sämmtliche päpstliche Truppen und verpflichtete sich gegenüber der Regierung, im Zeitraume eines Jahres ein Heer zu gründen, welches, der Größe des Staates angemessen, 30000 Mann stark und hinreichend ausgebildet sein sollte, um die Bürgschaft für die innere Ruhe und Sicherheit des Landes übernehmen, sowie auch revolutionäre Stöße von Außen abschlagen zu können. Dagegen übernahm die Regierung ihrerseits die Verpflichtung, jede dazu erforderliche Geldausgabe ohne Weiters zu bewilligen. Sofort wurden im östreichischen Kaiserstaat außer Wien, wo bereits vorher ein Werbedepôt gegründet worden war, noch in Prag und Triest Depôts eröffnet. Lamoricières Ruf zog verschiedene der damals nach dem italienischen Feldzug entlassenen östreichischen und französischen Militärs an. Ferner stellten sich manche seiner ehemaligen Zuaven bei ihrem alten Scipio Afrikanus ein; dann traten von den kurz vorher aufgelösten neapolitanischen 4 Schweizerregimentern viele Soldaten in den Dienst des Papstes. Endlich meldete sich auch eine nicht unbedeutende Schaar irischer Rekruten, denen später andere Trupps folgten. Der neue General en chef entwickelte eine Thätigkeit, wie sie bis jetzt im Kirchenstaat ungekannt war. Mit fast unumschränkter Vollmacht versehen, hatte er nur ein Wort zu sagen, so folgte auf dem Fuße die Ausführung, während bei den frühern eingerosteten Zuständen das kleinste Project Jahre zu seiner Verwirklichung bedurfte. — Sein erstes Werk war, die bereits bestehenden Truppen zu inspiciren, und hierbei traf er sofort große Veränderungen. Alte, unfähige Offiziere wurden ohne Weiters fortgeschafft, und an deren Stelle traten junge Leute, welche in seiner Gegenwart eine Art Dienstexamen practisch ablegen mußten. Er bestimmte, daß alle neu zu ernennenden Offiziere aus dem Unteroffizierstande der Regimenter hervorgehen sollten, und verwarf das alte System als unmilitärisch und verächtlich. Da er die neu zu organisirende Armee der afrikanischen nachzubilden gesonnen war, befahl er, daß ohne Verzug die Czako's, Waffenröcke und Infanteriesäbelgewehre abgegeben würden, so wie auch einige sonstige überflüssige Kleinigkeiten, welche die Tornister unnütz beschwerten; statt der Tuchhosen wurden für den Sommer leinene eingeführt, und die ganze Armee mit tragbaren Zelten versehen.

Ancona, Viterbo und Perugia waren die eigentlichen Formations-Garnisonen für die neu zu errichtenden Corps, und es entstanden neu: 5 Bataillone Versaglieri, die wir deutsch: östreichische Jäger nennen wollen, 1 Bataillon Carabinieri oder Schweizerjäger, 1 neues Bataillon einheimischer Jäger (Cac-

Digitized by Google

ciatori), 2 Halbbataillone irländischer Infanterie, 1 Bataillon Zuaven und 1 Bataillon Franco-belgico, welches letztere namentlich seiner guten Elemente wegen ein Elitenbataillon genannt werden konnte; die alten Regimenter machte man vollzählig. Die Artillerie wurde von 2 auf 11 Batterien gebracht, von denen 1 schweizerische, 3 rein italienische, 2 rein östreichische, die übrigen 5 gemischt waren, jedoch ebenfalls meist aus Oestreichern bestanden. Für die Artilleriearbeiten entstand 1 Handwerks-Compagnie, für die Hafenvertheidigung Ancona's eine Compagnie Mariniers und für die Festungsbauten eine Genie-Hilfscompagnie. Die Cavallerie endlich, als die Waffe, welche des Terrains wegen im Römischen am wenigsten anwendbar ist, wurde nur durch eine Schwadron österreichischer Chevauxlegers vermehrt. Er selbst, General Lamoricière, erhielt als Leib- und Ehrenwache eine Abtheilung Guiden zu Pferde, französische Herren altadeliger Familien, welche es sich zur Ehre rechneten, ohne Sold im Gefolge des päpstlichen Feldherrn zu dienen und das Faubourg St. Germain in Paris mit dem Strapazenleben eines wahrscheinlichen Feldzuges zu vertauschen. Den Generalstab seiner Armee bildete sich Lamoricière aus einigen der erfahrensten und tapfersten ehemaligen Offiziere der französischen und östreichischen Armee.

Leider mangelte noch vieles an der Bewaffnung der Armee. So war zu beklagen, daß die für die östreichischen Jäger bestellten Stutzen nicht rasch genug geliefert werden konnten. Die Artillerie ferner litt sehr durch die Verschiedenartigkeit des Kalibers ihrer Geschütze, indem dieselben theils Geschenke verschiedener Potentaten, theils alt und gebraucht waren. Deshalb waren die Pulverarbeiten im Laboratorium auch bedeutend erschwert. Die Festungs-Artillerie besaß fast nur alte eiserne Kanonen, von schwerem, aber ebenfalls sehr verschiedenem Kaliber, sodann machte sich namentlich auch Mangel an Wurfgeschützen (Mörsern und Haubitzen) fühlbar.

In der Armee wußte sich General Lamoricière sehr viel Zutrauen zu verschaffen, wozu allerdings sein Name selbst bedeutend beigetragen haben mag. Die Liebe der Soldaten suchte er sich durch materielle Begünstigungen zu erwerben: die Feldzulage wurde als beständig zum Sold gehörig permanent eingeführt, die „vivres de Campagne", zuerst nur für marschirende Truppen, nachher ebenfalls als beständige Competenz des Soldaten betrachtet. Diese vivres de Campagne bestanden in der unentgeltlichen täglichen Lieferung von Kaffee, Fleisch und Wein, welcher letztere im Nothfall auch durch Branntwein ersetzt wurde; hauptsächlich aber wurde der General deswegen verehrt, weil seine militärische Gerechtigkeit einem Jeden, der Fähigkeiten besaß, den Weg zum Avancement oft mit Ueberspringung mehrerer Grade öffnete.

Für die Ausbildung der Truppen zu wahren Feldsoldaten wurde Nichts verabsäumt. Jedes Bataillon, welches neu formirt war, begann sofort zu

Digitized by Google

marschiren, oft wochenlang hintereinander, um sich an die 4—6 deutsche Meilen langen Etappen im Römischen zu gewöhnen, und Sack und Pack im dortigen Clima unter brennender Sonne tragen zu lernen. Die Nacht wurde meistens im Zeltlager zugebracht. Lamoricière ließ dann aus mehreren bereits einmarschirten Truppentheilen größere Uebungslager beziehen und prüfte in größern und kleinern Manövern die Fähigkeiten der Stabs- und Subalternoffiziere, sowie die Ausbildung der Leute. —

In administrativer Hinsicht theilte er das ganze Land in die 5 Militärdivisionen: Viterbo, Perugia, Spoleto, Ancona und Pesaro. In jeder derselben war entweder ein General oder ein höherer Stabsoffizier der militärische Truppenkommandant, während die Unter-Intendanten für die richtige Verpflegung und Kasernirung verantwortlich waren. Wehe dem, dessen Schuld es war, daß nur das Geringste mangelte!

Aber nicht nur in militärischer, sondern auch in staatsbürgerlicher Hinsicht griff der Obergeneral energisch für das Wohl des Staates ein. Er ließ unter Anderm neue Telegraphenlinien legen, beschäftigte arbeitsuchende Leute bei Eisenbahn- und Festungsbauten, bekümmerte sich um die Gasbeleuchtung u. s. w. Für sein einziges festes Reduit, Ancona, that er soviel als irgend möglich war. An den Festungswerken, welche von den Oestreichern nach und nach wieder erneuert und erweitert, jedoch lange noch nicht vollendet waren, beschäftigte er täglich mehrere hundert Arbeiter, theils Militär, theils arme Bürger, und so entstanden als Festungswerke neu unter ihm die Lünette San Stefano und Monte Gardetto, welcher letztere gänzlich geschleift war, ebenso schuf er für die Hafenvertheidigung mehrere verschanzte Strandbatterien. Der Hafen selbst wurde gegen einen Ueberfall feindlicher Schiffe durch eine Riesenkette gesperrt, und in demselben entstand eine kleine Flotille: 4 Fischerbarken wurden zu Kanonierschaluppen, und 2 alte hölzerne Baggerschiffe (Hafenreinigungs-Maschinen) zu schwimmenden Batterien umgewandelt. —

Der General selbst war niemals stabil an einem Orte, sondern verwendete den größten Theil seiner Zeit auf Inspections-Reisen aus einer Militärdivision in die andere. Seinen eigenen Reisewagen benutzend, flog er stets unter Begleitung weniger berittener Gensdarmen von Ort zu Ort, indem er womöglich niemals hin und zurück dem gleichen Wege folgte. In der Regel kam er an, ohne daß die militärischen oder Civil-Autoritäten davon benachrichtigt waren.

Als die Erfolge Garibaldi's im Süden eine Landung seiner Freiwilligen an irgend einem Orte des Kirchenstaates erwarten ließen, und zugleich bei der immer sichtbarer werdenden Gährung im Volke der Ausbruch einer Revolution zu befürchten stand, mußte auch General Lamoricière auf alles gefaßt sein und eine strategische Stellung einnehmen. Rom selbst brauchte nicht beachtet

Digitized by Google

zu werden, da dort die Franzosen standen, und deshalb eine Landung an der Küste des mittelländischen Meeres nicht wohl thunlich war. Der General en chef wählte deshalb mit dem Gros seiner Armee die Stellung in der zwischen Fuligno und Spoleto gelegnen Ebene, von wo er in wenigen Märschen an jedem bedrohten Punkte sein konnte. Im Norden waren lediglich Viterbo und Perugia mit eigentlichen Garnisonen, und Pesaro nur mit einem kleinen Detachement besetzt. In Ancona befanden sich außer den Depôt-Compagnien mehrerer Corps nur 1 und ½ östreichisches Versaglieri-Bataillon, 2 Batterien Feld-Artillerie und die Festungs-Artillerie. In Macerata stand ebenfalls eine kleine Marschbrigade, die aus 2 Jägerbataillonen und einer Feldbatterie zusammengesetzt war. Die Gensdarmerie war über das gesammte Land vertheilt, wie gewöhnlich.

So stand diese kleine Armee, gewiß der Mehrzahl nach voll Vertrauen auf ihren Führer, muthig in eine kriegerische Zukunft blickend, als ihr von einer ganz unerwarteten Seite her der Untergang bereitet werden sollte.

M. v. A.

Preußens Politik.

Die Turiner Note des Herrn v. Schleinitz — bereits so viel besprochen und begutachtet — bezeichnet einen Wendepunkt der öffentlichen Meinung in Deutschland. Sicherlich war das nicht die Absicht Derer, welche die Geschicke Preußens gegenwärtig in der Hand halten. Sie haben kein Unheil ahnend diese Begutachtung einer fremden Politik abgesandt, wahrscheinlich in dem Selbstgefühle, daß es ehrlich und zeitgemäß sei, auch hier eine Ueberzeugung auszusprechen. So mag der preußischen Regierung selbst überraschend gewesen sein, wie dies Aktenstück, und noch mehr die ungeschickten Erläuterungen in der Preußischen Zeitung und leider auch im Preußischen Wochenblatt auf die öffentliche Meinung gewirkt haben. Die Regierung konnte sich in den Augen der Deutschen kaum größeren Schaden thun. Hatte sie denn so feste andere Bundesgenossen gewonnen, daß ihr gleichgültig sein durfte, was alle die von ihr dachten, welche die Interessen und den Beruf Preußens höher und stolzer fassen, als sie selbst? Lag denn so wenig an der Popularität des erlauchten Herrn, welcher jetzt Haupt und Hoffnung der Preußen ist, daß man

Digitized by Google

nicht Alles anwandte, eine Maßregel, die im besten Fall unnütz, aller Wahrscheinlichkeit nach schädlich wirken mußte, zu verhindern?

Es lag den Deutschen nahe genug, diese Note mit der liberalen Stilübung Lord John Russell's zu vergleichen. Auch diese Darlegung eines Standpunktes ist doctrinär genug gehalten, und sowol gegen den Stil, als gegen die logische Fassung der englischen Note wird sich Einiges sagen lassen, aber der Unterschied zwischen beiden Noten ist der, daß die englische Note trotz der Berufung auf Vatel ihrem Stilisten die Herzen von Millionen Engländern und starke Sympathien in dem übrigen liberalen Europa gewonnen hat, während die Note des Herrn v. Schleinitz der preußischen Regierung den letzten Bundesgenossen, auf den sie noch zählen konnte, zu entfremden droht, die öffentliche Meinung Deutschlands.

Das Unglück ist geschehen, und es wird diesem Blatt vor andern erlaubt sein, darüber zu trauern, denn nirgend ist der Eintritt einer neuen Zeit in Preußen mit innigerer Freude begrüßt worden. Wir sehen sehr gut, wie es allmälig so gekommen ist. Bei diesen zahlreichen fürstlichen Besuchen ist das Unvermeidliche geschehen. Es sind nirgend Verpflichtungen eingegangen worden; aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist in den erlauchten Fürstenfamilien lebendiger geworden, und die humanen Rücksichten, welche ein Souverän auf das Wohl und Wehe des andern zu nehmen veranlaßt ist, haben auch in Preußen eine gewisse höhere Bedeutung gewonnen. Wir waren so voll von dem Gedanken, uns im nächsten Frühjahr mit einem Nachbar raufen zu müssen, und suchten so angelegentlich einen Alliirten für diesen Defensionskrieg, daß wir deshalb zuvorkommend gegen alte Gegner wurden und bereitwillig lügenhafte Beleidigungen verziehen, für welche eine Genugthuung uns noch nirgend geworden ist. Das Resultat von alle dem liegt jetzt vor Jedermanns Augen. Je zuvorkommender und angelegentlicher Preußen sich zeigte, desto höher stiegen die Ansprüche der Andern. An eine Einigung in den militärischen Fragen auf den alten Grundlagen ist nicht mehr zu denken. Die deutschen Kräfte sind in größerer Desorganisation als je. Sogar die Ohnmacht Oestreichs hat der preußischen Regierung nicht genützt.

Was in Italien jetzt vorgeht, ist höchst ungesetzlich, das weiß ein Jeder. Und jeder Unbefangene empfindet auch, daß es die natürliche bittere Folge ist von einem höchst gesetzlosen, rechtlosen, schauderhaften und nichtswürdigen Mißregiment, welches auf zwei Drittheilen des jetzt annectirten Terrains lastete. Es ist aber für die Beurtheilung der italienischen Zustände durch die preußische Regierung ganz gleichgültig, ob die Mitglieder der Regierung mehr als Conservative oder mehr als Liberale empfinden, ob eine zufällige Mischung von geistigem Inhalt, Temperament und Vorurtheilen sie mehr geneigt macht, das Unglück der geworfenen Dynastien zu bedauern, oder das alte Unglück der

Digitized by Google

verdummten und verwilderten Völker. Wir würden uns freuen, wenn die Minister Sr. Königlichen Hoheit so viel protestantischen Sinn und so viel liberale Wärme hätten, daß ihnen die altheidnischen Greuel am Feste des heiligen Januarius und der heiligen Rosalie lebhaften Widerwillen einflößten, und daß ihnen die Handhabung der Rechtspflege im Mortara-Fall und in den Kerkern Neapels als schändlich und ruchlos erschienen wäre. Aber, wie gesagt, auf die Kälte und Wärme der Empfindung kommt es für den preußischen Politiker bei den großen italienischen Fragen gar nicht an. Er hat keine Verpflichtung, in Italien politische Moral zu predigen, ja er hat vielleicht gar kein Recht, den Italienern seine Moral, die ihm aus ganz anderen Culturverhältnissen erblüht ist, aufzudrängen. Er hat den dortigen Kampf zu betrachten, etwa wie ein Naturereigniß, und nur zu fragen: welcher Nutzen oder Schaden kann hieraus für Preußen kommen? Die Antwort auf diese Frage, kalt und unbefangen gestellt, darf keinen Augenblick zweifelhaft sein. Preußen ist in seinem Wesen ein protestantischer Staat, seine ältesten und gefährlichsten Gegner sind Frankreich, Oestreich und die römische Hierarchie, sie, der Alp aller deutschen Confessionen, zumeist des Katholicismus selbst. Eine Bewegung, welche dem Papstthum die Wurzeln seiner hierarchischen Existenz abschneidet, eine Bewegung, welche das Ziel hat, das alte Jagdgebiet von Frankreich und Oestreich in einen großen Staat umzugestalten, der die Interessen von 20 bis 25 Millionen Menschen umfaßt, eine solche Bewegung war, moralisch oder nicht, legitimistisch oder republikanisch, so sehr im höchsten Interesse Preußens, daß sie vielleicht auf die warmen Sympathien der Regierung, in jedem Falle auf ein stilles wohlgeneigtes Urtheil zu rechnen hatte.

Aber diese Bewegung trat zugleich als eine französische auf, unedel, abenteuerlich erkaufte sich die sardinische Regierung die eigennützige Hilfe eines Stärkern durch Abtretung ihrer ältesten Territorien; und grade diese Abtretung hat die Spannung zwischen Frankreich und Preußen hervorgerufen, sie hat in unerhörter Weise alte Verträge verletzt, die Existenz der Schweiz gefährdet, einer frechen Willkür momentaner Macht Thor und Thür geöffnet. Nun wir meinen, ein Preuße sollte auf solchen Einwurf antworten: Um so besser für uns. Denn die Freundschaft zwischen Sardinien und Frankreich, welche durch so unerhörte Verletzung der italienischen und europäischen Interessen zusammengekittet wurde, hat eine sehr unsichere Grundlage. Daß Sardinien nicht ohne einen Beisatz von Unehre zu so großer Erhebung kommen konnte, gibt diesen Staat bei geschickter Behandlung in unsere Hand. Daß Napoleon die größte Thorheit seines Lebens beging, als er Savoyen und Nizza annahm, legt uns einen Hebel in die Hand, womit wir seinen Einfluß in Italien zu lockern, einst vielleicht in die Luft zu schleudern haben. Daß aber die Wunde Savoyen und Nizza durch ganz

Digitized by Google

Italien brennen würde, und nicht am wenigsten in der Seele Victor Emanuels, das war schon bei dem Frieden von Villafranca nicht zu verkennen. Und als vollends Garibaldi auftrat und den Franzosen offen trotzte, da wurde greifbar, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo Preußen activ in die Politik Italiens einzugreifen hatte. Nur gezwungen durch die oppositionelle Haltung Preußens und Englands, sowie durch die Sympathien seines Heeres und Volkes, räumte Napoleon der italienischen Bewegung für ihre vergrößerten Dimensionen Spielraum ein. Mehr als einmal war seine Stellung zu Italien nicht nur anscheinend zweideutig, und nur die Rücksicht darauf, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, als mit England und für Italien zu gehen, hat ihn festgehalten. Ebenso schließt den König von Sardinien der bittere Zwang, die offene Kälte des gesammten Continents an Frankreich. Preußen aber hatte Veranlassung, auch in seinem Innern, wie im übrigen Deutschland, die Wirkungen des italienischen Kampfes zu beobachten. Die Noth des Papstes, die Gefahr der Kirche lähmten fast plötzlich den Muth der ultramontanen Partei. In den Grenzkreisen Posens, wo eben erst die Aufregung der Edelleute und Geistlichen eine so bedenkliche Höhe erreicht hatte, wurde es durch einige Sommermonate plötzlich still, die polnischen Geistlichen, die Hauptagitatoren, hatten allen Muth verloren. War dieser Schrecken der Widersetzlichen nicht Zeichen genug, welche Politik für Preußen vortheilhaft sei? Allerdings vermag Preußen nicht, für die Italiener an die Stelle Frankreichs zu treten. Auch die sardinische Regierung, durch Frankreichs Uebermacht von den Alpen und Rom her geknebelt, würde sehr thöricht handeln, dies kaiserliche Bündniß sofort zu lösen, um ein neues mit Preußen zu schließen, dem entfernteren, weniger gefährlichen Staat, der im Rathe der europäischen Mächte noch keine entscheidende Stimme hat. Aber darum handelt es sich gegenwärtig gar noch nicht. Es ist auch für Preußen vortheilhaft, wenn Sardinien die schwierige Stellung, in welche sich Kaiser Napoleon gebracht hat, so lange als möglich ausnützt. Unterdeß gibt es kein besseres Mittel neuen Annexversuchen desselben zu begegnen, als ein loyales freundliches Einvernehmen zwischen Turin und Berlin. Sobald er weiß, daß Italien im Nothfall einen kriegerischen Rückhalt hat, wird er sich wohl hüten, dasselbe bis zum Aeußersten zu treiben. Auch Oestreich gegenüber ist solche Politik Preußens weder unehrlich, noch unvortheilhaft. Die Eventualitäten, für welche Preußen zu Teplitz seinen Beistand in Aussicht gestellt hat, waren an Bedingungen geknüpft. Diese Bedingungen waren Gegenversprechungen Oestreichs. Sie sind nicht gehalten worden: weder in seiner innern Organisation, noch gegenüber seinen Protestanten, noch in deutschen Angelegenheiten, z. B. der Bundesfeldherrnfrage ist das wiener Kabinet seinen Verheißungen vollständig nachgekommen. Trotzdem soll jede Rücksicht auf einen Staat des deutschen Bundes genommen werden. Wenn Preußen sich gegenüber Sardinien in der Hauptsache, der einheitlichen

Digitized by Google

Gestaltung Italiens, mit den Resultaten, wenn auch nicht grade mit dem Modus occupandi einverstanden erklärte und für Eventualitäten seinen Einfluß und seine Hilfe in Aussicht stellte, dann hatte es auch ein erhöhtes Recht zu betonen, wie die Rücksicht auf Oestreich als Bundesstaat und die Verpflichtung östreichisches Bundesgebiet schützen zu helfen, auch für Preußen höchst wünschenswerth mache, daß ein neuer Krieg zwischen Sardinien und Oestreich vermieden werde. Es durfte verlangen, daß Sardinien die Entscheidung über Venetien der Zeit überlasse. Schwerlich ist in den Regierungskreisen Berlins zweifelhaft, was aller Welt deutlich ist, daß auch Venetien von Oestreich auf die Länge nicht behauptet werden kann? und daß die Dinge im Kaiserstaat seit dem Frieden von Villafranca unaufhaltsam einer Krisis entgegengleiten, deren Eintritt sich vielleicht nach Jahren, vielleicht nach Monden bemißt, deren letztes Resultat aber wenigstens für Venetien nicht zweifelhaft ist? Wenn von Berlin aus eine solche Politik seit diesem Sommer vertreten wurde, so war jetzt die Stellung Preußens eine gänzlich andere. Enges Zusammengehen mit England, Sardinien von den beiden großen protestantischen Mächten gehalten, Frankreich isolirt, der deutsche Katholicismus in der Hoffnung, mit unserer Hilfe von seinem ärgsten Feinde, der verkommenen Oligarchie seiner Cardinäle befreit zu werden. Solche Politik war in der That das beste Mittel, Frankreichs schwache Seite zu fassen, es warf den Kaiser Napoleon in ein Meer von neuen Verlegenheiten; es hatte vielleicht die Folge, ihn zu einigen falschen Schritten zu verleiten, den Ultramontanen zu nähern, zu bewirken, daß er offener gegen die italienische Bewegung auftrat, als ihm bei seinem Volke und Heere nützlich war. Aber auch wenn er diese Fälle vermied, war er wirksamer gekreuzt, als durch andere Coalitionsversuche.

Dem Berliner Kabinet lagen solche Erwägungen vielleicht nicht fern, aber ihnen nachzugeben erschien unter anderem auch deshalb unmöglich, weil man bei der Annäherung an Sardinien ein Bündniß zwischen Frankreich, Oestreich und Rußland drohend aufsteigen sieht. Zuvörderst hätte eine Note des preußischen Ministers, welche in anderem Tone zu Sardinien sprach, eine kräftigere Wahrung der preußischen Interessen zu Turin, noch keine Coalition erregt, sondern nur den Kabineten eine, wenn auch widerwillige, Achtung vor der Selbständigkeit Preußens, den Deutschen die wärmsten Sympathien für denselben Staat gegeben. Ein kräftiger Wille vermag immer Herr der Situation zu werden, während der, welcher nicht die Wärme eines festen Entschlusses in der Brust trägt, in jeder politischen Veränderung nur die Nähe der Gefahren empfindet. Aber die Möglichkeit solcher Allianzversuche soll hier zugegeben werden. Sie bleibt ganz dieselbe, gleichviel ob Preußen seine laue Temperatur im Interesse der Legitimität oder der italienischen Freiheit zu erkennen gibt. Ja die Gefahr derselben wird nicht vermieden durch eine Vor-

Digitized by Google

ſicht der preußiſchen Regierung, welche nach allen Seiten Rückſichten zu nehmen nicht müde wird; ſie vermag nur vermieden zu werden durch eine Politik, welche große Zielpunkte mit Sicherheit verfolgt. Den Entſchloſſenen ſcheut auch der Starke, und gern ſucht ſeine Freundſchaft der Schwächere. Daß jetzt auch die Schwachen dem Berliner Kabinet ſo offen trotzen, iſt kein Zeichen, daß die bisherige Politik die Scheu oder Anhänglichkeit zu dem Staate unſerer Hoffnung vergrößert hat. Geſetzt der Kaiſer Napoleon gäbe dem Gedanken, über welchen er ſeit lange ſpeculirt, eine ernſte Folge, die über das Bereich diplomatiſcher Spiegelfechtereien hinausgeht. Was zunächſt Rußland betrifft, ſo iſt ſeine Politik grade ſo zweifelhaft und unſicher, wie ſeine Heereskraft, unzweifelhaft iſt nur eine beiſpielloſe Zerrüttung der Finanzen und eine Unzufriedenheit des Volkes, welche den Entſchluß zu großen Kriegen ſehr bedenklich macht. Für Oeſtreich aber und Frankreich iſt ein Bündniß ſo gefährlich, daß es beiden doch nur als letzte Noth möglich wäre. Beide ſchwächt ihr Bundesgenoſſe wenigſtens ebenſo ſehr moraliſch, als er ihre Heeresmacht verſtärkt.

Kaiſer Napoleon mit dem Papſt und den Ultramontanen gegen Italien und das verbunden, was man dort die Freiheit der Völker nennt, würde ſeinem Volke und Heere bald ſo abenteuerlich erſcheinen, wie das Haus Habsburg den Deutſchen in einem Kriege gegen Preußen und den proteſtantiſchen Norden. Träte aber ein ſolcher Fall ein, ſo würde Preußen allerdings einen Kampf zu beſtehen haben, ſo großartig, wie je ſein ärgſter war. Aber dieſer Krieg wäre trotz aller möglichen Wechſelfälle der Anfang einer Erhebungszeit für Preußen und Deutſchland. Mancher von uns wird den Frieden nicht ſehen, aber die Ueberlebenden werden fertig ſein mit Vielem, was uns jetzt noch verwirrt, und das Ende von Allem wird doch ein neues Preußen, welches mit Deutſchland Eins iſt.

Nun aber war die Note des Herrn v. Schleinitz zuverläſſig nicht nur für Sardinien, ſondern auch für die deutſchen Regierungen beſtimmt, und nach dieſer Richtung fühlt die preußiſche Regierung ſchon jetzt einige von den Folgen ihrer Depeſche. Sie iſt ſeitdem von den Beſchlüſſen der Würzburger in der Bundesfeldherrnfrage unterrichtet worden. Nie iſt unſerm armen Preußen eine unbefangenere Zumuthung geſtellt worden, und niemals vielleicht das preußiſche Selbſtgefühl tiefer gekränkt. Das iſt das Reſultat der Zuſammenkünfte von Baden und Teplitz, das der officielle Gegenausdruck für die emſigen und wiederholten Erklärungen Preußens, daß es die beſtehenden Rechte der Souveräne geachtet wiſſen wolle! Im Fall eines Krieges, den Preußen mit dem deutſchen Bunde gegen einen auswärtigen Feind führt, ſollen zwei Bundesfeldherrn gewählt werden, einer für Preußen, der andre für die nichtpreußiſchen Contingente; ſogar dem preußiſchen Heere ſoll ſein Feldherr durch eine fremde Majorität decretirt werden. Was wird

Digitized by Google

Preußen auf solche Zumuthung thun? Wir meinen, es gibt darauf nur eine Antwort, daß Preußen das Ganze nimmt, d. h. eine neue Organisation des deutschen Bundesheeres verfügt, welche die gesammte Heeresmacht mit Ausnahme des östreichischen Contingents unter preußischem Oberbefehl vereinigt, und die Bundesregierungen freundnachbarlich in Kenntniß setzt, daß Preußen nach dem Scheitern jahrelanger Versuche, eine Verständigung herbeizuführen, jetzt genöthigt sei, im Fall eines Krieges, im höchsten Interesse Deutschlands, die Heeresorganisation einzuführen. Es liege aber im Interesse der verbündeten Souveräne, daß dies nicht durch Preußen selbst in der kurzen und vielleicht verletzenden Weise geschehe, welche vor dem Beginn eines Krieges nöthig sei, sondern vorher mit bundesfreundlicher Beistimmung der verbündeten Mitsouveräne. — Man wird über eine solche Tyrannei außer sich gerathen, berathen, protestiren, sich coaliren, zanken, zuletzt aber sich fügen, wenn Preußen Ernst macht. — Es wird ihm im Fall eines Krieges doch nichts anderes übrig bleiben, trotz aller neuen Versuche sich mit Oestreich zu verständigen.

Die deutschen Mittelstaaten fühlen sich grade jetzt sicher, daß Preußen nichts Arges gegen sie im Schilde führt. Sie haben das gegenwärtige Kabinet ein wenig kennen gelernt. Sie werden deshalb in allen Fragen von untergeordneter Bedeutung sich sorgfältig hüten, den Preußen zu widerstehen, z. B. in Fragen des Handelsrechts, der Polizei u. s. w. In allen wichtigen Angelegenheiten werden sie nicht einen Schritt breit nachgeben. Und doch ist auch ihre Lage nicht ohne Sorgen. Wie sanftmüthig das gegenwärtige Ministerium des Auswärtigen sein mag, und wie sehr das preußische Volk noch mit seinen eignen — sehr unerfreulichen — Angelegenheiten beschäftigt ist, in dem Preußenthum bleibt immer etwas Unbehagliches, Uebergreifendes, das Bedürfniß nach dem chemischen Einverleibungsproceß, welches man bei niedern Gebilden der Natur Eßlust nennt. Wir können die Vorsicht der officiellen Federn in den Mittelstaaten nicht loben, welche jetzt so fest auf die ihnen bequeme Loyalität der Preußen vertrauen. Denn das Ministerium Schleinitz ist ein sehr unvollkommner Ausdruck der preußischen Gesinnung. Nicht daß die Preußen unternehmen werden, zu annectiren, wie jener Sardinier und der Franzose gethan. Der Annex ist, wie wir schon längst wußten, und wie uns jetzt das Ministerium Schleinitz wieder belehrt hat, durchaus nicht zu billigen, denn er ist unmoralisch. Die preußische Methode ist weit tugendhafter und friedlicher, sie heißt Cooptation. Die Einzelheiten dieses Verfahrens hier darzulegen, wäre unpolitisch. Aber es ist ein kurzes und stilles Verfahren, und es hat eine bereits bewährte Methode. Diese Cooptation wird, so hoffen wir, mit jeder Schonung der bestehenden Interessen, wenn auch für manche der cooptirten Regierungen unangenehm, doch zuletzt vor sich gehen, und die bezahlten Zeitungsschreiber so wie ihre Gönner werden zu solchem Verfahren am allermei-

Digitized by Google

sten beitragen, wenn sie bei der bisherigen Methode verharren, die Interessen der deutschen Nation mit dynastischen Hausinteressen zu verwechseln und der preußischen Regierung bei solchen Wünschen Opposition zu machen, welche bescheidener sind, als den Preußen und vielen Deutschen lieb ist.

♀

So sprach ein Fürst.

(Stuttgart, Karl Göpel, 1860.)

Der Titel des Buches ist eine Parodie auf die Reden und Trinksprüche Friedrich Wilhelm IV., welche vor einigen Jahren — wie verlautet, von liberaler Seite — unter dem Titel: „So sprach der König" gesammelt und herausgegeben wurden. An solchen Titel des neuen Buches schließt sich ein kleiner Versuch, das Publikum zu mystificiren. Geheimnißvoll wird von zwei Herausgebern, welche den Lesern nur die Anfangsbuchstaben ihrer Namen gönnen, angedeutet, daß sie durch Erbschaft in den Besitz der folgenden Memoiren gekommen seien, worauf der Schreiber derselben, ein Dr. F., wieder berichtet, wie er in den Memoiren seine Unterhaltungen mit einem Fürsten, der durch Punkte bezeichnet ist, niedergeschrieben habe. Diese Weise, für das Buch Interesse zu erregen, war nicht glücklich gewählt. Die Zeit ist vorüber, wo man an solchen mysteriösen Spielereien Freude hatte. Wer schon im Anfange eines Werkes Zweifel gegen den Ernst und die Wahrhaftigkeit seines Berichtes erregt, der schadet auch der Wirkung des Wahren und Schönen, das er vielleicht in dem Buche zu sagen weiß. Offenbar hatten die Verfasser im vorliegenden Falle die Absicht, einer Arbeit, welche kein genügendes Interesse beanspruchen darf, wenn sie als Arbeit eines Privatmannes erscheint, dadurch ein größeres Ansehn zu verschaffen, daß sie die Vermuthung erregten, dieselbe schildere die Seele eines deutschen Souveräns aus der nächsten Vergangenheit, vielleicht aus der Gegenwart.

Der Fürst des Buches bespricht Stimmungen und Zustände Deutschlands wie sie vor dem Jahre 1848 waren; indeß klingt manches durch, was vorzugsweise in der Gegenwart gilt. Er ist ein begeisterter Liberaler; er verachtet die kleinen Verhältnisse, in denen er regiert, die elende Polizeiwirthschaft, die

Engherzigkeit seiner Beamten, die hohlen Ansprüche des Hofadels, den Druck des alten Systems; er beklagt die Verkümmerung seiner Unterthanen, die schlechte Erziehung deutscher Prinzen; er schwärmt für ein großes einiges Reich, dem er gern sein Stückchen Souveränetät zum Opfer bringen will; er haßt tödtlich die Frömmler und Jesuiten und beugt sich andachtsvoll vor dem göttlichen Geiste, der im Leben des Menschengeschlechts zur Erscheinung kommt. Er hat eine kleine Tochter, die Frucht eines Jugendverhältnisses, welche er ganz in der Stille von einem charaktervollen Mädchen auferziehen läßt, grade hat er den Entschluß gefaßt, dieser Erzieherin seine Hand anzubieten, da erlebt er den Schmerz, daß die junge Dame durch einen französischen Lehrer des Kindes, den er selbst berufen, und der sich als heimlicher Jesuit ausweist, zu überspannter Frömmigkeit verführt wird; er enthüllt ihr die Intrigue, welche mit ihr und ihm durch die Jesuiten gespielt worden ist, die junge Dame zerbricht das Crucifix, welches ihr der geheime Jesuit geschenkt hat, wirft es demselben an den Kopf, fällt in ein Nervenfieber und stirbt. Der Fürst erzählt eine Vision, welche er in seinem Schmerze gehabt hat: Todtengerippe in Königsornat und Priesterkleid, ein Henker, ein Jude mit einem Beutel Geld, welcher der Königslarve zuletzt den Purpur abreißt unter dem Rufe: Es lebe die Republik! Nach dieser Vision beschließt der Fürst eine Reise nach Italien, er will sich in der Kunst Trost suchen.

Der novellistische Theil der Memoiren ist nicht bedeutend, man ist versucht, ihn für die Arbeit einer entschlossenen literarischen Dame zu halten. In dem, was der Fürst von Maximen ausspricht, ist Vieles vortrefflich gedacht, Mehreres auch recht gut gesagt, der erlauchte Herr blitzt von edlem Freisinn, wie ein Brillant. Aber der unbefangene Leser erkennt ohne langes Nachdenken, daß dieses fürstliche Wesen weder einer verstorbenen, noch einer lebenden Generation angehört. Und ehrlich gesagt, es ist kein Unglück, daß solche Persönlichkeit unter uns Deutschen, die doch viele originelle Gestalten auf den Fürstenstühlen erlebt haben, niemals versucht hat, ein Volk zu beglücken. Denn, wie edel und groß der Fürst empfindet, und wie schön er das zu sagen weiß, er ist doch für das politische Leben unbrauchbar — offenbar wider den Willen des Verfassers; denn es wird ihm weit leichter, mit souveräner Verachtung von dem bestehenden Unglück des Vaterlandes zu reden, als dasselbe durch männliche Arbeit zu bessern. Er erscheint als eine weiche Natur, welche je nach der Stimmung souveränen Spott oder Weltschmerz ausdrückt; er empfindet einen vornehmen Genuß darin, seine Minister, Geheimen Räthe und seine getreuen Bürger durch glänzende freisinnige Schlagwörter zu überraschen und zu verwirren und er lächelt dann über die kleinen Menschen, unter denen er leben muß. Er spricht mit Ehrfurcht von der Volkskraft der Deutschen, die jetzt die höchste Souveränetät

Digitized by Google

beanspruchen dürfe, und doch erkennt er überall die größte Verkümmerung in einem schwer erträglichen Philisterthum. Da er nun keinem der bestehenden deutschen Staaten die Lebenskraft zutraut, solche verkrüppelte Zustände zu überwinden, wo leben denn wohl die Männer des Volkes, vor deren Kraft sich die Souveräne beugen sollen? In seinem Lande wenigstens scheinen keine solchen vorhanden zu sein. So gleicht dieser Schatten eines Fürsten trotz seiner demokratischen Vorliebe doch auf ein Haar andern Fürstengestalten der Wirklichkeit, welche mit ihrer Bildung auf einer jetzt untergehenden Zeit ruhen, und welche voll romantischer Gelüste ihr Bedürfniß nach großen Empfindungen dadurch befriedigen, daß sie Vermodertes aus dem Staube alter Jahrhunderte wieder lebendig machen wollen.

Schon in dem, was der Fürst des Buches sagt, ist nicht immer die wünschenswerthe Consequenz; er findet lächerlich, daß die deutschen Souveräne durch das Schreckbild der Revolution sich borniren lassen, aber in der erwähnten Vision kann er doch nicht umhin, eine sehr unheimliche Perspective auf ein Henkerbeil zu eröffnen. Schmerzlicher aber wirkt der Umstand, daß er selbst zu handeln gar nicht versteht. Ihm tritt ein fester, tüchtiger Offizier gegenüber, der um Erlaubniß bittet, auswandern zu dürfen, weil ihm die Luft im Lande zu enge wird. Zu gleicher Zeit haben ihm die Minister viel von Gährungen und Aufsätzlichkeiten in einzelnen Landestheilen geklagt. Der Fürst will ihnen beweisen, daß er von seinem Volke nichts zu besorgen hat. Er verfaßt also selbst eine aufregende Rede und trägt dem unabhängigen Charakter auf, dieselbe auswendig zu lernen und in einer Volksversammlung jener unruhigen Gegend zu halten. Der Charakter läßt sich auch zu diesem unehrenhaften und kindischen Experiment gebrauchen u. s. w. Einigen unserer Leser aber wird der Umstand wehe thun, daß der Fürst in eifriger Rede gegen das Vielregieren der Polizei von seinem Fenster aus auf einen armen Teufel von Bürger zeigt, der mit der Pfeife im Munde scheu und furchtsam über die Straße geht, weil das Rauchen bei zwei Thalern Strafe verboten ist. Nun beim Zeus! wenn er Fürst und Gebieter des Landes ist, warum hat er nicht das Rauchen frei gegeben? Dies wenigstens stand doch in seiner Macht. — Merkwürdig ist auch, wie er sein Volk allmälig zu freieren Lebensformen erziehen will. Nicht zunächst durch bessere Gesetze, — sein Staat hat bereits constitutionelle Formen — nein seine Minister sollen die neuen Freiheiten erst „factisch eintreten und so durch den Gebrauch die alten Gesetze aboliren lassen". — Was soll das für einen Zustand geben, wenn wichtige Gesetze unter der Hand außer Cours gesetzt werden? was soll die Justiz dazu sagen? und wie können Minister neue Freiheiten factisch eintreten lassen, außer auf dem Wege des Gesetzes?! —

So legt der Leser das Werk unbefriedigt aus der Hand. Er vermag

Digitized by Google

sich nicht unbefangen dem Eindruck desselben hinzugeben, denn der oder die Verfasser haben sich ihm gleich zu Anfang in etwas zweideutigem Lichte gezeigt; er vermag den zahlreichen löblichen Lebensmaximen nicht mit ganzer Seele beizustimmen, denn das erfundene Schattenbild des Sprechers flößt ihm keinen Respekt ein; er vermag sich auch nicht recht für die geschilderten Zustände zu interessiren, denn der novellistische Theil ist zu scizzenhaft und rhapsodisch. Das Bestreben, zu belehren, und das Bestreben, durch poetische Darstellung zu fesseln, beeinträchtigen eines dem andern die Wirkung; das Buch ist nicht freie poetische Erfindung, und es ist auch nicht Darstellung realer Wirklichkeit; es ist als Gemisch von Beidem nicht schön und es ist nicht wahrhaft, obgleich es einiges Schöne und vieles Wahre zu sagen weiß.

Und deshalb würde das Werk in diesen Blättern nicht besprochen worden sein, wenn nicht einiges, vielleicht zufällige, Detail darin den Scharfsinn einzelner Recensenten zu der Vermuthung gebracht hätte, daß Zustände bestimmter Landschaften Deutschlands, ja auch lebender Fürsten darin ihren Ausdruck gefunden hätten. Man hat Thüringen und Souveräne dieser Landschaft genannt. Referent meint, daß die Würde und Popularität der erlauchten Herren sie davor schützen sollte, diese Arbeit in irgend eine Verbindung mit derselben zu bringen. Denn grade die freisinnigen Gebieter deutscher Territorien, welche man etwa genannt hat, haben den Deutschen in schweren Zeiten eine weit andere, viel ehrenwerthere Persönlichkeit bereits bewährt. Ihre Ueberzeugung haben sie ohne überflüssige Phrasen geduldig, ausdauernd und mit recht praktischem Menschenverstand in die That umzusetzen gewußt. Sie gehören, soweit wir aus ihrem politischen Leben zu einem Urtheil über dieselben berechtigt sind, sämmtlich nicht mehr jener Periode deutscher Entwicklung an, wo man zuweilen auf dem Throne hochsinnig phantasirte und Gemeines zu thun nicht verschmähte. Ihre kleinen Länder sind jetzt vielleicht die bestregierten Deutschlands. Die Beamten, welche sie sich zu Mitarbeitern gewählt haben, zählen unter die tüchtigsten Kräfte der Fortschrittspartei. Sie haben wahrscheinlich ein höheres Gefühl ihrer fürstlichen Würde und Vorrechte, als der Fürst jenes Buches; aber sie denken auch höher von dem Berufe, der ihnen selbst in ihrem beschränkten Kreise zu Theil geworden ist, und sie wissen, daß ihr hoher Beruf nicht ist, die Versunkenheit der politischen Zustände in Deutschland zu beklagen, sondern auf der ebenen Heerstraße redlicher Pflichterfüllung im Verein mit ihren Bürgern bessern zu helfen.

G. F.

Digitized by Google

Die Bedeutung der Wahl Lincolns zum Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Am 6. November hat in den Ver. Staaten die Ernennung der Wahlmänner stattgefunden, die am 4. December die Wahl des Präsidenten vornehmen werden, deren Votum aber seinem Ergebniß nach schon jetzt bekannt ist. Man weiß, daß Abraham Lincoln von Illinois, der Kandidat der republikanischen Partei, von den 303 Wahlmännerstimmen wenigstens 170 auf sich vereinigen wird. Das ist immerhin eine sehr bedeutende Majorität, wenn sie auch der, welche manche frühere Präsidenten für sich hatten, nicht gleichkommt. Bei der Wahl von 1849 siegte der Whig Taylor über den Demokraten Caß in der Weise, daß er 163, sein Gegner 127 Stimmen für sich hatte. 1845 wurde der Demokrat James Polk mit 170 Stimmen gewählt, während für den Gegenkandidaten Clay 105 Wahlmänner stimmten. 1841 fiel die Wahl mit 234 Stimmen auf General Harrison (Whig), und Van Buren, sein Nebenbuhler hatte deren nur 60 für sich. Jackson wurde das eine Mal mit 178 Stimmen gegen 83, welche auf John Quincy Adams fielen, das zweite Mal mit 219 gegen 49, die Henry Clay auf sich vereinigte, zum Präsidenten erwählt u. s. w.

Ehe alle Urwählerstimmen zusammengezählt sind und das Ergebniß derselben veröffentlicht werden wird, dürfte der December herankommen, doch kann man schon jetzt behaupten, daß Lincoln auch in dieser Beziehung die absolute Majorität haben, ihr jedenfalls sehr nahe gekommen sein wird. Trägt das zur Sicherung seines Sieges nichts bei, so verleiht es doch seiner Erwählung ein beträchtliches moralisches Gewicht. Der gegenwärtige Präsident ist nicht mit einer Volksmajorität gewählt worden, wenn ihm auch seine relative Mehrheit über seine beiden Nebenbuhler eine Majorität der Wahlmännerstimmen zu Theil werden ließ. Er hatte an Urwählerstimmen 1,838,169, Fremont, der damalige Kandidat der republikanischen Partei, 1,341,264, Fillmore, den die Knownothings aufgestellt, 874,534. Die beiden letzteren zusammen hatten also 377,629 Stimmen mehr als Buchanan.

Sehen wir davon ab, daß Lincoln (ganz wie Polk und Pierce) ein Compromiß-Präsident, daß das eigentliche Haupt der Partei, Seward (ganz wie einst Clay und Webster) nicht gewählt worden ist, so hätten die Republikaner recht, wenn sie ihren Sieg einen glänzenden nennen. Folgen von unmittelbarer großer Bedeutung aber, besonders segensreiche für das, was die Partei

Digitized by Google

Lincolns vorzüglich auf ihre Fahne schrieb, besonders verhängnißvolle für das Bestehen der Union, werden von diesem Siege nur die erwarten, welche die Sprache der amerikanischen Parteiblätter für die Sprache der Wahrheit halten, die transatlantischen Verhältnisse nicht kennen und namentlich sich die Stellung und die Befugniß eines Präsidenten der Union nicht klar gemacht haben.

Wer im verflossenen Sommer und Herbst die Expectorationen der demokratischen Zeitungen las, der mußte glauben, daß die Wahl Lincolns gleichbedeutend mit dem sofortigen Zerfall der Union in eine südliche und eine nördliche Hälfte sein würde. Wer sich dann die republikanischen Blätter ansah, der konnte diese Befürchtung nur bestätigt finden. Die Sclaverei beschränken, aufheben, unser wohlerworbenes Eigenthum uns nehmen lassen! rief der Süden, theils in aufrichtiger, theils in geheuchelter Entrüstung dem Norden zu — lieber Lostrennung, gewaltsamer Widerstand, Bürgerkrieg! — Biegen oder brechen! antwortete es von Norden hinab. Wer diese Sprache von früher kannte, schüttelte lächelnd den Kopf und zuckte mit den Achseln. Es war wenig mehr als das gewöhnliche Feuer der Wahlcampagne, etwas Eifer, einiger Taumel ehrlicher „Grüner" und sehr viel Schwindel von Seiten der „Grauen". Wirklich aufrichtig meinten es mit dem Sturm auf die Sclaverei nur die strengen Abolitionisten, eine Secte von Phantasten, die in der großen republikanischen Partei keineswegs die Mehrheit bildet. Die Uebrigen bestehen aus solchen, die sich, eingedenk des Wortes, daß Rom nicht an einem Tage erbaut worden ist, zu bescheiden wissen, und aus der großen Masse derer, die gar keinem Prinzip folgen, sondern nur ihren Vortheil, ein Amt, einen Gönner u. s. w. im Auge haben. Auf das Feldgeschrei, das erhoben wird, ist wenig zu geben. Der Norden bedarf den Süden, dieser noch weit mehr jenen, also wird man sich wenigstens so weit vertragen, daß die Union bestehen bleibt. Mit der Wahl wird auch die Leidenschaft verrauchen. Das kleine Sprühteufelchen Südcarolina wird noch ein wenig Entrüstungsfeuer speien, einige Zeitungen diesseits und jenseits von Dixons und Masons Linie, einige Stumpredner werden noch für oder gegen die Sclaverei mit Colofoniumsblitzen wettern, einer und der andere ehrenwerthe Volksvertreter wird vielleicht wieder den Versuch machen, einen oder den andern Collegen mit dem Rohrstock oder dem Pistol zu überzeugen, daß er in Betreff der Neger sich nicht die richtige Meinung angeeignet habe. Im Wesentlichen aber wird der Kampf ein Ende haben — aus Mangel an Kämpfern, wie es im Cid heißt.

Natürlich ist damit nur der Kampf gemeint, bei dem die eine Partei Aufhebung, die andere Verbreitung der Sclaverei über die ganze Union zum Wahlspruch genommen zu haben schien. Der wirkliche und verständige Kampf der Republikaner für Beschränkung des „eigenthümlichen Instituts" und Milderung der

Digitized by Google

gegenwärtig geltenden Bestimmungen desselben wird fortdauern und mit der Zeit zum Siege führen.

Aber auch in dieser Hinsicht darf man von dem neuen Präsidenten und seiner Partei nicht zu viel erwarten. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist wenig mehr als was in einem parlamentarisch regierten Staat wie England oder Belgien der Ministerpräsident ist, und wie diesseit des Oceans die Zeiten vorüber sind, wo ein Ministerwechsel die Politik einer großen Nation wesentlich zu ändern vermochte, so könnte jenseits selbst ein neuer Jackson kaum noch mit seiner persönlichen Meinung überall durchdringen. Präsident Lincoln wird versuchen, das eine und das andere Gute zu fördern, und der übliche Beamtenwechsel wird ihm dabei passende Werkzeuge liefern. Er wird manches Ueble verhüten, wenigstens aufhalten; denn er besitzt das Recht des Veto. Er wird Vieles thun können, um die Herrschaft der Partei, der er angehört, dauernd zu begründen. Der Theil dieser Partei, welcher die Sklaverei beschränkt wissen will, wird aus dem jetzigen Triumph derselben neuen Muth und den Entschluß, auf größern Gewinn hinzuarbeiten, schöpfen. Der Norden und namentlich der Westen, dessen Entwicklung einst in der Frage der Sklaverei den Ausschlag zu geben bestimmt ist, wird sich von jetzt ab mehr als bisher fühlen. Auf legislativem Gebiet aber wird zunächst Bedeutendes nicht erreicht werden, schon deshalb nicht, weil im nächsten Congreß, der im Dezember 1861 zusammentritt und zu dem jetzt in den wichtigsten Staaten die Wahlen stattgefunden haben, die republikanische Partei so wenig wie im jetzigen die absolute Majorität besitzen wird. Der demokratischen Partei bleibt noch hinreichend viel Spielraum. Sie hat starke Streitkräfte im Repräsentantenhause, und sie erfreut sich der Mehrheit im Senat. Nicht leicht wieder wird sie die Macht zur Offensive erlangen, die sie in den letzten vier Decennien entwickelte, aber in der Defensive, in der Erhaltung und Vertheidigung ihrer Stellung wird sie stärker sein, als mancher ihrer Gegner in dem Rausch über den eben erlangten Erfolg glauben mag.

Weit mehr als die berechnete Arbeit der Menschen wird für die allmähliche Erledigung der Sklavenfrage die Entwicklung der Dinge in den Sklavenstaaten selbst wie in den freien Staaten thun. Wir folgen in der Ausführung dieses Gedankens den Erörterungen Kapps*), denen wir das Wesentlichste in gedrängtem Auszug entnehmen. Der Süden kann sich vom Norden nicht

*) Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika von Friedrich Kapp, Hamburg, Otto Meißner, 1861, ein sehr gründliches, auch sonst für die Beurtheilung amerikanischer Zustände werthvolles Werk, welches indeß gewonnen haben würde, wenn der Verfasser sich mehr von leidenschaftlichen Ausdrücken und gelegentlichen Uebertreibungen fern gehalten hätte.

Digitized by Google

trennen, er muß deshalb, wenn dieser seine Kraft noch mehr entwickelt hat und, zum vollen Bewußtsein dieser Kraft gelangt, dieselbe mit Nachdruck zu gebrauchen anfängt, mehr und mehr nachgeben, zunächst in Betreff des Gesetzes wegen Wiedereinfangung flüchtiger Sklaven auf dem Gebiet der freien Staaten. Die Gefahr, welche der Sklaverei droht, kommt nicht sowol von Norden, als davon, daß nicht blos dieser, sondern auch der Süden von der modernen Entwicklung ergriffen worden ist. Dies gilt namentlich von den nördlichen Sklavenstaaten: Delaware, Maryland, Virginien, Kentucky, Tennessee und Missouri. Die Sklaverei rentirt dort fast nur noch als Sklavenzucht. Ist einmal durch Erweiterung der freien Zone vom Eriesee bis an den Ohio und Mississippi die Sicherheit des Sklaveneigenthums aufgehoben, so muß auch die Sklavenzucht in diesen Staaten ihre Einträglichkeit verlieren, und dieselben werden ihre sämmtlichen Sklaven verkaufen. Sind dann die Plätze der letztern mit freien Arbeitern besetzt, so erneuert sich der alte Gegensatz zwischen Süden und Norden an einer andern Grenzlinie, nur hat die Sklavenhalterpartei dann die Stimmen und die Kräfte von sechs ihrer mächtigsten Bundesgenossen verloren.

Aber selbst der tiefe Süden hat sich dem Einfluß der modernen Entwicklung nicht ganz entziehen können. Man mußte Eisenbahnen anlegen und den Verkehr auf den Flüssen durch Dampfschiffe vermitteln lassen, schon der Baumwollencultur wegen. Damit nahm man aber auch die dem Sklaventhum feindlichen Wirkungen dieser Verkehrsmittel in den Kauf. Schon machen die Eisenbahnen ihren Einfluß auf das Wachsthum der Städte geltend. Richmond, Savannah, Charleston, besonders aber Nashville und Memphis haben in den letzten Jahren gegen früher außerordentlich zugenommen. Und mit der Ansammlung der freien Bevölkerung in den Städten ist auch die industrielle Entwicklung der südlichen Staaten rascher vorwärts geschritten. Selbst der Haß der Sklavenhalter gegen den Norden ist ihr förderlich. Sie tragen, indem sie in dem Bestreben, sich vom Norden commerziell unabhängig zu machen, Fabriken anlegen, den Feind ins eigne Land hinein. Die industriellen Unternehmungen des Südens sind nur insoweit erfolgreich gewesen, als sie sich auf Anfertigung der rohesten Erzeugnisse und Benutzung der überwiegenden natürlichen Vortheile des Landes beschränkten. Weder die schwarze noch die arme weiße Bevölkerung desselben liefert gute Fabrikarbeiter. Der Negersklave darf, wenn er dem peculiar institute nicht gefährlich werden soll, nur ausnahmsweise ausgebildet und nicht in Städten concentrirt werden. Der freie Weiße der Sklavenstaaten steht, soweit er nicht zu der Sklavenhalteraristokratie gehört, durchgehends auf einer wenig höhern Stufe der Entwicklung, als der Sklave. So ist denn der Süden sogar hinsichtlich seiner Fabrikarbeiter gro-

Digitized by Google

ßentheils auf Leute aus dem Norden angewiesen, die er wegen ihrer der Sklaverei feindlichen Ideen zu bewachen hat.

Der Süden hängt durchaus vom Norden ab. Er kauft von dort, weil er dort am wohlfeilsten kauft. Alle seine Versuche, direkt von Europa zu kaufen, sind gescheitert. Neuyork ist die Handelsmetropole der Union, es hat in den letzten Jahren mehr Waaren nach dem Süden geliefert als je vorher. Einst war Charleston ein bedeutenderer Importhafen der Union als die Manhattanstadt, jetzt ist es gleich den meisten südlichen Häfen zur Unbedeutendheit herabgesunken. Allerdings liefert der Süden zur Ausfuhr der vereinigten Staaten das größte Quantum, aber wenn er sich deshalb rühmt, daß er für den Norden die Einfuhr bezahle und daß seine Lostrennung von jenem dessen Bankerott zur Folge haben müsse, so bedarf solche Thorheit keiner Widerlegung. Noch lächerlicher klingt es, wenn ein Senator meinte, der Süden halte mit seiner Baumwolle das Geschick der ganzen Welt in der Hand und könne sie, wenn er ein paar Jahre keine Baumwolle liefere, ins Verderben stürzen. Möglich, daß sich die brasilischen Kaffeepflanzer, die Theeproducenten Chinas und die Weizenbauer Osteuropas ähnlichen Einbildungen hingeben. Aber jener Senator hätte wissen sollen, daß die Handelswelt von solchen Bauern, so groß auch das Quantum ihrer Erzeugnisse sein mag, nicht regiert wird. England, Deutschland, Frankreich und die nördlichen Staaten der amerikanischen Union sind die commerziellen, industriellen und finanziellen Mittel- und Angelpunkte der Welt. Jene Kaffee-, Thee- und Weizenbauer und ganz ebenso die Baumwollenpflanzer sind einfach die Agenten dieser Centren, und letztere vollbringen ihre Aufgaben ebenso, wie die schwarzen Sklaven des Südens die ihnen von ihren Herrn zugetheilten Aufgaben vollbringen. Wenn der Norden die Baumwolle des Südens nicht entbehren kann, so kann der letztere noch viel weniger den Markt des Nordens für dieses Product, die Schiffe desselben für dessen Transport, das Kapital desselben zu dessen Uebertragung aus der Hand des Producenten in die des Konsumenten und den nördlichen Credit zum Ankauf seiner Bedürfnisse im In- und Auslande entbehren. Es ist im Großen ganz dasselbe Verhältniß, welches dem kleinen Dänemark entgegenstand, als es sich vor zehn Jahren vermaß, sich von der commerziellen Obmacht Hamburgs zu emancipiren.

Statt der eingebildeten Ueberlegenheit des Südens über den Norden finden wir also genauer nachsehend das Gegentheil, und dieses Ueberwiegen des Nordens über den Süden macht sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr geltend. Im Jahre 1790 übertrafen die sechs Staaten, die von den ursprünglichen dreizehn die Sklaverei beibehalten hatten, die sieben andern, in denen die freie Arbeit die Grundlage der Production bildete, an Zahl der Bevölkerung, aber sehr bald kehrte sich das Verhältniß um.

Digitized by Google

„Im genannten Jahre," sagt Kapp, „zählten die sieben ursprünglichen Freistaaten 1,786,499, die sechs ursprünglichen Sklavenstaaten 1,852,504 Einwohner, die letztern hatten also ein Uebergewicht von 55,002 Einwohnern. Im Jahre 1850 war die Volkszahl der erstern auf 7,729,562, die der letztern auf 4,539,058 gestiegen; die Freistaaten hatten also einen Vorsprung von 3,189,604 Einwohnern gewonnen, trotzdem die Ausdehnung ihrer Oberfläche nur 124,380, die der alten Sklavenstaaten aber 212,685 Quadratmeilen umfaßte. Die bis 1850 aufgenommenen neuen Freistaaten erstreckten sich über 488,217, die neuen Sklavenstaaten über 647,763 Quadratmeilen. Auf der kleinern Fläche hatten sich aber 5,831,198, auf der größern nur 5,072,711, also 764,487 Menschen weniger als dort angesiedelt."

Noch vortheilhafter für den Norden spricht der noch nicht ganz vollendete Census von 1860. Nach den bisherigen Berechnungen und Schätzungen beträgt die Bevölkerung der Vereinigten Staaten jetzt etwa 31½ Millionen. Davon kommen auf die Sklavenstaaten ungefähr 12, auf die freien 19 Millionen, der Rest vertheilt sich auf die Territorien im fernen Westen. Zählt man zu den 4 Millionen Sklaven, die sich in der Gesammtzahl befinden, noch die 500,000 freien Farbigen, so ergibt sich für die zehn Jahre seit 1850 ein Zunahmeverhältniß für die Weißen von 37, für die Farbigen von nur 26 Prozent.

Dieses raschere Wachsthum der Bevölkerung in den freien Staaten ist nicht ausschließlich Ergebniß der größern natürlichen Vermehrung, auch die Einwanderung hat wesentlich dazu beigetragen.

„Von den 68 Prozent, die 1850 den Antheil der freien Staaten an der Gesammtzahl der freien Bewohner der Union ausmachten, waren 54 Prozent innerhalb ihrer eignen Grenzen, 4 Prozent in den Sklavenstaaten und 9 Prozent im Ausland geboren, während sich von ungefähr einem Prozent die Herkunft nicht feststellen ließ. Unter den 31 Prozent der Sklavenstaaten befanden sich dagegen nur 1¼ Prozent, die vom Ausland gekommen, und 1 Prozent, die in den freien Staaten geboren waren. Die Sklaverei stößt nicht nur den Fremden ab, sie verdrängt selbst die Eingebornen der eignen Staaten aus ihrer Mitte."

Anders gestaltet sich das Verhältniß in den nordwestlichen Grenzlanden des Sklaventhums, wo die langsam vorrückende freie Arbeit auf dasselbe stößt. Während der besitzlose, ungebildete, geringgeachtete Weiße in den innern Staaten des Südens jeden Willen zum Widerstand verloren hat, tritt der in jene Grenzlande eindringende in beständiger Uebung geschulte freie Arbeiter des Nordens ebenso mächtig gegen die Sklavenhalter auf, wie diese im Süden gegen die ärmere Klasse der Weißen auftreten. Beispiele sind Kansas, wo die

Digitized by Google

Sklaverei trotz aller Gegenanstrengungen der beiden letzten Präsidenten verdrängt wurde, und Missouri, wo sie mit jedem Jahr mehr Boden verliert. Die weiter östlich gelegnen Sklavenstaaten des Nordens haben, da der Strom der freien Einwanderung sich bisher vorzüglich dem Westen zuwendete, noch wenig von diesem Einfluß erfahren. Aber dasselbe Schicksal wie dem Sklaventhum in Missouri steht auch dem von Maryland, Kentucky und Virginien bevor, sobald die weiten Ebenen des Nordwestens dichter bevölkert sein werden, und daß dazu kein übermäßig langer Zeitraum erforderlich, zeigt das schnelle Wachsthum aller nordwestlichen Staaten.

Mit der größern Einwohnerzahl fällt dem freien Norden auch ein größerer Antheil an der Repräsentation und an der Gesetzgebung zu, und es hängt nur von ihm ab, dieses Verhältniß in seinem Interesse, welches dem Süden gegenüber zugleich ein Interesse der Civilisation ist, besser als es bisher geschah zu benutzen. Im Jahre 1800 betrug der Antheil des Südens an der Repräsentation ungefähr 48 Prozent, 1840 belief er sich nur noch auf 41, und 1859 sank er bis auf 38 Prozent.

„In Uebereinstimmung mit den obigen Zahlen muß die neue Vertheilung den Süden wenigstens auf 32 Prozent herabdrücken", sagt Kapp, und wenn die Bezeichnung nördlicher Abgeordneter gleichbedeutend mit Anhänger der Plattform der republikanischen Partei wäre, so könnte von einem Widerstand des Südens gegen dieses Parteiprogramm fürderhin nicht mehr die Rede sein.

„Eine nicht minder bedeutende Veränderung erfährt das Repräsentationsverhältniß, in welchem der Nordwesten zu den übrigen Staaten der Union steht*). Im Census von 1800 begegnen wir ihm noch gar nicht, und erst im Laufe des folgenden Decenniums klopft er bescheiden mit Einer Stimme — Ohio — an die Thore der Union. 1810 hat er bereits 8 Stimmen, 1820: 19, 1830: 32, 1840: 52 und 1850: 57 Stimmen gewonnen. Die Schätzungen für den diesjährigen Census weisen ihm nicht weniger als 73 Stimmen oder 32 Prozent der gesammten Vertretung, d. i. also genau so viele wie dem Süden zu. Für die alten Staaten des Nordostens bleiben demnach nur noch 36 Prozent."

Wir schließen unsre Mittheilungen aus Kapp's Buch mit dem sehr verständigen Urtheil, welches er über die Frage der Emancipation der Sklaven fällt. Er sagt: „Wenn ich die Resultate meiner geschichtlichen Ansicht sowie meine persönlichen Beobachtungen in den Sklaven- und freien Staaten und Cuba in einen Satz zusammenfassen soll, so glaube ich, daß, so ehrlich und gut auch die Bestrebungen für sofortige Sklavenbefreiung sein mögen, die

*) Wir verstehen unter dem Nordwesten die Staaten: Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Missouri, Iowa, Wisconsin und Minnesota; später werden Kansas und Nebraska dazu gehören.

Digitized by Google

hiesige Emancipation doch dieselben Stadien zu durchlaufen haben wird, welche die europäischen Völker durchgemacht haben, ehe sie aus dem Stande der Knecht- und Leibeigenschaft zur Stellung freier Bauern und Bürger gelangten. Der nächste Schritt würde also auch hier die glebae adscriptio und Anerkennung gewisser persönlicher Rechte der Sklaven sein, wie Legalisirung ihrer Heirathen, Unzertrennlichkeit der Ehe und Unabhängigkeit des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern vom Machtspruch des Herrn, sowie endlich Unterricht der Sklaven und ihre, wenn Anfangs auch noch so geringe Betheiligung an den Früchten ihrer Arbeit. Räumt man ihnen ein Interesse an der letzteren ein, so werden auch ihr Erwerbstrieb und Ehrgeiz geweckt und allmälig ein Pflichtgefühl in ihnen erzeugt werden, welches die unerläßliche Grundbedingung eines freien Zustandes ist."

Was die auswärtige Politik der Ver. Staaten betrifft, so wird auch diese durch Lincoln's Erwählung keine wesentliche Aenderung erleiden. Ein Präsident hat, sei er Republikaner oder Demokrat, dem Ausland gegenüber zu thun, was das wohlverstandene Interesse der Union erheischt, und dieses Interesse gebietet, daß die Union mit ihren nähern und entferntern Nachbarn in Frieden zu leben bestrebt sei. Die Nachricht südlicher Zeitungen, daß die Sklavenstaaten für den Fall einer Trennung von den freien die Protection Frankreichs nachgesucht und ermunternde Zusagen bekommen, halten wir für eine einfache Tendenzlüge. In Bezug auf England mag der Republikaner Lincoln freundlichere Gesinnungen hegen als der Demokrat Buchanan, von besonderm Vortheil aber für die britische Politik wird das nicht sein. Dieselbe stand mit dem Erwählten der demokratischen Partei auf ziemlich gutem Fuß, weil die Interessen der beiden Nationen dies forderten, sie wird aus ebendemselben zwingenden Grunde sich auch der Wohlgeneigtheit des Erwählten der Gegenpartei erfreuen. Kleine Hiebe nach dem guten Freund werden dadurch nicht ausgeschlossen, da sie zur Erhaltung der Popularität unter den Katholiken, namentlich denen von der Smaragdinsel, und unter einigen andern erforderlich sind, die an dem traditionelleu Haß gegen Großbritannien festhalten. Am meisten Ursache, sich über den Ausfall der Präsidentenwahl Glück zu wünschen hat Spanien. Es wird keinen Soulé wieder in Madrid Ungezogenheiten treiben sehen, und die Frage über die Eroberung oder den Ankauf Cuba's zur Vergrößerung des Sclavenhalter-Territoriums wird auf vier Jahre vertagt bleiben.

Digitized by Google

Der Erfolg der Sammlungen für die Schleswig-Holsteiner in Leipzig.

Der Erfolg des neulich von uns erwähnten Aufrufs zu Beisteuern für die bedrängten Schleswig-Holsteiner ist bis jetzt, wie uns gemeldet wird, in Leipzig folgender gewesen:

Es wurden 1700 Circulare versandt, und es gingen darauf 330 Zusagen von Beiträgen für mehre Jahre ein, davon 210 von Geschäftsleuten, 90 von Studirten (in besonders erfreulicher Weise betheiligte sich der Stand der Lehrer) und 30 von Frauen.

Im Ganzen betrugen die Zusagen für das Jahr 880 Thlr. Außerdem gingen einmalige Gaben ein von 5 Ruderclubs, vom Veteranenverein, von den Buchhandlungsgehülfen, von einer Kegelgesellschaft und von den zu einem Martinsschmaus Versammelten.

Andere Zusagen und Beiträge werden noch erwartet.

Mögen dieselben bald und reichlich eingehen und Leipzig so den schönen Ruf, bei solchen Gelegenheiten allen andern deutschen Städten voran zu sein, aufrecht erhalten.

Mögen aber auch jene andern Städte, mögen namentlich Berlin, das in den letzten Jahren bei patriotischen Sammlungen auffällig säumig und karg war, sich eine offnere Hand anschaffen.

Wie es hier und da Gebrauch ist, bei festlichen Essen den ersten Toast auf den König, Großherzog, Herzog u. s. w. auszubringen, so sollte es überall, unter allen, die gute Patrioten sein wollen, Gebrauch werden und bis zur endlichen Befreiung Schleswig-Holsteins Gebrauch bleiben, der für Schleswig-Holsteins Sache Leidenden (welche durch die in Schleswig und Eckernförde erst neuerdings wieder gefällten rechtswidrigen Urtheile bedeutend vermehrt wurden) durch eine Sammlung zu gedenken. Es würde das nicht blos für diese Leidenden, sondern auch für uns ein segensreicher Gebrauch sein.

Digitized by Google

Literatur.

Palermo. — Erinnerungen von Andreas Oppermann. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1860. —

Der Verfasser hat uns früher anmuthige Bilder aus dem Bregenzer Wald geliefert. Hier schildert er Beobachtungen und Erlebnisse einer Reise, die er, wie wir hören, mit dem ihm verwandten Rietschel gemacht hat, zuerst Genua, dann Sicilien im Allgemeinen, dann Palermo. Er besitzt ein gutes Auge für das Malerische in der Landschaft, im Städtebau und im Volksleben, und hat warme, bisweilen wol zu warme, Farben in dem Pinsel, mit dem er seine Erinnerungen reproducirt. Ein paar Herzensgeschichten, die, wenn sie nicht wahr sein sollten, wenigstens gut erfunden und erzählt sind, unterbrechen die Schilderungen als willkommne Zuthat. Mehr Werth haben die Urtheile über Gegenstände der Kunst, Bauwerke, Bilder u. a., für welche der Verfasser Sinn und ein feines Verständniß besitzt. Dagegen verräth er, wo er zur Geschichte übergeht, bisweilen ziemliche Unreife, und was er über den Islam und seinen Einfluß auf das Leben der Völker vorbringt, nähert sich nicht selten der Abgeschmacktheit. Sehr instructiv wieder sind seine ausführlichen Mittheilungen über den sicilischen Adel, über die Sitten und die Denkart des Volkes, über die Geistlichkeit und über den Heiligencultus und den Katholicismus auf Sicilien überhaupt. Maria hat hier noch mehr wie anderwärts den Dienst des Heilandes in den Hintergrund gedrängt; und man würde es in Palermo vermuthlich ganz in der Ordnung finden, wenn, wie einst in Rom, ein Kapuziner von der Kanzel herab eine Predigt über die Strafen derer, welche ihre Eltern nicht genug ehren, halten und dabei als warnendes Beispiel Christum aufführen wollte, der zu seiner Mutter in respectswidriger Weise gesagt: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen!“ dafür aber auch verdammt worden sei am Kreuze zu sterben.

Mecklenburg. Ein niederdeutsches Landes- und Volksbild. Von L. Fromm. Schwerin, 1860. W. Bärensprung. Der Verfasser, soviel uns bekannt, selbst ein Mecklenburger, will mit seinem Buch, bei dem er sich Riehls Schrift über die Pfalz und über die Pfälzer zum Vorbild genommen hat, schiefen Urtheilen begegnen, die aus der geringen Bekanntschaft des übrigen Deutschland mit Mecklenburg hervorgehen. Er gibt zunächst einen Abriß der Geographie und Geschichte des Landes, dann die Grundzüge des Volkscharakters, der mit dem sächsischen in Holstein Aehnlichkeit hätte. Hierauf werden uns die Bauwerke Mecklenburgs, Kirchen, Schlösser, Städte u. s. w., die Volkstracht am Werkeltag und Sonntag und zuletzt die Volkssitten, das Familienleben, die Küche, Hochzeiten und andere Feste, die Reste des Aberglaubens und Aehnliches vorgeführt. Wir behalten uns für eins der folgenden Hefte einen Auszug des Wesentlichsten vor, der mit dem verglichen werden mag, was wir vor Kurzem über die Altbayern brachten. Das Unternehmen ist im Allgemeinen willkommen zu heißen, wenn man auch die eingestreuten Reflexionen des Verfassers nicht immer theilen kann und wenn davon auch Manches wie eine oratio pro domo lautet. Daß der Verfasser über den Druck, den der Adel auf die niedern Stände ausübt, und die bekannten traurigen Folgen dieses Drucks schweigt, erklärt sich wol nur aus der Widmung.

Digitized by Google

Blüthenkranz morgenländischer Dichtung. Herausgegeben von Heinrich Jolowicz. Breslau, Verlag von E. Trewendt. 1860. Naturbilder, Liebeslieder, Weinlieder, Mythisches, Spruchweisheit, Legenden, Märchen, Fabeln, Schwänke und Räthsel in acht Kapiteln, entnommen aus verschiedenen Uebersetzern. Daß Inder, Chinesen und Japaner mit den doch durch den Islam sowol wie durch ihre Abstammung völlig verschiedenen Westasiaten und Nordafrikanern zusammengeworfen sind, scheint uns nicht passend. Sonst enthält die Sammlung manches Anmuthige.

Verschollene Inseln von Julius Rodenberg. Verlag von Julius Springer, Berlin, 1861. Die „verschollnen" Inseln sind Helgoland (auf welches das Prädicat Mànchem nicht anwendbar scheinen wird), die Frieseninsel Sylt an der Küste des westlichen Schleswig, die von dem Verfasser auch nicht erst wieder zu entdecken war, da der wackre Hansen in Keitum erst in den letzten Jahren wiederholt über sie berichtet hat, die Insel Thanet an dem nördlichen Gestade von Kent, endlich Jersey und Guernsey. Wunderlich nimmt sich das weltschmerzerfüllte Gedicht, mit dem der Verfasser seine Bilder einer Freundin widmet, neben dem hart dahinter folgenden lustigen Gemälde aus, welches das Treiben der Matrosen in den Gassen und Schenken von Sanct Pauli schildert. Sollte dieses Herz „dunkel wie die Nacht", diese Seelenpein, diese Sehnsucht nach Frieden, sollte, fragen wir dieser „Nachtgesang von Leiden, die man selbst sich schuf", neben der lustigen Wanderung durch die Matrosenbordelle nicht bloße Einbildung, nicht zu fixen Ideen gewordene Reminiscenz aus Heine sein? — Im Uebrigen sind die Schilderungen meist recht hübsch und namentlich ist das Stillleben auf Sylt anmuthig gemalt.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Dargestellt von H. Berlepsch, illustrirt von Rittmayer. Leipzig, Herrmann Costenoble. 1861. Der Verfasser, ein deutscher Flüchtling, der seit 1849 in der Schweiz lebt und bereits einen Führer durch die Schweiz (Leipzig bei J. J. Weber) herausgegeben hat, liefert hier ein Seitenstück zu Tschudis bekanntem Buch, und zwar schildert er uns mehr die todte Natur, die Berge in ihrer Structur, Lawinen, Wasserfälle, Schneestürme, Alpenglühen und Nebelbilder, Wälder und Baumfamilien und andrerseits den Menschen der Alpen in seinen Beziehungen als Jäger, Holzschläger und Hirt. Erreicht er damit das Talent seines Vorgängers nicht, so sind manche seiner Bilder immerhin recht interessant. Die beigegebenen 16 Holzschnitte dagegen kommen in der Zeichnung und theilweise auch in der xylographischen Ausführung und im Druck denen in Tschudis Werk vollkommen gleich, und so kann das Werk als hübsches Weihnachtsgeschenk empfohlen werden.

Die Kosaken in ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Zuständen. Von A. v. B. Berlin, Riegels Verlagsbuchhandlung. 1860. Eine Monographie, die auf fleißigen Studien beruht und sehr in das Detail der einzelnen Kosakencolonien eingeht. Die Darstellung ist indeß etwas trocken, und bei aller Gründlichkeit gelingt es dem Verfasser nicht recht, uns ein deutliches Bild von dem Wesen der Kosaken, den unter ihnen hervorgetretnen Persönlichkeiten und ihrer Entwickelung zu dem zu geben, was sie jetzt sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Militärische Bilder aus dem Kirchenstaat.

2. Die Schlacht bei Castelfidardo und die Einnahme von Ancona.

Anfang September rückten die Piemontesen in zwei Colonnen ohne Kriegserklärung in den Kirchenstaat ein: die eine drang unter General Cialdini, 25000 Mann stark, von Rimini aus auf der längs der adriatischen Küste laufenden Hauptstraße in die Marken vor, die andere, von Fanti befehligt und etwa 20,000 Mann stark überschritt bei Perugia die Grenze von Umbrien. Da Pesaro nur von 4 Compagnien regulärer Truppen besetzt war, so wurde es den Sardiniern leicht, die Stadt in ihre Hände zu bekommen. Die Päpstlichen zogen sich nach dem Castell zurück, wohin sich auch der dortige Delegat begab. Dieses Castell war nichts, als ein mit trockenen Gräben umgebenes starkes Gebäude, aus den Zeiten der Sforza, und sind nur Räumlichkeiten für ungefähr 1000 Mann und einige Pferdeställe darin. Von den Sardiniern sofort mit gezognem Geschütz beschossen, mußte es sich nach 29stündigem Widerstand ergeben, und die sehr zusammengeschmolzenen Vertheidiger wurden als Kriegsgefangene nach Alessandria geführt. In Perugia stand die Brigade Schmid: ½ Bataillon Irländer, ein inländisches Jägerbataillon, ein Bataillon Schweizer und eine Batterie. Von Fantis Truppen in der Stadt angegriffen, hatte sie es hier zugleich mit der Bürgerschaft zu thun, welche Feuer auf sie gab. Sie wehrte sich tapfer, namentlich sollen die Irländer sich gut gehalten haben. Indeß konnte auch hier von keinem langen Widerstand die Rede sein. Ein Theil der Brigade fiel im Kampfe, der Rest zog sich aus der Stadt zurück, wo er theils zersprengt, theils gefangen wurde.

General Lamoricière befand sich mit dem Gros seiner Armee damals noch in Spoleto und gab auf die Nachricht, der Feind sei in den Kirchenstaat eingefallen, dem General de Courten, welcher zu Macerata mit 1½ Bataillon und ½ Batterie stand, den Befehl unverzüglich gegen Pesaro vorzurücken und dasselbe zu entsetzen. Gleichzeitig detachirte er den Obrist Kanzler von Spoleto aus mit einem Bataillon italienischer Infanterie, einem Jägerbataillon und ½ Batterie mit der gleichen Bestimmung. Die erste Kolonne traf schon in

Digitized by Google

Fano mit der sardinischen Avant-Garde zusammen, und es entspann sich ein Gefecht, in welchem die Päpstlichen bei ihrer numerischen Schwäche sehr bald zum Rückzug genöthigt wurden. Sie setzten denselben bis hinter Sinigaglia fort, wo der Feind sie nicht weiter verfolgte, sondern sie ruhig nach Ancona abziehen ließ. Die andere Colonne ging über Montalboddo nach Fossombrone vor, stieß hier mit den Piemontesen zusammen, mußte ebenfalls vor der Uebermacht weichen und zog sich auf Gebirgspfaden nach Jesi und von dort gleichermaßen nach Ancona zurück, dessen Garnison dadurch auf 4000 Mann anwuchs. General Lamoricière, der jetzt noch ungefähr 8000 Mann bei sich hatte, befand sich in einer höchst kritischen Lage. Das Corps Fanti hatte ihn gezwungen Spoleto zu verlassen; es blieb ihm nur übrig, sich nach Ancona zu werfen, um sich hinter dessen Wällen gegen den mehr als fünffach überlegenen Feind zu wehren, aber zwischen ihm und Ancona stand bereits das in Eilmärschen vorgerückte Corps von Cialdini. Sich durch dessen Truppen hindurch zu schlagen war somit das erste Erforderniß.

Am 13. September kam das päpstliche Corps in Loreto an, (ein Tagemarsch von Ancona) von wo die Vorposten des Feindes sich sofort zurückzogen. — Am andern Morgen rückte Lamoricière auf der Hauptstraße zum Angriff vorwärts, indem er erwartete, daß die Garnison der Festung einen Ausfall machen und den Feind im Rücken bedrohen würde. Da das Defilé, das er zu passiren hatte, große Schwierigkeiten bot, so dachte der General zunächst die Höhen zu erstürmen, namentlich die von Castelfidardo, auf welcher die Piemontesen ihre Hauptposition hatten und mit einer Batterie von gezogenen Geschützen die Päpstlichen bedrohten.

Die Avantgarde, bestehend aus dem Bataillon franco-belgico (500 Mann stark), stürmte als Tirailleurkette diese Höhe unter lebhaftem Feuer der feindlichen Bersaglieri; allein von allen Braven, unter welchen französische Edelleute als Gemeine und Corporale dienten, kamen nur sieben davon, alle übrigen bedeckten todt oder verwundet die Erde. Hätten die Uebrigen sich ebenso tapfer gehalten, so würde wenigstens die Absicht des Generals, mit der Mehrzahl seiner Truppen Ancona zu erreichen, durchgeführt worden sein. Leider aber war dem nicht so. Die Italiener (zwei Bataillone Infanterie) waren in Reserve geblieben, kamen also nicht zum Gefecht. Das zweite italienische Jägerbataillon nahm bereits vor dem Kampfe eine verdächtige Haltung an, und der Chef des Generalstabes, General de Pimodan sah sich genöthigt, den betreffenden Commandanten zu suspendiren und sich selbst an die Spitze der Truppe zu stellen. — Nach dem Angriff des Franco-Belgico ließ General Lamoricière die Fremdeninfanterie (drei Bataillone Schweizer Infanterie und das zweite östreichische Jägerbataillon) zum Angriff vorgehen. Die Schweizer nahmen die Höhen. Allein oben angekommen erhielten sie einen solchen

Digitized by Google

Hagel von Linien-, Tirailleur- und Kanonenfeuer, daß sie sich eiligst zum Rückzuge wandten. Vergeblich suchten zwei brave Offiziere unter ihnen, Obrist Kropt und Obristleutnant Allet, mit dem Säbel in der Hand die Fliehenden zu sammeln und aufs Neue zum Sturm zu führen. — Der aus alter Zeit herstammende Mangel an brauchbaren Offizieren der niedern Grade machte sich hier sehr fühlbar.

Die schweizerischen Subalternoffiziere, theilweise von der Sennhütte bereits mit ihrem Grade heruntergekommen, theilweise aus solchen Unteroffizieren befördert, welche dem Geschmacke der erstern am besten zusagten, hätten besser gethan, hier zu zeigen, daß sie Courage haben, als das Jahr vorher in Perugia, wo sie es nur mit ungeübten Bürgern zu thun hatten. Hätten diese Herren statt selbst Fersengeld zu geben ihre Truppe gesammelt, so wäre die Ordnung und das Gefecht wieder herzustellen gewesen. Sie verstanden sich aber besser auf sohlengängerische Kriecherei und Spionenschliche, als auf mannhaftes Standhalten. So waren die Leute bald zersprengt. In einzelnen Haufen um einen oder den andern unerschrocknen Führer (unter andern Major Bell) geschaart kämpften noch einige fort, bis sie fielen oder zu Gefangenen gemacht wurden. Die Ausreißer hingegen wurden zum großen Theil von den sie verfolgenden piemontesischen Lanciers ohne Gnade niedergestochen. Anders betrug sich das brave zweite östreichische Versaglieribataillon, welches im dichtesten Kugelregen ohne zu wanken Stand hielt. Wären alle fünf dieser tüchtigen Bataillone zugegen gewesen, so hätte der Ausgang der Schlacht ein anderer sein können. So aber brachte die Flucht der Schweizer Unordnung in die Artillerie, welche, sich isolirt sehend, die Stränge durchschnitt und sich auf den Pferden zu flüchten suchte. — Dadurch wurde die Straße verstopft und noch viele wurden auf dem Rückzuge ein Opfer der feindlichen Reiter und Geschütze. — Somit war die Schlacht schon verloren. General Lamoricière selbst versuchte den Säbel in der Faust das Gefecht wiederherzustellen, jedoch umsonst. General Pimodan fiel an der Spitze der italienischen Jäger und auch dies verbreitete Schrecken unter den Päpstlichen. Die Masse derselben floh auf zwei Wegen, der größte Theil zurück nach Loreto, wo sie, fast von allen Seiten eingeschlossen, sich kriegsgefangen ergaben, ein anderer Theil auf der Straße nach Jesi, wo sie, ebenfalls verfolgt vom Feinde, nur die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft hatten.

Die päpstliche Cavallerie, aus 4 Schwadronen verschiedener Waffen bestehend, hatte keinen thätigen Antheil am Gefecht nehmen können, wurde jedoch entweder durch das feindliche Geschütz decimirt oder gefangen, wie auch die Guiden, Herrn aus der Blüthe des französischen Adels, großentheils verwundet, gefangen in die Hände des Feindes geriethen. Lamoricière selbst mit einigen Herren seines Generalstabes und der bis auf 45 Mann

Digitized by Google

zusammengeschmolzenen östreichischen Schwadron Cavalleggieri schlug sich auf einem unwegsamen Seitenpfade durch die Feinde durch und kam nach zweistündigem Ritt über Stock und Stein nach Ancona, welches an diesem Tage grade das erste Bombardement seitens des aus zwei Fregatten und acht Corvetten bestehenden feindlichen Geschwaders auszuhalten hatte.

Wäre es dem General nicht gelungen in die Festung zu gelangen, so würden vermuthlich zu Castelfidardo die letzten Schüsse gefallen gewesen sein; die Garnison unter General de Courten hätte vielleicht schon damals capitulirt, da sie auf keine Unterstützung rechnen konnte.

Lamoricière hätte es für eine Schande erachtet, seinen Vertheidigungspunkt ohne Schwertstreich dem Feinde zu übergeben, umsomehr als er mit großer Bestimmtheit auf eine Intervention Frankreichs rechnete, in welchem Sinne er auch vier Tage vorher eine Proclamation an die Bürger in Ancona hatte anschlagen lassen.

So trat denn die letzte Epoche des kurzen Kriegs ein, die Belagerung von Ancona.

Ancona, im Halbkreis um seinen Hafen gelegen, hat an Festungswerken folgende: Zur Vertheidigung der Seeseite längs der Küste die Leuchtthurm- und Hafenbatterie, den Monte Marano, den Monte Capuccino und Monte Gardetto. — Zur Vertheidigung gegen die Land- wie gegen die Seeseite im Süden der Stadt den Monte Pulito, Monte Pelago und die Lünette San Stefano. — Das Hauptwerk bildet das Campo trincerato (verschanztes Lager) mit dem darin enthaltenen Castell. Von hier ließ sowohl die West- und Nordseite als der Hafen der Stadt sich vertheidigen. Eine directe gedeckte Verbindung zwischen den Werken existirte nicht, und ist nur von den Päpstlichen an einigen Stellen bewirkt worden, wie z. B. zwischen Monte Capuccino und Monte Gardetto.

Da Referent die nun beginnende Belagerungsepoche selbst mit durchlebt hat, so erlaubt er sich, seine eigne Person zum Mittelpunkt der Erzählung zu machen.

Seit der ersten Nachricht vom Einbruch der Piemontesen, welchen die Städte wenigstens voraus gewußt haben mußten, war die unter dem Volke gegen uns herrschende Stimmung wesentlich schlimmer geworden. Waren wir früher gehaßt, so waren wir es gegenwärtig, wo unser Untergang fast sicher erschien, noch viel mehr. Das ließ sich deutlich erkennen. Mehr aber wußten wir nicht. Von niemand war zu erfahren, was draußen vor den Thoren vorging. War uns bekannt, daß die Piemontesen im Lande, daß Pesaro genommen, so hatten wir es nur aus Berichten einiger nach Ancona geflüchteten Soldaten gehört. Fragten wir Leute, welche von Norden nach der Festung herreinkamen, so sagten sie uns im beruhigendsten Tone, der Feind habe sich

Digitized by Google

nach der Grenze zurückgezogen, oder er sei auf Rom marschirt, hier in der Nähe befinde sich auf 50 Miglien kein Piemontese mehr ꝛc. — Selbst Lamoricière wird trotz der besten Bezahlung Mühe gehabt haben, sich einen treuen Spion zu verschaffen; dagegen konnte jeder Bauer der Marken getrost als Spion der Piemontesen angesehn werden. Mehr, aber freilich nichts Tröstliches sagte uns die Haltung der Einwohner Anconas.

Trotz des Belagerungszustandes sah man Gruppen von 10—15 Personen zusammenstehen, die Köpfe in einander gesteckt und leise flüsternd. Ging ein Soldat zufällig vorbei, so hörte man zu sprechen auf, bis er außer Gehörsweite war. Die vom Truppenkommando fast täglich neu an den Straßenecken angeschlagenen Proclamationen und Verordnungen wurden mit ironischer Miene und Achselzucken gelesen, selbst wenn sie in ihrem eignen Besten behufs ihrer Sicherheit abgefaßt worden waren. Unsere neu getroffenen Vertheidigungsanstalten, die Verrammlung und Verpallisadirung sämmtlicher Stadtthore, die Erbauung neuer Batterien zur Vertheidigung derselben u. a. m. wurden zwar immer noch mit scheuen Blicken gemessen: die Weiber der Vorstadtsbevölkerung, die im Fall eines Angriffs in ihren Häusern einem fast sicheren Verderben ausgesetzt waren, machten ängstliche Gesichter und riefen die Madonna zum Schutz an. Aber nicht in dem zu erwartenden Feinde, sondern in uns sahen sie die Ursache ihrer Angst.

Schon jetzt wurden die Lebesmittel im Preise theuer, da die Landleute kein Vieh und kein Getreide mehr in die Stadt brachten. Ein Ei kostete schon zwei Bajocchi, und hin und wieder erhielten die Soldaten schon jetzt als Brod Schiffszwieback. Viele Läden waren bereits geschlossen, obwol wir noch keinen Feind sahen und nur an den Menschengruppen, welche neugierig mit bloßem Auge oder Fernröhren die Umgegend und die See recognoscirten, zu merken war, daß er täglich erwartet wurde. Am 12. September wurden endlich auf der Höhe von Sinigaglia mehrere Dampfer sichtbar; da sie ohne Flaggen kreuzten, so wurde auch vom Leuchtthurm aus ihre Nationalität nicht signalisirt. Am 13. kamen sie näher und stellten sich in Schlachtordnung zur Blokade des Hafens, dessen Eingang gegenüber, auf drei Miglien (¾ deutsche Meilen) Distanz auf. Endlich hißten sie die italienische Tricolore auf, und damit wußten wir, woran wir waren. Ich erwartete gegenwärtig mehr als je einen Aufstand der Bürgerschaft; man war unterrichtet, daß dieselbe Waffen hatte. Man hatte trotz des Belagerungszustandes von den Schmieden aus Feilen Stilette anfertigen sehen. Aber die Sorglosigkeit seitens des Divisions-Kommandos war so groß, daß es weder das Militär zusammen hielt, noch sonst energische Dispositionen für einen Angriff traf. Die Soldaten, auf welche der moralische Eindruck ungünstig wirkte, liefen größtentheils in der Stadt ihren Privat-Geschäften und Vergnügungen nach, fröhnten dem

Digitized by Google

Bachus mehr als gewöhnlich, fingen Streitigkeiten mit Bürgern an, welche damals weniger als je am Platze waren, und beobachteten wenig die militärische Disciplin und Subordination. In der That, es wäre der Bürgerschaft leicht gewesen, sie zu überfallen und niederzumachen, aber Dank den Kanonen der Festungswerke, welche vom Castell herabdrohten, wagte man es nicht.

Dabei hatte man die unverzeihliche Thorheit begangen, sämmtliche Kleidermagazine, Wäschvorräthe und Rechnungsregister der einzelnen Corps in das sogenannte Lazareth (auch Wassercastell genannt) bringen zu lassen, welches eine Art Defensionscaserne außerhalb des nördlichen Thores (der Porta Pia) bildet und, am Hafen gelegen, mit dem Thore durch eine Zugbrücke verbunden ist. Da dieses Werk isolirt liegt und durch die Verbarrikadirung des Thors von jeder Verbindung abgeschnitten war, man übrigens keine Garnison darin ließ, so hieß dies Verfahren nichts Anderes, als diese ärarischen Gegenstände muthwillig der Vernichtung oder dem Feinde preisgeben, welcher außerdem noch Gelegenheit nehmen konnte, sich darin fest zusetzen und gegen die Nordseite der Stadtbefestigung mit Kleingewehrfeuer wirksam zu operiren.

Am 14. war ich von Morgens früh an beschäftigt, von der Compagnie Erdsäcke füllen und mit denselben die noch nicht fertige Barrikade an der Porta Pia nach den Regeln der passageren Befestigungskunst vollenden zu lassen; die Schiffe, fortwährend in Sicht, fingen gegen Mittag an zu dampfen und näher zu kommen. Da ertönte der Generalmarsch. Die Bürger rannten nach Hause, die Soldaten nach ihren respectiven Casernen; meine Compagnie ließ ihr Handwerkszeug liegen und begab sich ebenfalls schnell nach ihrer Caserne. Dort machte man sich fertig, lud die Gewehre, und eine jede Abtheilung rückte auf den ihr angewiesenen Platz. Jetzt vernahmen wir die ersten Kanonenschüsse. Es waren fünf von den Schiffen, welche gleichsam zur Begrüßung von Norden nach Süden fahrend, mit der Hafenbatterie und den Batterien von Monte Marano, Monte Capuccino und Monte Gardetto Schüsse wechselten, an welche sich endlich die entfernte Lünette auch noch anschloß. — Ueber den Kampf mit den piemontesischen Schiffen, welcher sich während der Belagerung vom 14.—29. September öfters wiederholte und dessen Charakter sich fast stets gleich blieb, nur einige Skizzen.

Das Geschwader hatte an Bord gezogne Kanonen und zwar von größtem Kaliber; ihre Tragfähigkeit war mehr als eine halbe deutsche Meile. Sie fingen den Kampf in der Regel in großer Entfernung an. Unsere Artillerie benahm sich fast durchgehends sehr wacker. An jedem Geschütz befanden sich durchschnittlich drei Oestreicher und ein Italiener. Da jedoch die Kanoniere zur Bedienung sämmtlicher Stücke, deren Anzahl in der letzten Zeit sehr ver

Digitized by Google

mehrt worden war, nicht ausreichten, so mußte man die Artilleristen vertheilen und zur Aushilfe Freiwillige aus der Infanterie verwenden. Diese traten bereitwillig hervor, und so hat die Infanterie an der 14tägigen Vertheidigung der Festung denselben Antheil als die braven Kanoniere. Unter den Artillerie-Offizieren, die sich auszeichneten, nenne ich vorzugsweise den Capitän Meyer, der im vorigen Jahre bei Solferino sich sehr hervorgethan hatte und hier die Feldbatterie Nr. 9, commandirte, den Lieutenant Knaus, ebenfalls ein Oestreicher, welcher mehreremale auf Monte Gardetto die feindlichen Schiffe übel zurichtete, den Lieutenant Ubde (ein Preuße, im richtigen Schießen der Beste), den Major Conte Chaini, der die Batterie Nr. 10 (eine parmesanische) befehligte, und den Oberlieutenant Weißmantel, der Commandant der Leuchtthurm- und Hafenbatterie war.

Begannen die Schiffe ihr Feuer, so genügten in der Regel den Unsrigen die ersten Schüsse der Erwiderung, um ihnen zu beweisen, daß unser altes eisernes Geschütz nicht im Stande sei, sein Geschoß auch nur die Hälfte der Entfernung zu schleudern; die ersten Kugeln schlugen auf dem blauen Meere auf, machten dort einen weißen Punkt, die Kugel erhob sich noch 2—3 mal und zeigte ihre Richtung durch Aufschlagen auf dem Wasser an, endlich versank sie ohne Schaden gethan zu haben. Ueber uns hingegen sausten die feindlichen Kanonen-Spitzkugeln mit fürchterlichem Getöse weg, da wo sie hinfielen, beträchtliche Verwüstungen anrichtend.

Hätten die piemontischen Schiffe besser geschossen, so wären unsre Werke stets mit Verwundeten angefüllt worden. Mag vielleicht die hohe Elevation mit welcher sie schießen mußten, für ihre langen, hohlen, bolzenförmigen Spitzkugeln, welche entweder schon im Fluge wie Granaten zersprangen oder erst nach dem Einschlagen platzten und zündeten, nicht gut anwendbar sein — wenigstens $^{9}/_{10}$ aller Schüsse gingen über unsre Werke in die unglückliche Stadt oder oft noch über die jenseits der Stadt gelegenen Hauptwerke weit in das Land hinein.

Ich hatte zwar am ersten Tage der Beschießung keine Gelegenheit, oben von den Werken aus das Gefecht mit anzusehen, denn meine Compagnie besetzte damals das südliche Stadthor mit der anstoßenden crenelirten Mauer, allein von dort aus sahen wir jeden Schuß von der Batterie des Monte Capuccino und Monte Gardetto und hörten die einzelnen Schüsse und Breitseiten der Schiffe. Man konnte rechnen, daß zehn ihrer Schüsse nur durch einen von uns beantwortet wurden. Nachdem sie eine Zeit lang unnütz gefeuert hatten, zogen die Feinde es unkluger Weise vor bis dicht unter die Werke vorzufahren, wo aber zwei von ihnen vom Monte Gardetto so ausgezahlt wurden, daß sie eiligst das Weite suchten und südostwärts steuerten, nachdem sie große Beschädigungen an dem Masten- und Segelwerk erlitten hatten.

Digitized by Google

Das Gefecht dauerte von Mittags bis 3½ Uhr Nachmittags, wo die Schiffe verstummten und südwärts dampften. Wir alle hatten das Gefühl von Siegern in der Brust, und als uns von der Kaserne die dampfende Nachmittagssuppe gebracht wurde, schmeckte sie Allen besser als gewöhnlich.

Da wurden wir aufs Neue aufgeschreckt, aber diesmal durch ein nicht enden wollendes Hurrah, welches sich auf der vor uns liegenden Lünette hören ließ. Da wir den Grund nicht kannten, stiegen wir auf die Mauer und sahen in einiger Entfernung den Generalstab der Armee, an der Spitze General Lamoricière, von der Höhe herunterkommen, bei dem rechts von uns gelegenen Campo trincerato vorbei, wo ebenfalls die Besatzung auf den Wällen stehend ihr „vive Lamoricière" in verschiedenen Sprachen hören ließ, gegen uns zu. Auch wir riefen aus vollem Herzen „Es lebe Lamoricière, es lebe Pius der Neunte." Er zog unter endlosem Jubel des Militärs in die Stadt ein. Daß heute die Schlacht von Castelfidardo verloren war, wußten wir noch nicht, eben so wenig, daß hinter ihm keine Truppen mehr kommen würden. Als wir es erfuhren, blieb uns wenigstens der Trost, nun einen Führer zu haben, dessen Mangel den Intelligenteren von uns bereits fühlbar wurde. Kaum war er im Delegationspalaste abgestiegen, als aufs Neue der Kampf mit den rückkehrenden Schiffen begann. Die Kanoniere hatten ihre Werke bereits verlassen, um in der Stadt sich ein wenig mit Brod und Wein zu stärken; erst nachdem schon zehn Minuten lang von den Schiffen gefeuert worden war, begannen die Unsrigen das Feuer mit gleichem Erfolge wie zuvor zu beantworten. Um sechs Uhr war Ruhe. Der Feind sollte 120 Todte und Verwundete haben, wir hatten deren 10—12. Wir rückten in die Kasernen ein, in welche einzelne Kugeln, ohne großen Schaden zu thun, gefallen waren. Die Bürgerschaft begann sich wieder auf den Straßen zu zeigen, nachdem den ganzen Nachmittag jeder Laden, jedes Fenster geschlossen gewesen. Man sprach von einem zwischen General Lamoricière und Vice-Admiral Persano abgeschlossenen Waffenstillstand. Gegen Abend kamen einzelne Infanteristen von verschiedenen Bataillonen vom Schlachtfelde an, desgleichen zwei Geschütze Artillerie, eine Kriegskasse und die Fahne des ersten Fremdenregiments. Von ihnen erfuhren wir die Details von Castelfidardo. — In der Nacht Allarm, der sich diesmal jedoch als falsch herausstellte.

Am Tage darauf, am 15. September, sahen wir die Flotte in großer Entfernung in Linie stehen und die Blokade beobachten. Die Nachricht von einem 48 stündigen Waffenstillstand bestätigte sich. Daß derselbe jedoch kein Vorbote des Friedens sei, bewiesen uns die Tagesbefehle des Generals Lamoricière die sofortige Bildung einer Genie-Hilfs-Compagnie betreffend, sowie die Fortsetzung der Verrammlung an den Thoren. —

Jetzt sahen wir von den hochgelegenen Festungswerken aus die Zeltlager

Digitized by Google

der Piemontesen, welche auf Entfernung von einer deutschen Meile in einem riesigen Halbkreise die Stadt und Festung einschlossen. Die Irländer und ein Jägerbataillon machten Patrouillen, wie fast jeden Tag, und stießen oft in geringer Entfernung auf Vedetten und Vorposten, welche sich jedoch stets zurückzogen. Die Irländer kamen nie heim, ohne eine Requisition von Ochsen bewerkstelligt zu haben, was aber später untersagt wurde. Die Theuerung begann fühlbarer zu werden und trotzdem sah man auf den Gassen stets eine Menge Soldaten, welche dem Bachus zu stark den Hof gemacht hatten. Im Laufe des Tages ging eine Deputation der vornehmsten Bürger zum General, um ihn zu bitten, das nutzlose Blutvergießen sowol im Interesse der Truppen als auch der Stadt durch freiwillige Uebergabe zu verhüten, und um ihm in diesem Falle eine Summe Geldes für jeden Soldaten anzutragen; der General verwarf diese Zumuthung. Diesmal verging die Nacht ruhig. Am 16. früh stand die Flotte noch auf derselben Stelle. Die Stadtthore waren heut den ganzen Tag gesperrt; nur ein kleines Pförtchen war für die Passage in und aus der Stadt geöffnet. Die Landleute, deren nur einige kamen, brachten sehr wenige Lebensmittel mit und entfernten sich bei Zeiten.

Heute wurde in der Stadt eine verschärfte Proclamation seitens des Grafen de Quatre-Barbes, Civil-Gouverneur des Platzes, behufs Ablieferung der Waffen und des Verhaltens der Bürgerschaft angeklebt, wodurch letztere bewogen werden sollte, Cafés und Restaurationslokale nicht zu schließen. Ein Theil der Soldaten schien, nach ihren Reden zu urtheilen, einigermaßen entmuthigt. Sie behaupteten, vielleicht mit Recht, daß mit 4000 Mann ein Widerstand gegen 40,000 Mann Landtruppen und 10 Kriegsschiffe nutzlos sei und sie nur ins Verderben führen könnte; andere waren höchst kampfbegierig. Ich selbst wurde zum General Lamoricière als permanente Ordonnanz commandirt und mußte daher mich bei ihm im Delegationspalaste melden.

Er litt stark an der Gicht, war jedoch deshalb nicht minder disponirt, seine Geschäfte wie gewöhnlich zu verrichten. Sein Generalstab, mit dem er grade zusammen speiste, bestand mit Ausnahme des Civil-Gouverneurs und des Capitäns de Lorgerie aus lauter jungen Offizieren. Seine Fenster waren so gelegen, daß man den ganzen Hafen, so wie eine jede Bewegung der ankernden Flotte übersehen konnte. Im Palaste war ein sehr reges Leben; außer dem General en chef, welcher mit seinem Generalstab, seinen Ordonnanzen, den verschiedenen Bedienten und seiner Wache den dritten Stock einnahm, befanden sich im zweiten Stock die Wohnung des Brigadegenerals de Courten mit einer ähnlichen Suite, das Bureau des Civil-Gouverneurs, welcher mit der polizeilichen Gewalt betraut und deshalb in solchem Momente ungemein überlaufen war, endlich die Wohnung und das Büreau des Truppencommandanten von Ancona mit den nothwendigen Individuen. Im ersten

Digitized by Google

Stock war das Telegraphenbüreau, unten die Hauptwache und die östreichische Cavallerie-Schwadron. Des Rennens der Ordonnanzen und Offiziere, welche Meldungen zu machen hatten, war den ganzen Tag kein Aufhören.

Ich selbst war viel unterwegs; denn bald mußte ich diesen oder jenen hohen Offizier zum General en chef befehlen, bald den Platzcommandanten, Truppencommandanten, diesen oder jenen Bataillonschef. Die Nacht schlief ich im Vorzimmer des Generals; er selbst hatte sich um zehn Uhr zu Bett begeben, nachdem er um neun beim Abendrapport wie gewöhnlich seine Befehle selbst an die versammelten Oberoffiziere gegeben hatte. Um ein Uhr Alarm. Der General war der erste, welcher aufgeweckt durch einige Schüsse seitens der Schiffe aufsprang und seine ganze Umgebung durch den Ruf: „Debout Messieurs à vos postes“ weckte. Die Truppen waren pünktlich auf ihren Posten; allein umsonst, nach ½ Stunde Feuern war alles ruhig. Diese Alarmirungen geschahen fast jede Nacht und sollten seitens der Feinde dazu dienen, unsere Garnison zu ermüden.

Am 17. Gefecht mit den Schiffen von acht Uhr Morgens bis Mittags, von unserer Seite 13 Todte und Verwundete. Der General machte auf die im Gefecht begriffenen Forts und Batterien eine Ronde zu Wagen; ich mußte auf dem Bocke ihn begleiten, welche Ehre mir oft zu Theil geworden ist, da er seiner Unkenntniß der deutschen und italienischen Sprache wegen stets Leute in seiner Umgebung nothwendig hatte, welche im Nothfalle ihm zum Dolmetscher dienen konnten.

Er belobte und ermunterte die Truppen, welche wie gewöhnlich sich einen Spaß machten, die Schiffe zu tractiren. Einen Artilleristen, welcher seines vorzüglichen Benehmens und seiner Geschicklichkeit wegen ihm recommandirt wurde, machte er auf der Stelle unter dem Sausen der feindlichen Riesenspitzkugeln zum Offizier, was indessen den Betreffenden nicht abhielt, seinen Platz am Geschütz noch 24 Stunden beizubehalten. Auf einem andern Werke, am Monte Gardetto ernannte er einen Sergeanten des dort aufgestellten ersten Jägerbataillons, einen gewissen Frank (gebornen Kölner) wegen bewiesener Unerschrockenheit im Feuern und bei Ausführung einer sehr gefährlichen Schleichpatrouille, sofort zum Offizier. Trotz dem sah ich auch diesen meinen guten Freund noch acht Tage später mit dem Gewehr in der Hand seinen Dienst thun; als seine einzige Auszeichnung trug er eine Offiziersmütze.

Zu Mittag trat Ruhe ein; ich entfernte mich und ging in der Stadt in eine Osteria, um zu speisen. Auf dem Wege überzeugte ich mich, daß viele Kugeln in die Häuser gegangen sein mußten; denn einzelne derselben waren durchlöchert, an anderen Stellen lagen wieder zertrümmerte Ziegel, Fenster und Mauerschutt auf den Straßen. Im Speiselokale selbst traf ich viele Soldaten, welche sich ihre kleinen Erlebnisse mittheilten, wobei natürlich auch Münch-

Digitized by Google

hausiaden vorkamen. Auch kamen jetzt wieder die Bürger zum Vorschein, wie jedesmal, wenn momentan Ruhe eintrat. Auch unter ihnen waren schon einige das Opfer der feindlichen Kugeln geworden. Alle machten ängstliche Gesichter, namentlich die Frauen. Die letztern sammt ihren Kindern wurden indeß wenig sichtbar; denn sie saßen meistens in den Kellern, und ich selbst habe zufällig einen großen Keller zu Gesicht bekommen, wo 200 menschliche Creaturen volle acht Tage mit Brod und Wasser ihre Existenz gefristet hatten. Dazu gesellte sich der Anblick der meist menschenleren Straßen, die Theuerung, das dumpfe Brüllen der Geschütze, das Platzen und Sausen der Bomben, das Rasseln der Ziegel und des Mauerwerks, um jedem ein gewisses Gefühl moralischer Gedrücktheit einzuflößen, gegen welches die Soldaten allerdings durch den ihnen gelieferten Wein mehr oder minder unempfindlich gemacht wurden.

Mittags kam ein Parlamentärschiff mit weißer Flagge an den Hafen und schiffte eine Deputation an den General Lamoricière aus; sie bestand aus einem Fregatten-Capitän und einem Leutenant. Sie begaben sich unter Begleitung ins Hauptquartier, wo ihre Anwesenheit nur einige Minuten dauerte. In was ihre Aufträge bestanden, weiß ich nicht, aber daran, daß sich von 2 Uhr Nachmittags bis um 6½ Uhr Abends das Gefecht erneuerte, konnte ich sehen, daß sie zu keinerlei Unterhandlungen geführt hatten.

Am 18. 19. und 20. wiederholten sich die gleichen Scenen ohne merklichen Unterschied; im Hauptquartier war das regste Leben, Dispositionen wurden unaufhörlich getroffen, Befehle ausgegeben.

Der General, den ich bald heftig werden, bald wieder heiter lachen hörte, schien etwas launisch zu sein, was jedenfalls eine Folge des Podagras war. Er ließ heute eine Proclamation an sämmtliche Straßenecken anschlagen, worin er der Bürgerschaft und den Soldaten bekannt macht, daß am 17. General Goyon in Rom mit 25,000 Mann und 48 Geschützen angekommen sei und daß ebenfalls das französische Geschwader aus den sicilianischen Gewässern Befehl erhalten habe, ins adriatische Meer zu segeln. — Auf jeden Fall hatte er Hoffnung auf bewaffnete Intervention Frankreichs, und die später sich als irrig herausstellende vielfach besprochene Depesche de Merodes an den französischen Konsul in Ancona mußte ihn darin noch bestärken.

Am 21. Morgens Kampf mit den Schiffen wie gewöhnlich. Mittags verlegte der General sein Hauptquartier aufs Castell hinauf; ich mußte natürlich folgen. Von hier aus übersahen wir den ganzen Festungsrayon und konnten deutlich wahrnehmen, daß der Cernirungskreis um die Stadt enger geschlossen worden war.

Durch die Bäume hindurch gewahrten wir manchen piemontesischen Doppel-

Digitized by G

posten, und auf den umliegenden Höhen konnten wir ganz deutlich die verschiedenen Waffengattungen erkennen.

Der General äußerte im Castell die Hoffnung, sich hier 2—3 Monat halten zu können. — Auf den Forts an der Seeseite währte der Kampf mit der sardinischen Flotte fort, welche sich aber heut näher als gewöhnlich postirt hatte. Dies bekam ihr in einzelnen Fällen übel. So hatte sich die Feldbatterie Nr. 9 mit zwei Geschützen unter Capitän Meyer verdeckt am Ufer aufgestellt und zwang eine Corvette sich mit vielem Schaden aus dem Feuer zu ziehen. Auch von der Lünette San Stefano, welche dem Monte Gardetto secundirte, wurde brillant geschossen; der dortige Commandant, Oberlieutenant Uhde, brachte unter Anderem einer Corvette fünf Schuß nacheinander bei.

Am 22. früh Kampf mit den Schiffen. Unsre Verwundeten und Todten waren bereits auf 70 Mann angewachsen; das Spital, welches zum Zeichen der Neutralität eine schwarze Flagge auf der Zinne hatte, war außerdem voll von Kranken. Die Kugeln flogen auch dort hinein; die Konsulate hatten bereits vom ersten Tage an, ebenfalls zum Zeichen, ihre Nationalflaggen aufgesteckt. Gegen Mittag Vorpostengefecht zwischen unsern Truppen und den piemontesischen Landtruppen. Der Feind delogirte mit einigen Bersaglieri-Compagnien unsre in einer im Nordwesten der Stadt gelegenen alten Lünette, sowie auf der an der Straße nach Sinigaglia gelegenen Ziegelei aufgestellten Vorposten; da dies zufällig Schweizer waren, so liefen diese auch hier früher davon, ehe es nothwendig gewesen wäre. Nach kurzem Gefecht war der Feind im Besitz der alten Lünette und konnte nur durch das Feuer unsrer Geschütze abgehalten werden, sich auch in der Nordvorstadt festzusetzen, was er übrigens im Laufe der nächsten Nacht ungestört that. Wir begannen unser Feuer mit einigem Erfolge auf Colonnen und kleinere Abtheilungen, welche sich hin und wieder zwischen den Culturen und Campagnen zeigten. Die Lünette San Stefano und das Werk auf dem Monte Pulito that desgleichen. Nachmittags wurde jedoch das Castell und das Campo trincerato ebenfalls höchst wirksam von einer Feldbatterie gezogener Kanonen mit Granaten, Vollkugeln und platzenden Spitzkugeln beschossen. — Diese Batterie stand auf dem wol dreiviertel deutsche Meilen nordöstlich gelegenen dominirenden Berge, und schon der zweite Schuß platzte so genau über dem Castell, daß der Feind die Elevation seiner Stücke beibehielt und uns großen Schaden that. Hätte die feindliche Artillerie die Zünder ihrer Granaten besser zu tempiren gewußt, so hätte sie uns hier decimirt. So aber beschränkte sich heute unser Verlust im Castell auf sechzehn Todte und Verwundete und viele Beschädigungen an den Gebäuden.

Wir konnten dieser Batterie nicht antworten, sondern schossen wie schon gesagt auf nähere Ziele. General Lamoricière, welcher im Castell allein ringe

Digitized by Google

umherging, belohnte und ermunterte die Kanoniere, welche jeden guten Schuß mit Hurrahruf und Mützenschwenken begleiteten; auch hier bildete die Infanterie einen Theil der Bedienungsmannschaft. Währenddem hatten die Schiffe ihren Kampf mit den Strand- und Hafenbatterien fortgesetzt und beschossen heut unnützer Weise das Wassercastell, wo kein lebendes Wesen mehr war. — Indem mir heute ein Antrag behufs Uebertritt zur Geniecompagnie als Feldwebel gemacht wurde, mußte ich den General um Erlaubniß fragen. Er entließ mich mit den Worten: „Faites votre devoir, et je penserai à vous."

Meine neue Compagnie war den Tag über an verschiedenen Punkten der Stadt und Festung zu Befestigungsarbeiten verwendet und hatte ihren Posten während der Nacht auf dem Monte Gardetto in einer dünn gemauerten Baracke in welcher ich als Bureau einen kleinen abgesonderten Raum besaß. — Den Rest der Belagerung habe ich also vom Monte Gardetto mit angesehen, welcher auf der einen Seite steil gegen das Meer abfällt, auf der andern ebenso steil gegen das Land, wo er gegen das in Süden und Westen gelegene Thal in Gemeinschaft mit dem jenseits liegenden Monte Pulito und San Stefano ein festes Bollwerk bildet; er selbst ist vom Monte Capuccino durch ein tiefes schmales Thal getrennt, welches durch eine crenelirte Mauer im Westen gegen Landangriffe geschützt wird.

Hier standen außer der Artillerie und uns noch einige Compagnien Bersaglieri. Meine Compagnie war schwach und bestand aus gemischten Elementen. Ein Theil waren Italiener, der größte Theil jedoch Oestreicher, wie auch unser junger Capitän.

Indem ich mich auf den ausdrücklichen Wunsch des Capitäns mehr um die Administration, als um den Dienst zu kümmern hatte, war ich viel unterwegs, behufs Herbeischaffung der nothwendigen Lebensmittel aus der Stadt, sowie der Gelder von der Intendanz. Trotz dessen aber mußte ich mich öfter an die Plätze begeben wo gearbeitet wurde. — Der Weg nach der Stadt hin und zurück war immer gefahrvoll; denn das Thal und die darin gelegenen Häuser der Vorstadt wurden von den zu hoch geschossenen Projectilen der Schiffe und der Landbatterie so zu sagen rasirt. Links und rechts neben mir schlugen dieselben ein, und mehreremal ließ sich ihr Pfeifen dicht hinter mir vernehmen. Das Aussehen der Stadt wurde immer trauriger, der Trümmer immer mehr. Die Pausen, in welchen man früher noch Einwohner zu sehen bekam, fielen ganz weg, da das Feuer jetzt ohne Unterbrechung Tag und Nacht dauerte.

Am 23. früh war Kriegsrath auf dem Castell. Man wollte die Stimmung des Officiercorps zu Rathe ziehen. Dieses jedoch, meist aus Oestreichern bestehend, beschloß die Vertheidigung fortzusetzen. An diesem und dem folgenden Tage machte das feindliche Feuer von Früh bis Abend keine Pause, wenigstens von der Landseite nicht. Die Schiffe wurden am 24. vom Monte Gardetto

Digitized by Google

aus durch Oberlieutenant Knaus gezwungen, sich aus dem Staube zu machen, namentlich eines, dessen Hintertheil ganz zersplittert wurde. Unser Verlust am 23. und 24. September betrug 30 Mann.

Am 25. war von der Seeseite her Ruhe; man sagte, den Schiffen sei die Munition ausgegangen. Bis zum 28. Nachmittags, wo sie neue Munition empfangen haben sollten, rührten sie sich nicht aus ihrer ankernden Stellung, 2 Seemeilen vom Hafeneingange entfernt. Dagegen hatte der Feind auf der Landseite große Fortschritte gemacht, denn er hatte bereits Wurfbatterien und Demontirbatterien auf 3000 Schritt Entfernung angelegt und überschüttete die Unsern, die bereits stark erschöpft waren, mit einem furchtbaren Kugel- und Granatenhagel. Ueber acht Tage hatte unsre Geschützmannschaft unabgelöst die Geschütze bedient und die Nacht nicht geschlafen, auch waren sie hin und wieder schon unregelmäßig verpflegt worden. Viele Geschütze waren schon unbrauchbar, oder wenigstens beschädigt, und das Arsenal nicht im Stande, dem überall abzuhelfen. Bereits wurden Befehle zum Pulversparen gegeben, ein Beweis, daß es daran zu mangeln anfing.

Am 26. Morgens währte die Beschießung wie gewöhnlich fort; der Nachmittag war heißer; um 2 Uhr wagten die Piemontesen den ersten Sturm auf den Monte Pulito mit einer starken Colonne Infanterie und einigen Jägercompagnien. Die Kartätschen richteten unter ihnen große Verwüstungen an. Das dort unter dem Befehl des braven Obrist Vogelsang stehende erste östreichische Jägerbataillon schlug mit Entschlossenheit die Feinde mit Salven und einer Bayonnetattaque ab, verlor aber seinerseits viel Leute; denn die nicht minder kühnen piemontesischen Versaglieri lagen ganz dicht vor uns als Tirailleure hinter den Bäumen, so daß sie selbst die Kehle des Werkes mit ihren Spitzkugeln beschießen konnten. So tödteten sie uns 2 Offiziere und 23 Gemeine. Nachdem der Sturm abgeschlagen, wurde er eine Stunde später wiederholt; jedoch ohne besseres Resultat. (Schluß folgt.)

Peking.

Die neueste Post aus China brachte die Meldung, daß die Truppen der verbündeten Westmächte, nachdem sie das Tartarengeschwader des Himmelssohnes abermals in die Flucht geschlagen, vor Peking angelangt sind. So

Digitized by Google

könnte es interessant sein, wenn wir uns von Neapel und Kassel, Ungarn und Schleswig-Holstein oder wo sonst die letzten Ereignisse uns fesselten, einmal auf ein paar Augenblicke in jene ferne Kaiserstadt Ostasiens versetzten.

Peking, die Hauptstadt der Provinz Tschyli und des ganzen chinesischen Reiches, liegt in einer weiten wohlangebauten Ebne am Yuho, einem Nebenflusse des Peho. Die Umgebung ist sehr anmuthig: Getreidefelder wechseln mit Gärten und Pflanzungen wohlriechender Sträucher und Bäume, zwischen denen sich riesige Cypressen wie schwarze Säulen erheben, zahlreiche Tempel mit bunten glasirten Ziegeln glänzen, malerische Bonzenklöster und große Friedhöfe mit grünen Bäumen sichtbar sind. Dazwischen bewegen sich auf den Straßen, die nach den Thoren führen, Massen von Fuhrwerken und sonstigen Transportmitteln: Wagen mit Getreide, mit dem Arak der Mongolei, mit der Butter von Mukden, Tragsessel von wunderlichen Formen und grellen Farben, lange Reihen von Eseln und Dromedaren mit Waaren aus Rußland oder Erzeugnissen der Mandschurei. Von Osten her führt eine besonders schöne mit großen Granitplatten belegte Straße nach der Stadt, die hier mit einem hohen steinernen Triumphbogen beginnt.

Peking besteht, gleich allen größeren Orten Chinas aus zwei verschiedenen Städten: der Mandschuren- und der Chinesenstadt, die zwar hart an einander grenzen, aber durch Mauer und Graben von einander getrennt sind. Jene, die Mandschurenstadt, (Kingtsching) liegt im Norden und bildet ein vollkommnes Viereck, diese, die Chinesenstadt (Wailotsching) hat, südlich sich anschließend, die Gestalt eines länglichen Quadrats. Beide sind mit hohen Mauern und tiefen Gräben umgeben, außerhalb deren 12 große Vorstädte sich hinziehen. Der Gesammtumfang der Stadt wird auf ziemlich sechs deutsche Meilen angegeben, indeß ist zu bemerken, daß die Häuser und selbst die Paläste der Fürsten (Wang) fast ohne Ausnahme einstöckig sind und daß die Mauern ausgedehnte Gärten und Parks mit Teichen einschließen. Im Allgemeinen ist Peking sehr leicht gebaut, und viele Häuser bestehen nur aus Holz. Der Grund davon sind die Erdbeben, die hier sehr häufig und heftig auftreten, und von denen das im Jahre 1662 gegen 300,000, das von 1732 über 100,000 Menschen begraben haben soll. Alles ist gesetzlich vorgeschrieben: das Gesetz bestimmt, wie viel Säulen der Mandarin erster Klasse an seiner Façade anbringen, wie viel Ziegel er zum Bau seines Hauses verwenden, wie viel Höfe er haben darf; es sagt, wie viel davon dem Mandarin zweiter, wie viel dem dritter Klasse zukommt, u. s. w. Auch der Kaiser ist in dieser Hinsicht durch Herkommen und Recht beschränkt, auch er ist genöthigt, zu ebner Erde zu wohnen. Im Uebrigen mangelt es der Stadt nicht an phantastischer Formen- und Farbenpracht, doch darf man daran nicht den Maßstab abendländischen Geschmackes legen.

Digitized by Google

Die große Ausdehnung Pekings ist Ursache gewesen, daß die Reisenden ihm eine ungeheure Einwohnerzahl gegeben haben. Timofsky sprach von zwei Millionen, Andere fügten noch eine halbe hinzu. Wir halten uns an Sacharoffs Angaben (Arbeiten der k. russ. Gesandschaft zu Peking 2. Bd. Berlin, Heinicke, 1858), der aus den Registern der chinesischen Polizeibehörden schöpfte und die Zahl der Einwohner im Jahr 1845 auf 1,648,814 berechnet. Davon kamen ungefähr 75,000 auf Beamte und deren Familien, 348,000 auf Soldaten und Polizei, 557,000 auf Handwerker und Kaufleute, 577,000 auf niedres Volk, Bettler und Mönche und 89,000 auf die Turkestaner, die seit einiger Zeit sich hier angesiedelt haben.

Die Mandschurenstadt hat neun, die chinesische sieben Thore, die sich an Größe und Bauart gleichen. Sie werden von mehrstöckigen starken Thürmen aus blauen Ziegeln überragt. In jedem befindet sich ein Militärposten, ein Zollbeamter und ein Polizeidiener, letzterer, um den Reisenden die Pässe (Pins) abzunehmen. Vor jedem Thore ist eine gegen 400 Fuß weite Fläche abgestochen, die, von einer halbkreisförmigen Mauer umgeben, einen Waffenplatz bildet. Daneben gehen Rampen in die Höhe, welche der Kavallerie gestatten, auf die Stadtmauern hinaufzureiten. Letztere haben Schießscharten und ihre Höhe beträgt bei der Mandschurenstadt 45, bei der chinesischen 30, ihre Dicke hier wie dort 30 Fuß, sodaß vier Wagen nebeneinander auf ihnen hinfahren können. Die Namen der Thore sind zum Theil wunderlich gewählt. Von den beiden im Norden heißt das eine das Thor des Entzückens der Tugend, das andre das Thor des dauerhaften Friedens. Unter den vier östlichen befindet sich das Thor der aufgehenden Sonne, unter den südlichen ein Thor der ewigen Beständigkeit, ein Thor der vollkommenen Ruhe, ein Thor der Weisheit würdiger Wissenschaften und ein Thor des kriegerischen Ruhmes. An fast allen trifft man Schaaren gesattelter und gezäumter Esel, auf denen man für etwa 4 Silbergroschen unseres Geldes pro Stunde die Mauer umreiten kann. An den Ecken der letztern erheben sich Thürme wie über den Thoren. Ueberall öffnen Kanonen drohend ihren Schlund; doch würden sie den Alliirten bei einem Sturm schwerlich Schaden thun, da sie nicht gegossene, sondern nur gemalte Feuerschlünde sind.

Die Mandschurenstadt bedeckt eine Fläche von zwölf englischen Quadratmeilen und besteht aus drei Abtheilungen: der eigentlichen Stadt der Mandschu (Neitsching), bewohnt von den Soldaten, Kaufleuten, Beamten und Adeligen dieser Nation, der kaiserlichen Stadt (Hoangtsching) und der „rothen" oder „verbotenen Stadt" (Tsukingtsching) d. h. dem Palaste des Kaisers. Letzterer bildet den Kern des Ganzen; die kaiserliche Stadt, durch einen tiefen gemauerten Graben von ihm getrennt, ist gleichsam sein innerer Vorhof, die Neitsching, von dieser wieder durch eine Mauer geschieden, sein äußerer

Digitized by Google

Der Kaiserpalast ist vielleicht die größte Fürstenwohnung auf Erden. Ohne die ausgedehnten Gärten und die drei Höfe, die zu ihm gehören, aber zur zweiten Abtheilung gerechnet werden, beträgt der Umfang dieses Gebäudecomplexes, welcher ein längliches Viereck bildet, 6 Li, d. h. 10,656 Fuß. Der Palast ist mit starken zinnengekrönten Mauern umgeben, die von rothen Ziegeln aufgeführt und mit gelben Dachsteinen gedeckt sind. Ueber den vier Thoren und den vier Ecken erheben sich Pavillons mit den bekannten ausgeschweiften Dächern. Das Innere der kaiserlichen Residenz zerfällt in eine Reihe von Höfen, die mit Säulengängen und geschlossenen Galerien und Gemächern umgeben sind. Alles ist sehr reich und prächtig, aber nach unsern Begriffen wenig geschmackvoll. Unter den zahlreichen Bauwerken, aus denen die verbotene Stadt besteht, nennen wir nur das besonders reich verzierte Thor Tuanmen, den Tempel Tsching Hoang Miao, in welchem der Schutzgott der Stadt verehrt wird, das schöne Südthor Umen, den Prachtsaal Taihotian (d. i. große Eintracht) wo der Kaiser auf seinem Thron den Großen des Reiches und den Gesandten des Auslandes Audienz ertheilt, den Palast der Kaiserin (Kiünningkong), endlich den Kaiserpalast im engern Sinne, die „Wohnung des klaren Himmels," wo der Beherrscher der Blume der Mitte den Winter hindurch zu residiren geruht. Hinter demselben tritt man in einen schönen, mit den ausgesuchtesten Sträuchern, Bäumen und Blumen bepflanzten Garten. Wie in den meisten Privathäusern sind auch im Kaiserpalast die Wände mit Sprüchen chinesischer Weisen und Dichter auf Papier beklebt, welches letztere als Tapete dient. Die Thüren und Verschläge sind von Kampfer- oder Cypressenholz und mit Bildwerken verziert. Auch die Möbel bestehen aus kostbarem Holz und blenden durch ihren Firniß. Gold, Silber, Marmor und Porzellan sind allenthalben verschwenderisch angebracht. Nur eins mangelt dem Palast wie allen Häusern Pekings — die Fenster haben keine Glasscheiben, sondern sind nur mit Papier verklebt.

Der Stadttheil Hoangtsching, welcher den kaiserlichen Palast zunächst umgiebt, ist, während ihn früher nur zum Hofstaat gehörige Personen bewohnten, jetzt zum Theil in den Händen von Kaufleuten, die in einigen Straßen ihre Läden aufgeschlagen haben. Den Haupttheil des Areals nehmen jedoch Gärten und Teiche ein. Eine der Merkwürdigkeiten dieses Stadttheils ist die nach einem der hier stehenden Paläste führende Brücke aus schwarzem Jaspis, die einen Drachen bildet. Ferner finden sich hier: der Tempel des Fohi mit einer hundertarmigen 60 Fuß hohen Bronzestatue dieses Gottes, die Tempel Taimiao, den Ahnen des Kaiserhauses, Siwan Tschin Miao, dem Gott des Windes, Ringho Miao, dem Blitzgott, Thiantschutang, dem Herrn des Himmels geweiht (einst eine Kirche der französischen Jesuiten) sowie der große mongolische Tempel des Songtschuße, in welchem der Kotuchtu, einer der drei

Digitized by Google

Oberprieſter der Lama-Religion, wohnt, und neben dem ſich die Druckerei befindet, wo die Gebetbücher für Tübet gedruckt werden. Endlich trifft man in dieſen Quartieren mehre prachtvolle Concert- und Schauſpielhäuſer, die von dem berühmten Kaiſer Kianlong erbaut ſind, und fünf künſtliche Hügel, von denen der 140 Fuß hohe Kingſchan, d. i. der rückſtrahlende Berg, in der Geſchichte Chinas eine traurige Berühmtheit erlangt hat, indem ſich auf ihm bei der Kataſtrophe von 1644 Hoaitſong, der letzte Kaiſer der alten chineſiſchen Dynaſtie der Ming, nachdem er ſeine Familie umgebracht, an einem Baume aufhing, um nicht in die Hände des Empörers Litſchiſing zu fallen. Es war der ſchrecklichſte Tag, den Peking ſeit Dſchingiſchans Zeit erlebte: der Kaiſer an jenem Baume, die Mehrzahl der Fürſten und hohen Beamten hingerichtet, die Rieſenſtadt ein Feuermmeer, deſſen Flammen die fernen Berge der Tartarei rötheten und, bis weit in die Ebne von Petſchili hinabſtrahlend, der zehn Meilen langen Karavane leuchteten, mit welcher das Rebellenheer die Tauſende von Centnern edler Metalle entführte, die ſie in der Stadt zuſammengeraubt.

Sind die Bauwerke dieſer beiden Stadttheile, aus der Nähe betrachtet, mehr prunkvoll als ſchön, ſo nimmt ſich das Ganze von einem der Hügel oder Thorthürme geſehen mit ſeinen Gärten und Waſſerpartien ſehr gut und großartig aus. Einer der prächtigſten Punkte iſt die ſogenannte Marmorinſel in dem großen Teiche, der ſich von der Nordmauer der kaiſerlichen Wohnung nach deſſen Südmauer hinzieht. Die Pfade, welche ſich durch die Pflanzungen hinſchlängeln, mit denen der Hügel in der Mitte dieſes anmuthigen Eilands bedeckt iſt, führen zu unzähligen köſtlichen Ausſichten, von denen jede das außerordentliche Geſchick der Chineſen bezeugt, Aehnlichkeiten und Contraſte in der Anlegung von Gärten und Parks wirkungsvoll zu vertheilen, Ueberraſchungen hervorzubringen und charakteriſtiſche Landſchaftsbilder zu ſchaffen. An der einen Stelle ſind Bäume und Sträucher nach ihren Farben und Wipfelgeſtaltungen aufs Beſte geordnet. An einer andern ſenkt ſich ein wohlgepflegter Raſenplan. Da ſtürzt über zerklüftetes moosbehangenes Geſtein rauſchend ein Waſſerfall. Daneben widerhallen dunkle Grotten grollend das Getöſe des Katarakts und entwurzelte Stämme ſtarren in wildes Gewirr verflochten gen Himmel. Weiterhin wieder trifft das Ohr die Muſik von Glöckchen, welche ſo geſtimmt ſind, daß ihr Concert, wenn der Wind geht, dem melancholiſchen Tönen einer Aeolsharfe gleicht. Kommt man endlich auf dem Gipfel des Hügels an, ſo ſchweift das Auge über das ganze Bild der gewaltigen Mongolenſtadt, über den Kaiſerpalaſt mit ſeiner blitzenden Bedachung, ſeinen weiten mit ungeheuren Steinplatten gepflaſterten Höfen und über das Panorama des glänzenden Sees Kinhai und deſſen Ufer mit ihren zahlloſen Gartenhäuschen und Kiosken, Tempeln und Paläſten. — Ein an-

Digitized by Google

derer schöner Punkt ist der Bananengarten in der Nähe der weißen Marmorbrücke, die unter dem Kaiser Kangsi von den Jesuiten erbaut wurde. Er ist mit allerlei Fruchtbäumen und duftenden Sträuchern bepflanzt, und in seiner Mitte befindet sich der Pavillon Tschni Yunsin, d. i. der kleine Herbstwind. Dieses Schlößchen zerfällt in vier verschiedene Theile, die durch Wasser von einander getrennt sind. Im Sommer sind diese Kanäle mit Nenuphar-Rosen und den Blüthen von Wassernüssen bedeckt. In Mußestunden fährt der Kaiser auf dem Wasser in einer prächtigen Gondel spazieren, und im Winter sieht er seinen Mandschusoldaten zu, die, auf der gefrornen Fläche Schlittschuh laufen. Recht anmuthig nimmt sich aus der Ferne der am Ende des Sees stehende Tempel Sian Tsanthan aus, der dem Gedächtniß einer Kaiserin geweiht ist, welche in China die Zucht der Seidenraupen einführte.

Die eigentliche Stadt der Mandschu, Neitsching, ist sehr regelmäßig gebaut. Sie hat schnurgerade Straßen, von denen mehre über eine Meile lang und 50 bis 60 Ellen breit sind, und drei große Plätze. Eine, die von Osten nach Westen laufende Tschan Ngankiai, d. i. Straße der immerwährenden Erholung, welche für die schönste von Peking gilt, hat sogar eine Breite von 30 Toisen, also 180 Fuß. Ebenfalls sehr große und elegante Straßen sind die von der westlichen Langseite der kaiserlichen Stadt auslaufende mit vier Triumphbogen geschmückte Sisse Failu und die von der östlichen Langseite bis an das Ostende der Stadt sich hinabziehende Tongtse Failu. Beide haben eine Länge von mehr als einer halben deutschen Meile. Nehmen die Seiten jener Prachtstraße meist Paläste von Fürsten, Tempel und Gerichtshöfe ein, so herrscht auf diesen letzteren beiden der Kaufmann vor. Vor glänzenden Magazinen flattern an Masten und Stangen Banner von Seide und Papier, welche in chinesischen Buchstaben Angaben über die Waaren enthalten, die in dem Laden dahinter feil sind. Auf der Straße wogt und wimmelt es von zahllosem Volk, und das Auge wird durch den Wechsel der Trachten, die sich hier mischen, auf das angenehmste unterhalten.

Weit weniger Vergnügen gewähren die Straßen Pekings dem Geruchssinn. Wenn man sich erinnert, daß der Chinese beim Schlafengehen die Kleider nicht ablegt, und daß in der Hauptstadt eine halbe Million Menschen lebt, die keine andere Wohn- und Schlafstätte hat als verlassene Häuser und Löcher in der Stadtmauer, und wenn man ferner weiß, daß der haushälterische Bewohner des himmlischen Reiches alle Absonderung des menschlichen Körpers mit äußerster Sorgfalt in nicht immer fest schließenden Krügen und Büchsen aufbewahrt, um sie zur Ackerdüngung zu verwenden, so kann man sich einen ungefähren Begriff davon machen, was eine europäisch verwöhnte Nase hier leidet.

Wie allenthalben im Süden lebt der Gewerbs- und Handelsmann auch

Digitized by Google

hier mehr auf der Gasse als in Laden und Werkstatt, und das trägt ungemein viel dazu bei, jene lebendiger zu machen. So erblickt man hier einen bettelnden Bonzen neben einem gesticulirenden Schauspieler oder Jongleur, da einen Zuckerbäcker, der sein Fabrikat neben einem Tabakshändler ausruft, dort wieder den wandernden Schuhflicker neben dem Geldwechsler. An der einen Stelle bietet ein Handelsmann Antiquitäten aus der kunstreichen Zeit der Tscheu und der Sang aus, an der andern preist ein Salbenhändler die Frische und den Duft seiner Pomade an, an einer dritten sieht man im buntesten Gemisch Garköche, Laternenmacher, Buchhändler, Sattler und Pfeifenfabrikanten sich mit den Producten ihrer Arbeit umhertummeln. Es gibt kein Volk, welches das Sprichwort „Klappern gehört zum Handwerk" besser verstünde als die Chinesen, und da überdies nur den Mönchen das Betteln gestattet ist, so ist der Arme genöthigt, sich auf jeden Zweig der kleinen Industrie zu legen und alle Finessen desselben auszubeuten.

Ursprünglich sollten in der Stadt der Mandschu nur Soldaten wohnen. Es war ein fest gewordenes Nomadenlager neben der chinesischen Altstadt: der zum Landesherrn gewordene Feldherr mit seinem versteinerten Zelt und seinem großen Drachenbanner in der Mitte, um ihn herum, nach Geschwadern und Fähnlein abgetheilt, sein Heer. Die Quartiere dieser Stadt hießen Banner, und sie wurden den Brigaden und Regimentern durch das Loos zugetheilt. Jetzt ist das längst anders geworden. Die Soldaten sind zum Theil Kaufleute geworden, zum Theil haben sie sich andern Beschäftigungen zugewandt, und die Looſe sind, namentlich in den Hauptstraßen, in fremde Hände übergegangen. Nichtsdestoweniger besteht die alte Bezeichnung noch, und auch die Mandschu-Truppen, die in der Stadt liegen, sind noch nach den alten Bannern benannt. Im nördlichen Theil Pekings steht das gelbe, im Osten das weiße Banner, im Süden das rothe und das blaue. Die Nationalgarde der Residenz (Tsian Yong) führt ein grünes Banner, man verwendet sie indeß, wie bei uns manche derartige Institute, nur zu Nachwächterdiensten — die Mandschu-Kaiser sehen keinen Vortheil darin, daß ihre chinesischen Unterthanen die Waffen gebrauchen lernen.

Interessante Bauwerke in der Mandschurenstadt sind der Tempel Litai-Tiwang Miao und der des Konfutse. In dem ersten werden die Manen der verstorbenen Kaiser von Fohi an bis auf den zuletzt mit Tode abgegangnen Taokwang verehrt. Zwei große reichbemalte und vergoldete Triumphbogen von Holz bilden den Eingang. Im Innern findet man die Gedächtnißtafeln der einzelnen Herrscher aufgestellt, Schilde mit den Bildern und Leibsprüchen derselben. Der Tempel des Konfutse grenzt an den zweiten Hof der kaiserlichen Hochschule. Er enthält die Gedächtnißtafel des Philosophen mit der Inschrift: „Stätte, wo man den alten und sehr weisen Konfutse verehrt." Ein Stück

Digitized by Google

davon trifft man die Tafeln des Mengtseu und dreier seiner Hauptschüler, die als Weise zweiten Ranges gelten, noch weiter entfernt die Tafeln von 102 andern Gelehrten, die in die dritte Klasse verehrungswerther Weisen gestellt sind. Auch vor diesem Tempel stehen zwei Paysang oder Triumphbogen, deren Bestimmung ist, das Andenken von Personen beiderlei Geschlechts zu erhalten, welche sich durch Tugend, Wissen oder wichtige dem Staat geleistete Dienste ausgezeichnet haben.

Sonst sind hier noch zu erwähnen: der Tempel des Polarsterns (Sian Yukong), eine türkische Moschee, ein großer Buddhistentempel, die russische Marienkirche, sieben Bonzenklöster, mehre Gerichtshöfe, die Gebäude der Ministerien des Auswärtigen (Lisan Thuan), der Ceremonien (Lipu), der Finanzen (Hupu), des Kriegs (Pingpu), der Justiz (Hingpu) und der öffentlichen Arbeiten (Kongbu), sowie das Gouverneurs- und Polizeigebäude.

Sodann befinden sich hier in der Manschurenstadt die fremden Gesandtschaften: die russische Mission, der Hof der Koreaner und der Hof der Mongolen.

Endlich mag noch der außerhalb der Mauer des Neitsching und zwar vor dem einen nördlichen Thor gelegne äußerst prachtvolle Tempel Tithan erwähnt werden, der einen Raum von fast 200 Schritt ins Gevierte bedeckt, und auf dessen Altar der Kaiser zu gewissen Zeiten des Jahres der fruchtbringenden Erde zu opfern hat.

Wir betrachten nun kurz die chinesische Stadt, welche eine Fläche von 15 englischen Quadratmeilen bedeckt, und von der im Allgemeinen gilt, daß sie weniger gerade und schöne Straßen und überhaupt ein weniger vornehmes Ansehen als die der Mandschu hat. Das Hauptthor, welches in dieselbe führt, ist das Südthor. Der Mittelbogen desselben ist nur für den Kaiser offen. Von hier geht eine gerade und sehr breite gepflasterte Straße mitten durch die Stadt bis an deren Nordende. Dieselbe ist ebenfalls zu beiden Seiten mit Läden gesäumt. Die Mandschusoldaten haben nicht das Recht, in diesem Theil Pekings über Nacht zu bleiben. In fast allen Gassen gibt es hier Garküchen, Wirthshäuser und unzählige von jenen „Blumenhäusern", wo die Bajaderen von Sudscha, einer Stadt, die sich durch die Schönheit ihrer Mädchen und ihre Geschicklichkeit in der Abrichtung von Dirnen auszeichnet, sich aufhalten. In dem Wailotsching wohnen ferner die Komödianten, die Taschenspieler, die Seiltänzer, die Thierbändiger, kurz das ganze fahrende Volk der Hauptstadt. Sodann trifft man hier eine Menge von Spielhöllen. Endlich aber befinden sich in diesen Quartieren auch mehre Marktplätze und verschiedene große Fabriken, besonders von Thon- und Glaswaaren.

Hier ist sodann die Richtstätte Pekings. Die Hinrichtung wird durch Kopfabschneiden vollzogen. Gewöhnliche Verbrecher thut man nur im Herbst

Digitized by Google

und dann massenweise ab. Die Hochverräther haben das Vorrecht, zu allen Zeiten des Jahres vom Leben zum Tode gebracht werden zu können. Der Scharfrichter ist in seinem blutigen Handwerk durch Uebung sehr geschickt geworden. Er trägt einen rothen Rock mit einer weißen Schürze und einen rothen Hut mit einer hohen geradstehenden Feder. Von den sehr zahlreichen Hinrichtungen bilden sich tiefe Blutlachen, die jetzt, wo in Peking in Folge der Empörungen in den Südprovinzen ein Kriegsgericht niedergesetzt ist, zu förmlichen Blutseen angeschwollen sind.

Richtet man seine Schritte von diesem Ort des Grauens nach Nordwesten, so kommt man auf die Straße der Goldarbeiter und Juwelenhändler. Sehr eigenthümlich ist die Art, wie man hier die Vornehmen handeln sieht. Betrachten wir jenen reichen Mandschu, wie er von seinem Pferde steigt und mit seinem Hausmeister in das Gewölbe eines dieser Juweliere tritt. Derselbe zeigt ihm ein kostbares Halsband aus Perlen von Ceylon. Der Edelmann öffnet den Mund nicht, sein Benehmen ist würdevolle Kälte, obwol er von leidenschaftlicher Begier nach dem Schmucke brennt. Kein Wort wird zwischen den drei Personen gewechselt, und doch sprechen sie mit einander. Nur mit den Fingern, die man bei ihren langen Aermeln kaum bemerkt, deuten sie ihre Absichten an, der Kaufmann, was er fordert, der Edelmann, was er geben will, der Hausmeister das Geschenk, welches er vom Händler dafür erwartet, daß er seinen Herrn ihm zugeführt. So hört man auf der ganzen Straße fast nie einen lauten Wortwechsel, nie einen Zank, und wo dies ja einmal geschieht, ist sofort der Polizeimandarin bei der Hand, um den Streit summarisch zu schlichten.

Südlich von der Juwelierstraße zieht sich die der Theater hin. Es gibt deren sechs in Peking, und man spielt in ihnen ununterbrochen vom Morgen bis an den Abend, Trauer- und Lustspiele, häufig auch Stücke, die man Opern nennen könnte. Leute von Lebensart gehen indeß niemals hinein, ja den Mandschu ist ihr Besuch geradezu verboten, und sie verlieren, wenn sie dort betroffen werden, von ihren Mützen die Knöpfe, welche als Rangbezeichnung dienen. Ein Stück vom Ende der Theaterstraße betritt man eine andere, wo fast nur Buchhändler wohnen, welche an jedem Neujahrstag eine große Messe halten.

Besonders interessante Bauwerke im Wailotsching sind die beiden Tempel, am südlichen Ende der obenerwähnten von Süden nach Norden laufenden Hauptstraße. Der auf der Ostseite ist der berühmte Tianthan, ein längliches Viereck, dessen Seiten zusammen 9 Li, d. h. 15,984 Fuß Länge haben. Prächtige Treppen von weißem Marmor führen nach dem Heiligthum hinauf, an den vier Eingängen erheben sich Triumphbogen von demselben Material. Der Tempel zerfällt in mehre Abtheilungen, von denen wir folgende erwähnen: Ein kreisrundes

Digitized by Google

Gebäude, welches den Himmel vorstellt und dessen Inneres mit 82 Säulen geschmückt ist; Gold und Azur blenden von allen Seiten, das Dach stuft sich in drei Stockwerken ab, von denen das oberste himmelblau, das mittlere gelb, das unterste grün bemalt ist. Ferner ein runder Saal, in welchem die mit dem Namen und den Lieblingssprüchen des herrschenden Kaisers beschriebenen Tafeln aufbewahrt werden. Endlich der Tschaikong, d. h. der Palast der bußfertigen Zurückgezogenheit, wo der Kaiser sich durch dreitägiges Fasten auf das große Opfer vorzubereiten pflegt, welches er in dem Tianthan jedes Jahr zur Zeit der Wintersonnenwende dem Himmel darzubringen hat. Die Majestät des Himmelssohnes zeigt sich an diesem Tage in ihrem vollsten Glanz. Die ganze Garnison der Hauptstadt, der gesammte Hofstaat begleitet ihn dann in Gala. Golddurchwirkte Banner flattern auf den marmornen Plattformen des Tempels, und die kaiserliche Kapelle, hundert Musiker und tausend Sänger, stimmt eine altheilige Hymne an, die an viertausend Jahre alt sein soll. Die Geister der kaiserlichen Ahnen, welche auf den Altar herniedergestiegen sind, schweben auf dichten Weihrauchwolken zu Ende der Ceremonie wieder gen Himmel. Die Handlung macht trotz einiger Wunderlichkeiten in der That den Eindruck würdevoller Großartigkeit. Die Musik aber ist aller chinesischen gleich, d. h. abscheulich.

Auf der Westseite der Hauptstraße steht der Siennongthan, ein Tempel, der dem Erfinder des Ackerbaus geweiht ist, und wo der Kaiser jeden Frühling die bekannte Ceremonie vollzieht, bei der er ein Stück Land umpflügt.

Wir erwähnen noch, daß Peking mehre wissenschaftliche Anstalten besitzt, die Aehnlichkeit mit europäischen ihrer Art haben. Dahin gehört der Hanlinyuan d. i. der Wald der Pinsel, ein Ausschuß für chinesische Geschichte und Literatur, der alle Gelehrten und Schulen des Landes beaufsichtigt, die Prüfungen der Staatsbeamten anordnet, die Reichschronik verfaßt und namentlich auch die Erziehung des jeweiligen Thronfolgers zu leiten hat. Ferner die schon erwähnte kaiserliche Hochschule, die sich vorzüglich mit chinesischer Grammatik beschäftigt. Dann die Sternwarte, die von den Jesuiten und später von den Engländern gute Instrumente erhielt, die Arzneischule, die Staatsdruckerei, die auch eine officielle Zeitung druckt, zu welcher der jetzige Kaiser Hienfu wiederholt durch Erlasse gegen ungetreue oder ungeschickte Generale und Minister Beiträge lieferte, endlich die große kaiserliche Bibliothek, (Wenyuan Khe, d. i. Abgrund der Literatur, genannt) die nach Abel Remusat nicht weniger als 300,000 Bände besitzt. An wohlthätigen Anstalten hat Peking ein Findelhaus (hier sehr nöthig), ein großes Spital und ein Institut zur Einimpfung der Kuhpocken.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß die Hauptstadt Chinas auch Glocken kennt, mit denen des Nachts die Stunden angezeigt werden. Die sieben Hauptglocken sind einander gleich: jede hat 12 Fuß Höhe und 40

Digitized by Google

Fuß Umfang und eine Schwere von 120 Centnern. Da sie bei solchem Gewicht nicht gut zu bewegen sind, werden sie mit hölzernen Hämmern geschlagen.

Im Sommer residirt der Kaiser in dem prachtvollen Palast Yuenming Yuen, zwei Stunden nordwestlich von Peking. Diese Residenz, deren Name „der runde und glanzvolle Garten" bedeutet, ist mit ihren Gärten und Parks nach dem Bericht des französischen Missionärs Attiret so groß wie die Stadt Dijon. Der Palast besteht aus einer Anzahl von Prachtgebäuden, deren Vorderseiten allenthalben von Gold, Lack und Gemälden strahlen, und die durch weite Höfe, Pflanzungen, Blumenbeete und Wasserflächen getrennt sind. Das Innere ist mit allen erdenklichen Kostbarkeiten Chinas, Japans und Indiens und selbst mit Kunsterzeugnissen Europas geschmückt. Noch mehr Bewunderung erregen die Gärten. Auf einem Flächenraum von 60,000 englischen Ackern erheben sich zahlreiche künstliche Hügel, die mit schönen Bäumen bepflanzt sind und zwischen denen sich anmuthige Bäche hinschlängeln. Die letztern ergießen sich in kleine Seen, auf denen prächtige Barken umherfahren. In den Thälern zwischen den Hügeln stehen 200 Lustschlößchen von den mannichfaltigsten Formen, die Giebel werden von Säulen getragen, das Holzwerk ist vergoldet und lackirt, die Dächer sind mit hellrothen, blauen, grünen und gelben Ziegeln in hübschen Mustern bedeckt, die Treppen aus Felsblöcken gebildet, das Innere gleicht Feenpalästen. Aus dem einen See endlich erhebt sich auf einer kleinen Insel ein Schloß mit mehr als hundert Sälen, das selbst europäischer Schönheitssinn bewundern muß, und von dem man den größten Theil der erwähnten Bauwerke und Anlagen als Panorama vor sich liegen sieht.

Etwa eine Viertelstunde südöstlich von diesem kaiserlichen Prachtsitz ist das Lager Yantschewa, wo die acht Banner des mongolischen Kontingents campiren, wenn sie aus ihrer Heimat jenseits der großen Mauer herberufen werden. Sie sind vollzählig 100,000 Mann stark. Wenn diese wilden Kinder der Steppe die Ordre zum Eintreffen erhalten, so ists wie wenn ein Orkan aus dem Thor der großen Mauer hervorbräche. Bevor sie in das eigentliche China einziehen, opfern sie einen der Ihrigen, um in dessen Blut die Spitzen ihrer Waffen zu tauchen, worauf der gewaltige Reiterschwarm, gefolgt von unermeßlichen Kameelzügen mit Gepäck und Proviant, den Weg nach Süden fortsetzt, um sich unter die Drachenstandarte des Himmelssohns zu stellen.

Ob das die „tartarische Reiterei" ist, welche die Alliirten jetzt zweimal schon zersprengt haben, wissen wir nicht. War sie es, so hätte das Menschenopfer an den Vierecken der europäischen Infanterie, ihrer Disciplin und ihren trefflichen Schußwaffen seine Kraft verloren. War sie es noch nicht, so stünde den Verbündeten — vorausgesetzt, daß der Kaiser seine Mongolen, die ihm ebenso gefährlich wie seinen Gegnern sind, überhaupt einzuberufen wagt — der ernsteste Strauß noch bevor.

Digitized by Google

Die letzten zwei Jahre der auswärtigen Politik Preußens.

1.

Zwei Jahre sind verflossen, seit das gegenwärtige preußische Ministerium ins Amt trat, und es scheint an der Zeit, einen prüfenden Rückblick auf seine bisherige Thätigkeit zu werfen. Selten hat eine Verwaltung unter so günstigen Umständen die Leitung der Geschäfte übernommen: das Land athmete auf nach dem langjährigen Druck einer Reaction, welche im Innern jede gedeihliche Entwicklung gehemmt, nach Außen Preußen eine Reihe schwerer Demüthigungen bereitet hatte; die freiwillige Berufung neuer Rathgeber der Krone wurde mit Jubel begrüßt, die besten Dispositionen kamen denselben entgegen, die Wahlen zum Abgeordnetenhause brachten ihnen eine unzweifelhafte Majorität, durch ganz Deutschland zog ein frischer Zug neuen Hoffens. Was hat das Ministerium unter so günstigen Bedingungen geleistet? Im Innern unzweifelhaft viel. Wenn sich auch die nöthige Entschiedenheit dem Herrenhause gegenüber vermissen ließ, wenn den widerwilligen Oberpräsidenten nicht genug Ernst gezeigt wurde, so waren doch die Fortschritte und Resultate bedeutend: freie Presse, freie Wahlen, freie Religionsübung wurden allgemein als Wohlthat anerkannt. Anders in der auswärtigen Politik, in welcher sich der Bruch mit dem alten Systeme am entschiedensten zeigen sollte und die durch die Gewalt der Ereignisse zur wichtigsten Angelegenheit des Staates wurde. Grade in den auswärtigen Fragen hatten die Männer, welche ans Ruder kamen, das Ministerium Manteuffel am schärfsten getadelt, unermüdlich hatte das preußische Wochenblatt auf die Schmach von Olmütz, auf Schleswig-Holstein und Kurhessen hingewiesen. Um so lebendiger mußte im November 1858 die Hoffnung sich regen, daß eine energische Politik Preußen wieder nach außen heben werde: die Ansprache des Regenten an seine neuen Räthe schien dies zu verheißen; das dänische Cabinet zeigte sich, noch ehe von Berlin aus ein Schritt geschehen, nachgiebig und hob die Gesammtverfassung für Holstein und Lauenburg auf. Diese Hoffnung ist getäuscht worden; kaum jemand wird sich finden, den die preußische auswärtige Politik befriedigte, und mühsam arbeitete nur die Preußische Zeitung an der undankbaren Aufgabe, jedes Thun oder Nichtthun der Regierung zu rechtfertigen. Die liberale Partei empfindet dies lebhafter und schmerzlicher als jede andre, aber wir finden bei ihr nicht immer Klarheit über die einschlagenden Verhältnisse. Dies hat namentlich die letzte Sitzung des Abgeordnetenhauses gezeigt, und doch ist es für die Zukunft von größter Wich-

Digitized by Google

tigkeit, daß dasselbe eine richtige Stellung zu der auswärtigen Politik der Regierung einnimmt, wenn es auch nicht berufen ist, unmittelbar in dieselbe einzugreifen. Von diesem Gesichtspunkte soll in Nachstehendem versucht werden den Gang derselben in objectiver Darstellung zu zeichnen.

Es konnte dem Freiherrn v. Schleinitz nicht unerwartet kommen, daß der Kaiser Napoleon sich in die Verhältnisse Italiens mischte. Gerüchte und Mittheilungen über den Besuch Cavours in Plombières, über die Gespräche mit Palmerston und Clarendon in Compiègne waren nach Berlin gedrungen. Der Neujahrsgruß an Herrn v. Hübner, die sardinische Heirath, die Thronreden in Paris und Turin konnten keinen Zweifel mehr lassen über das, was zum Frühjahr zu erwarten stand. Die östreichische Circulardepesche vom 5. Feb. brachte zuerst die Frage auf das diplomatische Gebiet, indem für den Fall eines französischen Angriffs auf die Lombardei die Erwartung ausgesprochen wurde, der deutsche Bund werde für Oestreich eintreten. Es war sehr begreiflich, daß diese Depesche in Berlin keinen angenehmen Eindruck machen konnte, zumal dieselbe nicht an Preußen gerichtet war; es war offenbar in Wien der Plan, das Berliner Cabinet durch die Mittelstaaten und den Bund zu nöthigen für das ganze östreichische System in Italien einzustehen. Die preußischen Depeschen vom 13. und 27. Februar lehnten dies aufs bestimmteste ab und betonten die Stellung Preußens als europäische Macht, die sich bei Behandlung einer solchen Frage nicht Majoritätsbeschlüssen am Bundestage unterordnen könne, so fest sie auch entschlossen sei, allein durch die deutsch-nationalen Interessen den Gang ihrer Politik bestimmen zu lassen.

Die Gesichtspunkte derselben ließen sich in diesem Stadium etwa so bezeichnen: 1) Anerkennung der Bundesverpflichtungen im weitesten Sinne; 2) Aufrechthaltung des Territorialbestandes und der Verträge von 1815; 3) Gemeinsame Vermittelung mit England über die Differenzen, welche außerhalb jener Verträge liegen.

Die Ideen über eine solche waren indeß noch sehr unklar, als Lord Cowley seine Sendung nach Wien antrat. Das berliner Cabinet stand derselben auch wesentlich passiv zur Seite und suchte erst, als der russische Vorschlag eines Congresses die englische Vermittelung kreuzte, gemeinsam mit Lord Derby die Schwierigkeiten, welche sich namentlich über die Entwaffnungsfrage erhoben, bei beiden Theilen zu beseitigen. Oestreich schnitt diese Versuche ab, der Erzherzog Albrecht kam nach Berlin, um zu erklären, die östreichischen Truppen würden in Sardinien einrücken, wenn dasselbe nicht entwaffne; trotz der dringenden Abmahnung von Seiten des Regenten erfolgte das Ultimatum und der Einmarsch. Preußen schloß sich dem Proteste Rußlands und Englands wenigstens mit offener Mißbilligung an und widersetzte sich den von Oestreich gewünschten Anträgen auf Mobilisirung der Bundesarmee, um

Digitized by Google

ein Vorrücken kaiserlicher Truppen an die südwestdeutschen Grenzen zu verhindern, welches Deutschland in den Krieg verwickeln würde. Während andere deutsche Kammern sich bereits frühzeitig lebhaft über die große schwebende Frage ausgesprochen hatten, schien das neue Haus der Abgeordneten ganz durch innere Fragen absorbirt; jetzt brachten die Finanzvorlagen zum ersten Mal im Landtag die Stellung Preußens zur Sprache. Herr von Schleinitz beobachtete in seinen Erörterungen eine große Zurückhaltung, er erkannte bereitwillig das Große und Berechtigte des nationalen Aufschwunges an, dessen Sinn sei, daß Deutschland sich jetzt und in Zukunft dem Auslande gegenüber als eine geschlossene Einheit betrachten und als solche das gewaltige Gewicht seiner Kraft in die Wagschaale der politischen Entscheidungen legen wolle, ebenso bestimmt aber wahrte er der Stellung Preußens ihre Selbständigkeit, indem er sie als die der bewaffneten Vermittlung bezeichnete. Beide Häuser stimmten ihm wesentlich bei.

Uns scheint schon in diesem ganzen ersten Stadium die Unklarheit begonnen zu haben. Vermitteln läßt sich nur auf einer bestimmten Grundlage, Herr v. Schleinitz aber hatte niemals eine solche aufgestellt und sich nur nachträglich den vier Punkten Lord Cowleys angeschlossen. Der Sinn einer bewaffneten Vermittlung kann völkerrechtlich und politisch nur der sein, daß man bestimmte Bedingungen für die Herstellung des Friedens bezeichnet und den kriegführenden Theil, der darauf nicht eingehen will, mit Waffengewalt dazu zwingt. Solche Bedingungen aber präcisirte Preußen nicht, es dachte auch nicht daran eventuell Oestreich zum Aufgeben gewisser Rechte gewaltsam zu nöthigen, sondern vielmehr daran, unter gewissen Umständen ihm doch zu Hilfe zu kommen; die Regierung hatte jede Neutralitätserklärung abgelehnt, sie bezeichnete sich in diplomatischen Aktenstücken geflissentlich nur als nicht kriegführende Macht und versuchte noch im ersten Stadium des Krieges, als Oestreich angreifender Theil war, eine Verständigung mit ihm für bestimmte Eventualitäten anzubahnen. Hierauf war die Sendung des Generals v. Willisen nach Wien berechnet. Derselbe kam nach längern Unterhandlungen mit Graf Rechberg endlich über drei Punkte überein:

1) Preußen wird mit aller Kraft für die Erhaltung des östreichischen Besitzstandes in Italien wirken.

2) Oestreich überläßt Preußen für ein Einschreiten zu diesem Zwecke die Initiative sowol am Bunde als für die militärischen Maßregeln.

3) Es verpflichtet sich, mit keinem andern deutschen Staate Separatbündnisse abzuschließen.

Diese drei Punkte sollten durch Notenaustausch festgestellt werden; aber derselbe scheiterte an der Formulirung des ersten Punktes, den man in Berlin nicht zu einer Garantie des östreichischen Besitzstandes werden lassen wollte.

Digitized by Google

Bei dieser Gelegenheit zeigte sich zum ersten Male eine Meinungsverschiedenheit unter den Männern, welche damals die Politik Preußens bestimmten. Darüber war man zwar vollkommen einig, daß es nicht im preußischen und deutschen Interesse sein könne, schlechtweg für Oestreichs System in Italien einzustehen, oder seine legitimistischen Ideen des Sturzes Napoleons und der Rückführung Heinrichs V. zu begünstigen, aber die andere Seite der Frage: ob es nicht geboten sei, bei dieser Gelegenheit der drohenden Suprematie Frankreichs entgegenzutreten, fand nicht so übereinstimmende Beantwortung. Von diplomatischer Seite ward geltend gemacht, daß Preußen unmöglich einen solchen Kampf aufnehmen könne; ein gefahrvolles Uebergewicht einer großen Militärmacht werde nur durch eine Coalition gebrochen, welche bei der Schlaffheit Englands jetzt gegen Frankreich unmöglich sei, Preußen müsse mit letzterem zusammen eine bewaffnete Vermittlung ausüben und diese dazu benutzen, seine Stellung in Deutschland zu heben. Von militärischer Seite ward dagegen aller Nachdruck auf die Gefahr gelegt, welche aus einer entscheidenden Niederlage Oestreichs und einem großen Siege Frankreichs für Deutschland und Preußen erwachsen müsse. Der Regent sei berufen, die Führerschaft in einem solchen nationalen Kampfe zu übernehmen, nicht um unhaltbare Zustände gewaltsam in Italien zu stützen, sondern um dem Uebergewicht Frankreichs entgegenzutreten; durch solche Führung und die Opfer, welche sie erheische, begründe er am besten seine Anwartschaft auf eine hervorragende Stellung in Deutschland, ein kräftiges Auftreten Preußens werde das Ministerium Derby stärken und ermuthigen, Frankreich entgegenzutreten. Es ließ sich für beide Ansichten viel sagen, jedenfalls mußte man aber eine bestimmte wählen, entweder aufrichtig neutral oder entschieden kriegerisch sich zeigen. Leider aber entschied man sich für keinen fest vorgezeichneten Weg, sondern suchte fortwährend durch Compromisse beides zu vermitteln, wodurch die preußische Politik unvermeidlich einen schwankenden Charakter annehmen mußte. Indeß hatten die Ereignisse sich rasch gedrängt. Die östreichische Armee wich allmälig zurück, die Aufstände in Toscana, Parma und Modena erweiterten die französische Angriffslinie, die Schlacht von Magenta ward geschlagen, gleichzeitig wurde das Andringen der Mittelstaaten, welche in ihren Rüstungen über ihre finanziellen Kräfte gegangen waren und eine lange bewaffnete Nichtactivität kaum ertragen konnten, immer schwerer abzuweisen, das Anleben von 40 Mill. Thlr. ward ausgegeben, die Kriegsbereitschaft in vollem Umfange durchgeführt, die Mobilmachung immer bestimmter ins Auge gefaßt.

Die diplomatische Partei arbeitete der letztern nach Kräften entgegen in der Voraussicht, daß durch dieselbe der militärische Geist das Uebergewicht erhalten werde und man die einmal mobil gemachte Armee nicht ohne zu schlagen nach Hause schicken könne; aber hier entschied der Einfluß des Regen-

Digitized by Google

ten gegen sie; sie erreichte nur, daß drei Corps von der Maßregel ausgenommen wurden, um zur Landesvertheidigung zu dienen. Am 11. Juni ward die Cabinetsordre für die Mobilmachung von sechs Armeecorps gezeichnet. Die erste Folge dieses Schrittes sollte die Verwirklichung der bewaffneten Vermittlung sein, außerordentliche Abgesandte sollten deren Bedingungen in den Hauptquartieren vorlegen; da die Annahme derselben von Frankreich nicht wahrscheinlich war, traf man zugleich die nöthigen Vorkehrungen für die Eventualitäten des Krieges. Ueberzeugt, daß mit der Bundeskriegsverfassung praktisch nichts zu machen sei, wollte man die deutschen Regierungen auffordern, militärische Bevollmächtigte nach Berlin zu senden und ihre hiesigen Gesandten zu den betreffenden politischen Verhandlungen zu beauftragen; der Oberbefehl Preußens ward als selbstverständlich angenommen, man beschäftigte sich mit der Idee, denselben durch einem nach Berlin zu ladenden Fürstencongreß an den Regenten übertragen zu lassen. Inzwischen trafen höhere Offiziere von verschiedenen deutschen Staaten zur Vorberathung ein.

Man schien mit starken Schritten auf den Krieg loszugehen; aber die diplomatische Partei, welche sich soweit hatte fügen müssen, gab ihren Widerstand nicht auf und suchte vorerst den geschehenen Schritten die drohende Spitze abzubrechen. Hierbei kam ihr die Unklarheit der ganzen preußischen Politik in der italienischen Frage zu Statten. Offenbar konnte die beabsichtigte bewaffnete Vermittlung nur Aussicht auf Gelingen haben, wenn sie rasch und kategorisch geübt wurde; da ihre Bedingungen die erste Folge der Mobilmachung sein sollten, mußten sie vor derselben festgestellt sein. Dies war nicht geschehen; erst nach der Unterzeichnung der Cabinetsordre vom 11. Juni sollten die Instructionen für die außerordentlichen Abgesandten ausgearbeitet werden, und es war begreiflich, daß, wo man so wenig einig über die ganze Richtung war, sich immer neue Differenzen bei jedem Punkte erheben mußten. Eine Grundlage für die Vermittlung zu finden mußte immer schwieriger werden, je mehr die Ereignisse vorschritten; man scheute sich Oestreich Opfer zuzumuthen und mußte doch einsehen, daß nicht an eine Herstellung des status quo ante zu denken sei; man hob hervor, daß in Ober- und Mittelitalien wirkliche und weitgehende Reformen der Verfassung und Verwaltung herbeizuführen seien. Sollte man wirklich geglaubt haben, daß Frankreich und Sardinien um ein so mageres Resultat zu erreichen ein so hohes Spiel gewagt hätten? Die diplomatische Partei legte besondern Nachdruck darauf, daß ein einseitiges Vorgehen Preußens Verhältniß zu England und Rußland verderben müsse und verlangte zuerst einen Versuch zu machen, die Zustimmung dieser beiden Mächte zu der beabsichtigten Vermittlung zu erlangen. War nun dieselbe schon an sich unpraktisch, wenn man nicht sogleich mit einem Ultimatum auftrat, so wurde sie vollständig unmöglich, wenn man sich doppelte Gewichte an die Füße band. Rußland hatte

Digitized by Google

von Anfang an in der italienischen Frage Frankreich secundirt; von ihm ging der Vorschlag des Congresses aus, der Lord Cowleys Sendung kreuzte, als sie ein Resultat geben zu wollen schien; erbittert über Oestreichs Verhalten in der orientalischen Frage wünschte Fürst Gortschakoff dessen Niederlage, wie hätte man erwarten sollen, daß er gegen Frankreich fest auftreten werde! England hatte seit dem Scheitern seiner Vermittlung sich immer schlaffer gezeigt, es hatte gemeinsam mit Rußland gegen das östreichische Ultimatum protestirt, Lord Malmesbury hatte den deutschen Küstenstaaten am 6. Mai eine Depesche übergeben lassen, wodurch sie auf das dringendste von einem Kriege gegen Frankreich abgemahnt wurden, für den es keine Ursache gebe; sollte aber Deutschland so übel berathen sein, mit Frankreich Krieg anzufangen, so habe es nicht die geringste Hilfe von England zu erwarten. Weit entschiedner noch ließ sich die Abmahnung Englands hören, als bald darauf das Ministerium Derby, das in der Gesinnung wenigstens einer Veränderung des Territorialbestandes in Italien entgegen war, Palmerston das Feld geräumt und von diesem Lord John Russell sich ausdrücklich das auswärtige Amt ausbedungen hatte, um für seine italienischen Zwecke zu arbeiten. Man kennt seine famose Depesche vom 22. Juni an Lord Bloomfield, in der er Preußen Frieden predigt. Mit solchen Bundesgenossen war jede Vermittlung unmöglich, und wir vermögen uns schwer vorzustellen, was die berliner Diplomaten beabsichtigten, indem sie diesen Weg einschlugen, wenn sie nicht meinten, eben nur durch Hin- und Herverhandeln das kriegerische Vorgehen zu vereiteln. Erst am 27. Juni ging eine Depesche (datirt vom 24. Juni) nach London und Petersburg, welche gar keine Basis der Vermittlung aufstellte, sondern dieselbe nur ebenso dringend als allgemein empfahl. Dieser unfruchtbare Versuch hatte aber noch einen andern Nachtheil. Indem Preußen sich an England und Rußland wandte, verzichtete es auf ein selbständiges Vorgehen und band sich selbst die Hände; denn eine Nichtbeachtung der russischen und englischen Antworten hätte es wirklich in eine schlechte Stellung zu beiden Mächten gebracht. Lord John Russells wie Gortschakoffs Bestreben aber war vor allem, Preußen vom Kriege gegen Frankreich zurückzuhalten, also die Unterhandlungen möglichst hinzuziehen. Sie erklärten nach Berlin im Allgemeinen ihre Bereitwilligkeit, im geeigneten Momente zu vermitteln, gaben aber natürlich auch ihrerseits keine Grundlage dafür an. Ebenso wenig sprach sich die Regierung gegen ihre deutschen Verbündeten klar über ihre Absichten aus; in der am 24. Juni an die preußischen Gesandten bei den deutschen Regierungen erlassenen Circulardepesche heißt es am Schluß: „Gestützt auf eine starke Militäraufstellung gedenken wir, die Friedensfrage, unter Anstrebung der Erhaltung des östreichischen Besitzstandes in Italien, im geeigneten Momente bei den großen Cabineten in Anregung zu bringen und mit der Mediation vorzugehen."

Digitized by Google

Dies war also lediglich eine Erklärung für die Politik der freien Hand. Inzwischen war die Mobilmachung vorgeschritten, die Marschordres waren auf den 15. Juli festgesetzt, endlich ward am 4. Juli in Frankfurt der Antrag auf Uebertragung der Oberleitung über die vier deutschen Bundesarmeecorps gestellt.

In diesem Augenblick traf Fürst Windischgrätz in außerordentlicher Sendung in Berlin ein. Wenn durch dieselbe eine Verständigung mit Preußen erzielt werden sollte, so war allerdings die Wahl dieser Persönlichkeit, die als Hauptvertreter des militärischen Absolutismus in Oestreich galt, bei einem Ministerium, in das soeben Graf Schwerin eingetreten war, wenig glücklich. Noch weniger zeigten sich aber seine Forderungen als annehmbar; er verlangte ohne irgend ein Gegenzugeständniß zu bieten, daß Preußen das Vermittlungswerk abbreche und die Einleitung zum Krieg am Rhein durch eine Diversion mache; als Zweck des gemeinsamen Kampfes bezeichnete der Fürst einfach die Herstellung des status quo ante nicht nur im Betreff des Territorialbestandes, den Preußen förmlich garantiren sollte, sondern auch in Betreff der Specialverträge mit den italienischen Fürsten. Gleichzeitig kreuzte Oestreich mit seinem Antrag auf Mobilisirung der Bundesarmee und Ernennung des Regenten zum Bundesfeldherrn den preußischen Antrag vom 4. Juli. Es lag auf der Hand, daß unter solchen Umständen die Sendung des Fürsten zu keinem Resultat führen konnte; aber nichts desto weniger hielt er die Stimmung in Berlin für Oestreich so günstig, daß er seinem Kaiser dringend abrieth, Frieden zu schließen; er sah voraus, daß im Fortgange des Krieges Preußen in denselben hineingezogen werden müsse. Aber dasselbe sah freilich auch ein anderer Beobachter, der Kaiser Napoleon, er schloß den Frieden von Villafranca und wies bei seiner Vertheidigung desselben in der Rede von St. Cloud ausdrücklich darauf hin, daß Preußen ihn in die Alternative versetzt habe, sein Ziel nur halb zu erreichen, oder den Krieg zugleich an der Etsch und am Rhein zu führen.

Wir wollen uns nicht bei den Anklagen Oestreichs aufhalten, welches Preußen die Schuld an diesem Frieden zuschob, sie sind schlagend durch die Schrift „Preußen und der Friede von Villafranca" widerlegt. Das Wiener Cabinet ist seiner alten Politik treu geblieben und hat in jedem Stadium dieser Frage gegen seinen Nebenbuhler mit der hergebrachten Rücksichtslosigkeit und Perfidie gehandelt; lieber trat es eine Provinz an Frankreich ab, als daß es den verhaßten Bundesstaat erwachsen sah. Es ist nach Veröffentlichung der einschlagenden Aktenstücke kein Zweifel mehr an der Ehrlichkeit der preußischen Politik, freilich auch kein Zweifel mehr über ihre Schwäche.

Wir kommen auf unsern Ausgangspunkt zurück. Der Krieg in Italien durfte den leitenden preußischen Staatsmännern seit Anfang 1859 nicht zwei-

Digitized by Google

felhaft sein, er entwickelte sich nicht unerwartet und zufällig, sondern nach einem wohlangelegten Plane. Dem gegenüber gab es für Preußen nur zwei Wege. Entweder es erklärte sich von vornherein neutral, weil es Oestreichs Mißregierung in Italien nicht aufrecht halten wolle, und benutzte den Umstand, daß die andern Mächte durch den Kampf im Süden beschäftigt waren, für seine eignen Interessen in Schleswig-Holstein. Hierzu war es vollständig berechtigt, und grade die Eifersucht der andern Mächte gebot ihm den günstigen Augenblick zu benutzen, wo dieselben paralysirt waren. Oder es sah in dem Krieg gegen Oestreich vor allem die Gefahr der Suprematie Frankreichs, welches nach der Besiegung der einen deutschen Großmacht auch später die andre zu Boden werfen werde, es nahm dann den Kampf auf gegen Frankreich, nicht für Oestreichs Zwecke, ohne Täuschung über den Dank des Hauses Habsburg, vielmehr in der Ueberzeugung, daß letztre Macht selbst nach einem Siege zu wenig Elemente nachhaltiger innerer Kraft besitze, um Preußen seine Stellung in Deutschland streitig zu machen. Für jeden dieser Wege ließen sich gewichtige Gründe geltend machen. Die Regierung wählte keinen von beiden, sondern bewegte sich von Anfang an in unsichrer Haltung zwischen dem Wunsch, etwas für Oestreich zu thun, und der Abneigung, gegen Italien aufzutreten, in Halbheiten und Compromissen und that daher immer zugleich zu viel und zu wenig. Die ganze Idee der Vermittlung war eine vollkommen verfehlte, weil die erste Grundlage, eine imponirende Stellung, welche den streitenden Theilen den Frieden aufzwingen konnte, fehlte. So blieb die preußische Vermittlung nur eine gute Absicht, ein dringender Wunsch, ein allgemeines Bestreben. Bei dem Frieden von Villafranca war Preußen mit Oestreich, dem man hatte helfen wollen, offen verfeindet, wurde von Napoleon als die Macht bezeichnet, welche ihn an der Erreichung seines Zieles verhindert, war ohne ein bestimmtes Verhältniß zu Rußland und England und stand fast mit allen deutschen Staaten schlecht. Dies war das Ergebniß des ersten Stadiums der italienischen Frage für Preußen. φ

Digitized by Google

Von der preußischen Grenze.

La France s'ennuie! sagte Lamartine, als in der Mitte der vierziger Jahre die Julidynastie durch ihre Principlosigkeit und ihr muthloses Schwanken alles Ansehn im Rath der Großmächte verloren hatte.

La France s'attriste! sagte er 1847, als eine Reihe von Criminalprozessen die Corruption und Sittenlosigkeit der höhern Beamtenwelt und der Aristokratie enthüllte.

Als ausübender Staatsmann war Herr von Lamartine mehr als mittelmäßig, aber in seiner Anschauung der Dinge verräth er mitunter einen genialen Blick. — Als Frankreich sich genug gelangweilt und genug betrübt hatte, jagte es die Orleans aus dem Lande. — Revolutionen entspringen nur selten blos aus Haß gegen die Regierung, es muß noch etwas hinzukommen: die Verachtung.

Die Verachtung der Franzosen bezog sich im Jahr 1847 aber keineswegs auf die Immoralität der beiden leitenden Persönlichkeiten, des Königs und Guizot's, sondern auf ihre Schwäche. Dem König hat man in Privatangelegenheiten nie etwas Schlimmes nachgesagt, und Guizot hatte unter allen seinen Staatsmännern vielleicht die reinsten Hände: er nahm weder Geld noch ließ er es sich geben. Aber Guizot, der seinen aufgeklärten Ueberzeugungen nach berufen war, die Sache der Reform und des Fortschritts zu leiten, buhlte, nicht aus Eigennutz, sondern aus doctrinären Gründen, mit den Feinden des Fortschritts; hochfahrend und wegwerfend gegen diejenigen Classen des Volks, in denen er seine Stütze hätte suchen sollen, beugte er sich vor dem französischen Junkerthum und vor der französischen Hochkirche, die ihn innerlich verachtete. Eben so war es mit der auswärtigen Politik. — Ludwig Philipp, von den großen Souveränen als Parvenu angesehn, suchte sich bei ihnen einzuschmeicheln, indem er jeder reactionären Bewegung seine Unterstützung lieh, und fand darin in Guizot einen willigen Helfer. Zwei Monate vor der Februarrevolution war er bereit, im Dienst der heiligen Allianz den Büttel gegen die Eidgenossenschaft zu spielen; er hätte Oestreich dieselben Dienste in Italien geleistet.

Wenn uns diese Dinge bei Gelegenheit des Stieberschen Prozesses einfallen, so sind wir nicht gemeint, den Vergleich auf die Spitze zu treiben; es ist, Gott sei Dank! noch immer ein großer Unterschied zwischen den Zuständen Frankreichs im Jahr 1847 und den Zuständen Preußens im Jahr 1860. Nicht eine innere Revolution ist es, was Preußen bedroht; wol aber

Digitized by Google

eine Gefahr, die nicht minder hoch anzuschlagen ist: die Gefahr der allmäligen innern Abschwächung, die bei der bedrohlichen Constellation der europäischen Politik mit Preußens Ausscheiden aus der Reihe der Großmächte endigen kann.

Wenn der Stieber'sche Prozeß und was damit zusammenhängt Einfluß genug besitzt, im Volk so viel Aufregung hervorzubringen, daß aus dem schleichenden Fieber, welches unsere Kräfte abnutzt, sich eine bestimmte heilbare Krankheit entwickelt, so wollen wir dies Ereigniß preisen, trotz der brennenden Schamröthe, die es uns ins Gesicht getrieben hat.

Was hat uns der Stiebersche Prozeß enthüllt? Etwa das Mißregiment, das in den Jahren 1850—1858 im Ministerium des Innern seinen Mittelpunkt, in der Berliner Polizei sein mächtigstes Werkzeug, im Justizministerium, gelinde gesagt, seine stillschweigende Unterstützung fand? jenes Mißregiment, in welchem jeder freche verruchte Angeber eine mächtige Person wurde, in dem die Ohm, die Gödsche, die Lindenberg eine ansehnliche Rolle spielten? — Ueber dieses Mißregiment brauchen wir keine Enthüllungen, wir wissen tausendmal mehr als die Herren Schwark und Stieber ausgesagt haben, zehnmal mehr, als sie auch in der größten Hitze aussagen konnten. Ja wir sind fest überzeugt, daß, so gravirt auch die Einzelnen sein mögen, es doch in der ganzen Monarchie keinen einzigen gibt, der den ganzen Umfang der Zustände, bei denen er hilfreiche Hand leistete, vollständig übersah. Wenn man das Lebensblut eines organischen Körpers vergiftet, so bleibt der Schaden nicht local, er theilt sich jedem einzelnen Gliede mit, und nur die Section würde im Stande sein, allen seinen Wirkungen im Einzelnen nachzuspüren.

Aber etwas anderes hat uns der Prozeß enthüllt: daß das Ministerium die Krankheit am besten dadurch zu heilen glaubt, daß es sie vertuscht, daß es ihre Symptome den Augen der Welt entzieht. Der Oberstaatsanwalt Schwark ist zur Disposition gestellt worden, nicht weil sich aus den Verhandlungen etwa ergeben hätte, daß er seiner Zeit jenem Mißregiment nicht den gehörigen Widerstand geleistet, sondern weil er es, wenn auch spät, endlich an den Tag bringt. — An den Tag bringt? So wie der verstärkte Reichsrath in Oestreich die östreichischen Zustände an den Tag gebracht hat! Er hat öffentlich ausgesprochen, was Alle, von den höchsten Sphären des Staats bis zu den niedrigsten hinunter mehr als genug wußten.

Oder wußten es vielleicht die Minister nicht? Einige von ihnen gehörten doch zu den Führern der parlamentarischen Opposition und hatten im Lauf ihres Wirkens hinreichende Gelegenheit, sich über alles, was in Berlin und den Provinzen vorging, genau zu unterrichten. — Oder haben sie vielleicht geglaubt, daß durch die Ersetzung einiger übelgesinnter Beamten durch einige gutgesinnte allem Uebel auf einmal abgeholfen wäre? — Sie scheinen es

Digitized by Google

wirklich noch zu glauben. Möchte der allgemeine Schrei, der sich über ihr Verfahren durch die ganze Presse erhebt, sie endlich eines andern überführen.

In der moralischen Welt wie in der physischen hat alles was geschieht seine Folgen: seine Folgen, die man durch bloße Nichtbeachtung nicht heilt. Die Folgen des Regiments von 1850—58 beschränkten sich nicht auf die Ministerhôtels; sie haben sich bis auf die untersten Schichten des Volkslebens ausgedehnt. Das preußische Beamtenthum ist nicht mehr, was es 1847 war; die Angeberei und die Augendienerei hat ihr Werk gethan, ja die Stände haben eine ganz andere Richtung genommen, der Adel und das Bürgerthum sind ins Parteileben eingeführt; die sogenannte politische Gesinnung hat den Begriff der Amtsehre überwuchert, selbst das Militär ist durch fortdauernde Bearbeitung verleitet, sich als den verpflichteten Träger einer politischen Partei zu betrachten. Die Atmosphäre, in der bei weitem der größere Theil derer, die am politischen Leben praktischen Antheil nehmen, leben, athmen, denken und empfinden, ist die Atmosphäre der Kreuzzeitung. In dieser Atmosphäre steht das Ministerium bis jetzt völlig isolirt; zuerst gehaßt und gefürchtet, jetzt noch gehaßt, aber nicht mehr gefürchtet. Eine Zeitung gebrauchte einmal den nicht recht passenden Ausdruck, den Grafen Schwerin als den Chef der Reaction zu bezeichnen: das ist er nicht, das kann er nie werden, weil er ein edler, wahrhaft ehrenwerther Mann ist; das könnte er nie werden, auch wenn er das nicht wäre. Der Liberalismus ist geneigt zu vergessen, die Reaction vergißt nicht. Als ihre vorübergehenden Werkzeuge mag sie ihre ehemaligen Gegner benutzen; ihnen dienen wird sie nie und nimmermehr. Sie durch Nachsicht und zuvorkommendes Wesen gewinnen zu wollen, ist ein eitles Unternehmen; die Folge kann nur sein, daß man zuletzt beiden Parteien sich gleichmäßig entfremdet. Ein Organ des Ministeriums äußerte sich vor einiger Zeit in Bezug auf die allgemeinen Klagen über die schlechte Stellung Preußens in Deutschland, es sei doch jetzt nicht schlechter als unter Manteuffel! So weit wären wir also bereits gekommen! Und es ist zudem nur halbwahr.

Freilich ist vieles besser geworden in unserm öffentlichen Leben, in unserer Stellung zu Deutschland und zu Europa.

Es ist besser geworden in unserer auswärtigen Politik. Zur Zeit des vorigen Ministeriums konnte jede schlechte Regung in den deutschen Staaten mit Sicherheit darauf rechnen, bei der preußischen Regierung, wo nicht lauten Beifall und offene Mitwirkung, doch wenigstens geheime schmunzelnde Sympathie zu finden; sie konnte ferner darauf rechnen, daß Preußen in jedem ernsten Conflict sich schwach und nachgiebig zeigen würde. Das hat aufgehört. Die schlechten Neigungen finden in Berlin keine Sympathie mehr, und jede gute Neigung, die sich innerhalb gewisser mehr oder minder eng vorgesteckter Grenzen hält, kann in Berlin, wenn nicht auf lauten Beifall und

Digitized by Google

offene Mitwirkung, doch wenigstens auf stille Sympathie rechnen; und was die Nachgiebigkeit betrifft, so weiß man, daß diese an dem Willen des Regenten bestimmte Grenzen hat.

Es ist besser geworden in der innern Verwaltung. Die neuen Minister sind nicht nur persönlich Ehrenmänner, sondern sie haben ein warmes Herz für die Bedürfnisse des Volks. Das Reich der Angeber und Spione ist zu Ende; an den Waggons drängt sich nicht mehr die Polizei, um Jeden zu untersuchen, ob er nicht ein Beutelschneider oder ein Demokrat sei; die Polizei dringt nicht mehr in das Innere der Häuser, um nach freigemeindlichen Büchern zu suchen; so weit der persönliche Einfluß der Minister reicht — was freilich seine Grenzen hat — ist jede Willkür abgeschnitten; jeder berechtigte Wunsch des Volks findet bei ihnen wenn nicht lauten Beifall doch stille Sympathie.

Es ist besser geworden in der Gesetzgebung. Die Reaction brachte Jahr aus Jahr ein neue Gesetze zu Gunsten des Feudalismus in Vorschlag, von denen die meisten, weil sie unausführbar waren, wieder bei Seite gelegt werden mußten, so daß bei der allgemeinen Verwirrung es selbst für den Gesetzeskundigen schwer wurde, in jedem Fall zu sagen, was Rechtens sei und was nicht. Das hat jetzt aufgehört. Zwar bestehn viele anarchische Zustände noch fort, bei denen eine schleunige Abhilfe nöthig wäre, allein die Verwirrung ist wenigstens durch neue Gesetze nicht gesteigert.

Das alles sind sehr wichtige, sehr segensreiche Fortschritte, und wenn man den Namen der neuen Aera auch häufig gemißbraucht hat, so ist er doch insofern vollkommen berechtigt, als wir jetzt freie Luft zum Athmen haben. Wir können leben, und das ist keine Kleinigkeit! Vorher waren wir dem Ersticken nahe.

Aber die Sache hat auch ihre Kehrseite. Lebten wir in ruhigen, gefahrlosen Zeiten, so wäre es denkbar, daß der gesunde Lebenstrieb unsres Organismus durch eigne Kraft seine Schäden heilte, ohne daß die Minister etwas dazu thäten. Das ist aber nicht der Fall. Wir stehn in der Mitte einer ungeheuern Krisis, die Europa eine neue Gestalt geben muß. In dieser Krisis genügt, um sich aufrecht zu halten, der gute Wille keineswegs: Kraft ist dazu nöthig und Entschlossenheit. Und hier ist sehr die Frage, ob wir nicht ungünstiger stehn als vor zwei Jahren.

Sehen wir zuerst die auswärtige Politik an. Ein kurzer aber entscheidender Krieg ist geführt worden; in Folge dessen hat sich Frankreich verstärkt, ein neuer zukunftsreicher Staat ist an unsern Grenzen entstanden, und beide Staaten sind durch unsere Politik zu unsern Gegnern gemacht. Oestreich, aufs Tiefste erschüttert, geht dem Bankerott und, wenn nicht alle Zeichen trügen, dem Zerfall entgegen. Die deutschen Mittelstaaten, früher vereinzelt, haben eine enge Solidarität unter sich aufgerichtet, deren Spitze gegen Preußen ge-

Digitized by Google

kehrt ist. Und unter diesen Umständen hat Preußen vorläufig nichts weiter gethan, als sein Heer zu verstärken, und auch dieses in einer höchst unpopulären Form und auf Kosten anderer höchst wichtiger Staatszwecke. Es ist nicht unbedenklich, daß im Geist vieler höheren Offiziere die preußische Armee zum preußischen Volke eine ähnliche Stellung einnimmt wie 1805, und daß dieser Geist von obenher nicht gebrochen wird. — Man spricht von moralischen Eroberungen in Deutschland, und das ist insofern richtig, als in verschiedenen deutschen Ländern die unterdrückte Partei ihre Hoffnungen auf Preußen richtet. Entsprungen ist diese Hoffnung aus dem Bewußtsein des guten Willens von jener Seite, aber aufrecht halten kann sie nur das Gefühl der Stärke. Sind wir in dieser Beziehung fortgeschritten? Vor drei Jahren sagte man sich noch, wenn nur das gegenwärtige Ministerium beseitigt ist, so werden schon die Männer hervortreten, die Preußens physische Kraft auch moralisch zu verwerthen im Stande sind. Jetzt ist das Ministerium beseitigt und schon fragt man sich ängstlich, wo sind denn diese Männer? Man bemerkt nur ein unruhiges Hin- und Hertappen: bald wird Frankreich bedroht, bald Dänemark, bald Italien, bald Oestreich, bald die Mittelstaaten. Das Ministerium scheint liberal zu sein; die meisten Bevollmächtigten aber desselben an den verschiedenen Höfen gehören der Kreuzzeitung an und wirken im Sinne derselben. Man nimmt gegen die einzelnen deutschen Regierungen eine bedrohliche, wenigstens verdrießliche Stellung ein, und dann bekennt man wieder eine unbedingte Verehrung vor der abstracten Legalität d. h. man versagt sich jedes Mittel, einen factischen Druck auszuüben.

Noch schlimmer ist es mit der Gesetzgebung. Wir wollen moralische Eroberungen in Deutschland machen: das heißt doch nur, wir wollen unsern deutschen Brüdern Veranlassung geben, uns zu beneiden. Nun steht es in manchen Ländern freilich viel schlimmer als bei uns, aber wir selber sind in der höchst bedenklichen Lage, daß unsere ganze Staatsmaschine stockt. Eine Reihe von Zuständen bedarf nothwendig einer schleunigen gesetzlichen Abhilfe, wir nennen nur die Kreisordnung, die Provinzialverfassung, die Ausgleichung der Grundsteuer. Alle diese Gesetze werden im nächsten Jahr voraussichtlich im Herrenhaus ebenso verworfen werden als im vorigen. Es ist allgemein anerkannt, daß das Herrenhaus in seiner jetzigen Zusammensetzung mit unserm Staatsleben im schreiendsten Widerspruch steht, daß seine Zusammensetzung das Resultat einer wüsten Reactionsperiode war, in der man künstlich alle Elemente zusammenraffte, die dem Liberalismus d. h. dem Lebensnerv Preußens feindlich sind. Die Regierung hat das gesetzliche Mittel in der Hand, im Einverständniß mit den Abgeordneten des Landtags eine Reform dieses politischen Körpers anzubahnen, indem sie durch Ernennung neuer Pairs die bisherige Minorität in eine Majorität verwandelt. Sie kann dies in offener würdiger

Digitized by Google

Weise thun, indem sie die Gründe ihres Verfahrens in einer Proclamation dem Volk vorlegt. Statt dessen gebraucht sie kleine Mittel, die zu gar nichts führen können. Aber nicht das ist das charakteristische für das Ministerium, sondern die Gründe, die es für sein Verhalten anführt, privatim gegen die Abgeordneten, öffentlich in der Presse. Preußen soll nämlich nicht im Stande sein, hundert neue Pairs aufzutreiben d. h. Männer, die ohne Diäten einen Winter in Berlin zubringen können! Die Männer, die so reden, scheinen ganz vergessen zu haben, daß es vor dem Herrenhause bereits eine erste Kammer gab, die auch keine Diäten bezog. Wie wir hören, haben mehrere Männer ihre Ernennung abgelehnt. Das finden wir sehr begreiflich, da bei den bisherigen Ernennungen gar kein Zweck abzusehn war; sobald man aber die Annahme dieser Stelle als eine patriotische Pflicht darstellt, um ein Institut zu reformiren, das in seiner bisherigen Zusammensetzung den Ruin Preußens nach sich ziehn muß, so wird sich kein Bürger dieser Pflicht entziehn.

Die Sache ist grade jetzt von größter Wichtigkeit. Der Landtag steht nahe bevor: wie will nun das Ministerium den Abgeordneten Gesetzvorschläge vorlegen, von denen jeder mit Bestimmtheit weiß, daß sie im Herrenhause verworfen werden? Die jetzigen Abgeordneten gehören zu den conservativsten Bürgern Preußens, wenn man sie aber zu einer völlig illusorischen Thätigkeit verurtheilt, so wird man einen Widerwillen und einen Ekel an der ganzen Politik bei ihnen erregen, der für Preußen verhängnißvoll werden kann. Das Haus der Abgeordneten hat im vorigen Jahr durch die provisorische Bewilligung der Militärvorlagen ein schweres Opfer gebracht; es wird zu neuen Opfern aufgefordert werden, es wird aber sehr ernsthaft überlegen müssen, ob seine Pflicht gegen das Land es ihm verstattet, die einseitige Ausbildung des Staats nach einer Seite hin zuzulassen, wenn nach der andern nicht den Bedürfnissen des Volks genügende Rechnung getragen wird.

Wir kommen auf den dritten Punkt, die innere Verwaltung. Hier dürfen wir uns aber kurz fassen, da nach dem Stieberschen Prozeß die Thatsachen sprechen. Das Ministerium hat den Plan, die alte von Westphalen herstammende Hierarchie des Beamtenthums unangetastet zu lassen, mit unerhörter Consequenz durchgeführt; die Folge davon ist, daß mit Ausnahme der Kreise, die unmittelbar von den Ministern ressortiren, das alte System die Herrschaft führt. In der preußischen Zeitung glaubt man die „deutsche Reform“ oder „die Zeit“ wieder vor sich zu haben, es ist dieselbe Sprache, dieselbe Haltung, im Ganzen auch dieselben Grundsätze.

Herr von Manteuffel pflegte, sobald Graf Schwerin irgend einen beliebigen Satz aufstellte, zu bemerken: er (Manteuffel), sei ein Diener seines Herrn; der Graf Schwerin aber wolle eine parlamentarische Regierung. — Eitle Anklage! — Auch jetzt führen die officiellen Federn des neuen Ministeriums, die

Digitized by Google

im Durchschnitt die des alten sind, eine ähnliche Sprache. — Aber darum handelt es sich gar nicht. Ob die Minister einem constitutionellen oder einem absoluten Staat angehören, ihre Verpflichtungen bleiben dieselben, sie haben dem Fürsten wie dem Lande gegenüber die Verpflichtung, klar und unumwunden ihre Ueberzeugung von dem, was für das Wohl des Staats nothwendig ist auszusprechen. Sie haben die Befehle des Fürsten auszuführen, aber der Fürst muß von ihnen erfahren, wie die Zustände des Landes beschaffen sind und was zur Verbesserung derselben geschehn muß. Man erzählt von den chinesischen „Censoren", daß sie dem Kaiser die Remonstrationen, die sie für nöthig hielten, wenn er ihnen die Zunge ausreißen ließ, noch mit ihrem Blut in den Sand schrieben. Dies ist die Gesinnung, die ein Minister haben muß, gleichviel ob im absoluten oder im constitutionellen Staat. Da wir aber in einem constitutionellen Staat leben, so wird im Fall der fortdauernden Versäumniß der Landtag diese Pflicht zu übernehmen haben. In der alten Weise, daß die Gegner, weil die sogenannte Legalität, d. h. die durch Westphalen festgestellte Praxis für sie spricht, nicht blos unangetastet bleiben, sondern gegen die Angriffe des Volks geschützt und gepflegt werden, geht es nicht weiter, weder in der auswärtigen noch innern Politik; von dieser falschen verkehrten Legalität gilt, was das Sprichwort sagt: sie tödtet uns. ††

Vermischte Literatur.

Blätter aus dem Tagebuch eines Schauspielers, mit Erinnerungen und Klatschereien aus der Garderobe und von der Bühne in England und Amerika. Von Georg Vanderhorst. Aus dem Englischen übersetzt, für das deutsche Publikum bearbeitet und mit Erläuterungen versehn, von A. v. Winterfeld. — Das Buch leistet mehr als es verspricht: es gibt nicht blos Theaterklatsch, sondern auch recht gescheidte Bemerkungen über die dramatische Kunst. Der Verfasser trat 14. Oct. 1839 zum ersten Mal in Covent Garden auf; Sept. 1842 ging er nach Amerika, wo er Gastspiele und dramatische Vorlesungen hielt. — Eine originelle Bemerkung, charakteristisch für Deutschland und für England, können wir uns nicht versagen mitzutheilen. — Der Verfasser stellt als Resultat seiner Erfahrungen auf, daß die Theaterlaufbahn die letzte sein müsse, die ein junger Mann von Geist und Ehrgeiz

Digitized by Google

einschlagen sollte: „weil das Bühnenleben ihn gänzlich zurückhält vom Geschäftsleben und von den großen Bewegungen und dem praktischen Getriebe der Welt, das allein eines wahrhaften Ehrgeizes würdig ist. Die Individualität des Schauspielers und Bürgers geht verloren in der nachgeahmten Welt, in der er lebt und aufgeht. Er ist König, Herrscher, General, Staatsmann und Held eines phantastischen Reichs, aber von den praktischen Interessen unserer Werkeltagswelt ist er wie abgeschnitten und isolirt." — Dazu bemerkt der Uebersetzer: „so kann nur ein Engländer sprechen, der nicht im Stande ist, seine Seele von dem seiner Nation angebornen Materialismus zu befreien. Ein Deutscher würde es vielleicht für ein Glück halten, dem Geschäftsleben und dem Werkeltagsgetreibe durch eine Laufbahn entzogen zu sein, die ihn dem egoistisch-eitlen Getreibe fern hält und ihn in das Reich des Gedankens, der Träume und der Poesie versetzt, die leider immer mehr und mehr von dem praktischen Leben verdrängt wird." — Sollten in Deutschland noch viele so denken? —

Aus dem Wanderbuch eines östreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien, von M. Hauser. Gesammelt und herausgegeben von S. Hauser. — 2. Bd. — Zweite Ausgabe. — Leipzig, Grunow. — Wir haben bei Gelegenheit der ersten Ausgabe aus diesem interessanten Buch Auszüge gegeben. —

Le Paradis terrestre par Ferdinand Eenens. — Bruxelles. — Der Verfasser sucht die Widersprüche in der Genesis nachzuweisen. Seinen Standpunkt charakterisirt er bereits in der Vorrede: Nous croyons devoir prévenir le lecteur que lorsque nous semblons admettre un Dieu personnel et créateur, ce n'est que pour nous placer au point de vue de ceux qui y croient, et afin de mieux montrer sa non-existence en le suivant dans les paroles et les actes qu'on lui attribue. Die Kritik ist hauptsächlich gegen den Begriff der Erbsünde gerichtet, der sich nach der Meinung des Verfassers in dem Sinn, wie er jetzt von der Kirche aufgefaßt wird, nicht einmal in den Urkunden findet.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XX. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1859. **Fr. Ludw. Herbig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.

Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die letzten zwei Jahre der auswärtigen Politik Preußens.

2.

Das Ergebniß der ersten Periode von Preußens auswärtiger Politik unter der Leitung des Freiherrn v. Schleinitz war, wie vorgesehen, ein wenig günstiges gewesen, indessen bot die Lage, in welcher der Friede von Villafranca Deutschland und Preußen ließ, doch immer Handhaben, um neue und bessere Verhältnisse herbeizuführen. Die schamlosen Verdächtigungen der ultramontanen Presse, die Entstellungen der Wahrheit, welche sich die Augsburger Allgemeine Zeitung erlaubt hatte, waren siegreich widerlegt; wer die Augen nicht geflissentlich schließen wollte, mußte wenigstens an die Ehrlichkeit und die guten Absichten der preußischen Staatsmänner glauben. Dadurch, wie durch die unläugbare Thatsache, daß Preußen der größte rein deutsche Staat bleibt, an welchen sich jeder Fortschritt in der nationalen Einigung anschließen muß, erklärt es sich, daß sich nach Berlin der Blick der unabhängigen Patrioten lenkt, bei denen der italienische Krieg das Gefühl lebhaft wieder geweckt hat, daß Deutschland nicht eine seiner Macht entsprechende Stellung einnehme, und der Grund hierfür wesentlich in der Bundesverfassung zu suchen sei, welche eine einheitliche Action unmöglich mache. Dies Gefühl trat noch entschiedener nach dem Frieden hervor, durch den man die innern Gegensätze geschärft, die Stellung nach außen doppelt bedroht sah. Den Anstoß gaben einige Mitglieder der demokratischen Partei bei einer ersten Besprechung in Eisenach. Denselben schlossen sich bald darauf mehrere hervorragende Mitglieder der hannoverschen Opposition an, sowie eine Reihe anderer Constitutioneller. In einer zweiten Eisenacher Versammlung ward ein ausgebildeteres Programm in sieben Punkten entworfen, das vornehmlich drei Forderungen aufstellte:

1. Ersetzung des Bundestags durch eine starke Centralgewalt.
2. Einberufung einer Nationalversammlung.
3. Uebertragung der Initiative für diese Zwecke an Preußen, das auch im Falle der Gefahr inzwischen die diplomatische und militärische Leitung zu übernehmen habe.

Es lag auf der Hand, daß diese Forderungen den meisten deutschen Regierungen wenig gefallen konnten; denn eine wirkliche Stärkung der Central-

Digitized by Google

gewalt kann natürlich nur auf Kosten der Selbständigkeit der einzelnen Bundesstaaten erreicht werden. Am meisten sah sich Oestreich bedroht und Graf Rechberg säumte denn auch nicht, dem Herzog von Coburg, der sich anerkennend über die Bewegung geäußert hatte, eine scharfe Vorlesung über die Verletzung seiner Bundespflichten zu halten. Es ist zuzugeben, daß es einen ungewöhnlichen Grad von Kühnheit von Preußen erfordert hätte, wenn es sich auf den Standpunkt des Herzogs von Coburg hätte stellen wollen, man hätte mehr oder weniger die Rolle Sardiniens in Deutschland übernommen, und die Mehrzahl der andern Bundesstaaten sich gegenüber coalirt. Auch lag in der ganzen Bewegung zu viel Unklares, als daß sich die Eisenacher Sätze einfach als Regierungsprogramm hätten annehmen lassen. Nichtsdestoweniger wollte man doch die guten Absichten des Nationalvereins für Preußen nicht schroff abweisen, und so ward die bekannte Antwort des Grafen Schwerin auf die Stettiner Adresse gegeben. Sie sollte offenbar die richtige Mitte halten, befriedigte aber nach keiner Seite. Den Patrioten war sie zu lau und beruhigte die deutschen Cabinete doch nicht, weil sie die Berechtigung der Agitation anerkannte und die Verwirklichung ihres Programms nur als eine Zeitfrage hinstellte. Dasselbe Schicksal hatte die Antwortsdepesche auf die östreichische Zurechtweisung des Herzogs von Coburg. Wenn die Erinnerung an Olmütz der Feder des preußischen Ministers eine schärfere Wendung gab, so war doch der Satz, in dem derselbe es als einen von seinem Willen unabhängigen Umstand hervorhebt, daß der Name Preußens an die Spitze der Bewegung gestellt werde, wenig geeignet, die Hoffnungen der liberalen Partei zu ermuthigen. Zeigte sich nun die Regierung furchtsam bei einer Frage von solcher Tragweite, so durfte man doch erwarten, daß sie in einer Angelegenheit, in welcher Preußen sich durch die Reaction vornehmlich hatte demüthigen lassen, das Recht der nationalen Forderungen anerkennen werde. Es war die entscheidende Niederlage der Unionspolitik gewesen, daß Herr von Manteuffel in den Bruch des Rechtes in Kurhessen gewilligt und denselben hatte vollziehen helfen. Es war unstreitig die Aufgabe der Männer, welche stets gegen diese Politik protestirt hatten, dem hessischen Volke wieder zu seinem Rechte zu verhelfen und dem Zustand unerträglicher Bedrückung ein Ende zu machen. Das Ministerium verschloß sich dieser Wahrnehmung auch nicht, es trat offen für die Verfassung von 1831 auf, sowol in Frankfurt wie in Cassel, und die öffentliche Meinung ganz Deutschlands stellte sich auf seine Seite.

Das preußische Votum am Bundestag war der Ausdruck eines wahrhaft liberalen und staatsmännischen Verfahrens. Weniger glücklich scheint uns seine Motivirung. Der Bundesbeschluß von 1852 war ein vollkommen revolutionärer Act, durch den die Frankfurter Versammlung unzweifelhaft ihre Competenz überschritt, indem sie eine zu Recht bestehende Verfassung eigenwillig

Digitized by Google

umstieß. Die preußische Regierung dachte nun den andern Bundesregierungen eine goldne Brücke zu bauen, indem sie den Bundesbeschluß von 1852 so auslegte, daß er die Verfassung von 1831 nicht endgiltig aufgehoben, sondern nur suspendirt habe. Sie irrte sich darin, denn nach langen unfruchtbaren Verhandlungen blieb sie bei der Abstimmung mit ihrer Ansicht einer compacten Majorität gegenüber fast allein stehen und konnte andrerseits dem Vorwurf nicht entgehn, daß diese Auslegung künstlich sei, ja der Minister der auswärtigen Angelegenheiten mußte denselben indirect in seinen Erklärungen im Abgeordnetenhause zugeben. So sehen wir auch in dieser Frage, daß bei einem unzweifelhaft richtigen Ziele des Ministeriums der Wunsch, es möglichst mit niemand zu verderben, ihm eine schiefe Stellung gab.

Aber weit verschiedner zeigte sich diese Schwäche im Fortgange der italienischen Frage. Dieselbe trat offenbar in ein neues Stadium, seit Frankreich nicht nur sich ostensibel zurückgezogen, sondern sich auch im Frieden von Villafranca verpflichtet hatte, die geflohenen Fürsten zurückkehren zu lassen. Was immer der Kaiser Napoleon für Hintergedanken hegen mochte, vorläufig hatte er sich durch die Sendungen des Grafen Reiset und des Fürsten Poniatowsky auf die Seite der vertriebenen Herzöge gestellt. Mit dieser Wendung hatte sich auch die Stellung Preußens zu der italienischen Frage verändert. Wir haben gesehen, daß die kriegerische Partei in Preußen im Frühjahr 1859 ein actives Vorgehen nicht aus Haß gegen Sardinien oder aus Vorliebe für Oestreich, sondern allein von dem Gesichtspunkte forderte, daß man Frankreichs militärisches Uebergewicht nicht aufkommen lassen dürfe. Sobald also dasselbe zurücktrat, stand die Sache anders. Der nationalen Politik Sardiniens an sich konnte Preußen nur günstig sein; es mußte froh sein, dasselbe von Frankreich getrennt zu sehen und diesen Augenblick benutzen, ihm gemeinsam mit England eine Stütze zu bieten, die es der französischen Allianz entriß. Daß Lord John Russell hierauf eingegangen wäre, ist mit Sicherheit anzunehmen, da auch seine Vorliebe für Italien nur eine Emancipation desselben von Napoleon wünschen lassen mußte, und daß Sardinien bereitwillig die dargebotene Hand angenommen, wird ein Blick auf seine Beziehungen zu Frankreich beweisen. Graf Cavour war mit dem Kaiser in Plombières dahin übereingekommen, daß der König Victor Emanuel an Frankreich Savoyen und Nizza abtreten werde, wenn es gelingen sollte, Oestreich die lombardisch-venetianischen Provinzen zu entreißen. Als Napoleon in Villafranca Halt machte, überließ er Sardinien die Lombardei ohne seinerseits eine Forderung geltend zu machen, weil sein Program „Italien frei bis zur Adria" nicht erfüllt war. England und Preußen hatten nun das Interesse, Sardinien gemeinsam zu stützen, denn jede Isolirung mußte es wieder in die Arme Frankreichs treiben. Konnte es sich an die beiden Mächte lehnen, welche die Natur der Verhältnisse als seine

Digitized by Google

Alliirten bezeichnete, so war ihm eine selbständige Stellung möglich, die es in den Stand setzte, Forderungen Frankreichs zu verweigern. Aber eine solche Politik erheischte freilich, daß man sich über legitimistische Sympathien und Vorurtheile hinwegsetzte und nur nach dem Interesse des Staates handelte. Dazu aber war man in Berlin nicht geneigt. Das liberale Ministerium, das sich in Deutschland isolirt, Oestreich wie England entfremdet fühlte, suchte vielmehr einen Stützpunkt in Rußland, das vornehmlich dahin gewirkt, Preußen von einer entschiednen Action im vorigen Sommer zurückzuhalten. Fürst Gortschakoff, dem es sehr willkommen war Preußen auf diese Weise von England entfernt zu halten, kam bereitwillig entgegen. Der Besuch des Kaisers Alexander in Breslau ward verabredet, um den Mittelstaaten, bei denen die Ansichten des Petersburger Cabinets doch immer ein gewisses Gewicht behielten, zu zeigen, daß dasselbe mit dem Berliner einverstanden sei. Von wie geringem praktischen Werthe diese Demonstration war, sollte sich bald genug zeigen. Während die unfruchtbaren Verhandlungen über den Züricher Frieden sich von Woche zu Woche hinzogen, waren die Dinge in Italien ihren Weg gegangen. Die vertriebenen Fürsten waren nicht zurückgekehrt, vielmehr die Annexion ihrer Länder an Sardinien unter Begünstigung von England thatsächlich vollzogen. Napoleon sah mit seinem richtigen Tacte, daß dergleichen Dinge nicht ungeschehen zu machen seien, und während noch über den Congreß hin- und hergeschrieben ward, bereitete er bereits eine neue Wendung vor. Um Weihnacht erschien die zweite kaiserliche Flugschrift in der italienischen Frage „der Papst und der Congreß". Graf Walewski trat zurück, in Turin ergriff Graf Cavour wieder das Ruder, der englisch-französische Handelsvertrag kam zu Stande, Nizza und Savoyen wurden abgetreten. Wir wollen die Geschichte der bewegten ersten Monate dieses Jahres hier nicht erzählen, sie ist frisch in aller Erinnerung, wir wollen nur fragen: wie stellte sich die Politik Preußens zu diesen folgenschweren Ereignissen? und müssen sagen: sie verharrte in ihrer Unthätigkeit und Unfruchtbarkeit. Es wurden zwar Vorsätze gefaßt und Ansätze genommen, aber gethan wurde nicht das Mindeste. Die Motivirung des Anspruchs auf Savoyen und Nizza in Napoleons Thronrede, namentlich die verschleierte Forderung der natürlichen Grenzen mußte der Regierung, welche der Wächter des Rheins sein soll, die ernstesten Besorgnisse einflößen. Es gab einer solchen drohenden Thatsache gegenüber nur zwei Wege des Verhaltens: entweder ihre Ausführung mußte thatkräftig verhindert werden oder man mußte, wenn man dies für unmöglich hielt, sie paralysiren, indem man sich durch ein Gegenzugeständniß schadlos zu halten suchte. Beide Wege waren möglich. Vielleicht wird man geneigt sein, dies von dem ersten zu verneinen; und allerdings war der größte Fehler schon begangen, indem man Sardiniens Isolirung zuließ, durch die Cavour außer Stand gesetzt war, die kategorischen Forderungen Frank-

Digitized by Google

reichs zu verweigern. Aber wenn man sich der großen Bewegung erinnert, welche die Annexion Savoyens und namentlich die hinterlistige Art, mit der sie zuerst verneint und dann bruskirt ward, in England und der Schweiz hervorgerufen, so wird man anerkennen, daß es den vereinten Bemühungen Englands und Preußens leicht hätte gelingen müssen, den Bundesrath zur Besetzung der neutralisirten Gebietstheile Savoyens zu bewegen. Und dieser Schachzug wäre das einzige wirksame Gegenmittel gegen die napoleonische Diplomatie gewesen. So stark war, als die erste Nachricht von der beabsichtigten Annexion kund wurde, die antibonapartistische Strömung bei Völkern und Cabineten, daß Napoleon kaum gewagt haben würde, die Schweizer aus Chablais und Faucigny hinauszuwerfen. Allerdings konnten sich England und Preußen, wenn sie Napoleon sein Spiel so verleideten, darauf gefaßt machen, daß er ihnen dies nicht vergessen würde. Hatte man aber in Berlin nicht den Muth, seinem Groll zu trotzen, so war das einzig Richtige, seinem Vorhaben offen zuzustimmen, sich dafür aber im eignen Interesse von Frankreich ein Zugeständniß auszubedingen, das Preußen stärkte. Und zu solchem war sein Gebieter bereit; er bot unter der Hand freie Hand in Schleswig-Holstein für die Anerkennung der Annexion. Aber man sah darin in Berlin nur eine Falle und suchte wieder nach einem Mittelweg. Nach langem Zögern machte man einen Versuch zum Proteste, der vollkommen mißlang. Man hatte dabei Gelegenheit, den Werth des Breslauer Verbündeten zu erproben, indem Fürst Gortschakoff erklärte, er wisse nichts gegen die freiwillige Abtretung einer Provinz von Sardinien an Frankreich zu erinnern. Man tröstete sich damit, indem man den franzosenfreundlichen Minister von dem Kaiser unterschied und brachte nach langem Hin- und Herrathen eine Depesche zu Stande, in der Preußens Mißbilligung der Annexion ausgesprochen ward, die also wohl den Kaiser Napoleon unangenehm berühren mußte, aber in der Sache nichts änderte. Nicht erfolgreicher war die Regierung in Deutschland. Ueber die Reform der Bundeskriegsverfassung begann jener unfruchtbare Meinungsaustausch und Notenwechsel mit Oestreich und den Würzburgern, welchen wir noch bis auf die heutige Stunde fortdauern sehen. In der kurhessischen Frage hatte Herr von Schleinitz sich schon der Idee eines vermittelnden Weges und einer Verständigung mit Oestreich zugeneigt; nur der Widerspruch der andern Minister bewog ihn, dem Majoritätsgutachten des Bundestagsausschusses durch eine bestimmte Erklärung entgegenzutreten. Als dann der Vinckesche Antrag im Abgeordnetenhause zur Verhandlung kam, ermannte er sich zu einer ziemlich energischen Rede für den preußischen Standpunkt, in der er aber, wie oben erwähnt, den Vorwurf der Künstlichkeit der preußischen Interpretation des Bundesbeschlusses mittelbar zugab und dieselbe nur damit vertheidigte, daß sie die einzig mögliche sei, um das Recht mit der

Digitized by Google

Bundescontinuität in Einklang zu setzen. Außerdem sagte der Minister wol, daß die Staatsregierung den von ihr eingenommenen Standpunkt mit Festigkeit zu behaupten wissen werde, gab aber keinerlei Andeutung, wie man denselben anders als durch Erklärungen und Noten vertreten werde. Außerdem aber befriedigten in dem Hause seine Ansichten über das Verhältniß Preußens zum Bunde keineswegs.

Die Majorität wollte offenbar im Sinne der Herren von Vincke und Carlowitz, daß Preußen sich zu einer Wiederaufnahme der Unionspolitik ermanne. Herr von Schleinitz dagegen erklärte zwar unumwunden seinen Bruch mit der Reactionspolitik, wies aber hinsichtlich des Bundes darauf hin, daß die seiner Competenz gezognen Schranken inne zu halten seien und sagte sich ausdrücklich los von den Vinckeschen Tendenzen. In der kurhessischen Angelegenheit hatte die Regierung wenigstens einen bestimmten Weg eingeschlagen; sie war am Bunde gegen den Rechtsbruch offen aufgetreten. In der schleswig-holsteinischen Frage hatte sie bei den günstigsten Umständen nichts gethan, und es mußte den peinlichsten Eindruck machen, als in der Debatte über die bekannte Petition der Minister, welcher beim Ausbruch des italienischen Krieges so sehr Preußens Stellung als Großmacht betont hatte, sich blos auf die Anerkennung der trefflichen Haltung der Herzogthümer beschränkte und die Versicherung gab, daß Preußen ein Herz für dieselben habe. Offenbar konnte es aber den gedrückten Schleswigern nicht darum zu thun sein, einige warme Worte und fromme Wünsche von officieller Stelle zu vernehmen, für die noch überdies die kopenhagner Regierung sie büßen ließ, sondern darauf allein konnte es ihnen ankommen, was Preußen für sie *thun* wollte. Glaubte Herr von Schleinitz nichts thun zu können, so durfte er auch nicht sprechen, sondern mußte die ganze Debatte abschneiden, die nur als Einleitung zu einem bestimmten Vorgehen gegen Dänemark einen Sinn hatte. Damit soll natürlich nichts gegen die patriotischen Unterzeichner der Petition gesagt sein; diese thaten ihre Pflicht, indem sie ihre Stimmen für die bedrückten Länder erhoben; aber niemand wird läugnen, daß es wenig geeignet ist, das Ansehen einer Regierung und Kammer zu heben, wenn zwei Tage über eine Frage gesprochen wird, wobei nicht nur Ministerium und Majorität einig sind, sondern es sogar an Gegnern fehlt und wenn dann schließlich nichts geschieht, sondern es erst einer Provocation des so scharf getadelten Gegners bedarf, um nur eine Verwahrung des Rechts zu veranlassen.

So ging auch die zweite Periode der auswärtigen Politik des Ministeriums resultatlos zu Ende. Jedermann mußte es klar sein, daß der Einfluß Preußens auf diesem Wege in Deutschland und Europa nicht steigen konnte. Aber auch auf die innern Verhältnisse wirkte diese Unthätigkeit nachtheilig, vor allem in der Frage über die Armeereform. Wir wollen hier auf dieselbe

Digitized by Goog

nicht eingehn, aber gewiß ist, daß der Widerstand in Volk und Kammern wesentlich in dieser Unthätigkeit der äußern Politik wurzelte. Wenn Preußen, so folgerte man, sich nur gegen einen Angriff vertheidigen soll, so genügt dazu die Landwehr; soll aber, da unsre Regierung doch keine active, offensive Politik macht, zu der sie eines großen schlagfertigen Heeres bedürfte, das Land mit einem unerschwinglichen Militärbudget belastet werden, damit so viel tausend Soldaten mehr auf der Parade vorüberziehn? Und andererseits werden auch entschiedene Gegner der Armeereform zugeben, daß ein kräftiges Vorgehen gegen Frankreich oder Dänemark alle Opposition zum Schweigen gebracht haben würde. Da die Regierung aber nichts that und doch große Opfer nur für unbestimmte Eventualitäten, drohende politische Situation ꝛc. forderte, so wurde sie in eine schiefe Stellung gebracht, welche sich in der Folge noch schwer geltend machen wird.

Es war nicht zu verwundern, wenn das ziellose Schwanken der auswärtigen Politik Preußens im Innern ein lebhaftes Unbehagen erregte und auswärtigen Cabineten den Gedanken gab, dasselbe für ihre Combinationen auszubeuten. Zwar im Abgeordnetenhause, wie in der Presse überwog im Anfang dieses Jahres noch die Sympathie für das Ministerium, die Rücksicht auf die Schwierigkeiten, mit denen es zu kämpfen, die Furcht, der Kreuzzeitung in die Hände zu arbeiten, und nur einzeln machte sich, wie in den Aeußerungen des Herrn von Vincke, der Unmuth Luft. Festere Gestalt dagegen gewann die Ansicht, daß es so nicht fortgehen dürfe, bei einigen preußischen Diplomaten. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß Preußen es unter den bewandten Umständen doch nicht zu einer großen und selbständigen nationalen Politik bringen werde, meinten sie, es sei besser sich vorläufig mit Frankreich zu verständigen und einen Machtzuwachs für Preußen zu erstreben, der mehr realer Natur sei als die moralischen Eroberungen; demgemäß seien die russischen Vorschläge, wonach das Petersburger Cabinet freie Hand in Constantinopel, Preußen Deutschland bis zur Mainlinie und Frankreich das linke Rheinufer erhalten sollten, nicht zu verwerfen. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß eine russische Großfürstin diesen Plan in Berlin empfahl und daß der preußische Gesandte in Petersburg, Herr von Bismark, sich zu dessen eifrigstem Fürsprecher machte. Nicht blos an officieller Stelle setzte er die handgreiflichen Vortheile eines solchen Arrangements auseinander, sondern auch Mitglieder der liberalen Partei suchte er dafür zu gewinnen, indem er darauf hinwies, daß, wenn Preußen sich erst durch solche Gebietserweiterungen consolidirt, es ihm leicht sein werde, bei einer Coalition gegen Frankreich das Verlorne wiederzuerlangen. Seine Bemühungen wurden von dem russischen Gesandten, Herrn von Budberg eifrig secundirt, der hoffen durfte, in ihm Herrn von Schleinitz einen Nachfolger zu geben, mit dem er sich vollkommen ein-

Digitized by Google

verſtanden wußte. Dieſe Pläne ſcheiterten, zumeiſt an der entſchiedenen Zurückweiſung des Prinzregenten; indeß der Kaiſer Napoleon, der ſich bisher ganz ruhig verhalten und Rußland die Sondirung überlaſſen hatte, konnte ſich doch nicht davon überzeugen, daß Preußen einen ſo vortheilhaften Vorſchlag einfach zurückweiſen ſollte, und glaubte denſelben bei einer perſönlichen Zuſammenkunft dem Prinzregenten annehmbar machen zu können. Im Anfang Mai kam eine Meldung aus Paris, der Kaiſer ſehe mit Bedauern, daß unbegründete Gerüchte über franzöſiſchen Ehrgeiz Deutſchland beunruhigten, er wünſche dem ein Ende zu machen und ſich offen mit dem Prinzregenten darüber auszuſprechen, dem er deshalb eine Zuſammenkunft vorſchlage. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß dem Regenten dieſe Aufforderung wenig gelegen kam, und in der That war auch nicht der geringſte Grund da, eine ſolche Zuſammenkunft für ihn wünſchenswerth zu machen. Wir ſind keineswegs blinde Franzoſenfeinde und geben gerne zu, daß in der jüngſten Zeit mehrfach ſich Gelegenheiten boten, wo Preußen und Frankreich ſehr wohl zuſammengehen durften, weil ſie ſich gegenſeitig wichtige Dienſte leiſten konnten; ſolche Fälle lagen während des orientaliſchen und italieniſchen Krieges vor, ja noch im Anfang dieſes Jahres bot die Savoyiſche Frage ein derartiges Mittel ſich zu begegnen. Im Frühjahr aber gab es keine ſolche Gelegenheit mehr. Frankreich brauchte uns nicht, konnte folglich auch nicht geneigt ſein, uns etwas zu bieten, wofern wir nicht etwas von dem Unſrigen für Neuzuerwerbendes hingeben wollten; da man aber jedes Tauſchprojekt abwies, ſo war auch die Zuſammenkunft überflüſſig, denn was ſollte darin verhandelt werden? Der Prinzregent mußte doch wohl ohnedies wiſſen, wie er mit dem Kaiſer daran war; oder glaubte man vielleicht, daß den Mann des Staatsſtreiches eine Verſicherung mehr binden werde? Aber die Leiter unſerer auswärtigen Politik fürchteten vor allem den Kaiſer Napoleon durch eine Zurückweiſung zu verletzen und hoben hervor, daß der Regent dieſe Gelegenheit trefflich benutzen könne, um Deutſchlands Intereſſe zu vertreten. So ging denn eine Antwort nach Paris, der Regent ſei erfreut über das Erbieten des Kaiſers, durch perſönliche Erklärungen das Mißtrauen gegen Frankreich zu zerſtreuen, er faſſe die vorgeſchlagene Zuſammenkunft in dem Sinne auf, daß ſowohl die Furcht eines Angriffs von Frankreich als eines Sonderbündniſſes deutſcher Fürſten mit Frankreich beſeitigt werden ſolle.

Wir wollen hier nicht die Geſchichte der Tage von Baden erzählen, ſie iſt bekannt und namentlich in dieſen Blättern (Nr. 27 und 28) vollſtändig reſumirt; nur einige Folgerungen mögen hier Platz finden, die wir nicht abzuweiſen vermögen. Die Mannhaftigkeit und Würde, welche der Prinzregent in ſeinem ganzen Auftreten zeigte, iſt um ſo mehr zu betonen, als er hier

Digitized by Google

recht eigentlich persönlich für seine Politik eintrat und ihr Ausdruck verlieh. Er zeigte den Fürsten, die er um sich versammelt hatte, daß er offnes Spiel wollte. Er, der nur den verlockenden Anerbietungen von Ost und West sein Ohr zu leihen brauchte, um den vertriebnen italienischen Souveränen die Gesellschaft zahlreicher deutscher Vettern zu verschaffen, trat für die Integrität des deutschen Gebiets auf, er trat aber auch persönlich für die liberale Richtung seines Ministeriums ein und erklärte, daß er an dem bisher eingeschlagenen Wege festhalten werde. Daß ein solches Verhalten in Deutschland die lebhafteste Befriedigung erregte und sogar die Anerkennung der mißgünstigen englischen Presse errang, ist begreiflich, aber vielleicht hat man doch in der Freude über das persönliche Verdienst des Prinzen die politischen Folgen der Zusammenkunft sich nicht ganz klar vergegenwärtigt. Die Badener Zusammenkunft war angenommen, weil man Napoleon nicht durch eine Ablehnung verletzen wollte. Man übersah dabei, daß mit der preußischen Erklärung, es dürfe von keiner Abtretung auch nur eines deutschen Dorfes die Rede sein, für den Kaiser der beabsichtigte Besuch jedes Zweckes entbehrte; wollte er Deutschland beruhigen, so konnte dies in viel wirksamerer Weise durch den Moniteur oder eine Rede geschehen. Da er einmal die Zusammenkunft nachgesucht, konnte er sie freilich auch nicht vermeiden, als sie inhaltlos geworden. Ein solcher Besuch zählte nun schon an sich nicht zu den Annehmlichkeiten, noch weniger aber konnte es ihn angenehm berühren, die Erklärung seiner Friedensliebe indirect erwidert zu sehen durch das gegenseitige Versprechen der deutschen Fürsten, für die Integrität des Bundesgebiets einstehen zu wollen. Der einzige Wunsch, den er aussprach, es möge der Tendenz der deutschen Presse, Mißtrauen gegen Frankreich zu verbreiten, gesteuert werden, wurde abgelehnt. Nimmt man dazu noch das Verhalten des Publicums in Baden, das den Prinzregenten begeistert, den Kaiser dagegen mißtrauisch aufnahm, so glauben wir nicht, daß der letztere Ursache hatte, mit dem Resultat seines Ausfluges sehr zufrieden zu sein, und wenn die vorsichtigen Männer in Berlin fürchteten, ihn durch eine Ablehnung der Zusammenkunft zu kränken, so hat sicher der Besuch einen schärfern Stachel in ihm zurückgelassen, als eine einfache Zurückweisung der vertraulichen Aufforderung es je hätte thun können. Aber in einem noch wichtigern Punkte haben die Badener Tage ihren Zweck verfehlt. Die Einigkeit der deutschen Bundesfürsten sollte dort einen Ausdruck finden, sie that dies auch gegen Napoleon; aber kaum war derselbe abgereist, als die bedenklichsten Meinungsverschiedenheiten sich zeigten. Mehrere Fürsten, statt dem Prinzregenten ihre Anerkennung für seine uneigennützige und mannhafte Haltung praktisch zu beweisen, forderten, daß er seine Politik ändre, die Triasidee in der Armeereform annehme, den Nationalverein unterdrücke u. s. w.; es bedurfte der klugen und festen Haltung des Regenten und

Digitized by Google

der wirksamen Unterstützung der Fürsten von Baden, Weimar und Coburg um diese Versuche im Keime abzuschneiden. Die Vorgänge sind indeß nicht geheim geblieben, und ob Napoleon darin eine thatsächliche Bestätigung der Einigkeit der deutschen Souveräne gefunden hat, müssen wir bezweifeln. Wir wenigstens haben durch nichts die Aeußerung der Preußischen Zeitung gerechtfertigt gefunden, daß die Hoffnung auf die Annäherung derjenigen deutschen Regierungen, welche bisher andern Auffassungen folgten als Preußen, nie begründeter gewesen, als nach den Tagen von Baden, wir haben vielmehr den Beweis des Gegentheils gefunden in der Fortsetzung der Triasbestrebungen für die Bundesarmeereform.

Anders schien es allerdings mit Oestreich zu stehen. Der Regent hatte in Baden den Fürsten zugesagt, er werde sie benachrichtigen, wenn eine Annäherung an das Wiener Cabinet stattgefunden haben würde. Der Anfang dazu wurde ebenda durch die Vermittlung des Großherzogs von Baden gemacht. Bald darauf schrieb der Kaiser an den Regenten, die Zusammenkunft in Teplitz ward verabredet. Bei derselben ist weder zwischen den Souveränen, noch den Ministern, welche sie begleiteten, von Uebernahme bindender Verpflichtungen die Rede gewesen. Der Wunsch der Garantie Venetiens wurde preußischerseits sogleich abgelehnt, man erklärte, an dem Grundsatz der Nichtintervention festhalten zu wollen auch im Falle eines Angriffs Italiens gegen Venetien; dagegen wurde der kaiserlichen Regierung Preußens Hülfe in Aussicht gestellt, wenn in einem solchen Kampfe Frankreich zum zweitenmale Sardinien unterstützen sollte. Aber auch diese Zusage wurde von Bedingungen abhängig gemacht, welche ihr jeden bindenden Charakter nahmen. Wenn Preußen, so erklärte man, Oestreich wirksam unterstützen solle, so müsse dasselbe seine deutsche und innere Politik in einer Weise ändern, welche den Widerstand der öffentlichen Meinung in Preußen gegen eine Annäherung von Oestreich beseitige, es dürfe einer Herstellung des Rechts in Kurhessen und den Herzogthümern nicht in den Weg treten, es müsse auf das Protectorat der mittelstaatlichen Opposition gegen Preußen verzichten, es habe im eignen Hause den Forderungen der Zeit gerecht zu werden, um sich wieder die Sympathien in Norddeutschland zu erwerben.

Danach war die Teplitzer Zusammenkunft sehr weit von einer Coalition entfernt. Aber noch mehr war es die Warschauer Begegnung der drei Souveräne von Rußland, Preußen und Oestreich. Wie wurden die Hoffnungen der Legitimisten getäuscht, welche davon eine Wiederbelebung der heiligen Allianz erwarteten! Der Kaiser von Oestreich hatte die Einladung durch mühsame Verhandlungen hochgestellter Personen herbeigeführt; aber Fürst Gortschakoff ist ein kalter praktischer Kopf und nicht geneigt aus Schwärmerei für ein Princip oder aus Rücksichten auf Fremde Interessen Rußlands zu opfern. Es ist

Digitized by Google

bekannt, daß der leitende Gedanke seiner Politik die französische Allianz ist, was auch das Schaukelspiel Napoleons zwischen Rußland und England sein möge, schließt er, schließlich wird doch Rußland sein rechter Verbündeter sein, wenn es zum Bruche mit England kommt; er bedarf desselben, wie wir seiner im Orient bedürfen. Dies ist sein Gesichtspunkt, und danach wird man sehen, daß Napoleon sich die Reise nach Warschau sparen konnte, da er dort einen Verbündeten hatte, welcher jeden wirksamen Zug gegen ihn verhinderte und ihn von allem in Kenntniß setzte. Preußen verhielt sich ganz neutral, es gab wieder einen Austausch von Ansichten, höfliche Erklärungen, aber von einem gemeinsamen Plane war nicht die Rede. Nichtsdestoweniger hatte Warschau eine Bedeutung, wenn auch eine negative; es war der Beweis geliefert, daß auch Angesichts der Ereignisse in Italien, welche Preußen und Rußland officiell gemißbilligt hatten, eine gemeinsame Action der drei nordischen Mächte unmöglich geworden war.

Ehe der Regent nach Warschau gegangen, hatte er noch die Königin von England in Coblenz begrüßt, und so hat es in diesem vergangenen Sommer nicht an Gelegenheit zum Austausch der Meinungen der Souveräne und Minister gefehlt. Aber fragen wir, was ist das Ergebniß aller dieser Reisen, welchen Gewinn hat Preußen daraus gezogen, so müssen wir antworten, einen überaus geringen. Begegnungen und Unterredungen der leitenden Persönlichkeiten haben im politischen Leben unzweifelhaft ihren großen Werth, aber nur dann, wenn man einen festen Plan verfolgt und für dessen Ausführung arbeitet, wenn man zu handeln entschlossen ist. Im vorliegenden Falle können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, als ob alle diese Reisen nach Ost und West mit ihrer Vielgeschäftigkeit nur den Entschluß verdecken sollten, nichts zu thun. Die preußischen Staatsmänner scheinen der Ansicht zu sein, daß man mit bloßem Meinungsaustausch, Versicherung von Absichten, parlamentarischen Reden u. s. w. einen Einfluß ausüben könne. Wir meinen, die Erfahrung sollte ihnen das Gegentheil bewiesen haben. Nur dessen Wort wiegt, von dem man entschiedenes Handeln erwartet. Wenn der Kaiser Napoleon oder Victor Emanuel eine Rede halten, so horcht die Welt, weil sie weiß, daß das Wort nur die Erklärung eines Entschlusses ist, dies oder jenes zu thun. Als Herr von Schleinitz im Anfang des italienischen Krieges sprach, glaubte man noch eine Action Preußens, aber seine Politik hat sich um allen Einfluß in europäischen Angelegenheiten gebracht, weil niemand mehr an den Entschluß der Regierung, zu handeln, glaubt. Nicht an Intelligenz fehlt es im Ministerium des Auswärtigen; wo es mit darauf ankommt, in wohlgesetzten Worten eine Darlegung zu geben, eine irrige Auffassung zu widerlegen, da wird man die preußischen Noten und Depeschen mit Vergnügen lesen. Auch ist es nicht Mangel an Ideen, der uns auffällt; die Empfehlung Schwedens zur Auf-

Digitized by Google

nahme als siebente Großmacht war die beste Antwort, welche es auf den Napoleonischen Antrag wegen Spaniens geben konnte. Es ist der Mangel jedes festen Planes, es ist das Treiben mit den Ereignissen, das Abwarten und Zuwarten, bis es zu spät, um einzugreifen, das fruchtlose Bestreben es mit niemand zu verderben, mit einem Wort die Politik der freien Hand, welche Preußen um sein Ansehn bringt. Vor allem gilt es doch die eignen Interessen zu wahren, und wir fragen: was haben wir für Schleswig-Holstein erreicht, was für Kurhessen, wo ist eine Aussicht, die Mittelstaaten unter die preußische Politik zu beugen? Als das Ministerium ins Amt kam, beeilte Dänemark sich, die Gesammtverfassung für Holstein und Lauenburg aufzuheben, weil es ein Einschreiten befürchtete; jetzt hat es diese Furcht verloren, sich unter der Hand Frankreichs Schutz versichert und wagt uns durch England eine weniger ungesetzliche Behandlung Schleswigs anzubieten, wenn man auf die Vertheidigung gefährdeter holsteinischer Rechte verzichten will. Preußens Erklärung für die Verfassung von 1831 hat die wackern Hessen bewogen, sich nochmals für ihr Recht zu erheben; was hat man gethan, um die Durchführung ihrer Absichten zu sichern und die Durchführung des letzten Bundesbeschlusses zu verhindern? Ist man auch nur einen Schritt mit den Würzburgern weiter gekommen? Das Project über die Reform der Bundesarmee mag die Antwort darauf geben. Weiß man dem preußischen Namen im Auslande Geltung und Zuneigung zu verschaffen? Die Fahrt der Loreley gibt Auskunft. Hat man sich für die von Frankreich drohende Gefahr eine Allianz erworben, baut man etwa sentimental auf das stammverwandte England, das verwandte russische Fürstenhaus, das constitutionelle Italien? Das demonstrative und unfruchtbare Suchen nach Allianzen hat Preußen um jede solide Allianz des Auslandes gebracht, während durch die nachdrückliche Betonung des formellen Rechts an allen Orten der Starrsinn der feindlichen deutschen Regierungen überall gekräftigt wird.

Und mit einer solchen Politik geht man bei schweren innern Conflicten der drohendsten Zukunft entgegen. Kann dies zum Heile führen, würde Preußen so moralische Eroberungen machen, ja würde es nur erfolgreich, was es hat vertheidigen können? Wer möchte darauf eine bejahende Antwort geben!

Es liegt aber alles daran, daß die pessimistische Auffassung, welche hoffnungslos nicht in den Krieg geht, sondern in den Krieg treibt, gebrochen werde, und dies zu thun ist die Pflicht des Abgeordnetenhauses. Nicht blos die innern, sondern auch die äußern Angelegenheiten gehören zu seiner Competenz, der auswärtige Minister ist so gut verantwortlich wie der der Justiz oder der Finanzen. Wir begreifen und ehren die Rücksichten, aus denen bisher die Abgeordneten sich der Regierung gegenüber zurückgehalten und sie nur zu kräftigen und anzuspornen gesucht haben, aber solche Rücksichten haben

Digitized by Google

ihre Grenzen. Das Haus muß es jetzt aussprechen, daß die bisherige auswärtige Politik dem Lande kein Vertrauen einflößen kann, es muß fordern, daß nach festerem Plane und mit Energie die Interessen Preußens und Deutschlands und allein diese vertreten und vertheidigt werden. φ

Kaiser Leopold und seine Minister.

Ein Bild aus der Vergangenheit zum Vergleich mit der Gegenwart.*)

Den 18. Juli 1658 wurde in Frankfurt Leopold, der 18jährige vor dem Tode seines begabteren älteren Bruders zum geistlichen Stande bestimmte zweite Sohn des Kaisers Ferdinand des Dritten zum römischen Kaiser gewählt. Zwei Parteien hatten lange Zeit deshalb gestritten. Die geistlichen Kurfürsten mit Kurbayern hatten sich zu Frankreich geneigt und wollten in unbegreiflicher Verblendung Ludwig den Vierzehnten zum römischen Kaiser machen. Die protestantischen Kurfürsten dagegen gedachten den Habsburger Leopold zu wählen, um das bedrängte Reich vor Mazarins Intriguen und Gewaltthätigkeiten zu schützen. Freilich bedurfte das Reich mehr als jemals eines Kaisers von klarem politischen Blick, von selbständigem, festem Willen und vor Allem von freiem und mildem Sinn in kirchlichen Dingen, durch den allein die versöhnten Reichsstände beider Confessionen in Eintracht erhalten werden konnten. Schwerlich haben die Kurfürsten, welche an ihm festhielten, in diesen Beziehungen sich große Hoffnungen gemacht. Aber Leopold war der einzige deutsche Fürst, der gegen die französischen Gelüste durchgebracht werden konnte, und so thaten sie damals das, was sie im Interesse für das deutsche Reich zu thun im Stande waren. Wie wenig auch die bescheidensten Erwartungen erfüllt wurden, ist zur Gnüge bekannt. Wer die Geschichte der Bedrängnisse unseres Vaterlandes in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kennt, wird zwar willig zugestehen, daß auch die Glieder des Reichs, die Fürsten, mehr oder minder Schuld hatten. Aber die größte Schuld fällt auf das Haupt, den Kaiser, der in seiner geistigen und geistlichen Beschränktheit die

*) Mit Benutzung der Copie eines handschriftlichen Berichtes des schwedischen Gesandten Esaias Pufendorf, der sich 1673 und 1674 in Wien aufgehalten hatte, vom Jahre 1675. Die Copie befindet sich im königl. sächs. Hauptstaatsarchive in Dresden.

Digitized by Google

Dinge so geben ließ, daß sie bald zu Gunsten der Franzosen, bald von der seit Ferdinand dem Zweiten mächtig gewordenen spanisch-ultramontanen Partei, aber in beiden Fällen zum Schaden des deutschen Reichs und Volkes ausgebeutet wurden.

Leopold war körperlich schwächlich, von bescheidenem, gutmüthigem Naturel, ohne Geist, aber genügend begabt, etwas zu lernen. Dies waren Eigenschaften, die seine Erzieher, die Jesuiten, wohl zu benutzen und zu entwickeln verstanden, um aus ihm, er mochte ein Kirchenfürst oder ein weltlicher Herr werden, ein brauchbares Werkzeug ihrer Pläne zu machen. Dieser Schule gemäß war er zwar in alten und neuern Sprachen, in der Mathematik und Geschichte wohl unterrichtet, dabei aber war und blieb er immer fromm devot, beschränkt und förmlich und von seiner Umgebung abhängig, besonders, wo nicht andere Einflüsse sich zeitweise geltend machten, von der Geistlichkeit und den Jesuiten, denen er großes Vertrauen schenkte. Die Geschäfte besorgte er fleißig, aber nicht mit Liebe, nur aus Gewohnheit und Pflichtgefühl. War ein wichtiger Entschluß zu fassen, so war er sehr bedenklich und weitläuftig, da hatten die Minister oft einen sehr schlimmen Stand. Hatte er sich aber einmal etwas zurecht gelegt, so war ihm schlimm beizukommen, besonders wenn er sich religiöse Gewissensscrupel machte. Dann war er zäh, wie sein Großvater Ferdinand, zwar ohne Fanatismus, aber gegen sein Naturel hart, vorzüglich gegen die sogenannten Ketzer, die er von ihrem Irrwege zurückzuführen für seine Pflicht hielt und den ärgsten Verfolgungen preisgab. Im Ganzen liebte Leopold die Ruhe, von Vergnügungen besonders die Musik und die Jagd, dafür hatte der sonst so in sich zurückgezogene Fürst ein lebhaftes Interesse. Seine erste Frau, die spanische Margarete Theresia, „ein gar schwaches und zartes Frauenbild," die von ihrer steifen spanischen Hofhaltung umgeben, in stiller Zurückgezogenheit den ganzen Tag mit Beten und Arbeiten für Kirchen und Klöster zubrachte, erbaute den Kaiser durch ihre Frömmigkeit. Sie starb schon 1673 im zweiundzwanzigsten Jahre ihres Lebens. Die zweite Frau dagegen, Claudia Felicitas von Tirol, „eine wohlgewachsene Person," welche auch schon 1676 im dreiundzwanzigsten Lebensjahre starb, wußte durch ihren lebhaften Geist und guten Humor sowie durch lebhafte Theilnahme an den Vergnügungen des Kaisers ihn etwas anzuregen und war nicht ohne vorübergehenden Einfluß auf sein Naturel und seine Regierung. Wenigstens trat seit dieser Verehelichung 1673 die geistreiche Stiefmutter des Kaisers, Eleonore, mehr zurück, die bis dahin im Interesse Frankreichs öfters den Stiefsohn zu leiten vermocht hatte und nun durch den Verkehr mit der spanischen Partei den verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen suchte.*)

*) Mit der dritten Frau, Eleonore Magdalene von Pfalz-Neuburg vermählte sich der Kaiser 1676. Diese überlebte ihn und starb 65 Jahre alt im Jahre 1720. Drei Kinder aus

Digitized by Google

Als Ludwig der Vierzehnte im Jahre 1670 den Herzog Carl von Lothringen vertrieben hatte und die Holländer bedrohte, hatte die geistlich-spanische Partei in Wien theils keinen zu großen Eifer, den niederländischen Ketzern zu helfen, theils konnte sie, wo der Gegensatz gegen Frankreich und das spanische Interesse aus der Noth eine Tugend zu machen drängte, sich nicht gehörig geltend machen. Neben dem spanischen Gesandten war es nur ein Mitglied des vertrautern kaiserlichen Geheimraths, der Hofcanzler Baron Hocher, der mit dem Gesandten einig gegen Frankreich zu wirken suchte, doch nicht im wahren Interesse des Reichs, sondern als Vertreter der geistlichen und Jesuitenpartei, in deren Sinne er auch stets die Bedrängnisse der Protestanten begünstigte. Er war früher in Böhmen Advocat gewesen und durch juristische Gelehrsamkeit, Geschäftstüchtigkeit und zweideutige Gewandtheit emporgekommen, die ihm auch seinen Feinden gegenüber seine Stellung sicherte. „Er wußte seine Worte im diplomatischen Verkehr so auf die Goldwage zu legen und so zu antworten, daß er sich immer eine Hinterthür offen erhielt." Dieser Partei wirkten damals der höchst gewandte französische Gesandte Gremonville und der einflußreichste Minister des Kaisers, der Fürst von Lobkowitz, von 1665—1674 entschieden entgegen, so daß nach dem Abschlusse eines geheim gehaltenen Vertrags mit Frankreich über die eventuelle Theilung der spanischen Monarchie im Jahre 1668 sogar 1671 ein Freundschaftstractat zwischen Oestreich und Frankreich zu Stande kam, durch welchen Ludwig in Holland freie Hand bekam.

Wenzel Eusebius Fürst von Lobkowitz, kaiserlicher Oberhofmeister, war ein sehr geistreicher und geschäftsgewandter, aber frivoler und übermüthiger Diplomat. Dem Leopold hatte er sich durch seine Dienste bei der Kaiserwahl empfohlen, und er wußte sich trotz seiner beleidigenden Rücksichtslosigkeit und Spottsucht, trotz seiner offen zur Schau getragenen Abneigung gegen Jesuiten und gegen die spanische Partei, trotz seiner Sympathien für Ludwig den Vierzehnten so lange zu halten, daß man deutlich sieht, wie zäh der Kaiser war, wenn er sich einmal in der Neigung für einen Günstling festgerannt hatte. Aber es beweist auch, wie begabt der Minister sein mußte, der seinen frommen Herrn so lange Zeit festzuhalten wußte. Selbst als sich der Kaiser 1673 zum Kriege gegen Frankreich entschließen mußte, konnte Lobkowitz den Krieg zu Gunsten Frankreichs überall lähmen. „Montecuculi sei," so äußerte er sich, „dem Kurfürsten von Brandenburg an die Seite gesetzt worden, um, was einer oder der andere dabei suche, zu detourniren und den Effect zu vereiteln, dem ungezäum-

der ersten und zwei aus der zweiten Ehe starben frühzeitig. Marie Antonie aus der ersten Ehe, geb. 1669, starb als Kurfürstin von Bayern 1692. Von den neun Kindern der dritten Ehe sei hier nur an die beiden folgenden Kaiser, Joseph den Ersten und Carl den Sechsten, erinnert.

Digitized by Google

ten wilden Pferde müsse ein gezähmtes gelindes Roß beigesellt werden." Demnach ist es nicht wunderbar, daß man damals und später glaubte, er sei von Ludwig geradezu bestochen worden, habe Kaiser und Reich an Frankreich verrathen. Nun mag wol Ludwig gegen ihn gefällig gewesen sein, aber eine förmliche Bestechung, ein absichtlicher Verrath des Lobkowitz läßt sich nicht nachweisen. Eine Summe von 200,000 fl., die er als Erbe eines Anspruchs seines Vaters vom Staate fordern zu können glaubte und die er auf nicht ehrenhafte Weise sich verschafft hatte, wurde nach seinem Sturze zurückgefordert, und dies gab Veranlassung zu dem Gerüchte, daß ihn Ludwig bestochen habe. Möglich, ja sogar wahrscheinlich ist es, daß der Minister, der an die Stelle des von den Spaniern abhängigen Fürsten Porzia trat, den Anstoß zu seiner Politik in seiner Abneigung gegen die Spanier und die geistliche Camarilla erhielt, und da er kein Mann von Grundsätzen war, sondern in geistreichem Uebermuthe stets seine Persönlichkeit geltend zu machen suchte, so brachte dies ihn, der gegen Intriguanten intriguirte, auf falsche Wege. Vielleicht sollte auch Ludwigs keckes Gebahren benutzt werden, die Spanier sowol als die nach Selbständigkeit strebenden deutschen Fürsten im Interesse der habsburgischen Hausmacht und der kaiserlichen Autorität im Reiche zu schwächen. Der deutsche Patriot, der besonnene Staatsmann wird und muß jener die Tendenz, dieser das gewagte Spiel des Ministers verurtheilen, doch absichtlicher Verrath der Interessen seines Kaisers, der auch von deutschen Interessen keine Ahnung hatte, wird man ihm schwerlich aufbürden dürfen. Ein günstiges Zeugniß für Lobkowitz war auch sein vertrauter Verkehr mit dem Kapuzinerguardian P. Emmerich, der als ein ehrlicher, wohlmeinender und offenherziger Mann überall bekannt war und trotz seiner Abneigung gegen Jesuiten und Ketzerverfolgungen auch vom Kaiser geschützt wurde. Trotzdem daß er auch nach dem Sturze des Lobkowitz an ihm, den alle mieden, festhielt, blieb er doch bei dem Kaiser in Gunst und wurde auch später öfters zur Berathung gezogen. Würde ein solcher Mann mit einem so gewissenlosen Verräther überhaupt verkehrt haben? Würde er mit ihm in Verbindung geblieben sein? Und würde der Kaiser den Freund des gestürzten Ministers fernerhin werth gehalten haben, wenn sich ein offenbarer Verrath desselben hätte erweisen lassen? Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, was die Veranlassung seines Sturzes war. Jedenfalls suchten seine zahlreichen Gegner lange eine Gelegenheit wider ihn und überraschten den Kaiser mit irgend einem drastischen Beweise, der dem Kaiser die Augen öffnete und ihn überzeugte, daß des Ministers Politik eine verderbliche gewesen war. Vielleicht wirkte hier mehr das, was er gegen das kirchliche Interesse der Partei als das, was er gegen die politische Würde des Kaises gethan hatte. Seine Gegner, die auch seine Frau, die Claudia, gewonnen hatten, manövrirten so geschickt, daß der Kaiser, wol

Digitized by Google

auch, wie Ludwig der Dreizehnte des Richelieu, seines überlegnen Führers, überdrüßig, wider seine Gewohnheit sehr ungnädig wurde. Als Lobkowitz 12. October 1674 früh morgens zum Kaiser fahren wollte, erhielt er auf dem Wege den Befehl, er habe nach Verlust seiner Aemter und Würden und nach bereits beschlossener Beschlagnahme seiner meisten Güter sich innerhalb drei Tagen von Wien nach seinem Schlosse Raudnitz in Böhmen zu verfügen. Dort solle er bleiben und mit niemandem corespondiren bei Lebensstrafe. Zugleich wurde ihm eingeschärft, niemals nach der Ursache dieses Verfahrens zu fragen. Seine Secretäre wurden gefoltert. Man wußte nicht, weshalb und hörte nur, daß man von ihnen nichts erfahren habe. Ehe Lobkowitz Wien verließ, war er beim P. Emmerich, dem einzigen Manne, der ihm treu blieb. Dann wurde er mit militärischer Begleitung nach Raudnitz gebracht, und ertrug dort still und würdevoll sein Exil. Später schien der Kaiser versöhnlichere Gesinnungen gegen ihn zu hegen, doch kam er nie wieder an den Hof. Er starb im Jahre 1677: seine Kinder erhielten auf Betrieb der Kaiserin Eleonore die confiscirten Güter größtentheils zurück. Was er auch verschuldet haben mag, — die Justiz, welche gegen ihn geübt wurde, ist charakteristisch für Leopold und seinen Hof.

Die übrigen Mitglieder des vertrauten kaiserlichen Rathes zu jener Zeit neben Lobkowitz und Hocher waren nicht bedeutend. Denn seit längerer Zeit hatten die etlichen zwanzig Mitglieder des kaiserlichen Rathes, die höchsten Hof- und Staatsbeamten, mit denen früher alles berathen worden war, keinen Einfluß mehr auf die Geschäfte. Diese wurden jetzt nur mit einigen ausgewählten Vertrauenspersonen besprochen. Es waren diese außer Lobkowitz und Hocher damals der Reichshofrathspräsident Fürst von Schwarzenberg, der Oberstkämmerer Graf Lamberg und der Reichsvicekanzler Graf Königseck. Schwarzenberg war ein schöner und reicher Mann, der gewandt zu sprechen wußte, aber weitläuftig und schwerfällig „ein doctor perplexitatum et clubitator (?) perpetuus“. Lamberg hatte sich durch lange Dienstzeit und gewissenhafte Besorgung der Geschäfte seines Hofamtes empfohlen: in Staatsangelegenheiten war er mit allem einverstanden, was ihm vorgetragen wurde. Königseck wird als ein leichtzugänglicher und redseliger, aber leidenschaftlicher und unzuverlässiger Mann geschildert. Alle diese waren von Lobkowitz abhängig, so lange dieser an der Spitze war, und auch der manchmal vom Kaiser zum Rath gezogne Graf von Sinzendorf, Obersthofmeister der verwittweten Kaiserin, der in seinem Hofamte auffällig reich geworden war, verstand mit diplomatischer Ruhe und Gewandtheit etwa vorkommende Differenzen zwischen der verwittweten und regierenden Kaiserin im Sinne des Ministers auszugleichen. Nur der Baron Hocher mit dem Geheimsecretär Abele und die Jesuiten P. Müller und P. Montecuculi, Beichtväter Leopolds und der ver-

Digitized by Google

wittweten Kaiserin, machten mit dem spanischen Gesandten in der Stille Opposition und lauerten, bis ihre Zeit kam, wo sie neben der den Franzosen feindlichen Richtung ihre ultramontanen Bestrebungen geltend machen konnten.

Ein Krebsschaden der Verwaltung war damals die kaiserliche Finanzwirthschaft. Die Einnahmen von den Bewilligungen der Stände konnten controlirt werden: sie betrugen ungefähr sechs Millionen Thaler. Was aber der Kaiser von Tirol und den vorderöstreichischen Ländern, von Ungarn, von den Berg- und Salzwerken, Zöllen und Kammergütern erhielt, das lag nicht klar vor und hierbei mochte viel Unordnung und Unterschleif vorkommen. Der hier benutzte Berichterstatter berechnet diese Einnahmen auf etwa 3 Mill. Thlr., und bemerkt dabei, daß die Kammergüter wenig eingebracht, da die beiden Ferdinande viele solche Besitzungen, besonders auch an die Geistlichkeit verschenkt und dieser zu Liebe die Schulden derselben auf die Kammer genommen hätten. Der Burggraf von Prag Clam Martinitz schlug damals zur Verbesserung der Finanzen eine Radicalreform vor. Schon war der Kammerpräsident mit der Ausführung derselben bedroht. Da machte dieser zu rechter Zeit den Fürsten von Lobkowitz auf die dem Sohne unbekannte Forderung seines Vaters an die Kammer aufmerksam. Dieser Dienst schien dem leichtfertigen Minister eines Gegendienstes werth. Die Reform unterblieb, und Lobkowitz erhielt von der Kammer die 200,000 fl.

So waren die Zustände in Oestreich, als der ehrgeizige kecke Ludwig gegen Kaiser und Reich zu operiren begann. Wie es hier und da im Reiche aussah, ist genügend bekannt. Kann es unter solchen Verhältnissen wunderbar erscheinen, daß keine rechte Einigung im Reiche zu Stande kam, und daß der Zwiespalt von Ludwig ausgebeutet wurde? Und wenn man erwägt, wie sich im Reiche der Gegensatz der östreichischen und der reichsfürstlichen Interessen, der Gegensatz der katholischen und protestantischen Bestrebungen herausgebildet hatte, so wird man begreifen, daß über kurz oder lang die Form zu Grunde gehn mußte, in der sich der noch lebenskräftige und seiner Bestimmung immer klarer bewußt werdende deutsche Geist nicht mehr frei entwickeln konnte. —

Helbig.

Der Protestantismus in Oestreich.

Wenn der Protestantismus in Ober- und Niederöstreich, Steiermark und Böhmen nicht entfernt mehr die Bedeutung beansprucht, die er in einigen

dieser Länder bis in das letzte Viertel des sechzehnten, in einigen bis zur Mitte des siebzehnten hatte, so nimmt er für Gesammtöstreich doch immerhin noch eine sehr beachtenswerthe Stellung ein. In Ungarn finden wir nicht weniger als 2,332,000 Evangelische, 820,000 Augsburger, 1,512,000 helvetischen Bekenntnisses. In den westlichen Kronländern beläuft sich die Zahl der Protestanten auf 300,000, wovon zwei Drittel der augsburger und ein Drittel der helvetischen Confession angehören. In Siebenbürgen endlich wohnt eine halbe Million Evangelische, 200,000 Lutheraner und 300,000 Reformirte. Rechnen wir die in der Armee dienenden 50,000 Protestanten hinzu, so können wir die Bevölkerung evangelischer Confession in Oestreich getrost auf vierthalb Millionen anschlagen. Die evangelische Kirche bildet sonach, die jetzige effective Gesammtbevölkerung Oestreichs zu 35 Millionen angeschlagen, grade den zehnten Theil derselben und steht speciell zur katholischen Bevölkerung, dieselbe zu 27 Millionen angenommen, reichlich im Verhältnisse von 1 : 8. In Siebenbürgen zumal zählt dieselbe mehr Seelen als die katholische Kirche, in Ungarn etwa halb so viel als diese Gemeinschaft.

Die evangelische Kirche in Oestreich bildete sonach, schon wenn man bei Beurtheilung ihres moralischen Gewichtes lediglich auf die Zahlenverhältnisse blicken wollte, einen bedeutsamen Factor in der bunten östreichischen Völkerfamilie. Sie erscheint aber noch mehr als ein solcher, wenn man in Betracht zieht, daß ihre Mitglieder im Verhältniß mehr als die der katholischen und weit mehr als die der morgenländischen Kirche zu den höher gebildeten und besser gesitteten Classen gehören, und daß dieselben gleichmäßig in jenen Berufskreisen, welche die moralischen Wissenschaften, wie in jenen, welche die exacten zur Grundlage haben, in vorwiegendem Grade vertreten sind. Die Evangelischen sind daher nicht, wie ein Gegner derselben in der Katholikenversammlung zu Salzburg einmal behauptet hat, Steinen zu vergleichen, die sich in einem fremden Garten befänden und über Nacht wieder über den Zaun geworfen werden könnten. Denn sie haben sich so fest in den Boden des östreichischen Staatswesens eingewurzelt und eingelebt, haben so sehr alle Verhältnisse durchdrungen und im Laufe der Jahrhunderte eine so gesicherte Rechtsstellung errungen, daß sie sich wahrhaft als Autochthonen in diesen Landen betrachten können.

Ist diese Rechtsstellung früher oft und selbst in diesen Tagen noch bisweilen thatsächlich nicht so sicher gewesen, als in der Theorie, so muß man sich vor allem erinnern, daß die evangelische Kirche in Oestreich kein einheitlich geschlossenes Ganze bildet, daß sie also nicht als Gesammtmacht auftritt, sondern, ganz entsprechend der bisherigen historischen Gestaltung der Monarchie, sich in drei verschieden berechtigte und verschieden eingerichtete Theilkirchen ab-

Digitized by Google

zweigt, von denen die erstere den deutsch-slavischen Provinzen, die zweite Ungarn und dessen Nebenländern, die dritte aber Siebenbürgen angehört.

Betrachten wir zunächst die meistberechtigte Landeskirche, jene in Siebenbürgen. In diesem Lande besaßen die Evangelischen, seitdem sächsische Kaufleute lutherische Schriften von der Leipziger Messe in die Heimat mitgebracht und die Reformation unter Deutschen und Magyaren Eingang gefunden hatte, das Recht ungehinderter Religionsübung und die Freiheit, sich nach ihren eignen Grundsätzen kirchlich einzurichten. Die positiven Gesetze des Landes haben dies wiederholt anerkannt und als Siebenbürgen, nachdem es seit der Schlacht bei Mohacs 150 Jahre lang ein selbständiges Fürstenthum unter meist protestantischen Fürsten magyarischen Stammes gebildet hatte, unter östreichische Herrschaft kam, erhielt das sogenannte Leopoldinische Diplom vom Jahr 1691 die alten Religionsgesetze des Landes ausdrücklich aufrecht; ja das ein Jahrhundert später erschienene Landtagsgesetz (1791) sprach im 53. Artikel aus, daß die gesetzliche Gleichberechtigung der Confessionen durch spätere Verordnungen nicht aufgehoben werden könne, und stellte in Beziehung auf die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen die unabänderliche Regel fest, daß die Kinder der Religion der Aeltern nach dem Geschlechte folgen und die diesem Princip widersprechenden etwaigen Reverse keine Giltigkeit haben sollten. Und gewiß steht es einzig da, daß dem Staat auch das Oberaufsichtsrecht nur in Betreff der kirchlichen Stiftungen speciell vorbehalten ist, so daß die evang. Kirche Siebenbürgens von demselben in einer Weise emancipirt ist, wie kaum eine zweite auf unserem Continent. Unter dem Schutze solcher Gesetze hat sich diese Kirche frei und selbstthätig entwickeln können, in vollster Harmonie mit den übrigen recipirten Kirchengemeinschaften, und wenn es auch im Laufe der Zeiten an Angriffen von gegnerischer Seite nicht gefehlt hat, so war das die Rechtsgleichheit gewährleistende Gesetz vom Jahre 1791 doch immer ein fester Damm gegen die drohende Ueberfluthung.

Nicht ganz so günstig ist die Rechtslage der evangelischen Kirche in Ungarn. Der schwer erkämpfte Wiener und Linzer Friede, das Fundamentalgesetz dieser Landeskirche beiderlei Bekenntnisses, gewährte zwar das Recht der freien Religionsübung, gleichwie der auf diesen Tractaten auferbaute 26. Gesetzartikel des Landtages 1791; auch enthielt namentlich der letztere neben bedingter Autonomie bezüglich der Schul- und Kirchenverfassung manche aus dem Grundsatz der Rechtsgleichheit fließende Bestimmungen; allein die volle Rechtsgleichheit gewährte derselbe lange nicht. Dies galt insbesondre von der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen. Nachgrade indeß brach sich das Recht des Protestantismus immer mehr Bahn. Auf den Landtagen traten selbst katholische Laien für die Sache der Evangelischen in die Schranken. So kam es, daß ein Landesgesetz vom Jahre 1844 den Uebertritt von einer

Digitized by Google

Kirche zur andern nach dem Grundsatz der Reciprocität regelte und erleichterte und auch solche gemischte Ehen für zulässig erklärte, die vor dem evangelischen Seelsorger geschlossen worden. Nach mancher heißen Schlacht im Landtagssaale erschien endlich im Jahre 1848 ein Gesetz, welches dem Grundsatz der Rechtsgleichheit und Gegenseitigkeit zur vollen Anerkennung verhalf. Allein dieses Gesetz wurde während der letzten zehnjährigen Reactionsepoche ganz bei Seite geschoben. Zwar gewährte das bekannte k. Patent vom 1. Sept. 1859 der evang. Kirche in Ungarn eine jährliche Dotation aus dem Staatsschatze und eine eigne Abtheilung im Ministerium für Cultus und Unterricht, welche später auf die gesammte evangelische Kirche im Kaiserstaate ausgedehnt wurde. Zwar sprach dasselbe Patent aus, daß der Staat sein Oberaufsichtsrecht über das evang. Kirchen- und Schulwesen nur durch evangelische Männer ausüben wolle, und daß die in Ungarn bestehende Kirchenfreiheit auch auf die Evangelischen in Kroatien, Slavonien und der Militärgrenze auszudehnen sei. Zwar hat ein späteres k. Handschreiben auch für die evang. Militärseelsorge in Ungarn wie in den übrigen Theilen des Staates in ausgiebiger Weise gesorgt; allein zur vollen, durchgängigen Vollziehung ist jenes 1848er Gesetz nie gelangt. Vielmehr trat zwischen dieses Gesetz und die Durchführung desselben im Jahre 1855 das Concordat mit Rom, welches das canonische Recht wiederherstellte und die Privilegien der römisch-katholischen Kirche, insbesondre auf dem Gebiete der gemischten Ehen, in Permanenz erklärte. Und mußte es schon im vorigen Jahre schmerzlich berühren, daß Graf Thun den die confessionelle Rechtsgleichheit verbürgenden 20. Art. vom Jahr 1848 nicht ausdrücklich in das am 1. Sept. 1859 vom Kaiser sanctionirte ungarische Protestantenpatent aufgenommen hatte, so muß es heute vollends mit Entrüstung erfüllen, daß der genannte Artikel auch im „Diplom“ vom 20. October keine Stelle gefunden und der reformirte Baron von Vay dessenungeachtet die Kanzlerschaft für Ungarn angenommen hat.

Indem wir auf die deutsch-slavischen Kronländer übergehn, können wir mit gutem Fug sagen, daß der Rechtszustand der evangelischen Kirche in denselben eine wahre Musterkarte ist. Anders ist derselbe in Galizien mit der Bukowina, anders in Schlesien, anders in den übrigen deutsch-slavischen Landen, welche zusammen den evangelischen Consistorien in Wien unterstehn; anders wieder in den böhmischen Enclaven Asch, Sorg und Neuberg, welche, als unter einem eigenen Consistorium stehend, von der Wiener Kirchen-Staatsbehörde eximirt sind. Der polnische Theilungstractat vom Jahre 1773 gewährte den Dissidenten in Galizien und die Alt-Ranstädter Convention vom Jahre 1707 den schlesischen Protestanten mehr als das spätere Toleranzpatent Josephs des Zweiten, indem dieselben namentlich festsetzten, daß die Kinder aus gemischten Ehen nach den Eheverträgen und nach dem Geschlechte

Digitized by Google

erzogen werden sollten. Das Toleranzpatent selbst sprach das „Vorrecht" der katholischen Kirche offen aus und stellte sich ganz auf den Standpunkt des Catechismus romanus, welcher die evangelische Kirche als eine Domäne der katholischen ansieht. Dagegen gestattete dasselbe den Evangelischen ein sogenanntes Privatexercitium, ferner das Recht, auf eigene Kosten überall da, wo 100 Familien oder 500 Seelen beisammen wären, Schulen und „Bethäuser" zu errichten, jedoch sollten letztere keine Thürme und Glocken und keinen Eingang von der Gasse haben. Die Stolgebühren sollten sie den katholischen Pfarrern entrichten, welchen auch das ausschließliche Recht der Matrikelführung zustand. Auch sollten sie zum Häuser- und Güterankaufe, zum Bürger- und Meisterrecht, zu academischen Würden und zum Civilstaatsdienste nur dispensando zugelassen werden. Endlich sollten in gemischten Ehen, wenn der Vater katholisch, alle Kinder katholisch erzogen werden müssen; dagegen, wenn der Vater evangelisch, die Söhne evangelisch erzogen werden können. An dieser schmalen Rechtsbasis hat die spätere Gesetzgebung bis zum Jahre 1848 nichts geändert. In diesem Jahre jedoch leuchtete auch den deutschslavischen Protestanten eine neue Morgenröthe. Schon die Ministerialverfügungen vom 30. Januar 1849 verbannten den Namen „Akatholiken" und substituirten demselben die Bezeichnung „Evangelische Augsburger" und „Evangelische helvetischen Bekenntnisses", regelten den Uebertritt von einem kirchlichen Bekenntnisse zum andern nach dem für Ungarn geltenden Gesetz, gestatteten den evangelischen Seelsorgern, die Tauf-, Trauungs- und Sterbregister gleich den katholischen zu führen und befreiten die Evangelischen von allen Giebigkeiten an katholische Seelsorger und Schullehrer. — Die Reichsverfassung vom 4. März 1849 und das Patent vom 31. December 1851 gingen noch weiter, indem sie jeder Kirche das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung und die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten, ferner den Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds zusicherten. Zudem hatte der Staat bereits im Jahre 1849 die Superintendenten und Vertrauensmänner derselben zu einer Conferenz nach Wien berufen, welche in ihrem Gutachten über die evangelischen Kirchenangelegenheiten eine freie Presbyterial- und Synodalverfassung und die durchgreifendste Parität für die evangelische Kirche in Anspruch nahm. — Allein diese Anträge wurden nie bestätigt. Obwol das Ministerium in seinem dem Concordat vorangegangenen und an den Kaiser gerichteten Vortrage vom 7. April 1850 ausdrücklich ausgesprochen hatte, daß auch die Superintendenten und deren Vertrauensmänner in ihren Eingaben Wünsche geltend gemacht hätten, welche „sorgfältige Berücksichtigung erheischen", so blieben diese Wünsche dennoch unberücksichtigt, ohne Zweifel, weil die Regierung laut jenes Vortrages sich vorbehalten hatte, über die durch die Su-

Digitized by Google

perintendentialversammlung „angeregten wichtigen Fragen, die einer gemeinsamen Erledigung bedürfen", „mit dem Ausschusse der Bischöfe in nähere Verhandlung zu treten" und die Bischöfe von der Erfüllung jener Wünsche natürlich nichts wissen wollten. Hätte Oestreich damals ernstlich und aufrichtig an die Befriedigung der evangelischen Kirche gedacht, und hätte es damals auch die Märzverfassung vom Jahre 1849 nicht aufgehoben: in der That, wir stünden heute anders, brauchten nicht in Warschau Complimente zu machen und das Deutschthum in Oestreich hinter die Thür zu stellen! Statt dessen schloß man das Concordat mit Rom ab und führte die Gewalt der Bischöfe auf den tridentinischen Standpunkt zurück, um sich der Herrschaft über die Gewissen vollends zu versichern, den Protestantismus in Oestreich mundtodt zu machen und sodann unter dem Banner des Ultramontanismus auch in der deutschen Kaiserpolitik Triumphe zu feiern. Wie jämmerlich hat sich dies Programm der Rauscher, Phillips und Consorten gerichtet! In der ganzen langen Periode von 1851 bis 1859 konnten die deutsch-slavischen Protestanten von der durch jesuitische Einflüsse verstrickten Regierung nichts mehr erringen, als das magere Recht, ihre Seelsorger statt „Pastoren" „Pfarrer" nennen zu dürfen. Das canonische Recht war auf den Thron gelangt, deshalb wurden die Evangelischen aus den gemeinsamen Friedhöfen hinausgeworfen; deshalb wurde es römisch-katholischen Ordensgeistlichen, die zum Protestantismus übergetreten waren, verboten, eine rechtmäßige Ehe einzugehn; deshalb wurden die gemischten Ehen nach wie vor zu Gunsten der katholischen Kirche ausgebeutet. Bei solcher Strömung wurde das Gesuch, für den Gustav-Adolf-Verein innerhalb des Sprengels der Wiener Consistorien jährliche Sammlungen veranstalten und durch Bildung von Haupt- und Zweigvereinen an die Gustav-Adolph Stiftung sich organisch anschließen zu dürfen, begreiflicherweise einfach abgewiesen. Endlich nach der Schlacht bei Solferino in dem Frieden von Villafranca, wo der zehnjährige Absolutismus und Jesuitismus eine furchtbare Niederlage erlitten hatte, faßte man wieder Hoffnung. Das Protestantenpatent für Ungarn erschien. Eine richtige und gerechte Politik hätte geboten, die durch dasselbe sanctionirte Kirchenverfassung auf die evangelische Kirche in den deutsch-slavischen Ländern auszudehnen, um langgehegte Wünsche zu befriedigen, um der einheitlichen Gliederung der evangelischen Kirchenverfassung vorzuarbeiten und zugleich, um sich ein Gegengewicht gegen einen in Ungarn etwa auftauchenden Widerstand zu schaffen. Statt dessen wurden die Consistorien in Wien erst angewiesen, „mit Berücksichtigung jener Berathungen, welche von der im Jahre 1849 einberufenen Versammlung der Superintendenten und Vertrauensmänner bezüglich der Regelung des Kirchenregiments gepflogen wurden, in reifliche Erwägung zu ziehn, inwieweit es, unter Aufrechthaltung der zu Recht bestehenden Consistorialverfas-

Digitized by Google

sung, den Verhältnissen, unter welchen in dem Gebiete ihrer Amtswirksamkeit ihre Glaubensgenossen leben, entsprechen dürfte, ihnen in der aufstehenden Gliederung der kirchenregimentlichen Organe eine Betheiligung einzuräumen und welche Veränderungen etwa in der Einrichtung und Zusammensetzung der Consistorien selbst wünschenswerth wären". Und es bedurfte wirklich noch einer Eingabe der evangelischen Gemeinden in Mähren, um den Ausspruch des Cultusministeriums herbeizuführen, daß gegen die Anwendung des ungarischen Protestantenpatents auf den Sprengel der Wiener Consistorien grundsätzlich kein Anstand obwalte. Wenn man hinzunimmt, daß um dieselbe Zeit an der Stelle des seit der Einrichtung der Consistorien bestandenen katholischen Präsidiums endlich ein evangelischer Vorstand gesetzt und den evangelischen Gemeinden innerhalb des Consistorialsprengels zugleich die Bewilligung ertheilt wurde, jährlich einmal für den Gustav-Adolph-Verein eine Sammlung einzuleiten, nicht aber auch, Gustav-Adolph Vereine zu bilden, so war das Maß der Concessionen erschöpft, welche sich an das durch seine Nichtausführung berühmt gewordene Ministerprogramm vom 22. August 1859 geknüpft hatten. An ein Mehreres war nicht zu denken. Statt der Gleichberechtigung hatte auch dieses Ministerprogramm die „freie Religionsübung" für genügend erachtet, als ob man diese nicht schon längst besäße. Ein wahrer Hohn! Man hatte Brod verlangt und man erhielt Steine. In gerechter Entrüstung hierüber glaubten daher die Gemeinden, die an 18000 Seelen zählenden Gemeinden beider Bekenntnisse in Wien voran, nur einer Pflicht der Selbsterhaltung zu genügen, wenn sie der Regierung durch die Consistorien zum Bewußtsein brachten, wie nebst einer der Idee der protestantischen Kirche entsprechenden, auf dem Princip der Autonomie beruhenden Presbyterial- und Synodalverfassung nur die Gewährung der vollen Gleichberechtigung, wie sie im Geiste der deutschen Bundesgesetze liege, befriedigen werde und befriedigen könne. Seitdem ist wieder ein Jahr vergangen. Auch hat man gelesen, daß die Consistorien unter dem neuen Vorstand der Staatsregierung ihr Gutachten schon längst unterbreitet hätten. Allein man wartet trotz der Gerechtigkeit dieser Sache und trotz der Gefährlichkeit der heutigen Lage des Staates noch immer vergebens auf die Entscheidung. Eine schmerzliche Episode hat mittlerweile der verstärkte Reichsrath geboten. Während der treffliche Siebenbürger Sachse, Karl Maager, für seine bedrängten Glaubensgenossen in den westlichen Kronländern die in seinem Heimatlande seit der Reformation bestandene confessionelle Gleichberechtigung in Anspruch nahm, wußten die beiden Aristokraten Clam und Széchen dem Reichsrathe einen Antrag mundgerecht zu machen, welcher eine schnöde Ablehnung der Maager'schen Interpellation in sich schließt. Und wenn es noch einen Sanguiniker gab, welcher von den Teplitzer Conferenzen sich auch in confessioneller Beziehung

Digitized by Google

irgend einen Erfolg versprach, so war das Diplom vom 20. October, welches wieder nur von „freier Religionsübung" sprach, die protestantische Frage also ungelöst ließ, vollkommen geeignet, denselben von seinem Optimismus zu heilen.

Inwieweit wir die kirchliche Verfassungsfrage nicht bereits berührt haben, sei es nun vergönnt, unsere Darlegung zu ergänzen, indem wir ein wenn auch nur skizzenhaftes Bild davon zu entwerfen suchen. Wir haben bemerkt, daß die evangelische Kirche in Siebenbürgen von Anbeginn sich nach ihren eignen Grundsätzen habe gestalten können. So war denn ihr Zug nach der Presbyterial- und Synodalverfassung, welche freilich — wenigstens in der evangelisch-lutherischen Kirche, welcher die Sachsen angehören — durch consistoriale Elemente insoweit zersetzt war, als nicht alle Aemter unmittelbar aus kirchlichen, sondern zum Theil aus politisch-nationalen Wahlen hervorgingen. Denn die Gauverfassung der Siebenbürger Sachsen hing sehr innig mit dem sächsisch-evangelischen Kirchenwesen zusammen. Als nun die siebenhundertjährige Municipalverfassung jener treuen Hüter deutscher Cultur und Sitte an den Ostmarken des Donaureiches im Sturme des Jahres 1848—49 zusammenbrach und, statt in der Reichsverfassung vom Jahre 1849, im Bach'schen Absolutismus aufging, da fing natürlich auch die Kirchenverfassung an zu wanken. Das Oberconsistorium in Hermannstadt legte der Regierung daher schon im Jahre 1851 den Entwurf einer neuen Kirchenordnung zur Bestätigung vor, welche einen wesentlichen Fortschritt von der frühern Verfassung bezeichnete. Einen noch größern Fortschritt bildete aber — man muß es zugeben — die zufolge jener Vorlage von dem Staate vorgenommene Correctur der berührten Kirchenordnung, welche sich die bewährte rheinisch-westfälische Kirchenverfassung zum Muster genommen hatte. Schade nur, daß es vier Jahre bedurfte, bis die Hinausgabe des so modificirten Verfassungsentwurfes erfolgte. Doch hätte man sich noch trösten können, wenn die Vollziehung sogleich Statt gefunden hätte. Allein diese ließ auch ein Jahr auf sich warten, und als sie endlich im Jahre 1856 erfolgte, geschah sie nur halb. Die Einführung des dritten Gliedes des kirchenregimentlichen Organismus, der Landeskirchenversammlung nebst dem Superintendentialconsistorium, blieb in der Schwebe. So vergingen weitere drei Jahre. Unterdessen stand seit dem Jahre 1851, in welchem das vollzählige Oberconsistorium sich aufgelöst hatte, an der Spitze das sogenannte delegirte Oberconsistorium, welches sich seither aus den Reihen der evangelischen Staatsbeamten höhern Grades in Hermannstadt selbst ergänzte, in der Kirche selbst aber, eben weil es von derselben kein Mandat hatte, gänzlich ohne Popularität war, sodaß demselben nachgrade von mehreren Bezirksconsistorien der Gehorsam gekündigt worden ist. Es half nichts, daß in so mißlichen Verhältnissen die Landeskirche, das Oberconsistorium selbst, wiederholt auf Voll-

Digitized by Google

ziehung drang. Der Kaiser hatte bereits im Jahre 1854 angeordnet, daß der Sitz des Superintendenten von dem abgelegenen Orte Birthälm nach der Landeshauptstadt verlegt werde. Auch dieser Befehl blieb unvollzogen, weil der Staat nur für Errichtung griechisch-katholischer Bisthümer und Erzbisthümer Geld hatte, der evangelischen Kirche aber ungeachtet vieler Bitten für die Superintendentur keine Fonds anwies. Ja selbst die kirchlichen Zehnten der Evangelischen wurden bis zum Jahre 1858 nicht abgelöst, und als sie dann abgelöst wurden, in so geringem Maße, daß die Geistlichen sich auf die Hälfte ja zum Theil auf ein Drittel ihres frühern Naturaleinkommens herabgesetzt sahen. Das Patent vom 1. Sept. 1859 brachte der Landeskirche in Siebenbürgen keine Erlösung. Es mußte im Gegentheil fast wieder ein ganzes Jahr vergehen, bis es der Regierung auf die Bitten der Kirche, ihre Verfassung vom Jahre 1855 auf Grund des freisinnigen Patents für Ungarn vor der gänzlichen Durchführung zweckmäßig zu revidiren, endlich gefiel, einen Ministerialcommissär nach Hermannstadt zu entsenden, um das Verfassungswerk zum Abschluß zu bringen. Seitdem sind wieder einige Monate verstrichen. Obwol man der Regierung in Siebenbürgen mit Vertrauen entgegen gekommen war, so zögert sie dennoch bis heute die Kirche zu befriedigen. Auch eine Adresse des Reichsrathes Maager, welcher jüngst auf die Gefahren, die dem Staatswesen aus so unverantwortlicher Verletzung der öffentlichen Moral erwachsen müssen, aufmerksam machte und auf endliche Lösung der nun im zehnten Jahre schwebenden kirchlichen Verfassungsfrage drang, ist bisher ohne Erfolg geblieben. Eine kernige deutsche Bevölkerung, welche im Lauf der Jahrhunderte soviel für Oestreich gekämpft und geblutet — sie wird, weil sie evangelisch ist, mit Gewalt in die Arme des Magyarismus getrieben. Es ist dies derselbe deutsche Volksstamm, dieselbe evangelische Kirche, an welche der Kaiser in einem vom Minister Fürsten Schwarzenberg contrasignirten Manifeste vom 21. December 1848 Folgendes schrieb: „Thron und Staat, für die Ihr gekämpft, werden Euch die verdiente Anerkennung zollen und die Bürgschaften zu schützen wissen, welche Eure von unsern Ahnen so oft belobte Tapferkeit, Ausdauer und Treue, vornehmlich aber Euer Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit und der vernünftige Gebrauch der hierdurch unter Euch heimisch gewordenen Freiheit für den Glanz der Krone und den Bestand des Staats gewähren!“ Das bedarf keines Commentars!

Wie die Verfassungsverhältnisse der evangelischen Kirche in Ungarn sich gestaltet haben, ist bekannt. Die ungarisch-evangelische Kirchenordnung war, wie ein geistreiches Mitglied der ungarischen Academie, der Calviner Alexius Fenyes, treffend bemerkt hat, vordem ein wahres Kunterbunt. Aus frühern mehr clericalen und episcopalen Einrichtungen, namentlich in der reformirten Kirche, zum Presbyterialismus und Synodalismus fortgeschritten, hatte sie sich

Digitized by Google

bei der vordem von jeder Superintendenz eifersüchtig behaupteten Autonomie in der gesammten Kirche sehr verschieden gestaltet. Diese Verschiedenheit war noch größer geworden, seitdem die ersten und bisher einzigen Generalsynoden der beiden Bekenntnisse vom Jahre 1791 einen allgemeinen Verfassungsentwurf für die gesammte Kirche ausgearbeitet hatten, aus dem im Laufe der Jahre, während welcher der Staat jenen Entwurf in unverantwortlicher Weise unerledigt ließ, manches auf thatsächlichem Wege in die bestehenden Kirchenordnungen überging. Als der Staat nach dem Frieden von Villafranca endlich daran dachte, die 1791er Synodalcanones auf der Basis des bekannten 26. Gesetzartikels des 1791er Landtages zu erledigen und am 1. Sept. vorigen Jahres das verhängnißvolle Patent erließ, so hätte man vielleicht meinen können, daß diese Kirchenordnung auch in Ungarn um so willkommner sein würde, je zerrütteter die Verhältnisse der ungarisch-evangelischen Kirche in Folge des berüchtigten Haynauschen Edictes vom 10. Februar 1850 waren. Allein das Gegentheil von dem war der Fall. Das dem Staat durch die Noth der Zeit mühsam abgerungene Patent kam zu spät! Unter dem Rufe nach Einberufung einer neuen Synode behufs autonomer Feststellung einer Kirchenverfassung wurde dasselbe abgelehnt und zum Ausgangspunkte einer Bewegung gemacht, welche alsbald auf das politische Feld überging, in dem Diplom vom 20. October l. J. einigermaßen einen Abschluß erhielt, aber damit noch lange nicht beendigt ist. So ist es geschehen, daß das kaiserliche Handschreiben vom 15. Mai l. J. die oppositionellen Gemeinden von der Pflicht, das Patent durchzuführen, einstweilen entband und daß es im weitern Verlaufe von der Opposition thatsächlich außer Wirksamkeit gesetzt wurde, obwol es rechtlich noch in Kraft besteht. Auf solche Weise ist die kirchliche Verfassungsfrage in Ungarn genau auf den Standpunkt vom Jahre 1791 zurückgedrängt. Die Abhaltung von Generalsynoden, wenn sie überhaupt ernstlich beabsichtigt war, ist durch die politischen Bestrebungen, welche das historische Recht vom Jahre 1848 wieder herstellen wollen und in ihrer letzten Consequenz auf die Zertrümmerung Oestreichs hinauslaufen, ganz bei Seite geschoben. — Das ist eine ernste Lehre für den Staat, welcher während eines ganzen Jahrzehnts nichts besseres zu thun hatte, als sein Heil in der Förderung der ultramontanen Interessen zu suchen.

Die Verfassungsfrage in den deutsch-slavischen Ländern haben wir schon oben erwähnt. Je stiefmütterlicher die Evangelischen in diesen Ländern von jeher behandelt worden sind, desto dringendere Pflicht wäre es für den Staat, die in der Verfassung dieses Theiles der evangelischen Kirche bestehende Unordnung durch einen folgerichtigen Ausbau der in den Einzelgemeinden bereits vorhandenen „presbyterialen Freiheiten" gründlich zu beseitigen und nach Maßgabe der von den Gemeinden ausgesprochenen Wünsche und — wie wir

Digitized by Google

hoffen wollen — der damit übereinstimmenden Consistorialvorschläge eine Ordnung festzustellen, welche die vielfach zerstreuten Elemente zu einer organischen und lebensvollen Einheit zusammen fasse und denselben ein neues, frisches und selbstthätiges Leben einhauche. Allein noch viel wichtiger ist für die Evangelischen im Consistorialsprengel die Frage ihrer rechtlichen Stellung zum Staate, vor Allem aber zur römischen Kirche. Schon der westfälische Friede hat in Deutschland die evangelischen Confessionen der katholischen rechtlich gleichgestellt. Noch bestimmter hat dies der 16. Art. der deutschen Bundesacte gethan. Von der gewiß ganz richtigen Ansicht ausgehend, daß jener Staat, welchem es um die Aufrechthaltung der deutschen Bundesverfassung so sehr zu thun ist, auch vorzugsweise dazu berufen sein müsse, den Bundesgesetzen Geltung zu verschaffen, haben daher die evangelischen Gemeinden innerhalb der deutschen Bundeslande in Oestreich, die Wiener Gemeinden an der Spitze, in Denkschriften und Gesuchen mit dankenswerthem Freimuthe es ausgesprochen, wie die strenge Durchführung des Grundsatzes confessioneller Rechtsgleichheit gleichmäßig eine Forderung der Bundesgesetze wie nicht minder eine Forderung ihres Gewissens und ein Act der Staatsklugheit sei. Sie haben deshalb vollkommene Gegenseitigkeit in Betreff der gemischten Ehen und die Abstellung der Reversalien, ferner vollständige Reciprocität bezüglich des Mitübertrittes jener Kinder, deren Aeltern von einer christlichen Confession zu einer andern übertreten, das Recht der ungehinderten Verbreitung der Bibel und der Bildung von Gustav-Adolph-Vereinen, die Beseitigung aller aus dem Toleranzpatente fließenden sonstigen Beschränkungen und die Bewilligung einer jährlichen Beihilfe aus Staatsmitteln verlangt. In Beziehung auf das Unterrichtswesen haben sie die Anstellung eines evangelischen Volksschulrathes, die Einsetzung einer evangelischen Schullehrerprüfungscommission, ferner die Beseitigung der in dem Concordate begründeten confessionellen Ausschließlichkeit für jene Gymnasien und Realschulen, welche aus öffentlichen Mitteln erhalten werden, rücksichtlich des höhern Unterrichtswesens aber die Errichtung einer vollständigen evangelischen Universität oder die Umgestaltung mehrerer ausschließlich katholischer Universitäten in paritätische oder die Verbindung beider Maßregeln in der Weise in Anspruch genommen, daß der katholisch-theologischen Facultät eine evangelisch-theologische Facultät coordinirt werde, daß für alle Lehrerstellen katholische und evangelische Gelehrte gleich zulässig seien und daß der Lehrstuhl der Philosophie und der Geschichte gleichzeitig immer durch einen Katholiken und einen Evangelischen besetzt sei.

Dem Reichsrath Maager hatte es sein „Gefühl" gesagt, daß die Befriedigung dieser berechtigten Wünsche eine „Revision" des Concordates zur Voraussetzung haben müsse: uns sagt es der klare Wortlaut des Concordates selbst. Schon der erste Artikel dieses Staatsvertrages spricht von Befugnissen

Digitized by Google

und „Vorrechten", deren die römisch-katholische Kirche „nach der Anordnung Gottes und nach den Bestimmungen der Kirchengesetze genießen soll," ein Vorrecht aber ist mit dem Begriff der Parität nicht vereinbar. Artikel VII wird so interpretirt, daß an Mittelschulen, welche von Katholiken besucht werden, auch wenn sie aus öffentlichen Fonds oder von Nicht-Katholiken und Katholiken gemeinschaftlich erhalten werden, nur Katholiken Lehrer oder Professoren sein dürfen. Aus Artikel IX, welcher von verderblichen und verwerflichen Büchern handelt, wird gefolgert, daß auch solche religiöse Schriften, die zum Gebrauche für Protestanten bestimmt sind oder vom protestantischen Standpunkte aus keine Anfechtung erleiden können, vom Kaiserstaate ausgeschlossen werden dürften. Nach Artikel I des Schreibens des Fürsterzbischofs Rauscher an den Cardinal Viale-Prelà sollen die Universitäten einen specifisch-katholischen Charakter haben. Am grellsten treten aber die „Vorrechte" der römischen Kirche im Ehegesetz vom Jahre 1856 hervor, welches in Ausführung des X Artikels des Concordates erschienen ist, und dessen tridentinische Bestimmungen in dem der Parität geradezu ins Gesicht schlagenden Satze gipfeln, daß das Band einer Ehe, bei deren Einsegnung wenigstens ein Theil der katholischen Kirche angehört hat, auch dann nicht getrennt werden könne, wenn in Folge einer Aenderung des Religionsbekenntnisses beide Theile einer nichtkatholischen Kirche oder Religionsgesellschaft zugethan sind; daß ferner eine Ehetrennung auch dann nicht stattfinden könne, wenn zwei Personen, die sich als nichtkatholische Christen ehelichten, in die katholische Kirche eingetreten sind, sei es auch, daß in der Folge sich beide wieder einem nichtkatholischen Religionsbekenntnisse zugewendet haben. Und schreiben denn die „Kirchengesetze", die durch das Concordat wieder in integrum restituirt worden sind, nicht auch den schnöden Seelenhandel mittelst der Reversalien, nicht auch die ungleiche Behandlung bezüglich der Kindererziehung in gemischten Ehen vor?

Ob aber der Herr Cardinal Rauscher, welcher in den entscheidenden Kreisen einen überwiegenden Einfluß besitzt und der eigentliche Vater des Concordates ist, eine „Revision" desselben so leichten Kaufs zugeben wird, das ist eine andere Frage. Nach der Richtigkeit der Argumente zu urtheilen, die derselbe in der zwölften Sitzung des Reichsrathes für sein Schoßkind ins Treffen geführt hat, sollte man meinen, daß er das Feld schließlich nicht behaupten würde. Die Gründe des Herrn Cardinals lassen sich in zwei Punkte zusammenfassen. Weil 1) nicht alle protestantischen Staaten ihren katholischen Unterthanen Gleichberechtigung zu Theil werden lasien, soll auch Oestreich der evangelischen Kirche gegenüber nicht anders handeln; weil es 2) wie der Herr Cardinal behauptet, schlechthin unmöglich sei, allen Theilen zu genügen, so müsse man die religiösen Interessen einer sehr großen Mehrzahl jener der Minderzahl vorsetzen. — Abgesehen davon, daß der clericale Redner im ersten

Digitized by Google

Satze von der ganz falschen Prämisse ausgeht, daß der Staat sich mit einer Kirche identificiren müsse, sucht derselbe auch den eigentlichen Kernpunkt der Frage zu umgehen. Da der Reichsrath Maager aus der bestehenden Gesetzgebung heraus die Forderung auf Durchführung der Gleichberechtigung abgeleitet hatte, so hätte der Cardinal nachzuweisen gehabt, daß diese Forderung in den positiven Gesetzen nicht begründet sei, diesen Nachweis ist derselbe jedoch schuldig geblieben. Es steht zudem einem „Nachfolger der Apostel" schlecht an, die östreichischen Protestanten dafür verantwortlich zu machen, daß diese oder jene auswärtige Regierung ihre Schuldigkeit nicht thut. Es wäre eines Missionars der christlichen Liebe vielmehr würdiger gewesen, die deutschen Bundesregierungen im Auge zu behalten, welche den Bundesgesetzen nachkommen. Nicht besser ist es mit dem zweiten Argumente des fürsterzbischöflichen Redners bestellt. Denn einmal wird die Prämisse desselben durch die Gesetzgebung in den meisten deutschen Bundesländern, ja in einem großen Theile von Oestreich selbst, z. B. in Siebenbürgen schlagend widerlegt. Wenn aber der Cardinal behaupten will, daß diese Gesetzgebung die Katholiken gegen ihre Confession „gleichgiltig" gemacht habe, so geräth er mit den Thatsachen in Widerspruch oder er ist der Meinung, das Interesse seiner Glaubensgenossen für ihre Kirche müsse gleichbedeutend sein mit Unduldsamkeit. Zum andern aber ist es durchaus verwerflich, das Recht von der Kopfzahl abhängig zu machen. Sollen denn die Protestanten Oestreichs, weil sie in der Minorität sind, rechtlos sein?

Wenn solche Anschauungen in den Köpfen von Männern stecken, die eine so hohe sociale Stellung einnehmen, so kann man begreifen, warum gerade sie es sind, die den Forderungen des Zeitgeistes den Kreuzzug predigen. Es dient aber auch zum Beweis, wie wenig Vertrauen sie in den innern Halt ihrer Sache haben müssen, wenn sie schon in der rechtlichen Gleichstellung des Protestantismus eine Gefahr für ihr System erblicken. Wir erwarten von diesen Herren keine Gerechtigkeit; aber wir erwarten dieselbe von dem mächtigen Gebote der Weltgeschichte, dem auch sie sich beugen müssen.

Militärische Bilder aus dem Kirchenstaat.

3. Die Einnahme von Ancona.

Am 27. des Morgens stürmten die Piemontesen den Monte Pulito mit größeren Kräften. Ihre Scharfschützen hatten sich während der Nacht in allen

Digitized by Google

Positionen, als Gräben, Häusern etc. rings um das Werk postirt und lagen so zu sagen schon im Rücken der Unsrigen; zwar schlugen die braven Oestreicher den ersten Sturm nochmals ab, allein da derselbe sofort wiederholt wurde, und den Unsrigen die Geschützmunition mangelte, so wurde das Werk endlich genommen. Indem die Oestreicher von den zwei Compagnien Schweizern, welche ihnen zu Hilfe geschickt worden, nicht genügend unterstützt wurden, so mußten sie, um nicht vollständig abgeschnitten zu werden, die Redoute räumen. Einige Geschütze, die man nicht fortbringen konnte, wurden vernagelt, die Artillerie zog unter der sie deckenden Infanterie schleunigst nach der Stadt ab. Der Verlust dieses Werks ist bei jeder Belagerung von höchstem Einfluß. Monte Pulito bildet seiner dominirenden Lage wegen den eigentlichen Schlüssel zu Ancona, und deshalb hätte man ihn stärker befestigen müssen. Dazu fehlte aber Lamoricière die Zeit und man mußte sich mit der einfachen provisorisch gebauten Redoute begnügen. Die Nachtheile zeigten sich sogleich; denn in wenigen Stunden hatten die Sardinier dort eine Batterie großen Belagerungsgeschützes aufgepflanzt, welche unser Mauerwerk am Castell und Monte Capuccino übel zurichtete. Gegen Abend wurde ein Sturm auf die Lünette San Stefano gewagt. Ich hatte selbst Gelegenheit, den Sturm mit abschlagen zu helfen, indem meine Compagnie heute dort kleine Reparaturen ausgeführt hatte. Unser Werk war zur Vertheidigung besser gelegen, denn sowol Monte Gardetto und Monte Capuccino als auch Campo trincerato und das Castell secundirten uns so vortrefflich, daß die Leichen des durch das coupirte Terrain unter dem Schutze der dort liegenden Häuser kühn vordringenden Feindes bald wie gesäet dort lagen. Wir jagten die Feinde mit Kartätschen und dem Kleingewehrfeuer des dritten Bataillons der östreichischen Versaglieri zurück, welches letztere einen kühnen Ausfall machte. Der Feind zog sich auf Monte Pulito zurück, von wo aus er uns mit seinen Batterien wirksam beschoß. Die Ermüdung der Unsrigen hatte einen hohen Grad erreicht. — Von meiner Compagnie desertirte heute ein Theil der Italiener, die übrigen schienen auch keine große Courage zu haben. —

Die Nacht war auf dieser Seite Ruhe, dagegen von der Nordseite ein fürchterliches Bombardement gegen das Castell, die Batterie der Porta Pia und die crenelirte Stadtmauer, so wie gegen den dortigen Stadttheil. — Das Lazareth, welches schon seit vorgestern brannte, und so gut als möglich durch unsre Mariniers ausgeräumt worden war, war voll Piemontesen, welche ein Kleingewehrfeuer gegen die hinter der crenelirten Mauer stehenden Artilleriebedeckungsmannschaften unterhielten. Die ganze Vorstadt war voller Feinde. Jedoch verloren wir dort nicht einen einzigen Mann.

Am 28. hatten wir viel zu leiden vom Monte Pulito her. — Gegen Mittag fingen die Schiffe an zu dampfen, und wir hofften mit ihnen die

Digitized by Google

gewöhnlichen Kanonaden wechseln zu können, allein heute verrechneten wir uns. Die Hälfte der Flotte, bestehend aus der Fregatte Carlo Alberto und vier Korvetten (im Ganzen über 250 Geschütze), legte sich in die Bai außerhalb der Häfen auf die Nordseite, von wo aus sie den Hafen und dessen Batterien vollständig einsehen und im Rücken angreifen konnte. Ihr Plan schien heute der zu sein, sich die Hafeneinfahrt erzwingen zu wollen.

Die Leuchtthurmbatterie mit acht großen Geschützen wendete sich gegen sie, ebenso mußte die dazu gehörige Hafenbatterie, welche gegen das Meer gerichtet steht, vollständig umgekehrt werden. Zwei schwimmende Batterien, aus alten hölzernen Baggern umgeformt, von denen jede zwei Geschütze trug, und zwei Kanonierschaluppen und eingerichtete Fischerbarken (vom Volke witzig die Intrepida und Impetuosa genannt), nahmen ebenfalls das Gefecht auf, welches die Schiffe en échelons stehend, auf eine Distanz von 3000 Metres begannen. So standen ungefähr 24 Geschütze gegen mehr als die zehnfache Ueberzahl, denn die rings um den Hafen neu angelegten kleinen bastionsartigen Schanzen konnten der Entfernung wegen vorläufig keinen Antheil nehmen. Nachdem das Gefecht über eine Stunde gedauert und weder uns noch den Schiffen großen Schaden gebracht, legte sich der Carlo Alberto, nachdem er vorher einen der Bagger durch eine Breitseite vollständig über der Oberfläche des Wassers abrasirt hatte, in einer Distanz von 1000 Metres vor den Leuchtthurm und sendete einen Hagel von Vollkugeln gegen diesen. Er wurde aber nicht minder warm empfangen, und mußte nach kurzer Zeit hinwegdampfen. Da aber eilte das Admiralschiff, die Fregatte Victor Emanuel heran, auf welcher der Vice-Admiral Persano höchst eigen commandirte. Dieser legte sich auf die unglaublich nahe Distanz von 150 Metres neben der Hafensperrkette vis à vis dem Leuchtthurm hin, und begann mit seinen 60 Stück Armstrongs breitseitenweise ein derartiges Feuer zu speien, daß die den Leuchtthurm umgebende Bastion, dieser zum Theil selbst und die feste Mauer der Hafenbatterie in Zeit von $1^1/_2$ Stunden zur Ruine zusammengeschossen waren. Die feindlichen Kugeln demolirten die meisten Stücke, die Kanoniere lagen Einer nach dem Andern gräßlich zerfetzt oder verstümmelt am Boden, oder wurden von der einfallenden Mauer verschüttet. Nichtsdestoweniger setzte der Rest den Kampf fort, und wo ein Geschütz noch brauchbar war und noch zwei Leute von der Mannschaft unversehrt waren, wurde immer noch brav geantwortet. Dem Oberlieutenant Weißmantel, welcher ein Geschütz aus Mangel an Artilleristen selbst richten wollte, wurde in diesem Augenblick der Kopf heruntergerissen und somit war die noch lebende Mannschaft ihres Führers beraubt. — Die weiße Fahne flatterte gleich darauf am Leuchtthurm und im nämlichen Moment auch auf dem Castell und den übrigen Werken. — Man glaubte mit dem so eben geschehenen Act spartanischer Tapferkeit die militärische Ehre der Vertheidiger geret-

Digitized by Google

let zu haben. Jetzt wo keine fremde Hilfe mehr zu erwarten war, wo ferner ein wichtiges Hauptwerk der Unsrigen in die Hände des Feindes gefallen und die Hafeneinfahrt den Schiffen nicht mehr zu verweigern war, wäre es Tollkühnheit gewesen, sich noch länger zu wehren und die noch übrigen gänzlich ermatteten 3500 Mann Vertheidiger dem sichern Tode anheim zu geben. Dies sah Lamoricière ein. Als jedoch die weiße Fahne auf dem Castell aufgezogen und von dem italienischen Theile der Besatzung mit Evviva-Ruf begrüßt wurde, soll er geweint und etwas von traîtres zwischen den Zähnen gemurmelt haben. — Ich ging vom Theaterplatz, wo ich stummer Zuschauer des schrecklichen Kampfes geblieben war, auf meinen Posten auf dem Monte Gardetto. Unterwegs sah ich, wie die Bürgerschaft auf den Straßen, Weiber und Kinder wieder zum Vorschein kamen. Einzelne umarmten mich vor Freude weinend, und nöthigten mich zu trinken, wieder Andere sahen uns triumphirend an, die meisten aber dankten Gott für ihre eigne Rettung. — Auf dem Monte Gardetto noch nicht angekommen, hörte ich einen lauten donnerähnlichen Knall. Es war, wie ich nach einigen Minuten hörte, ein Pulvermagazin, das unter dem Leuchtthurm gelegen und in Brand gerathen war, aufgeflogen und hatte die ganze Bastion mit 35 Mann nebst Geschützen, Munition und einer Seite des Thurms in die Luft geschleudert.

Wir hofften nach langer Zeit eine ruhige Nacht zu erleben. Allein wir täuschten uns. Gegen Abend begann das Feuern von Norden her aufs Neue und dauerte die ganze Nacht hindurch. Hatten die Unterhandlungen zu keinem Resultat geführt? Wollte man uns alle opfern? Wir wußten es nicht.

Dabei flatterten auf allen Werken die weißen Flaggen und auf allen wurde fortwährend das Signal „Feuer einstellen" gegeben. Sollten wir uns massacriren lassen ohne Rache zu nehmen? Erst früh erfuhren wir, daß ein betrunkener Kanonier an der Porta Pia einen Schuß gegen die bereits in der Vorstadt wacker zechenden Piemontesen abgegeben hatte, worauf letztere, an Verrath glaubend, aus allen Batterien antworteten und erst am nächsten Vormittag um zehn Uhr damit aufhörten. — Ihr Feuer tödtete uns noch mehr als 20 Mann, welche, an dem Mißverständniß unschuldig, wehrlos ihr Blut vergossen. Auch ich wäre beinahe ein Opfer geworden. Meinen kleinen Raum in der Baracke auf Monte Gardetto verließ ich Morgens 7 Uhr, um meinen Capitän, der in der anstoßenden Baracke wohnte, die verschiedenen Liquidationszettel unterschreiben zu lassen. Nach vielleicht zwei Minuten in meine Behausung zurückkehrend, fand ich die gegen den Berg gelehnte Wand von einem riesigen Stück Bombe eingeworfen, das Zimmer war voll Schutt, Ziegel und Staub, an dem Platze, wo ich schrieb, lag ein Stück Bombe von zwölf Pfund Gewicht am Fußboden.

Am 29. des Morgens waren wir darauf gefaßt, den Monte Gardetto

Digitized by Google

gegen den Sturm des Feindes vertheidigen zu müssen, da wir noch nicht wußten, daß das Feuern auf einem Mißverständniß beruhe. Am Fuße des Berges hörten wir Salven, Kleingewehrfeuer und einzelne Kanonenschüsse; es waren die Piemontesen also auch bereits in die südliche Vorstadt eingedrungen und schossen gegen unsere Barrikaden an der Porta Calamo und Porta Farina.

Wären sie hier in die Stadt eingedrungen, so war Monte Gardetto abgeschnitten. Da wir nicht feuern durften, so war es am Gerathensten das Fort ganz aufzugeben, was auch sofort geschah. Unter dem Kugelregen des Feindes verließ die Besatzung Monte Gardetto und begab sich auf den Monte Capuccino durch dessen südliches Ausfallsthor. Hier hatte sich jetzt die Besatzung durch uns auf 1500 Mann verstärkt, welche auf dem engen Werke kaum Platz hatten. Die feindlichen Kugeln tödteten uns hier während des Vormittags noch 15 Mann.

Endlich hörte das Feuer des Feindes auf. Die Capitulation war geschlossen, aber über die Bedingungen erfuhren wir nichts; nur soviel war bestimmt, daß wir am nächsten Morgen mit Musik und Waffen abziehen, die letzteren jedoch außerhalb der Stadt abliefern sollten.

Da ich noch einige Geschäfte in der Stadt besorgen wollte, so ging ich zuerst durch das Ausfallsthor nach dem Monte Gardetto hinab, um einige in der Eile vergessene Effecten zu holen. Die Baracken waren zwar von Bauern bereits visitirt worden. Allein zu ihrer Ehre gestehe ich, sie haben Militärsachen dort ruhig liegen lassen, trotzdem sie stets bereit gewesen wären, solche vom päpstlichen Militär zu kaufen; es war dies ein Beweis, daß sie den nunmehrigen Eigenthümer, den Ré Galantuomo sehr achteten. Ich holte von dort außer den Effecten, Büchern und Papieren meines Capitäns noch einen Meßtisch, eine Canalwage, ein Reißzeug, 20 Gewehre, 14 Tornister auf zwei Schubkarren, welche mir die Bauern transportiren halfen, dafür, daß ich ihnen die übrig gebliebenen 20 Rationen Kommisbrod überließ. — Sodann ging ich in die Stadt, in welcher zu meinem Erstaunen schon die Piemontesen herumgingen, die nach Kriegsrecht doch erst nach unserm Abzug einziehen durften. Im Uebrigen kann ich nichts Nachtheiliges über sie sagen. Da ich in der Vorstadt beim deutschen Bierbrauer einige Sachen deponirt hatte, außerdem gern einmal wieder in Ruhe essen und trinken wollte, so begab ich mich durch die Porta Calamo zu ihm, welche letztere auch schon von ihren Barrikaden befreit war. Hier in der Vorstadt lagerten zwei Bataillone piemontesischer Grinatieri reali und ein Bataillon Versaglieri. Meine Uniform zog ihre Blicke auf sich und sogleich umringten mich 20—30 von ihnen und bestürmten mich mit Fragen. Da sie vernünftig, ich möchte sagen kameradschaftlich sprachen, so gab ich ihnen die verlangte Auskunft.

Digitized by Google

Ich sah hier zum erstenmale die Piemontesen, welche meistens aus recht jungen Leuten bestanden. Indeß waren auch viele ältere unter ihnen, welche die Medaille aus der Krim und dem vorjährigen Feldzuge trugen. Es herrschte unter ihnen musterhafte Disciplin und Kameradschaft, der größte Theil waren Freiwillige, namentlich unter den Versaglieri, welche mit ihrer Jacke, rothem Shawl statt Halsbinde und ihrem runden Federhut mit breiter Krämpe, etwas freibeuterisch ausschauten. Im Ganzen sahen die Piemontesen ärmlich aus, ihre hellgrauen Mäntel waren abgeschabt und ihre grauen Drill-Hosen, welche in den Kamaschen eingeschnürt waren, hatten vom Feldzuge ebenfalls sehr gelitten. Ich wunderte mich, unter ihnen so viele Ausländer zu finden, wenigstens wurde ich von einigen auf ungarisch, polnisch und selbst deutsch angeredet, auch unter den Offizieren entdeckte ich später Deutsche und Ungarn. — Nachmittags zogen sie in Masse in die Stadt, die sich im Nu mit einem festlichen Gewand bekleidete. Kein Fenster, an welchem nicht eine Tricolor heraushing, kein Bürger, keine Frau, kein Kind, welche nicht die drei Farben entweder als Schärpe, Kokarde oder sonst auf eine sinnige Weise getragen hätte. Selbst Pferde und Hunde waren damit geschmückt. Jeder ankommende oder abfahrende Wagen trug auf dem Bocke die italienische Nationalflagge. Auch hatten schon einige an den Hüten das Wort „Annezione" oder „Si". Woher kamen auf einmal diese Farben und Zeichen? waren sie in fünf Minuten fabrizirt? Hatte man doch uns gleichsam zum Hohne schon bei einigen Mützenmachern seit einigen Tagen piemontesische Militär-Mützen verfertigen sehen. Heute war Abends allgemeine Illumination, welche noch drei Tage lang wiederholt wurde. — Die Soldaten wurden von den Bürgern zum Essen und Trinken in die Häuser genöthigt, es gab auf einmal Lebensmittel und Wein in Hülle und Fülle, während vorher für uns nichts zu bekommen gewesen. Lamoricière sah Niemand wieder, er war bereits abgereist. — Abends ging ich nach dem Monte Capuccino zur Compagnie, um das letzte Mal als freier Soldat zu schlafen, den andern Morgen sollten wir Kriegsgefangene der Piemontesen sein. — Oben auf dem Monte Capuccino hatte sich ein ganz anderer sonderbarer Geist der Soldaten bemächtigt. Jeder wollte thunlichst Geld forttragen, deshalb verkauften sie alles Mögliche, selbst päpstliche Militärsachen. „Es ist ja gleich", sagten sie, „ob dies der Piemontese oder der Bürger nimmt."

Die Bürger kauften Alles, was man ihnen anbot, Gewehre, Pferde, Tornister, Mäntel, Hosen ꝛc. Manche von unsern Herren Offizieren waren bei diesem Schacher mit gutem Beispiel vorangegangen. Die Quartier-Meister einzelner Corps waren schon nebst Kassen verschwunden, selbst ein Intendant (oberster Rechnungsbeamter) war abhanden gekommen. Ein Capitän Castella vom zweiten Schweizerregiment hatte sechs Stück Schweizerstutzen, welche von

Digitized by Google

Castelfidardo zufällig nach Ancona hineingerettet worden waren, an die Bürger meistbietend verkauft; derselbe Herr, welcher viele aus dem brennenden Lazareth gerettete Wäsch- und Kleidervorräthe hatte in sein Haus bringen lassen, um, wie er sagte, „sie sicher untergebracht zu wissen," verkaufte sie; wieder ein gutes Beispiel von einem Schweizeroffizier. Die Cavalleristen und Artilleristen verkauften nicht nur zum Theil ihre eignen Pferde, sondern machten sich kein Gewissen daraus, Offizierspferde, welche unbewacht gelassen wurden, als gute Prise zu verkaufen.

Am 30. des Morgens endlich marschirten wir bataillonsweise durch die Stadt zur Porta Pia hinaus, begleitet von zwei piemontesischen Bataillonen Versaglieri. Die Piemontesen hatten uns Spalier gebildet. Hinter ihnen stand das Volk. Dieses begleitete unsern Marsch mit einer fürchterlichen Katzenmusik, mit Pfeifen, Aushöhnen, Schimpfwörtern aller Art ,obgleich sie kein gründliches Motiv dafür hatten. Charakteristisch ist es, daß sich dieselbe Scene auf unserer ferneren Reise in jedem Orte, selbst noch in Mailand wiederholte. Wir marschirten drei Miglien weit nach dem Dorfe Sovvento, wo wir auf der Straße Halt machten, die Gewehre in Pyramiden zusammensetzten und sie sammt der Munition den Piemontesen überließen. Sodann nahmen wir innerhalb eines dortigen piemontesischen Zeltlagers auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume Platz, wo wir kaum Raum zum Liegen hatten.

Vier Tage habe ich hier gelegen, aber pro Tag nichts weiter empfangen, als eine Ration Brod, ein Stück Käse, ein Glas Wein und 2—3 Bajocchi. Dabei war die Theuerung in der Gegend sehr groß und sogar das Wasser mußte dem wuchernden Bauernvolke das Glas mit einem Bajocco bezahlt werden. Endlich fehlte es uns gänzlich an Lagerstroh. Mit allen Artikeln wurde gewuchert, die Bauern und Städter brachten schlechte Lebensmittel zu riesigen Preisen und suchten den Unsrigen ihre wenigen Habseligkeiten um Spottpreise abzukaufen; namentlich auf unsere Mäntel waren sie sehr gierig. — Auch die piemontesischen Soldaten trieben Wucher mit Branntwein und Cigarren.

Am vierten Tage (3. October) endlich marschirte ich mit einem Transport von 1100 Mann ab und zwar in neun Tagemärschen bis Bologna. Die Nächte brachten wir mehrmals unter freiem Himmel zu. Unsre Verpflegung blieb gleich karg, an Katzenmusiken kein Mangel. Von Bologna (11. October) ging's Abends per Bahn nach Alessandria; von den 39 Wagen unsers Zugs gehörten 14 zur dritten Classe, die übrigen waren Güter- und Viehwagen; ich hatte die Ehre in einen der letzteren zu kommen, wo wir 33 Mann zum Liegen keinen Platz hatten und zum Stehen zu müde waren. Um neun Uhr Morgens kamen wir in Alessandria an, wo die schneebedeckten liguriſchen Alpen herrlich anzuschauen waren, aber heimathliche Kälte verursachten. — Fünf Tage brachte

Digitized by Google

ich dort in den Kasematten der Citadelle zu. Man hatte uns nach den Nationalitäten von einander abgesondert. War unsre Verpflegung vorher schlecht gewesen, so war sie jetzt ganz miserabel. Eine gewisse Gattung kleiner vielbeiniger Thierchen begann zum Ueberfluß die Oberfläche unserer Haut zu kitzeln. Der Festungs-Commandant stellte uns am fünften Tage die Alternative, entweder in garibaldische oder piemontesische Dienste zu treten, oder nach unserer Heimath befördert zu werden. Nur wenige nahmen das erstere an. Ich benutzte mit Vergnügen die Gelegenheit, denselben Abend mit einem an die östreichische Grenze abgehenden Transporte abzufahren. Nach einer 24stündigen langweiligen Fahrt unter Bedeckung der Nationalgarde langten wir in Peschiera an, wo uns die Oestreicher freundlich empfingen.

Nach den Bedingungen der Capitulation schuldet der päpstliche Stuhl jedem Soldaten bei Auflösung der Armee ein Jahrgehalt. Diese Verpflichtung kann also im gegenwärtigen Falle nicht als aufgehoben betrachtet werden, um so mehr als die Soldaten das Ihrige gethan, ihr Leben für die Sache des Papstthums gewagt haben. Mögen auch die Finanzen der römischen Regierung gegenwärtig stark in Anspruch genommen sein, so erscheint dies als keine Entschuldigung, daß diese nicht wenigstens an die in den verschiedenen katholischen Ländern bestehenden Nunziaturen die betreffenden Instructionen ertheilt, an welche sich die Betheiligten wenden können, wenigstens um eine Gewißheit über die Art und Weise zu erlangen, wie man den gerechten Forderungen genügen wolle. Es waren unter den von den Piemontesen gefangenen Soldaten dieser Armee außerdem viele, welche 15, 20, ja selbst mehr Jahre dem heiligen Vater gedient hatten, Leute, welche heute alt und zur Arbeit nicht mehr recht geeignet sind, auch vielleicht nie eine Profession erlernt hatten. — Gegen solche Leute ist die römische Regierung um so mehr verpflichtet, die Bedingungen einzuhalten; sonst müssen jene, von Mitteln zur Rückreise nach Rom entblößt, andern Staaten als Bettler zur Last fallen; wenigstens sind die meisten als Bettler und durch Betteln in ihre respective Heimath gelangt.

M. v. A.

Aus Kurhessen.

Die zweite Kammer der neuen kurhessischen Stände hat am 8. Dec. mit allen gegen 7 Stimmen, und zwar gegen 7 Dorfbürgermeister, erklärt, „daß sie sich nicht als rechtmäßige Landesvertretung anzusehen vermöge und deshalb auf Landtagsgeschäfte nicht eingehen könne;" sie hat ferner beschlossen, „eine Vorstellung an Se. Königl. Hoheit den Kurfürsten zu richten, in welcher die Gesinnungen und Wünsche des Landes

Digitized by Google

offen dargelegt und Allerhöchstdieselben gebeten werden, das bis ins Jahr 1850 in anerkannter Wirksamkeit bestandene Verfassungsrecht des Kurstaates thatsächlich alsbald wieder herzustellen und daran etwa vorzunehmende Aenderungen mit der auf Grund des Wahlgesetzes vom 5. April 1849 zu berufenden Landesvertretung vereinbaren zu lassen." Zwar ist hierauf sofort die Auflösung dieser Kammer, welche eine Vertagung der ersten zur Folge hat, durch eine landesherrliche Verordnung ausgesprochen worden, so daß die Vorlesung und Genehmigung der bereits entworfenen Vorstellung an den Kurfürsten nicht mehr stattgefunden hat; allein nichts desto weniger ist mit jenem Beschlusse das Verlangen des Landes und überhaupt die ganze Sachlage vollkommen klar gestellt worden. Bisher waltete immer noch eine gewisse Unbestimmtheit ob. Das zu erreichende Ziel war nicht genau umgrenzt, der einzuschlagende Weg nicht klar bezeichnet; jetzt aber hat die zweite Kammer aller Ungewißheit und allem Schwanken ein Ende gemacht. Allerdings wußte alle Welt, daß sich's im Allgemeinen um Herstellung der Verfassungsurkunde von 1831 handele; allein wie verhält es sich mit den Aenderungen, welche 1848 und 1849 daran vorgenommen worden sind? wie hat man sich namentlich zu dem Gesetze vom 5. April 1849 zu stellen, durch welches nicht allein die Wahlbestimmungen vom 16. Febr 1831, sondern auch die Zusammensetzung des Landtags, wie solche in den §§ 63. 66, 67, 68 der Verfassungsurkunde vom 5. Jan. 1831 vorgeschrieben war, wesentliche Abänderungen erlitten haben? Diese Fragen wurden lange Zeit entweder ganz umgangen oder doch nur mit allgemeinen Wendungen und Ausdrücken, wie: „altes Verfassungsrecht" erledigt. Nicht, als hätte in Kurhessen Jemand an der verfassungsmäßigen Entstehung oder an der vollen Rechtsgiltigkeit jener Gesetze gezweifelt, indem vielmehr selbst die Regierungsorgane solche unumwunden zugestanden haben; wol aber war es nicht unbekannt geblieben, daß auf Seiten der preußischen Regierung eine gewisse Abneigung gegen jene Erzeugnisse der Jahre 1848 und 1849 bestehe und daß man namentlich Anstand nehme, das s. g. Wahlgesetz von 1849 mit der Verfassungsurkunde von 1831 auf gleiche Linie zu stellen und beide in rechtlicher Beziehung völlig gleich zu behandeln. Es war dies freilich nicht folgerichtig. Denn wollte man dem Bundestage die Befugniß zugestehen, jenes Gesetz von 1849, das nach ausdrücklicher Bestimmung einen „Bestandtheil der Staatsverfassung" bildet, zu beseitigen, so wäre nicht abzusehen, warum er nicht auch das Recht haben sollte, die Verfassungsurkunde von 1831 aufzuheben. Indessen schien sich doch ein Ausweg zu bieten. Hätte man nämlich annehmen können, daß das Wahlgesetz von 1849 nicht auf verfassungsmäßigem, sondern umgekehrt auf verfassungswidrigem Wege entstanden sei, so würde sich für eine Nichtigsprechung desselben von Seiten des Bundestags derselbe Artikel 56 der Wiener Schlußacte haben anziehen lassen, auf welchen man sich zur Darthuung der Ungiltigkeit der nicht auf verfassungsmäßigem Wege erlassenen „Verfassungsurkunden" von 1852 und 1860 beruft. Allerdings würde es schwer gefallen sein, eine solche Verfassungswidrigkeit zu entdecken; auch hätte es jeden Falles an einem Beschwerdeführer gefehlt, von dem nicht zuvor stillschweigend oder ausdrücklich die Rechtsbeständigkeit des Gesetzes von 1849 anerkannt worden. Indessen scheint man doch eine Nichtigerklärung und damit eine Herstellung der Bestimmungen von 1831 im Auge gehabt zu haben, weil in der preußischen Denkschrift vom 10. Oktober 1859 von etwaigen „Verfassungswidrigkeiten in den Zusätzen aus den Jahren 1848 und 1849 und in

Digitized by Google

dem Wahlgesetze selbst" die Rede ist, „welche es möglich machen, diese von vornherein außer Wirksamkeit zu lassen." Allein bekanntlich ging die Mehrheit der Bundesversammlung auf die ganze preußische Anschauung von der damaligen Sach- und Rechtslage nicht ein.

Preußen selbst ließ sich dadurch zu einer gewissen Inconsequenz hinsichtlich der Bundestagszuständigkeit veranlassen. Nach der erwähnten Denkschrift war es mit Recht von der Absicht geleitet worden, daß die Bundesversammlung durchaus nicht die Befugniß habe, eine Landesverfassung aufzuheben und zu ändern, daß vielmehr, wenn eine Aenderung nach Maßgabe der Bundesgesetze geboten erscheine, diese auf verfassungsmäßigem Wege zu bewirken sei. Es verlangte daher, daß „die in ihrem rechtlichen Bestande nicht definitiv aufgehobene Verfassung von 1831 wieder in Wirksamkeit gesetzt werde, zugleich aber auch, daß in derselben die den Bundesgrundgesetzen widersprechenden Elemente bezeichnet und die Ausmerzung derselben auf einem der Verfassung wie dem Bundesrechte selbst entsprechenden Wege bewerkstelligt werden". Hiernach sollte also Herstellung im Ganzen und verfassungsmäßige Aenderung einzelner Bundeswidrigkeiten stattfinden, und nur in Betreff etwaiger „verfassungswidriger" Zusätze war, wie oben bemerkt, eine sofortige Außerkraftlassung vorbehalten. Später aber, bei der Abstimmung am 24. März 1860, ward dieser Standpunkt nicht ganz zweifellos festgehalten. Zwar wurde auch damals noch verlangt, daß die alte Verfassung hergestellt und durch die kurfürstliche Regierung „die nach den Bundesgesetzen erforderliche Abänderung derselben genau und deutlich im Einzelnen bezeichnet" werde; allein die Herstellung oder die Wiederinwirksamkeitsetzung der bis 1852 bestandenen Verfassung sollte doch nur „mit Ausnahme der hiernach als bundeswidrig bezeichneten Bestimmungen" geschehen. Allerdings sollte die „so revidirte Verfassung und Wahlordnung" noch einer Ständeversammlung zur „verfassungsmäßigen Zustimmung" vorgelegt werden; allein die Wahl dieser Versammlung selbst sollte nach der bereits „so revidirten Verfassung und Wahlordnung" stattfinden, mithin erst nach Ausscheidung etwaiger Bundeswidrigkeiten (wohlgemerkt nicht Verfassungswidrigkeiten), mithin unter Anwendung von Bestimmungen, die nicht auf verfassungsmäßigem Wege geändert oder getroffen waren, mithin principiell in derselben Weise, wie die Wahl der Stände von 1852 und 1860 auch.

Vermuthlich hat dabei der Gedanke obgewaltet, daß bei der gleichzeitig verlangten „strengen Innehaltung der durch die Grundgesetze des Bundes gezogenen Grenzen" gar keine oder doch nur solche Bundeswidrigkeiten zu ändern sein würden, welche zugleich als Verfassungswidrigkeiten erscheinen könnten. Wie dem aber auch sei, bekannt ist, daß keiner von den preußischen Anträgen bei der Mehrzahl der Bundesglieder Billigung gefunden hat, und daß Kurhessen in Folge dessen mit der Verfassung vom 30. Mai 1860 gesegnet worden ist.

Das Land hatte sich nun, wie Herr v. Schleinitz im preußischen Abgeordnetenhause richtig bemerkt hat, zunächst selbst zu entscheiden, und diese Entscheidung ist durch den Widerspruch der Gemeindebehörden gegen die neue Verfassung, durch Vorbehalt des alten Rechts bei den Wahlen und endlich jetzt durch den in aller Förmlichkeit gefaßten Beschluß der zweiten Kammer erfolgt. Natürlich ist dieselbe dem strengen Rechte gemäß ausgefallen. Die Wortführer des Landes hatten keinen Grund mehr, sich noch in allgemeinen Ausdrücken und Wendungen zu ergehen. Sollte

Digitized by Google

nicht aller Boden und aller Halt verloren gehen, so mußte mit Beiseitsetzung von Zweckmäßigkeitsfragen und Nebenrücksichten das in gesetzlicher Weise begründete und entwickelte und niemals auf ordnungsmäßige Weise wieder geänderte, mithin noch vollgiltige Verfassungsrecht im Ganzen, wie im Einzelnen, festgehalten werden. Dies ist in klarer und entschiedener Weise geschehen. Nicht nur das Land selbst hat von jetzt an eine einfache Richtschnur für sein ferneres Verhalten, sondern auch die Freunde und Mitstreiter in andern Staaten vermögen genauer zu erkennen und bestimmter auszusprechen, warum sich's handelt und wozu man mitzuwirken hat, als dies bisher, zum Nachtheil der Sache, der Fall war. Thatsächliche Herstellung des noch in Kraft befindlichen Verfassungsrechts von 1831—1850 und Berufung einer Landesvertretung nach dem Gesetze von 1849 — das ist es, worauf alle Anträge und Bestrebungen gerichtet sein müssen. Und zwar muß diese Herstellung sofort und ohne Einschränkung geschehen, mithin als eine vollständige Wiedereinsetzung in den vorigen Stand erscheinen. Niemand als die verfassungsmäßige Gesetzgebung hat ein Recht, irgend eine Bestimmung der in anerkannter Wirksamkeit bestandenen Grundgesetze des Landes zeitweise oder für immer aufzuheben. Sind Aenderungen bundesrechtlich nothwendig oder aus Gründen der Zweckmäßigkeit geboten, so können sie nur unter verfassungsmäßiger Mitwirkung der nach dem Gesetze von 1849 zu wählenden Stände geschehen, und müssen zu dem Ende genau bezeichnet werden. Daß eine nach diesem Gesetze gewählte Versammlung zu einer solchen Mitwirkung bereit sein würde, leidet, wie alle mit der Stimmung des Landes vertrauten Männer bezeugen, keinen Zweifel. Auch die Kammer würde eine deßhalbige Ueberzeugung ausgesprochen haben, wenn sie nicht durch sofortige Auflösung nach obigem Beschlusse daran verhindert worden wäre. Die im Ausschusse bereits berathene und einstimmig genehmigte Vorstellung an den Kurfürsten enthält, wie ich aus bester Quelle mittheilen kann, eine ausdrückliche Versicherung dieser Art und würde sicher von der ganzen Kammer, ja vom ganzen Lande gut geheißen worden sein. Von den neuen Ständen ist nichts zu erwarten als Widerstand, mag die Regierung sich stellen, wie sie will. Die Stände von 1849 würden billig und nachgibig sein, denn sie hätten — das Recht dazu.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XX. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1859. **Fr. Ludw. Herbig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Neue Romane.

Berthold Auerbach: Joseph im Schnee. Eine Erzählung. Stuttgart, Cottg. — Die Stichworte „Realismus“ und „Idealismus“ werden in unsern ästhetischen Lehrbüchern und Zeitschriften noch immer so ungenau verwendet, daß es nicht unnütz ist, von Zeit zu Zeit wieder darauf zurückzukommen. — Die Formel, nach der beide Begriffe ihre Berechtigung finden, haben wir schon seit längerer Zeit festgestellt. Der Zweck der Kunst, namentlich der Dichtkunst, ist, Ideale aufzustellen, d. h. Gestalten und Geschichten, deren Realität man wünschen muß, weil sie uns erheben, begeistern, ergötzen, belustigen u. s. w.; das Mittel der Kunst ist der Realismus, d. h., eine der Natur abgelauschte Wahrheit, die uns überzeugt, so daß wir an die künstlerischen Ideale glauben. — Dies Gesetz gilt für jede Form der Dichtkunst, für jede Zeit, und classisch wird derjenige Dichter sein, der in seinen Werken allgemein menschliche Ideale, d. h. echten bleibenden Lebensgehalt darstellt, und der diese Ideale so darzustellen weiß, daß jede Zeit an ihre Realität glaubt. Je schärfer der Blick eines Dichters für das Wesentliche des Geistes ist, je mehr er von dem Zufälligen und Unwesentlichen seiner Zeit zu abstrahiren weiß, desto classischer wird er sein, d. h. desto länger wird er dem Menschengeschlecht verständlich und werth bleiben. — Um ein classischer Dichter zu werden, reicht aber die große Begabung allein nicht aus: die Zeit, in der er lebt, muß ihm wirklichen, echten Lebensgehalt bieten, und zugleich den Stoff, in dem er denselben darstellen kann, d. h. eine bis auf einen gewissen Grad entwickelte Sprache. — Wo das eine oder das andere fehlt, wo der Dichter entweder den echten Lebensgehalt erst mühsam suchen, wohl gar aus fremden Anschauungen entlehnen, oder wo er sich die poetische Sprache erst mühsam erkämpfen muß, werden immer nur Dichter zweiten Ranges hervorgehn, d. h. Dichter, deren Arbeit von einer weiter entwickelten Bildung in ihre Elemente aufgelöst, und damit als nicht ursprünglicher Schöpferkraft angehörig betrachtet werden kann. — So haben wir das „classische Zeitalter“ der Römer an Bildung überholt, und weil sein Inhalt nicht aus der Naturkraft des Volks geschöpft, sondern einer fremden Bildung entlehnt war, so

Digitized by Google

hat es für uns aufgehört classisch zu sein: unsere Freude an Virgil, Horaz, Ovid, Terenz u. s. w. ist nur noch die Freude der Bildung; wir würdigen sie in dieser Beziehung vielleicht besser als die Leser früherer Jahrhunderte, denen sie als classisch galten, aber wir stehn ihnen gegenüber nicht mehr wie vor einem Geheimniß, wir glauben nicht mehr an sie. Homer dagegen ist uns noch ebenso classisch als den Zeitgenossen Alexanders, denn er ist das Erzeugniß einer ungebrochnen Bildung, d. h. einer Bildung, in der man, um Ideale zu schaffen, nur in die Realität greifen durfte.

Gebrochene Bildungsperioden dagegen, d. h. Perioden, in denen man die Gestalten, Bilder, Thaten, Empfindungen, Gedanken u. s. w., denen man zu begegnen wünscht, um erhoben zu werden, nicht in der Wirklichkeit findet oder nicht zu finden weiß, werden dem einen oder dem andern jener Begriffe das Uebergewicht geben.

Schon in unserer „classischen Zeit" merken wir den Widerspruch zwischen dem Ideal und dem Leben. Um schön zu empfinden, bemüht man sich griechisch, d. h. undeutsch zu empfinden. Die deutsche Empfindung brach dann wol mächtig durch — wie z. B. in Goethes Iphigenie; aber das Costüm deckte den Inhalt nicht ganz; man übersetzte die deutsche, aber freilich durch Bildung gewonnene Empfindung ins Griechische, um sie dann wieder ins Deutsche zurückzuübersetzen. So groß die schöpferische Kraft jener Dichter war, so merkt man doch hin und wieder die Uebersetzung. — Schlimmer wurde es in der Zeit der Romantiker. — Denn bei Goethe und Schiller war es mit dem Gegensatz gegen die Zeit nicht so gefährlich: er war mehr eingebildet als wirklich. Von vielem Unschönen abgestoßen, das sich in der damaligen Literatur regte, das aber in keiner Literatur fehlt, lästerten sie das Zeitalter, wenn sie predigten, in einer ganz unerhörten Weise; wenn man z. B. Schillers Zeitgenossen aus seinen Briefen an den Herzog von Augustenburg kennen lernen wollte, so würde man von ihnen ein ganz schiefes Bild erhalten. Ehe diese Briefe durchdrangen, ehe „das Reich der Schatten", der „Spaziergang"; ehe Iphigenie und Tasso durchdrangen, war freilich einige Zeit nöthig; denn alle jene Dichtungen waren für die Bildung berechnet, und man muß sich erst allmälig daran gewöhnen, zu abstrahiren von der Atmosphäre, in der man athmet; jetzt sind wir gebildet genug, zu abstrahiren, und damit die Schönheit jener Dichtungen zu begreifen. Zugleich aber erkennen wir, daß Werther, Götz, Wallenstein u. s. w., die eine solche Abstraction nicht verlangten, und die in Folge dessen augenblicklich vollständig verstanden und gewürdigt wurden, darum keineswegs schlechter sind; ja daß sie am Ende noch die Pandora, die Braut von Messina und andere für die „Gebildeten" bestimmte Dichtungen überleben werden.

Wie gesagt, der Gegensatz war nicht so schlimm. Unsere Dichter wußten

Digitized by Google

sich im Gegensatz mit den tölpelhaften Wortführern der Menge, über deren Recensionen sie sich sehr unnütz ärgerten; sie wußten sich im Gegensatz zu Kotzebue u. s. w.; aber wenn man ihnen die griechische Maske abnimmt, so findet man das ehrliche deutsche Gesicht, d. h. der wahre Lebensinhalt ihrer Dichtungen ist der wahre Lebensinhalt ihres Zeitalters. Als Declamatoren und Rhetoriker stemmten sie sich ihm entgegen; als Dichter waren sie seine Führer. Und der wahre Lebensinhalt jenes Zeitalters ist in der Hauptsache, einige Mißverständnisse abgerechnet, auch noch der unsrige.

Die Romantiker dagegen waren in wirklichem Gegensatz gegen das Zeitalter; sie hatten, um im Ton der Goethe-Schiller-Fichteschen Declamation zu bleiben und den Effect noch zu steigern, so lange an ihren eignen Gedanken und Empfindungen herumgearbeitet, daß sie zuletzt wirklich anders dachten und empfanden, nicht blos als ihre Zeitgenossen, sondern als je zu irgend einer Zeit ein Mensch, der bei gesunden Sinnen war, gedacht und empfunden hat. In ihrer Blüthezeit haben sie im Publicum gar keinen Anklang gefunden, doch stellten sich eine Reihe von Jüngern ein, die unfähig, etwas zu schaffen, von ihnen die leichte Kunst lernten, sich den Schein der Genialität zu geben. Leicht war die Kunst, denn man durfte nur das Gegentheil von dem sagen, was die öffentliche Meinung empfand und dachte, so war man ein vollkommener Künstler. Wer das übertrieben findet, lese einmal die Poesien von Zacharias Werner: und dieser schmutzige Hanswurst galt damals nicht blos bei Hans und Kunz für einen großen Dichter, sondern Goethe selbst war in schwachen Stunden geneigt, ihn dafür zu halten. Goethe, der Dichter der Schönheit, der Liebe, der Freiheit, des Lichts, diesen zotenhaften Kapuziner, der seinen Unflat in einen Heiligenschrein zu legen sich erfrechte!

Die Masse der Jünger wurde am Ende so groß, daß sie ein nicht unerhebliches Publicum bildete. Die nüchternsten Spießbürger, wie Müllner, Kotzebue, Houwald dichteten zuletzt romantisch. Warum nicht? Effect ist Effect! und die neue Geisterlarve war noch viel bequemer zu tragen als die alte des „polternden Alten" u. s. w.; die Form des Schaffens war dieselbe geblieben: statt ganzer Gestalten Mosaikarbeit aus einzelnen Effecten.

Abgesehen von vielen andern Paradoxien der Romantiker, die kamen und gingen wie die Luft, z. B. Gespenster sind die Hauptsache, die beste Regierungsform ist der Despotismus, die katholische Kirche ist sehr tiefsinnig, die Rosen singen die gescheidteste Philosophie u. s. w., gab es ein Stichwort, auf das sie immer zurückkamen: das wirkliche Leben mit seinem ganzen Inhalt, mit seinem Glauben, Hoffen und Lieben ist ekel, schaal und unersprießlich. Wo sie das Ideal suchten, ob in Indien, oder im Mittelalter, oder in der spanischen Inquisitionszeit, oder wo sonst, war daneben gleichgiltig.

Die positiven Wirkungen der Schule konnten nicht beträchtlich sein, wohl

Digitized by Google

aber ihre negativen. Wenn ein solches Labyrinth von Gedanken und Empfindungen ein volles Menschenalter hindurch unermüdlich umgewühlt wird, so entsteht nothwendig daraus bei der Masse der Leute, die doch gern der neuen Bildung theilhaftig sein wollen, und die nicht fest auf ihren Füßen stehn, eine große Verwirrung. Was ist eigentlich schön und was häßlich? was gut und was böse? was ist ideal und was nicht? ja: was ist wirklich?

Dies war die Stimmung, in welcher die Erben der Romantik, die Jungdeutschen auftraten. Entweder drückten sie Verzweiflung aus über diese Zeit, in der keiner wisse, wie er empfinden, wie er denken, wie er sich benehmen solle; oder sie zeigten ein possenhaftes Behagen an diesem „je toller je besser". Die Unwahrheit der Romantik empfanden sie tief; ja sie schlossen sich den neuen Freiheitsbestrebungen an — die an sich mit dieser Schule des Weltschmerzes und der Zerrissenheit gar nichts gemein hatten — aber sie gaben denselben eine subjective, dämmerhafte — kurz, eine romantische Färbung.

Auf die Länge kann ein gesundes Volk eine solche Gespenster- und Maskenwirthschaft nicht ertragen. Schon seit zwanzig Jahren hat sich auch in der Literatur eine sehr bedeutende Reaction dagegen erhoben, die jetzt entschieden siegreich ist. — Beiläufig, man halte sich nicht an die Personen, oder die Schulen und Parteien, die Reaction geschieht auch innerlich. — Der lauteste von den Wortführern des jungen Deutschland war Gutzkow; um nun zu sehn, wie auch in ihm die Fühlfäden einen andern Halt gefunden haben, vergleiche man die „Ritter vom Geist" mit dem „Zauberer von Rom" — nicht in Bezug auf das Talent, das sich nicht wesentlich geändert hat, sondern in Bezug auf den Stoff und die Tendenz. — Die „Ritter vom Geist" sind noch so jungdeutsch als möglich, d. h. sie schilderten eine Reihe von „Idealisten", von Referendarien u. s. w., die zwar den Mund sehr voll nehmen über das, was alles anders werden müßte, die aber im Besondern nicht die entfernteste Idee von dem hatten, was sie eigentlich wollten. — Der neue Roman dagegen bemüht sich, auf Grundlage ziemlich umfassender Studien die katholische Kirche zu schildern, wie sie im 19. Jahrhundert geworden ist, und welchen Einfluß sie auf verschiedene Stände und Charaktere ausübt. Wir sind nicht gemeint, den Vergleich weiter auszudehnen, aber in dieser einen Beziehung ist der „Zauberer von Rom" mit Auerbachs Dorfgeschichten verwandt: er ist überwiegend realistisch, er schildert Zustände, die Gutzkow sich nicht erträumt, sondern die er durch unmittelbare Anschauung und durch Studien zu erforschen bemüht gewesen ist.

Auerbach war im Kreise der „gebildeten Dichter" — allenfalls Immermann ausgenommen — der erste, der diesen Ton anschlug; er fand im Publicum eine sehr große Anerkennung, und eben deshalb im Kreise derer, die in der alten bequemen Weise fortzudichten wünschten, große Anfechtungen. Wenig

Digitized by Google

fehlte, so hätte man ihm vorgeworfen, er wolle alle Welt zu Bauern machen, wie man Andern vorwarf, sie wollten den Handwerkerstand zum herrschenden in Deutschland erheben.

Was führte Auerbach — der in seinem Streben ebenso progressistisch war als die Jungdeutschen — zu den Bauern? — Die Erkenntniß, daß die im Salon der Romantik erzogenen Jungdeutschen, die nichts anderes als über Shakespeare and the musical glasses zu reden wußten, die nichts anderes zu thun wußten als zu reden; daß diese zweiten verwässerten Auflagen früherer Romanfiguren, über die sie räsonnirten, keine wirkliche Gestalten seien, des Lebens fähig und des Lebens werth, sondern hohle, leere Schemen, nichtige Ausgeburten eines durch die widersprechenden Stichwörter des Tags in Verwirrung gesetzten Gehirns. — Seine Erfahrung lehrte ihn Bauern kennen, die von diesem Molluskenthum gar nichts hatten, die in ihrer Einfachheit sehr fest, in ihren sittlichen Vorurtheilen und Voraussetzungen sehr bestimmt waren; Gestalten, die, weil sie wirklich existirten, auch poetisch zu existiren berechtigt waren. — Mit Entzücken lauschte er ihren Redensarten, die immer concret, immer zur Sache gehörig, den leeren Allgemeinheiten der Salons ganz entgegengesetzt, kaum mehr bearbeitet werden durften, um in der Poesie ein Bürgerrecht zu haben. Wie die Gelehrten im „Volk" umhergingen, um durch Sammlung von Sagen, Gedichten, Sprichwörtern ein lebendiges Bild von der Urzeit Deutschlands zu erhalten, so merkte der Dichter auf seine Weise, zu denken und zu empfinden, um sich dadurch wieder zur Conception ganzer und voller Gestalten zu erheben. Es war ein glücklicher Griff, und er wurde mit warmer Liebe, mit großer poetischer Empfänglichkeit und mit feinem Verständniß für das, was die Zeit daraus lernen konnte, zuerst zu kleinen, dann zu großen Bildern verwerthet. Die Detailbeobachtung war das erste; das warme Gefühl für die Natur, das diesem Detail zu Grunde lag, d. h. die Empfänglichkeit, das zweite; dann das Bemühen, aus dem Innern heraus Gestalten zu schaffen, die in dieser Weise zu denken und zu empfinden im Stande waren.

Sowol in dieser Art des Schaffens als auch in der Beschränkung auf einen zu engen Kreis lag, wenn wir den absoluten Maßstab anlegen, eine gewisse Einseitigkeit; aber es war ein sehr heilsames, ja ein nothwendiges Correctiv für jene Zeit, in der die Kunst zur Lüge und zur Blasirtheit zu versinken drohte. Bedenklich war es für die Zukunft des Dichters: wenn man sich ausschließlich mit einem Gegenstand beschäftigt, liegt die Gefahr der Uebertreibung nahe: das Charakteristische wird gehäuft, das Gewöhnliche zu sehr vermieden; das Barocke liegt nahe. Etwas Zerhacktes in der Darstellung und Composition war nicht immer zu verkennen.

Die neue Dorfgeschichte zeigt mehr als die meisten andern der letzten Jahre, wie sehr sich Auerbach bemüht, diese Fehler zu vermeiden. Die Com-

Digitized by Google

position ist künstlerisch durchdacht, die Darstellung fließend, nur wenige Stellen enthalten Malerei um der Malerei willen. Die Stimmung des Ganzen ist wahrhaft poetisch, auch einzelne Nebenfiguren — z. B. die wilde Rottmännin und die Näherin Leegart, die sich einbildet, hexen zu können, und diese Fähigkeit so bescheiden als möglich zu tragen sucht — sind vortrefflich ausgeführt. Einzelne Anklänge an Adam Bede und die letzte Novelle von G. Sand sind vielleicht ganz zufällig. Ein Uebelstand ist, daß die Entscheidung — die Umstimmung des alten Rottmann — in der vorhergehenden Charakteristik nicht genügend vertreten ist. — Wie dem auch sei, die Novelle ist fein erdacht und schön ausgeführt — wir möchten ihr z. B. vor „Barfüßele" entschieden den Vorzug geben. — Und doch würde es uns schmerzlich sein, wenn sie eine Resignation des Dichters ausdrücken sollte. — Die allgemeine Theilnahme wird er doch nur dann behaupten können, wenn er, neben dem Bauernleben, auch die allgemeinen Interessen der Nation zu fassen und wiederzugeben versteht. Bei einem frühern Versuch der Art ist er gescheitert, es ist aber vielen Dichtern begegnet: ein Zusammenraffen zu einem größern Ganzen, selbst auf die Gefahr eines nochmaligen Mißlingens, würde für seine Entwicklung heilsamer sein, als das bisherige Verzetteln seiner Kraft an unbedeutende Kalendergeschichten. —

Alfred Meißner: Neuer Adel. Roman in 3 Bdn. — Leipzig, Grunow. — Meißner ging von einer ganz andern poetischen Bewegung aus: er folgte dem Strom der sogenannten politischen Lyrik, die durch zwei Oestreicher, durch Anastasius Grün und Lenau eröffnet wurde und sich dann über das übrige Deutschland verbreitete. In der Lyrik waren die Stoffe hauptsächlich durch Tieck und Uhland festgestellt: Mondschein, Vogelgesang, Waldhorn, Ruinen, Nonnen u. s. w.; da diese Dinge durch die neuen Erfindungen, durch die politischen Interessen, die Kammern, die Budgets, die Eisenbahnen u. s. w. gestört wurden, so war die Lyrik im Allgemeinen dem Liberalismus abgeneigt. Indessen stellte sich das Bedürfniß nach neuen Stoffen lebhaft heraus, da das Thema vom Mondschein u. s. w. kaum noch eine neue Variation zuließ. Es war daher von Anastasius Grün auch poetisch ein sehr glücklicher Griff, daß er sich bemühte, das Malerische und Interessante der Dampfmaschinen, der Nationalgarden, des Liberalismus im Allgemeinen hervorzuheben; und dem Volk dadurch ganz neue Perspectiven eröffnete. Daß es hauptsächlich das Bedürfniß neuer Stoffe und Stimmungen war, die dieser Lyrik so großen Anklang verschaffte, zeigt Freiligrath, der mit den Kameelen der Wüste anfing und dann zu Revolutionsscenen überging: ein entschiedner Fortschritt, da die letzteren eine weit größere Bewegung verstatten. — Grund genug für die relative Berechtigung der neuen Spielart, wenn man sich auch über die Grenzen derselben nicht mehr täuscht: man richtet seine Abstimmung nicht mehr

Digitized by Google

nach sinnigen Reimen; nur hin und wieder empfiehlt man noch, Deutschland so weit auszudehnen, als „die deutsche Zunge klingt", d. h. einen guten Theil von Nordamerika, Rußland u. s. w. zu erobern. — Gott verhüte, daß einmal auch die Franzosen auf die Idee kommen, Frankreich soweit ausdehnen zu wollen, als die französische Zunge klingt! Ein guter Theil unserer Salons würde annectirt werden müssen. — Viele von den jungen Freiheitsdichtern sprachen sich so lebhaft in die Freiheitshoffnungen hinein, daß sie sich als Propheten betrachteten, und als nun die Bewegung wirklich eintrat, wol gar die Führung derselben zu übernehmen bereit waren. — Die darauf folgende Reaction erregte bei denen unter ihnen, die gegen die Wirklichkeit nicht verblendet waren, eine große Verstimmung gegen alles Ideale, und dieser Verstimmung unterlag auch Meißner; sie spricht sich namentlich in seinen dramatischen Versuchen sehr bitter aus. Auch der Titel seines Romans „Sansara" schien auf etwas, wie tiefer Weltschmerz hinzudeuten, obgleich sein Inhalt solchen Erwartungen gar nicht recht entsprach. — Sein wahres Talent zeigt sich hier wie in der alten Lyrik nicht in der kritischen Zerlegung menschlicher Empfindungen, sondern in der glänzenden Schilderung von Zuständen und Begebenheiten, die mehr nach Außen fallen. — Diesem Talent hat er in dem gegenwärtigen Roman weniger Spielraum verstattet. Es ist, der Hauptsache nach, eine Badegeschichte: ein Mädchen, das von Natur edel angelegt, durch die falsche Stellung ihres Stands (der Vater ist neugeadelter Bankier) zu einer falschen Lebensauffassung verführt und endlich ins Elend gestürzt wird. Um diese Hauptgeschichte gruppiren sich eine Reihe humoristischer Originale, zum Theil recht glücklich angelegt, wenn auch die Ausführung der Anlage nicht immer entspricht. — Es fehlt nicht an Scenen, die auch psychologisch spannen, der Dichter hat nicht leichtfertig, sondern mit reiflicher Ueberlegung gewählt. Aber er läßt uns fast überall mit der Auflösung im Stiche. In Mariens Natur liegt doch zu wenig, was uns mit ihrem Verhalten versöhnen kann; sie hat einige Kraft, einige Güte, aber von beiden nicht genug, und darum können wir auch ihrem Schicksal nur ein mäßiges Interesse schenken. — Das Schlimmste ist aber, daß sich im ganzen Buch keine einzige Figur findet, an der wir warmen Antheil nehmen können. Ganz abgesehn von denen, die komisch oder schlecht sein sollen — auch die sogenannten guten Leute — Solms, Horsky, Eschheim — es ist doch kein Einziger darunter, der uns auch nur einen Augenblick warm machen könnte. Wir können ihre Handlungsweise selten billigen, und wie sie empfinden ist uns gleichgiltig. — Wollte der Dichter dagegen einwenden: so ist die Welt! so hilft ihm das nichts; denn einmal ist es nicht wahr, und zweitens wenn es wahr wäre, so werden wir die Dichter um so mehr bitten, uns mit der Wiederholung so matter gleichgiltiger Dinge zu verschonen. — Der Dichter kann verschiedene Zwecke haben: uns

Digitized by Google

rühren, erschüttern, erheben, belustigen u. s. w.; aber eins von diesen muß er wirklich wollen; er kann sich nicht darauf beschränken, uns blos zu unterrichten. Und nach dieser Seite hin liegt ohnehin Meißners Talent gar nicht. — Uebrigens macht das Buch durchweg den Eindruck, daß man es mit einem gescheidten Manne zu thun habe. — In dem Stil sollte Meißner sorgfältiger sein; sobald man nicht ernstlich darauf achtet, verfällt man leicht in Nachlässigkeiten, die den Eindruck des Kunstwerks aufheben. Meißner kann zuweilen schön schreiben; um so zweckmäßiger wird diese Erinnerung sein. —

Stanislaus Graf Grabowski: Ein leidenschaftliches Herz, Roman in 2 Bdn. (Leipzig, Grunow.) Wie es scheint ein Erstlingswerk, das durch die Wärme seiner Haltung zu guten Hoffnungen berechtigt. —

Wolfgang Müller von Königswinter: Erzählungen eines rheinischen Chronisten 1. Bd. (Leipzig, Brockhaus). Der 1. Bd. behandelt die Düsseldorfer Periode von 1834: Immermann, Grabbe, Mendelssohn, Schadow u. s. w. nach guten Quellen, die regelmäßig angegeben werden, und zum Theil wol aus eignen Anschauungen. Ein Kunstwerk kann aus solcher Mosaikarbeit (z. B. die Briefe, die Memorabilien u. s. w. sind in den Dialog verwebt), nie hervorgehn; aber für die Düsseldorfer wird es ein großes locales Interesse haben, und auch auswärts werden die Verehrer Immermanns wenigstens ebensoviel Gefallen daran finden, als andere Gruppen des Publicums an den Romanen von Heinrich König oder von Otto Müller. — Ein zweiter Band soll die Zeit Jacobi's, und namentlich Goethes Besuch behandeln. Hofft der Verfasser wirklich, die echten Quellen, die ja jedem zugänglich sind, durch Einmischung erfundener Züge an Interesse zu überbieten? —

F. Spielhagen: problematische Naturen. Roman in 4 Bdn. (Berlin, Janke). — Sollen wir denn in alle Ewigkeit verurtheilt sein, von Nichts zu hören als von problematischen Naturen? d. h. von Naturen, die nie etwas Ganzes empfinden, denken oder wollen? in deren Gefühl keine Stätigkeit, in deren Handeln keine Folge ist? Leider gibt es genug solche problematische Naturen im wirklichen Leben; aber warum soll uns die Dichtung dieselbe Misere noch zum zweitenmal auftischen? Bloße Photographien der Wirklichkeit (wie bei Thackeray) werden nur durch ungeheure Wahrheit, durch glänzende Virtuosität gerechtfertigt — und auch das nur bis zu einem gewissen Grad. Eine solche Virtuosität ist hier nicht vorhanden: Scenen wie die hier erzählten mögen wol einmal vorkommen, aber sie sind Ausnahmen. Daß eine Gräfin bei der zweiten Begegnung mit einem hübschen Hauslehrer gleich bis zum allerletzten Stadium der Liebe kommt — das ist nicht deutsch. — Es ist wun-

Digitized by Google

Entschiedenheit, und als derselbe dennoch angenommen wurde, erklärten sich vorzüglich Südcarolina und Georgia heftig gegen das Gesetz. In Charleston zog man auf die Nachricht von der Annahme desselben die Flaggen der Schiffe auf halben Mast. Volksversammlungen, Zeitungen, selbst die beiden Kammern der Legislatur donnerten mit Macht gegen die Zollerhöhung. Die Agitation wuchs, das Volk, d. h. die Sklavenhalter, wurden von Tage zu Tage ungeberdiger. Südcarolina und Georgia forderten in einem von ihren Senatoren mit unterschriebenen Protest ungestüm vom Congreß den Widerruf des ihren Interessen feindlichen Tarifs, und siehe da, ihre Unermüdlichkeit und ihre geschickte Taktik brachte es wirklich dahin, daß in der Sitzungsperiode des Congresses von 1831 auf 1832 gewisse Abänderungen am Tarif vorgenommen wurden. Namentlich wurden die Revenuezölle nicht unwesentlich herabgesetzt und eine geringere Einfuhrsteuer auf einige Hauptartikel als Eisen und grobe Wollenzeuge gelegt. Die Baumwollenpflanzer waren damit nicht zufrieden gestellt. Die Agitation dauerte fort, und in einer im November 1832 zu Columbia abgehaltnen Convention wurden von Delegaten der Staaten Südcarolina und Georgia eine Erklärung unterzeichnet, dahin lautend, daß der Congreß durch Aufstellung des Tarifs von 1828 die Grenzen seiner Befugnisse überschritten habe und daß man in Folge dessen alle seine dahin gehenden Beschlüsse als innerhalb des Gebietes der beiden Staaten unverbindlich erachten werde. Zugleich forderten sie die gesetzgebenden Versammlungen der andern Staaten auf, sich ihnen anzuschließen, die Veröffentlichung des Tarifs zu verhindern und den Beamten der Vereinigten Staaten die Ausführung seiner Bestimmungen zu untersagen. Endlich erklärten sie sich für den Austritt der in ihren Rechten gekränkten Staaten aus der Union. Die Legislaturen und Gouverneure der beiden Staaten machten die Beschlüsse der Convention zu den ihrigen, verfügten Rüstungen gegen die Bundesregierung und gingen zuletzt soweit, derselben offen den Krieg zu erklären.

Vollkommen ernstlich konnten es damit nur die sogenannten „Feuerfresser" meinen, und für diese war der damalige Präsident der geeignete Mann, sie zur Vernunft zu bringen. Jackson wußte, was er konnte, obwol damals noch nicht mit dem Norden auch der Westen gegen den Süden ins Feld geführt werden konnte. „Ich betrachte," sagte er in einer Proclamation vom 11. December, „die Macht, die sich ein Einzelstaat anmaßt, ein Gesetz der Vereinigten Staaten zu annulliren, für unverträglich mit dem Bestehen des Bundes, für ausdrücklich untersagt vom Buchstaben der Verfassung, für nicht autorisirt durch deren Geist, für unvereinbar mit irgend welchem der Grundsätze, auf die sie gegründet ist und für verderblich in Betreff des großen Zieles, zu dessen Erreichung sie geschaffen wurde." Und weiterhin: „Die Verfassung der Vereinigten Staaten stellt einen Staat (government), nicht einen Staatenbund

Digitized by Google

(league) auf, und ob derselbe nun durch Vertrag zwischen den Staaten oder auf andere Weise zusammengekommen ist, sein Charakter ist derselbe. Es ist eine Regierung, in welcher das ganze Volk repräsentirt ist, welche in directer Beziehung auf die Einzelnen des Volks, nicht auf die Staaten hinwirkt — diese behielten alle die Machtvollkommenheit, deren sie sich nicht begaben. Aber wenn jeder Staat sich ausdrücklich so vieler Machtvollkommenheiten entäußert hat, als erforderlich waren, um gemeinsam mit den andern Staaten eine Nation zu bilden, so kann er von dieser Zeit an durchaus kein Recht mehr haben, sich loszutrennen, weil solch eine Trennung nicht einen Vertrag bricht, sondern die Einheit einer Nation zerstört, und jede Verletzung dieser Einheit nicht blos ein Vertragsbruch, sondern ein Vergehen gegen die ganze Union ist."

Jackson verstand es, auf das kräftige Wort ohne Verzug die kräftige That folgen zu lassen, und als seine Truppen und Kriegsschiffe vor Charleston erschienen, um die „Hochverräther" zu Paaren zu treiben, gaben die Nullificatoren und Secessionisten ohne langes Besinnen nach.

Dennoch erreichte Südcarolina mit seinem kecken Auftreten noch einen Theil dessen, was es wünschte. Um den Norden mit dem Süden zu versöhnen, brachte Clay im Einverständniß mit Calhoun, der den Brand vorzüglich geschürt hatte, im Jahr 1833 kurz vor Schluß der Congreßsitzungen im Senate eine Bill ein, die, später auch vom Abgeordnetenhause angenommen, einen Vergleich zwischen den beiden Parteien anbahnte, indem sie für alle nicht zollfreien Artikel eine gleichmäßige Eingangsabgabe von 20 Procent des Werthes bestimmte. Wie früher die Pflanzer, so mußten jetzt die nördlichen Fabrikanten sich fügen, und der Conflict war zu Ende.

Aehnlich wird, wenn die neuesten Nachrichten aus dem Süden der Vereinigten Staaten sich überhaupt bestätigen, der Verlauf der jetzigen Krisis sein.

In Georgia soll in der Legislatur der Antrag gestellt worden sein, nur dann mit den Nordstaaten in Verbindung zu bleiben, wenn diese ihre zu Gunsten der flüchtigen Sklaven erlassenen Gesetze aufheben und den Süden gestatten wollten, Sklaven in die Territorien einzuführen. Virginien beabsichtigte, dem Norden im Namen andrer Südstaaten ein Ultimatum zu stellen und nach Ablehnung desselben die blau und gelbe Sonderbundscocarde aufzustecken. In Alabama und Florida, in Mississippi und Louisiana herrschte ebenfalls große Bewegung. In Charleston wehte bereits statt des Sternenbanners die Palmettoflagge Südcarolinas, und Gouverneur Gist hätte der Centralgewalt schon den Absagebrief geschrieben. Der ganze Süden hätte sich schon seit Monaten mit Waffen versehen und mehr als fünfzigtausend Minute-Men ständen bereit, den Bürgerkrieg zu beginnen.

Wir werden wohl thun, solche Angaben für Uebertreibungen einer vom

Digitized by Google

Parteifieber erhitzten Einbildungskraft anzusehen und uns beim Anblick dessen was übrig bleibt, daran zu erinnern, daß eine im Erlöschen begriffene Flamme in der Regel vor dem Ersterben noch einmal recht lebhaft aufflackert. Die Zornflamme der durch Lincolns Wahl besiegten demokratischen Partei wird davon keine Ausnahme machen. Im Uebrigen geben wir zu bedenken, daß in Amerika jeder Gedanke mit weit mehr Aplomb aufzutreten pflegt, als man bei uns zu sehen gewohnt ist. Wir erlauben uns also bis auf Weiteres, das virginische Ultimatum für eine Fabel zu halten, zwischen den etwa gestellten Anträgen und secessionistischen Beschlüssen und zwischen den vorgekommenen Demonstrationen und wirklichen Thaten einen Unterschied zu machen, die Palmettoflagge sammt der blau und gelben Cocarde als bloße Symbole einer Partei, nicht eines im Entstehen begriffnen neuen Staatswesens zu betrachten und die Zahl der kriegschnaubenden Minute-Men mit hundert zu dividiren.

Gesetzt aber auch den Fall, die Bewegung ginge tiefer, als sie unsrer Voraussetzung zufolge gehen kann, so ist aus Gründen, die wir vor Kurzem aufgezeigt haben, nicht leicht an einen Bürgerkrieg und ebensowenig an eine friedliche Trennung des ganzen Südens vom Norden zu denken. Das Wahrscheinlichste ist, daß der kreisende Berg der Demokratie zuletzt eine Maus gebären wird, das heißt, daß die Drohungen der Sklavenhalter zu einem Compromiß führen werden, bei dem die Partei des Nordens wie 1833 einige ihrer Forderungen opfert, um andere durchzusetzen. Sicher ist, daß die Verständigen im Süden, ihre Lage erkennend, dies und nur dies im Auge haben, wenn sie sich dem Lärm der Fanatiker anschließen, und die Zusammensetzung der republikanischen Partei verbürgt uns nicht, daß sie sich damit verrechnen werden.

Es ist allerdings nicht völlig unmöglich, daß Südcarolina wirklich auf einige Zeit den Verband mit den übrigen Staaten löst. Die große Mehrzahl der andern Sklavenhalterstaaten wird sich hüten, dem Beispiele dieser kleinen Republik, die beiläufig wenig wagen würde, da sie nicht an den freien Norden grenzt, zu folgen. Aber auch für Südcarolina würde der Anfang mit großen Schwierigkeiten verbunden und das Ende Schaden und Schande sein. Vieles kommt darauf an, was für ein Charakter der neue Präsident ist und wie er die Constitution auffaßt. Denkt er wie Jackson und besitzt er dieselbe Energie wie Jackson (sein Lebenslauf könnte dies bis zu einem gewissen Grade erwarten lassen), so wird Südcarolina die aufgehißte Palmettoflagge sehr bald einziehen oder wenn sein hitziges Temperament durchaus nach Krieg verlangt, binnen wenigen Tagen zur Raison gebracht werden.

Digitized by Google

Neujahr in Belgien.

Wir verstehen unter Neujahr die letzten sechs der sogenannten „zwölf Nächte", und unter diesen vorzüglich den ersten Januar, mit dem unter den Gebildeten, und den Dreikönigstag, mit dem unter dem altgläubigen Landvolk das Jahr beginnt. Die belgischen Sitten und Meinungen in Bezug auf diese Tage zu betrachten hat ein besonderes Interesse insofern, als Belgien ein Grenzland ist, in welchem sich französischer und deutscher Gebrauch mischen, und als wir an verschiedenen Einzelnheiten dabei inne werden, wie weit jener diesen verdrängt hat. Wir folgen in unsrer Darstellung auszugsweise den Aufzeichnungen des Barons von Reinsberg, die wir bei dieser Gelegenheit denen, welche an der in Rede stehenden Seite des Volkslebens Interesse nehmen, bestens empfehlen.*)

Wie allenthalben in Deutschland setzt sich am ersten Januar auch in Belgien alle Welt in Bewegung, um seinen Freunden, Verwandten und Gönnern zu gratuliren: die Einen wünschen „une heureuse année", die andern „een zalig nieuwjaer" und hier wie dort wird man für diese Glückwünsche mit Erfrischungen, Liqueur und Zuckergebäck bewirthet.

Früher stellten in Brüssel die Wohlhabenden vor ihren Hausthüren Tische mit Speisen, Getränken und Kerzen auf, an denen alle Vorbeigehenden tractirt wurden. In Antwerpen pflegte man sich mit dem Wunsch: „'ne zalige zulle" zu küssen, und zwar ohne daß Stand oder Geschlecht dabei einen Unterschied machte. In Dinant bäckt man für die Gratulanten Fladen. In Furnes wird das Gratuliren „lukken" genannt, von „luk", dem vlämischen Worte für Glück. Im Limburgschen nennt man es „verrassen," d. h. überraschen, indem hier jeder bestrebt ist, dem andern zuerst sein „gelökseelig nöwjoar" zuzurufen, wofür dieser dann ein Geschenk zu geben hat, sofern es nicht ein Schaltjahr ist, in welchem letztern Fall die Sitte das Umgekehrte verlangt. Man pflegt hier so früh als möglich aufzustehen, und sich leise ein Versteck zu wählen, wo man denen, auf die es abgesehen ist, plötzlich mit seinem Glückwunsch entgegentreten und sich das Neujahrsgeschenk, welches für Dienstboten in einem Pfefferkuchen und einem Schnäpschen, für Kinder in eingemachten Früchten besteht, verdienen kann.

Ein ähnlicher Gebrauch herrscht in den altväterischen Bürgerhäusern Brügges, wo der, welcher der Frau vom Hause am Neujahrsmorgen mit einem

*) Der Titel des Buches ist: „Calendrier Belge. — Fêtes religieuses et civiles, usages, croyances et pratiques populaires des Belges anciens et modernes. Par le Baron de Reinsberg-Düringsfeld. Première livraison. F. Claassen, Libraire-éditeur. 1860.

Digitized by Google

Gläschen aufwartet, während sie noch zu Bett liegt, das Recht auf ein Geschenk hat. Die alte fromme Sitte, nach welcher hier die Musikanten in der Sylvesternacht auf den großen Markt zogen, um der dort stehenden Statue der Jungfrau Maria in Gestalt von drei Musikstückchen ihr Neujahrsgeschenk darzubringen, ist abgekommen, ebenso der bis vor Kurzem in ganz Belgien übliche Gebrauch, die Honoratioren der Städte in der Mitternachtsstunde jenes Tages mit einem Ständchen zu ehren.

Dagegen hat sich in einigen Strichen Flanderns sowie im Limburgschen die Sitte erhalten, wenn die Glocke in der Sylvesternacht zwölf schlägt, Flintenschüsse abzufeuern. Dies geschieht namentlich von den jungen Burschen unter den Fenstern ihrer Schätzchen, und wird von letzteren damit belohnt, daß sie von oben an einem Faden eine Flasche Genever herablassen. Ein Mädchen, das diesen Neujahrsgruß nicht vernähme, würde ihr Verhältniß gelöst glauben, und je größer die Zahl der Schüsse, desto stärker ist in den Augen der Dirne die Liebe ihres Schatzes.

Während diese alten, den deutschen Neujahrsgebräuchen vielfach verwandten Sitten von Jahr zu Jahr mehr Terrain verlieren, breitet sich die französische Sitte der „étrennes" selbst unter der vlämischen Bevölkerung fortwährend weiter aus. Ganz wie in Frankreich ist auch in Belgien der Neujahrstag ein Tag der Zwangssteuer, wo man von seinen Dienstleuten gleich Wechselschuldnen verfolgt wird, wo jeder Glückwunsch zu bezahlen, jeder Gruß mit Geld zu belohnen ist. Die Laufburschen, die Zeitungsträger, die Lampenputzer, die Nachtwächter, die Tambours der Bürgergarde, die Aufwärter der verschiedenen Clubs durchlaufen die Stadt, um sich gegen den Wunsch „une heureuse nouvelle année" oder „een zalig nieuwjaer en veel naervolgende" ein „pourboire" oder „eene kleine fooi" einzutauschen. Die Kellner der Gasthöfe, Schenken und Kaffeehäuser überreichen den Stammgästen dieser Anstalten einen kleinen Almanach oder einen gereimten Glückwunsch zu demselben Zweck.

In Namur vertheilen die Lampenputzer an alle Bewohner der Stadt ein wallonisches Gedicht, in welchem sie um ein Trinkgeld bitten, die Bierwirthe senden ihren Brauern Fladen, die Fleischer ihren Abnehmern eine Schöpsenkeule. In Huy beschenkt der Kaffeewirth seine Gäste an diesem Tage mit einem Stück Kuchen. In Brüssel pflegen die Bäcker ihren Kunden einen Kuchen zu schicken, in Brügge backen sie für dieselben „Nieuwjaerkes" und „Nieuwjaerskoeken;" erstere sind Pfefferkuchen in Form von Herzen oder Sternen, letztere eine Art Rosinenbrötchen. In Dinant bringen die Kinder am Neujahrstag ihren Lehrern Torten, Kuchen und Wein. In Lüttich ziehen Kinder armer Leute von Haus zu Haus, um Oblaten anzubieten und dafür ein Geldgeschenk zu erhalten. Die Köchin pflegt die erste dieser Oblaten, die ihr gebracht wird, auf die Schwelle der Küche zu kleben, da das Glück bringt; auch verfehlen die

Digitized by Google

Dienſtmädchen niemals, ſich von dem erſten der Kinder, die in dieſer Abſicht erſcheinen, ſeinen Vornamen ſagen zu laſſen, da dieſer den Vornamen ihres Zukünftigen anzeigt. In den Dörfern bei Turnhout gehen die jungen Burſche in Geſellſchaften von dreien bis vieren von Thür zu Thür, um vor jedem Hauſe auf Ochſenhörnern zu blaſen, wofür man ihnen ein paar Sous reicht, die ſie dann im Wirthshaus vertrinken.

Die Lieder, die man bei ſolchen Gelegenheiten ſingen hört, haben, wie die franzöſiſchen „Noëls“ und die engliſchen „Christmascarols“ meiſt Bezug auf die Geburt Chriſti oder die drei Könige aus Morgenland. Einige indeß ſind bloße Bettellieder, wie das folgende, welches wir aus den von unſrer Quelle mitgetheilten als beſonders charakteriſtiſch hier folgen laſſen:

„Nieuwjaerken, ik ſta hier buiten,
Ik heb een korfken en't wil niet ſluiten,
Ik heb een mesken en't wil niet ſnyden,
Ik heb boter en't wil niet braijen,
Ik zie een koekjen en ik kan't niet koopen,
Geef my een ſtuiver en laet my loopen.“

Die abergläubiſchen Meinungen, welche ſich in den verſchiedenen Strichen Belgiens an den Neujahrstag oder die achte der heiligen Nächte knüpfen, beziehen ſich großentheils auf das Wetter. Iſt die Sylveſternacht hell und windſtill, ſo weiſſagt man daraus ein gutes Jahr. Iſt ſie windig, ſo muß man ſehen, wo der Wind herweht. Kommt er aus dem Oſten, ſo bedeutet es Viehſeuchen, kommt er von Weſten, ſo zeigt er Sterben unter den Königen und Fürſten an. Südwind verkündet Krankheiten unter den Menſchen, Nordwind ein fruchtbares Jahr. Gibt es am Morgen des Neujahrstages ein ſtarkes Roth am Himmel, ſo ſteht eine ſehr ſchwere Zeit zu erwarten. Scheint während des Tages die Sonne recht hell, ſo wird das Jahr reich an Fiſchen ſein. Ein ſehr gutes Zeichen iſt, wenn das am Sylveſterabend angezündete Feuer im Kamin am nächſten Tage noch unter der Aſche fortglimmend gefunden wird. Neujahrstraum, ſagt der Volksmund, wahrer Traum; Neujahrsbier Verjüngungsbier.

Der zweite Januar oder die neunte der zwölf heiligen Nächte iſt in Belgien von der Kirche dem heiligen Baſilius, dem heiligen Adalard der die Abtei von Corvey gründete, dem Sanct Berthold und dem Sanct Macaire geweiht.

Die letzteren beiden ſind für die vlämiſche Bevölkerung mehr oder minder mythiſche Geſtalten. Schon der Name Berthold oder Berchtold erinnert an die altdeutſche Göttin Bertha oder Perchta, die in den Alpen wie in Nordfranken noch jetzt in den Zwölften eine Rolle ſpielt, und der Berthold oder Bartel, der in derſelben Zeit in Oeſtreich gleich dem ſächſiſchen Ruprecht um-

geht, ist nichts anderes als der in eine possenhafte Kinderscheuche verwandelte Wuotan. In Deutschland außerhalb des Christenthums geblieben, wurde der alte Gott erst ein Gespenst, dann ein Popanz für die Kinder. In Belgien flüchtete er sich in die Kirche und rettete damit nicht blos seine Existenz, sondern auch seine Verehrung. Daß er sich die neunte der heiligen Nächte wählte, verräth ebenfalls deutlich das Heidenthum des frommen Abtes. Die Neun ist die am höchsten geehrte Zahl in den Resten des germanischen Urglaubens. Der Grund weshalb, wird vielleicht in der fernen Heimath der Arier zu suchen sein, vielleicht auch liegt er in einem einfachen Rechenexempel. Die Neun ist eine unzerstörbare Zahl, die sich, mögen wir sie addiren, multipliciren oder dividiren, immer wieder herstellt. Multipliciren wir 9 mit 9 oder irgend welcher einfachen Ziffer, so werden die beiden Zahlen des Products addirt stets 9 geben, z. B. 9 mal 9 ist 81 und 8 und 1 = 9; 4 mal 9 ist 36 und 3 und 6 = 9 u. s. w. Sei dem aber wie ihm wolle, jedenfalls ist der heilige Berthold des belgischen Bauernkalenders ein verkappter Heidengott und der Gebrauch, an seinem Tage die Hühner bessern Gedeihens halber mit neunerlei Sorten Getreide zu füttern, eine Sitte, die mit vorchristlichen Vorstellungen in Verbindung steht.

Auch in den belgischen Heiligen, welche dem dritten Januar, und ebenso in denen, welche dem vierten vorstehen, wird man Erinnerungen an die Namen und Gestalten der deutschen Mythologie vermuthen dürfen.

Dem dritten Januar oder, um heidnisch zu reden, der zehnten von den zwölf Nächten, stehen die heilige Genovefa und die heilige Berthilde vor. Der ersteren sind in Belgien eine große Anzahl von Kirchen geweiht, man verehrt sie als Beschützerin der Aecker und Wiesen, ruft sie gegen Gliederreißen und Flechten an und feiert ihr zu Ehren in Drehance bei Dinant alljährlich am 3. Januar ein Fest, zu dem sich zahlreiche Pilger einstellen. Berthilde ist Patronin der Feldarbeiten, und ihr Fest hat Einfluß auf das Wetter. Namentlich die Winzer betrachten ihren Tag als bedeutungsvoll für den Weinstock, den sie früher an diesem Tage zu beschneiden pflegten. Die heilige Pharaïlde endlich, welche in Gemeinschaft mit Sanct Rigobert den vierten Januar zu ihrem Ehrentag hat, steht, wie bekannt, mit gewissen Sagen vom wilden Heer in zu enger Verbindung, als daß wir in ihr nicht die christliche Wiedergeburt einer heidnischen Walkyre oder Göttin erkennen dürften.

Die Kirche weiß davon natürlich nichts. Nach der Legende war die heilige Pharaïldis (vlämisch: Sinte Veerle) die Schwester des heiligen Emebert, Bischofs von Cambray, und der heiligen Rainilde und Gudula. Nachdem sie neunzig Jahre der Uebung jeglicher Tugend gelebt, starb sie in Lothringen, von wo man ihren Leichnam 745 nach Genf brachte. 1685 schenkte das Sanct-

Digitized by Google

Pharaïlden-Kapitel dieſer Stadt einen Theil ihrer Gebeine der ihr zu Ehren in Stennockerzeel erbauten Kapelle. Der Erzbiſchof von Mecheln approbirte im Jahre darauf dieſe Reliquien und gewährte denen, welche dorthin pilgerten, einen vierzigtägigen Ablaß. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts endlich kamen die heiligen Gebeine, da die Kapelle von der franzöſiſchen Regierung verkauft wurde, nach der Nicolaikirche des benachbarten Gent, wo ſie ſammt einigen durch die Heilige in Stein verwandelten Broten noch heute fromme Bauerngemüther erbauen.

Die Geſchichte von den ſteinernen Broten, die jeden vierten Januar ausgeſtellt werden und dann ſtets zahlreiche Gläubige herbeilocken, iſt die bekannte, die ſich in verſchiedenen andern niederländiſchen Orten, z. B. in Leiden, und ebenſo in vielen deutſchen Städten zugetragen haben ſoll. Eine arme Frau kommt zu ihrer reichen Schweſter, um für ihr Kind um Brot zu bitten. Dieſe verweigert die Bitte, da ſie ſelbſt keins im Hauſe habe, und ſetzt, um ihre Worte zu bekräftigen, den Fluch hinzu: „daß mir alles Brot, welches ich hätte, zu Stein würde!“ Die Arme ging und würde ihr Kind haben Hungers ſterben ſehen, wenn ihr nicht eine andere mitleidigere Frau begegnet wäre, die ſie mit dem Erforderlichen verſah. An der reichen Schweſter dagegen erfüllte ſich ihr Fluch: all ihr Brot wurde zu Stein, und ſo mußte ſie verhungern. Die Helferin in der Noth aber und die Rächerin des Frevels war niemand anders als die „ſinte Veerle“ geweſen. Dieſelbe gilt dem Landvolk noch jetzt als hülfreiches Weſen, und namentlich am vierten Januar ruft man ſie für kränkliche Kinder, gegen Leibſchmerz und Zahnweh, gegen Fieber und Viehkrankheiten an. Ferner hat ſie Einfluß auf das Gerathen der Butter und auf den Verlauf von Reiſen. Endlich vermag ſie das Sterben zu erleichtern, was wol auf die Walküre zurückweiſt, die ſich in der Heiligen verborgen hat.

Der fünfte Januar iſt als Vorgänger des Dreikönigstags in der Kirche wie im Volksglauben ein ganz beſonders angeſehener und bedeutſamer. Die Kirche hat ihm nicht weniger als ſechs Heilige, drei männlichen und drei weiblichen Geſchlechts: Eduard, Simon Stylites und Telesphorus, Amata Emilia und Januaria zu Taufpathen gegeben. Das Volk aber knüpft an ihn allerlei Weiſſagung und Zauber und begeht ihn mit verſchiedenen alterthümlichen Bräuchen als die zwölfte der heiligen Nächte. Iſt der Tag kalt, der Himmel klar, der Wind ſtill, ſo erwartet man ein glückliches Jahr, regnet es, iſt die Temperatur mild und weht ein ſtarker Wind, ſo befürchtet man ein unglückliches. Sehr ungern ſieht der Altgläubige an dieſem Tage nach ſtarkem Regen hellen Sonnenſchein; denn das bedeutet Krieg und Blutvergießen.

Ferner herrſcht in vielen Dörfern, in vlämiſchen wie in walloniſchen, noch die Sitte, am Abend vor Dreikönigstag vor dem Hauſe drei Kerzen

derbar, mit welchem Eifer die deutsche Belletristik an den Mollusken klebt. Kotzebue in roh gemeiner, Tieck in zierlich raffinirter Weise haben gleichmäßig darauf hingearbeitet; die jungdeutsche Literatur hat von beiden gezehrt. — Und es ist um den Verfasser schade, er ist nicht ohne Talent für die Charakteristik, äußere Staffagen sind mitunter vortrefflich: hätte er sich bemüht, statt der problematischen Naturen lebendige Naturen zu schildern, so wäre ihm mehr gelungen. Nicht Oldenburg, nicht Arnold, nicht Melitta, Helena u. s. w., sondern der alte Grenwitz, Anna Maria sind gelungen. Dem Dichter ist es nicht verwehrt, auch die bloße Schwäche zu schildern, aber sie muß sich nicht in den Mittelpunkt des moralischen Interesses drängen, sie muß sich nicht für Stärke ausgeben wollen. Daß einer hübsch, kräftig an Körper, geistreich u. s. w. ist, genügt noch nicht: er muß auch in geistiger Beziehung Knochen haben, eine wirkliche Gestalt, sonst hat er auch kein Schicksal und kann kein dauerndes Interesse erregen. — Sollte etwa auch dieser Roman das Nebeninteresse haben, das Junkerthum in seiner Nullität zu zeigen, so würde er diesem Zweck besser entsprechen, wenn er die Sache ernster nähme. In dem vorliegenden Bild wird sich das Junkerthum nicht wieder erkennen. —

Heinrich Waldeck: die Egoisten. (Leipzig, Lork.) — Wieder zwei problematische Naturen, der Freiherr Adolph und der Maler Müller, die nicht wissen was sie wollen, die eben darum sogar zum Verbrechen getrieben werden, dann Reue fühlen u. s. w. — Und diese „Jugend" wird der alten starren Aristokratie gegenüber gestellt. Diese Jugend wird die Aristokratie nicht stürzen, und im Gespräch zwischen dem alten Baron Benzbach und dem Sohn, der immer Schiller und Göthe citirt, sind wir sehr geneigt, für die patria potestas einzutreten. —

Illustrirter Novellen-Almanach für 1861 (Leipzig, Schrag) enthält eine Criminalgeschichte von Temme in dem bekannten Stil dieses Novellisten, und Novelletten von Levin Schücking, Heinrich König, Louise Mühlbach und Baronin Gravenreuth (bekannt durch ihre Disputation mit Gutzkow). —

Carl Wartenburg: Neue Propheten, Roman in 2 Bdn. (Leipzig, Grunow). Die Heerlager der beiden politischen Parteien sind geschildert: auf der einen Seite, um den romantisch gesinnten König sich gruppirend, ein ordenssüchtiger Hofmann, ein fanatischer Reactionär Marecampus, der als Jesuit endet, und sein Helfershelfer, ein wüster Duellant und falscher Spieler, der unter Don Carlos und König Ferdinand von Neapel gedient; ihnen gegenüber ein feuriger Redacteur, ein sinniger Doctor und ein Schriftsetzer, der seinen

Digitized by Google

Edelmuth hinter scheinbarem Menschenhaß versteckt; dazwischen die Frauenwelt, bald von der einen, bald von der andern Seite angezogen; geheime Criminalbeziehungen; ein verloren gegangenes Kind, das Anfangs als furchtbare Drohung auftretend, endlich den versöhnenden Ausgang vermittelt; zum Schluß Jeder nach Verdienst belohnt und bestraft. — Die politischen Beziehungen könnten etwas tiefer gegriffen sein. —

Deutsche Schaubühne, redigirt von Feodor Wehl, Hamburg. — Die Redaction bemüht sich, ihre Zeitschrift durch angemessene belletristische Beiträge zu heben. In besonderem Abdruck sind erschienen: „Neue Herzensgeschichten" von Feodor Wehl und „Salonbilder aus der vornehmen Welt" (d. h. aus den Pharotischen) von Friedrich Steinbach. —

Armand: Ralph Norwood. Roman in 5 Bdn. (Hannover, Rümpler.) — Man sollte denken, daß Cooper für Indianerbilder nicht mehr viel Spielraum gelassen hätte. — Und doch ist in unsern Tagen wieder eine ganz neue, sehr umfassende Indianerliteratur aufgetaucht, die das Publicum anspricht und fesselt. Auch der Verfasser des gegenwärtigen Romans hat, soviel wir wissen, schon Mehreres in diesem Fach geleistet, und scheint durch unmittelbare Anschauung dazu befähigt zu sein. An spannenden Verwickelungen fehlt es nicht, der künstlerische Werth ist nicht erheblich. —

Gustav von Struensee: Zwei gnädige Frauen. Roman in 5 Bdn. (Breslau, Trewendt). — Die Figuren sind originell, und glücklich erdacht, so paradox das Thema ist; namentlich die beiden gnädigen Frauen haben soviel Plastik, daß sie sich dem Gedächtniß einprägen. — Eine Baronin, die ihr Haus mit männlicher Kraft regiert, will nicht, daß das Majorat an eine katholische Seitenlinie falle; da sie selbst keine Hoffnung zu männlichen Erben mehr hat, veranlaßt sie ihren schwachen Gemahl, sich von ihr scheiden zu lassen und eine andere zu heirathen. — Die Zumuthung ist stark, aber die daraus sich ergebenden Verwickelungen sind sehr ergötzlich geschildert. — Schade, daß das Costüm nicht beobachtet ist. Die Zeit des siebenjährigen Kriegs steht uns noch zu nahe, als daß wir nicht den Gegensatz der damaligen Sprachweise gegen die unsere empfinden sollten. Wenn ein Dichter seine Geschichte in jene Zeit verlegt, darf er die Personen nicht in unserer Manier sich unterhalten lassen. Eine zu ernstliche Nachahmung der alten Sprachweise würde sogar stören: aber es darf nichts vorkommen, was gegen den Geist derselben verstößt. —

Max Ring: Rosenkreuzer und Illuminaten. Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert. 4 Bd. (Berlin, Janke). Der Verfasser hat die u

Digitized by Google

den gewöhnlichen Quellen vorkommenden Notizen über Schrapfer, Cagliostro, Bischoffswerder u. s. w. (Bülaus geheime Geschichten u. s. w.) fleißig benutzt; was er selber dazu gethan, ist leichte Waare. Uebrigens würde sich die Zeit sehr wohl zu einem — auf strenger Forschung beruhenden — Gesammtbild eignen. —

C. L. Werther: Kleindeutschland oder Magnus XCIX von Thoren. 2. Bd. (Berlin, Janke). — Eine Satire gegen die Fürsten und das fürstliche Leben im Allgemeinen. Wenig Witz und viel Behagen: der Witz beruht zum Theil darauf, daß der eine Fürst immer in Infinitiven redet, daß zwei andere flottern u. s. w. Einmal entsteht sogar zwischen den Fürsten auf einem Congreß eine förmliche Prügelei, was, soviel uns bekannt, in jenen hohen Regionen doch niemals vorgekommen ist. —

Muckerromantik oder Tagebuch eines Seelensuchers. Roman aus dem Wupperthal. (Bonn, Oelbermann). — Ein Pedant wird von einer Coquette gehänselt; was die Zustände des Wupperthals damit zu thun haben, ist uns nicht verständlich. —

Ernst Thränenlacher: Xenien in Prosa oder die Extrablätter des Genius. Fliegende Arabesken zur laufenden Literatur- und Culturgeschichte. (Bonn, Oelbermann). — Abgesehn von den Satiren gegen Düntzer, Paul Hesse u. s. w. scheint der Verfasser der jungen Literatur (es ist von einer neuen Schule noch hinter den Junggermanen die Rede) den Humor zu empfehlen: er scheint, denn nach der beliebten Jean-Paul'schen Methode erfährt man nicht recht, ob er das meint, was er sagt, oder etwas anderes. — Wollte Gott, daß die Empfehlung auch That würde! An Humor fehlt es uns wirklich ganz erstaunlich, und für eine Stunde gesunden Gelächters gäben wir gern Jahrhunderte blasirter Sentimentalität. Nur ist mit dem guten Willen noch wenig gethan: man wird noch nicht komisch, wenn man in ungewöhnlichen Redensarten und Constructionen spricht. —

Edmund About: Die Bank gesprengt! (Trente et Quarante!) Aus dem Französischen (Leipzig, Lorck). — Hier ist echter, gesunder Humor, wirkliche Zeichnung und wirkliches Leben. Seit langer Zeit können wir uns nicht erinnern, im Gebiet der komischen Erzählung etwas so Musterhaftes gelesen zu haben. Einige dreiste Erfindungen, die aber das Wesen der Sache nicht berühren, nimmt man gern mit in den Kauf. Der bissige Capitän, das junge Mädchen, der verliebte Italiener, das deutsche Ehepaar — lauter Figuren, die man nicht vergißt, die leben und athmen und die es verdienen, zu leben! Wir setzen den kleinen Roman den besten Erzählungen von Charles de Bernard an die Seite. Ueberhaupt, wo die jüngsten Franzosen wirklich Franzosen sind,

Digitized by Google

wo sie nicht transcendentale Philosophie oder höhere Mystik treiben, zeigen sie noch die alte Liebenswürdigkeit. About ist freilich von allen der talentvollste: auf einem andern Gebiet Taine. —

Als wir jung waren. Eine Erzählung aus dem Englischen. (Stuttgart, Schmidt u. Spring). — Hübsche kleine moralische Erzählungen für die Jugend. —

Golo Raimund: Gesammelte Novellen, 4 Bd., (Hannover, Rümpler). —

August Schrader. Börse und Leben, Originalroman in 4 Bdn. (Wien, Leo). — Leistungen ersten selbst zweiten Ranges sind in unsern Tagen allerdings viel seltener als in unserer classischen Literatur; vergleichen wir aber die mehr für das gewöhnliche Lesebedürfniß geschriebenen Bücher, so sehen wir doch, daß wir in unserer Durchschnittsbildung bedeutend weiter gekommen sind. Lafontaine oder Cramer; oder aus einer spätern Zeit Clauren und Schilling — es wird doch jetzt im Ganzen viel besser geschrieben, der Stil ist fortgeschritten, die Zeichnung ist correcter, die sittliche Haltung befriedigt viel mehr. Da das Lesebedürfniß heute noch größer ist als damals, und das Publicum ohne viel Auswahl nimmt, was ihm geboten wird, so ist dieser Umstand gar nicht gering anzuschlagen. —

Björnsterne Björnson: Aus Norwegens Hochlanden. 8 Bd. Nach der vierten Auflage des Originals übersetzt von H. Helms. (Berlin, Wenkler). — Dorfgeschichten in der Weise Auerbachs; aber wilder und reckenhafter; die Faustschläge fallen dichter und gefährlicher. Die Form der Erzählung ist vortrefflich, und sie wird auch für unser Publicum wenigstens ebensoviel Interesse bieten als die Bilder aus der Schweiz und selbst aus dem Schwarzwalde. — Zum Schluß noch ein kleines zierliches Weihnachtsbuch in der Weise Dickens: Nur. Von der Verfasserin von „Eine Falle um einen Sonnenstrahl einzufangen"; frei nach dem Englischen von F. T. (Berlin, Schulze). —

J. S.

Südcarolina.

Der Staat Südcarolina, welcher schon seit Jahrzehnten den Reigen der Sklavenhalterpartei führt, und dessen „Feuerfresser" soeben wieder einmal Miene machen, sich durch Austritt aus der Union dem von Jahr zu Jahr unbequemer werdenden Einfluß des Nordens zu entziehen, gehört zu den drei-

zehn Republiken, aus denen die nordamerikanische Union ursprünglich bestand. Seine Grenzen sind im Norden und Nordosten Nordcarolina, mit dem es bis 1697 verbunden war, im Südosten der atlantische Ocean, im Südwesten Georgia. Er nimmt eine Fläche von 1156 Quadratmeilen ein, von denen aber nur etwa 300 unter Cultur genommen sind, und hatte beim letzten Census 668,507 Einwohner, unter welchen sich 384,984 Sklaven und 8900 freie Farbige befanden. Hauptflüsse sind der Savannah, welcher den Staat von Georgia trennt, der Pedee, Waccamaw, Santee, Black River, Cooper River, der Edisto, Wateree, Catawba und Tyger. Vor der Küste liegen weitgedehnte Schlammbänke und zahlreiche kleine Inseln.

Das Land zerfällt seiner Bodengestaltung nach in drei Striche. Von der See bis etwa zwanzig deutsche Meilen weit einwärts ziehen sich die sogenannten Pine-Barrens hin, weite Flächen, die theils noch Sumpf, theils fruchtbare Marsch, theils eine Wildniß von Fichten, Cypressen und Schilf sind. In diesen ungesunden, von Reptilien und Muskitos wimmelnden Gegenden wird in unmittelbarer Nachbarschaft des Meeres Reis und Baumwolle, weiter oben Tabak und etwas Kaffee gebaut. An das flache Küstenland schließt sich ein etwa 10 Meilen breiter Streifen, der theils Steppe, theils sandiges Hügelland zeigt, auf welchem Tannen wachsen, und nach dieser Hügelregion folgt das Hochland der Blue Ridge, in dessen Thälern Mais und anderes Getreide gebaut und in dessen Bergen etwas Gold, Blei und namentlich Eisen gegraben wird. Hier, im County Pickens erhebt sich der 3752 Fuß hohe Table Mountain und westlich davon der etwas niedrigere Colenoy. Das Klima ist in den Niederungen vom März bis in den Oktober unerträglich heiß und sehr ungesund. Wechsel- und Gallenfieber sind an der Tagesordnung, und häufig stellt sich auch das gelbe Fieber ein. Der Winter ist hier nur eine Regenzeit, ein Frühling unbekannt. Das Gebirge soll im Allgemeinen gesund sein; doch schadet dem Fremden leicht der schroffe Wechsel der Temperatur.

Südcarolina ist noch ausschließlicher als Nordcarolina und Georgia ein Baumwollenpflanzerstaat. Es erbaut an Getreide nicht den dritten Theil dessen, was es braucht, und muß daher dieses wie andere Lebensmittel in großen Massen vom Norden und Westen kaufen. Die Viehzucht beschränkt sich fast ganz auf die sehr nachlässig betriebene Schweinezucht. Die industriellen Etablissements sind kaum der Erwähnung werth; man findet einige Eisenhämmer, einige Nägelfabriken, dann Säge-, Mahl- und Oelmühlen. Die Ausfuhr, durchschnittlich 10 Millionen Dollars das Jahr an Werth, besteht in Baumwolle, Reis, Theer und Pech, die Einfuhr, die sich auf etwa 3 Millionen jährlich beläuft, in Manufacturwaaren aus dem Norden. An den Noten der mit einem Grundcapital von 9 Millionen Dollars im Staate

Digitized by Google

bestehenden Banken verliert man in der Regel 1 bis 2 Procent. Die Staatsschuld, die sich auf etwa 3½ Millionen beläuft, wird mit 3, 5 und 6 Procent verzinst. Die Zahl der Milizen beträgt gegen 55,000 Mann. Kanäle hat der Staat 10½ Meilen. Von Eisenbahnen besitzt er die 27 Meilen lange Südcarolina-Bahn, die Charleston mit Hamburgh verbindet, die 14 Meilen lange Branchville-Columbia-Bahn und die 25 Meilen lange Fortsetzung der letztern bis Greenville, die sich an die große Bahn durch Nordcarolina, Teneſſee und Kentucky hinauf nach Cincinnati anschließt.

Die politische Hauptstadt Südcarolinas, d. h. der Sitz des Gouverneurs und der Legislatur, ist das etwa 5000 Einwohner zählende Columbia, wo sich auch die Universität des Staates befindet. Sonst ist als die wichtigste Stadt das auf einer vom Cooper- und Ashley-River gebildeten flachen Halbinsel sehr ungesund liegende Charleston, von dessen 45,000 Einwohnern mehr als die Hälfte Sklaven sind. Von den übrigen Städten nennen wir nur Orangeburgh, Camden, Lexington, Lancaster, Greenville und Georgetown. Es sind unbedeutende Landstädtchen, von denen nur das zuletzt erwähnte mehr als 3000 Einwohner hat.

Der in ihrer jetzigen Gestalt seit 1790 bestehenden Verfassung zufolge liegt die gesetzgebende Gewalt in den Händen eines Senats, der aus 45, und eines Abgeordnetenhauses, welches aus 124 Mitgliedern besteht. Die Senatoren werden auf vier, die Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. Beide Häuser versammeln sich jedes Jahr am vierten Montag des November in Columbia. Die vollziehende Gewalt hat der auf zwei Jahre von der General-Assembly gewählte Gouverneur. Stimmberechtigt ist jeder männliche Bürger der Vereinigten Staaten, der 21 Jahr alt ist, seit zwei Jahren im Staate wohnt oder bei der Wahl seit sechs Monaten ein Freigut von 50 Acres oder einen Stadtbauplatz besitzt oder in Ermangelung dessen sich seit sechs Monaten in dem betreffenden Wahlbezirk aufhält und jährlich eine Steuer von 37½ Cents = 15 Sgr. preußisch entrichtet. Sklaven dürfen natürlich nicht stimmen; indeß gelten sie in dem Census, nach dem die Staaten zur Absendung einer gewissen Anzahl von Congreßmitgliedern berechtigt sind, jeder einzelne als dreifünftel Seele. Sie sind also zweifünftel Eigenthum, und dreifünftel politische Person, indeß haben sie nur für ihre Herren politische Rechte. Daraus ergibt sich das Mißverhältniß, daß Südcarolina bei einer Bevölkerung von nur 274,567 Weißen 7, Newhampshire dagegen mit 317,456 weißen Einwohnern nur drei Abgeordnete in den Congreß schickt.

Von jenen Abgeordneten Südcarolinas sind zwei Senatoren und fünf Mitglieder des Repräsentantenhauses. Wenn der kleine Staat in der Entwicklung der Union eine wichtigere Rolle spielte, als viele andere Staaten von größerer Ausdehnung und Bevölkerung, so ist der Grund davon, abg-

sehen von jenem Census, den nördlichen gegenüber darin zu suchen, daß man unter der Sklavenhalter-Aristokratie im Süden bisher mehr Zeit und Neigung hatte, sich mit Politik zu beschäftigen, und daß die Interessen hier nicht so sehr auseinander gehen als im Norden. Den größern Südstaaten gegenüber erklärt sich die Führerschaft Südcarolinas aus der Anzahl von bedeutenden Politikern, die es in den Congreß gesandt hat, und aus dem Umstand, daß hier sich eine Schule bildete, welche die Grundsätze jener Politiker fortpflanzte und bei allen Gelegenheiten mit traditioneller Kunst und Kühnheit zu verwirklichen bestrebt war. Als Gründer dieser Schule haben wir John C. Calhoun anzusehen, der zuerst (vgl. Kapp, Gesch. d. Sklav.) die Sklaverei der Freiheit als gleichberechtigte Macht gegenüberstellte und zuerst mit Entschiedenheit und Consequenz den Grundsatz verfocht, daß jeder Einzelstaat Richter über die Grenzen der Bundesgewalt sei.

Calhouns Theorie in Betreff der Stellung der Einzelstaaten zur Centralgewalt unterscheidet sich von der seines Meisters Jefferson wesentlich dadurch, daß sie bewaffnet auftritt. Jefferson stellte die Gleichberechtigung Aller als Princip auf, sicherte die Freiheit der Einzelstaaten dadurch, daß er die Bundesregierung angewiesen sehen wollte, sich aller Einmischung in die innern Angelegenheiten dieser Staaten zu enthalten, gab aber die Entscheidung in öffentlichen Fragen den Majoritäten anheim. Calhoun verwechselte das schrankenlose Belieben des Einzelnen mit der Freiheit Aller, wollte gleiches Recht nur für die Herren und stellte als Schutzmittel gegen unbequeme Majoritätsbeschlüsse den Satz auf, daß jeder einzelne Staat die Befugniß habe, bei Verletzung oder Beschränkung seiner Interessen durch den Congreß jeden dahin zielenden Beschluß für nichtig zu erklären.

Calhoun ist der Meister, auf dessen Worte alle südlichen Demokraten wie auf ein Evangelium schwören, sein Werk über den Staat noch heute die Waffenkammer, aus der sie ihr Rüstzeug gegen den Norden holen. Die Grundsätze jenes Buches sind folgende: die Regierung ist da, um die Gesellschaft vor egoistischen Uebergriffen des Stärkeren zu schützen. Da deren Macht in der Regel Individuen anvertraut ist, die ihre Interessen dem allgemeinen Besten vorziehen, so muß sie durch eine Verfassung beschränkt werden. Fragen wir, wie soll diese das Publicum vor Beeinträchtigung schützen, so sehen wir, daß das allgemeine Stimmrecht nur eine herrschende Majorität wählt, welche an die Stelle der Regierung tritt und ganz dieselben egoistischen Neigungen hat. Die freie Presse kann daran nichts ändern, da sie sich stets auf die Seite lehnt, auf welcher die stärksten Interessen herrschen. Die einzige Möglichkeit, aus dieser Schwierigkeit herauszukommen, findet sich daher in den „concurrirenden Mehrheiten". Diese bilden den Gegensatz zu den numerischen Mehrheiten und geben den von letzteren bedrohten Theilen oder Interessen

Digitized by Google

der Gesellschaft das Recht des Widerspruchs und der Trennung von den sie bedrohenden Handlungen der andern Theile oder Interessen.

Daß diese Grundsätze nur auf Sklavenstaaten passen, daß sie auf der Ansicht ruhen, die Menschheit werde lediglich vom Egoismus regiert, und daß die Consequenz des Systems das freie Veto der polnischen Landboten oder die absolute Anarchie ist, kümmerte Calhoun nicht. Mußten sie doch zum Vortheil des Südens ausschlagen, auf den die ganze Sophistik zugespitzt war. Diesen Vortheil verfolgte er mit einer nie rastenden fanatischen Consequenz und mit einer Gewandtheit im Manövriren, die von Compromiß zu Compromiß mit den Gegnern endlich bis zu einer fast unbedingten Suprematie der Sklavenstaaten über die freien gelangte. Bis auf Calhoun galt die Sklaverei selbst dem Süden als ein Uebel. Er sprach zuerst aus, daß sie der normale Zustand für den Neger, göttlich in ihrem Ursprung und wohlthätig in ihren Folgen, daß eine wirkliche Demokratie ein Unding und die Sklaverei das conservative Princip der menschlichen Gesellschaft sei, und daß die Regierung das System, dem sie ihre Stabilität verdanke, nicht zu beschränken, sondern nach Möglichkeit zu fördern und auszudehnen habe. Danach handelte er in allen Fragen, danach handeln seine Nachfolger noch bis diesen Tag, und so gelangte die Partei, fortwährend die höchsten Forderungen stellend, um die Gegner wenigstens zu Abschlagszahlungen zu vermögen, endlich dahin, wo der Norden, die Summe dieser Abschlagszahlungen überblickend, inne wurde, daß auf diese Weise nicht mehr zu leben sei.

Es ist hier nicht der Ort, jene Kette von Compromissen im Einzelnen zu betrachten; nur an dasjenige sei erinnert, welches, durch Anwendung der Calhounschen Theorie von dem Rechte der Einzelstaaten, unbequeme Beschlüsse des Congresses in ihrem Gebiet für ungiltig zu erklären und sich von der Union loszusagen, erzwungen wurde, und welches uns durch diese seine Entwicklung einen Fingerzeig geben kann, worauf es mit den jetzt aus Südcarolina berichteten secessionistischen Demonstrationen allein abgesehen zu sein scheint.

Wir meinen die Tarif-Agitation, die in den Jahren 1828 bis 1833 die Union in derselben Weise aufregte, wie jetzt die Sklavenfrage. Der Verlauf derselben war folgender: Auf Andringen der nördlichen Manufacturstaaten wurde im April 1828 vom Congreß ein Gesetz angenommen, welches fast auf alle mit den Erzeugnissen amerikanischer Industrie concurrirenden ausländischen Waaren, auf Wollenstoffe, Eisen, Hanf, Blei und namentlich auch auf Baumwollenwaaren höhere Eingangssteuern legte. Die Pflanzer des Südens, unter denen es keine Fabrikanten gab, und die nur das eine Interesse hatten, ihre Baumwolle auf dem englischen Weltmarkt möglichst gut zu verkaufen und ihre Bedürfnisse an Manufacturwaaren möglichst wohlfeil zu erlangen, bekämpften als Freihändler-Partei jenen schutzzöllnerischen Tarif im Congreß mit aller

Digitized by Google

aufzustellen; denn in dieser Nacht haben böse Geister und Zauberer besondere Gewalt über die Menschen, und die drei Magier, die durch die Kerzen geehrt werden, besitzen nach dem Volksglauben unbegrenzte Macht über alles, was mit Gespenstern und Hexen zusammenhängt.

Sodann gehen in dieser Nacht die Mädchen, ähnlich wie in verschiedenen deutschen Gegenden, auf Heirathsomen aus, indem sie sich im Dunkeln nach den Schafställen begeben und dort unter den Thieren umhertasten. Greifen sie zuerst einen Widder, so bekommen sie noch im Lauf des Jahres einen Mann.

Sehr häufig sieht man in manchen Strichen Belgiens in der zwölften Nacht Trictrac spielen, vielleicht weil die Tafeln dieses Spiels, in zwölf Felder getheilt, ein Symbol der zwölf Monate des Jahres sind, die ihrerseits wieder in Beziehung zu den zwölf Nächten stehen. Wer an diesem Abend im Trictrac gewinnt, ist das ganze Jahr hindurch glücklich, meint die Spinnstubenphilosophie.

Ganz wie in der Neujahrsnacht, feuert man auch in der vor dem Dreikönigstage in Flandern Flinten- und Pistolenschüsse ab. Auch versammelt man sich, um Fladen zu essen und Genever-Grog zu trinken — ein Getränk, das an die „Waissail-bowl" erinnert, die bei der Weihnachtsfeier des englischen Landvolks eine Rolle spielt. Indeß ist nicht bekannt, ob man in Flandern ebenso wie früher in England den Obstbäumen einen Antheil von dem Grog gönnt.

Im limburger Land geben die Pächter und Gutsbesitzer allen ihren Arbeitern, selbst denen, die nur einmal im verflossenen Jahre für sie beschäftigt gewesen sind, ein reichliches Abendessen, und nach Beendigung des Mahles wird einer der Gesellschaft zum König gewählt. Denn die wolbekannte Sitte, einen Zecher-König aufzustellen und auszurufen, ist die Hauptceremonie dieses Abends, wiewol sie an einigen Orten erst am Dreikönigstag selbst vorgenommen wird. Der Kuchen mit der Bohne, welcher dabei in Frankreich eine Rolle spielt, ist in Belgien nur in einigen Strichen Limburgs in Gebrauch. Hier wird ein ungeheurer Kuchen, in den eine oder zwei Bohnen gebacken sind, auf den Tisch gebracht und in Stücke zerschnitten. Die drei ersten Portionen sind „für die heilige Familie" bestimmt, sie werden an die Armen des Orts vertheilt, während die übrigen unter den Anwesenden herumgereicht werden. Derjenige, in dessen Antheil sich die Bohne findet, wird zum König ausgerufen und wählt sich eine Königin, wenn man nicht zwei Bohnen in den Kuchen gebacken hat, in welchem Fall auch die Königin durch den Zufall ihre Würde erlangt. Beide zusammen haben die Pflicht, die Gesellschaft am Dreikönigstag zu bewirthen. Trifft sich's, daß die Bohne nicht in den zur Vertheilung unter die Gäste gekommenen Stücken des Kuchens ist, so muß die Gesellschaft das Recht, darnach in dem Antheil der Armen — part à Dieu

Digitized by Google

— zu suchen, mit einem Almosen für die Nothleidenden und Kranken des Dorfs erkaufen.

Der Ursprung der Sitte ist bekanntlich in den römischen Saturnalien zu suchen. Während dieser festlichen Zeit waren die Schulen geschlossen, der Senat und die Gerichte hatten Ferien und jeder Rangunterschied war aufgehoben. Der Sklave speiste an der Tafel seines Herrn, und das Loos der Bohne konnte ihn so gut treffen wie jenen, der vielleicht römischer Consul war. Denn in Nachahmung der alten Griechen, die bei ihren Gelagen durch das Loos einen „Basileus" bestimmten, dessen Function in Aufrechthaltung der Ordnung bestand, wählten die Römer einen „Rex" oder „Magister Convivii", dessen Amt es war, zu wachen, daß der Comment nicht verletzt und nach Regel und Gesetz gezecht wurde. Die Wahl fand fast ganz so wie noch jetzt im Limburgischen statt. Man vertheilte bei Beginn des Gelages einen Kuchen, in dem eine Bohne versteckt war, und zwar setzte man, damit die Vertheilung ohne Ansehen der Person vor sich gehe, ein Kind auf den Tisch, dem jeder der Gäste mit den Worten „Phoebe domine!" sein Stück abforderte. Der Gebrauch ist, wie bemerkt, auch in mehren Provinzen Frankreichs noch in der Uebung, ja in mehr als einer Gegend hat sich sogar der Ruf „Phoebe domine!" erhalten, obwol der Bauer keine Ahnung hat, was der Sinn der Worte ist.

Daß die Sitte, einen Zecherkönig zu wählen, auch im Belgischen sehr alt ist, ergibt sich aus der Chronik des Mönchs Egidius li Muisis, Abtes des Sanct Martinsklosters zu Tournai, in welcher wir lesen, daß schon 1281 „nach altem Herkommen die wohlhabenden Bürger und deren Söhne sich Brüdern gleich um eine große runde Tafel versammelten und einen König wählten."

Der Gebrauch kommt aber noch häufiger am sechsten Januar, dem Epiphanias- oder Dreikönigstag vor, zu dem wir nun übergehn.

Der Epiphaniastag ist, wie bekannt, zum Andenken an die Huldigung der Heidenwelt vor dem neugebornen Welterlöser eingesetzt. Die Bibel, das heißt das Matthäus-Evangelium, erzählt, daß Weise aus dem Morgenland gekommen seien, um das Kind der Maria, dessen Geburt ihnen durch einen Stern verkündigt worden, anzubeten und es mit Gold, Weihrauch und Myrrhen zu beschenken. Die Legende weiß mehr zu berichten. Sie weiß, daß es drei Weise waren, daß sie die Würde von Königen bekleideten, und daß sie die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar führten. Sie weiß sogar, daß Kaspar es war, der das Jesuskind mit Myrrhen, Melchior, der es mit Weihrauch, Balthasar (hebräisch: Herr des Schatzes), der es mit Gold beschenkte. Das Volk scheint die frommen freigebigen Herren frühzeitig liebgewonnen zu haben, theils weil sie überhaupt prächtig und seltsam auftraten, theils weil ihre weite Reise aus geheimnißvollem Lande und deren Nachahmung bei dem von der

Digitized by Google

Kirche ihnen zu Ehren eingesetzten Feste an die Umzüge seiner alten Götter und an das Erscheinen derselben an den Wiegen seiner Heroen erinnerte. Das Fest findet sich schon in dem ersten noch halb heidnischen Kalender des Jahres 448 verzeichnet. Später wurden die drei Könige häufig von Malern zum Gegenstand der Darstellung gemacht und ihr Umzug bis auf die neueste Zeit vom Landvolke bald in mehr andächtiger, bald in mehr burlesker Weise nachgeahmt. So namentlich in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, von den tiroler Alpen bis hinab an die Ost- und Nordsee.

Auch in Belgien waren die drei Weisen zu allen Zeiten hochgeehrt, und zwar sowol unter Wallonen wie unter Vlämingen. Man nannte ihren Tag, wie in Deutschland, das große Neujahr — Groot Nieujaer — trug Zettel mit ihren Namen beschrieben als Amulete gegen die fallende Sucht bei sich, glaubte sich durch Anrufung derselben vor Kopfweh, Fieber, bösem Zauber, vor Unfällen auf Reisen und besonders auch vor dem Biß toller Hunde zu sichern, und verwendete die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar sogar als Zaubermittel, indem man sie auf Papier schrieb und um die Kugel wickelte, mit der man einen unfehlbaren Schuß thun wollte.

Zu Furnes, zu Ypern und in andern von Vlämingen bewohnten Orten und Landstrichen wird das Epiphaniasfest in der Regel „Dertienday" oder „Dertiennacht", d. h. der dreizehnte Tag, die dreizehnte Nacht genannt; denn es ist der Tag, der auf die zwölf Nächte folgt. Aus demselben Grunde bezeichnet man es auch als „Heilig-Licht-Nacht". Nachdem die zwölf Nächte vorüber sind, die man sich im Heidenthum als dämmernde Uebergangsperiode gedacht haben mag, und in denen man später düstre Mächte geheimnißvoller und gespenstiger Art umgehen sah, schließt sich die unterirdische Welt, das in die Erde versunkene Heidenthum, und eine neue Sonne bescheint gleichsam die Erde und die Menschen, ihnen zu dem gewöhnlichen Tagewerk zu leuchten. So wurde der Tag der drei Könige zu einem besonders glücklichen, für den er noch jetzt gilt. Namentlich für Donnerstags- und Sonntagskinder bringt er in Belgien Segen, und sehr gern schließen solche an diesem Tage Verlobungen und Heirathen.

In England heißt der Tag bekanntlich „twelfth day", der zwölfte Tag, aber auch dort bildete er den Schluß des Weihnachtsfestes, an dem man sich zum letzten Mal den mit diesem verbundenen Freuden überließ. Die Gelage, mit denen man ihn feierte, erhielten eine neue Berechtigung dadurch, daß die Kirche auf ihn die Erinnerung an die Hochzeit von Cana verlegte, und dadurch wird sich auch erklären, daß das aus den römischen Saturnalien herübergenommene, ursprünglich in Frankreich heimische Fest „Roi boit" sich allmälig über Belgien verbreitete. Es war eben entstanden aus dem altrömischen Zecherkönig, aus der Erinnerung an die Könige von Morgenland und aus der

Digitized by Google

Erzählung von jenem Hochzeitsgelag in Cana und dem humoriſtiſchen Wunder, das Jeſus bei demſelben verrichtet hatte.

In den Provinzen Lüttich, Namur und Luxemburg wird der König durch das Bohnenloos beſtimmt. Die Bäcker ſchicken ihren Kunden am Dreikönigstag ein großes rundes Brot, in welches eine ſchwarze Bohne eingebacken iſt, und welches in Huy den Namen „pain cadeau“ führt. Dieſes wird in Stücke zerſchnitten, die von dem jüngſten Kinde der Familie an die Anweſenden vertheilt werden. Wem das Stück mit der Bohne zufällt, der iſt König. Man wählt für ihn Hofbeamte, unterwirft ſich für den Abend ſeinen Befehlen und erweiſt ihm überhaupt die Ehrerbietung, die ſeiner ſouveränen Würde zukommt. Vor Allem aber hat jedes Glied der Geſellſchaft, ſobald er trinkt, laut auszurufen: „Le Roi boit!“ und wer dieſe Kundgebung der Ehrfurcht vor dem königlichen Durſt unterläßt, wird unnachſichtlich beſtraft. Das Volk weiß, daß einer der drei Könige, welche dem Jeſuskind zu Bethlehem ihre Huldigung darbrachten, ein Mohr war, und dies hat vermuthlich die Art der Strafe für jene Verletzung des Comments beim Feſt des Bohnenkönigs angegeben. Man ergreift den Sünder und färbt ihm das Geſicht mit Kohle ſchwarz, ein Gebrauch, der begreiflicherweiſe nicht wenig dazu beiträgt, die Heiterkeit des Gelages zu erhöhen.

An den meiſten Orten, z. B. in Dinant läßt man auch die Dienſtleute des Hauſes am Looſen um die Königswürde theilnehmen. Allenthalben aber hat der König die ihm zu Theil gewordene Ehre ſeinen Unterthanen mit einem kleinen Feſte zu bezahlen, welches in der Regel den Sonntag oder Montag nach dem Dreikönigstag gegeben wird.

Im vlämiſch redenden Theile Belgiens hält man es ähnlich; doch iſt hier der Bohnenkuchen nicht bekannt. Man bedient ſich hier vielmehr wirklicher Looſe, um den König und deſſen Hofchargen zu beſtimmen. Auf Zettel, die man „Koningsbrieven“, d. h. Königsbriefe nennt, werden die zu vertheilenden Titel geſchrieben und dann von jedem Anweſenden ein ſolches Loos gezogen. Iſt eine genügende Anzahl von Perſonen beiſammen, ſo wird ein ähnlicher Hofſtaat geſchaffen, wie er die Fürſten unſrer ſtudentiſchen Bierherzogthümer umgibt. Der eine wird durch ſein Loos Miniſter (Raadsheer), der andere Beichtvater (Biechtvader), ein dritter Mundſchenk (Schenker), ein vierter Truchſeß (Voorproever), ein fünfter Harfner (Speelman). Wieder andere erhalten geringere Aemter: der eine das des Leibarztes (Geneesheer), der andere das des Hofnarren (Sot), ein dritter das des Mundkochs (Kok) oder das des Schweizers (Zwitſer) oder des Kammerdieners (Kamerling) u. ſ. w. Jeder hat ſich zu beſtreben, den Abend hindurch den Charakter der Rolle feſtzuhalten, die ihm ſein Loos anweiſt, und wenn Se. Majeſtät der König, der als Zeichen ſeiner Würde eine Krone von Goldpapier trägt, zu

trinken geruhen, haben alle Chargen ihre Ehrfurcht vor solchem Entschluß durch den Ruf „de Koning drinkt!“ zu erkennen zu geben. Der Hofnarr ist angewiesen, daß diese Vorschrift der Hofetikette nicht verletzt wird, und sobald einer sich dessen schuldig macht, greift er zu der neben ihm liegenden Kohle und zieht dem Unartigen einen schwarzen Strich über das Gesicht.

Nach einer Volkssage waren es übrigens die drei Weisen, welche den Ruf „Le Roi boit!“ zuerst ausstießen, indem sie gerade in dem Augenblick in den Stall zu Bethlehem traten, als das heilige Kind nach der Brust seiner Mutter griff. Andere wieder behaupten, daß der Gebrauch sich aus dem sogenannten Evangelium vom Spinnrocken herschreibe.

Ein altes Lied, welches noch jetzt in Antwerpen gesungen wird, wenn man um den König looft, spielt auf die Ueberlieferung an, von der wir eben sprachen, und so theilen wir es hier neben dem Inhalt eines andern Dreikönigstagsliedes mit, welches dort noch häufiger gehört wird. Es lautet:

Jaspar, Melchior en Balthazar,
Kwamen by dit kindeken daer
Zy knielden met ootmoed
Offeranden,
Wierook branden,
Zy knielden met ootmoed
Voor dit kindeken
Jesuken zoet.
Geheel de stad die was voll vrêe
't kindeken en de beestekens mêe
Dan roepen zy dat 't klinkt:
Vivat,
Vivat, vivat!
Dan roepen zy dat 't klinkt:
Vivat!
Onze koning drinkt!“

D. h.: Kaspar, Melchior und Balthasar kamen zu dem Kindchen da. Sie knieten mit Andacht, opferten, verbrannten Weihrauch, knieten mit Andacht vor diesem Kindchen, Jesulein süß. Die ganze Stadt war voll Freude, das Kindchen und die Thierchen auch; dann riefen sie, daß es klingt: Vivat, vivat, vivat! Dann riefen sie, daß es klingt: Vivat! Unser König trinkt!“

Das andere Lied, welches während des Loosens um die Königswürde gesungen wird, ist von weltlichem und possenhaftem Charakter. Es beginnt mit der Erklärung: „Wir sind drei Könige, wir suchen kein Kind, sondern ein Schlückchen Löwensches (Bier), das uns besser dient,“ feiert dann die Zechfertigkeit Kaspars, der mindestens eine Pinte trinken kann und dazu noch Taback und Branntwein haben muß, und schließt mit den Worten: „Da

Digitized by Google

kam uns unterwegs auch ein hübsches Mädchen entgegen, wir gaben ihr einen Kuß."

Während das erste Lied an die Gesänge erinnert, die in Deutschland an den Weihnachtskrippen gesungen wurden, deutet das zweite auf einen ähnlichen Gebrauch, wie der, bei dem unsre Sternsinger die Wanderung der drei Könige darstellen. Daß solche dramatische Reproductionen der Weihnachtsmythen auch in Belgien stattgefunden haben, wird aus dem später Folgenden hervorgehen. Zunächst aber betrachten wir mit unserm Sammler noch einige mit dem Vorigen verwandte Sitten.

Am Abend vor Dreikönig sowie am Morgen dieses Tages schwärmen alle Straßen Antwerpens von Mädchen und Knaben der untern Classen, die mit dem Ruf: „Koningsbrieven en kroon, en kroon!" jene Loose und Goldpapierkronen für das Dreikönigsgelage feilbieten und bedeutende Geschäfte machen, da die mittlern und untern Stände jenen Gebrauch noch allenthalben festhalten. In Mecheln wird der Tag besonders eifrig von den Sägemüllern und Holzspaltern gefeiert, die nach den Worten des Evangeliums „zy zagen de star", welche sowol „sie sahen den Stern" als „sie sägten den Stern" bedeuten können, die drei Weisen als Verfertiger des Sterns und somit als Zunftgenossen betrachten, was an den Glauben unsrer alten Zimmerleute erinnert, nach welchem sie einst im Himmel vom lieben Gott beschäftigt werden, ihm die Zacken an seinen Sternen zu machen.

Auch im Hennegau ist der Dreikönigstag ein wichtiges Familienfest, ja er spielt hier die Rolle unsres deutschen Weihnachtsabends. Keine Familie ist so arm, daß sie nicht die „Rois" feierte, und von weit und breit kommen die Verwandten zusammen, um mit einander die dabei üblichen Gerichte zu verzehren. In Tournai wie in Ath geschieht es noch jetzt häufig, daß Dienstboten sich beim Antritt ihres Dienstes ausbedingen, am Dreikönigstag zu ihren Eltern gehen und mit ihnen „das Kaninchen" oder „die Bratwurst" verzehren zu dürfen, die hier das herkömmliche Festessen sind. Beim Beginn des Mahles wird mit Flinten oder Pistolen geschossen, und nach der Mahlzeit zieht man Loose um die Königswürde.

In Lüttich, Mecheln und Turnhout pflegten die Kinder an verschiedenen Stellen der Straßen angezündete Kerzen oder Wachsstöckchen aufzustellen, um dieselben zu tanzen und zuletzt darüber wegzuhüpfen. In Tournhout schickten die Kerzenfabrikanten am Dreikönigstag Lichter mit drei Enden, die für diese Ceremonie bestimmt waren. Die Kinder klebten diese „Keersken" auf die Stubendiele, sprangen darüber und sangen dazu ein vlämisches Liedchen, welches in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet:

„Drei Könige, drei Könige!
Kauft mir 'nen neuen Hut.

Digitized by Google

Mein alter iſt verſchliſſen,
Mukter ſoll es nicht wiſſen,
Vater hat das Geld
Auf den Roſt gezählt."

Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind dieſe Kerzen Reſte der alten Weihnachtsfeuer, die man an dem Dreikönigstage, auf den vor der Reform des Kalenders der Weihnachtstag fiel, anzuzünden und über die dann das junge Volk in der Weiſe zu ſpringen pflegte, wie noch jetzt in verſchiedenen deutſchen Gegenden das Landvolk über die Oſterfeuer und die Feuer der ſommerlichen Sonnenwende hüpft. Herrſchen doch auch in England, wo auf dem Lande der „twelfth day" noch „old christmas day" genannt wird, in manchen Strichen ganz ähnliche Sitten.

Ganz entſchieden verwandt mit deutſchen Gebräuchen iſt eine im Limburgſchen noch hin und wieder vorkommende Kinderſitte, nach welcher am Abend des Dreikönigstags die Schuljugend, als Magier herausgeputzt, mit einem Stern von Haus zu Haus ziehen und die Leute anſingen. Der Stern wird auf einer Stange getragen. Er iſt von Pappe und mit Figuren verſehen, die mit buntem, geöltem Papier verklebt ſind, durch welches das im Centrum brennende Licht hindurchſcheint. An der Stange hängt ein Bindfaden herab, mit welchem der Stern fortwährend gedreht wird. Das Lied, das die Kinder, bisweilen von einem Dudelſack begleitet, dabei ſingen, lautet:

„Dry koningen met een ſterre
Kwamen gereezen al van zoo verre,
Zy riepen alle gelyk: Offeranden!
Laet wierook branden!
Zy riepen alle gelyk: Vivat!"

Auf deutſch:

„Drei Könige mit 'nem Sterne
Kamen gereiſt von ſo ferne.
Sie riefen alle gleich: Opfergaben!
Laßt Weihrauch brennen!
Sie riefen alle gleich: Vivat!"

In andern Gegenden Belgiens iſt dieſer Gebrauch nicht (wol nicht mehr) in Uebung. Doch gehen hier Sänger umher, welche gewöhnlich gekleidet, mehre Tage wie in der Zeit des Chriſtfeſts Weihnachtslieder und Geſänge von den drei Königen vortragen und dafür Geld einſammeln. In Aloſt, wo dieſelben ihre Wanderung ſchon am Abend vor Epiphanias begannen, iſt die Sitte 1858 eingeſtellt worden, wogegen ſie in Antwerpen noch in voller Blüthe iſt. Die „Kersliedekens", welche hier von den Kindern und alten Leuten von Epiphanias bis zu Lichtmeß geſungen werden, ſind größtentheils von dem Volksdichter Jan Koes, der im vorigen Jahrhundert in der Nach-

Digitized by Google

barschaft von Antwerpen lebte und dessen Verse noch jetzt allenthalben im Munde der vlämischen Bevölkerung dieser Gegend sind.

Bisweilen mischen sich in diese geistlichen Lieder auch weltliche Poesien z. B. Trauerlieder auf den Tod der Kaiserin Maria Theresia, die mit dem Refrain endigen:

„Onz' Kaizerin is overleden,
Ja, onz' Maria Theresia."

Auf deutsch:

„Unsre Kaiserin ist verschieden,
Ja, unsre Maria Theresia!"

Wir fügen hinzu, daß dieselbe Sitte auch in den von Wallonen *bewohnten* Theilen Belgiens herrscht. Doch singen die Kinder zu Huy und in der Umgebung von Lüttich nur bis zum neunten Tage nach dem Dreikönigsfest.

Die kurhessische Frage.

Von der preußischen Grenze.

Das hessische Volk hat gesprochen. Mit einer Einmüthigkeit, die um so bedeutungsvoller wird, wenn man die lange erfolglose und fast hoffnungslose Anstrengung erwägt, die es bisher seinen Kräften zugemuthet, hat es der Regierung erklärt, der Friede könne nur auf Grundlage des Rechts hergestellt werden. Die Sühne für den geschehenen Rechtsbruch ist die erste nothwendige Bürgschaft für die künftige Sicherheit; sobald diese erfolgt, will das Volk seinerseits die Hand zur Versöhnung bieten.

Das Volk hat seine Pflicht gethan. Zehnjährige Leiden haben seine Ausdauer nicht erschöpft, seine Hoffnung nicht gebrochen. Die Frage ist nun, was sein Entschluß anderwärts für Wirkungen ausüben wird.

Die kurfürstliche Regierung, auf die es zunächst ankommt, hat ihrerseits die Antwort bereits gegeben. Sie hat die Anforderungen der Volksvertreter für nichtig erklärt, den Landtag aufgelöst und nach sechs Monaten einen neuen ausgeschrieben. Sechs Monate! — Und bereits auf den März oder April hat man den Krieg angemeldet.

Die kurfürstliche Regierung ist mit dem gegenwärtigen Zustand vollkommen zufrieden. Was sie wollte, hat sie erreicht: mit Hilfe der Bundesexecution

Digitized by Google

und der Straßbayern sind alle freisinnigen Einrichtungen des Landes zertrümmert, und factisch eine Dictatur hergestellt, die durch jede Art von Landesvertretung nur gestört werden kann. Wenn die Regierung keinen Landtag in der von ihr gewünschten Weise zusammenbringt, so behilft sie sich ohne denselben, sie kann die Verfassung entbehren. Wenn nach sechs Monaten wieder ein renitenter Landtag gewählt wird, so schickt sie ihn wieder nach Hause, und so ins Unendliche. Sollte es darüber im Lande unruhig werden, so zählt sie auf den Schutz des Bundes. Und überhaupt? warum soll man an die Sündfluth denken! Wir leben, so lange es geht.

In zweiter Instanz kommt Preußen. Preußen hat eine doppelte Schuld gegen das hessische Volk: es hat es vor zehn Jahren im Stich gelassen, es hat ihm jetzt sein Wort verpfändet. Die gegenwärtige Regierung hat ihre Stellung, dem Bunde und dem Kurfürsten gegenüber, dadurch erschwert, daß sie sich als die einfache Fortsetzung der vorigen Regierung betrachtet. Hätte sie einfach erklärt: das Cabinet Manteuffel existirt nicht mehr, und wir treten seine Erbschaft nur insoweit an, als völkerrechtliche Verpflichtungen vorliegen, so hätte sie die vielen diplomatischen Winkelzüge nicht nöthig gehabt.

Indessen über die Form hat man nicht nöthig zu streiten, wenn nur die Sache gemacht wird. Preußen hat gegen den Bundesbeschluß, welcher die Rechtsgiltigkeit der Verfassung von 1831 aufhebt, entschieden Protest eingelegt, es hat ihn für null und nichtig erklärt. Der Minister hat dem Landtag die Versicherung gegeben, er habe die Folgen dieses Schritts nach allen Seiten erwogen.

Darin liegt nun zunächst: Preußen wird unter keinen Umständen eine neue Execution des Bundes zugeben. — Eine Bundesexecution zur Durchführung der octroyirten Verfassung. — Aber eine solche zu verlangen, hat die kurfürstliche Regierung nicht die mindeste Lust; es liegt ihr gar nichts daran, die octroyirte Verfassung durchzuführen; sie regiert ebenso gern ohne alle Verfassung. Was sie bedarf, hat sie bereits erlangt. — Oder soll in jener Erklärung mehr liegen? Soll es heißen: eine Execution wird auch in dem Fall ausgeschlossen, wenn das Volk mit Gewalt die Verfassung von 1831 wieder herstellt?

Einmal scheint uns die preußische Regierung nicht von der Beschaffenheit, diesen Gedanken wirklich ausgedacht zu haben. Auch uns gefällt er ganz und gar nicht. Die Sache der Ordnung, und was damit zusammenfällt, die Sache der Freiheit, wird nicht gefördert, wenn man dem Spiel des Zufalls die Entscheidung überläßt. Auf Italien mag das Princip der Nichtintervention seine Anwendung finden; für die geographische Lage Kurhessens paßt es nicht. Sobald es in Kurhessen auf das Gebiet der Thatsachen übergeht, wird intervenirt, daran ist gar kein Zweifel; von dort oder von dort.

Digitized by Google

Conservativer und zugleich eines großen Staats würdiger scheint uns eine andere Haltung Preußens. Die Rechtsfrage ganz bei Seite gesetzt, kann Preußen jetzt der kurfürstlichen Regierung, die Acten in der Hand, den schlagenden Beweis führen, daß der Friede nur auf Grundlage der Verfassung von 1831 möglich ist. Preußen kann aber, um seiner Selbsterhaltung willen, nicht zugeben, daß unmittelbar an seiner Grenze die Anarchie ausbricht. Es kann es um so weniger zugeben, da ein Krieg vor der Thür steht. Es hat also der kurfürstlichen Regierung freundnachbarlich den Wunsch auszudrücken, die Ordnung im Lande herzustellen, da der Krieg angemeldet ist: im andern Fall würde eine Intervention sich nicht vermeiden lassen. — Es würde nicht genügen, diese Bemerkungen an die kurfürstliche Regierung zu adressiren, die sie wahrscheinlich als schätzbares Material zu den Acten legen würde; sondern sie müßten zugleich den übrigen Bundesregierungen, sie müßten Deutschland und Europa mitgetheilt werden.

Diese Erinnerung würde von entschiedenem Erfolg sein, sobald Preußen vorher im eignen Lande Ordnung gemacht hätte. Denn das freilich gehört dazu. Wenn in Preußen, wie bisher, immer die rechte Hand nicht weiß, was die linke thut so kann es alle Tage ein Dutzend Noten schreiben — überreicht von einem lächelnden Gentleman, der die Achseln zuckt und zu verstehen gibt, es wäre nicht so schlimm gemeint; was die Herren Minister *sagten*, sage noch lange nicht der Staat (im vertrauten Kreisen sollen statt des Ausdrucks „Herren" auch andere Ausdrücke gebraucht werden): — es kann alles Papier, was in Deutschland fabricirt wird, vollschreiben, und man wird sich noch nicht einmal die Mühe geben, es zu lesen.

Wenn aber in Preußen die Disciplin soweit erstarkt, daß die rechte Hand mit der linken zusammenwirkt, so wäre jetzt große Aussicht, daß seine Ansichten bei den übrigen Bundesregierungen mehr Anklang finden: oder besser gesagt, daß man ihnen mit weniger Strenge gegenübertritt, als zur Zeit des Bundesbeschlusses.

Zwei Regierungen nehmen wir aus: Hannover und Mecklenburg; diese werden, so lange sie nicht die Nothwendigkeit mit Augen sehn, kein böses Beispiel zulassen, das auch bei ihnen zu Hause bedacht werden könnte. Sobald sie die Nothwendigkeit sehn oder fühlen, ist es freilich ein Anderes.

Oestreich dagegen ist nicht mehr in der alten Lage. Wenn es sich nicht etwa entschließt, Venedig zu verkaufen, hat es den Krieg. Sobald der Krieg erklärt ist, kann es sein sämmtliches Papiergeld zum Anzünden ungarischer Pfeifen benutzen, denn sonst hätte es keinen Zweck. Der Krieg würde nicht blos Venedig gelten, sondern Ungarn. Wie die Stimmung in Ungarn ist, tritt jetzt zu Tage; das Diplom hat Licht verschafft — und das ist ein ungeheurer Gewinn. Wenn man im Begriff ist, in einen Abgrund zu stürzen, so

Digitized by Google

ist es ein ungeheurer Gewinn, wenn ein Blitzstrahl die Lage entdeckt; denn man kann umkehren. — Mit dem letzten Militärsystem kann Oestreich nicht fortregieren, das weiß es jetzt. Auch ist es zu liberalen Einrichtungen jeder Art erbötig, es hat sich nur noch nicht recht klar gemacht, welche man wünscht. Schmerling ist Minister, und Schmerling hat, abgesehn von sonstigen Vorzügen, noch das voraus, daß er Deutschland kennt. — Vielleicht wird er seine Collegen darauf aufmerksam machen, daß auf Rußland, auf Frankreich, auf England nicht zu bauen ist; daß, wenn noch irgend eine Hoffnung gefaßt werden sollte, diese Hoffnung auf Deutschland ruht, auf Deutschland, d. h. auf Preußen. — Ein absolutistisches Cabinet hat den Bundesbeschluß in der kurhessischen Frage veranlaßt; das neue „liberale" Cabinet kann, ohne sich etwas zu vergeben, in Anbetracht der veränderten Umstände jetzt im Einverständniß mit Preußen einen andern Bundesbeschluß zuwege bringen.

Was nun die Mittelstaaten betrifft, so müssen die Freunde der Freiheit, der Ordnung und des Fortschritts erwägen, daß die Regierungen derselben von den Wünschen ihrer Völker noch lange nicht hinreichend in Kenntniß gesetzt sind. Man glaube nicht, seine Pflicht gethan zu haben, wenn man über Preußen die Nase rümpft, und dann behaglich und mit dem Bewußtsein einer großen That die Hände in die Tasche steckt. Wenn wir nicht vorwärts kommen, hat das Volk mehr Schuld als die Regierungen.

Es sind freilich Beifallsadressen an die kurhessischen Liberalen von hier und da eingegangen; diese werden ihren Eindruck auf das Gemüth nicht verfehlen, aber ihre gesetzliche Wirkung ist null und nichtig. — Für gesetzliche, und, was dasselbe heißt, factische Wirkung gibt es nur ein Mittel.

Der Bürger von Sachsen, Hannover, Würtemberg u. s. w. hat es zunächst nur mit seiner eignen Regierung zu thun. — Wenn er die Ueberzeugung hat, daß zur Erhaltung Deutschlands, also auch zur Erhaltung des eignen Staats, die Wiederherstellung der Ordnung in Kurhessen nothwendig ist, so hat er diese Ueberzeugung seiner eignen Regierung auszudrücken; entweder durch Vermittelung des gesetzlichen Organs, wo ein solches vorhanden ist, des Landtags; oder unmittelbar, in der Form einer Petition.

Der Abgeordnete Eichorius aus Leipzig hat in der sächsischen Kammer den Antrag gestellt: die Regierung zu ersuchen, in Anbetracht, daß nur so der Friede herzustellen ist, ihren Gesandten am Bunde dahin zu instruiren, daß der vorige Bundesbeschluß zurückzunehmen und die Rechtsgiltigkeit der Verfassung von 1831 anzuerkennen ist. — Der Antrag ist in allen Motiven äußerst gemäßigt, übrigens logisch correct gestellt. — Er würde auf die Regierung einen viel größern Eindruck machen, wenn sie erführe, daß er in ihrem ganzen Lande, wo überhaupt politische Bildung herrscht, auch in conservativen Kreisen (womit wir natürlich nicht die Kreise des Junkerthums

Digitized by Google

meinen) als eine unbedingte Nothwendigkeit für den Frieden und die Ruhe Deutschlands erkannt wird. — Noch ist in dieser Hinsicht nichts geschehen, es wäre die höchste Zeit, um so mehr, da wir glauben, daß diese Frage neben der schleswig-holsteinischen die einzige ist, in welcher alle Patrioten, ohne Rücksicht auf ihre sonstige Rolle, vollkommen übereinstimmen.

Es ist aber auch sonst die höchste Zeit: denn auf den März oder April hat Garibaldi — vielleicht der einzige Mann in Europa, der in diesem Augenblick einen bestimmten Entschluß bereits gefaßt hat — den Oestreichern Krieg angesagt; und bis dahin muß Deutschland zu Hause eingerichtet sein, wenn wir nicht dem schimpflichsten Zerfall entgegen sehen sollen. ††

Weihnachtsliteratur.

Wieder einmal hat zum bevorstehenden Feste die Industrie der Verlagshandlungen eine umfangreiche Thätigkeit bewiesen. Von allen Seiten werden vergoldete, mit Bildern verzierte Kinderbücher auf den Tisch der Redactionen gelegt, die Zahl schwillt in das Ungeheure, fast jedes Gebiet menschlicher Interessen, fast jeder Kreis poetischer Empfindungen wird herbeigezogen, zahllose Werke für Erwachsene, die im Lauf der letzten Jahre erschienen sind, werden geplündert, um in bequemen Bänden vom Glanz des Weihnachtsbaums bestrahlt zu werden. Es ist nicht mehr leicht, eine Uebersicht über die gesammte Weihnachtsliteratur zu gewinnen; aber in dem Vielen, was zufällig in die Hände kommt, muß neben manchem Erfreulichen das Meiste als verfehlt verurtheilt werden. Einzelne Richtungen drängen sich besonders reichlich hervor und geben Veranlassung zu einer wohlmeinenden Polemik. Immer wieder muß gesagt werden, daß dieses massenhafte Anschwellen der Jugendliteratur durchaus kein Glück für die Jugend ist, und daß die Fluth von Büchern, die alle bemüht sind, der liebenswürdigen Einfalt der Kinder entgegenzukommen und das mangelhafte Verständniß des Lebens, welches den Kindern eigen ist, poetisch zu verklären, unsere Kleinen nicht fördert, sondern kindisch macht. Ja, wir wünschen bei Eltern und Erziehern die Ueberzeugung zu fördern, daß Kinder die sogenannte Kinderliteratur fast gar nicht bedürfen. Allerdings gibt es einen großen Kreis gemüthlicher und poetischer Anschauungen, aus welchen seit Jahrhunderten jede Generation der Deutschen heraufgewachsen ist; der Duft und die Farbe, welche aus solchen Stoffen in die Kinderseele dringen, sie sollen um Alles nicht verringert werden. Der Zauber, welchen das Volksmärchen auf die junge Seele ausübt, unser kleines dummes Pfefferkuchhäusel, Frau Holle, Schneewittchen und die kleinen Zwerge wer-

Digitized by Google

den, so hoffen wir, noch viele Jahrhunderte mit Entzücken und anmuthigem Schauer verschlungen werden, auch der alte ehrliche Göckelhahn am Ende der Fibel wird dringend gebeten, dem fleißigen Kinde seine Pfennige auszukrähen, hübsche einfache Lieder und Sprüche mögen immer wieder auswendig gelernt und aufgesagt werden; aber sobald der Geist des Kindes so weit entwickelt ist, daß es selbständig längere Geschichten zu lesen vermag, wird die nahrhafteste Kost immer die sein, welche auch den Erwachsenen Genuß gewährt; natürlich mit großer Auswahl. Nur muß diese nicht mit der Pruderie geschehen, welche jetzt Jugendschriften so häufig zur Last fällt, und nicht mit der Absicht, dadurch fromm und gut zu machen, daß unendliche langweilige Musterbilder von artigen Kindern ausgekramt werden. Dem Kinde geht es grade wie dem Landmann oder Handwerker, welche ebenfalls mit gutem Recht von den Volksschriften mit kalter moralischer Tendenz abgestoßen werden.

Nach anderer Richtung wirkt schädlich eine zweite Classe von Kinderschriften, welche namentlich in den letzten Jahren überhand genommen hat. Es ist der verwässerte Niederschlag der pikanten Touristenabenteuer, jene Kämpfe mit Eisbergen, mit Indianern, Negern, Elephanten und Wallfischen; in ihnen häufen sich die Gefahren, welche die kleinen Helden bedrohen, so massenhaft, das Fremdartige, Unerhörte, Seltsame dringt so heftig in die Phantasie, daß solche Bücher die Einbildungskraft überreizen und vor der Zeit blasiren. Indem sie eine Anzahl ziemlich fern liegender Anschauungen in die Seele prägen, verringern sie leicht sehr die unbefangene Empfänglichkeit für das Naheliegende, vielleicht das Interesse an der umgebenden Wirklichkeit. In eine dritte Classe aber gehören solche Bilderbücher, bei denen die Illustration die Hauptsache ist, der Text nebenbei läuft. Vieles Hübsche wird in dieser Richtung gefördert, einige unserer besten Zeichner haben nicht verschmäht, den Kindern zu dienen, aber es wird auch hier des Guten zu viel. Die ewigen Arabesken und rundlichen Kindergestalten in gezierten Stellungen, ein oft geistloses Tändeln mit dem Kleinsten muß weggewünscht werden; und die Verse, die gewöhnlichen Begleiter solcher Illustrationen, sind doch meist über Gebühr schauderhaft.

Von den vorliegenden Büchern erwähnen wir zuerst und mit besonderer Auszeichnung:

Der Jugend Lust und Lehre. Album für das reifere Jugendalter. Herausgegeben von Dr. Hermann Masius. Mit 22 Lithographieen und 4 Holzschnitten. Vierter Jahrgang. Glogau, C. Flemming. — Unter den Bildern sind einige sorgfältig gezeichnete historische Porträts; der Text aus der Naturbeschreibung, Völkerkunde, Geschichte, auch der ältern epischen Poesie entnommen, ist von namhaften Verfassern verständig bearbeitet, es ist überall eine reichliche Darstellung wirklichen Details, naheliegender Interessen, nationaler Poesie und Geschichte. Der starke Band ist für Knaben und Mädchen von 12 bis 16 Jahren bestimmt. — Aus demselben Verlage präsentiren sich als illustrirte Kinderbücher:

Das Nußbäumchen. Von Gustav Süs. Die Arabesken in Farbendruck sind die Hauptsache, der Text schildert die Schicksale einer Haselnuß von der Blüthe bis zu dem finstern Moment, wo sie in den Mund des Nußknackers geschoben wird. Etwas zu gesucht. — Der Kinder-Engel. Von Gustav Süs. Inhalt: wie die neugebornen Kinder durch den Storch und einen kleinen sentimentalen Engel aus dem Kinderbrunnen geholt und den Eltern gebracht werden. Die Zugabe mo-

Digitized by Google

derner weichlicher Empfindung macht die alte volksmäßige Vorstellung doch ein wenig bedenklich. — Das Stadt-Thor. Von A. Kraus und C. Weiß. Holzschnitte und Verse machen etwas höhere Ansprüche. Es ist zu hoffen, daß die Kinder aus diesem Werke eine recht tiefe Ueberzeugung von der socialen Bedeutung eines Stadtthors erhalten werden.

Christfestbuch. Lieder vom Stern über Bethlehem. Gesammelt von K. Hofmann v. Rauborn. Bonn, Rheinische Buchh. 1861. — Eine kleine Anthologie, Sammlung von Gedichten zum Theil unserer besten Dichter, welche Advent, Weihnachten und Neujahr begrüßen. Es ist die Absicht, alle Jahresfeste in dieser Weise poetisch zu illustriren.

Böhmisches Märchenbuch (10 Lieferungen). Deutsch von Alfred Waldau. Prag, Gerzabeck, 1860. — Das Buch hat nicht den Zweck, der Wissenschaft zu dienen, sondern zu unterhalten. Die Erzählung ist daher nicht treu aus dem Munde des Volkes, sondern eine anspruchslose und nicht geschmacklose Zurichtung der besten Volksmärchen welche in den böhmischen Märchensammlungen fixirt sind. Sie werden auch für die deutsche Jugend eine reizvolle Lectüre sein. Einzelne fremdartige Vorstellungen stören nicht, da die Methode der Erzählung im Ganzen so fortläuft, wie bei den deutschen Hausmärchen.

Vier Bände Erzählungen für die Jugend, von Staudenmeyer. — Höchst moralisch und christlich fromm. Gläubig zu Gott beten und den Armen Gutes thun bringt sicher schon auf Erden vorwärts; wer aber gegen die zehn Gebote handelt, dem wird greulich vergolten. Wir wünschen, daß die Kinder diese poetische Verklärung des Katechismus in ihrer Unschuld zu Ende lesen, ohne zu merken, daß diese vergoldeten Weihnachtsbücher eigentlich nichts Anderes sind, als orthodoxe Erklärungen des ehrwürdigen Textes, welchen sie in den Schulen auswendig lernen.

Mit einer ganzen Reihe illustrirter Werke zieht wieder die thätige Buchhandlung von Otto Spamer heran, darunter neue Auflagen früherer: die Wunder des Mikroskops, von Dr. M. Willkomm; Buch der Geologie, von R. Ludwig; Malerische Botanik, von H. Wagner; Eduard Vogel's Erforschungsreisen in Centralafrika, von H. Wagner; Ein Weltfahrer, oder Erlebnisse in vier Erdtheilen des Elisha Kent Kane, von J. G. Kutzner, alle in der bekannten Weise mit mehr oder weniger Geschick populärisirt, die zahlreichen Holzschnitte und Tondrucktafeln aus den verschiedensten, allerdings zum Theil schwer zugänglichen Werken zusammengelesen. Alle diese Bände sind Theile von Volks- und Jugendbibliotheken, sie suchen vorzugsweise durch die zahlreichen Anschauungen zu wirken, welche sie von fremdartigen Dingen geben. Der Text wird zuweilen zu sehr Nebensache, einigemal sind die Abbildungen nicht glücklich gewählt, weil sie in sehr entfernter Verbindung mit dem Text stehen. Die Behandlung des Materials ist ungleich, ein Streben nach etwas größerer Gründlichkeit allerdings zu erkennen. Am besten hat dem Ref. das bereits angezeigte Werk von Willkomm gefallen.

Belletristische Neuigkeiten.

Mit Freuden begrüßen wir die zweite Auflage von Leopold Schefer's Hausreden (Leipzig, Haynel), dieser zwar oft barocken, aber doch genialen Schöpfung des alten Dichters. — Von dem berühmten norwegischen Dichter Andreas Munch (geb. 1811, seine erste Gedichtsammlung 1836) sind zwei Uebersetzungen erschienen: die lyrischen Gedichte (Leid und Trost, Berlin, Haude und Spener) für den Weihnachtstisch ausgestattet, und auch durch seinen Inhalt dazu geeignet; und eine historische Tragödie: William und Rachel Russel, (Leipzig, Lork), welche mit schöner Wärme die Tugend eines edlen Weibes feiert. Lesenswerth ist der Zusatz des Professor Monrad über die Bedeutung weiblicher Charaktere für die Tragödie. — Eine Blumenlese, deutscher Dichtergarten von W. Kalkstein (Stade, Steudel) zeichnet sich u. a. dadurch aus, daß man darin das gute alte Genre der Fabeln und Erzählungen wieder antrifft, die von der modernen Mondschein-Lyrik ganz überschüttet war. — Klopstock und Meta von Ludwig Brunier (Hamburg, Perthes): der Stoff ist interessant, das Buch könnte ganz gut sein, wenn der Verfasser sich der schwülstigen Begeisterung enthalten hätte. Tüchtige Charaktere bedürfen dieser schwächlichen Folie nicht. — Von den beiden reizenden Büchlein „Aus unsern vier Wänden" von Rudolf Reichenau und „Mariengarn" von Eduard Tempeltey (Leipzig, Grunow) sind neue Auflagen erschienen; von jenem die sechste, von diesem die dritte. — Patriotische Gesinnungen spricht die Xenien aus: Sieben Festgesänge zur goldenen Jubelfeier der Berliner Hochschule von Heinrich Mahler. (Glogau, Flemming). — Als ein prächtig ausgestattetes und wenigstens in technischer Beziehung meisterhaft ausgeführtes Weihnachtsgeschenk können wir empfehlen: Lied und Bild deutscher Dichter und Künstler. Lieder mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bürger, G. Jäger, Meckel, Neureuther, Patzschke, Schlick, Thon; die Holzschnitte ausgeführt durch die xylographische Anstalt von J. G. Flegel (Leipzig, Grunow). — Die Loreley von Emmanuel Geibel. (Hannover, Rümpler): nicht das preußische Schiff, welches in den sicilianischen Gewässern soviel Unruhe angerichtet hat, sondern die alte Loreley der rheinischen Sage, in der Form einer Oper behandelt. Der erste Act ist bekanntlich von Mendelsohn componirt: es ist doch sehr zu bedauern, daß der berühmte Meister damit nicht fertig geworden ist: der Text zeichnet sich im Arrangement wie in der Sprache sehr vortheilhaft vor den meisten Librettos aus. Eigentlich dramatischen Gehalt darf man natürlich nicht beanspruchen. — Es liegt uns wieder eine ziemliche Reihe von Gedichtsammlungen vor, von denen wir hier namhaft machen: Herm. Allmers (Bremen, Heyse), Ed. Kreuzhage (Münster, Coppenrath), Jul. v. Soest (Elberfeld, Martini) und O. Rostoski (Elberfeld, Martini): poetische Sprache und gute Gesinnung finden wir in den Gedichten des letzten Decenniums im Ganzen häufiger als in denen des vorigen; dafür scheint uns die Physiognomie etwas unbestimmter geworden zu sein. Eins ist namentlich zu loben, daß man das objective Genre, namentlich die Ballade und Erzählung, wieder mehr cultivirt. — Aus der Ballade setzt sich dann

Digitized by Google

auch wol ein Epos zusammen, wie in den „Geusen" des 1859 verstorbenen K. F. Seyffardt, die von Em. Palleske (Elberfeld, Martini) herausgegeben sind. — Leider ist von den größeren Gattungen der Dichtkunst, namentlich dem Drama, welches nach unserer Ueberzeugung doch das Rhodus ist, auf dem getanzt werden muß, wenig Gutes zu sagen. Ein Trauerspiel „Coriolan" von Karl Biltz (Potsdam, Stein) ist nichts anders als eine Uebertragung des Shakespeareschen Entwurfs in Prosa — Prosa der sittlichen Haltung wie der Charakteristik: sogar der alte Collin mit seiner weichmüthigen Moral möchte vorzuziehn sein; in „Maria von Burgund" von Herm. Hersch (Frankfurt a. M. Sauerländer), gerirt sich die Prinzessin mit ihrer ganzen Umgebung wie eine Soubrette aus einem beliebigen Stück von Kotzebue; und ein Lustspiel „der Assessor" (Berlin, Peters), möchte den Verfasser, falls er Jurist ist, mehr zum Avancement wegen braver Gesinnung als für das Theater empfehlen. —

Historische Schriften.

Das Leben J. H. v. Wessenbergs, ehemaligen Bisthumverwesers in Constanz. Nach schriftlichen und mündlichen Mittheilungen, herausgegeben von einem Freunde und Verehrer des Verstorbenen. — (Freiburg i. B., Wagner) — Wessenberg hat für seine Zeit, so weit es in seinen Kräften stand, außerordentlich günstig für die freiere Richtung in der katholischen Kirche gewirkt, und sein edler Charakter verdient, wenn auch die Früchte seines Thuns mit der Zeit wenigstens zum Theil verkümmert sind, daß man sein Andenken in Ehren halte. —

Gedenktage deutscher Geschichte von Prof. Kutzen: drittes Heft, der Tag von Liegnitz. (Berlin, Hirt). Eine vortreffliche Monographie, die sich würdig den beiden frühern Heften: der Tag von Collin und der Tag von Leuthen, anschließt. —

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XX. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich zur Pränumeration auf denselben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen annehmen.

Leipzig, im December 1859. **Fr. Ludw. Herbig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moritz Busch.
Verlag von F. L. Herbig — Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064469446

Digitized by Google

Digitized by Google